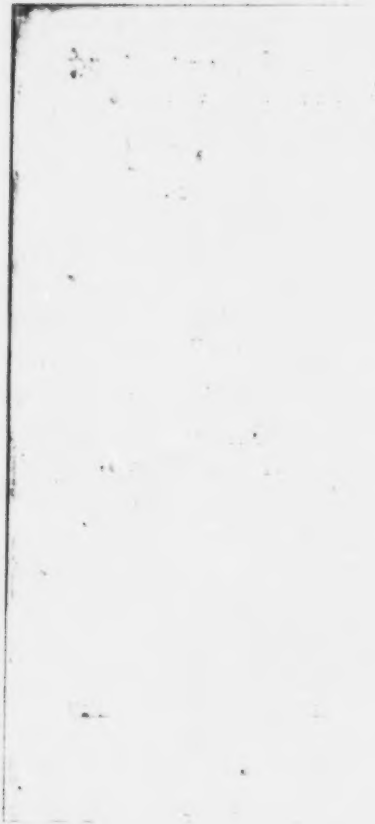
Friedrichs Frhrn. von der Trenck
Kaiſerl. Königl. Obriſtwachtmeiſters

Samlung
vermiſchter
Gedichte
welche
in ſeinem zehnjährigen Gefängniß
in Magdeburg
geſchrieben wurden.

Flectere ſi nequeo ſuperos, Acheronta movebo.

Franckfurt und Leipzig,
1769.

A/SC 192



Dem
Durchlauchtigſten Fürſten
und Herrn,
Herrn
Carl Theodor
Pfaltzgrafen bey Rhein,
des Heil. Röm. Reichs
Ertz-Schatz-Meiſtern
und
Churfürſten in Bayern,
zu Gülich, Cleve und Berg
Herzog,
Fürſt zu Mörß, Marquis zu Bergen op
Zoom, Graf zu Veldentz, Sponheim,
der Marck und Ravenſperg,
Herr zu Ravenſtein ꝛc. ꝛc.

Meinem gnädigſten Chur-
fürſten und Herrn.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Durchlauchtigſter
Churfürſt

Gnädigſter Fürſt und Herr!

Mein auſerordentliches Unglück, und die Gegenwart des Geiſtes in groſſen Gefahren, hat meinen Nahmen

ziemlich bekannt in Teutschland gemacht. Am wenigsten kennt man ihn aber just da, wo ich mehr als meine Pflichten erfüllt habe. Geduld! Redlichkeit siegt zuletzt doch; und ich trete jetzt nach besiegten, und rühmlich besiegten Weltstürmen mit erhabener stolzen Stirn vor die Augen aller Fürsten Europens, vor das Urtheil der Klugen, und vor dem Gerichte des HErren aller Monarchen, weil ich ohnerschrocken sagen kann:

HErr! verfahre mit mir nach meinen Werken.

Mein

Mein Schluß iſt gegenwärtig gefaßt, den Reſt meiner Jahre nur mir und der gelehrten Welt zu leben. Kann ich durch meine Erfahrung rohe Jünglinge oder nur materielle Menſchen klüger machen, ſo bin ich nicht unnütz; wenigſtens werde ich nie Fürſtlichen Gnaden zur Laſt leben, noch meinen durch alle Proben muthig erhaltenen Ruf durch heuchleriſche Schandflecken beſudeln, ſondern ſo zu ſterben wiſſen, wie ich zu leben gewohnt bin.

Der Soldatendegen ist für mich verrostet; kriegerische Narben trage ich an meinem Leibe: Für den Exercierplatz aber habe ich das Meinige schon vor 24. Jahren und in roher Jugend mit Ruhm gethan. Es ist demnach zu spät für mich, wann ich neuerdings als Major zu dienen anfangen wollte. Was ist rathsamer für meine freymüthige Denkungsart als Ruhe?

Meine

Meine Studia habe ich leider! nur auf lutherischen Universitäten absolvirt, folglich wird in Jesuiter-Collegiis schwerlich Beyfall für mich zu verdienen seyn. Ich will aber dennoch durch die Feder bekannt werden, und wem soll ich meine Schriften dediciren. Ich arbeite nur für den Kern, und nicht für geschminkte Schaalen, just deshalb werde ich in gegenwärtigen Verfassungen Teutschlan-

des ein verworfener Autor, wie ein invalider Soldat seyn.

Es sey nun wie ihm wolle! Ich will den ersten Band meiner Schriften drucken lassen. Und da ich mit gnädigster Erlaubnis meines Hofes meinen Hafen in Achen gebaut habe, so will ich auch hier meine Anker nur dann lichten, wann ich zum ächten Ruhme segeln, oder meine so sauer errungene Ruhe für Bedrängte

te aufopfern, oder im Hafen der Weisen stranden kan.

Ew. Churfürstl. Durchlaucht sind der Beschützer dieser Stadt Achen. Ich bin deshalb pflichtmäßig nach Mannheim gereiset, und fand einen Fürsten der Fürstlich denkt, einen Vater der Redlichen, einen Fürsten ächter Tugendknechte, und einen Schutzgott der erhabenen Wissenschaften.

Erken-

Erkennen Ew. Chur-fürſtl. Durchlaucht meine bisher fruchtloſe oder ohnbelohnte Arbeit auf der Bahn der Ehre bedauernswürdig, ſo iſt mein Ziel erreicht: und findet dieſer Band meiner Gedichte Beyfall, ſo iſt meine Bahn zu rühmlicher Arbeit gebrochen.

Ich übergebe ihn hiermit in tiefſter Ehrfurcht Dero

huld-

huldreichsten und Fürstlichen Nachsicht.

Des Pöbels Schnarchen vermindert die Achtung nicht, welche ein guter Willen bey Scharfsichtigen verdienet. Genug, ich bekenne hiermit öffentlich: daß mir nichts gereue, was ich bisher gethan habe. Ich bleibe auch ewig ein treuer Knecht meiner Souverainin, ein ächtes Mitglied ächter Teutschen und ein ehrlicher Mann. Wird mir dieser

ſer Vorſatz wohl jemals hindern können; zu zeigen mit was perſönlicher Ehrfurcht ich bin

Ew. Churfürſtl. Durchlaucht

Aachen, den 1. Octobr. 1767.

unterthänigſter Knecht
Trenck
K. K. Obriſt-Wachtmeiſter.

Trauerode
bei dem Grabe
des Durchlauchtigſten
Prinzen
Friedrich
von Zweybrücken
womit ſich
dem Durchlauchtigſtem
Churfürſten
zu Pfalz
dem großmüthigen Beſchützer und
Verehrer der Tugend
in Ehrfurcht zu Füſſen wirft
Friedrich Freyherr v. der Trenck
Kaiſerl. Königl. Major
bei Gelegenheit ſeiner Durchreiſe durch
Mannheim und bey ſchmerzhafter
Fühlung des Verluſtes
ſeines ehemaligem
gnädigſtem Protecteur.
1767.
den 17ten Sept. in Mannheim.

Groſer Churfürſt traure nicht,
Freunde die es redlich meynen,
Dörfen zwar um Brüder weinen,
Dieſes will die Menſchen Pflicht.
Die Natur will ihren Zoll;
Aber wenn der Weiſe ſiehet,
Wie die Blume käumt und blühet:
Warum? daß ſie ſterben ſoll.
Wenn er ſieht warum wir wachen,
Kann er über Träume lachen.

Als

Trauer-Ode.

Unſer Leben iſt ein Traum
Fühllos weint man in der Wiegen;
Und Trajan bey ſeinen Siegen,
Fühlt den Rauſch der Wolluſt kaum.
Diogen und Epicur
Greiß und Kind; Held und Chartheuſer;
Codrus; Croeſus, Narr und Weiſer;
Alle folgen einer Spur.
Neſtor und ein junger Knabe,
Sind gleich alt, gleich reif zum Grabe.

Schau Egyptens Wunder an!
Marmor hat die Zeit verzehret
Was viel tauſend Jahre währet,
Gleicht doch nur der Tulipan.
Wenn die heute würklich blüht,
Gilt ſie mehr als die Trophaen,
Die wir jetzt vermodert ſehen,
Und die Cäſar nicht mehr ſieht:
Ich bin jetzt: Er iſt geweſen
Von mir wird die Nachwelt leſen.

Dieſe

Trauer-Ode.

Dieſe Nachwelt ſtirbt ja auch
Und wir Seidenwürmer weben
Nur den Zweck warum wir leben;
Wie die Spinne für den Bauch.
Das Gewebe wird das Grab.
Sterben müſſen wir ja alle:
Nur die Art zum Todesfalle,
Warten wir im Leben ab.
Schlafend kann ein Traum uns quälen;
Tod wird uns kein Glück mehr fehlen.

Furcht und Hofnung, Vorwitz, Neid
Sind die Foltern die uns plagen
Salomon muß ſelber klagen
Ueber lauter Eitelkeit:
Ehrgeitz, Habſucht, Wolluſt, Glück,
Und der Leidenſchaften Kräfte
Führen uns durch die Geſchäfte
Dieſer Welt im Zaum und Strick.
Vorurtheil und Trieb nach Titteln,
Machen uns zu eignen Bütteln.

Trauer-Oda.

Catilin und Erostrat
Suchten Ruhm in grosser Schande:
Und den Ruhm im Vaterlande,
Führten Cato und Socrat.
Dieser Lohn war Gift und Schwerdt;
Und wo prangen ihre Helme?
Da hingegen manche Schelme
Noch der Enkel Irrthum ehrt.
Mancher Nero wird gadelt;
Mancher Antonin getadelt.

Herr! der Fürst hat genug gelebet
Der viel Lust in Lust genossen
Die durch Ihn uns zugeflossen
Und der Menschen Glück bestrebt.
Schau diß Grab mit Freuden an
Wo Fürst Zweibrücks Knochen liegen.
Der um Menschen zu vergnügen
Mehr als Fürsten Pflicht gethan.
Wer im Wohlthums-Eifer glühet
Stirbt reif und hat schön geblühet.

Er

Trauer-Ode.

Er iſt todt; was wilſt Du thun?
Heute weint man um den Brudern/
Er ſoll mit im Weltmeer rudern:
Morgen wird man mit Ihm ruhn.
Er iſt todt und ſtarb als Chriſt
Hat Er ſchöner ſterben können?
Wilſt Du Ihm die Luſt nicht gönnen
Daß Er ewig glücklich iſt!
Und wilſt du wie Plato denken
Wie kann Dich ein Grab dann kränken?

Wenn des Alters Bürde quält
So kanſt Du Ihn glücklich preiſen.
Weil Er in die Gruft der Weiſen
Stark mit Helden-Kräften fällt
Gar des Todes bittre Wut
Wann des Fiebers Blutwurm wühlet
Hat Er jetzt auch ſchon gefühlet
Wie nach Sturm ein Schiffer ruht.
Sterbend ſah Er Sein Bemühen
Schon in Edlen Zweigen blühen.

Trauer-Ode.

Wilst du Ihm nun neidisch seyn
Daß Er aller Quaal entgangen?
Herr! wir solten nur verlangen
Schart uns wie Fürst Friedrich ein
Er ist ruhig; wir sinds nicht
Last uns Seine Gruft verehren
Und der Nachwelt von uns hören
Was sie jetzt von Zweybrück spricht.
O! dann wird der Kluge sagen
Komt mich auch zum Kirchhof tragen.

Vorbericht.

Mein Leben iſt eine Kette von Widerwärtigkeiten: und der Zweck dieſes Buches keine Folge des Eigennutzes, vielleicht aber der Eigenliebe: Fehler, die man ſonſt in Bücher-Vorreden fremden Vorwitze, oder dem inſtändigen Anſuchen ſeiner Freunde aufzubürden gewöhnt iſt.

Viele Augenzeugen meines grauſamen Schickſals möchten gerne den Zuſammenhang deſſelben wiſſen, und ich

darf nichts davon sprechen, vielweniger schreiben. Das Manuscript liegt in sichern Händen fertig, und mein Tod wird allein die ohnverlavten Umstände entdecken, wenn entseelte Knochen keine Fesseln, noch Fürstenmacht, noch Confiscationen, zu fürchten haben.

Ich war gewöhnt allen Folgen rechtschaffener Handlungen zu trotzen: jetzt lebet aber der durch Erfahrung scharfsichtige Weltkenner für eine warhaft geliebte Frau, und für einen erst käumenden Sohn, den ich gerne stark genug bilden möchte, um so wie ich, ein unerschrockener ehrlicher Mann in allen möglichen Vorfällen zu bleiben.

Wenn ich die Warheit schreibe, so werden Vorfälle entdeckt die Monarchen beschämen. Und ob gleich ein Mann der Tugend eingesogen und Wissenschaften erarbeitet hat, keines Fürsten Gnade bedarf, um das Nothwendige zu verdienen, so habe ich doch an meiner Haut empfunden, daß die Warheitsliebe eine Fallgrube

be in deſpotiſchen Ländern ſey: und der Weiſe wird mit mir ſeufzen —

Quis contra torrentem?

Um aber dem Leſer vorläufig zu ſagen wer ich ſey und um mich von dem weltbekannten Trenck zu unterſcheiden, welcher dem Hauſe Oeſtreich mit ſeinen Panduren ſo groſſe Dienſte leiſtete, und ſeinen Lohn auf dem Spielberge empfieng: deſſen bitteres Schickſal auch zugleich die Quelle des Meinigen iſt, ſo mache folgende ſummariſche und nur concentrirte Erzählung.

Mein Vater war Königl. Preußiſcher Generalmajor. Ich abſolvirte meine Studia auf der Univerſität in Königsberg, und trat Anno 1742. als Cornet der Guarde du Corps in Königliche Dienſte, wo ich wie bekannt die Gnade des Monarchen gewann, und mit meinem Glücke zufrieden lebte.

Der Kaiſerliche Obriſte Trenck mein Vetter ſchrieb mir Anno 1743. nach

Potsdam: Er habe mich zum Erben eingesetzt, da er gefährlich bleßirt lag. Ich beantwortete erst ein Jahr darnach diesen Brief auf Zureden meines Obristen, und bath ihn um Ungarische Pferde zur bevorstehenden Campagne, und dieser Obriste Jaschinsky bestellte selber meinen Brief.

Nach der Strigauer Bataille Anno 1745. antwortete mein Vetter: „Wann „ sie schöne Pferde haben wollen, so „ hohlen sie sie selbst bey mir in Ungarn, „ wo sie alle Convenienz finden werden.„

Dieser Brief der auf der ordinairen Post in Kriegszeit an mich eintraf, ward vom Könige gelesen ehe er mir behändiget wurde: Und ohne mindestes Verhör noch Kriegsrecht, noch ohne mir mein Verbrechen vorzuhalten, ward ich den 26sten Junii arrestirt, und durch einen Machtspruch zu ewiger Gefangenschaft nach Glatz verurtheilt, auch daselbst in meinem 18ten Lebensjahre mit

Vor-

Vorwurfsfreyer Seelen in einen traurigen Kerker eingesperret.

Ich hatte Jura studiret: mein Kopf war feurig, und mein Schmerz gerecht. Wie konte ich als ein roher Jüngling wissen, daß Vasallen ihre Rechte als der Gnade des Fürsten erbitten müssen? Ich trotzte folglich als ein unschuldig Verdammter auf dieses Recht. Dieses blieb mir verriegelt, und verzweifflend riß ich am hellen Tage dem wachthabenden Officier den Degen von der Seite, schlug mich durch die Wacht, bleßirte drey Grenadiers, sprang bey 80. Schuh hoch von dem Hauptwalle, blieb aber bey der Glacis zwischen 2. Pallisaden mit den Knien henken, verrenkte den Fuß, und ward in mein Gefängniß verwundet zurück getragen. Hierauf schien mein Unglück unübersteiglich: ich unternahm noch verschiedene verzweiffelte Entschliessungen zur Flucht: alles schlug fehl, bis ich endlich, da alles ohnmöglich für mich schien, dennoch den 29sten December

1746.

1746. nach 17. monatlicher Gefängniß glücklich aus meinem Käfig entflohe.

Der Lieutenant von S*** als wachthabender Officier war mein Erretter. „ Wir waren schon verrathen. „ Der Entschluß war demnach kurz: wir mußten von einer erstaunlichen Höhe springen: er verrenkte den Fuß, und ich trug ihn auf eine unglaubliche Art, die aber bey der Preußischen Armee genau bekannt ist, trotz allen Hindernissen glücklich bis nach Braunau in Böhmen.

Hier war ich fremde, Schutz, Rathlos und ohne Geld. Mein väterlich Erbtheil in Preussen confiscirt, und der Panduren-Chef Trenck, zu dem ich fliehen wolte, saß just im Processe zu Wien. Ich dachte zu groß um niedrig zu betteln, und kurz, „ Ich gieng durch Mähren, Pohlen und Lithauen zu Fusse bis in das ermländische Preussen, wo mich meine Mutter equipirte, und ich mit allem Nothwendigen versehen, Anno 1747. im April nach Wien reisete.

Da

Daſelbſt fand ich meinen Vetter in Arreſt, wo die Neider ſeiner Verdienſte und Güter den redlichſten Patrioten mißhandelten. Man ſchilderte mich heimlich als einen Preußiſchen Spion, welcher angekommen ſey dem arreſtirten Trenck beyzuſtehen; das Auge der beſten Monarchin blieb umnebelt: ich lernte binnen zehen Monat ganz Wien: das Miniſterum, den Hof, auch die innern Triebfedern der Politic kennen: empfand an mir ſelbſt die Wirkungen der Verläumdung: Der alte Trenck mußte auf den Spielberg wandern und dem jungen blieb noch die edle Freiheit übrig der Argliſt auszuweichen.

Ich reiſete mit dem Entſchluſſe von Wien in Indien Brod zu ſuchen; fand aber in Nürnberg das Rußiſche Auxiliarcorps, woſelbſt mich der commandirende General Liwen (welchem meine Widerwärtigkeiten bekannt waren) zum Hauptmann des Tobolskiſchen Dragonerregiments ernannte. Ich marſchir-

schirte Anno 1748. mit diesem Corps nach Liefland, von da schickte mich der General nach Moscau. Hier war in kurzem mein Glück durch Protection des Englischen Ministers Milord Hyndforth, und durch zufällig persönliche Vortheile gebahnet. Ein fremder Minister spielte mir aber eine in ganz Rußland bekannte Intrigue, bey deren glücklichen Entdeckung für mich, er gezwungen war, dem Canzler Graf Bestucheff zu sagen: „ Er habe Befehl von seinem „ Hofe, zu hindern, daß der Trenck kein „ Glück in Rußland mache. „

Inzwischen starb der Trenck auf dem Spielberge, und setzte mich mit dem Bedinge zum Universalerben, daß ich nur allein dem Hause Oestreich dienen sollte. Ich ward citiret, quittirte in Rußland und kam Anno 1750. wieder nach Wien.

Was mir daselbst begegnet ist bleibt bis zur Auferstehung meines Rechts begraben. Genug, man wollte mich arm machen

machen, und die Sache ward ſo gedre-
het daß ich 239. Dorfſchafften in Scla-
vonien auch über 200000. fl. in Capita-
lien und Mobilien verlohr. Es blieb mir
ſo gar kaum die Helfte des Vermögens
meines Vaters Brudern übrig, welcher
ein Vater des berühmten Trenck meines
Teſtatoris, und Commendant zu Brod
in Ungarn war. Auch dieſer elende
Reſt, ward via facti zu fidei commiß
gemacht, und ich erhielt eine Compagnie
bey dem Cordueſchen Cüraßier-egiment.

Anno 1754. reiſete ich in nothwen-
digen, und in ſolchen Abſichten, die mir
Ehre machen würden wann ſie bekannt
wären, mit Erlaubnis des Hofes und
meiner Obrigkeit nach Danzig. Meine
Feinde in Wien, ſpielten mir aber einen
Streich, den ich jetzt noch nicht entde-
cken darf. Und kurz, der Kaiſerl.
Reſident in Danzig Herr A * * *
war ein Schelm der Magiſtrat arreſtir-
te mich, und ich ward in die Hände
des Königs von Preuſſen förmlich cum
Læſione ſecuritatis publicæ, & juris
gentium

gentium ausgeliefert, auch mit ſtarker Bedeckung nach Magdeburg in ein fürchterlich Gefängniß geführet, welches cypreſſe für mich erbauet war.

Was den groſſen Friedrich hiezu bewogen, und warum ich mit ſolcher Grauſamkeit gemartert wurde, welche halb Europa erſtaunend gemacht, wird die Zeit entdecken, wenn mein Willen ungebunden iſt.

In Magdeburg lag ich in 68. pfündigen Feſſeln an Hals, Leib, Armen und beyden Händen an der Mauer feſt geſchmiedet, bey Waſſer und Brod, ohne Tageslicht, entblößt, und ohne alle menſchliſche Hülfe zehn Jahre lang im Kerker, wo ich fünf hitzige Krankheiten, und ſo viel Ungemach ſo groß übertrug, daß meine Standhaftigkeit den Beyfall aller Klugen erwarb, wobey ich noch dazu 4. und ein halb Jahr lang alle Viertelſtunden par Ordre von meinen Schildwachten angerufen und geweckt ward, um mir den Schlaf zu hindern und mei-

ne

ne Schmerzen beſtändig wachend rege zu machen.

Was ich in dieſem lebendigen Grabe ausgeſtanden, kann nur mein Herz allein denken, was ich aber für Kunſtgriffe angebracht um mir eigenmächtig zu helfen, und wie ich aller möglichen Gegenanſtalten ohngeachtet, dennoch Mittel gefunden, in die ganze Welt zu correſpondiren, auch ſogar in meinen Feſſeln durch 3jährige Arbeit, eine bey täglich ſcharfer Viſitation meiner Ketten und Mauern, bey 4fachen Schildwachten eine Mine 37. Schuh lang bis in die Hauptgallerie des Walles durchzubrechen, ꝛc. und wie ich endlich nach mehr als 15. fehlgeſchlagenen Unternehmungen meine Freiheit rühmlich erhalten habe, dieſes allein erfordert einen Band zur Beſchreibung. Anno 1763. den 24ſten December war mein Erlöſungstag. Ich mußte reverſiren nirgend zu dienen ſo lange der König lebt, und ward im verdeckten Waagen bis Prag durch den Grafen Schlieben geführt.

***

In Wien hatten die, welche mich gerne ewig schweigen machen mögten indessen neue Intriguen geschmiedet, ich ward als Arrestant hingebracht, und saß daselbst wirklich 3. Wochen, ohne daß die grosse Theresia wußte, was man mit mir vorhatte. Endlich brach ich mir selbst das Eis. Ich hatte Audienzen bey Hofe und ob gleich mein Vermögen meistens verlohren bleibt, und ich gar kein Pflaster für meine Wunden verdienet habe, so bin ich doch glücklich wenn ich den Lohn in meinem Herzen fühle, und auch in Wien den Character des ehrlichen Mannes und ächten Patrioten behauptet habe: wohin ich alle Jahre einmal reise, um mich bey beiderseits Monarchen sehen zu lassen, für deren Dienst allein ich mit reiner Seelen, und ohne innern Vorwurf alles mögliche Uebel stolz gelitten, und eine Million Vermögen verlohren habe.

Jetzt bin ich Philosoph: habe eine Frau nach meiner Denkungsart gewählt: wohne

wohne in Achen, betrachte die Welthändel mit dem Sehrohr der Weisen, bin über die Vorurtheile des glänzenden Ehrgeitzes erhaben, und lebe ruhig, folglich glücklich.

Meine Neigung zur Dichtkunst war mir angebohren: Ich war schon in meinem 15ten Jahre ein roher Poet, und in meinem Gefängnisse hatte ich Zeit zu arbeiten. Tausend Kunstgriffe haben gewircket, daß ich viele Werke auf meinen Hemdern auch öfters auf Papier niederschrieb. Endlich fanden sich Liebhaber die mir heimlich Licht und Papier zusteckten, und von diesen erhalte ich gegenwärtig mit vieler Mühe und Gefahr einige Stücke meiner Arbeit, und habe eine Samlung von mehr als drey Bänden wirklich in Händen.

In den letzten 3. Jahren usurpirte ich endlich die Erlaubnis Licht zu brennen. Man gab mir Bücher von weiß Papier: ich schrieb sie mit meinen Satyren, Ge-

danken, und Bittſchriften voll, mein Blut aus geritzten Adern war die Dinte, und Stückgen Holz, oder Zähne aus einem Haarkamm die Federn. Auf dieſe Art habe ich neun Bände geſchrieben; die aber alle in die Hände des Gouvernements, und Ihro Königl. Hoheit der Prinzeßin Amalia geriethen. Zwey davon ſind jetzo wirklich in den meinigen. Da aber meine Feder ſatyriſch iſt, und im Kerker verzweiflend ſchrieb, ſo koſtet es mir Mühe ſolche Stücke hervorzuſuchen, welche öffentlich erſcheinen dürfen.

Ich war ein ächter Weltweiſer im Gefängniß. Ich ſahe alles mit entlarvten Augen. Juſt deshalben bleiben meine beſten und lehrreichſten Arbeiten in meinem Leben begraben; weil ich weder mich ſelbſten noch einen Buchführer in Gefahr ſetzen will auf die Finger geklopft zu werden.

Genug wenn der Leſer ſummariſch weiß wer ich bin, und wenn mich der Scharf-

Scharfſichtige meiner Exiſtenz würdig glaubt. Man lerne an meinem Beiſpiele Fürſtenmacht, und Welt-Fata kennen. Dürfte meine Feder nur Narren unterrichten! Dürfte ich nur ſchreiben was meine Erfahrung ſieht, und mein Fleiß, mein ſtrenger Fleiß für mich erforſchet hat! Ich fordere alle die zu Zeugen auf, welche mich in meinem Vaterlande, in meiner groſſen Welt-Practik, im Kerker und bey allen Glücks- und Unglücksfällen geſehen und perſönlich kanten. Ich war niemals laſterhaft, ob ich gleich Sclaven-Ketten getragen habe. Ich lebte am meiſten, wo ich todt ſeyn ſollte; und war niemals klein in groſſen Gefahren, ſondern jederzeit groß wo man mich klein glaubte. Ich habe viel gearbeitet um klüger zu werden: und ob gleich meine Gedichte vieler poetiſcher Cenſur billig unterworfen ſind, ſo gehören ſie doch über die Mittelmäßigen, und man ſieht, daß ich richtig denken gelernet habe.

Der Rest meiner Jahre soll nun der Feder gewidmet bleiben, und ich will ein Autor seyn. Monarchen haben meine Dienste verachtet und jetzt verachte ich ihre Excellenzen-Titel, und will nur in Erfüllung meiner Pflichten, und in Verdiensten zu excelliren suchen.

Gellert sagt:

Wer ist der Grose der dich ehrt?
Sprich, kennt er der Verdienste Werth?
Setz ihn im Geist aus seinem Stande!
Vielleicht wird dir sein Beyfall klein;
Vielleicht hältst dus, ihm werth zu seyn,
Nunmehr für eine Schande.

Just so und nicht anders denkt der Trenck auch.

Genug für die Vorrede dieſes erſten Bandes. Ich habe darinnen von jeder Gattung meiner Gedichte etwas eingerückt, und da ich ſelber noch nicht weiß in welcher eigentlich meine Stärke ruht, ſo wird mich für das künftige die gelehrte Welt belehren, und mich durch guten Rath zu der Sphäre führen, wohin ich gehöre.

Den Druck dieſes Bandes, den ich während meines Aufenthalts in Wien machen laſſen, habe ich einem meiner Freunde übergeben, und in der Correctur ſind Druckfehler überſehen worden. Künftig will ich ſelbſt Hand anlegen: dieſes iſt ſchon geſchehen.

Jetzt reiſe ich nach Hauſe, und da ich mein Manuſcript gratis gegeben habe, ſo will ich auch wenigſtens keine Unkoſten für mich machen, und empfehle mich dem Leſer zu geneigter Beurtheilung, mit Bitte, mir freundſchaftliche Erinnerungen meiner Fehler zu-

zu-

zuſchreiben, weil ich nicht in meine Arbeit verliebt, noch weniger ein eigenſinniger Pedant in meinem Grundſätzen bin, ſondern nur lebe um meine Einſichten zu erweitern und mich dem Beyfall der Klugen würdig zu machen.

Geſchrieben in Frankfurt im Monat September 1767.

Fabel I.

Der unglückliche Zeisig, und der redliche Finke.

Nullum ſine remedio malum.

Ein Zeiſig der mehr als ein Jahr
In einem Käfig feſt geſeſſen,
Und glücklich kühn entflohen war,
Doch nie des Kerkers Qnaal vergeſſen,
Ward endlich doch durch Menſchen Liſt
Der kein Betrug ohnmöglich iſt

Auf Leim zum andern mahl gefangen,
Und blieb an einer Spindel hangen.
In so bedrängter grosser Noth
Seufzt er zu Gott mit bittren Klagen,
Und wünscht sich nichts als bald den Tod,
Damit ihn nur nicht Menschen plagen.

Die Gottheit hört sein Klaggeschrey,
O Glück! des Zeisigs Wunsch gelinget;
Er reißt sich los, fliegt wieder frey,
Sitzt auf dem Baum, dankt Gott und singet.
Doch ach! da er die Flügel hebt,
Hat sich der Leim so angeklebt,
Den er im Fliehen mit genommen,
Daß er nicht kann vom Flecke kommen.
Er thut so viel ihm möglich war,
Und hat so viel daran gebissen,
Bis er zuletzt die Federn gar
Von beyden Flügeln losgerissen.
Welch Unglück kann wohl gröſſer seyn?

Nun

Nun muß er auf der Erden ſpringen,
Und bey des bittern Hungers Pein,
Ein klägſich Miſerere ſingen,
Er ruft: „ Komm Vogler, werther Freund!
Komm Sperber, komm gewänſchter Feind!
Beſchlieſſet durch den Tod mein Weinen!
Umſonſt; Es will kein Feind erſcheinen!
Er ſucht den Tod: O welche Pein!
Der Tod flieht ihn, den er ſonſt ſcheute.
Der groſſe Geiſt ward gar ſo klein
Daß ihm die Flucht vom Leim gereute.
„ O (ſeufzt er) „ „ Gott! wir bitten oft
„ Was uns doch zum Verderben dienet.
„ Ein Glückskorn käumt mir ohnverhoft
„ Auf dem die Unglückspflanze grünet.
„ Ein kleines Uebel fliehet man,
„ Wodurch man gröſſers finden kann,
„ Und was wir oft als Glück begehren,
„ Kann uns bey dem Genuß beſchweren.
„ Ach Vögel ſitzt in ſtiller Ruh!

„ So bleibt ihr sicher auch in Schlingen.
„ Wer flieht, der zieht sie selber zu,
„ Weil er sich sucht davon zu schwingen.
„ Gott steh mir armen Vogel bey!
„ Tod mach ein Ende meiner Schmerzen!
Ein kleiner Finke saß dabey
Und hört ihn mit gerührtem Herzen.
„ Geduld (rief er) es ist noch Rath,
„ Wenn man noch ächte Freunde hat,
„ Mich kränkt die Noth bedrängter Brüder:
„ Nur Muth! die Federn wachsen wieder.
Gleich flegt der edle Finke fort,
Und sagt sich will dich nicht vergessen:
Er hält auch würklich redlich Wort,
Und bringt ihm täglich Hauf zu fressen
Bis endlich auch die Zeit erscheint,
Daß er mit neuen Federn fleget,
Und ihr den ächten treuen Freund,
Durch ächter Dankbarkeit vergnüget.

Nun

* * *

Nun ruft der Zeiſig: Menſchen ſeht!
Wie leicht ſich unſer Glücksrad dreht!
Bedrängte lebt nie ohne Hoffen!
Das Schickſal führt von ohngefehr
Für euch auch einen Finken her:
Der Tugendhaften ſteht noch offen.
Juſt wenn man hülflos ſcheint zu ſeyn,
So führet uns ein Freund hinein.
Ihr habt ja eben das, was mir geſchehn,
zu hoffen.

Fabel II.

Die rachgierige Fliege.

Ein groſſer Herr ſchrieb mir nach erlangter Freyheit, ich möchte alles vergangene, folglich alle Rache vergeſſen, und ich antwortete mit dieſer Erzählung:

Ich ſaß, und dachte nach, wie ich mich rächen wolte,
Wann mir des Glückes Gunſt die Feſſeln brechen ſolte.
Der Menſch ward bald berauſcht von ſeiner Leidenſchaft;
Der Weiſe widerſprach » » und beyder Sätze Kraft
Beſtürmte meine Ruh.
Indem ließ ſich bey mir ein klein Geräuſche hören,
Und eine Fliege muß mir Narren denken lehren.

Sie

Sie klebt im Spinnengarn, und rief mir scheinbar zu:
Trenck was ich bin, das bist ja Du!
Jetzt thue was du kanst und die Bedrängte wollen,
Daß andre für sie thun, und denkend fühlen sollen.
Wer jemals in Gefahr
Wie ich und diese Fliege war;
Der fühlt, was ich empfand, und was die Fliege fühlet,
Wann eine Spinne mit ihr spielet,
Und thut, was ich gethan . . Ich eilte gleich herbey;
Vertrieb den Feind; ich ließ die Fliege frey;
Und summend flog sie fort,
Und ohne Rückschn flog sie fort;
Das war die klügste Rache.
Wie, wann ichs eben so, wie diese Fliege mache?

Fabel III.

Der Esel und der Hirsch.

Ein Esel aus Sterna,
Der anders nichts gelernt, als Prügel mit Geduld ertragen,
Und sich im Sclaven-Joche plagen,
Ward endlich aus Verzweiflung kühn,
Und lief davon . . Die Anger waren grün.
Er weidete sich fett bey lauter guten Tagen,
Und dachte bey sich selbst . . . O Glücke!
welche Lust!
Ach hätt ich Esel das gewußt,
Wie süß die edle Freyheit schmecket,
Ich hätte nie den Zaum geleckt,
Und unter des Tyrannen Hand
Nie so viel Unrecht überstanden:
Nun bin ich frey von seinen Banden:
Nun hab ich erst mein Recht erkannt;

Das

Das ich aus Dummheit selbst vergeben.
Warum soll ich nicht eben so,
Wie alles Wildpret frey, und froh
Nach dem Naturgesetz und meinen Lüsten leben?
Ein Hirsch begegnet ihm auf einer fetten Weiden,
Die Brüderschaft ward bald gemacht.
Der Esel lebte voller Freuden;
Fürwahr sein Glück war zu beneiden.
Kein Esel in der Welt, hat es so hoch gebracht;
Kein Esel so wie er gelacht.
Doch endlich fällt der Winter ein;
Das Gras verdorrt, und Schnee bedeckt die Erde:
Den Esel plagt Frost, der Hunger, die Beschwerde:
Er möchte gern im Stalle seyn,
Und lieber Schlag und Bürde tragen,

Als ſich um ſeine Nahrung klagen.
Sein Eſel-Schluß war bald gefaßt;
Er ſagt: „ Herr Bruder lebe wohl!
Ich weiß ſchon, wo ich Futter finden ſoll,
Und wo ich müde nach der Arbeit Laſt
Im warmen Stalle mit Vergnügen
Bequem und ausgeſtreckt auf meinem Miſt kann liegen.
Herr Bruder Hirſch du biſt ein Narr;
Du lebeſt ſtets in Jagdgefahr;
Du muß auf kalter Erden ſchlafen,
Dir ſelbſt mit Sorgen Futter ſchaffen. „
Nein! hierzu bin ich nicht geſchaffen!
Der Himmel ſoll mich nicht mit Freyheit ſtrafen! „
Der Eſel ſchlägt vor Wolluſt hinten aus,
Farzt, ſpringet, ſpitzt die Ohren,
Und läuft zurück in ſeines Herren Haus:
Da wird er jetzt wie ſonſt nach Eſels-recht geſchoren.

Du

Du Eſel (denkt der Hirſch) du Sclav lauf
in die Stadt:
Da kanſt du Sclaven Glück empfinden:
Da laß dich nur im edlen Karren ſchinden,
Und halte mit Geduld in Ehrfurcht ſtill,
So oft dein Herr dich prügeln will:
Dein Glück will ich dir nicht mißgönnen,
Wer Eſelsmilch geſogen hat,
Der kann der Freyheit Werth nicht
kennen.

Fabel IV.

Charlotgen und der Widehopf.

Diese Erzählung schildert den Charakter der Schönen, wenn die gewöhnten Eroberungen ohnvermutheten Widerstand finden.

Charlotgen, die sehr schön, just reif zum Ehepaar;
Reif sag ich zum Genuß, auch reif im Vorwitz war:
Sah' einen Widehopf im Kühmist Würme graben.
O! (fleht sie) o Papa! den Vogel muß ich haben!
Er ist unendlich schön mit seinem grossen Schopf . .
Wie heist das Vögelchen? . . Das ist ein Widehopf:

Wie

Sie sieht ihn lange zu mit innigstem Vergnügen.

Sie macht das Fenster auf, er soll gleich zu ihr fliegen.

Komm (ruft sie) Vögelchen, ich küsse dich mit Lust:

Komm her, ich gönn es dir, setz dich auf meine Brust!

„Ja wohl! der Widehopf hat keine Männer-Ohren.

„Wir sind für dich mein Kind, wie du für uns geboren:

„Wir fliegen selbst herbey, auch ohne daß man ruft;

„Der Vogel aber nicht, er liebt die freye Luft.

Charlotgen läuft hinaus sie will den Vogel fangen.

„Ihr schönen Kinder seyd gewöhnt das zu erlangen,

„Was

„ Was ihr besitzen wolt, und wer nicht
selbst zufliegt,
„ Den fanget ihr mit List, wenn ihn das
Garn betrügt.
„ Charlotgen Lust; sie will den Wide-
hopf nur küssen.
„ Umsonst der Vogel will nichts von Char-
lotgen wissen.
„ Er fliegt davon « « Sie bittet, weint
und spricht:
„ Ich liebe dich mein Herz: so fliehe
mich doch nicht!
Umsonst der Widehopf will ihr nicht stille
sitzen.
Was kann die Schönen mehr als Sprö-
digkeit erhitzen?
Verachtung reitzet sie zuletzt zur Grau-
samkeit.
Charlotgen thut so gar dem, den sie liebet,
leyd.

Sie

Sie will im Eigenſinn, es ſoll auch gleich geſchehen:

Sie will den Vogel todt, wo nicht gefangen ſehen.

Drauf fleht ſie: « « Ach Papa! der Vogel flieht von mir!

O ſchöner Widehopf! o liebes edles Thier!

Wie kannſt du grauſam ſeyn, und mich ſo gar verachten?

Ach ſchieſſen ſie ihn todt, daß ich ihn kann betrachten!

Der Vater lacht, und thuts: er ſchießt, der Vogel fällt:

Nun glaubt Charlotgen ſchon ſie hat die ganze Welt.

Sie läuft vergnügt hinzu, ſie hebt ihn auf vom Waſen:

Sie küßt ihn ganz entzückt: « « Kaum war er an der Naſen,

So wirft ſie ihn auch weg, und ſieht ihn nicht mehr an,

Der

Der Vater merket gleich, warum sie das gethan.
Sie kehrt beschämt zurück von ihrer Augenweide
Nun! fragt der Vater: Kind! wo hast du deine Freude?
Pfuy Teufel! Pfuy Papa! wie stinkt das schöne Thier!
Der Vater lacht, und denkt: Ihr Weiber das seyd ihr!
So handelt ihr mit uns, und just so irren wir.

* * *

Mancher sieht ein schönes Weib,
Wo der zart gebaute Leib
Nur den Wollustrieben winket;
Und wenn er sie wirklich hat,
Wird er im Genusse matt,
Und riecht, daß der Vogel stinket.

Fabel V.

Ein alter Esel.

Ich verfertigte diese Satyre, da ein gewisser Mann sich mit einem Eselsstolze berühmte, er habe sechs und zwanzig Jahr in einem Regiment gedienet, und solglich durch so langwierige treue Dienste seine Ehrenstelle würdig erstiegen, der sich aber seinen inneren Verdiensten gemäß besser zum Regiments-Büttel, als zum Commandanten schickte.

Ein alter Esel, der fast sechs und zwanzig Jahr
In einem Stall gedient; treu, wie ein Esel war;
Der seines Herren Wuth geduldig übertragen
Und Eselspflicht erfüllt, auch oft mit leerem Magen
Den vollen Habersack auf seinem Rücken trug,

Und deſto treuer war, je mehr ſein Herr
ihn ſchlug;
Der nie kein Glück gewünſcht, als Futter
gnug zu haben,
Damit er muthig, ſtolz im Karren könte
traben,
Ward endlich kraftlos, ſchwach, bey ſeinem
grauen Haar,
Und ſtürzte mit der Laſt die unerträglich
war.
Sein Herr, ſein ſtrenger Herr war im Sol-
datenorden,
Durch eben ſolch Verdienſt ein General
geworden.
Er ſieht des Eſels Quaal mit Kaltſinn
lächlend an,
Der gerne tragen will, und nicht mehr ſte-
hen kann.
O! ruft er ganz ergrimmt: = = Hans! kanſt
du nicht mehr ſchlagen?

Schlag

Schlag zu, bis er verreckt, er taucht nichts
mehr zum tragen.
Die Schindmähr iſt zu alt = = Der gleich-
falls alte Knecht
Denkt = = Bruder Eſel, ja, ſo gehts mit
unſerm Recht.
Wir Eſel müſſen oft den Eſeln ſclaviſch
dienen,
Die auf zwey Beine gehn: die nur im
Glücke grünen;
Weil die berauſchte Welt den zum gebieten
braucht,
Der nach dem innern Werth nur für den
Hundsſtall taugt.
Und wie ein Eſel denkt, = = hier ſchielt er
auf den Herren,
Der mit den Zähnen knirſcht, und ſtolz in
ſeinen Ehren
Auf Knecht und Eſel ſchilt = = O! (ſeufzt
er) böſer Mann,

Was hast du in der Welt mehr, als dies
Thier, gethan?
Du hast sonst nichts gelernt, als Ordres
blind erfüllen,
Und vor dem Regiment Commandowörter
brüllen.
Mops du bist General, und mancher ächte
Held,
Wird grau als Musquetier, und bettelt in
der Welt.
Du trägst zwar dein Verdienst in einem
Stern gemahlen,
Und was du selbst nicht hast, muß auf dem
Kleide prahlen;
Du lebst für dich allein, du alter Böse
wicht!
Sey froh daß nicht das Glück dein Eitels-
urtheil spricht.
Nun hast du Gnadengeld, den Lohn der
alten Knechte.

Wie

Wie wär es, wenn dein Herr, wie du vom Esel, dächte?

* * *

Wer niemals müde war, kann müde Esel schlagen:
Wer nie gedarbet hat, kann Bettlern Brod versagen:
Wer Welt und Glück nicht kennt, der lebt für sich allein,
Und glaubt wer leiden muß, der muß auch strafbar seyn.
O Gott! wie mancher Mensch muß solche Esel tragen.

Fabel VI.

Der Held und die Spinne.

Es stund ein kleiner Tisch, auf dem viel Centner Gold
Zu der Soldaten Sold
In Alexanders Zelte lagen.
Der Held kam just aus einer Schlacht,
Wo sein selbst blutend Heer viel Feinde umgebracht;
Und hört von dieser Schlacht,
Von seines Armes Wundermacht,
Von Schmeichlern die der Heuchler Lorbeern tragen,
Viel nie gehörte Wunder sagen.
Voll Stolz, voll Lust berauscht war ihn das Zelt zu klein.
Der Tisch muß ihm im Wege seyn.

Er

Er greift ihn zornig an: der Tiſch war klein,
Und doch für ihn zu ſchwer:
Des Helden Arm zu ſchwach, und ſchwächer als ſein Heer,
Womit er, doch nie ſelbſt, die Feinde überwand.
Indem er ſchon vom Zorn des Widerſtandes brante,
Nach Hülfe rief, und nach der Thüre rante,
Rief eine Spinne ... Held!
„ Verwüſter dieſer Welt!
„ Schau was ich Spinne kann, betrachte mein Gewebe.
„ Ich habe dieſen Tiſch beſtrickt,
„ Und juſt weil ich darwieder ſtrebe:
„ Juſt weil ich dir zu Trotze lebe:
„ Juſt deshalb hat dir mein Gewebe,
„ Des Heldenarmes Zweck verrückt. ..

Ein alter Musquetier sah hier den Held den an:
O (denkt er) grosser Held! die Spinne irret nicht,
Wenn sie just so wie du von Heldenthaten spricht.
Du glaubst auch oft du hasts gethan,
Was doch durch fremden Arm geschehen.
Held: wilst du diese Spinne sehen,
So siehe dich im Spiegel an.

Fabel

Fabel VII.

Der Fliegen Tyrann.

Jüngst sah ich zwey noch junge Fliegen
Mit Platons Geist bewundrend an.
Was kann den Weisen nicht vergnügen,
Der ohne Brillen sehen kann?
Ich hatte Zucker vor mir stehen.
Sie waren vor Begierde blind,
Und liessen mir im Beyspiel sehen,
Was wir in unsren Lüsten sind.
Die Wollust regte ihre Triebe:
Sie frassen sich am Zucker satt.
Dann weckte die Natur die Liebe,
Und buhlend scherzten sie sich matt.
Ich fieng sie, beyde umzubringen:
Ihr Leben war in meiner Macht.
Ach hätte doch bey gleichen Dingen

Auch mancher Fürst wie ich gedacht!
Ich dachte : : Fliegen euer Leben,
Und was ihr habt, ist alles mein.
Das Glück hat euch mir untergeben:
Nun will ich auch ein König seyn.
Den Zucker habt ihr mir geraubet,
Der Diebe Lohn ist Welt bekannt.
Ein Ketzer der, wie ihr nichts glaubet,
Nur hurt und buhlet, wird verbrannt.
Noch mehr, ihr habt mich gar gestöret,
Und weil ihr keine Warnung höret,
Gar meine Majestät entehret.
So fühlet auch was Strafe sey. : :
Doch nein! : : Ihr thut ja nur, was die Natur euch lehret,
Nein, lebt, und dies gesagt, ließ sich sie beyde frey.

* * *

Wir Unterthanen ſind der groſſen Herren Fliegen.
Ach Fürſten laßt für uns auch Zuckerſtäubgen liegen.
Die Welt iſt ja für uns, ſo wie für euch, gemacht,
Ich ſchweige, aber glaubt, ich habe viel gedacht.

Fabel VII.

Die glückliche Fliege.

An einem warmen Sommertage,
Kam eine Fliege auf die Welt.
Sie kante nicht des Winters Plage,
Noch Netze die die Spinne ſtellt.
Sie übte ihre kleine Flügel,
Und ſumte nach der Fliegen Brauch.
Die Jugend, hat ſie freyen Zügel,
Vergnügt ſich in der Unſchuld auch.
Ein Gift mit Honig zubereitet,
Stund in der Gegend, wo ſie war.
Wo die Natur die Triebe leitet,
Sieht man nicht Argliſt, noch Gefahr.
Sie eilt herzu und mit Vergnügen,
Füllt ſie den kleinen Cörper an;
Sie trinkt mit widerholten Zügen,
So viel der Magen faſſen kann.
O Wolluſt! (ruft ſie) Edles Leben!

O süsse Welt! O welche Luft!
Dir Zufall, der du mirs gegeben,
Dir dank ich mit entzückter Bruft.
Sie trinkt, und murmelt Freudenlieder.
Im Augenblicke wird sie starr.
Sie stirbt — Jetzt ist die Fliege wieder,
Was sie, eh sie gebohren, war.

* * *

O Fliege! Epicur lehrt so, wie du, zu leben.
Die Spinne wird für dich kein Mord
gespenste weben;
Wir Menschen leben nie und sterben so,
wie du,
Furcht, Hofnung, Ehre, Wahn drückt
uns die Augen zu.
Die Welt ist süß und schön; für uns al-
lein nur nicht.
Sprich Fliege! hörst du noch, was deine
Nachwelt spricht?

Fabel

Fabel IX.

Der danckbare Fuchs.

Ein Fuchs, ein alter Hünerfreund,
Ward bey dem Gänsefall gefangen.
Der Bauer siehet seinen Feind,
Und eilt herbey mit Spieß und Stangen.
Der Fuchs erkent die nahe Noth.
Er fängt erbärmlich an zu bitten: . .
Ach Bauer, schlage mich nicht todt!
Du kennest ja der Füchse Sitten.
Ach denke groß und höre nur:
Verstopfe nicht im Zorn die Ohren;
Wir Füchse sind ja von Natur
Zu dem, was sie verlangt, gebohren;
Doch jetzt erkenn ich die Gefahr,
Und du hast Recht mich zu erwürgen,
Weil ich dir öfters schädlich war.
Ach nim die Tugend an zum Bürgen!

Die

Die Götter hören meinen Eyd.
Ich will gar die Natur vergeſſen,
Und Lebenslang aus Dankbarkeit
Nur Mäuſe, die dir ſchaden, freſſen . .
Der Bauer war ein ſolcher Mann,
Der edler als ein Bauer dachte;
Er ſieht des Feindes Elend an,
Der ſich zum ſterben fertig machte.
Der edle Vortrag rühret ihn.
Er wirft die Möderwaffen nieder.
Der Mann, der ſo erbittert ſchien,
Der ſchenkt dem Fuchs die Freyheit wieder. . .
In dem er ihn vom Garn befreyt,
Spricht er: Bedenke dein Verſprechen,
Und thue mir forthin kein Leyd,
Ich will mich nur durch Grosmuth rächen.
Leb, und erfülle deine Pflicht:
Ich könte deinen Balg verkaufen;
Doch Geitz und Zorn bethört mich nicht.
Leb! . . Dies geſagt, ließ er ihn laufen . .

Der

Der Fuchs, der noch von Schrecken bebt,
Fängt an dem Schicksal nachzusinnen:
Er sieht, daß er von neuem lebt,
Und läßt vor Freuden Thränen rinnen.
O seufzt er: . . Bauer! deine That
Soll mir stets im Gedächtniß wohnen.
Der seinen Feind geschonet hat,
Den muß man nicht mit Undank lohnen: . .
Drauf läuft er freudig in den Wald;
Erzehlt den Brüdern sein Geschicke,
Und blieb zwar Fuchs in der Gestalt,
Doch ohne jung gewöhnte Tücke.
Er lebte auf des Bauern Grund,
Von Fröschen, Käfern, Ratzen, Mäusen;
Fraß Brod, und Knochen wie ein Hund,
Und nährte sich mit schlechten Speisen.
Der Fuchs ward würklich tugendhaft,
Und blieb auch unter Hünerschaaren,
Doch Meister seiner Leidenschaft,
Die seiner Tugend Fallstrick waren;

Einst

Einſt ſtund er bey des Bauern Haus
Von Hunger mehr als je gequälet:
Allein er fieng nur eine Maus,
Anſtatt daß er ein Huhn erwählet.
Er lachte, da er ſie erhaſcht,
Vergnügt, daß er die Maus erbeutet.
Doch ach! = = Sie hatte Gift genaſcht,
Den man für Mäuſe zubereitet: = =
Der arme Fuchs empfindet bald,
Was ihn in ſeinen Därmen naget:
Er ächzet, daß es widerhallt,
Und niemand hörts, der ihn beklaget. = =
Drauf, da er mit dem Tode ringt;
Da Auge, Mund und Hertz erſtarren:
Weil ihn das Gift ums Leben bringt
Seufzt er = = Ich ſterbe wie die Narren!
Ach! hätt ich wie ein Fuchs gelebt!
Wie es Natur, und Trieb verlangen,
Und nicht mein eigen Garn gewebt,
Indem ich dieſe Maus gefangen,

So hätt' ich Hühnerfleisch verzehrt,
Und dürfte nicht so kläglich sterben.
Die Tugend hat mich nur beschwert;
Die Tugend stürzt mich ins Verderben;
Die Tugend ist ein falscher Luchs;
Sie schont die Haut, und frißt die Knochen;
Die Tugend = = Ach! = = Hier starb der Fuchs:
Er starb, sonst hätt er mehr gesprochen. =

* * *

O Fuchs! du kennst die Tugend nicht,
Und bist nie tugendhaft gewesen;
Sonst dürfte nicht die Nachwelt lesen,
Was hier die Kleinmuth aus dir spricht.
Du liefst zwar auf der Tugend Bahn;
Du strauchelst aber in dem Rennen.
Der ist nicht tugendhaft zu nennen,
Den eine Tugend reuen kann.

Fabel X.

Der unglückliche Hund.

Ein Bauer der im Geiz berauſcht die Finger nagte:
Sich ſelbſt ſein Weib und Vieh recht Haus tyranniſch plagte.:
Zog einen Jagdhund auf bey jung gewöhnter Noth:
Der Prügel war ſein Fleiſch bey dürrem Haberſchroot.
Er muße anſtatt der Jagd nur Schwein und Schaafe hüten;
Doch würkte die Natur mehr als gewöhnte Sitten.
Dies zeigte Phlax auch, als einſt der nächſte Wald
Von Hunden, Jagdgeſchrey und Jägerhörnern ſchallt;

Er hörts : : Er läuft herbey, er hilft das
Wild erlegen:
Die Jäger schmeicheln ihn, wie gute Jäger
pflegen.
Der Hund war jung und gut, er muß mit
in die Stadt,
Und freßt sich, weil er lebt, zum ersten
mahle satt.
Kurz Philax ward geliebt; er lebte mit
Vergnügen.
Und durfte, schlief sein Herr, bey seinen
Füssen liegen.
War munter auf der Jagd, vergaß nie sei-
ner Pflicht;
Genug, es gieng ihm wohl, doch gar zu
lange nicht . .
O Philax, du verdienst ein günstiger Ge-
schicke!
Neid, Schicksal, und wir selbst verderben
unser Glücke.

Der

Der Bauer war dein Herr, genug er hat
die Macht.
Er kommt : : Siehſt du ihn nicht? : :
Gieb auf dein Leben acht
Er kommt : : Er iſt ſchon da : : Er kommt
vorbey gefahren:
Er ſieht, er kennt den Hund, er kratzt ſich
in den Haaren;
Ruft: Philax! Philax komm! komm Phi-
lax! komm zu mir! : :
Nein (ſagt der Hund) mein Freund, ich
gehe nicht zu dir.
Mein neuer Herr iſt gut, er braucht mich
nur zum Jagen,
Hierzu bin ich gemacht; du machſt dem Phi-
lax Plagen,
Ich heiſſe Waldmann : : Schweig! du
undanckbarer Hund!
(So hub der Bauer an) du biſt auf meinem
Grund

Erwachsen und ernährt, ich habe dich erzogen,
Du bist mein Hund mit Recht, und hast mich nur betrogen.
Nein! (rief der Hund erhitzt) Mit Recht war ich nie dein:
Ein Jagdhund wird für dich kein Schweinehüter seyn.
Ein Zufall ließ mich zwar auf deinem Mist gebähren,
Und Zufall, und Natur gab mir den neuen Herren,
Der edler denkt, wie du: dem dien ich willig, treu.
Ich bin dein Sclave nicht, nein! hier lebt Waldmann frey.
Der Bauer rast und tobt, er droht ihm mit der Peitschen,
Und Philax weicht ihm aus, er denkt nicht wie die Teutschen.

O nein: = = Er bellt ihn noch darzu verächtlich an.

Lauf Hund! du weißt noch nicht, was Argliſt ſchmieden kann.

Der Bauer ſchweigt und denkt, kann ich dich jetzt nicht zwingen,

So ſoll ein falſcher Ruf dich bald in Unglück bringen.

Denn lebſt du nicht für mich, und biſt du nicht mehr mein,

So ſolſt du auch der Welt gewiß nicht nützlich ſeyn.

Drauf ruft er, Leute helft! ach helft! Ich bin gebiſſen.

Der Hund den ihr hier ſeht, hat mir den Fuß zerriſſen.

Fürwahr er hat die Wut! = = Seht wie ſein Auge brent!

Seht wie ſein Rachen ſchäumt! = = Ach flieht wohin ihr könt: = =

Das Volck hebt Steine auf, man lauft mit Spieß und Stangen.

Man ruft: = = Der Hund iſt toll: Ein jeder will ihn fangen.

Der ſo bedrängte Hund eilt flüchtig in ſein Haus;

Doch ach! Sein neuer Herr, ſtößt ihn beſtürtzt heraus,

Verſaget ihm den Schutz, verriegelt ſeine Thüre,

Und denkt: = = Es leben mehr, wenn ich dich auch verliere.

Der Hund ruft: = = Hört mich an. = = Der Lerm iſt ſchon zu groß;

Die Welt iſt taub für ihn, die Welt ſchlägt auf ihn loß.

Der gute Philax ſtirbt bey ungehörter Sache.

Der Bauer bleckt den Zahn nach ausgeführter Rache.

Er ſieht des Hundes Tod, und lacht bey ſeiner Pein;
Tyrannen! Muß ich denn auch Euer Philax ſeyn?

* * *

Wie es dem Hunde geht, ſo geht es Menſchen auch.
Was hier der Bauer thut, iſt vieler Herren Brauch.
Die Unterthänigkeit iſt unſer Mordgerüſte;
Wenn mancher ſeinen Stand auch zu verbeſſern wüſte,
So muß er, will er nicht des Philax Schickſal erben,
Auf dieſer freyen Welt im Sclavenjoche ſterben.

Fabel XI.

Die Nachtigal
und
der Bauer.

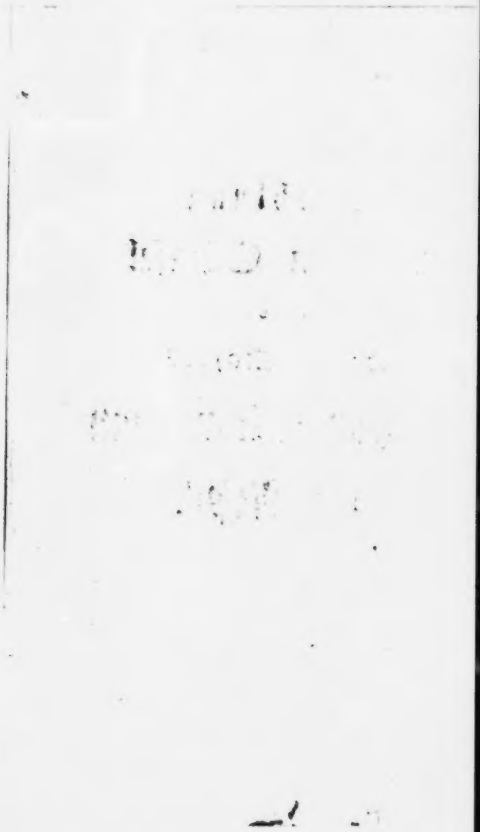
Ein Bauer fieng bey seinem Stall
Im Winter eine Nachtigal.
Gut! . . (Sprach er bey sich selbst mit lachen)
Ich will dir einen Käfig machen.
Er thats: Er sperrt sie würklich ein,
Und will den armen Vogel zwingen
Er soll vor Angst und Hunger singen,
Und ihm durch Pfeifen denkbar seyn.
Jedoch der Vogel schweiget still. . .
Der Bauer, der ihn hören will,
Spricht: Nun, du solst nicht länger leben.
Wofür soll ich dir Futter geben? . .
Er greift den Käfig zornig an,
Doch eh ihm noch sein Zweck gelungen,

So

So komt ſein Weib herbey geſprungen,
Und ruft: » » Halt ein! Mein lieber Mann!
Der Vogel thut dir ja kein Leid,
Erzeig, ihm doch Barmherzigkeit.
Im Frühjahr wird er ſicher ſingen. » »
Der Bauer will ſich nicht bezwingen » »
Nein! (brüllt er) Futter koſtet Geld;
Umſonſt geſchieht nichts in der Welt. » »
Drauf war der Vogel in Gefahr.
Der Bauer der nur Bauer war;
Nur bäuriſch und nicht edel dachte;
Nur das was ihm gefiel vollbrachte;
Beſtund nur auf des Vogels Tod: » »
Allein das Weib hub an zu bitten:
Sie weinte gar nach Weiber Sitten
Aus Mitleid um des Vogels Noth.
Nein! (ſteht ſie) Vater gieb ihn mir! » »
Der Bauer thuts » » Er giebt ihn ihr.
Sie trägt ihn fort, bey tauſend Küſſen,
Weil ſie ihn der Gefahr entriſſen,

Auch vor sein Leben Gnade fand,
Und schenkt ihn ihrem Haus zum spieken.
Hier muß der Vogel täglich fühlen,
Was Vögel sind in Kinder Hand. . .
Sie rupften ihn lebendig kahl.
In seiner mehr als bittern Qual,
Rief er: . . Verflucht sind solche Gnaden.
Erbarmen dient mir nur zum Schaden.
Ist das dein Mitleid böses Weib.
Des Nerons Wuth soll mich nicht schlachten,
Und deine Huld läßt mich verschmachten,
Zu dummer Kinder Zeitvertreib.

Erzehlung
von dem Schickſal
des
Herrn Majors
Caſpar Kilian Eſau
von **Mops.**



Vorbericht.

Ich verfertigte diese Satyre auf einen pommerischen Major Nahmens Bruckhausen, welcher in der Jugend als Freycorporal gedienet, seine Lebensjahre als Junker auf seinem Dorfe verschlafen hatte, und im Kriege auf einmal auf die Majorsstaffel der Landmiliz stieg. Er mißhandelte mich nach allen Kräften, und blieb ein grober dummer Tyrann bey seinen Soldaten, wie er bey seinen Schweinen und Bauern gewohnt war. Ordre war sein Orakel, und der Bauch sein Gott. Er inventirte

tirte meine Fesseln, und soff den Wein aus, welchen mir der großmüthige Landgraf von Hessen, als damaliger Gouverneur, zu meiner Erquickung schickte.

Mit dem Platzmajor N. war er verstanden, und beyde bettelten bey unsern Kriegsgefangenen Geld für mich, nnd theilten diese Beute für ihren Wanst. Mich hingegen liessen sie in Hunger, Kälte und Blöse verschmachten, und thaten alles mögliche mich auf ewig schweigen zu machen.

Die Schmach, welche mir dieser 300pfündige Pommer empfinden machte, und die niederträchtige Art seiner Pro-

Procedur übersteigt alles glaubwürdige, und bleibt bis zur Auferstehung meines Lebenslaufes mit seiner Schande begraben. Sein gröster Ruhm war:

Ich wäg' 300. Pfund.

Dabey war der Tyrann ein Erz-Poltron bey seinen Cameraden, und nur ein Held bey der Schüssel, auf dem Paradeplatze, und in denen Gefängnissen.

Der Leser merke wohl, daß die in dieser Satyre so häufig angebrachte französische Wörter, just zum Nachdruck derselben nothwendig waren Wer sie liefet, und den Pommern in Original kennt, der sieht ihn treulich copirt,

und hört ihn mit seinem natürlichen Accente sprechen.

Ich habe zum Gegenstande dieses Gedichts just diesen Bruckhausen gewählt, um einen solchen Haus-Tyrannen in allen Vorfällen zu schildern, wenn er das Unglück hat aus seinem Vaterlande vertrieben zu werden, und Brod und Ehre verdienen soll. Der Karakter bleibt überall gleich und der Bauern-Stolz, und das böse Hertz sind hier in wahrer Gestalt bey erdichteten Begebenheiten geschildert.

Calligula

Caligula, Biberius Nero, Caracalla, Imperator peſſimus, maximus Pomeranicus, Bachi ſummus Pontifex, Borckii Conſulatus Lector perpetuus, Flagellum Jovis, Peſtis terrae, Vulcani cyclops. Dianae Acteon, Veneris contradictorium. Sabaothi rabiati Locumtenens, Bel Babiloniae, Molechi ſacerdos, ſidevum Magdeburgenſium Legislator Minos, Solon, Licurgus, et Gubernator depoſitus. Tripos Apollinis, Invidiae Doctor, Calumniae Profeſſor publicus; Ignorantiae Magiſter, Aſinorum Praeceptor, Ruſticorum Pagi ſui Rector Magnificus. Horror et fuſtigator. Cohortis, ibidem ſuum Praefectus ac Proprietarius Militum baculus, et Baculo Hercules, Hevos inermium, Captorum terror, oppreſſorum oppreſſor, Lachrymarum cauſa, ſolatii gaudiique alicui Raptor; Forma miles, Effectu anus, Verbis Hannibal, factis

Domitianus ; Lurcus , in regno coecorum Rex. Lupus inollis alienis vorax. Tur furfur , et vultur in acquirendo Dominio quocunque Titulo rapax. Animo carnifex , aſtutia Linx ; Judicio Beſtia , Corde Tygris , ore vipera , capite monſtrum , ventre cloacum. Prudentiae , honeſtatis , magnanimitatis , amoris , et totius humani generis inimicus haereditarius ac Tyrannus , Moribus bos. Sus pinquis cerebro ut ſtercore faetens , Tyrnckii infelicis protector generoſus , Tutor curatorque exemplaris, Moecenas et benefactor nunquam obliviſcendus , nec non vinculorum ſuorum inventator mirandus , ac fabricator laude digniſſimus.

Ein Junker aus Stettin, der drey und zwanzig Jahre
In Friedrichs Heer gedient, und durch die grauen Haare,
Doch sonst durch kein Verdienst, Major im Titel ward;
Majorisirete nach Menschenfeinde Art.
Er fand in seinem Stock das höchste Guth der Erden
Und suchte nur durch ihn ein grosser Mann zu werden.
Sonst war er dumm wie Bav, fett wie ein Eichelschwein,
Stolz, reckelmäsig grob, und bildete sich ein,
Sein Schmerbauch sey die Schuld, daß er im Menschenorden

Ein groſſer Zebaoht durch ſein Verdienſt geworden.

Er hieß der Herr von Merz, und war ein Edelmann,

Der wie ein Püffel lebt, wie Eſel denken kann;

Sonſt hat er nichts gelernt, als Ordres blind erfüllen,

Und vor dem Regimement Commandowörter brüllen.

War nur ein Ungeheuer, das da am beſten taugt,

Wo man den Menſchenfeind zur Jagd par force braucht;

Und doch und dennoch kann, das Aas, die Peſt der Erden,

In Nerons Heldenreich ein Heldenbüttel werden.

Er ſchlug das arme Volk mit Unbarmherzigkeit,

Auf

Auf Schinbein, Arm, und Kopf, kein Unrecht that ihm leid,
Subordination war ſeines Herzensfreude,
Und Execution die ſchönſte Augenweide.
Er war ein Hausthyrann, ein Tyger für ſein Vich,
Was er that, ſprach, befahl, war Hundsphiloſophie.
Vor ſeiner Obrigkeit ſtand er mit Furcht und Schrecken
Und konte wie ein Hund im Maulkorb Geifer lecken.
Wann dann Gelegenheit für den Verläumder war,
So war am Böſewicht kein treu, kein redlich Haar;
Und juſt, juſt ſo wie er, ſo ſclaviſch als er dachte,
So ſollten auch die ſeyn, die er zu Sclaven machte.

Die ganze Welt war schwarz, nur er allein war rein,
Und wollte wie ein Gott geehrt, gefürchtet seyn.
Er konte über nichts als fremdes Unglück lachen,
Und dann glaubt Mops sich groß, wenn ers kann gröſſer machen.
Doch dacht er bey sich selbst . . ich bin ein Menschenfreund,
Der allen gutes thut, nur Lastern bin ich feind.
Im Regimente war er scharf im exerciren,
Selbst wie ein Maulwurf blind, und wollte andre führen.
Er glaubte daß sein Stock, und seine schwere Hand,
Sein Fleiß, und groſſer Geist, sein Pomrischer Verstand,

Ord-

Ordnung und Disciplin im Volk zuwege
brachten,
Und schrieb nur sich das zu, was kluge
Köpfe machten.
Sein König war sein Gott, und beide kannt
er nicht,
Nur Furcht und Eigennutz beseelten seine
Pflicht.
Wo Mops schmarotzen kann, da stund
sein Rachen offen,
Der mit der Muttermilch schon Ottergift
gesoffen.
Sein niederträchtig Herz schwam in dem
dicken Bauch,
In Geitz, Neid, Grausamkeit, nach schwar-
zer Seelenbrauch.
Bey seiner Compagnie ward alles-blau ge-
schlagen,
Und keiner durfte frey nach Schuh und
Hemden fragen.

Doch hat der Herr von Mors Ambition und Geist,
Der einem Musquetier vom Schuh die Schnallen reist.
Sein Schnurrbart sollte schon der Menschen Ehrfurcht wecken,
Und jedes Donnerwort und Zornsicht erschrecken.
Das halb verzwickte Aug, ein grober Ochsenball,
Wenn er von Ordren sprach, schreckt gar den Corporal,
Der seine Klauen scheut, doch kluge Leute lachten,
Die von dem Heldengeist just, was bald folgte, dachten.
Kurz jeder fürchtete den strengen Herrn Major,
Doch keiner liebte ihn, weil er sie alle schor.

Nun

Nun merkt! wie es ihm gieng mit seinen Heldenthaten:

Einst kam der Herr von Mops mit einem Cammeraden,

Der seines gleichen war in einen Wörterstreit:

Der andre war sogleich mit seinem Dienst bereit,

Und schlug ihn auf das Maul, hienauf zog er den Degen,

Doch Herr von Mops erschrack, wie die Tyrannen pflegen,

Die da nur herzhaft sind, wo niemand raisonirt,

Und sich nicht schützen darf, wenn er den Prügel führt.

Ich sage Mops erschrack, ließ sich geduldig schlagen,

Und wolte kein Duell mit bloßer Klinge wagen.

Der Schimpf ward bald bekannt, die Sache angeklagt,
Und Herr Major von Mops vom Regiment gejagt.
Kein Mensch beklagte ihn, ein jeder half ihn kränken,
Der einige Profos der wolte sich erhenken,
Und rief: der brave Herr! . . ach, meine Sporteln . . ach!
Er hat mich reich gemacht, und sah ihm traurig nach.
Mops gieng ganz trotzig fort, als sey ihm nichts geschehen,
Und dachte bey sich selbst: Der König wird schon sehen
Was er an mir verliert, den jeder Potentat
Wird froh seyn, wenn er mich in seinen Diensten hat.

Drauf

Drauf reist er nach Paris, glaubt auf der Wachtparaden,
Läßt mich der König gleich zu seiner Tafel laden,
Und so viel ist gewiß, so bald er mich erblickt,
Bin ich ein General, wer weiß, was ferner glückt?
Er geht auch würklich hin mit seinem blauen Rocke,
Mit einem neuen Hut, und einem grossen Stocke,
Und fragt ganz stolz und froh wo dann der König sey?
Was weiß ein solcher Ochs von fremder Policey?
Er unterfteht sich gar die Wacht zu corrigiren;
Allein ein Corporal zwang ihn zum retiriren,

Nahm

Nahm seinen Stock zur Hand, schlug auf
Herrn Morsen los;
Mops rief ganz jämmerlich; Wacht, Hen-
ker und Prefos,
Der Mensch vergreift sich ja an einem
Officiere;
Weiß man nicht in Paris, daß mir Respect
gebühre?
Ein jeder lacht darzu, Mops fühlt, wie
es ihm geht,
Und lauft im Zorn davon, doch noch mit
Gravität.
Er schüttelt seinen Kopf, entschließt bey
Grimm und Fluchen,
Im höflichen Paris kein Regiment zu
suchen.
Nein! (spricht er bey sich selbst) Paris ist
wohl nicht werth,
Daß solch ein Herr wie ich, auch Ludwigs
Thron begehrt,

Nein

Nein ihr Halunken krop! Ich will nach Wienne reisen:

Dort wird man mir Respect, wie mir gebührt, erweisen.

Drauf packt er würcklich ein, und kommt in Wien auch an;

Putzt seinen Ranzen auf, so schön er immer kann.

Bläßt sich im Spiegel auf, mit stolzen Saukopfs Blicken,

Und denkt mein Anblick muß die Kayserin entzücken.

Drauf geht er auf die Burg, fragt was der Kayser macht?

Ob er zu sprechen sey? Allein die Schweitzer Wacht

Fragt ihn; was will der Herr bey Hofe mit den Sporen?

Mops brüllt: Ich bin Major! : : Du Narr hast Eselsohren:

So

So hub der Schweitzer an, geh in das Narrenhaus
Mit Stiefeln, nicht nach Hof, und jagte ihn hinaus.
Mops klagt es seinem Wirth, der Wirth muß drüber lachen,
Und gab ihm guten Rath ein Memorial zu machen;
Auch von dem Wienerbrauch recht treuen Unterricht.
Doch Mops gedachte gleich, selbst schreiben kann ich nicht;
Ich hab' es nie gelernt, und andre drum zu bitten,
Ist wider meinen Ruhm und meines Adels Sitten.
Indeß verfloß die Zeit: » Mops schalt nur auf das Glück,
Und hofte doch umsonst bey jedem Augenblick,

Der

Der Kayser würde selbst nach Herr von Mopsen fragen,

Das Geld nahm endlich ab, er fing an zu verzagen;

Entschloß sich in der Noth, brach seinen Eigensinn,

Und gieng vom Stolz berauscht zum Baron Weber hin.

Die erste Frage war, was will der Herr von mir?

Mops brüllt ganz froh! Ich bin ein fremder Cavalier.

Auch noch dazu Major: und weil ich viel gehört,

Daß man uns Helden hier recht respectirt und ehrt,

Drum bin ich her gereist, und will der Kayserin,

(Der man versichern kann, daß ich ihr Diener bin)

Wenn sie mich wohl belehnt durch meine Klugheit dienen,
Durch mich soll diese Stadt, bald so wie Potzdam grünen.
Wie? wo? womit? wodurch? hub Herr von Weber an.
Was hat der Herr gelernt, daß man ihn brauchen kann?
Mops bließ die Backen auf = = Ich kann gut commandiren;
Ein ganzes Regiment im Feuer exerciren;
Schlag einen schweren Stock; = = kurz ich bin ein Soldat,
Der einen Tigermuth, und Ochsenkopfe hat.
Ich habe zwanzigmal das Reglement durchblättert.
Drey Pferden schon das Creutz durch mein Gewicht zerschmettert.

Ich

Ich wäg dreihundert Pfund = = Herr
Weber rief: = = genug = =
Ein solcher Ochs wie er, mein Herr, taugt
vor den Pflug;
Doch nicht zum Officier, Er kann nach
Hause kehren,
Herr unterſteht euch nicht mich ferner zu
beſchweren,
Und bleibt auf eurem Miſt: Herr Mops
geräth in Wuth,
Schilt, tobet, ſchmäht und flucht, daß man
ihm Unrecht thut.
Doch in dem Augenblick erſchienen die
Laquayen
Und ſtieſſen ihn hinaus = = Mops wolte
beſſer ſchreyen;
Nichts half: = = Sein Rücken ward von
neuem blau gemacht;
Herr ſprach er bey ſich ſelbſt, = = das hätt
ich nie gedacht:

Impertinentes Volk! — Was wird aus
mir noch werden?
Gott! schenk mir doch Gedult auf dieser
bösen Erden.
Sonst, wenn ich prügelte, stund alles un-
bewegt,
Jetzt lauf ich selbst davon, wenn mich ein
Hundskopf schlägt.
Verfluchtes Schelmgepack! — ich könnte
mich wohl rächen.
Was würde dann die Welt vom Herr von
Mopsen sprechen?
Mit euch Canaillienvolk mach ich mich
nicht gemein;
Der Degen soll mein Ruhm nicht meine
Schande seyn. —
O! wär ich doch ein Fürst die Menschen
zu regieren!
Ich wolt euch Bestien ganz anders stra-
pezieren!

Was

Was war nunmehr zu thun? das Geld war
schon verzehrt,
Die Uhr war schon verkauft, der Beutel
ausgeleert,
Die Noth riß endlich ein, der Ausputz ward
verwandelt,
Und Herr von Mops sogar von seinem
Wirth mißhandelt.
Kurz das Verhängniß war zuletzt für ihn
so hart,
Daß unser Herr von Mops ein Sau-
magister ward.
Stock, Degen, Sporen, Hut war ihm
noch übrig blieben;
Die (dacht er bey sich selbst) die will ich
ewig lieben.
Nein! die verkauf ich nie, so kennt man
doch daran,
Die Zeichen des Majors, und einen Edel-
mann.

Was fehlt mir hier vor Glück, ich kann
ja noch gebieten;
Hier kann ich zornig seyn, auch toben, prü-
geln, wüten.
Ich commandir en cheff, wie glücklich ist
mein Stand!
Die Schweine fühlten bald Her Mopsen
schwere Hand.
Er schlug sie mörderlich, sie solten sich
rangiren;
Ein Esel war dabey, der muste paradi-
ren,
Mops saß den ganzen Tag auf seinem
Rücken fest,
Spornirte, prügelte, und fluchte Gift
und Pest.
Das arme schwache Thier soll mit ihm
gallopiren,
Und zwang es gar vor Angst mit ihm zu
courbettiren.

Der

Der Esel farzt, Mops auch, und ruft ::
so recht :: allons.
Du plackert Bestie! chargier mit mir
Ploton.
Indem, daß er so tobt, kam sein vor vielen
Jahren,
Bekannter guter Freund dem Ort vorbey
gefahren,
Und fragt Herr Bruder Mops! was Teu-
fel machst du hier?
Mops spricht :: Herr Bruder schau, wie
ich majorisir,
Ich bin dazu gemacht, ich muß was com-
mandiren,
Herr Bruder schau nur zu! mein Corps
soll deployren,
Hier muß der Esel dran: Herr Mops der
Saumajor
Zieht seinen Degen aus, und stellt sich vor
sein Corps;

Schwenkt rechts und links herum; er reti-
rirt, macht Fronte;
Bis ihm sein Esel stürzt der nicht mehr
stehen konte.
Der Schimpf verdroß ihn sehr, er steckt
den Degen ein;
Nimmt seinen Stock zur Hand, und schlägt
erbärmlich drein.
Je mehr er knittelte, je mehr die Schwei-
ne schrieen
Mops brüllt, nicht raisonirt! halt!
steht! die Schweine fliehen,
Er schäumt vor Grimm und Wuth und
ruft: Ach Camerad!
Was ist dabey zu thun? gib mir doch
einen Rath,
Subordination den Thieren beyzubrin-
gen
Der Stock kann Musquetier, warum nicht
Schweine zwingen?

Ein

Sie raiſoniren ſtets, nur dieß macht mir
Verdruß,
Daß, wenn ich prügeln will, die Sau nicht
ſtehen muß.
O beſſer iſt es, doch ſich mit Soldaten
plagen,
Da hat man Corporals die ſie par Ordre
ſchlagen; = =
Der andre fährt davon, verachtet ihn, und
lacht,
Denkt aber bey ſich ſelbſt: Mars hats ſehr
hoch gebracht.
Meps glaubt ſich affrontirt in ſeinen groſ-
ſen Ehren,
Und denkt = = der Eſel kann ſich gegen mich
nicht wehren.
Ich räche mich an ihn, ſchlägt ſich auf
ihm ſo ſatt,
Als ob er ſeinen Feind vor ſich zu prügeln
hat.

Allein der Esel starb, es hinkten viele Schweine,
Sie hatten dicke Köpf und aufgeschwollne Bäine.
Die Bauren merktens bald, sie maffen ihm den Lohn
Auf seinem Rücken ab, und jagten ihn davon.
So giengs ihm überall bis Mops im ganzen Lande,
Der Schweinebüttel hieß, und keinen Dienst mehr fande.
Da ihn der Hunger nun fast zur Verzweiflung brachte,
Grif er zum Bettelstab, doch fast ein jeder lachte;
Denn Degen, Sporen, Stock fiel prahlend ins Gesicht
Und grober dummer Stolz taugt für die Bettler nicht.

So

So muſte Herr von Mops ſich gar aus
Noth entſchlieſſen,
Im holen Weg und Buſch die Reiſende
zu grüſſen.
Er geht auch würklich hin, und lauſcht
den ganzen Tag,
Doch er erhaſchte nichts, weil er nichts
wagen mag.
Mops hat zu wenig Herz für einen Straſ-
ſenräuber,
Und ſchrecket ſich ſogar vor feige alte
Weiber.
Indem er ſchon verzagt nicht Rath noch
Mittel weiß,
Und ſich erhenken will, kommt juſt ein
blinder Greiß
Schwach, lahm gekrümmt daher, es führte
ihn ein Knabe;
Ein ſiebenjährig Kind an ſeinem Bettel-
ſtabe,

Mops freuet sich im Geist, so bald er ihn erblickt,
Und denkt, den hat mir Gott zu meinem Treu geschickt:
Denn er hat kein Gewehr sich gegen mich zu schützen.
Courage Herr von Mops! wir wollen Blut verspritzen.
Hier geht er auf ihn los, seufzt: Gott! steh mir doch bey!
Und schlägt mit einem Streich ihm das Gehirn entzwey.
Der arme Knabe wird ganz jämmerlich zerfetzet,
Und Mopsens Heldenschwerd in Kinderblut genetzet.
Er fand auch was er sich wohl immer fürgestellt,
Bey diesem Manne mehr als hundert Thaler Geld.

Nun

Nun war Mops wieder reich, fraß einen fetten Braten,
Und kützelte sich selbst mit seinen Heldenthaten.
Wer (dacht er) hat wohl ja so tapfern Muth gezeigt?
Zwey Menschen auf einmal, genug mein Selbstruhm schweigt.
Nun hab ich wieder Geld mich neu zu equipiren,
Und will in Petersburg mein künftig Glück probiren.
Er macht sich auf den Weg, doch wie er ihn vollbracht,
Bewies in Petersburg die neue Kleiderpracht.
Kaum hatte Herr von Mops sich dort nur präsentiret,
So war er als Major in der Armee placiret.

In

In Rußland lebt man so wie in Teutsch-
land auch,
Und glaubt ein grosser Geist steckt nur im
grossen Bauch.
Just dies war Mopsens Glück, der sich
vom neuem putzte,
Und in der ganzen Stadt sich wieder fett
schmarutzte.
Er kam zum Regiment, da gieng das Wü-
then los;
Die ganze Welt war klein, und Mops allein
war groß.
Er podeggierte, kantirte, kalackirte:
So gar der Ruß erschrack, wenn er tyran-
nisirte.
Kurz! Mops blieb was er war, nur gegen
Schwache kühn,
Und lebte eben so, wie vormahls in Berlin.
Einst war er sehr ergrimmt, und wann die
Narren wüthen,

So

So können ſie den Mund im plaudern nicht behüten.

Mops ſchimpft das Regiment; die ganze Nation;

Gar auf die Majeſtät, und ihren höchſten Thron.

In Rußland aber darf man weit mehr thun als ſprechen;

Er ward gleich angeklagt, man ſtrafte ſein Verbrechen;

Schnitt ihm die Zunge weg, für ihre Frevelthat,

Die manchem braven Mann ſo oft geſchadet hat.

So recht, das iſt der Lohn für die Verläumder Zungen:

Verruchter Böſewicht! hiernach hat' er gerungen.

Herr Mops empfieng zugleich die Knut zu ſeinem Recht,

Und ward, weil er drum bat, ein edler Henkerknecht.

Hiezu war er gemacht, gebohren und gezogen,

Mops hat schon Henkerblut mit Muttermilch gesogen.

O wüßte unsre Welt, wozu ein jeder taugt,

Die Möpse würden nur für dieses Amt gebraucht.

Und mancher Commandant mit Exzellenzentitel,

Der mopsisch denkt, und lebt trotz einen Häscherkittel.

Wo der Verläumder Mund des Fürsten Gunst erhält,

Wird uns der Sclave Mops zum Muster vorgestellt:

Der die Bedrängte quält, auf Recht und Unrecht wüthet,

Die

Die Habichtsklauen braucht, und Adlerseyer brütet.
So lang ihr Glücksstern scheint, sind alle Knechte blind:
Im Unglück sieht man erst, was solche Möpse sind.
Doch leyder! mehrentheils wird diese Pest der Erden
Im Glücke grau und alt, und gros im Titel werden.
Weil oft die Politic, damit sie uns nicht schreckt,
Den Büttel kluger Welt mit Stern und Band bedeckt.
Ich sage Mops erschrack, denn Degen, Stock und Sporen,
Major und Edelmann, und Zunge war verloren.
Doch er war bald vergnügt, und ihm gefiel sein Stand,

Da er in ihm just das, warum er lebte, fand.

Wenn er im Kreyse stund; bey funfzig armen Sündern,

So sprach er bey sich selbst, wer will mich hier verhindern,

Daß ich majorisire? Hier scheut, hier ehrt man mich,

Fällt zitternd auf die Knie, und ruft er barme dich.

Mein Herr, mein Fürst, mein Gott, was kann ich mehr begehren?

Bey meinem Obristen darf niemand sich beschwehren:

Hier hab' ich mehr Gewalt als Flügeladjutant,

Als da ich als Major in Friedrichs Dienste stand.

Ich brenne, wie ich will, ich peitsche das sie pfeiffen,

Und

Und Niemand darf, noch kann, ſich hier an mir vergreiffen.

Ich binde ſie zuvor recht feſt an einen Pfahl.

Allegro, Herr von Mops! Das Glück kommt auf einmahl.

Das einige was ihm nur noch viel Verdruß erweckte,

War der verfluchte Stolz der ihm im Kopfe ſteckte.

Die Zunft der Brüderſchaft ſchien ihm nur zu gemein:

Er wollte hier Major von Mops betittelt ſeyn.

Und deshalb ward er auch faſt täglich abgebläuet.

Die Brüder merkten bald, das Mops die Händel ſcheuet,

Und daß ein feiges Herz im groſſen Neckel wär,

und desto öfter war sein Rücken in Gefahr.

Mops aber war dennoch den andern vorgezogen;

Denn auch im Henkeramt bleibt ihm das Glück gewogen.

Es war ihm keiner gleich, an Kraft und Tigerwut:

Nie schlug kein Büttel so, wie er mit seiner Knut.

Hierdurch stieg er empor; kam aus dem Knechtsregister,

Und ward durch sein Verdienst der Oberknut Magister.

Doch ach! er fiel auch hier aus seiner Ehrenbahn!

Er liebete das Geld, sein Geiz war schuld daran.

In Rußland gilt ein Recht das alle Rechte kränket,

Denn

Denn, wenn der Henker sagt, der Herr hat
mich beschenket,
Damit ich schonen soll: so gilt dies statt
Beweiß:
Wenn er die Knut aushält, dann gibt
man ihm den Preiß.
Just noch einmahl so viel, als ihm versprochen worden;
Hierdurch ward Mops bald reich, geschwinder als durch Morden.
Er log, gab fälschlich an, hielt seine Probknut aus,
Und kaufte für sein Geld sich bald ein schönes Haus.
Vergnügte sich dabey, wenn er den noch knutirte,
Auf dessen Unschuld er das falsche Zeugniß führte.
Doch endlich kam es aus; Er peitschte
seine Frau,

Und die verrieht sein Werk - - Hier ward die dicke Sau
Der Schandthat überzeugt, vom Ehrenamt caßiret,
Und ohne Naß und Ohr zur Ruderbank geführet.
Hierzu war Mops zu faul, zum Rudern ungeschickt.
Der Prügel ward ihm auch fast täglich angedrückt.
Er kann den fetten Wanst nicht mehr auf Federn strecken,
Und Brod mit Wasser will dem Herrn von Mops nicht schmecken.
Verläumden kann er nichts, die Zunge war schon weg:
Gram und Galeerenkost verzehrten ihm den Speck.
Die Ordres hörten auf - - Er konte nicht befehlen;

Er

Er muß gehorsam seyn, und sich so lassen quälen,
Wie er vorhin gethan, da noch sein Glücksstern schien;
Major und Edelmann, und Hunger nagten ihn.
Hier ward er desperat, Mops fieng an zu verzagen:
Nein (seufzt er) diese Schmach kann Herr von Mops nicht tragen.
Nein, sie fällt mir zu schwer; ich habe recht gelebt,
Und wie ein grosser Mann stets meine Pflicht bestrebt.
Mein Herz ist Vorwurfs frey, geht gleich mein Recht verlohren,
So war ich von Natur zum Herrschen schon gebohren.
Zu allem tüchtig, klug, Staatsmann, Soldat und Held,

Ein Fürst der Policey, die Ruthe böser
Welt.
Um ihre Laster hier statt Belzebub zu stra-
fen,
Hierzu war ich von Gott zu seinem Ruhm
erschaffen.
Ich hätt' es auch erfüllt; nichts fehlte mir
als Macht;
So hätt' ich diese Welt von Menschen wüst
gemacht.
Nun muß ich wie ein Schelm auf der Ga-
leere sterben.
Ach Welt! der Herr von Mops läst dir ja
keine Erben.
Ach blinde Menschen seht, mein edler Stamm
verdirbt:
Ach seht, was ihr verliert, wenn Herr von
Mops euch stirbt.
Stettin, o Vaterland! nun geht dein Ruhm
verlohren;

Nie

Nie wird ein Herr von Mops wie ich in
dir gebohren.
Ach weine doch Natur! mein' um dein
Meisterstück:
Verdient ein solcher Herr wie ich kein bes-
ser Glück?
Nein länger will ich nicht bey Erdenwür-
mern wohnen:
Gott wird mir mein Verdienst, das ihr mir
kränkt, belohnen.
Drauf nahm er einen Strick und hieng sich
an den Mast.
Recht Mops! das ist der Lohn, den du
verdienet hast.

Epitaphium

des

Herrn Major von Mops.

Mops klage, das hier Mors, wie Mops begraben liegt.
Du aber Leser sey bey seiner Gruft vergnügt,
Und wünscht der Welt zum Trost: Ach! wenn die strengen Herren
Von Major Mopsens Art mit Mors begraben wären.

Anrede
an
die noch lebende Möpſe.

Ihr, die ihr ſo wie Mops in eurem Glücke denket,
Für euch allein nur lebt, und die Bedrängte kränket,
Seht euch im Spiegel an; erkennet was ihr ſeyd;
Vermehrt durch eure Wuth nicht der Bedrängten Leyd.
Ihr ſeyd zwar von Natur der Welt zur Laſt geſchaffen.
Wenn ihr gebieten könnt, ſo braucht ihr Mopſens Waffen.
Ach! giebt euch die Vernunft zum denken keine Kraft,

So

So ändert doch aus Furcht die böſe Leidenſchaft.

Mops, den ſogar kein Mops in ſeiner Gruft beklaget,

Ruft: Brüder! leſet hier was euch mein Schickſal ſaget.

ARIA

ARIA

des

Herrn Major von Mops

bey Betrachtung seines Stocks, da er just in seinem Wohlstande mit entzückender Wollust einige Mousquetier blau geschlagen.

1.

Edle Quelle aller Tugend!
Scepter, der die Welt regiert!
Süsse Wollust meiner Jugend,
Wo ich dich mit Ruhm geführet!
O wie schön vergnügst du mich:
Edles Rohr! ich küsse dich.

2.

Spanien, weil es dich zeuget,
Ist das schönste Land der Welt.
Wer des Schöpfers Ruhm verschweiget,
Wenn er dich in Händen hält,

Und den rechten Brauch vergiſt,
Der iſt wohl ein Atheiſt.

3.

Stock! du Geiſt der Corporalen;
Stab! durch den mein Wohlſtand blüht;
Du kannſt ohne Farbe mahlen,
Wer dich fürchten muß, der ſieht
Einen Zebaoth in mir,
Und fühlt Gottes Kraft in dir.

4.

Du machſt alles vor mir zittern,
Gar, daß man mich kniend ehrt.
Alles muß nach Gnade wittern,
Was dein brauſend Ziſchen hört:
Du machſt ohne Feuer warm,
Regt dich nur mein Heldenarm.

5.

Schienbein, Zähne, Arm und Lenden.
Alle Stellen ſind mir gleich.

Menſchen, wie die Finken, blenden,
Iſt mein irrdiſch Himmelreich.
Stöckgen wer iſt Schuld daran?
Süſſes Rohr du haſts gethan.

6.

Zucker wird aus Rohr gezogen,
Aber deine Süßigkeit
Wird dir nimmer ausgeſogen,
Du bleibſt ſüß zur Ewigkeit.
Ob du andern bitter ſchmeckſt,
Gnug, wenn du mir Luſt erweckſt.

7.

Du machſt wilde Bären tanzen;
Du erhälſt die Policey;
Du hilfſt müden Sclaven ſchanzen;
Du ſiehſt allen Schwachen bey;
Du machſt munter aus dem Traum,
Starker Zweig vom Lebensbaum.

8.

Will ich meinen Leib bewegen,
Stäbgen, ſo erwärmſt du mich:
Bin ich müde nach den Schlägen,
Stützt ſich Major Mops auf dich:
Gar das ganze Regiment
Ehrt mich nur, weil es dich kennt.

9.

O wie edel iſt das Leben,
Wo man dich frey brauchen kann!
Wenn ſo viele vor mir beben,
Bin ich nicht ein groſſer Mann?
Herr von Mops, Major dazu;
Götterſtab! wer macht es? Du.

10.

Du biſt nur für mich geſchaffen,
Und durch dich blüht meine Macht.
Ivans Schwerd, und Nerons Waffen

Haben

Haben nie ſo viel vollbracht,
Als ich, hält die Welt nur ſtill,
Noch durch dich verrichten will.

11.

O wie manchen Centner Salben,
Hat der Feldſcheer nicht verſchmiert;
Wenn er Wunden deinethalben,
Die du ſchlägſt, durch Kunſt curirt.
Heldenſtab! wer ſieht dir an;
Was du ſchon durch mich gethan?

12.

Du biſt der Soldaten Freude,
Wo man durch dich triumphirt;
Herr von Mopſens Augenweide,
Der mit dir majoriſirt:
Stock! du biſt mein Herz, mein Ruhm:
Stock! du biſt mein Kayſerthum.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

13.

Stock! dich will ich ewig lieben:
Stock! du biſt mein Zeitvertreib;
Stock! dich will ich täglich üben:
Du erquickſt mein Geiſt und Leib.
In dir wacht mein Heldenmuth:
Stock! du biſt mein höchſtes Gut.

* * *

Von Wolluſt berauſcht ſchlief Meier Mers bey ſeinem Stocke ein. Ihm träumete aber, daß eben der Mousquetier, welchen er blau geprügelt, ihn ſelbſt mit ſeinem eigenen Stocke mißhandle. Wütend, grimmig, zitternd erwacht er aus ſeinem Schlummer, und weil er juſt keinen Mousquetier zum Prügeln bey der Hand hatte, ſchlug er ſeiner tugendhaften, redlichen Frau den Arm entzwey.

Sinn-

Sinnbilder.

Ridendo docco.

Vorbericht

In denen letztern drey Jahren meines Gefängnisses erhielt ich die Erlaubniß Licht zu brennen, und fieng an auf meinem zinnernen Becher zu graviren. Ein kleiner Bretnagel, den ich aus dem Boden zog, war mein einig Instrument, und ich brachte es in kurzem so weit, daß man mir die Becher zuschickte, welche der Hof und grosse Herren mit Vorwitz oder Neubegierde verlangten.

Es ſind dieſe Becher an verſchiedene Höfe, auch nach Wien und London, ich weiß nicht durch wen verſchickt worden: und ich hatte dadurch Gelegenheit nicht nur hieroglyphiſch durch Bilder, ſondern auch durch Beyſchriften mein Unglück zu klagen.

Einige Becher hatten bis 40. dergleichen Sinnbilder mit Inſcriptionen in verſchiedenen Sprachen, welche alle auf mein Schickſal, oder ſatyriſch nach Beſchaffenheit der Perſon für welche ſie wahrſcheinlich gehörten, eingerichtet waren. Niemand ſolte wiſſen, daß der Trenck noch lebe; niemand durfte meinen Namen nennen; Dinte und Feder war bey Lebensſtrafe verboten, und

ich

ich uſurpirte Stufenweiſe die Gewalt auf Zinn zu ſchreiben, was ich wolte.

Mancher Becher enthielt neben 30. Bildern wohl 4. Bögen Schriften, und die Satyren trafen meiſtens meine Verläumder oder Wächter. Ich hatte das Genie ihre Geſichter ſehr kenntbar zu treffen, und Herr Commandant Borck, und Major Bruckhauſen erſchienen faſt auf allen Bechern mit ihren Köpfen in Sau, Tyger, oder Eſelgeſtalt. Durch meine Vorſicht war aber alles ſo vorgebauet, daß ich, trotz allen Verboten, dennoch beſtändig fort gravirte, und alle Gegenanſtalten zernichtet wurden.

Wer meine Becher ſiehet oder geſehen hat, der wird nicht glauben, daß die 2 Fuß von einander an einer Stangen geſchmiedete Hände, mit einem ſchlechten Nagel ſo fein arbeiten können. Indeſſen iſt es in Magdeburg erwieſen, daß die Noth auch Künſtler bilde, und edle Geiſter auch im Kerker arbeiten, und im Schlamm der Welt ſich groß zu beſchäftigen wiſſen.

Die Actien dieſer Becher, deren ich ohngefehr 25 gemacht habe, ſtiegen von 20 bis auf 80. Rthlr.

Nach erlangter Freyheit habe ich mit vieler Mühe dieſe auf denen Bechern

chern angebrachte Sinnbilder, theils aus meinem Gedächtnis, theils durch Freunde zusammen gesucht, und von ohngefehr 400. erscheinen in diesem Bande 100. verschiedener Gattung.

Ihre Samlung würde reitzender seyn, wenn die Bilder in saubern Kupferplatten hergerückt wären. Ich will aber meine Schriften nicht theuer machen, und der Leser kann die Bilder denken.

Es ist auch gar keine Ordnung bey ihrem Drucke beobachtet worden; einige zielen allein auf mein Schicksal, einige sind moralisch, und andre satyrisch, einige auch nur Fragmente aus verlor-

nen Arbeiten, die ich in Sinnbilder verwandle.

Man wähle, verwerfe, empfinde oder tadle dabey was man will, so bleibe ich fühllos bey Dingen die nur auſſer mir ſelbſt ſind, und von klugen Tadlern laß ich mich gerne für den zweyten Band belehren.

TrenCkIVs hVC pICtor, fIgVrIS
LoqVItVr CaVtIs

VonDera nVnC prVDens! faVtor
tVnC erIs LVgentIs.

Sinn-

Sinnbilder.

I.

Ein Kriegsrecht,

welches mit redenden Figuren auf einem Becher gravirt war.

Justitia moderna.

Im Reich der Thiere wo des Löwen Macht regieret,
Wird jetzt das edle Recht nach Menschen Brauch geführet.
Ein Affe präsidirt, der wie ein Affe denkt,
Und noch die Zähne blöckt wenn er die Rechte kränkt.
Herr Fuchs, der Auditor, formiret tausend Fragen;

Doch

Doch der Beklagte darf ihm keine Antwort sagen.

Der Präses ruft so gleich: halts Maul! ihr sprecht zu viel;

Ich weiß schon ob er spricht, mehr als er sagen will.

Wenn man ihn lange hört, er würde Recht behalten;

Wir aber sind nur hier die Ordres zu verwalten,

Die ihn längst condemnirt. Ihr Herren sprecht nur ja:

Der Commandant befiehlts . . . fiat justitia!

Hier schallt der hohe Rath von ja, ja, grummen, brummen.

Wär Cicero verklagt, er müßte hier verstummen.

Man packt die Acten ein; die Ordre liegt dabey;

Nur

Nur dieß schreibt man dazu daß sie zu gnädig sey.

Der Esel ruft: bravo! der Rath war bald zu Ende;

Der wichtigste Proceß wird kurz durch unsre Hände.

Wird Christus hergeführt, so spricht Pilatus Knecht,

So klug, so treu wie ich: Gott hat bey mir kein Recht,

Als was mein Herr verlangt; ich steh in seinem Brod,

Und wer mir widerspricht, der kriegt die schwere Noth

2.

Der Parnas oder Berg der Klugheit.

Quis ad finem ſapientiæ?

Wer ſteigt je zur Vollkommenheit?
Sie wohnt auf eines Berges Spitzen.
Der Jüngling ſieht die Strahlen blitzen,
Erſtaunt, und flieht die Möglichkeit,
Weil ihn des Weltrauſch Nebel decken.
Der Witzling ſtürmt berauſcht hinauf,
Er ſtrauchelt, bleibt im Wahn-Sumpf ſtecken,
Und hindert andre in dem Lauf.
Der Held verfehlt die rechte Straſſe;
Dem Blöden dreht der Popp die Naſe,
Und führt den Schöpſen zum Altar.
Der Eſel bleibt im Thale liegen,
Er ſucht nur für den Wanſt Vergnügen,

Und

Und wagt nichts jenſeits der Gefahr.
Der Weiſe ſteigt beherzt heran:
Die Tugend führt ihn auf der Bahn;
Die Klugheit hilft ihm aufwerts dringen,
Sie lehrt ihm Leidenſchaften zwingen;
Doch leider! dieſer gute Mann
Fing gar zu ſpäth zu klimmen an.
Er ſteigt; entfernt ſich von der Erden;
Er ſteigt; wird nie im Klettern matt;
Denn weil er Luſt zu ſteigen hat
Kann er durch nichts verhindert werden.
Er ſteigt, er kommt der Spitzen nah, : :
Noch einen Schritt, ſo wär er da : :
Ja wohl! er taumelt, ſinkt, muß ſterben;
Und läßt uns juſt ſein Schickſal erben.
Die Tugend weint; ſie reicht die Hand,
Er ſoll ſich bis zum Gipfel ſchwingen : :
Doch ach! man ſchartt ihn in den Sand.
Wen könte ſie je weiter bringen?

3.

Die wahre Glückseeligkeit.

Wie glücklich ist der Mensch, der sich,
auch Menschen kennet;
Der Ruhm in sich verdient und Titel Narren gönnet;
Der um zu lieben lebt; der menschlich edel liebt;
Der sich selbst frölich macht und andre nicht betrübt;
Der nicht gehorchen darf; der auch nicht will gebieten;
Der ächte Freunde hat und sich vor Neid kann hüten;
Den Gott gesundes Blut in starken Gliedern schenkt;
Den kein Gewissenswurm, noch Geiz noch Ehrfurcht kränkt.

Der

Der wenn den Jahre Dieb der Sinnen Kräfte ſtiehlet,
Noch Luſt in fremder Luſt, die er verurſacht fühlet.
Gut ißt und trinkt, klug denkt, aus Wehmut Honig ſaugt.
Doch was nutzt alles Glück, wenn der, dem es taugt nicht taugt.
Die Welt iſt dem nur ſchön, der ihren Werth erkennet;
Mit Platons Augen forſcht und ſich vom Pöbel trennet.
Des Mißvergnügens Strom entſpringt aus uns allein.
Wer ſich nicht glücklich glaubt, wird nie zufrieden ſeyn.
Die Dinge ſind nicht das, was ſie im Anblick ſcheinen:
Nur das, was wir davon im Wahn berauſchet meinen.

Ein frey zufriednes Herz iſt unſer höchſtes Gut:
Nur wer ſich ſelbſt bezwingt, zeicht ächten Heldenmut.
Wer, was er hat, geneußt, ſich nicht mit Sorgen plaget;
Im Glück kein gröſres will; nicht weich im Unglück klaget;
Nichts wünſcht; nichts haſt noch ſcheut, weil ihm ſein Glück gefällt,
Der iſt der gröſte Fürſt und klügſte Mann der Welt.

4.

Ein Ballen.

Ruit, ut reſaltet.

Der Ball wird endlich weich, wird er zu viel geſchlagen,

Und

Und prallt nicht mehr zurück; ſo gehts auch wenn ein Mann
Zu lang im Unglück ſteckt und gar zu viel muß tragen.
Er wird zuletzt ſo weich, daß er verzweifeln kann.
Der Weiſe wird nur hart, daß er den Schmerz nicht fühlt;
Auch mit dem Kummer ſo wie mit der Freude ſpielt;
Und iſt er ſtark genug ſein Unglück groß zu leiden,
So wird er auch im Glück! Berauſchungswürkung meiden.

5.

Ein Weinberg.

Non mihi laboravi.

Mein Weinberg war gebaut, ich ſah' ihn kämmen, blühen.

Die Hofnung reifer Frucht beseelte mein Bemühen:
Doch ach! ich pflanzte nur; ein Ahab trinkt den Wein
Und mein Verhängniß will, ich soll ein Naboth seyn *

6.

Inscription auf mein Bild.

Wenn den Schicksals Wetter stürmen;
Wenn des Neides Rachen brüllt;
Wenn mich niemand will beschirmen,
Hält die Großmuth mir den Schild.
Man erkent sie an den Zügen,
Wo sie in dem Herzen blüht;
An dem Held im Unterliegen,
Wenn man ihn entlarvt besieht.
Sie verbindet alle Wunden;

Sie

* Biblische Historie von Ahab. vide 1. Buch der Könige Cap. 21.

Sie erquickt den matten Geiſt;
Sie verkürzt die Trauerſtunden,
Wenn ſie mich klug denken heißt;
Sie hat mich bisher ernähret,
Auch mit Muttermilch getränkt,
Und wer weiß wie lang es währet,
Bis ſie auch mein Schickſal lenkt?
Hoffe! ſpricht ſie: die Poſaune
Die dein Recht im Grabe weckt,
Deiner Seufzer Herzcarthaune,
Hat die Menſchen ſchon erſchreckt.
Unglück iſt ja kein Verbrechen;
Strafe ſchimpft nicht; nur die That.
Groß und kluge Welt wird ſprechen,
Was der Trenck verdienet hat.
Dieſe weiß was ſchwache Knechte
In der Hand der Fürſten ſind:
Denn ihr Machtſpruch dämpft die Rechte,
Und macht blöde Sclaven blind.

7.

Ein Schäfer und Schäferin mit ihren Schafen, ein Wolf der solche anfält.

Schäfer auf! das Schaf schreyt ach!
Wilst du deine Pflicht erfüllen,
Laß den Wölfen nicht den Willen,
Rette jetzt und scherz hernach.
Menschen die ihr glücklich lebet,
Steht doch dem Bedrängten bey;
Denkt wie dem zu Muthe sey,
Der im Unglücksnetze lebet.
Seufzt ein wehrles schwacher Mann,
Reicht ihm Waffen; helft ihm siegen.
Ist es nicht auch ein Vergnügen,
Wann man Brüder retten kann?
Brecht was ab von euren Freuden,
Und schützt Schafe wenn sie leiden:
Wünschen hilft Bedrängten nicht.

Heute

Heute iſts noch Zeit zu ſorgen:
Menſch! verſchiebe nichts auf Morgen,
Und erfülle Menſchen Pflicht.

8.

Zwey Eſel.

Tres faciunt collegium.

Wir ſind nur unſer zwey;
Doch wer dies Bild beſieht und ohne Groſsmuth denket,
Wer ſich allein nur liebt und die Bedrängte kränket,
Der mahle ſich dazu, ſo ſind wir unſer drey.

9.

Auf mein Bild.

Mein Leſer, wenn du mich in dieſen Bildern ſiehſt;

Frey, edel, menſchlich denkſt, und Vorurtheile fliehſt,
So wirſt du Stof für mich und dich zu denken finden;
Dann hilf den armen Trenck Verläumder überwinden.
Ach! forſche, was mich drückt: ſprich! wo ich ſeufzend ſchweige,
Und reiche mir die Hand eh ich zum Grabe ſteige.

10.

Eine Katze, vor welcher ein Hund ſtehet, und die Mäuſe ſpringen um ihn herum.

Canis adeſt, Saltare mures.

Der Katzenfeind, der Hund iſt nah;
Jezt Mäuſe tanzt ihr auf dem Rücken:

Nun

Nun kann ſie nicht auf Mäuſe blicken,
Ihr Widerſacher ſteht noch da:
Nun iſt es Zeit den Muth zu kühlen;
Jetzt rächet euch nur ungeſcheut.
Bedrängter Menſch! erwart die Zeit;
So kannſt du auch mit Katzen ſpielen.

II.

Auf eben das Bild.

Gratia Machiavelli.

Wie gnädig iſt jetzt unſre Katze!
Seht nur ihr freundliches Geſicht.
Die Maus ſpielt ihr gar auf der Pratze;
Sie fängt und frißt ſie dennoch nicht.
O welche Großmuth! edler Geiſt! . . .
Ja wohl! ſprach einer der es ſahe:
Weiſt du, warum ſie jetzt nicht beißt?
Ihr Feind, der Hund ſteht ihr zu nahe.

12.

Eine Katze spielt mit der Maus.

Veh! Veh! Veh mihi!

Die Katze spielet mit der Maus,
So wie der Schneider mit der Laus;
Das Spiel vermehrt nur ihr Verderben:
Dann wann der Schneider Arbeit hat,
Und ist die Katze noch nicht satt,
Wird Maus und Laus geschwinde sterben.
So gehts mit uns im Kerker auch;
Wo wir die Katzenklauen küssen,
Und unsres Rechts gemahlten Rauch
Noch gar als Gnaden ehren müssen.
„ Verfluchte Politic der Welt,
„ Der solches Katzenspiel gefällt.

13.

Eine Katze auf dem Baum und die Hunde bellen von unten auf sie.

Huc rideo.

Tobt ihr Narren immer hin!
Ich verspotte euer Bellen.
Braußt und wütet nur ihr Wellen,
Wann ich in dem Hafen bin.
Sitzt die Katze auf dem Baum,
So verlacht sie alle Hunde:
Und der allertiefsten Wunde,
Ist sie heil, gedenkt man kaum.

14.

Ein Hund wird geprügelt.

Post verbera laetus.

Nach Schlägen ist der Hund vergnügt;
Und wenn uns Welt und Schicksal schlagen,

So

So weint man nur im Schmerz der Plagen,
Und lacht wenn Recht und Großmuth siegt:
Wir Hunde trotzen allen Knitteln
Wenn wir den Balg nur wieder schütteln.

15.

Auf eben das vorige Bild.

Basis despotismi.

Die Schläge machen Hunde treu:
Ein Mensch der auch nur hündisch denket,
Glaubt, wenn sein Herr ihn quält und kränket,
Daß er dazu gebohren sey.

16.

Eine Dame die ihren Mops füttert, und der Jagdhund ruht vor der Thüre auf dem Mist.

Meruitne Mops favores?

Der müde Jagdhund ruht, matt, hungrig
auf dem Mist,

Wenn

Wenn Mops auf Purpur schläft und Hasenbraten frißt.
Mops wird im Glücke grau, er ist dazu gebohren:
Ein Hund, der brauchbar ist, wird desto mehr geschoren.
Was unser Fleiß verdient, verzehrt der Schmeichler Zahn.
Mops trägt ein Ordensband, den Jagdhund kuppelt man,
O Welt wie mancher hat vielmehr sein Recht verlohren.

17.

Fatorum imago.

Ein Schif geht in die See, und kämpft mit Sturm und Fluth;
Das andre ladet aus und der Matrose ruht.

Be-

Betrachten wir uns selbst, Welt, Glück und unser Leben,
So kann uns dieses Bild viel Stof zum Denken geben.
Der Tag des Todes ist viel besser als die Nacht,
Da uns der Mutterleib zu schwachen Schiffen macht.
Wohl dem! der hier mit Ruhm die Stürme überwindet,
Und in der Ewigkeit des Hafens Ruhe findet.

18.

Ein Schiff in dem Hafen.

Nunc vivit nauta.

Die Schiffarth ist vorbey, nun jauchzen die Matrosen,
Im Winter brechen sie der Arbeit Frühlingsrosen:

Der

Der Sommer iſt für uns die angenehmſte Zeit,
Der Schiffer aber wird im Winter nur erfreut.
So gehts in unſrer Welt mit allen unſern Freunden,
Wenn einer glücklich iſt, ſo muß der andre leiden,
Und wenn der Schäfer froh bey ſeinen Lämmern ſingt,
Denn hat der Schiffer Angſt, der mit den Stürmen ringt.
Die Helden wünſchen Krieg, der Bauer ſeufzt nach Frieden;
Nach eines jeden Art iſt auch das Glück verſchieden.

19.

Ein Schiff ſo vor einer Veſtung vorbey ſegelt.

Per procellas ad portum.

Ein Schiffer, der viel Sturm beſiegt,
Lebt in dem Hafen nur vergnügt:
Ein Kluger der viel Leid ertrug,
Genießt ſein Glück gedoppelt klug,
Und fühlt, wie ſanft die Ruhe ſchmeckt,
Wenn ihn kein Sturm im Hafen ſchreckt.

20.

Ein beladener Wagen mit 4 Pferden beſpannt über eine Schildkröte gehend.

Violentiæ quis reſiſtit?

Vor Gewalt hilft gar kein Schild:
Dieſes lehrt der Schildkröt Bild.

Ihre

Ihre Schaale kann viel trogen,
Aber nicht beladene Wagen
Menſch! wer du auch immer biſt,
Glaub, daß niemand ſicher iſt:
Dann wenn wir am meiſten prahlen
So zerbrechen unſre Schaalen.
Wenn uns Glück und Unglück deckt,
Hat der Neid den Zahn gebleckt;
Und wer wird vor ſeinen Biſſen
Schilde zu erfinden wiſſen.

21.

Ein beladener Wagen an dem der Spannagel zerbrochen iſt.

Parvula culpa maxima fata ſequuntur.

Pferde, Fuhrmann, Peitſche, Stricke,
Regen doch den Wagen nicht,
Wenn ein kleiner Nagel bricht:

Juſt ſo gehts mit unſerm Glücke.
Mancher führt den Rauch der Narren,
Seiner Ehre Luftpallaſt,
Eicher ſtolz im Hofnungskarren,
Fühllos bey der gröſten Laſt;
Und bricht denn von ohngefehr
Auch ein Nagel nur in Stücken:
O wie wird die Arbeit ſchwer,
Wenn man ſoll das Glücksrad flicken!
Liegt ein Wagen auf der Straſſen,
Hilft der Fuhrmann wie er kann:
Aber ein gefallner Mann
Muß ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen;
Freund und Welt ſieht ihn nicht an.

22.

Ein Wagen der im Sumpfe ſteckt.

Non aliena, tua curas.

Wenn kein Pferd ſich will bemühen,
Und denkt: mag mein Bruder ziehen,

Bleibt

Bleibt der Wagen ſicher ſtehn;
Und wenn uns vor Arbeit grauet,
Weil man fremden Fleiß vertrauet,
Wird man ſicher untergehn.
Narr! erfülle deine Pflicht;
So betrügſt du andre nicht,
Und wirſt dir geholfen ſehn.

23.

Auf das vorige Bild.

Impia diffamat pigritia.

Wie gottlos handelt nicht der Mann,
Der ohne Fühlung ſehen kann,
Das andre ſeine Bürde tragen?
Ein faules Pferd, das Arbeit flieht,
Macht, daß ſein Bruder doppelt zieht,
Und ſich muß deſto ſchwerer plagen.
Doch ach! wie denkt die Welt verkehrt?
Ein fauler Menſch wird hoch geehrt;

Fährt ſicher ſtolz im Glückeswagen;
Sieht faule Pferde grauſam ſchlagen,
Und ſpricht: ſie ſind nichts beſſers werth;
Ich bin ein Herr und du ein Pferd.

24.

Auf eben dieſes Bild.

Vide, cogita hæroem heros!

Ein faules Pferd muß Schläge tragen:
Ein fauler Menſch heißt doch ein Held;
Wenn Sclaven ihm den Ruhm erwerben;
Für ſeine Lorbeern fechtend ſterben;
O Gott wie falſch ſchließt unſre Welt!
Sie ſoll die faule Schindmähr ſchlagen,
Und läßt ſich von der Schindmähr plagen.

25.

Die Sonne und ein Comet.

Cometa fortunæ imago.

Die Sonne weicht von uns; Sie geht auch wieder auf:
Doch ach! das falsche Glück hält den Cometen Lauf.
Es nähert sich zu uns; geht auf und gehet nieder;
Doch eh man sichs versieht, so komt es gar nicht wieder.
Wohl dem, der wenn ers hat auch zum Genuße taugt,
Und wenn es von ihm weicht, aus Wermuth Honig saugt.

Wer nur die ächten Güter wählt,
Und aus sich selbst kann Schätze wählen;
Der wird was dem Lucull gefehlt,
In Arnstadens Klugheit fühlen.

26.

Eine Gemſe auf Felſen.

Non timet pericula audax.

Die Gemſe achtet nicht, wenn ſie auf Klippen ſpringt,
Womit der Abgrund droht, falls nicht der Sprung gelingt.
Wer die Gefahren ſcheut, bleibt ſtets im Winkel ſitzen,
Und wird aus Furcht, er fällt, ſich und der Welt nicht nützen.
Der groſſe Geiſt wird nie erſchreckt;
Er dringt zum Ruhm auch durch Gefahren,
Wo ihn ſein Herz zur Arbeit weckt,
Und fühlt die Luſt bey grauen Haaren,
Wie ſüß verdiente Ruhe ſchmeckt.

27.

Die Eule auf altem verfallenen Gemäuke, in der Nacht wenn andre Vögel ſchlafen.

Nunc vigeo.

Geſtern ſchiens ich ſey geſchaffen,
Aller Vögel Spott zu ſeyn:
Jetzt, da meine Feinde ſchlafen,
Seh ich meine Thorheit ein.
Menſch betrachte hier den Neid:
Alles währt nur eine Zeit.
Lerne von verfolgten Eulen
Rachſucht durch Verachtung heilen.
Endlich kommt auch deine Nacht,
Die die Feinde ſchweigen macht,
Und in deinen Trauertagen
Laß dir von der Eule ſagen,
Wie ſie über Narren lacht.

28.

Ein Frauenzimmer tritt auf eine Schlange und die Schlange ſticht ſie.

Vindicando perit vindicata.

Wer auf die Schlange tritt, an dem wird ſie ſich rächen:
Und weil ſie ſich beſchützt, begeht ſie ein Verbrechen?
Denn wer gebiſſen wird, der ſchlägt die Schlange todt.
Ach Menſchen lernet doch wenn euch ein Starker draht,
Das Unrecht durch Gedult, durch Zeit und Großmuth rächen.

29.

Auf eben das Bild.

Non offendas! offenſus non tumas!

Wer auf die Schlange tritt den wird ſie
ſicher ſtechen:
Narr tritt die Schlange nicht, ſo darf ſie
ſich nicht rächen.
Weich dem Verläumder aus; ſucht er Ge-
legenheit
Denn friß ihn wie der Storch, der Schlan-
gengift nicht ſcheuet.

30.

Ein Elephant den ein Knabe führt.

Captus ſequitur.

Der ſtarke Elephant, wenn er gefangen iſt,
Folgt wie ein Eſel nach, ſo ihn ein Knabe
führet.

Mensch! wenn du einmahl Sclav der Leidenschaften bist,
Und wenn der Elephant der Kräfte Brauch vergißt,
Dann wirst du, so wie er, im Eselszaum geführet.

31.

Eine Lerche, so im Regen und Wetter sich singend in die Höhe schwinget.

In tempestate cantamus alaudæ.

Wer den Schmerz nicht weiß zu zwingen,
Noch im Unglück lachen kann,
Sehe nur die Lerchen an,
Die bey Sturm und Regen singen:
Und statt daß sie solten schweigen,
Desto höher aufwärts steigen.

32.

Ein Compaß.

Motu errat.

Beweg' man den Compaß, ſo irret der Magnet,
Der wieder Nordwärts läuft, ſo bald er ſtille ſteht.
Wem ſeine Leidenſchaft den Pflicht-Compaß verwirret,
Dem zeigt die Klugheit bald, warum die Nadel irret.

33.

Ein Fuchs fängt eine Ratze und frißt ſie.

Nunc vulpes felis.

Hier ſitzt der Fuchs im Amt der Katze,
Nun ſchmeckt ihm eine magre Ratze,

So

So gut als sonst ein fetter Hahn.
Hat nicht auch oft ein kluger Mann
Im Hintenstab mehr Lust empfunden,
Wenn ihm sein dürres Brod geschmeckt,
Als Cäsar, der aus Hoffartswunden
Der Ueberflusses Wermut leckt.

34.

Eine Katze, so eine Maus gefangen, hinter ihr ein Hund.

Spera mus! canis vivit.

Maus, wenn die Katze mit dir spielet,
Die weder Recht noch Mitleid fühlet,
Und sich an deiner Quaal ergötzt,
Wirst du umsonst um Gnade flehen:
Allein wie leicht kann es geschehen,
Daß man sie selbst mit Hunden hetzt.
Vielleicht komt jetzt die gute Stunde,

Die

Die dir zur Rettung glücklich iſt.
Nur muthig Maus! hof auf die Hunde,
Bis dich die Katze würklich friſt.

35.

Ein Fuchs ſitzt vor einer Waſſerpumpe.

Non tibi fluit, vulpes.

Mich dürſtet und ich muß verſchmachten.
Ach was hilfts Brunnen zu betrachten,
Wenn man daraus nicht ſchöpfen kann.
Wie mancher unerfahrne Mann
Hat ſich ſo wie der Fuchs gequälet,
Und ſieht ſich nicht im Spiegel an,
Wo ihm die Kraft zum Willen fehlet.

36.

Ein Verliebter auf Knien bittend.

Güter, die wir nicht beſitzen,
Können nur den Wunſch erhitzen,
Den man nicht erfüllen kann:
Und wenn wir ſie würcklich haben,
Sehen wir nicht mehr die Gaben,
Sondern nur die Fehler an.
Eckel folgt auf Uckerfluß;
Wenn man hat, was man begehret,
Wird man nur dadurch beſchweret,
Und verachtet den Genuß.
Menſch! kanſt du nicht wiederkäuen,
Lern es in dem Ochſenſtall:
Raths wie Hunde, wenn ſie ſpeyen,
Freſſen ſie es noch einmahl
Holz im Glücke dieſem Brauch,
Wiederkäu es denkend auch;

So

So wirst du bey seinen Gaben
Stets Genuß nie Eckel haben.

37.

Ein Habicht hat eine Taube gefangen und verzehret sie auf einem Gesträuche.

Quid nunc consilia columba?

Taube, du wirst nicht mehr fliehen:
Ach! umsonst ist dein Bemühen.
Du siehst nimmermehr dein Nest;
Denn der Habicht hält dich fest.
Du hast dich zu weit gewagt;
Und weil du zu früh vergessen,
Daß die Falken Tauben fressen,
Was hilfts daß man dich beklagt,
Und dir gute Lehren sagt?

38.

Ein Baum welcher umgehauen wird.

Non niſi cæſus ruit.

Menſch! wünſche wie du wilſt, die Axt ſoll Bäume ſpalten;
Legſt du nicht Hand ans Werck, ſo bleibt der Baum erhalten
So wünſcht auch mancher viel dem unterdrückten Mann,
Und führt den Wunſch nicht aus, den er erfüllen kann.

39.

Ein Löwe mit Säcken beladen.

Felix qui ſua ſorte contentus!

Wär ich doch mit langen Ohren
Für den Eſelsſtall gebohren,

O ſo könnt ich ohne Pein
Löwe wie ein Eſel ſeyn!

40.

Eine Galere.

Non ſine labore & Conſtantia.

Wer Galeren will regieren,
Der muß Arm und Ruder rühren:
Ohne Arbeit fährt man nicht.
Wer ſein Schiff im Glücksmeer führet,
Und im Sturm nicht Muth verlieret,
Der lacht wenn das Steuer bricht.
O wie glücklich iſt der Mann!
Der nach vielem Schweiß und Leiden,
Wahre Ruhe edle Freuden
In dem Hafen fühlen kann.
Wer viel Unglück übertrug,
Der geneußt ſein Glück nur klug.

41.

Ein Bär muß tanzen.

Non ſaltant lapores catenati.

Ach warum bin ich doch ein Bär und nicht ein Haaſe:
So hüpfte ich ohngeſtört in Freyheit auf dem Graſe:
Jetzt weil mich, die Natur ſtark und beherzt gemacht
Bin ich durch ihre Gunſt zum Opfer hergebracht
Und tanze mir zur Quaal mit Ketten in der Naſe.

42.

Ein Strauß und ein Storch der eine Schlange frißt.

Non omnes ſtomachi aequales.

Der Strauß ſchluckt Stein und Eiſen ein:
Der Storch kan Schlangengift verkochen;
Uns aber kann ein Kummerknochen,
Ein Schmähwort unverdaulich ſeyn.
Das macht, wir denken oft zu weich,
Und alle Magen ſind nicht gleich.

43.

Ein Fiſcher fiſchet und über ihn flieget ein Specht, den ein Falke verfolget.

Nemo ſua ſorte contentus.

Ein Hecht, der ſich gefangen ſiehet,
Wünſcht: ach! warum bin ich kein Specht?

Ein Specht der vor dem Falken fliehet,
Seufzt: ach! warum bin ich kein Hecht?
Wer iſt mit ſeinem Glück vergnügt?
Menſch! welchen Stand willſt du erwehlen?
Man ſchwimt, man flieht, läuft oder kriecht,
An Feinden wird es nirgends fehlen.
Der Feind, der uns gefährlich iſt!
Hat einen andern, der ihn frißt.

44.

Eine Kuh unter welcher ihr Kalb ſauget.

Non timet viruli pericula vacca.

Die Kuh ernährt ihr Kalb; der Fleiſcher
würgt es morgen;
Allein ſie weiß es nicht, drum bleibt ſie
ohne Sorgen
Wohl dem, der wie die Kuh bey ihrem Kal-
be denckt!

Und

Und ſich im Glücke nicht für künftig Uebel kränkt.
Was war und künftig komme, iſt heute einerley
Und was man heute fühlt, iſt morgen auch vorbey?

45.

Ein Thurn, welcher vom Blitz zerſchmettert wird, auf deſſen Spitze ein Rabe ſitzt,

Meo onere ruit turris.

Der Rabe glaubt, daß ſein Gewicht,
Des ſtarken Thurnes Bau erſchüttert:
Von Stolz berauſcht erkennt er nicht,
Daß ihn des Donners Macht zerſplittert.
Wie mancher glaubt er hat gethan,
Was doch von ohngefähr geſchehen

B * * wilſt du dieſen Raben ſehen
So ſiehe dich im Spiegel an.

46.

Ein Adler ſchwebt in der Luft, und unter ihm in einem Geſträuch iſt ein Geyer verſteckt.

Aquila adeſt trema vultur.

Wenn eine Excellenz, die alles quält und friſt,
Und Menſchen unterdrückt, vor dem Monarchen kniet;
So iſt ſie eben das was hier der Geyer iſt,
Der ſich verſteckt und bebt, wenn er den Adler ſiehet.

47.

Ein Affe zu Pferd.

Huc ſimea heros.

Hier ſitzt der Aff zu Pferd, jetzt kan er
Pferde plagen
Den Degen in der Hand; nun iſt er gar
ein Held
Wo der Verläumder Mund, des Fürſten
Gunſt erhält,
Da muß ein Unterthan des Affen Bos-
heit tragen.

48.

Ein Löwe in Ketten geſchmiedet vor einem Pallaſt, hinter ihm ein Eſel welcher ſagt mea induſtria.

Semper Leo.

Eſel haſt du ſchon vergeſſen,
Daß wie Löwen Eſel freſſen?

Itzt drückt mich zwar deine Laſt.
Unglück macht mich nicht zu Schanden:
Ich bleib Löwe, auch in Banden,
Und du, Eſel im Pallaſt.

49.

Ein Eſel mit Säcken beladen wird getrieben.

Non annis ponderantur merita.

Durch lange Dienſte kann man kein Verdienſt erlangen,
Sonſt wär der Eſel auch im Alter hoch geehrt:
Und doch ſieht man bey uns viel alte Eſel prangen,
Von denen man ſonſt nichts als Eſelsthaten hört.

50.

Ein Menſch im Sumpfe, und ein Schwein ſieht zu.

Ecce Sus! tuo luto lavamur.

Mancher Menſch muß wie ein Schwein
In des Unglücksſchlamme wühlen,
Und der Schweine Schauſpiel ſeyn,
Die als Schweine denkend fühlen.

51.

Es ſchindet jemand ein Schaf, hinter demſelben ein Wolf im Buſche.

Non meritis praemia ſequuntur.

Man ſchindet die Schafe; die Wölfe ſind frey;

Man ſchonet der Hummeln und fänget die Fliegen.
Die Tugend muß wehrlos im Sclavenjoch liegen,
Und Schelmen ſind Herren und glücklich dabey.
Durch Tugend und Großmuth ſtarb mancher am Strick:
Durch Argliſt und Morden ſtieg mancher zum Glück.
Die wahre Verdienſte ſind ſelten belohnt.
Warum? weil beym Scepter auch Leidenſchaft wohnt.

52.

Ein Tyger mit einem Orden.

Peſtis terrae.

Wenn ein Eſel Fürſten Gunſt,
Ordensband und Titel träget,

So

So macht ihn der Hoffartsdunſt;
Wenn er ſich als Eſel reget,
Daß er wie ein Tyger wütet.
Er hat Klauen und Geſtalt,
Kennt kein Recht und hat Gewalt.
Weh dem Volck, wo er gebietet.

53.

Ein Löwe mit langen Ohren.

Tyranus Pommeranicus.

Wem ein blinder Zufall glückt,
Der kann ganze Länder quälen.
Wenn dem Löwen, der uns drückt,
Nichts als lange Ohren fehlen.
Iſt die Seele noch ſo klein,
O ſo werden ſeine Klauen,
Die ſich Knochenſchlöſſer bauen,
Deſto öfter blutig ſeyn.

54.

Ein Luchs der einen Auern von hinten beſchleicht.

Aſtutiae cedit fortis.

Der Argliſt muß die Stärcke weichen,
Sonſt fräß der Luchs den Auern nicht.
Ein falſcher Menſch, der ſchmeichlend ſpricht,
Kann durch Verläumdung mehr erreichen;
Als mancher, der mit Muth und Macht,
Und Redlichkeit ſein Herz bewacht.

55.

Eine Nachtigall im Käfig.

Capitur luſcinea viget paſſer.

Die Nachtigal ſinget; drum ſitzt ſie gefangen:
Der Sperling lebt glücklich und ſchadet der Welt.

So

So geht es wenn Schmeichler mit Fürſten Gunſt prangen:
Da ſind für die Klugen ſchon Käfig beſtellt.
Nun Nachtigall pfeiffe, der Fürſt wird dich hören
Ach möchten die Sperlinge dich nur nicht ſtöhren!
Doch leider ſie machen ihn taub mit Geſchrey.
Wer hört dich im Käfig? der Sperling iſt frey.

56.

Ein alt verfallenes Gemäuer.

Ex ruderis judicatur Coloſſus.

Man kann noch aus dem Schutte ſchlieſſen,
Wie groß, wie ſchön der Pallaſt war.

Und

Und erſt in unſerm grauen Haar
Verblüther Jugend Werth recht wiſſen.

57.

Ein Korb voll Aepfel.

Errat aſpectus.

Den Apfel, den der Wurm durchſucht,
Erkennt man an den Schaalen nicht:
Man muß ihn von einander ſchneiden.
Wer kan den böſen falſchen Mann,
Der ſeine Schaale ſchminken kann,
Von einem guten unterſcheiden.

58.

Ein Baum mit Früchten.

Non in vertice ſecuritas.

Die Frucht, die niedrig hängt, hat nicht
ſo viel Gefahr,

Als die im Gipfel ſchwebt, wenn groſſe Stürme wehen
Wer auf den Ehrenbaum zu hoch geſtiegen war,
Der wird im Glückesſturm nicht lange widerſtehen.

59.

Auf eben das Bild, mit Früchten unten.

Nolite tangere fures!

Die Frucht, die niedrig hängt und leicht zu pflücken iſt,
Wird zeitig abgebiſſen.
Menſch! wenn du auf der Welt ein Knecht zu dienen biſt;
So wirſt du ohnbeſchützt, bald hin, bald her geriſſen.

60.

Ein Baum welcher geſchüttelt wird.

Ruit arbor: ubi folia?

Beweget man den Baum, ſo zittern ſeine Aeſte,
Und wenn die Erde bebt, ſo zittern die Palläſte.
Wann der Beſchützer fält, der unſre Stütze war,
Denn ſind wir auch bewegt und zittern vor Gefahr.

61.

Ein Adler ſchwebt über einer Anzahl Gänſe.

Non timet anſerum clamores vultur.

Dem Adler erſchrecket kein Gänſegeſchrey
Das Kirren der Lerche macht Sperber nicht ſcheu.

Was wiſſen die Tyger von Großmuth und Rechte;
Was fühlen Tyrannen von Seufzern des Knechte.

62.

Ein Menſch unter Eſeln im Stalle.

Vi, non natura Aſinus
Orate fratres!

Unerträglicher Verdruß,
Wann der, der die Freyheit kennet,
Sich und andern Gutes gönnet,
Unter Eſeln leben muß.
O betrübter, harter Fall!
Wer ſein Menſchenrecht vergeſſen
Und muß Eſelsfutter freſſen,
Unter Eſeln in dem Stall.
Lieber dummer als ein Schwein;
Lieber noch mit langen Ohren

Für den Eselsstall gebohren;
Als durch Zwang ein Esel seyn.

63.

Eine Hirschjagd, welcher ein Esel mit gespitzten Ohren und in stolzer Stellung zusiehet.

Asini sententia.

Der Esel sieht den Hirschen jagen,
Und prahlt ich bin ja mehr als du.
An mich darf sich kein Jäger wagen;
Trotz Hunde, lachend seh ich zu.
Der ist gewiß ein Bösewicht,
Weil man ihn gar mit Hunden hetzet.
Schwein Esel! Hurtig peitscht man nicht,
Und für dich wird kein Stahl gewetzet.
Macht dich dein Eselrecht so stolz?
Geh Prahler! Geh am Karren traben!
Zum Bauen taugt kein Weidenholz,
Und Eselsfleisch nur für die Raben.

64.

Ein Faß ohne Zapfen.

Imprudentiae conſequentia.

Wer heute unvorſichtig iſt;
Am Faß den Zapfen nicht verſchließt
Wird morgen müſſen Waſſer ſaufen.
Ein Jüngling, der zu flüchtig denkt;
Sein Gut verpraſſet und verſchenkt,
Muß in dem Alter betteln laufen.
Noth, Armuth ſchändet nicht den Mann,
Der ſich kein Brod verdienen kann,
Und ſchamroth vor der Thüre ſtehet.
Doch wer aus Leichtſinn betteln gehet,
Und nur auf fremde Hände baut,
Verdienet eine blaue Haut.

65.

Eine fliegende Raupe.

Nunc ſentit gaudea alis.

Wer nie als Raupe kroch, fühlt nicht die Luſt im fliegen:
Wer oft geſchlagen wird, erkennt ſein Glück im ſiegen.
Wer böſe Menſchen kennt, der ſcheut ſich für Betrug:
Und wer im Unglück war, geneußt ſein Glück nur klug.

66.

Einer zu Pferd, hinter dieſen ein mit Säcken beladener Eſel.

Fortiter debita ſolve.

Das Pferd trägt muthig ſtolz; der Eſel läßt ſich ſchlagen;

Und beyder Laſt iſt gleich: Menſch! muſt du
Unglück tragen;
So trage wie das Pferd. Wer nicht dem
Schickſal weicht,
Und mit der Großmuth trotzt, dem wird
die Bürde leicht.
Betrachte allen Zwang als Folgen deiner
Pflichten,
So wirſt du was du mußt, dennoch mit
Luſt verrichten.

67.

Ein Mann der mit der Wacht zum Kerker geführet wird, und ein anderer, dem der Fuß weggeſchoſſen iſt.

Ein Geitzhals, der den Fuß in einer
Schlacht verliert,
Ruft: Ach mein Stiefel! Ach! mein Stiefel
geht verlohren.

Ein reicher Epicur den man zum Kerker führt
Ruft: Ach nun bin ich todt! Warum bin ich gebohren!
Der erste iſt ſchon todt, ſein Geitz hält ihn begraben;
Und dieſer weiß noch nicht daß Kerker Thüren haben.

68.

Ein Mann der über eine Brücke gehet und den Hut verlieret.

Praecaute ſervabis capillum.

Wer über Brücken geht wenn groſſe Stürme wehen,
Und ſeinen Hut nicht hält, der wird ihn ſchwimmen ſehen.
Wer ſich im Glücksſturm auf Recht und Großmuth ſtützt,

Der

Der hat den Ehrenhut noch nie umſonſt beſchützt.

69.

Ein Seidenwurm und ein Spinnennetz.

Idem labor, differt effectu.

Der Seidenwurm wird hochgeachtet,
Weil man ſein Garn zu brauchen weiß.
Warum ſind Spinnen dann verachtet?
Sie ſpinnen ja mit gleichem Fleiß.
So gehts auch wenn wir Menſchen weben;
Oft iſt bey zween die Arbeit gleich;
Der eine wird verehrt und reich:
Der andre muß bekümmert leben.
Warum? der erſte hat Verſtand;
Der andre nichts als Bauch und Hand.

70.

Auf eben dieſes Bild.

Sillae, et Alexandri imago.

Der Seidenwurm ſpinnt ſeinen Faden,
Der Welt zu Nutz, ſich ſelbſt zum Schaden,
Und hat ſein eigen Grab gewebt.
Die Spinne wirkt das Grab der Fliegen,
Zur Nahrung und ſich zu vergnügen,
Indem ſie nur zum würgen lebt.
Ach Menſch, betrachte hier die Welt!
Der eine lebt für ſeine Brüder;
Die für ſich ſelbſt noch ſeine Glieder.
Wer lohnet ihn? Wer nennt ihn Held?
Hingegen wer mit ſeinen Klauen,
Die Menſchen wie die Fliegen fängt,
Würgt, raubet, quälet, brent und ſängt,
Den wird man Ehrenſäulen bauen.
Auf! du von Wahn betrogner Mann!

Auf!

Auf! lerne Seidenwürmer ehren,
Und hilf der Spinnen Netz verstöhren,
Womit ſie dich auch fangen kann.

71.

Ein Jagdhund wird an der Kette todt geſchoſſen.

Praemia mundi.

Der alte Hund wird todt geſchoſſen,
Der in der Jugend unverdroſſen,
Treu, fleißig und ſehr nützlich war.
Wie mancher alter grauer Narr,
Der ſtets auf ſeinem Miſte ſitzet,
Der weder jung noch alt genützet,
Verdient anſtatt Paſtetenbrod,
Des Hundes Lohn, des Hundes Tod.

72.

Ein Eſel im Stalle liegend.

Non craſtina aſinus curat.

Die Arbeit iſt vorbey, nun iſt der Eſel froh;
Er eilet in den Stall und ruht auf ſeinem Streh.
Was morgen ſoll geſchehn, erſchreckt ihn heute nicht,
So lebt er auch vergnügt, wenn er im Stalle liegt.
Ach! könten wir auch ſo, wie dieſer Eſel denken,
So würd' uns auch im Glück kein künftig Uebel kränken.

73.

Eine Fliege die auf der Giftſchale ſitzt.

Quid juvenis? quod muſca.

Die hungrige Fliege wird künſtlich betrogen;
Sie hat mit dem Zucker den Gift eingeſogen.
Uns ſchmecken die Laſter auch lieblich und gut;
Denn zittern wir Fliegen; der Gift würkt mit Wut.
Da ruft man: Ach Brüder! weicht, flieht vor der Schüſſel;
Vergebens: ein jeder füllt erſt ſeinen Rüſſel:
Dann glaubt er zu ſpät und zum Nachtheil für ſich;
Ich fehlte aus Vorwitz: ſie irren wie ich.

Die

Die Jugend will fühlen;
Sie fehlet im ſpielen.
O glaubte ſie andern, die Fliegengift kennen,
So würde ſich mancher den Mund nicht verbrennen.

74.

Ein Mann der Hummeln von ſich ſcheucht.

Antequam noceat defende.

Wer die Hummel ſauſen höret
Der verjagt ſie eh ſie ſticht:
Menſch! warum verjagſt du nicht,
Was die wahre Ruhe ſtöhret?
Denn der Leidenſchaften Grillen,
Laſſen wir den freyen Willen.

75.

Ein Mann will ein Faß bewegen.

Tactu confundes.

Bewege nicht das Faß, ſo wird das Bier nicht dick.
Wer ſich in alles miſcht, verdirbt ſich ſelbſt ſein Glück.

76.

Auf das vorletzte Bild.

Evita vindictam patientia.

Wer die Hummel von ſich ſcheucht,
Dem wird ſie am erſten ſtechen.
Wenn man ſeinem Feinde weicht,
Darf man ſich nicht an ihm rächen.
Achte nicht der Neider Zahn;
Laß die Hummeln immer brummen.

Wer

Wer den Feind verachten kann.
Der macht ihn gewiß verſtummen.

77.

Ein Mann, der ſchläft, um ihn ſpielen die Mücken.

Vana incipis ſtulte.

Menſch! willſt du die Mücken ſtrafen?
Wirſt du nimmer ruhig ſchlafen?
Beißt die Mücke dich denn todt?
Lache wenn ihr Stachel droht.
Beſſer etwas Schmerz ertragen,
Als ſich ſtets mit Mücken jagen.
Wer in unſrer ſchönen Welt,
Gar kein Ungemach will leiden,
Der verſalzt ſich ſelbſt die Freuden,
Und iſt nur ein Mückenheld.

78.

Ein Mann ſchläft unter einem Baum.

Quid vita? Somnium.

Unſer Leben iſt ein Traum;
Ja wir Menſchen wiſſen kaum,
Ob wir ſchlafen oder wachen:
Ob wir wachen oder lachen.
Iſt einmahl der Tag vorbey,
Was iſt die genoßne Freude;
Schmerz und Luſt ſind einerley,
Wenn ich nicht mehr würcklich leide,
So beſteht die ganze Kunſt
Unſer Schickſal zu ertragen,
Wenn wir uns nicht mit dem Dunſt
Würcklicher Empfindung plagen.
Was nun heute würklich ſcheint,
Iſt ja Morgen auch verfloſſen;

Was

Was man künftig hoffend meynt
Gleicht dem, was wir ſchon genoſſen;
Alles fließt zu ſeiner Zeit
In das Meer der Ewigkeit.

79.

Auf das vorige.

Mein Auge ſieht jetzt nichts als Mauren,
Wo mich kein Licht beſcheinen kann;
Ein andrer ſiehet ohne Trauren
Die ſchöne Welt in Freyheit an
Die Nacht erſcheint: er ſchläft; ich auch:
Was wir gefühlt war nur ein Rauch.
Wer weiß, was ihn für Träume ſchrecken?
Wer weiß, was mich im Schlaf vergnügt?
Er muß vielleicht die Foltern ſchrecken,
Wenn mich im Traum die Wolluſt wiegt.
Wir wachen auf: wer hat gefühlt?
Wir haben beyde nur geſpielt.

Ich

Ich muste wachend Ketten tragen;
Er aber trug sie nur im Traum.
Wer litte von uns gröſsre Plagen?
Ja hier muß ich die Wahrheit sagen:
Man schläft; man wacht; wir wissens kaum.

80.

Auf das nemliche.

Einer schläft auf Schwanenkissen,
Und der andre nur auf Stroh:
Jenen nagt sein Gewissen:
Dieser ist im Herzen froh.
Wer von beyden schläft wohl gut?
Der, der mit der Seelen ruht.

81.

Ein Schiff auf dem Waſſer und einige Gezelter, wobey Soldaten.

Non ſunt, quod videntur bona, nec mala.

Was du glaubſt, nicht was man iſt,
Menſch! macht, daß du glücklich biſt.
Schläft nicht der Soldat im Lauben,
Unter raſſelnden Gewehr,
Ruhiger in ſeinem Glauben,
Als der Schiffer auf dem Meer?
Dieſer lacht die Fürſten aus,
Die auf Schwanenfedern träumen,
Und ſchläft ſanft, wann um ſein Haus
Die gethürmte Wellen ſchäumen.
Wird der Ochſenſtall wohl minder,
Als ein Königsthron gewöhnt?
Machen wirs nicht wie die Kinder,
Wenn man ſie mit Blumen krönt:

Dieſe

Dieſe glauben was man ſagt;
Und wir was wir ſelbſt erfinden:
Bald vergnügt und bald vertragt,
So wie uns die Sinnen binden.
So wie man den Spiegel wendet,
Aendert ſich der Farben Licht;
So wie uns die Sonne blendet,
Scheinet ſie und iſt doch nicht.
Wie die Sinnen ſich verwirren,
Kann die Denkungskraft auch irren,
Der Begrif wird ſo gemahlt,
Wie ihn unſer Witz beſtrahlt.
Wer ſich ſelbſt vor glücklich hält,
Iſt der Glücklichſte der Welt.

82.

Ein Bär vor einem Bienenkorb.

Duplicant dolores gustum.

Mag die Biene immer stechen,
Wenn der Bär kann Honig brechen,
Desto süsser schmecket er:
Alle edle Glückesgaben,
Die wir uns von ohngefehr
Ohngefühlt erlanget haben,
Schmecken nie so süß, so gut,
Als was man mit Schweiß und Blut,
Durch Gefahren und Verdruß,
Suchen und erhalten muß.
Was uns heute Schmertz kann machen,
Lehrt uns Morgen edler lachen.
Folglich dienet ja das Leid
Zu der Lust Vollkommenheit.

Ein

83.

Ein Mann im Wetter unter einem Baum.

Expecto.

Mag das Wetter immer stürmen,
Dieser Baum kann mich beschirmen:
Hier erwart' ich beßre Zeit,
Wann die Schicksalswetter schrecken,
So soll sich mein Herz bedecken,
Scheint die Hülfe noch so weit.
Wenn mich Glück und Freund verlassen,
Gnug, ich kann mich selbst noch fassen,
Wenn die Sonne wieder scheint,
O wie süß riecht denn die Erde!
Wenn das Auge nicht mehr weint,
Was ist Kummer und Beschwerde?
Eine Last, die uns vergnügt,
Wenn der Kämpfer rühmlich siegt.

84.

Ein Mann vor einem Faß und betrachtet die Gesinne.

Quanta avium varietas?

Die Philosophen wollen tancken
Von unserm höchsten Guth der Welt:
Allein ein jeder macht Gedancken,
So wie es seiner Art gefällt.
Dann wer sanguinisch ist, denkt frey,
Und fällt dem Epicuren bey:
Wer Choleram im Leibe führet,
Der spricht just so wie Plato sprach;
Wen die Melancholey regieret,
Folgt Diogen im Faße nach:
Und wer phlegmatisch denken muß,
Der schliesset wie ein Stoicus.
Wer ist der Wahrheit treuer Knecht?

Die

Die Narren haben alle recht;
Denn so viel Arten von Gemüther,
So viel sind Arten höchster Güther.

85.

Ein Mann will zu einem hohen Berg hinan.

Quorsum?

Wer auf den Berg der Klugheit steiget,
Dem wird, wo er die Spitze glaubt,
Des Wahnes Nebeldampf gezeiget,
Der ihm des Gipfels Anblick raubt,
Man glaubt das Ende sey vollbracht,
Und hat den Anfang kaum gemacht.
Je mehr man spricht, je mehr man findet:
Je mehr man hat, je mehr man will
Wenn die Vernunft ein Ding ergründet,

Steht sie bey tausend andern still:
Denn die Natur und ihre Schoß
Ist unsrer Denkungskraft zu groß.
Was rohe Jugend frech verschäumet,
Verhindert uns des Alters Last:
Wenn die Vernunft auch nichts versäumet,
So ist sie doch nur unser Gast:
Denn kaum putzt sie die Wohnung aus,
So kommt der Tod und bricht das Haus.
So muß der Mensch dem Schlusse weichen,
Daß niemand was er will erfüllt,
Und wenn wir auch ein Stück erreichen,
So bleibt das Hauptwerk doch verhüllt,
Weil unsrer Glieder Lebensfrist
Zu kurz vor grosse Geister ist.

86.

Eine Ehrensäule.

Omnia vana.

Der Nachruhm soll im Grabe blühen;
So weit versteigt sich unser Wahn.
Ein Cato stirbt und will nicht fliehen;
Und was ein Regulus gethan;
Was Cäsars Ruhm empor geschwungen,
Hat Catilina auch errungen.
Man schreibt das Böse wie das Gute
Zugleich in einem Buche ein.
Trajan mit seinem Heldenmuthe,
Wird auch nicht länger ewig seyn,
Als Thebens Weib auf Venus Thron,
Die Mauren baut vom Hurenlohn.
Was weiß der Todte im dem Grabe,
Was ich von ihm gelesen habe?

Cartouſch fühlt jetzt vom Rad und Pfahl,
Was Cäſar fühlt vom Ehrenmahl.

87.

Auf daſſelbige Lied.

Calamo florent virtutes.

Des Nachruhms Urſach iſt ein kleiner Federkiel,
Den jeder Schreiber dreht, ſo wie er ſchreiben will.
Achillens Heldenruf wär' uns verborgen blieben,
Wenn nicht Homer gelebt, der ſeinen Ruhm beſchrieben.
Wer weiß, ob der Poet nicht auch poetiſch log?
Ob ihn nicht ſelbſt vielleicht ein falſcher Ruf betrog?

Hat

Hat mancher groſſe Mann nicht gröſſern Ruhm erworben,
Der jetzt vergeſſen iſt? weil er juſt da geſtorben,
Wo kein Virgil gelebt, der ſeine Feder übt,
Und deſſen Hector man durch ſeine Schrifften liebt.
So kann der Dichter Kiel nur Helden ewig machen,
Wenn Flammen, Neid und Wurm die Ewigkeit verlachen:
Und hätte Nero den, der von ihm ſchrieb bezahlt,
Er wäre wie Auguſt der Nachwelt vorgemahlt.
Wie kann ein Menſch ſich dann um ſeinen Nachruf plagen?
Da Schandthat Tugend wird, wenn es die Bücher ſagen.

Ehud hat gleiche That wie Ravaillac gethan,
Den macht die Bibel groß, und diesen rä-
dert man.

88.

Eine geflügelte Katze.

Sortem alatam ignorans, nihil repens
desiderat.

Wenn die Raupe heute wüßte,
Daß sie morgen fliegen soll,
Würde sie vor Sehnsucht toll,
Weil sie jetzt noch kriechen müßte.
Warum wünschen denn wir Narren;
Unser künftig Glück zu sehn?
Würde nicht im Wunsch und Harren
Mißvergnügt die Zeit vergehn?
Wer ein künftig Ubel scheuet,
Den vergnügt kein heutig Glück.

Wen ein künftig Glück erfreuet,
Dem iſt jeder Tag ein Strick,
Der ihn auf der Luſtbahn bindet.
Menſch, dein Wunſch ſucht eigne Quaal:
Ruhe, wo man keine findet;
Iſts nicht beſſer tauſendmal
Welt der Hofnung Scepter küſſen,
Als ſein künftig Schickſal wiſſen.
Komt ein Glück von ohngefehr,
So vergnügt es deſto mehr.
Was man ſicher hoft und hat,
Das empfindet man nur matt.

89.

Ein Feuer.

Noli me tangere.

Wer ſich einmahl am Feuer brent,
Der wird auf alle Funken ſpeyen;

Und

Und wer der Ehre Feuer kennt,
Der muß sich vor den Funken scheuen.
Mensch, spey beyzeiten in die Glut!
Sonst löscht die Flamme nichts als Blut.

90.

Ein Fisch reißt sich von der Angel.

Stultorum consilia.

Mit Angeln kann man Fische fangen,
Und durch Betrug oft Glück erlangen.
Man denkt: Genug, der Fisch ist mein:
Er hätte sollen klüger seyn,
So wär er der Gefahr entgangen.
So spricht der Narr von seinem Recht,
Und bald darauf ist er der Hecht,
Und wird durch fremde List gefangen.

91.

Ein Africaner.

Pelle non corde judicamur.

Die Sonne wie man weiß, macht nur im Süden Mohren;
Doch mich bescheint sie nicht; bey mir ist Nord und Nacht,
Und die Verläumdung hat mich doch so schwarz gemacht,
Als wär' ich in dem Reich der Negerey gebohren.

92.

Ein Jäger bläset zur Jagd, ein Hirsch ziehet vor ihm hin.

Idem sonitur - differt effectu.

Der Hirsch hört kaum der Hörner Thon,
So zittert er, so flieht er schon:

Die

Die Hunde hören gleichen Schall,
Allein die Würkung ist verschieden;
Sie eilen freudig aus dem Stall,
Um sich im Jagen zu ermüden.
So gehts mit uns auch in der Welt,
Was mich betrübt, macht andre lachen.
Was einer wünscht; was ihm gefällt,
Das kann dem dritten Weinen machen.
Bey einem weckt mein Schicksal Muth;
Den andern regt es zum Erbarmen,
Dem fehlt es nur an edlem Muth,
Und diesen fehlts an starken Armen.
Was ist doch dieser Würkung Grund?
Der Hirsch denkt anders als der Hund.

93.

Aufs vorige.

Aut mihi aut tibi! exſpecta ſortem.

Man hört die Jägerhörner ſchallen,
Die Hirſche zittern vor Gefahr;
Ein jeder denkt: Es gilt mein Häar;
Das Schickſalsloos wird auf mich fallen.
Ihr Narren! ſeyd doch nicht ſo ſcheu;
Erwartet ohne Furcht und Qualen,
Wen Hund und Jäger werden wählen,
Die andern bleiben heute frey.
Wenn Menſchen wie die Hirſche dächten,
So wäre für uns armen Knechten,
Kein Augenblick der uns ergötzt.
Man ſieht in ſouverainen Reichen,
Ja täglich Brüder ſeines gleichen,
Die Politic mit Hunden hetzt.
Wenn wir wie Hirſche könten wittern,

So müſten wir beſtändig zittern.
Komt, freye Hirſche, lernet doch
Von uns im edlen Sclavenjoch
Recht fühllos und recht thieriſch denken;
So wird euch fremdes Leid nie kränken;
Und wenn der Jäger hetzen will,
So flieht nicht, ſteht geduldig ſtill.
Wenn Hunde beiſſen, ſeufzet, ſchweigt:
Das heißt ein groſſes Hertz gezeigt.

94.

Zwey Haſen unter einem Geſträuche.

Tremando vigemus lepores

Der Haſe iſt gewohnt vor jedes Laub zu beben;
Er zittert wenn er ſpielt, buhlt und lebt dennoch froh
Wer wie ein Haſe denkt, der macht es eben ſo;

Er

Er kann im Sclavenjoch, doch klavisch frölich leben.
Geſetz, Pfaf, Policey, Herr, Teufel ſchrecken ihn,
Doch Furcht vermehrt die Luſt, und macht den Sünder kühn.

95.

Eine Schildkrötte vor welcher ein Wolf.

Non ſemper ſub clipeo ſecuritas.

Die Schildkröt, die ſich klug mit ihrem Schilde decket,
Hat kaum den Kopf hervorgerecket,
Zu ſehen, ob ſie ſicher iſt;
So ſteht der Feind ſchon da, der ihr den Kopf wegfrißt.

So gehts in unsrer Welt: wir wollen uns beschützen,
Und Vorsicht kann uns doch zur Sicherheit nicht nützen.
Vernunft, Geschicklichkeit, Verdienste helfen nicht,
Wenn uns das falsche Glück den stärksten Schild zerbricht.
Mensch! lebst du dreyßig Jahr in strengem Fleiß und Wachen
So kann ein Augenblick die Arbeit fruchtlos machen.
Und heißt es: Schildkröt, Ach! wer hätts das gedacht?
Denn sagt der Narr: Warum nahmst du dich nicht in Acht.

96.

Ein Vogelheerd.

Hodie mihi! cras tibi.

Wir Finken ſind des Glückes Spiel,
Wenn Furcht und Vorſicht fruchtlos quälen;
Denn wenn der Vogler würgen will,
So wird es nie an Finken fehlen.

97.

Auf daſſelbe Bild.

Tandem!

Wer die Vögel will berücken,
Der muß ſeinen Heerd recht ſchmücken,
Und braucht Vorſicht, Witz und Hand,
Menſch ſoll dir dein Vorſatz glücken,
So gebrauche den Verſtand:
Lerns dich wie Vögler bücken;

Lausche, endlich komt die Zeit,
Wo dein Fleiß dich nicht gereut.
Die Gedult kann alles zwingen,
Und wenn wir den Wunsch erringen,
Thut uns keine Arbeit leid..
Denke stets bey deinen Sorgen,
Glücks nicht jetzt, vielleich doch morgen.

98.

Ein paar Ochsen und ein Fuchs.

Nos boves mactamur.

Das Pferd wird sclavisch alt; der Ochs lebt, stirbt im Joch,
Doch selten stirbt der Fuchs vor Alter in dem Loch.
Viel besser kurz gelebt und wie der Fuchs gestorben,
Als grosser Heren Gunst im Ochsenstall erworben.

Der

Der kluge Fuchs glaubt nichts von souverain
ner Macht,
Und wenn er Ochsen ficht, so denkt er frey
und lacht.

99.

Ein Bock im Garten.

Quid hircus in hortis?

Wer einen Bock zum Gärtner macht,
Der will den Garten selbst verderben,
Und wer für fremde Gärten wacht,
Der wird vom Bock die Lorbern erben.
Wir Narren könten ohne Pein
Die Lust der schönen Welt genieſſen;
Wenn wir selbst wolten Gärtner seyn,
Und nichts von fremden Böcken wiſſen,
Die unsers Gartenzaun zerreiſſen,
Und herrschen wenn wir Sclaven heiſſen.

100.

Ein Tyger auf den ein Bock stösset.

Heroicę desperat.

Ein wahrhafter Heldenmuth
Kann auch nicht vor Tygern zittern;
Und wird seines Feindes Wuth,
Nur um desto mehr erbittern.
Bock dein Feind ist dir zu groß;
Such ihm lieber auszuweichen:
Kanst du nicht den Zweck erreichen,
Dann geh tapfer auf ihn loß:
Gib dem Tyger einen Stoß;
So wird sein gereitzter Rachen
Dir ein kürzers Ende machen.

Geiſtliche Gedichte.

Todesgedanken.

I.

Frisch auf! frisch auf! bedrängter Mann!
Der Tod, dem nichts entfliehen kann,
Der Tod will dich begrüssen.
Du hast ihn nie im Glück gescheut;
Jtzt sieht er dir zur Lust bereit,
Und will dein Leiden schliessen.
Frisch auf! der letzte Tag ist nah.
Nur unverzagt, der Tod ist da.

2.

Komm, liebster Freund, umarme mich,
Komm, edler Tod, ich suche dich,
Hilf mir den Preiß erwerben!
Ich bin schon längst vom Kampfe matt,
Und wer wie ich gestritten hat,
Der kann mit Lachen sterben.
Ich sinke wie ein Held im Streit,
Und geh beherzt zur Ewigkeit.

3.

Wer mit Vernunft den Tod recht kennt,
Und ihn das letzte Uebel nennt,
Das wir noch können fühlen;
Der denkt von ihm im Glücke groß,
Und kann auch in der Wollust Schoos,
Mit seinem Schatten spielen;
Und tritt er jetzt zu mir herein,
Wie kann ich vor ihm zaghaft seyn?

4.

Ich ſchnappe längſt nach freyer Luft,
Aus meiner dunkeln Mördergruft,
Wo mich kein Licht beſcheinet.
Viel beſſer alſo wirklich todt,
Als wenn man täglich neue Noth
Empfindet, und beweinet.
Viel beſſer todt in Gottes Hand,
Als hier der Menſchen Arreſtant.

5.

Die Welt iſt unſer Rabenſtein;
Niemand, er ſey ſchwarz oder rein,
Wird hier den Kopf erretten.
Die Schergen ſind Gedult und Zeit,
Furcht, Hofnung, Freude, Leiden, Neid,
Und führen uns in Ketten.
Die Ehre iſt der Henkersknecht;
Der Tod vollzieht das Büttelrecht.

6.

Die Wiege iſt ſchon unſer Grab:
Wir warten ja die Art nur ab,
Wie wir entſchlafen ſollen.
Wann unſer Ziel vollendet iſt,
Wer fragt dich, Menſch, wie alt du biſt?
Wer fragt uns ob wir wollen?
Denn, wo der Geiſt im Fleiſche wallt,
Sind Greiß und Kind zur Cruft gleich alt.

7.

So lebe wohl, verfluchte Welt!
In der mich nichts gefangen hält,
Als meines Kerkers Riegel.
Der Erdengüther raubt ein Wind.
Was Tugend, Ehre, Klugheit ſind,
Sieht man in meinem Spiegel.
Auch daß nicht Recht, nicht Unſchuld nützt,
Wenn uns das falſche Glück nicht ſchützt.

8.

Ich bin ein Opfer ſeiner Wuth,
Und muß mit jung und friſchem Blut
Im Miß der Welt erſticken.
Der ſtarke Leib wird ſchon zu ſchwach,
Den Elend, Ketten, Ungemach
Mehr als erträglich drücken;
Geiſt, Muth und Kräfte werden matt:
Kurz, ich bin Leid und Lebens ſatt.

9.

Es ſinket ſchon der Gliederbau:
Die Hofnungsblätter werden grau:
Die Lebensräder knarren.
Die Gurgel röchelt noch ihr ach!
Das Herz erſtickt im Gram und Schmach;
Blut, Zung und Aug erſtarren;
Und weil die Welt mein Klagen flieht,
Heult noch der Mund ſein Todenlied.

10.

Ein Mörder, der für Missethat,
Glut, Pfahl und Rad verdienet hat,
Hat nie wie ich gelitten.
Ich liege schon zehn Jahre lang
Gemartert auf der Folterbank,
Und muß den Tod erbitten.
Das Unrecht das man mir gethan.
Sieht noch die Welt als Gnaden an.

11.

Gerechter Gott! ich habe hier
(Du weist es. Ach! ich klag es dir:)
Mehr als ein Mensch ertragen.
Ich scheue deinen Richtstuhl nicht,
Und will was mir das Herz zerbricht
Dir meinem Schöpfer klagen.
Brich du der Menschen Urtheilstab,
Und nimm mich freudig in mein Grab.

12.

Ihr, die ihr mich drückt und betrübt
Mehr als die Welt mir Glauben gibt;
Mehr als ich selbst kann sagen.
Ihr, die ihr mir mein Netz gewebt,
Wo ich nur meine Pflicht bestrebt,
Helft mich zu Boden schlagen.
Thut was ihr wollt ich sinke schon:
Doch denkt ich geh vor Gottes Thron.

13.

So streck ich meine Glieder aus.
Die Welt mag dann mein Knochenhaus
Mit tausend Ketten binden.
Mein Aas bleibt nur der Menschen Spott:
Der Geist sucht den gerechten Gott,
Und wird ihn sicher finden.
So schlaf ich ein, und flieh dahin,
Wo ich auf ewig ruhig bin.

14.

Mein Netz zerreißt und ich bin frey.
Gott steht mir armen Vogel bey,
Der aus dem Käfig flieget.
Des Kerkers Thüren öfnen sich:
Der Tod komt und errettet mich:
Ich habe schon gesieget.
Mein Leiden ist mit Gott vollbracht.
Welt, Freunde, Schicksal, gute Nacht!

Morgenlied.

1.

Die Nacht ist hin: der Sonnen Blicke
Bestrahlen itzt der Erden Kreiß.
Wohl dem der Gottes Meisterstücke
In ihrem Licht zu ehren weiß.
Der Schöpfer, da er sie gemacht,
Hat nur auf unsre Lust gedacht.

2.

Doch leider, ach! wir Menſchen ſchweigen,
Wenn gar das Vieh vor Freude blöckt.
Die Vögel ſingen auf den Zweigen,
Wenn ſie die Morgenröthe weckt.
Ein jedes Thier will dankbar ſeyn:
Wer ſchweiget jetzt? Der Menſch allein.

3.

Der Menſch, den Gott zur Luſt geſchaffen,
Verachtet nur ſein eigen Wohl.
Will auf der ſchönen Welt nur ſchlafen,
Und ſieht nicht was er ſehen ſoll.
Wir leben fühllos, taub und blind,
So lange wir im Glücke ſind.

4.

Doch wenn uns Gottes Ruthe ſchläget;
Wenn man im dunkeln Kerker ſitzt;
Wenn Leib und Willen Ketten träget,

Und in betrübter Sehnsucht schwitzt;
Dann sieht man erst den Himmel an,
Wenn man ihn nicht mehr sehen kann.

5.

O Gott! ich bin so hart geschlagen,
Warum? weil es dir so gefällt.
Ich dulde mehr als Höllenplagen.
Ich bin, und bin nicht auf der Welt.
Denn was da lebt, sieht ja dein Licht:
Ich armer Mensch allein nur nicht.

6.

Die Dämmerung vom hellen Tage,
Die noch in meine Höhle scheint,
Mehrt meiner Sehnsucht bittre Klage,
Da Aug und Herz vergeblich weint.
Denn kaum bin ich vom Schlaf erwacht,
So wünsch ich schon, Ach wär es Nacht!

7.

Hier bin ich nur der Vögel Eule:
Ein jeder rupft mir Federn aus.
Wenn ich in meinen Mauern heule,
Wer wünscht mir wohl ein anders Haus?
Die Nacht, wenn mich ein Traum betrügt,
Iſt noch mein Troſt der mich vergnügt!

8.

Erwach ich früh ſo muß ich denken,
So drückt mich auch der Ketten Laſt.
Im ſchlafe darf ich mich nicht kränken;
Denn iſt mein Kerker ein Pallaſt.
Denn bin ich mehr als mancher iſt,
Der ſeine Pflicht im Glück vergißt.

9.

Gott deine Weisheit lenkt die Dinge
Nach deiner Vorſicht klugen Schluß,
Wenn ich am Tage zaghaft ringe,

Und klaglich seufzend trauern muß.
Wer macht die Nacht zu meiner Ruh?
O kluger Gott! ich glaube du.

10.

Du schlägst, du drückst, du hilfst auch tragen;
Du wechselst Licht und Finsterniß:
Du lenkest uns, wenn wir verzagen,
Wie wir die Pferde im Gebiß,
Und wenn der Hofnungszügel bricht,
Bricht doch dein Arm zum helfen nicht.

11.

Herr! auch in meinem Trauergrabe,
Wo ich von Trost verlassen bin,
Ruf ich = = Herr! wenn ich nur dich habe,
So wird mein Schaden zum Gewinn.
Gib mir, daß mein bedrängter Geist
Stets, was du thust, geduldig preißt.

12.

Laß dir mein Morgenlied gefallen,
Das dir mein Mund zum Opfer bringt,
Und höre doch mein winselnd Lallen,
Das aus beklämten Herzen dringt.
Sieh, daß ich diesen Jammertag
Auch standhaft überdauren mag.

13.

Erquicke mich mit deinem Lichte,
So acht ich nicht der Sonnen Strahl.
Machst du der Menschen Macht zu nichte,
So drückt mich ferne keine Quaal;
Und tröstet mich nur deine Huld,
So hab ich stets mit Lust Gedult.

14.

Ja Herr! auch in des Unglücks Rachen
Bin ich durch dich doch stark und groß.
Du kanst mein Creutz erträglich machen:

Laß mich nur nicht im Kampfe loß.
Mein rein Gewissen spricht mich frey.
Hier stehe mir wie Daniel bey.

15.

Ach! zeige denen die mich drücken,
Wie rein mein Herz von Vorwurf ist.
Laß doch mein Recht nicht gar ersticken,
Und wenn mich Welt und Freund vergißt,
So strafe den der retten kann,
Und sieht mich mit dem Rücken an.

16.

Laß endlich doch den Tag anbrechen,
Der meines Kerkers Riegel sprengt.
Auf dich beruths; Herr! du kanst sprechen;
Was aller Menschen Herzen lenkt.
Ich werde nie im Bitten matt,
Wer weiß! was Gott beschlossen hat.

17.

Ihr, die ihr nun an diesem Morgen
Mein Leib mein traurig Singen hört,
Lobt Gott wenn ihr Ihn ohne Sorgen
In edler Freyheit dankbar ehrt.
Ein freyer Bettler hat mehr Macht,
Als Fürsten die man scharf bewacht.

18.

So stimt mit mir in meine Lieder,
Und murmelt weil ihr schweigen müßt.
O Gott! stärk dem, Herz, Muth und Glieder,
Der so bedrängt verlassen ist.
Ruft: Herr! erbarm dich seiner Noth!
Wer weiß! vielleicht erhört uns Gott.

19.

Ja, ja, er hört mein girrend Bitten.
Frisch auf mein Herz! Gott ist nicht weit.
Er weiß du hast genug erlitten.

Gott komt, Gott hilft zu rechter Zeit.
Nur unverzagt, beherzter Mann!
Der Rettungstag bricht auch heran.

Lied.

Da mich meine Schildwachten alle Viertelstunden aufwecken, und mir den Schlaf par Ordre, 5. Jahr lang verhindern mußten.

1.

Weckt mich nur, ihr meine Wächter!
Wenn die Viertelstunde schlägt.
Treibt mit mir ein Spottgelächter.
Lauscht nur ob mein Fuß sich regt.
Um den nie gehörten Willen,
Eurer Obern zu erfüllen.

2.

Weckt mich, ihr Tyrannenknechte!
Denn ihr thut nur was ihr müßt;
Aber den, der ohne Rechte
Meiner Unruh Urſach iſt,
Wird ſein böſes Herz ſchon wecken,
Und mit Vorwurfslarven ſchrecken.

3.

Weckt mich alle Viertelſtunden!
Ruft nur meinem Namen laut!
Ritzt mir ſtets die alte Wunden,
Wenn euch vor der That nicht graut!
Denn ſo oft ihr mich hier ſtöret,
Glaubt, daß Gott Euch brüllen höret.

4.

Weckt mich alle Augenblicke!
Weckt mich! dann ihr ſchreckt mich nicht.
Drückt mich hier gleich Welt und Glücke,

Denk

Denk ich doch nach meiner Pflicht;
Und mein rein, mein gut Gewissen,
Kann die Ruthen lachend küssen.

5.

Allen die in Ketten liegen,
Wird der Schlaf ja noch erlaubt.
Niemand stöhrt dem sein Vergnügen,
Der sich träumend glücklich glaubt.
Mir allein wird er verhindert,
Daß der Schlaf mein Leiden lindert.

6.

Jeder Ruf, der nur erschallet,
Klingt: Mensch! denk dein Schicksal nach;
Und wenn mir das Herzblut wallet,
Regt den Schmerz die grosse Schmach.
Kaum erquickt der Schlaf die Glieder,
Weckt mich schon die Schildwacht wieder.

7.

Ach! ihr bittre Grauſamkeiten
Laßt nur alle Zügel los!
Martert mich auf allen Seiten;
Denn ich bin vom Schutze blos:
Aber dennoch nicht verlaſſen:
Denn ich kann mich ſelbſt noch faſſen.

8.

Wer mit groſſem Geiſte denket,
Iſt im Unglück niemals klein:
Und der mich ſo tief verſenket
Wird auch mein Erretter ſeyn.
Wer auf Gott und Recht ſich ſtüzet,
Bleibt im Kerker auch beſchüzet.

9.

Weckt mich alſo, weckt mich Freunde,
Denn ich wache ſtets im Geiſt;
Und wer weiß, wer meinem Feinde

Morgen

Morgen anders denken heißt?
Auch ob die, die mich so strafen,
Noch so ruhig, wie ich, schlafen?

10.

Weckt mich nur so lang es währet,
Bis mich Gott zur Freyheit weckt.
Bin ich gleich hier hart beschweret,
Und auf Foltern ausgereckt.
O! so wird nach langem Wachen
Gottes Arm mein Ruhbett machen.

11.

Ey so ruft in Gottes Namen!
Weckt mich bis der Tag anbricht!
Bis Gott endlich Ja, und Amen.
Wenn ich zu ihm seufze . . spricht.
Denn er hält noch für mein Hoffen,
Kerker, Welt, und Himmel offen.

Trauerlied.

1.

Grosser Schöpfer aller Dinge!
Komt mein Ach vor deinen Thron,
O so siehe wie ich ringe;
Hilf mir Herr! ich sinke schon,
Wenn die Foltern ewig plagen,
Muß zuletzt ein Held verzagen.

2.

Ich bin ja von Fleisch und Beinen,
So wie jeder Mensch gemacht,
Wenn die Augen immer weinen,
Und die Hofnung gar nicht lacht;
Wenn kein Glückes Wechsel blicket,
Wird das gröſte Herz erſticket.

3.

Hiob der sein Gut verlohren,
Und nur Leidesschmerzen trägt,
Ruft . . . Ach wär ich nie gebohren!
Weil ihn Gottes Ruthe schlägt.
Was ist mir denn wohl erlaubet,
Dem man mehr als Hiob raubet?

4.

Mancher, der sein Gut entbehret,
Kann doch seines gleichen sehn:
Und, wann ihn die Noth beschweret,
Darf er ja noch betteln gehn.
Ich muß hier vor Hunger brüllen,
Und kein Freund darf ihn mir stillen.

5.

Meine schwer erworbene Mittel
Hat der Raubsucht Wuth zertheilt.
Hier deckt mich ein grober Kittel,

Wenn der Mund vor Elend heult.
Menſchen! lernt an mir bekennen,
Was wir Glück auf Erden nennen.

6.

Meiner Wiſſenſchaften Würde,
Die mein Fleiß ſo ſchwer verdient,
Dienen mir hier nur zur Bürde;
Und da wo mein Glück noch grünt,
Wo man gern mein Leiden lindert,
Wird mir Schutz und Troſt verhindert.

7.

Hals und Füſſe, Leib und Hände
Sind mit Feſſeln eingefaßt.
Wenn das Herz gleich Ruhe fände,
Drückt den Leib der Eiſen Laſt.
Geiſt und Glieder ſind gebunden:
Ach! wer heilt mir meine Wunden?

8.

Wer gesund ist, kann viel tragen:
Aber Gottes schwere Hand,
Will mich noch mit Krankheit schlagen —
Menschen! rührt euch nicht mein Stand?
Helft! ich hab genug erlitten
Helft, Gott um Erbarmen bitten!

9.

Hier bin ich wie ein Verräther,
In ein eisern Netz verstrickt.
Wie der gröbste Uebelthäter
Unter Schmach und Qual erstickt,
Herr! Was ist dann mein Verbrechen?
Ich muß schweigen: Du wirst sprechen.

10.

Gott! du prüfest Herz und Nieren:
Herr du weißt, was mir gebricht.
Quälen mich verschloßne Thüren,

So doch mein Gewiſſen nicht.
Fürſtenmacht und Vorurtheile,
Sind der Tugend Mörderkeule.

11.

Muß ich itzt die Ruthe küſſen,
Die mir fremde Schulden büßt:
O ſo wird mein Gott auch wiſſen,
Wann es Zeit zum retten iſt.
Er kann ja der Menſchen Denken,
Wie die Waſſerbäche lenken.

12.

Herr! auf dich will ich vertrauen,
Gib mir nur ſtets friſchen Muth.
Laß mich nicht in Menſchenklauen,
In des Schickſals Grimm und Wuth
So verächtlich unterliegen,
Und durch Großmuth endlich ſiegen:

13.

Oeffne meines Kerkers Riegel:
Führe Daniel aus der Grüft!
Hält der Feinde Macht im Zügel:
Höre wenn Manasses ruft!
Mach Verläumdung, Neid und Banden,
Dir zum Ruhm, durch mich zu schanden;

14.

Laß mich dir in Freyheit dienen!
Gönne mir der Sonnen Schein!
Laß den, den kein Licht beschienen,
Dir im Lichte dankbar seyn!
So will ich die Welt belehren,
Dich bey Wohl und Weh zu ehren.

Lied
eines Chriſten im Unglück.

1.

Wie glücklich bin ich Chriſt im Leiden
Vor andern Menſchen in der Welt!
Ich denke nur an Himmelsfreuden,
Wenn mich hier Neid und Unrecht quält.
Und drückt mich Elend, Schmerz und Spott,
So denkt der Chriſt an ſeinen Gott.

2.

Mein Jeſus hat mir vorgetragen,
Mein Jeſus winkt und ruft mir nur:
Menſch! drücken dich der Erden Plagen,
So tritt beherzt in meine Spur,
Auf welcher jeder wahre Chriſt,
Wann er mir folget, glücklich iſt.

3.

Ein Chriſt kann leicht im Unglück lachen,
Wann er auf ſeinen Jeſum ſieht.
Will er ſein Creutz erträglich machen
So denkt er . . Jeſus trägt ja mit.
Er zeigt mir nur die enthe Bahn,
Auf der er mehr als ich gethan.

4.

Der Chriſten Leiden hier auf Erden
Iſt nur ein kurzes Schattenſpiel.
Ein Chriſt kann nicht gemartert werden,
Wenn es ſein Gott nicht haben will.
Er denkt . . Gott ſtraft hier kurze Zeit.
Mein Lohn folgt in der Ewigkeit.

5.

Viel beſſer hier, als dort, zu büſſen,
Wo Jeſus mir den Platz beſtellt.
Hier will ich gern die Ruthe küſſen,

So

So lang, es meinem Gott gefällt,
Wer weiß warum sein Zorn mich schlägt?
So denkt ein Christ der Fesseln trägt.

6.

Ein Christ kann nicht vor Menschen zittern,
Weil er die Ruthen lachend küßt.
Er kämpft beherzt in Ungewittern,
Weil er weiß wo sein Hafen ist.
Er geht zum Kampfe, wie zum Tanz,
Dann Jesus reicht den Lorberkranz.

7.

Ein Christ strebt nicht nach Ruhm und Ehre.
Er denkt als Christ nach seiner Pflicht:
Wenn ich zu Jesu Stall gehöre,
So reitzen mich Paläste nicht.
Wer Gott vertraut, und Tugend liebt,
Der lebt nie auf der Welt betrübt.

8.

Ein Chriſt darf vor dem Tod nicht beben.
Er ſieht ihn mit Verachtung an.
Er hofft in jener Welt zu leben,
Wo ihn kein Uebel treffen kann.
Er lebt hier wie es Gott gefällt,
Und für Gott ſtirbt er gern der Welt.

9.

Drum Menſch! wann dich das Unrecht quälet;
Wann du ein Spott der Narren biſt;
Wann dir Geduld in Schwermuth fehlet;
Ich rathe dir : : Denk wie ein Chriſt!
So biſt du ſtark, groß, glücklich, klug,
Und haſt in Jeſu Troſt genug.

Trostlied.

1.

Nur frisch auf, bedrängter Geist!
Lade unverdrossen.
Gott, der dich itzt martern heißt,
Hat es so beschlossen.
Frischen Muth,
Was Gott thut,
Must du willig tragen,
Denn er hört dein Klagen.

3.

Scheint das Elend noch so gros,
Wenn uns Menschen schänden.
Niemand ist vom Schutz blos,
Unter Gottes Händen.
Wer als Christ
Standhaft ist,
Kann sich selbst noch fassen,
Und ist nie verlassen.

3.

Nur Geduld und unverzagt
Auch im Unglücks Rachen,
Wer Gott, was ihn drücket, klagt,
Kann in Ketten lachen.
Gott erfreut
Nach dem Leid,
Und führt uns durch Schläge
Auf die rechten Wege.

4.

O wie glücklich ist der Mann,
Der auf Gott sich stützet!
Den kein Mensch betrüben kann,
Weil sein Herz ihn schützet.
Gottes Macht
Hält stets Wacht,
Und den er geschlagen,
Läßt er nicht verzagen.

5.

So flieh ich zu deiner Huld,
Hilf in meinem Schmerzen.
Schenk mir Großmuth und Geduld
Den beklemmten Herzen.
Stürz den Neid,
Der nichts scheut.
Dir gebührt die Rache
Der gerechten Sache.

6.

Ist die Welt auf mich erbost,
Herr, mach sie zu schanden!
Stärke mich mit deinem Trost
Hier in meinen Banden,
Brich mein Joch,
Hilf mir noch,
Herr, laß dich erbitten,
Wenn ich gnug erlitten.

7. Scheint

7.

Scheint mir gleich die Sonne nicht
Hier in meiner Höhlen;
O! so brennt dein Gnadenlicht,
Doch in meiner Seelen.
Dunkelheit,
Quaal und Leid,
Wird nach viel Beschwerden
Meine Sonne werden.

Lied.

Da mir ein Anschlag zur Flucht mißlung, und ich in schwerere Fesseln geschmiedet wurde.

1.

Frisch auf, mein Herz, sey unverzagt!
Schick dich in Gottes Willen.
Du hast vielleicht zu viel gewagt,

Dein

Dein Leiden ſelbſt zu ſtillen.
Durch Klugheit macht man Menſchen blind,
Die unſerm Glück entgegen ſind;
Doch Gottes Macht zu fliehen
Wird du umſonſt bemühen.

2.

Nicht Liſt, Vernunft, nicht unſre Kunſt
Kann Gottes Ruthen brechen.
Denn er entzieht dem Schutz und Gunſt,
Der ſich ſelbſt ſucht zu rächen.
Die Tugend wird zwar oft gedrückt,
Doch ewig bleibt ſie nicht erſtickt.
Denn Gottes Rath und Willen
Muß Knecht und Fürſt erfüllen.

3.

Was hilft dem Löwen Kraft und Muth,
Wenn er im Fange lebet?
Die Freyheit iſt das höchſte Guth,

Das

Das jeder Wurm beſtrebet.
Doch wer auf eigen Macht ſich ſtützt,
Wenn Gott ſein Werk nicht führt und ſchützt,
Wird auch mit Löwenklauen
Kein Spinnennetz zerhauen.

4.

O groß, o glücklich iſt der Mann,
Den kein Gewiſſen naget!
Der auch im Tode ſagen kann,
Daß ihn kein Vorwurf plaget.
Der trotzt der Menſchen Grauſamkeit,
Und ruft: hier ſteh ich ſchon bereit!
Die Glieder kann man ſchinden;
Mein Herz kann niemand binden.

5.

Es klopft, es pocht in meiner Bruſt,
Ich ſchwimm in Thränenfluthen.

Kommt Mörder! kühlet eure Luſt!
Seht meine Wunden bluten!
Thut was ihr wolt! hier iſt der Leib.
Quält, martert ihn zum Zeitvertreib!
Verſtopft mir Troſt und Hoffen!
Der Weg zu Gott bleibt offen.

6.

Der hört, der weiß, was mir geſchieht.
Muß ich vor Menſchen ſchweigen,
So ſieht doch der, der alles ſieht,
Mein Recht zum Grabe neigen;
Und der, der alle Dinge macht,
Gibt auch auf unſer Schickſal acht,
Und wird mein bittres Kränken
Auch zu belohnen denken.

7.

Gott! wenn dein Grimm mich foltern heißt,
Gib meiner Schwermuth Waffen.

Du hast ja einen edlen Geist
In mein Gerippe erschaffen.
So fühle doch wie hart es sey,
Das Unrecht, wenn die Seele frey,
Und Missethäter Schulden
Mit reiner Brust zu dulden.

8.

Die Ehre war vorhin mein Gott:
Nun ist sie meine Hölle.
Mein grosses Hertz wird hier zu Spott,
Und meines Leidens-Quelle.
Der starcke Leib erstarrt im Joch.
Er taumelt schon, was hält ihn noch?
Der Trost! Gott kann nicht schlagen;
Er hilft die Last auch tragen.

9.

Ich weiß, wenn mir das Hertze klopft,
Daß mich mein Schöpfer höret:
Der auch der Löwen-Rachen stopft,
Wenn ihn ein Daniel ehret.

Der, wenn er Hiobs Jammer sieht,
Wenn ein Manasses vor ihm kniet,
Der Fluht bedrängter Zähren
Zu rechter Zeit kann wehren.

10.

So bin ich in mir selbst vergnügt,
Und kann in Ketten lachen.
Wer weiß wie bald mein Recht noch siegt,
Das Gott kann blühen machen?
Wer weiß wozu ich leiden muß?
Auf Mangel folget Ueberfluß.
Wohl dem der Schatten kennet,
Wenn ihn die Sonne brennet.

11.

Mein Hoffen lacht, mein Schluß ist fest,
Ich will auf Gott vertrauen:
Denn dem, der sich auf ihn verläßt,
Darf nicht vor Menschen grauen.
Wer Stahl und Kerker sprengen will,
Der halte nur geduldig still,

So wird, soll es gelingen,
Gott selbst die Schlüssel bringen.

12.

Ihr, die ihr mich so drückt und quält
Und ohngehört verdammet,
Denkt doch daß Gott die Seufzer zählt,
Die eure Wuth entflammet!
Ihr steht wie ich, in seiner Hand.
Doch gießt ihr Oel in meinen Brand,
So wird mein kläglich singen
Vor seinem Throne klingen.

13.

So tobt! so wüthet immer hin,
Ihr Büttel meiner Glieder!
Wenn ich von euch geschwächet bin,
Stärckt mich die Großmuth wieder.
Ich breche eure Ketten nicht,
Doch wenn sie Gottes Arm zerbricht,
So wird noch hier auf Erden,
Mein Kampf gekrönet werden.

Vermiſchte Gedichte.

An Ihro Majestät

Die Königin von Preussen.

Auf dem Boden eines zinnernen Bechers gravirt.

Glücklich ist der Sclav im Leiden, der zu Fürsten fliehen kann.
Dreymal glücklich hört der Scepter seine Klagen gnädig an.
Die Verwegenheit hat Glück; just deshalb hab' ichs gewaget.
Grosse Frau! wer hat wie ich dir je auf Metall geklaget?
Alle seltne Neuigkeiten reizen einen Augenblick.

Würkte diese Art zu bitten auch für mich ein
solches Glück;
So wird dieses Bilderspiel bald kein Men-
schenherz erschrecken,
Uns aus Großmuth erst Erbarmen, dann aus
Scharfsicht Huld erwecken.
Aber greift mir die Verläumdung und des
Neides Tygerzahn
Auch bey dir das letzte Ruder meines Hof-
nungschiffes an?
So denkst du ja viel zu groß und weißt, daß
auf unsrer Erden
Viele Dinge nicht so sind, wie sie abgeschil-
dert werden.
Wirst auch (wilst du es nur wissen) bald an
meinem Uhrbild sehn,
Daß gar den gerechten Friedrich böse Men-
schen hintergehn.
Stumme Seufzer dringen ja bis zum Him-
mel durch die Sterne;

Du

Du bist nicht so weit entfernt und hörst die Bedrängten gerne.

Bey dir sieht das Zufluchtsthor gar für Missethäter offen.

Hab, ich unterdrückter Mann nicht weit mehr als die zu hoffen?

Niemand seufzt in deinem Reiche, so betrübt, so schwer wie ich.

Wilst du Hiob weinen sehen, Grosse Frau betrachte mich!

Meiner besten Jahre Blüthe sind im Kerker schon verwelkt;

Schmerz, Ungemach und Kummer hat die Säfte ausgemelkt.

Kettenlast von sechzig Pfund reißt die schon geschwächten Glieder,

Wie ein wüthend starker Wolf unbeschützte Schaafe nieder:

Denn mein Elend währt zu lange; Meine Lunge schnapt nach Luft,

Und der Kopf von Gram berauschet, taumelt
schon zur schwarzen Gruft.
Endlich muß auch Riesenkraft in dem Ochsen-
joch erstarren.
Geist und Leib trägt viel zu schwer, was ent-
fernt scheint, zu erharren.
Hab' ich einmahl die Gesundheit hier zum
Opfer eingebüßt,
Was kann mir die Freyheit nützen, wenn das
Bett mein Kerker ist?
Wer acht Jahre Foltern fühlt und so viel als
ich ertragen,
Wie kann dem der Preussen Held Gnade und
Gehör versagen?
Beydes fehlt mir: — Ach Monarchin! brich
mir doch zu ihm die Bahn!
Sicher wird sein Zorn verschwinden, hört er
mich nur einmal an.
Alles Recht kömt mir zu spät; ewig ists für
mich vergraben.

Wer

Wer die Strafen ſchon gebüßt, den kann
nichts als Gnade laben.
Gnade: ia gerechte Fürſtin! Gnade iſt mir
noch vergönt;
Gnade kann ich noch verdienen, wenn man
meine Rechte kennt.
Hätte je in meiner Bruſt ein Verrätherblut
geſtrudelt,
O es hätt durch eigne Fauſt dieſe Banden
längſt beſudelt!
Denn ein Schelm; der Gnade ſuchet, iſt nichts
als Verachtung werth.
Nur die Vorwurfs freye Seele hat mich bis
hieher ernährt.
Zürne doch nicht, edle Mutter! wenn mein
Vortrag unwahrſcheint;
Trenck verlanget kein Erbarmen, wenn er
nicht mit Urſach weint.
Wer den innern Unwerth fühlt, und will
doch von Unſchuld ſprechen,

Der betrügt Gott, Fürsten, Welt und vergrössert sein Verbrechen.

Aber wer mit reiner Seele, sich zum Schutz, die Wahrheit spricht,

Kann nicht eigensinnig heissen: Er erfüllt nur seine Pflicht.

Ohne Fehler war ich nie, aber auch nie ohne Tugend:

Von Verbrechen bin ich frey; nicht von Mängeln roher Jugend:

Niemand ward von mir betrogen, und um Untreu leid ich doch.

Groß bin ich gewöhnt zu denken und mich drückt ein Sclavenjoch.

Gott! wie pocht ein edles Herz! das im Unglücksschlamme wühlet,

Und mit unbefleckter Haut, Uebelthäter Foltern fühlet.

Straft man das mit Höllenmartern, wenn ein Sclav die Ketten bricht,

So

So bin ich der gröſte Sünder und der ärgſte
Böſewicht.
Sonſt iſt mein Gewiſſen frey . . Ach, möcht
es der Herr nur wiſſen!
Schnell und rühmlich würden mir dieſe Feſ-
ſeln losgeriſſen:
Sicher könt' ich alles hoffen, denn er denkt
groß und gerecht,
Straft Verläumder, lohnt Verdienſte und
verachtet keinen Knecht.
Ach Monarchin! dieſer Mann, dem nichts eins
nein alles fehlet;
Den, von Schutz und Troſt entblößt, mehr
als er darf ſagen, quälet;
Liegt hier auf gebognen Knien bey beklemmt
erſticktem Ach:
Zitternd ſchlägt das Herz in Hofnung: Aus
den Augen fließt ein Bach,
Der aus edlen Quellen ſtammt, Groſſe Frau!
um Gotteswillen!

Siehe

Siehe meinen Jammer an, höre doch mein
kläglich Brüllen;
Bleibe doch nicht unempfindlich; hilf mir;
Ach erbarme dich!
Bin ich auch von dir verstossen, wo ist denn
noch Trost für mich?
Forsche doch nur was mich kränkt; Ach ge-
rechte Fürstin! frage:
Was ich dulde? was mich drückt? was ich
längst vergeblich klage?
Deiner Macht ist alles möglich; wilst du so
bin ich befreyt,
Aber denk, daß ich schon sinke, und hilf mir
zur rechten Zeit.
Niederträchtig bin ich nicht: Glaube, Treuck
kann nicht betrügen,
Dankbar will ich am Altar, den mein Schutz-
gott bauet, liegen.
Könteſt du im Herzen lesen, wär' es dir, wie
Gott, bekannt;

O Mo-

O Monarchin! ohnverweilet würdeſt du die Gnadenhand
Zu des Daniels Löwengruft, um ihn zu beſchirmen, ſtrecken,
Und ich wolte wie ein Hund deiner Füſſe Spuren lecken.
Wenn mein Bitten dich nicht rührt; wenn du mich nicht wilſt erretten,
Siehe dieſen Becher an und betrachte meine Ketten.
Schließ von dem was du erblickeſt, auch auf meinen innern Schmerz,
Der mir Leib und Geiſt durchwühlet; und denn frag dein edles Herz:
O! ſo läßt du nimmermehr den im Sclavenjoch verderben,
Der wie Cato für ſein Rom, ſo für deinen Ruhm will ſterbene

Ode

An Ihro Königliche Hoheit die Prinzeßin Amalia bey dero Abreiſe nach Berlin Anno 1762.

Amalia fleugt nach Berlin:
Flieht Magdeburg mit heitern Blicken:
Dort wird der Hofnungsgarten grün:
Dort ſoll ſie Pallas Tempel ſchmücken.
Ach! aber was bleibt hier zurück?
Nur naſſe Augen nachzuſehen;
Ein jeder wünſcht zur Reiſe Glück,
Und ſeufzt = = Ach dörft es nie geſchehen!
Auch der ſonſt niemals neidiſch ſchien,
Mißgönnt dir dieſes Glück Berlin.

Bedrängte ſeufzt in dieſer Stadt!
Laßt eure Herzpoſaunen klingen!
Trenck, der ſo viel geſeufzet hat,
Wird mit euch Miſerere ſingen.
Amalia verlaß uns nicht!
Dein Menſchenherz wird mit dir reiſen:
Und das kann da, wo Troſt gebricht,
Die Gegenwart entfernt beweiſen.
Mein Leiden, das für mich hier ſprach,
Folgt dir gewiß im Echo nach.

Ein Armer der nie glücklich war,
Lebt froh, weil er das Glück nicht kennet.
Der Geizhals zittert vor Gefahr,
Daß ihn der Dieb vom Schatze trennet.
So lebt auch hier der Bürgermuth:
Sie lachten ohne dich zu kennen:
Jetzt kennen ſie ein werthes Guth,
Und fürchten ſich davon zu trennen.

Die Welt ehrt nur der Güter Werth,
Dann, wann sie den Genuß entbehrt.

Ein Kind, wenn es verwaiset girrt,
Kann fremder Mütter Herz erweichen.
Ein Bettler, der vor Hunger kirrt,
Darf doch vor fremde Thüren schleichen.
Doch mich, wer hört mich armen Mann,
Wenn ich in meinem Kerker brülle?
Der Schall prallt nur die Mauren an?
Betäubt nur mich: Bleibt draussen stille.
Nur die, die nichts im Wohlthun stöhrt,
Amalia hat mich gehört.

Nur Muth! gequälter Märtyrer!
Nur Muth! der Fürstin edle Seele
Schickt aus Berlin auch Hofnung her?
Sie denkt auch dort an deine Höhle.
Wer Schmerz bey fremden Schmerzen fühlt,

Der wird in Peru nicht vergeſſen,
Was groſſer Geiſter Zweck erzielt
Für die, die teutſches Schmachbrod freſſen.
Amalia denkt ewig groß:
Wie? Bin ich denn von Schutze blos?

So reiſe fort! Du bleibſt doch hier:
Der Trenck kann dabey nichts verlieren;
Mein Schatten klopft an deiner Thür,
Und wird dich ſtets zum Mitleid rühren.
Nur fort von hier nach Sans Souci,
Des Hafens Luſt nach Sturm genieſſen!
Kein Ort iſt ſchön genug für die,
Die werth iſt Friedrichs Mund zu küſſen.
Umarm ihn bald und denk an mich!
Dies iſt mein beſter Wunſch für dich.

Ode,

bey dem Geburtstage

Ihro Königlichen Hoheit der

Prinzeßin Amalia,

nach Berlin geschickt den 9ten November 1762.

Der Trenk lebt noch, gerechte Frau!
Er fühlt noch wie die Fesseln drücken:
Er hofft noch daß dein Gnadenthau,
Verwelkte Hofnung soll erquicken.
Sein Schwermuthsstamm bleibt leider grün,
Weil Unglücksströme ihn befeuchten,
Schielt Herz und Auge nach Berlin.
Dort lebt die grosse Gärtnerin,
Die Hofnung für Bedrängte säet;
Die Friedrichs Zorngewölke drehet,
Und die weiß, wie bedrängt ich bin.

Der

Der Preuſſen Phöbus ſcheint mir nicht!
Verläumdung hält mein Recht verdunkelt:
Doch ſeiner Schweſter Gnadenlicht,
Hat noch bisher für mich gefunkelt.
Amalia iſt noch der Mond,
Der meine Trübſalsnacht beſchimmert,
Und die, die fremder Schmerz bekümmert,
Weiß auch wo Lapp und Zembleo wohnt.
Hier wo mir keine Sonne blinkt,
Im Kerker wohnt und ſeufzt der Lappe,
Hier wo ich blind nach Rettung tappe,
Siehſt du was dich zur Rettung winkt.

Du ſiehſt; du biſt ſchon lang gerührt;
So wirſt du den auch nicht verlaſſen,
Dem noch der Klugen Schutz gebührt:
Den nur, die ihn nicht kennen, haſſen.
Du lebſt für jedes edle Glied,
Das würdig dir Minerven dienet,
Und weil dem Helicon noch grünet,

Pflückt Trenk gewiß auch Blumen mit.
Just heute, da der Musenschaar,
Dein fröhliches Geburtsfest feyert,
Da Gellert selbst nicht schön genug feyert,
Wagt er sich kühn, auch zur Gefahr.

Hier ist ein welkes Myrthenblat:
Laß es auch Platz bey Lorbern finden,
Womit Apollens Volk und Rath,
Dein kronenwürdig Haupt umwinden.
Komm Jupiter auf unsre Welt!
Kanst du schon für Europen brennen;
Komm, lerne Preussens Göttin kennen!
Dann sprich: Ob Venus dir gefällt.
Doch nein! bleib nur auf deinem Thron!
Laß Amalien hier auf Erden!
Sie darf nicht erst vergöttert werden:
Man opfert ihrer Menschheit schon.

Ihr Menſchenfreunde ſeyd vergnügt!
Kommt unſrer Fürſtin Tempel weyhen!
Seht, wie die Großmuth lachend ſiegt!
Der gar der Neid muß Weyrauch ſtreuen.
Bedrängte! ruft Victoria!
Laßt auch in Kerkern Vivat klingen!
Komm Echo! führ, auf deinem Schwingen
Mein Wünſchen zur Amalia!
Der Philoſoph von Sans Souci,
Der an der Klugen Spitze pranget,
Der ſeiner Schweſter Ruhm verlanget,
Ruft Vivat mit — Für wen? Für Sie.

Ach Mars, verfluchter Menſchenfeind!
Nur du allein kanſt höhniſch lächeln,
Wenn eine ſolche Fürſtin weint,
Die Minos Mitleid könt' anfächeln.
Sie weint; und huldreich eilt die Hand,
Verarmte Bürger zu ernähren.
Sie weint; und ihre edle Zähren

Sind Thränen für das Vaterland,
Sie weint; und solchem Perlensafte,
Der aus so schönen Muscheln rollet,
Hat Mars allein noch nichts gezollet.
Fühlt Mars denn nicht Bellonens Kraft?

Ja, ja; er fühlt sie noch gewiß;
Denn Friedrichs Arm wird ihn schon lehren,
Wie er im Karzaum und Gebiß,
Minervens Tempel soll verehren.
Er kömmt schon: Göttin, lache nur!
Dein Freund, den dir sein Grimm entrissen,
Wird in Berlin dich zärtlich küssen,
Und Freude folgt des Kummers Spur.
Er kommt, das würdigste Geschenk,
Den Kuß der Schwester zu genieſſen:
Doch Fürstin! wenn du Ihn wirst küssen,
Vergiß nicht den betrübten

Trenk.

Fünfter Brief.

An Ihro Königl. Hoheit die Prinzeßin Amalia,

Abtißin von Quedlinburg,

meine großmüthige Beschützerin.

Edle Fürstin lebst du noch, sorgst du noch
für edle Knechte?
Schützt dein edles Menschenherz noch der Unterdrückten Rechte?
Oder hat mir die Verläumdung und des
Schicksals Wundermacht
Auch bey dir die letzten Streiche, mich zu
kränken, angebracht?
Hält dein Arm mir noch den Schild, bist du
noch um mich bekümmert?
Oder hat dir Friedrichs Zorn, deiner Großmuth Bau zertrümmert?

Kanst du nicht das Eis durchbrechen, das auf meine Pfeiler stürmt?

So bricht auch die Hofnungsbrücke, wenn der Strom die Schollen thürmt.

Ist dein Vorwort nicht genug, meines Leidens Quaal zu lindern;

Wer wird Molechs Opferstahl einem Bock zu schlachten hindern?

Wer kann meine Fesseln sprengen? Ist dein Arm zum retten schwach?

O! so wird, aus Trost und Hofnung nur für mich ein traurig Ach!

Aber hast du nichts gethan, und bisher für mich geschwiegen;

O! so greif das Werk doch an, und hilf mir im sinken siegen!

Tröste mich nicht mit dem Frieden; und auf Folgen beßrer Zeit:

Ich muß stürzen in den Schranken, denn das Ziel ist mir zu weit.

Iſt der Lorberkranz entfernt, wer hilft mir
die Ketten tragen,
Und mit ſchwach beſchwertem Fuß, einen wei-
ten Rennlauf wagen?
Meine Kräfte ſind verzehret, meine Lunge
ſchnappt nach Luft,
Und die längſt gekrümte Glieder, taumeln
ſchon zur ſchwarzen Gruft.
Ich bin Leid und Lebens ſatt, denn mein Elend
währt zu lange;
Und der freye ſtarke Geiſt, denkt zu groß im
Tärenfange
Soll ich mich ſo lange martern, bis der Spei-
chel mich erſtickt?
Bis die Wunden Würmer nähren, die mir
Joch und Kette drückt?
Soll ich mehr, zu dulden, leben, da ich nichts
mehr hoffen kann?
Oder zeigt mir Catons Beyſpiel meine Pflicht
zum ſterben an?

Fürstin! ja es ist mein Ernst, und ich muß
ihn dir entdecken:
Nicht vielleicht aus Ungeduld, länger Staub
und Schmach zu lecken.
Nicht weil mich der Kerker plaget, der mir
unerträglich wird.
Wenn der Taube schmachtend murmelt,
ächzt und nach der Täubin girrt.
Nein! weil mir der kranke Leib allen Zeitver-
treib verhindert,
Und des Geistes Munterkeit, und die Den-
kungskräfte mindert,
Wenn ich auf dem Trauerlager, mit be-
schwertem Hals und Fuß,
Mit mir selbst, mit meinen Banden, mit dem
Fieber kämpfen muß.
Wenn die Hitze mich betäubt, wenn die Träu-
me mich erschrecken,
Die mich, wenn ich ruhen will, nur zu neuen
Plagen wecken.

Weil

Weil ich gar kein Mittel ſehe, das mich aus den Unglück reißt,

Und ein jeder, der mich tröſtet, nur geduldig leiden heißt.

Weil du ſelbſt nichts lindern kannſt, Fürſtin! ſoll ich denn nicht weinen?

Soll mir nicht der Schickſalsberg, gar unüberſteiglich ſcheinen?

Ach Prinzeßin! hilf mir doch! laß mich doch nicht gar verderben!

Da ich ſo viel übertrug, ſoll ich noch in Ketten ſterben?

Hab ich denn umſonſt gelitten? lebt für mich kein Gott, kein Freund,

Der mein kläglich Winſeln höret, dem mein Schickſal grauſam ſcheint?

Warum hab ich den nicht längſt meiner Feinde Wunſch erfüllet,

Und das groſſe Ungemach mit beherzter Fauſt geſtillet?

Warum hab ich dann so standhaft, auf der Folterbank gelacht?

Weil ich mir von Friedrichs Großmuth ein zu edles Bild gemacht.

Ach Prinzeßin! gib nicht zu, daß er länger nicht soll wissen,

Wie mein Schicksal, nicht mein Herz, mich aus seiner Huld entrissen.

Kanst du gleich nicht für mich sprechen, o! so sprich nur mit dem Kiel!

Schreib ihm, daß ich unrecht habe, so schreibst du ihm nicht zu viel.

Kann man denn von mir allein, endlich auch nichts Gutes sagen?

Wie geschwinde schrieb nicht Borck, mich verläumdend anzuklagen!

Wie geschwinde kam Die Antwort, die mich in die Fesseln schlug!

Und um Gutes zu erwirken, bist du selbst nicht stark genug?

Wie?

Wie? hat Friedrich denn nur Zeit, die Verläumder anzuhören?
Kann ihn denn des Krieges Sturm nur in edeln Werken stöhren?
Hat er Zeit mich zu verdammen, warum nicht mich zu befreyn?
Kann er, wann man klaget, strafen, warum nicht auch gnädig seyn?
Fürstin! du kennst ihn zu gut, um bey meinem Fall zu schweigen.
Dem, der Recht und Großmuth liebt, darf man nur die Wege zeigen.
Zeigst du ihm nur, was mir fehlet, wird er gegen mich allein,
Nicht wie Nero unerbittlich, streng und unempfindlich seyn.
Ich will ja die Freyheit nicht, nein ich will noch gerne harren.
Nur nicht in dem Ungemach, und im Sclajoch erstarren.

Frische

Frische Luft will ich nur schnappen, Linderung
verlang' ich nur.
Glieder regen, pflegen, brauchen, dieses will
ja die Natur.
Ach! ich reck die Arme aus; Fürstin, ach!
um Gotteswillen!
Siehe doch mein Elend an! höre doch mein
kläglich Brüllen!
Fühle doch was ich empfinde, wenn mein Herz
in Thränen schwimt,
Und ein männlich Schwermuthsfeuer, im ge-
preßten Busen glimt.
Wär ich auch ein Böswicht, hätt' ich längst
genug erlitten,
Warum darf ich armer Mensch, Menschen
nicht um Hülfe bitten?
Hilf mir doch, gerechte Fürstin, reich dem
Sinkenden die Hand,
Der sich schmeichelt daß sein Nothstand bey
dir noch Erbarmen fand.

Ja ich weiß, ich hoffe, mehr, mehr als Mitleid zu erwecken.
Wer so edel denkt wie Du, den muß ja mein Jammer schrecken.
Kanst du mich verwegen schelten, wenn ich nichts als deine Huld,
Dein Erbarmen will erbitten: Ist das etwan Ungeduld,
Wenn der, den die Folter reckt, um der Marter Lindrung flehet?
Wenn ein kranker Kettenhund heult, weil ihn sein Herr verschmähet?
Wenn ein Fisch nach Wasser schnappet, der sich auf dem Anger qvält?
Wenn ein Hirsch erhitzt im Jagen, lechzt weil ihm das Wasser fehlt?
Wenn ein müder Esel täucht, weil er schwere Last muß tragen?
Wenn ein Mensch um Hülfe ruft, den ein Mörder will erschlagen?

Wenn

Wenn ein Bettler Brod verlanget, weil ihn Noth und Hunger nagt?

Wenn ein Kranker der viel leidet, seinem Arzt die Schmerzen klagt?

Wenn bey warmer Frühlingsluft, ein gefangner Vogel singet?

Und wenn mich ein gleicher Trieb, dieses Lied zu pfeiffen zwinget?

Hilf mir doch! sey gnädig, Fürstin wenn ich dir beschwerlich bin!

Denn mich zwingt die Noth zum klagen, und kein frecher Eigensinn.

Wer wie du für Menschen lebt, läßt sich nie im Wohlthun stören,

Und wer Neid und Schicksal kent, kann gerechte Klagen hören.

Welche Sorge ist wohl edler, als für die bedrängte Welt?

Wenn man den vom Fall kann retten, der durch eigne Schuld nicht fällt?

Stütze, meinen Hoffnungsbaum, denn die
morsche Pfeile zittern,
Die des Schicksals Donnerstrahl und des Neides Zahn zersplittern.
Schütze mich doch, Menschenmutter! die Ihr Kind verfolgen sieht,
Das ein Paar will zerfetzen, und in Deine Arme flieht.
Hilf mir, es ist hohe Zeit! Laß mir nur die Mayluft fühlen!
Laß mich ohne Sonnenlicht, länger nicht in Ketten wühlen.
Sprich, da wo ich nichts kann sagen, schreibe, wo Dein Schreiben nützt.
Friedrich weiß, daß Seine Schwester, keinen Uebelthäter schützt.
Sorge, wache doch vor mich! hilf den armen Trenck erfreuen!
Der so dankbar leben wird, daß Dich nie Dein Schutz soll reuen.

Dir fehlt weder Macht noch Willen, Du
suchst Schutz in dieser Stadt,
Folglich schütze die das Schicksal, hier vom
Schutz verlassen hat.
Hiermit werf' ich Blut und Herz, Blut und
Glück zu Deinen Füssen.
Ach! könnt' ich hiermit die Zahl, meiner
Trauerbriefe schliessen.

Dedication eines gravirten Bechers an die Prinzeßin Amalia.

Frisch gewagt und halb verwegen, bringt
den Kämpfer oft den Preiß:
Noth lehrt auch durch Bilder bitten, wenn
man sonst kein Mittel weiß.
Grosse Fürstin! die Gefahr Dir zu oft, zu
viel zu klagen,
Zwang mich dieses halbe Jahr schweigend mei-
ne Last zu tragen.
Deine Großmuth zu mißbrauchen ist auch ei-
ne Freveltat.
Doch wenn Trenck aus Schwermuth fürchtet,
daß man ihn vergessen hat,
Darf ja der betrübte Mensch, der in seiner
Gruft schon stinket,

Zitternd forschen, ob kein Cherub ihn zur
Auferstehung winket.
Man vergißt die Todten leicht, die für sich
nicht können sprechen.
Seufzen darf der Stumme doch: bitten ist
ja kein Verbrechen;
Und Du, Fürstin, denkst so edel, daß ein un-
terdrückter Mann
Den Du Schutzes würdig glaubest keinen
Kaltsinn fürchten kann.
Schweigst Du jetzt, wer weiß warum? Aber
mich befällt ein Schrecken,
Weil wir in dem Unglück leicht neuen Stof
zur Furcht entdecken
Hat vielleicht nicht die Verläumdung die der
Thron mit Gunst bezahlt
Mich bey Dir wie bey dem Helden der mich
mißkennt, schwarz gemahlt?
Möglich ists; doch nicht gewiß: Ach der Zwei-
fel macht mich beben.

Fürstin

Fürſtin! hilf mir aus dem Traum! gib mir neue Luſt zu leben.

Wie ſich ein gefangener Vogel nach verlohrner Freiheit ſehnt:

Wie ein Kind nach Brüſten tappet, das man von der Milch entwehnt:

Wie ein Hund der Herren ſucht, hin und wieder ängſtlich wittert:

Wie ein Geitzhals um den Schatz, wenn die Feinde plündern, zittert:

Wie bey fetten Teſtamenten ein Jeſuit die Ohren ſpitzt:

Wie der Schatten den erquicket, der bey ſchwerer Arbeit ſchwitzt:

Wie ein Fiſch nach Waſſer ſchnapt, der ſich auf dem Anger quälet:

Wie ein Täuber ſchüchtern girrt, wenn ihm ſeine Täubin fehlet:

Wie ein hungrig blöder Bettler, lauſcht ob man ihm etwas giebt:

Wie Verliebte gern oft hören, daß man ſie recht zärtlich liebt:
So begierig bin ich auch, oft zu hören, oft zu fragen:
Ob Amalia an mich denkt? Was die Klugen von mir ſagen?
Fürſtin, Ach! beſeel mein Hoffen! Tröſte mich mit Deiner Huld,
So ergötz' ich mich im Kerker; ſo wächſt Muth, Kraft und Geduld.
Nimm den Becher gnädigſt an, den ich Dir zu Füſſen lege:
Gönne mir das Bilderſpiel; denn mir fehlen andre Wege:
Bahne mir die rechte Straſſe, die zu Friederichs Großmuth führt;
Dann will ich ein Danklied ſchreiben, das der Themis Ruhm gebührt.
Iſt die Fauſt gleich nicht geſchickt Dir ein Denkmal aufzuthürmen,

Soll

Soll doch meine Dankbarkeit ewig in dem Herzen ſtürmen.
Marmor und Metall vermodern: Nur die Feder trotzt der Zeit.
In Homerens Lobgedichten grünt Achillens Ewigkeit.
Aber wer wie Du das Recht der bedrängten Menſchen ſchützet,
Der thut und verdient weit mehr als ein Held der Blut verſpritzet.
Ich will es der Nachwelt melden; brich die Ringel meiner Pflicht.
Nimmer ſoll Dir das gereuen was Dein Vorwort für mich ſpricht.
Und ſo nimm mein Glück und Herz mit dem Becher in die Hände:
Sorge, wache für den Trenck und mach ſeiner Qual ein Ende.

Beantwortung

auf die in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Schmähſchrift, betitelt:

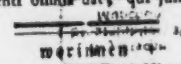
Anmerkungen

über die

Erklärung der Wiener Petersburger und Berliner Höfe, die Zergliederung der Republick Pohlen betreffend.

gedruckt London 1773.

arma tenenti omnia dare, qui juſta negat.



die ſcheinbaren Sätze des Verfaſſers und ſeiner Anhänger, ſowol aus der geſunden Vernunft, beſonders aber aus der politiſch und innern Lage, auch Verfaſſung und Verhältniß der Republick Pohlen widerlegt, und die beleidigte Ehre unſerer gröſten Monarchen Europens gegen ſophiſtiſche Angriffe, ohngezwungen, und eben ſo natürlich als handgreiflich zu ſchützen wagt

Friedrich Freyherr von der Trenck

Kaiſerl. Königl. Major.

Aachen 1773.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Nichts fällt Monarchen leichter, als ihre Schritte und Handlungen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, zu rechtfertigen. Die Schmeicheley niſtelt und wohnt ja bey Hofe, und Gold und Fürſten Gunſt findet überall Ciceronen, um ſogar dem Laſter die

Schminke der Tugend zu geben. Der Unterthan glaubt, oder muß glauben, und der Fremde wird berückt, oder bleibet ein gleichgültiger Zuschauer bey der Staatsbühne. Genug, wenn sein Haus nicht brennet, wenn er in das Entfernte nicht forschen mag, oder im Gegenwärtigen blöde, kurzsichtige Augen hat.

Die meisten Schriftsteller, auch die Redlichsten sind demnach schon mit Grunde verdächtig, so bald sie von Kriegsraison, oder von ihres Landesfürsten Staats- und Erbrechten, Forderungen, oder öffentlichen Manifesten schreiben. Eine erhabne, uneigennützige Seele ist nur selten mit dem Gelehrten, mit dem Weltweisen vereinigt, welcher die Dinge und Vorfälle in eben der Gestalt beschreibt, als er sie sieht und denkt. Mancher hat Kinder, aber kein Brod, und schreibt, um Gnaden zu erbetteln. Ein ander schreibt par Ordre: mancher um dem großen, oder

oder dem größten Haufen zu gefallen. Mancher nur, um Buchführer zu bereichern, und ein andrer schützt die ungerechteste und lächerlichste Sache in ganzen Folianten, weil er Vorurtheile verewigt hat, oder die Vernunft unter dem Gehorsam der Leichtgläubigkeit gefangen hält. Viele hingegen schreckt die Lage ihrer Person, oder Zwang und geheime Verbindungen, von der Warheit ab; noch andre fühlen das Vergnügen großer, berühmter Advocaten, die man salariret, um nicht für den Unterdrückten zu schreiben.

Eine von diesen Ursachen gewiß, oder vielleicht alle, wirken gegenwärtig sowol in Pohlen, als in den Federn aller europäischen Staatsgrübler, auch vieler Cabinetslicentiaten. Und ohne Widerspruch hat auch dieser Tractat, den ich zu widerlegen wage, einen solchen Ursprung. Er hat aber alle Scheingründe

vor sich: er gefällt schon dadurch, weil er verwegen und wirklich confiſciret iſt. Er reizt noch mehr, weil ſich der Author verbirgt: er ſchreibt ſchön franzöſiſch, und wäre es wol einem pohliſchen, aus ſeinem Vaterlande geflüchteten und verarmten Magnaten zu verübeln, wenn er ſich durch die Feder an Monarchen zu rächen ſucht, die ihn von der Hochadlich, ehemals unumſchränkten Eigenmacht, in einen Geſetzverbindlichen Unterthan verwandeln wollen? Die Neigung zur Unabhängigkeit iſt uns ja angebohren; wer war es mehr, als ein pohlniſcher Großer? Und wer empört ſich hartnäckigter, als ein Menſch, der mit kaltem Blute gewohnt iſt, Sklaven zu mißhandeln, der von der Staffel eines gebietenden Herrn auf einmal bis zum unterthänigſten Gehorſam herab fallen, und ſeinen Willen fremder Willkühr unterwerfen ſoll? Nur dieſes hab ich zur Einfädelung

lung meines Vorsatzes vorläufig berühren wollen. Uebrigens bedürfen solche Monarchen eben keine Advocaten, welche selbst die Gesetzbücher machen, auch auslegen; oder die Rechte der Völker, auch einzelner Menschen nach ihrer eignen Staats- oder Gemüthsverfassung abwägen können, wenn sie wollen.

Keiner von denen dreyen durch diese Schmähschrift angegriffenen Mächte befindet sich in diesem Falle. Ihr Zweck, um Menschen glücklich zu machen, oder eine dauerhafte Ruhe in Europa zu erzwingen, ist viel zu edel, und ihr Ruf weit über die kriechende Mißgunst erhaben, um ihre weisen Absichten eben diesem Europa gefährlich zu glauben, welches niemals zu gleicher Zeit drey Monarchen so erhabner Gattung belebte, und in unsern erleuchteten Zeiten die Weltbezwinger von solchen Fürsten zu unter-

schelden weiß, die man mit vollem Rechte Friedenserzwinger und Wissenschafts- auch Tugendbeförderer heissen kann.

Meine Feder kann denen ohnmöglich einseitig scheinen, die mein Schicksal, meine in Europa gespielte Rolle, und meine bereits in Deutschland bekannte Schriften sowol, als den Zweck kennen, warum ich arbeite. Ich bin ein Erbfeind der willkührlichen Eigenmacht: ich lobe keinen Nero, noch Alexander, wenn er gleich mein König und Landesherr wäre, und meine bereits Feuerbeständige, unerschrockene Warheitsliebe wird mir ohnfehlbar auch in diesem, wie in meinen andern Werken, die Ehre eines hellsehenden, ohnpartheyischen Zuschauers unsrer Staatstragödien wiederfahren lassen. Ueberdem hab ich allen drey Monarchen, wovon hier die Rede ist, selbst

im

im Militairkarakter zu dienen die Ehre genossen. Ich kenne sie alle persönlich, und bin sicher bey solchen Lesern nicht partheyisch, welchen meine Begebenheiten bekannt sind, und die umständlich wissen, daß ich niemals Gnaden gesucht, noch Belohnungen von Fürsten erhalten, beide hingegen mit öffentlichem Beifalle durch mich selbst verdienet habe.

So gerne ich nun auch die zu widerlegende Schmähschrift deutsch übersetzen wollte, so unumgänglich nothwendig es wäre, um eben so verständlich als gründlich zu antworten; so hab ich sie doch wegen gar zu frecher Ausdrücke, die ich nur mit

Schauder geleſen, dieſem Stücke zu mehrerer Deutlichkeit nicht beidrucken dürfen, ſondern nur überhaupt, und nicht auf jeden Satz insbeſondere antworten müſſen.

Die nur materielleſende und in engen Gränzen forſchende Welt kann durch ſchön eingekleidete, oder ſo warſcheinlich als argliſtig angebrachte Trugſchlüſſe ſehr leicht und mit den gefährlichſten Folgen berückt werden. Um deſto unentbehrlicher wäre es, das Original ſelbſt von Wort zu Wort herzudrucken, damit ich in den Gegenſätzen deſto mechaniſchdeutlicher hätte ſeyn können, und dem Leſer die Wahl der Beurtheilung ohnaufgedrungen überlaſſen

ſen bliebe, welche er wegen Entbehrung des Originalſtückes weder richtig noch deutlich verſtehen kann. Ich überlaſſe aber dieſe Kühnheit einem andern, den man weniger als mich beobachtet; bitte ihn aber bey Herausgebung des überſetzten franzöſiſchen Originals in beigefügten Anmerkungen die Stellen zu citiren, womit ich widerlege, damit niemand durch Literaturkunſtgriffe zu Irrthümern verleitet werde.

Das Originalwerk iſt, wie billig und nothwendig, confiſciret und verboten; um deſto häufiger wird es aber nach gewöhnlichem Brauche für die Gewinnſucht der Drucker und Buchfüh-

führer verkauft, und um deſto nothwendiger iſt es, eine Schrift zu beantworten, welche ſich nicht mehr unterdrücken läßt, weil ſie zu mächtige Beſchützer und geheime Austheiler wegen ihres weſentlichen Innhalts im römiſchen Reiche findet.

Deutſch, rein deutſch ſag ich, muß demnach eine franzöſiſche Schrift von einem ehrlichen Deutſchen widerlegt werden, welche in London und Amſterdam gedruckt wird, und meine Landsleute müſſen deutlich ſehen, was pohlniſche Magnaten und die Neider unſers deutſchen Wohlſtandes von unſern ruhmwürdigſten deutſchen Fürſten der Welt wollen glauben machen.

Die-

Dieſes allein iſt der wahre Zweck eines Werkes, welches mir vielleicht in Pohlen allein den Argwohn eines bezahlten Schreibers, oder Hofſchmeichlers aufbürden wird.

Unſere drey vereinigte Fürſten bedürfen zwar im Gegenwärtigen keine Vertheidigung: ſie haben ihre Anſprüche öffentlich und legaliter erwieſen. Da aber die Nachwelt erſt den wahren Werth guter Monarchen beſtimmet: dieſe Nachwelt aber nicht anders als nach den Schriften der Augenzeugen urtheilen kann, welche meiſtens durch verkünſtelte oder argliſtige Abſichten die Warheit vermänteln, und die erhabenſten Tugenden in verklei-

kleideter Gestalt schwarz schildern: so muß der ehrliche Mann die Feder ergreifen, um den Ruhm solcher Fürsten im Grabe zu retten, welche nur der Neid tadeln, einseitig unreife Urtheile aber im Gegenwärtigen nicht beleidigen können.

Mancher Titus und Antonin wird nicht mehr genannt, weil niemand mit ihnen lebte, der ihr Betragen schön beschrieb: und hiesse der Kaiser Julian wol Apostata, wenn seine Geschichtschreiber nicht alle Christen gewesen wären? Oder schien uns der griechische Alexander wirklich groß, wenn die Schriften der Griechen etwan für uns verlohren gegangen, und Zeit und

Irr-

Irrthumswirkungen uns nur die Erzählungen der Hofgünſtlinge des Darius übrig gelaſſen hätten?

Meine Eigenliebe ſchmeichelt mir, daß aufrichtige Federgeburten auch nach mir leben werden; und dieſes iſt der einzige Zweck meiner Bemühungen. Nur der, welcher Pohlen ſelbſt ſo wie ich aus geprüfter Erfahrung kennet: nur der, welcher mit unumnebelten Augen forſcht, um das wahre Glück einer Völkerſchaft zu beſtimmen: nur der, welcher die traurige Verfaſſungen eines Staats kennet, woraus nichts als Bürgerkriege und nachbarliche Blutbäder flieſſen: nur der, welcher das Wahre vom Blendwerke zu unterſchei-

den

den weiß, die pohlnischen Geschichte gelesen hat, und der Monarchen Absichten kennet, welche die Ruhe in Pohlen befördern wollen... nur diese, sag ich, können über die wahre Quelle eben dieser Absichten, auch über den Innhalt dieser Bogen urtheilen, und die Gründe regelmäßig abwägen, woraus ich meinen Stof geschöpft habe.

Geschrieben in Achen
1773 im April.

F. F. v. T.

Ni

Ni Fallor.

Man wirft zuweilen Streitfragen auf, zankt und entſcheidet über einen Gegenſtand, den man entweder beiderſeits nicht kennt, oder deſſen Bejahung, Widerſpruch oder Behauptung, im weſentlichen Verſtande gleichgültig ſind. So ſtreiten Schulgelehrte über den Urſprung des Worts **Conſtantinopolitaner** ... über den Bart des Kaiſers Friderici Barbaroſſæ, oder über die Unterredung zwiſchen **Bileam** und ſeiner Eſelin. Eben ſolche Bewandnis hat es mit dem Angriffe auf das Betragen der drey Mächte, welche in Pohlen getheilet haben. Man ſieht auf einer Seiten alles Verhaßte,

und ſchildert es mit den ſchreckhafteſten Farben: auf der andern hingegen, wo nur weſentliche Vortheile, Schutz und Wolthaten den durch ſich ſelbſt bedrängten und in Finſterniß enthuſiaſtiſcher Vorurtheile tappenden Pohlen zufliessen, iſt man ſo vorſätzlich als hinterliſtig ſtumm, oder bedient ſich nur allein der Sätze und ſcheinbaren Vorfälle, welche für den aufzuputzenden Kramladen zu taugen ſcheinen. Ich ſage aber

Wenn Pohlen, ehe dieſe Zergliederung geſchah, wirklich ein glücklich Reich war, wo **Alle** überhaupt und jedes Mitglied **insbeſondre** ihre natürliche, auch Bürgerrechte im **Gleichgewichte** auch nach Verhältnis der Stände genoſſen: wenn dieſes Reich gegenwärtig ſchwächer und unglücklicher iſt, als es vor der letzten Königswahl war; dann ſind die drey Mächte mit vollem Rechte als Uſurpatores und gefährliche Nachbarn auszuſchreyen, und dann bleiben alle ihre Rechtfertigungen und Manifeſta nur gekünſtelte Trugsſchlüſſe einiger Machiavelliſcher Lehrſätze. Wenn ich aber erweiſen werde, daß durch eben die gegenwärtige Theilung weder die Republik Pohlen im Ganzen, noch die ihrer Botmäſſigkeit entriſſene Provinzen im Zergliederten, noch der König qua König nicht nur gar nichts verloren, ſondern vielmehr gewonnen haben; wenn ich buchſtäblich gezeigt habe, **was Pohlen war, was es nunmehro iſt**, und **was es künftig ſeyn wird**, oder **werden kann**; dann werden vielleicht nicht die gegenwärtigen Häupter der Conföderation, wol aber ihre Nachkömmlinge und der größte Haufen, ich meyne Bürger, Bauer und Han-

Handelsmann eben die Monarchen im Grabe ſegnen, welche Vorurtheil, Eigennutz und geblendeten Patriotismus gegenwärtig als Feinde des Vaterlandes verabſcheuen.

Weder von **Puffendorf**, **Grotius**, noch **Juſtinian**, noch von allen Rechtsfragen und Gerichtsſchlendrian iſt hier gar nicht die Rede, folglich unterſuche ich auch in dieſen Blättern nicht, ob die **Präſcription** oder **Verjährung** zwiſchen Souverains ſtatt finde, noch weniger, ob ihre Anſprüche auf die pohlniſche Provinzen gültig ſind, oder ob titulus acquiſitionis legitimus bey dieſem Falle in denen Rudimentis des buchſtäblichen Völkerrechts gegründet ſey. Bey Weltbezwingern allein iſt der Satz unſers Widerſachers anzubringen ... Arma tenenti omnia dat, qui juſta negat. Unſern drey Höfen iſt hingegen in dem Betragen gegen Pohlen dieſer Vorwurf gewiß nicht zu machen; denn man kann ja nur da fordern, wo man Antwort zu hoffen hat: und wo ſollte dieſe wol in Pohlen geſucht werden? Bey dem Könige gewiß nicht: denn dieſer hatte währender Verwirrung keine Juſtizcollegien, keine Soldaten, kein Geld, keine Macht, ſein eigen Leben, ſeine geheiligte Perſon wider aufgebrachte ſtürmende Unterthanen zu ſchützen. Bey der Baarer Hauptconföderation etwan? Noch viel weniger: denn ihre Häupter waren ja in Conſtantinopel, und hetzten den Türken, den Erbfeind der Chriſtenheit, gegen die Freunde und Beſchützer ihres chriſtlichen Vaterlandes auf. Wo ſollte man denn anfragen? Vielleicht bey denen **Pulawski**, **Zaremba**, **Noviki**, bey Hrn. von **Choiſy**, oder bey denen Räu-

berpartheyen, welche Pohlen verwüſteten? Es blieb folglich denen drey für das wahre Wohl Pohlens vereinigten Mächten kein ander Weg zu wählen übrig, als der, welchen ſie wirklich betreten haben. Vermahnungen und Vernunftſchlüſſe gelten und erwirken da nichts, wo der zügelloſe Pöbel und der Freyheits eiferſüchtige Magnat bereits die Waffen, durch Prieſterargliſt gereizt, ergriffen hat, und den pohlniſchen Säbel gegen pohlniſche Köpfe muthwillig führet.

Hier war alſo kein ander Mittel zu wählen, als den Proceß cum exemtione anzufangen, und dann erſt das zu thun, was wirklich bereits geſchehen iſt, nemlich die Rechtsanſprüche durch die Feder vor den Augen Europens zu rechtfertigen. Und wer will den tadeln, der ſich in Poſſeſſion eines Gutes ſetzt, welches von Räubern verwüſtet würde, ehe der Federproceß da ausgeführet werden kann, wo kein Richter im Lande iſt. Beati poſſidentes, iſt ja ein in Rechten gegründetes Sprichwort. Und deficiente judice, bleiben ja alle Klagſchriften ohnwirkſam. Uebrigens frag ich die über dieſen Vorfall murrende Magnaten . . . Wer war Richter in Pohlen, wenn die Woywodden, Biſchöfe und Staroſten allergnädigſt beliebten, ſich in gewaltſamen Beſitz Ihnen anſtändiger Güter ſchwacher Edelleute oder wehrloſer Unterthanen zu bringen? Galt nicht ehedem das Fauſtrecht in Pohlen? Geſchahen nicht täglich privilegirte Uſurpationen in dieſem verworrenen Reiche? Wodurch wurden die Klöſter ſo reich, und die Magnaten ſo mächtig, der König ſelbſt hingegen ſo unvermögend gute Geſetze gegen Gewalt

und

und Uebermuth zu unterſtützen? Warlich, wenn die drey vereinigten Mächte wirklich die beſitzte Provinzen uſurpiret hätten, ſo dürfte ſie wol niemand weniger tadeln, als die Pohlen ſelbſt, welche ſich durch eine vieljährige Reihe ohngeſtrafter Uſurpationen, und durch Fauſtrecht oder Familienübergewicht privilegirt glaubten, den Schwachen zu plündern, und in das bitterſte Joch zu zwingen, in welchen dem Sklaven weder ein Eigenthumsrecht, noch die Erlaubnis zu denken oder zu widerſprechen geſtattet wurde. Derg'leiche Herrn, ſolche Staatsblutigel, ſolche Büttel bürgerlichen Gleichgewichts murren folglich mit vollem Rechte, wenn Ihnen die Gewalt gemindert wird, ihr Vaterland zu tyranniſiren, und mit königlicher Eigenmacht, in gräflicher oder ſtaroſtiſcher Geſtalt, unumſchränkt zu wüten.

Wer Pohlen, ſeine Wüſteneyen und Waldungen, und die zu Schwärmereyen geneigte, auch theils durch Mangel der Nothdurft, theils durch Uebermuth gereizte Nation kennet, der weiß, der ſieht deutlich, daß nichts als Gewalt und Amputationen, oder Einſchränkung von allen Seiten, den Pohlen zwingen konnte, an ihr Glück gemeinſchaftlich zu arbeiten, ſich gegen das Herz ihrer Wolfahrt zu concentriren, oder Grundſätze anzunehmen, worauf eigentlich die weſentlichen Vortheile, die edelſte Art der Freyheit, das dauerhafte Glück eines Staatsgebäudes gegründet werden kann.

Wäre ich beſtellt denen Pohlen eine Rede zu halten, ſo würde der eigentliche Inhalt dieſer ſeyn. —

„Meine Herrn! Sie machen ſich irrige Be„griffe vom Patriotismus, den Sie durch Ihr Be-

„tragen miskennen, mißhandeln, auch wirklich miß„brauchen. Ein Patriot iſt eigentlich nur der, wel„cher alle ſeine Fähigkeit, dem Vaterlande wirkſam „zu dienen, anwendet: nichts für ſich, für ſeinen „ſtarren Eigenſinn, Hochmuth und Geiz, ſondern „alles für die allgemeine Wolfahrt thut: der dem „Amte, welches er bekleidet, wofür ihn der Staat „bezahlt, nicht nur eifrig vorſtehen will, ſondern „ihm auch ohne einige blinde Rückſicht vorzuſtehen „weiß, der den Ackerbau zu verbeſſern, das Volk „mit Luſt zur Arbeit zu reizen, Induſtrie zu erwe„cken, die Handelſchaft zu erweitern, die Redlich„keit mit ſeinem Vorbilde zu lehren, Künſte und „Tugend zu lohnen weiß, Vorurtheile ausrottet, „Betrug ſteuert, Laſter ſtraft, Wiſſenſchaften be„fördert, auch nichts, als Ruhe, Eintracht und „Freude ſeiner Mitbürger im Schweiße eigenes An„geſichts bearbeitet. Das iſt der Geiſt des wahren „Patriotismi, meine Herrn! Das iſt die Bahn, „die zum ächten Ruhm und zur Glückſeligkeit leitet. „Diese ſollten Sie gemeinſchaftlich betreten. Sie „haben von der Natur, von der Lage ihres Landes „die größten Vortheile zu genießen; von ihrem Wil„len allein hängt es nur ab, ſie zu ergreifen, und „glücklich zu ſeyn. Der erſte Schritt, den Sie zu „machen haben, iſt aber die Ordnung in der Grund„anlage Ihrer Freyheiten, und die Herſtellung des „Friedens und der Ruhe. Um einen ſo gewünſch„ten, ſo ſeligen Gegenſtand zu erfüllen, bedürfen „Sie nur den Rath ehrlicher Männer und Ihre ei„gene Mitwirkung: und wie ſchmeichelhaft wäre „ein glücklicher Erfolg redlicher Bemühungen für

„mich,

„mich, für meinen Ehrgeiz, für mein Herz, wenn „ich nicht mit allen erleuchteten Männern Europens „über ihren Eigenſinn ſeufzen müßte, und mein auf „edle Abſichten gegründeter Vortrag Gehör fände. „Glauben Sie mich nicht verdächtig, meine Herrn! „Die Abſichten der Monarchen, für die ich hier „ſpreche, ſtützen allein auf Grosmuth für Ihr war„haftes Wohl: ich wohne auch nicht in Ihrem Lan„de, um Frieden zu lehren, und heimliche Zwie„tracht anzufächeln: oder im Trüben für mich zu „fiſchen, und meinen Wanſt von Ihren Opfern zu „mäſten. Nein, glückliche Pohlen! (wenn Ihr es „ſeyn wollet) ich bin Ihr Freund: ich bin ein ächter „Kenner der Quelle ihrer Verwirrungen, und ſpre„che als ein Cavalier, den Ehre regt: als ein „Chriſt, der Pflicht und Gewiſſen fühlt: als ein „Officier einer guten Monarchin, deren Ehre Sie „beleidigen: deren Fürſtliches Herz Ihr wahrer „Nothſtand rege macht, und folglich will ich Ihnen „erweiſen, daß ein treuer, rechtſchaffener Deutſcher „auch zugleich ein ächter pohlniſcher Patriot ſeyn „könne ꝛc. ꝛc. ꝛc.

O Gott! Würde es in Pohlen wol ſo traurig ausſehen, wenn keine andre als dergleichen Reden bey einem Volke wären gehalten worden? Was zerſtörete das Glück der mächtigſten Staaten ohnwiederbringlicher, als der übertriebene oder vernachläſſigte Patriotismus? Doch ach! Jonas findet nicht überall Niniviten: und der gegenwärtige Pohle wird erſt in der künftig aufkeimenden Generation erkennen, daß er ſelbſt ſein Vaterland wie Sodom und Gomorrha umgekehret habe.

Alle Hauptveränderungen verurſachen auch Hauptrevolutionen. Jeder Menſch ſcheuet einen neuen Herrn, wenn er gleich die Veränderung in allen übrigen Vorfällen des Lebens liebt. Klagt aber wol der gegenwärtige Liefländer über die ruſſiſche Herrſchaft! Und ergriffe er nicht mit Luſt die Waffen gegen Schweden? Was thut der Schleſier nicht für ſeinen nunmehr gewöhnten **Friederich**? Der Sicilianer für ſeinen König? Und was für Heil wünſchen nicht die Holländer ihrem Tromp! So ſchicken ſich auch ſo gar überwundene Tartarn unter dem neuen Chan. So feyert Dännemark das Jubiläum wieder eingeführter Souverainität: ſo freuete ſich der Schwede nach **Carl XII.** Tode über ſeine republikaniſche Geſtalt. Und ſo kämpft der in Feſſeln kriechende ehemals freye Araber für die Befehle ſeines muſelmanniſchen Sultans. Kaum iſt man in eine neue Verbrüderung getreten, ſo vergißt man die alte, welche man verließ, und gewöhnt die Bürden der neuen eben ſowol, als den verbeſſerten Wolſtand. Sogar der ſtolze Römer lernte die Cäſare und Trajanen lieben und verehren. Und der Irrländer ſtirbt fechtend für die Brittiſche Freyheit. So eigenſinnig nun auch immer der Pohle ſeyn mag, ſo werden ſeine Kinder ſicher jauchzen, auch zu lachen Urſache finden, wenn ihrer Väter Köpfe im Grabe vermodert, und ihre Ausſchweifungen ohnwirkſam ſind.

Ich will nunmehro zum Beweiſe meiner Unpartheilichkeit dem ſcharfſichtigen Leſer alles das aufrichtig mittheilen, was meine Augen in Pohlen geſehen, und meine Erfahrung gründlich erforſcht haben.

ben. Eine vieljährige Reihe zufälliger, auch mit Scharfsicht nachgespähter Erfahrungen hat nur den Saamen längst entdeckt, woraus die gegenwärtigen Unruhen fliessen, und die künftig möglichste Zufriedenheit dieses Staates hervorsprossen soll. Es sind demnach keine ohngefehre Muthmaßungen, sondern gründlich abgewogene Wahrheiten, wovon ich hier handle, deren Ursprung, Fortgang und Folgen die Zeit vor den Augen Europens entdecken wird.

Alle Staaten der Welt ohne Ausnahme: alle Regierungsformen sind ohne Widerspruch mangelhaft: nichts auf Erden ist vollkommen, noch weniger sind es die Menschen, welche Verbrüderungen, Staatsgebäude aufrichten und Gesetze machen. Die innere Fehler der **Theocratie**, des Despotismi, der **Aristocratie** und **Democratie** gehören nicht in diese Blätter, und sind von dem gelehrten **Montesquieu**, auch andern klugen Männern bereits erwiesen, getadelt, aber nicht gebessert worden. Wo war es aber jemals möglich, daß ein gesittetes, ein christliches Volk eine schwächere Regierungsart, ein unruhiger republikanisches Ungeheuer, eine erbarmungswürdigere Grundanlage für das Glück einer Völkerschaft hervorbringen konnte, als wirklich die Pohlnische ist, weil sie den wahren Keim der Bürgerkriege und aller möglichen Mängel im Staatskörper ausbrütet, und in ihrem eigenen Busen nähret. Welche fürchterliche Folgen verursachte nicht das lächerliche *Liberum veto*? Und so lange dieses bestand: so lange ein böser, argliſtiger, oder von scheelsichtigen Fremden bezahlter Pohle die guten Absichten des besten Königs und 100000 edler

Mitbürger zernichten konnte, blieb ja kein möglicher Weg für fremde Allianzen, für die Staatsklugheit selbst, für die ersten Bedürfnisse des Staatsgebäudes, für auszuarbeitende Commercien, für (das nothwendigste Uebel eines Landes) eine furchtbare Armee, kurz gesagt, nichts, gar nichts blieb übrig, um Misbräuche abzuschaffen, und den Wolstand dieses durch ihre eigene Grundgesetze verworrenen und seinen Nachbarn verächtlichen Volkes zu befördern. Tempora mutant mores & leges. Und was sich in die alten Zeiten schickte, gehört nicht für die unsrige. Wie wär es? wenn die Deutschen noch mit Kolben, Lanzen und Streithammern zur Bataille gehen wollten. Was würden die Elephanten des Pyrrhus gegen eine Batterie ausrichten? Wozu taugte itzt die Phalanx clipeata der alten Römer? Und so taugen die pohlnische Fundamentalgesetze nicht mehr für die Wolfahrt eines Reichs, dessen Nachbarn klüger geworden sind.

Die russische Politik erforderte dem von Peter dem Großen hinterlassenen Entwurfe für künftige Zeiten gemäß .... **Daß man weder Eintracht, noch Veränderungen in den pohlnischen Fundamentalgesetzen gestatten solle.** Diese sind durch das Liberum vero von solcher unglücklichen Art, daß Pohlen wegen innerlicher Zergliederung, Gährung und Misgunst kleiner Tyrannen niemals seinen Nachbarn furchtbar werden konnte, sondern in allen Vorfällen als ein Waffenplatz kriegführender Partheyen, oder vielmehr als die Schatzkammer der Preussen und Holländer, das Magazin der Russen, und die Vormauer von Ungarn angesehen

hen wurde. Dieſes durch ſeine thörigte Grundanlage allein unglückliche große Reich genoß gar keine Vortheile republikaniſcher Freyheit, auch keine Activität der Monarchie, und empfand dagegen alle Drangſale des Deſpotismi und Verwirrungen der **Democratie** bey einem Pöbel, der bey geglaubter Freyheit wirklich Algieriſche Feſſeln trug.

In dieſem weitläuftigen Reiche iſt durch die Pracht des Adels das Uebergewicht der Geiſtlichkeit, und durch Verbannung aller Wiſſenſchaften (woraus der Mangel an brauchbaren Leuten, und folglich der Fall des Staates entſpringen muß) ein freſſender Krebs entſtanden, der alle Glieder corrumpiret, den Umlauf des Geblütes im Staatskörper gehemmet, und unheilbare Wunden verurſacht hat, die itzt nur durch Amputationen können geheilet werden.

Nirgend waren Vorkehrungen gegen Monopolien gemacht: nirgend Schutz für den Unterdrückten: nichts reizte den Arbeiter als die Sklavenpeitſche; Tugend und Fähigkeit ſeufzten in verborgenen Winkeln: der Patriotismus verſchmachtete im Joche der niedrigſten Vorurtheile: das Commercium war eine Geldgrube der kleinen Tyrannen: dieſe hingegen blieben bey geglaubter Größe nur verächtliche Taglöhner mißiger Nachbarn, oder raubſüchtiger Fremden Kaufleute. Alle Produkte des Landes wurden nach Danzig und Königsberg ohne Vorſicht, noch Ueberlegung geſchleppet. Dieſe zwey Städte beſtimmten den Werth derſelben nach Gutdünken, und bereicherten ſich zum Vortheile der reichen Holländer . . . Da nun in ganz Pohlen keine Fabri-

ken,

ken, auch nicht einmal die, welche zur allgemeinen Kleidung und Nothdurft erfordert werden, zu finden sind, so blieben die für eigene Landsproducte gelößten Ducaten auch wieder in Danzig für Einkaufung der Bedürfnis, Gewürze, Zucker, Kaffee, Tücher ꝛc. ꝛc. Für die Voluptuaria und Magnaten Verschwendung hingegen flog der Ueberrest mit vollen Beuteln nach Paris für neue Moden, weil der Pohle sich eben wie der Deutsche des Adels, der Würde seiner Nationalkleidung schämet, und sich ehrwürdiger glaubt, einem Volke nachzuäffen, welches mit den Moden den Geschmack, mit diesem die Sitten, und mit diesen das Herz vergiftet, als wenn er Gesetze und Ordnungen bestimmet, die eigentlich in seine Sphäre, in die Lage seiner Gränzen gehören, seinen innern Werth erheben, und den äussern nicht furchtbarer schildern, sondern wirklich ehrwürdiger machen.

Bekannt ist ja der politische Satz . . . **Daß nicht der, welcher König heißt, sondern der wirklich König eines Landes ist, welcher das Uebergewicht des** *Commercii* **und seine Schätze an sich zu ziehen weiß.** Wer hatte nun wol bisher geherrscht, und wer wird künftig anders in Pohlen regieren, als die, welche den Ausfluß der Weichsel besitzen?

Eine andre Hauptursache allgemeinen Mangels, und zugleich zu concentrirten Ueberflusses waren drey Millionen Juden, welche sowol der Adel, als unsere christlich und nur gegen einige Dissidenten (die eigentlich arbeitsamsten Staatsbürger) catholisch denkende Geistlichkeit schützte, auch ihren Saamen

nach

nach dem Geſetze Moſe wie die Sterne am Himmel zu vermehren ſuchten. Der Jude arbeitet nicht, und Chriſten müſſen ihm ackern, auch ſein Brodt erwerben ... Er hat nur Geld, und wodurch erhält er dieſes? Aus dem Schweiſſe der bedrängten Chriſten, welche ihm Rock und Hausgeräth verſetzen, auch die erſt wachſende Saat für den halben Werth verkaufen müſſen, um die herrſchaftlichen Contributionen bezahlen zu können. Dieſe ſchädlichen Weſpen in arbeitſamen Bienenkörben mäſten ſich ſodann vom Schweiße des Armen, und können folglich ihren Schutzherrn doppelt ſo viel als der ehrliche Chriſt bezahlen. Juſt dieſes iſt die wahre Urſache, warum der Pohlniſche für unglückliche fühllose Magnat und andere geldſüchtige Gemüther die Diſſidenten verfolgen, die Juden als nützliche Melkkühe dulden, und dagegen den Staat arm und unglücklich machen.

Es iſt ſicher nicht jedermann bekannt, daß die Juden in Pohlen die eigentlichen Baurenſchinder ſind. Ueppige, junge, nachläſſige oder geizige Magnaten, auch Privatedelleute verpfachten meiſtens ihre Güter und Herrſchaften an die Iſraeliten, welche deswegen mehr bezahlen können, weil ſie tauſend Kunſtgriffe verſtehen, um den Mark der Länder für ihren Privatnutzen auszuſaugen. Ohnerachtet nun die pohlniſchen Herrn wirklich recht enthuſiaſtiſch catholiſch ſeyn wollen, ſo ſind doch ihre Lieblinge, Rathgeber und Hausverwalter meiſtens argliſtige Juden, welche die Schwäche des Herrn für Privatabſichten ausgrübeln, ein unchriſtlich Herz gegen bedrängte Unterthanen bilden, auch nähren,

und

und just hiedurch Pohlen, nach dem größten Haufen gerechnet, in das armste und erbarmenswürdigste Land verwandeln. **Denn der Staat ist nur reich, in dessen Körper die Reichthümer einen richtigen und beseelenden Umlauf verursachen.** Und der ist allein glücklich, wo Fleiß, Wissenschaft und Patriotismus durch wirksame Gesetze angefächelt, und diese nur die Ruhe, den Wolstand aller Mitglieder zum Gegenstande wählen, wenn keine Eigenmacht der Tugend schaden, und kein Eigennutz Laster beschützen, noch entschuldigen kann.

Alles dieses findet sich in Pohlen gar nicht aus folgenden Ursachen . . .

Der Jude ist kein guter Mitbürger für das allgemeine Ganze: der Wucher ist sein Handwerk, und er darf weder ein Menschenfreund, noch ehrlicher Mann seyn, um im eigenen Gewissen, auch in der Synagoge, ein **frommer Jude** zu heissen. Er cultivirt überdem weder Acker, noch Künste, und da die größten Einkünfte Pohlens im Fruchthandel bestehen, wobey die Hebräer theils Verkäufer, theils Lwranten sind; da sie überhaupt fast alle Bier, Meth und Branntewein schenken, auch sogar Posten, Münze, Wirthshäuser, Brücken, auch öffentliche Zölle gepachtet haben, so machen sie eigentlich das Monopolium sowol mit den Produkten als Einkünften des Landes, saugen folglich den Armen, Trägen und Dummen wie Blutigel aus, und sind mit niederträchtigen Seelen zu äusserlicher Verachtung gewöhnt, die eigentlichen Herrn und Gebieter derer, welche ihren Glauben verspotten, hingegen

ihr

ihr Betragen miskennen, und die Pest, den Unflat der Erden in Pohlen vermehren, und sogar befördern.

Die armen Christen werden allgemach ihre Sklaven, und sind wirklich ein nothwendig Uebel in einem Reiche, wo sie allein das Commercium versehen, durch ihr bereits gewonnenes Uebergewicht den wizigsten und arbeitsamsten Christen zu Grunde richten, und durch ihr plus machen die Gunst aller Magnaten und Herrn gewonnen haben, die sich bey grober Unwissenheit ohne Judenbeistand weder zu rathen, noch zu helfen wissen. Hat nun wol der Eigennuz in Pohlen nicht mehr gewirkt, als der ächte Patriotismus? Dieser schweigt sicher, wo der erste schreyet; und um desto nothwendiger ist ein allgemeiner Zwankmittel da, wo Tugend und Vernunftschlüsse ohnmächtig wirken.

Weil nun der Jude mehr Industrie, auch aus obbemerkten Ursachen mehr Gelegenheit Geld zu erwerben besizt als der Christ, so ist er auch der Geistlichkeit angenehmer, auch nüzlicher als dieser, folglich nicht nur geduldet, sondern sogar zur Schmach unseres heiligsten Glaubens geschüzt; wogegen die Dissidenten, unsere Glaubensbrüder, die besten, die arbeitsamsten Bienen im Staate, und deren Zahl kaum auf $\frac{1}{10}$ gegen den Judenschwarm zu rechnen ist, von ihnen nur deshalb verfolgt und verabscheuet werden, weil sie ihnen die mit Recht erworbenen Güter weder in Gelübden, noch Testamenten mittheilen. Schreckliche Geschichte! Ewige Schmach für Christen in erleuchteten Zeiten, wenn unsre Nachwelt lesen wird, daß unsre Kirche in Pohlen drey

Mil-

Millionen Juden gelassen duldet, wegen 80000 Dissidenten hingegen die Türken zu Hülfe ruset, und hiedurch die Grundpfeiler ihres Vaterlandes, ja so gar ihre eigene erschütterte.

Ich will nur eine Folge dieses rasenden Eifers hier anführen, welchen zwar die alte Geschichte tausendfach bekräftigt, der aber Schauder, Mistrauen und Schrecken erwecken wird, wenn der gegenwärtig pohlnische Monarch, ein guter, ein erhaben denkender, ein tugendhaft, ein rechtglaubiger Fürst nach geendigten Unruhen die nähern Umstände davon der Welt öffentlich bekannt machen wird, die politische Ursachen bisher verschwiegen haben.

Ohnstreitig ist es, daß **Pulawski** einer der Hauptverschwornen zur schwarzen That am 4 Novemb. war. Die Böswichte hatten ihre Zusammenkunft im berühmten Kloster **Czenstochow**. Von dieser Geistlichkeit aufgewiegelt, gestärkt und gereizt, schwuren sie in der Kapellen des mirakuleusen Mutter Gottes Bildes, und mit Auflegung der Finger auf dasselbe, den besten König, den Vater des Vaterlandes, lebendig in die Hände des **Pulawski** zu liefern, oder ihn zu ermorden, auch allenfalls mit ihm zu sterben. Noch mehr, noch entsetzlicher! Ein angesehener Mann Gottes in Warschau gab durch ein besonderes **Indulgenz-Breve** denen Mördern die **Generalabsolution** *).

Die

*) Wenn es dem Herrn Geistlichen in Pohlen erlaubt ist, gekrönte Häupter, und die besten Fürsten der Erden mit öffentlichen Schmähschriften und entlehnter oder eigener Feder anzugreifen, ihren eignen König Vogelfrey zu erklären, und die Wiener, Petersburg. auch Berliner Monar-

Die Sättel, Gewehre und übrige Bedürfniſſe zu Ausführung dieſer unvergeslichen Schandthat waren

Monarchen Uſurpatoren zu heiſſen, ſo darf ich ja wol dieſe nur im Auge des Pöbels mächtige Herrn in meiner Schrift frey entlarven, um der betrogenen Welt zu zeigen, wer eigentlich die Conföderationen in Pohlen aufgewiegelt hat, und noch gegenwärtig gern durch ausgeſtreute Declamationen und Trugſchlüſſe alle Fürſten Europens conföderiren mögte, um Creuzzüge nach Pohlen anzuſtellen, und Kirchengüter, auch Prieſtergewalt durch chriſtliche Blutbäder zu erweitern.

Ob ſie übrigens wider mich predigen, wenn ich die Rechte, die Ehre der Monarchen, die Tugend und die weſentlichſten Vortheile des Chriſten gegen Misbräuche derhaft vertheidige, und das Heiligſte unſerer Religion gegen Uſurpationen ſchüze, dieſes iſt mir eben ſo gleichgültig als lächerlich: mindert meinen erworbenen Ruf der Warheitsliebe nicht, und ſchändet nur die, welche das Publikum durch boßhafte Declamationen betrügen wollen. Ueberhaupt mindert das Bellen der unvernünftigen Hunde den Glanz des Mondes nicht, und wir leben Gottlob! in einer Zeit, wo die Warheit mit erhabner Stirne auftreten darf, und der Prieſter nicht mehr den Bürger berechtigen kann, ſeinen Mitbürger, vielweniger ſeinen Monarchen zu ermorden. Würden ſie aber eben das nicht noch gegenwärtig freudigſt bewerkſtelligen, was in den alten Zeiten der Blindheit geſchah, wenn unſere kluge Monarchen nicht Mittel gefunden hätten, durch weltliche Gewalt dem geiſtlichen Blutdurſte Troz zu bieten? Unſer große Joſeph iſt Gottlob! kein Kaiſer Leo: die große Catharina keine Irene: und der große Friederich kein ſchlummernder Heinrich. Nein: Sie retten Pohlen aus ſeiner Blindheit, und erlauben mir, auch allen ehrlichen Männern, die Warheit ohne Furcht des Scheiterhaufens vorzutragen, euch der ganzen Chriſtenheit zu erweiſen, daß allein die pohlniſch conföderirte Geiſtlichkeit noch frech und unverſchämt genug iſt, unſere beſten Fürſten Europens Uſurpatoren eben der Provinzen zu heiſſen, welche ſie ſelbſt zu einer Türken- und Judenmörderygrube machen wollten, um ihren Lieblingslehrſaz zu erfüllen. ... Lucri bonus odor ex re, vel cunſa qualibet. Ich muß folglich den wirklichen Betrü-

waren in Warſchau in einem der Geiſtlichkeit zugehörigen Hauſe verſteckt, welches Communication mit einem Kloſter hatte, wo die Verſchwornen verſteckt, wie die hungrigen Tyger auf den Raub lauerten. Ihre Eſpions, um des Königs Ein- und Ausgang zu erforſchen, waren gleichfalls Geiſtliche; und wenn die Nachwelt alle Umſtände dieſer ſchwarzen Nacht in trockener Erzählung leſen wird, welche meine Feder hier aus triftigen Urſachen ſchweigt, dann werden die, welche das Verfahren der drey benachbarten, menſchlich fühlenden und fürſtlich handelnden Mächte gegenwärtig tadeln wollen, ohnfehlbar als Betrüger und wahnſinnige Aufwiegler verachtet, und ihre ſchändliche, ſtrafbare Schriften in ewiger Vergeſſenheit begraben bleiben.

Genug geſagt . . . Die pohlniſche Geiſtlichkeit, durch Eigennutz und Intoleranz teufeliſch verleitet, hat das verderbliche Feuer angezündet, auch allem angefächelt. Die Großen des Reichs ſind in ihren Grundſätzen aufgezogen, folglich nach den Abſichten ihrer Seelenhirten gebildet, und nur Werkzeuge oder Sklaven, die den Willen bekutteter Oberkeit blind vollzogen, auch ihr Vaterland verwüſtet haben. Der Pöbel hingegen tanzt wie der gefangene Bär in Feſſeln der Vorurtheile, und thut eben das, was andre aufgebrachte Völker bey überrumpelten oder gewaltſam erzwungenen Staatsveränderungen zu thun pflegen.

Soll-

---

ger ohngeſcheut entlarven, welcher ſich erkühnet, ſogar die aufgeklärte Tugend auf dem Throne anzugreifen; und hierzu berechtigen mich die Bürger- auch Menſchenpflichten.

Sollten nun Nachbarn eines so verwirrenen Reiches mit gleichgültigen Augen und kaltem Blute das Elend so vieler Millionen Menschen zusehen, und nicht die zuträglichsten Mittel wählen, um ein aufrührisch Volk zu bändigen, und wenigstens vorzubauen, daß ihre eigene Unterthanen nicht dereinst durch frevelhafte Beyspiele zu eben dergleichen Ausschweifungen gereizt werden? Haben Sie nicht volles Recht, wie die Holländer dem wüthenden Meere Schranken zu setzen, und ihre fruchtbaren Felder auszudehnen, die sie mit Arbeit, Kosten und Klugheit denen gefährlich andringenden Wellen entreissen? Nach diesem ohngefehren Seitenschritte meiner Gedanken schwangeren, aber eingeschränkten Feder, will ich noch etwas von dem Schicksale des polnischen Monarchen sagen, und dann erst in meinen Verbindungen und Schlüssen fortfahren.

Der russische Minister, Fürst Repnin, hatte sichre Nachrichten von der Czenstochauer Verschwörung, und ihrem heimlichen Aufenthalte in Warschau. Deshalb sollte der König abgeredeter massen niemals ohne russische Bedeckung ausfahren. Da es aber dennoch am 3 November geschah, weil sich der Monarch sicher glaubte, so argwohnten seine Freunde, der Streich sey durch heimlich russische Nachsicht ausgeführet worden, weil es sonst nicht möglich wäre, daß 23 Böswichte ihn mitten aus der russischen starken Besatzung, und noch dazu ohnweit der Wachen auffangen und fortschleppen konnten. Seine Feinde hingegen sprengeten aus, er sey nicht von den Conföderirten, sondern von den Russen

ſelbſt aufgehoben worden. Da er aber auf wirklich wunderbare Art vom Tode gerettet wurde, und am 4ten des Morgens mit verwundetem Kopfe, blau geſchlagenem Rücken, und faſt geſchundenen Füßen, mit Königlicher Faſſung, auch freudiger Gemüthsruhe in ſeinem Bette lag, und ihn eben der Fürſt Repnin, auch ſeine Freunde Glück gewünſchet hatten, trat ein ſichrer geiſtlicher Herr in eben dieſer Abſicht, aber mit verlarvtem Herzen in das Kabinet. Der halbtodte König hatte kaum den heuchleriſchen Vortrag gehört, ſo hub er den Kronenwürdigen, aber blutigen Kopf in die Höhe, und ſagte mit matter Gelaſſenheit ... **Mein Herr! dieſes ſind die grauſamen Folgen ihres Betragens bey meinen enthuſiaſtiſchen Unterthanen.** Die Antwort dieſes für Pohlen unvergeslichen Herrn war ... **Ich habe anders nichts gethan, als was mir meine Amtspflicht erlaubet...** Worauf der König erwiederte .... **So ſage ich Ihnen adieu, mein Herr! bis zur Zeit, wenn ich von Dero Amtsſchuldigkeit nachdrücklicher, auch wirkſamer als gegenwärtig werde ſprechen können...** Stolz, mit drohenden Blicken, und dennoch mit einem Hofcompliment begleitet, ergrif dieſer Mahometaner- und Judenfreund die Thür, und die Zuſchauer dieſer merkwürdigen Scene konnten eben nicht unterſcheiden, ob Amtseifer, Reue oder Wuth bey fehlgeſchlagenem Kunſtgriffe ſeine Schamröthe verurſachten. Ihro Majeſtät der König ſelbſt hat aber ſowol in dieſer ſchwarzen Nacht, als auch in den fol-

folgenden Tagen mehr wahre Größe der Seelen, mehr Gegenwart des Geiſtes in groſſen Gefahren, und weit mehr Majeſtät im Unglücke gezeigt, als uns alle Geſchichte von Vorfällen gleicher Art glauben machen können. Er iſt durch dieſen Vorfall nur ernſthafter und nachdenkender, aber nicht weniger gütig, noch groſsmüthig geworden, als vorhin, ſo daſs man verſichern kann, daſs er ſogar ſeinen Mördern alles vergeben hat, ohne Rache denkt, auch daſs dem ehmaligen Grafen Poniatowski die Königswürde nur deshalb ſo erträglich als angenehm iſt, weil er künftig mehr Gewalt zum beſten Willen hoft, ſein Vaterland glücklich zu machen, ſeine Feinde zu verachten, und ſeinen Freunden, auch der Tugend nützlich zu leben.

Nun will ich auch etwas wiederholen, was zur Rechtfertigung des Königs in denen Ihm aufgebürdeten Beſchuldigungen dient.

Bekannt iſt es, daſs Sr. Majeſt. dem Könige von Pohlen die Frage aufgelegt worden ... Wie man Sr. Majeſt. Eid mit den Radomſchen Händeln verbinden könne? ... In Radom war die erſte Conföderation zum Beſten der Diſſidenten, und juſt da wurden die erſten Entwürfe von der Unternehmung geſchmiedet, gegen welche die Nation ſich aufgelehnt hat. Wenn man nun dem allgemeinen Irrthume gemäſs vorausſetzt, daſs dieſe Conföderation auf Befehl des Königs errichtet worden, ſo läſst man alles Verhaſste dieſes Unternehmens auf den König fallen. Er iſt dann der Urheber alles Unglücks, welches darauf erfolgt iſt. Dieſe Lüge iſt aber von hand-

greiflicher Art, und der König hat an allem dem, was zu Radom geschlossen worden, so wenig Antheil, als an der Belagerung von Czenstochow, welche eine gewisse Schmähschrift ihm andichtet. Hier sind Beweise von der größten Deutlichkeit.

Die Häupter dieser Confoderation waren sämtlich Feinde des Königs. Sie entwarfen seine Dethronisirung, boten ihre Dienste unter dieser Bedingung Rusland an, und verlangten dagegen die Gewährleistung der Kaiserin über eine neue Regierungsform, die sie unter sich entworfen hatten, eine Gleichheit unter den Katholiken und Dissidenten einzuführen. Sie legten diesen Plan dem russischen Ambassadeur zur Genehmigung vor. Sie schickten vier aus ihrem Mittel mit dem Ambassadeurtitel nach Moscau. Ihre Verhaltungsbefehle enthielten Beschwerden über den König (welche im Protokolle ihrer Acten stehen, die 1768 in die Archive des Reichs gelegt worden) die Anmuthung der Garantie, und das Versprechen, die Dissidenten in ihre vorigen Gerechtsame wieder einzusetzen.

Die Kaiserin würdigte sich nicht, auf die Beschwerden über den König zu antworten, und verwarf den Entwurf zur Dethronisirung; dagegen stand den Abgeordneten das Versprechen der Garantie zu, und Sie nahm auch ihr Erbieten in Ansehung der Dissidenten an. Die Häupter zu Radom, als ihre Hauptabsicht vereitelt war, sie sich aber zugleich durch ihren unüberlegten Schritt mit Rusland eingelassen hatten, sahen sich in der Nothwendigkeit, ihr angefangenes Werk fortzusetzen, ohne jemals den gehof-

gehoften Zweck erhalten zu können. So bald dieſes Unternehmen zu ſeinem Zwecke gekommen war, ſo ſahen ſie ſich im Begriffe, die Gegenſtände des allgemeinen Haſſes zu werden, und richteten alle ihre Sorgfalt dahin, die Nation zu betrügen, indem ſie ſelbige überredeten, ſie wären blos die Werkzeuge von der Politik des Königs geweſen. Er, ſagten ſie, wäre der einzige Urheber des verhaßten Tractats, welcher die Gleichheit der Diſſidenten, und die Gewährleiſtung Rußlands für die Regierungsform fortſetzte. Um ihrer Verläumdung beſte mehr Gewicht zu geben, ſahe man ſie bald darauf beſchäftigt, die Bagarerconföderation anzublaſen, welche errichtet ward, ihr eigenes Unternehmen zu Rademn über den Haufen zu werfen. Dieſes widerſprechende Verfahren rechtfertigte ſie inzwiſchen bey der am wenigſten erleuchteten Claſſe der Nation, der es ohnmöglich ſchien, daß Leute, welche ſich verbanden, den Tractat umzuſtoßen, einige Zeit vorher freywillig daran gearbeitet hätten, denſelben zu Stande zu bringen; dergeſtalt daß der König, ohne einen andern Antheil an ſelbigen gehabt zu haben, als den, daß er allein ſich dem Strome nicht widerſetzen können, dennoch in den Augen der betrogenen Menge allein mit dem öffentlichen Tadel beleget ward.

Iſt es wol glaubwürdig, daß einer von den vier Perſonen, welche 1767 unter dem Namen als Bothſchafter der Rademerconföderation zu Moscau geweſen waren, die Kaiſerin um ihre Gewährleiſtung zu bitten, und derſelben ihre Dienſte

in der Sache wegen der Dissidenten angeboten hatte, eben derselbe ist, welcher nachher von Seiten der Baarerconföderation zu Paris residirte, um daselbst Hülfe gegen Rusland zu erhalten, und um die Vernichtung der Unternehmung von der Radomerconföderation zu suchen, wobey er eine von den ersten Rollen spielte? Ist es glaubwürdig, daß derjenige, welcher zu Radom Marschall gewesen, auch einer der vornehmsten Häupter auf der Versammlung zu Epernes war, wo die Regierung der Baarerconföderation ihren Sitz hatte?

Das ungleiche und widersprechende Verfahren dieser Herrn entdeckte den wahren Bewegungsgrund ihres scheinbaren Eifers für die Religion, die Gesetze und die Freyheit. Man weiß, was sie zu Radom und zu Moscau gethan haben, in der Hofnung, den regierenden König vom Thron zu stossen. Bald sahe man sie zu Epernes unter dem Namen, **Verfechter der** Gesetze und **der Freyheit**, das Interregnum publiciren, und den Königsmord befehlen. Bald verklagen sie den König bey Rusland, daß er dem Erfolge der Sache wegen der Dissidenten Hindernis im Wege lege; bald hetzten sie die Nation gegen ihn auf, indem sie ihr vorspiegeln, er sey der Urheber des Tractats, welcher sie begünstiget. Stets so ungewiß und wankend in ihren Schritten, hatten sie dennoch blos einen beständigen Endzweck, nemlich den Untergang ihres rechtmäßigen Beherrschers. In dieser Absicht haben sie die Türken in Pohlen gerufen; ihre Rache zu sättigen, sind die pohlnische Ukraine und Podolien von den

Musel-

Muſelmännern verwüſtet, die Städte und Dörfer zerſtört, die Einwohner ermordet, oder in die Sklaverey geführet worden. Die Peſt, welche Pohlen 30:000 Seelen geraubt hat, iſt eine von den Früchten des Krieges, mithin die Folge der übelthätigen Geſinnungen, welche denſelben angewonnen haben. Viele tauſend Pohlen von allerley Alter und Geſchlecht ſind, als Opfer der allgemeinen Verheerungen, und durchs Schwerdt gefallen, noch weit mehr nach Siberien und in die ruſſiſchen Colonien geſchleppt worden. Dieſe ſind die Früchte, welche ein ungerechter Haß unter dem Schleyer der Religion und der Freyheit hervorgebracht hat.

Aber wo rührt denn dieſer Haß gegen den König her, und wie haben ihn dieſe Herrn einem Theile der Nation mittheilen können? Dieſes will ich etwas umſtändlicher erzehlen.

Die meiſten Häupter der Baarerconföderation ſind Leute, welche unter der Regierung des verſtorbenen Königs in Gnaden und großem Anſehen ſtanden. Der Tod Auguſt III. machte ſie den andern wieder gleich. Sie machten einige fruchtloſe Verſuche, dieſem Könige einen Nachfolger aus einem Hauſe zu geben, welcher die Größe derer, die ſich dem Vortheile dieſes Hauſes gewidmet hatten, ferner erhalten könnte.

Die Umſtände waren dieſen Entwürfen nicht günſtig, und ein piaſtiſcher König ward nach dem Gefallen der übrigen Nation erwählt. Man mußte der Nothwendigkeit nachgeben: ſie unterwarfen ſich. Man hörte aber ſchon damals einen unter ihnen

ſchwören, er wolle, ſo lange er leb', eine Regierung beunruhigen, welche nicht nach ſeinem Geſchmacke war, ob er gleich einer von denen geweſen war, die ihre Stimmen zur Wahl des Königs gegeben hatten. Dieſes iſt der erſte Bewegungsgrund der Erbitterung der Häupter von der Conföderation gegen die Perſon des Königs. Der zweyte beſteht in den gekränkten Schranken der unterdrückenden Gewalt einiger der größten Ehrenſtellen des Staats, womit ſie bekleidet waren.

Dieſe beiden Dinge ſind zuſammen die wahren und einzigen Urſachen, welche den Haß dieſer Herrn und die Schritte, welche ſie ſich erlaubt haben, erzeugten. Wie ſie denſelben einem Theile der Nation haben mittheilen können, davon wird folgendes unterrichten.

Es iſt überall bekannt, daß der regierende König vor und nach ſeiner Wahl immer der Meinung geweſen iſt, das Schickſal der Diſſidenten in Pohlen zu verbeſſern, wäre eine für das Königreich eben ſo erwünſchte, als der Menſchlichkeit gemäße Sache. Vermöge dieſes Grundſatzes gab er dem inſtändigen Anſuchen Rußlands nach, welches es ſeit dem Krönungsreichstage verwendete.

Dasjenige, was dieſer Hof damals für die Diſſidenten verlangte, gieng nicht weiter, als auf die nothwendige Vorſichtigkeit, ſie den Unterdrückungen, welche ſie erlitten, zu entziehen, und ihnen in ihrem Vaterlande die Wohlthat einer in ihren rechtmäßigen Schranken eingeſchloſſenen Toleranz zu verſchaffen, indem das Syſtem einer völligen

Gleich-

Gleichheit von Rusland nicht eher angenommen worden iſt, als nachdem ſelbiges durch die unverſtändigen Rathſchläge beleidiget worden, welche auf alles, was Rusland verlangt hatte, eine völlig abſchlägige Antwort beſchloſſen. Dieſe gefährliche Extremität war es, welcher der König zuvorkommen wollte, als er allein, und da er außerordentlich in Perſon bey einer ſehr lebhaften Zuſammenkunft auf dem Reichstage vom Jahre 1766 ſprach, verhinderte, daß das abgeſchmackte und barbariſche Geſetz, welches der Biſchof von Krakau Soltyk vorſchlug, durchgieng. Durch dieſes Geſetz ſollte jeder, der jemals auf dem Reichstage zum Beſten der Diſſidenten reden würde, ipſo facto in die Acht erkläret ſeyn. Dieſer Biſchof und die Häupter der Conföderation haben daher Gelegenheit genommen, den größten Haufen der Pohlen, welcher noch ſehr intolerant und enthuſiaſtiſch iſt, zu überreden, daß ihr König nicht ſo eifrig für die Römiſch-katholiſche Religion ſey, als er wol ſeyn ſollte. Sie wußten inzwiſchen wohl (und dieſes haben ſie die Unverſchämtheit gehabt, vor der Nation zu läugnen) daß der König ſich ſtandhaft geweigert hat, die Diſſidenten an der Geſetzgebung von Pohlen Theil nehmen zu laſſen, in der Ueberzeugung, daß dieſes ein unveränderliches und ausſchließendes Vorrecht der herrſchenden Religion ſey, und daß ſelbiges nicht ohne einen tödtlichen Umſturz weggegeben werden könne.

Ich ſehe mich gemüſſiget, bey dieſer Gelegenheit einige beſondere Nachrichten von dieſem Biſchofe zu Krakau mitzutheilen, welcher nunmehro 4 Jah-

re

re lang in ruſſiſcher Gefangenſchaft lebt, und die Haupttriebfeder des pohlniſchen Nationalunglücks geweſen iſt.

Er war im Feuer ſeiner Jahre und Kräfte Abbé und Liebling der Gräfin Meiſcheck, Tochter des Grafen Brühl, welche unter der Regierung des Königs Auguſtus in Pohlen viel zu gebieten hatte, und dieſen großen Freund des ſchönen Geſchlechtes zur Biſchofswürde in Krakau mit 60000 Ducaten jährlicher Einkünfte erhob. Kaum war der gegenwärtige König erwählt, ſo waren dieſer Krakauer Biſchof, und noch ein andrer vornehmer Geiſtlicher in Warſchau die eigentlichen Werkzeuge, welche unter Anſtiftung der Gräfin Meiſcheck und Potocki, auch durch den Geldbeiſtand verſchiedener anderer Damen das ganze Königreich in Aufruhr und Verwirrung ſetzten.

Was iſt leichter in Harniſch zu bringen, als junge, feurige, verliebte und enthuſiaſtiſche Köpfe, die von jungen ſchönen, oder reichen alten Damen aufgemuntert werden, für die Ehre des Vaterlandes zu fechten. Auf der andern hingegen ewige Belohnungen mit einer prächtigen Marterkrone zu erhalten ſich vorbilden. Der Adel zuckte den Säbel: der arme, folglich zum Raube geneigte Unterthan folgte freudig zur Schlachtbank: juſt hieraus allein, und nicht aus dem wahren Patriotismus, entſtanden die unſeligen Conföderationen.

Die Biſchöfe von Krakau und Kaminieck fächelten die Wuth des in Seide und Lumpen gekleideten Pöbels auf allen Seiten an; ihre Manifeſte ſchoneten

neten nicht, und beleidigten ſogar die ruſſiſche Monarchin und alle Majeſtät ohne mindeſte Achtung, noch Rückſicht. Der Biſchof zu K. . empfieng viele heilſame Ermahnungen und Rath, von einem frevenlichen Vorhaben abzulaſſen, welches ſeinem Vaterlande den ſichern Untergang drohete. Endlich erhielt der ruſſiſche General Carr die letzten und entſcheidenden Befehle von ſeinem Hofe: er gieng denſelben gemäß in den biſchöflichen Pallaſt, und frug im Namen ſeiner Souverainin, ob der Herr Biſchof ſeine die Majeſtät und den Staat beleidigenden Manifeſte noch nicht widerrufen wolle? ... Die merkwürdige und öffentliche Antwort deſſelben war aber dieſe ... **Herr General! Schreiben Sie ihrer Kaiſerin, daß ich Biſchof zu Krakau bin, und Ihr ſagen laſſe, Sie ſoll an die Bartholomäusnacht und Sicilianiſche Veſper denken, und da alles Vollkommene in der Chriſtenheit dreyfach ſeyn muß, ſo wird Sie mit Ihren Truppen dieſe dritte Zahl erfüllen.** ... Auf dieſe freche Antwort ließ der Herr General ſeine Grenadiers in das Zimmer treten, und ſchickte den Helden unter einer guten Bedeckung nach Rußland, wo er den Verluſt ſeiner in 60000 Ducaten beſtehenden jährlichen Einkünfte lange genug bereuet hat. So, juſt ſo und nicht anders iſt die Geſchichte dieſes Biſchofs, welche in Pohlen ſo viel Lärm gemacht. Hat nun wol die große Catharina edler und großmüthiger mit einem Manne handeln können, welcher nach dreymalig gütigen Ermahnungen noch ſo verwegen als unbeſchei-

bescheiden zu antworten wagte, und sich nur auf niederträchtig Bitten legte, da er den wirklichen Ernst der Kaiserin von Rusland empfand? Die Bischöfe von Kaminieck und Wilna haben es nicht besser gemacht, aber ihre Person klüger aus der Schlingen zu ziehen gewußt; und itzt ist man bemühet, das Feuer auszulöschen, welches Millionen Menschen hablos, dürftig und zu Sklaven und Krüppel machte. Ob aber für die Schandthaten ewig gehofte Belohnungen den Todten wiederfahren sind, dieses wird Gott, die scharfsichtig und gerechte Welt entscheiden; das menschliche Auge wenigstens sieht bisher davon das Gegentheil. Die Conföderirten haben ferner die Bosheit gehabt, der Nation zu verbergen, daß man es dem Könige allein, und seinem festen und wiederholten Anhalten zu danken habe, daß die von langen Zeiten her gegen diejenigen Pohlen, welche die katholische Religion verlassen, verhängten Strafgesetze im Jahre 1767 erneuert worden. So frey der König von allen Vorurtheilen des Bigotismus und des Verfolgungsgeistes ist, so hat er doch geglaubt, diese Sorge dem Eide schuldig zu seyn, welchen er bey seiner Gelangung zum Throne gethan hat, die katholische Religion in ihrem ganzen Umfange zu beschützen und zu erhalten. Es schien, daß ohne diese Schutzwehr die Gleichheit der Vortheile, welche die Stärke der Umstände im Jahre 1767 den Dissidenten verschaft hatte, den Katholiken eine Lockspeise seyn möchte, welche vielleicht eine große Anzahl von ihnen anreizte, zu einer andern Religion überzutreten. Dadurch also, daß man das-

dasjenige verhehlte, was der König zum Vortheile seiner Religion gethan, und ihm nur das, was zum Nachtheile derselben geschehen, und was er nicht gethan, zuschrieb, haben es die Häupter der Conföderirten dahin gebracht, das Herz des Theils von der Nation, welcher das Interregnum erkläret hat, abwendig zu machen. Es ist unnütz, hier anzumerken, wie ein so pöbelhafter Bewegungsgrund, wenn er geschickt angebracht und unterhalten wird, fähig ist, unwissende und enthusiastische Gemüther zu erhitzen, und sie zur Einwilligung in die schrecklichsten Unternehmungen zu bewegen; und dieses ist es eben, was die Häupter der Conföderation ins Werk gesetzt haben.

Man hat eine öffentliche Acte gesehen, die mit allen Beweisen der Autorität versehen, von ihrentwegen den Königsmord befiehlt, und denselben als eine Pflicht der Religion und des Patriotismus empfiehlt.

Die in den Vortheilen ihrer Religion betrogene Nation ist auch in ihren politischen Vortheilen hintergangen worden. Man hat sie überredet, der König suche den Grund ihrer Freyheit zu untergraben, und ihre ursprüngliche Constitution über den Haufen zu werfen. Die Punkte, worauf sich diese Anklage stützt, sind folgende. . .

1) Die Ursachen des Heruntersetzens der pohlnischen Münze kommen vom letztern deutschen Kriege. Die Nothwendigkeit, sie umzuschmelzen und den Münzfuß zu verbessern, war unvermeidlich. Die Republick sahe wol voraus, daß große Verwirrungen

gen und Koſten dadurch entſtehen würden, daher trug ſie ſolche dem Könige auf, indem ſie ihm das Münzrecht überließ, das ſie ſich vorbehalten hatte, ohne während verſchiedener voriger Regierungen Gebrauch davon zu machen. Ein dergleichen Umſchmelzen iſt ein Mittel, deſſen erſte Empfindungen allezeit für die Individua ſchmerzhaft ſind. Die Häupter der Conföderation bedienten ſich derſelben bereits zu Radom, um die Geitzigen mißvergnügt über den König zu machen. Sie gaben dieſes Zeichen des öffentlichen Zutrauens, welches der König auf ſeine Koſten nur zu ſehr gerechtfertigt hat, für einen einträglichen Vortheil für den König und für eine Bedrückung der Nation aus. Viele glaubten es ohne Unterſuchung den Angebern aufs Wort.

2) Die letztern Verfahren des regierenden Königs hatten als Churfürſten von Sachſen eine wirkliche und ihnen eigene Macht gehabt: das war die Urſache, warum die Republick blos eine eingeſchränkte Gewalt über die Garderegimenter, welche in ihrem Solde ſtehen, bewilligte. Da der regierende König keine andre militairiſche Stütze ſeiner Würde hat, als eben dieſelben Garden, ſo wurden ſie ihm durch die Pacta conventa genauer unterworfen.

Daher haben die Häupter der Conföderirten Gelegenheit genommen, den König als einen bewafneten und der Freyheit ſeines Landes drohenden Souverain vorzuſtellen. Gleichwol machen dieſe Garden blos den zehnten Theil der Truppen des Reichs aus, welche von dem Könige unabhängig geblieben ſind.

In einem Lande, wo man die Autorität des Königs

Königs so sehr fürchtet und einschränkt, war es natürlich, daß die in Pohlen blos den Grosfeldherrn mit einer ausgebreitetern Autorität, als ehemals die Connestables in Frankreich hatten, unumschränkt anvertraute militairische Macht diejenigen Bürger, welche damit bekleidet sind, zu mächtig und zu gefährlich scheinen ließ; um desto mehr, da verschiedene Handlungen, deren Andenken noch neu war, die Warheit dieser Bemerkung noch deutlicher machte. Der Krönungsreichstag verordnete also, daß die Autorität der Grosfeldherrn künftig zwischen ihnen und einem Kriegsgerichte getheilet seyn sollte. Er entschloß sich um so viel lieber zu dieser Einrichtung, weil er dadurch den Einfluß seiner Könige auf das Kriegswesen schwerer machte; weil es vorher den Königen von Pohlen weit leichter war, sich in denen Grosfeldherrn blos ihnen ergebene Kreaturen zu verschaffen, als itzt, da sie sich über die Berathschlagungen eines Raths von 16 Bürgern Meister machen mußten. Vor der Errichtung dieses Raths, und noch während des Interregni, hatte man ein Collegium gemacht, welches aus einer eben so starken Anzahl von Leuten, als die Kriegscommission, bestand, um mit den Grosschatzmeistern die Finanzen des Staats unter sich zu haben. Diese letztern verwalteten selbige sonst fast unumschränkt: sie brachten unermeßliche Reichthümer an sich, und der immer erschöpfte öffentliche Schatz war kaum zu den ersten Nothwendigkeiten des Staats hinlänglich. Die Schatzcommission hat diese Misbräuche verbessert: der Staat ist reicher: die besser eingenommene

und mit mehr Oekonomie ausgegebene Finanzen verſprachen, bereits vor den Unruhen, eine regelmäſſige Verwaltung.

Die Einrichtung dieſer beiden ſo nützlichen, der guten Ordnung ſo günſtigen Commiſſionen brachte dem Könige ohnverſöhnliche Feinde in allen denen zu wege, deren Anſehen dabey geſchwächt worden. Der Vortheil des Vaterlandes, deſſen Glückſeligkeit, deſſen Macht, die mit dieſer Reform ſo weſentlich verbunden ſind, waren niemals hinreichende Bewegungsgründe, dieſe Herrn dahin zu bringen, daß ſie ihre Empfindlichkeit wegen der ihnen dadurch entzogenen Privatvortheile vergeſſen hätten. Ihr Geſchrey hat viel Unwiſſende verführt. Es iſt itzt unter dieſem Theile der Nation, welchen ſie führen, angenommen, daß der König, indem er die Vorrechte dieſer Ehrenſtellen, beſonders der Großfeldherrn verringert, eine Schutzwehr zu zerſtöhren ſuche, welche beſtimmt ſey, die Freyheit gegen die Macht des Zepters zu ſchützen. Viele, welche bey dem Misbrauche dieſer hohen Aemter als Untergebene ihre Rechnung fanden, und Theil daran hatten, wurden der Wiederhall von den Klagen ihrer Obern, und halfen dazu, daß man die gedachten Veränderungen als wirkliche, dem Staate geſchlagene Wunden anſahe.

Dieſe ſind die Beſchwerden, welche die Unwiſſenheit, oder die Liſt gegen den König vorzubringen ſich unterſtehen.

Bey dem gerechten Tadel derer, welche die Nation betrogen haben, muß man inzwiſchen auch

das

das nicht vergeſſen, was die Leichtigkeit entſchuldigen kann, womit ſich die Nation hat verführen laſſen. Eingeſchläfert durch eine Stagnation ohne Beiſpiel von 30 hinter einander folgenden Jahren, das iſt während der Regierung Auguſt III. unter welcher kein Reichstag zu Stande gekommen, und folglich kein Geſetz gegeben, kein Misbrauch abgeſchaft worden; dann auf einmal aufgeweckt durch vier wirkliche Reichstage, welche ſeit 1764 bis 1766 alle Verbeſſerungen hervorbrachten, wovon wir oben geredet haben, konnte es nicht ſchwer ſeyn, dem übel unterrichteten Theile dieſer Nation zu überreden, daß jede Neuerung gefährlich, und es ohnmöglich ſey, daß ihr König ſelbige blos aus Liebe zum allgemeinen Beſten gewünſcht habe.

Sie ward bald durch die bereits angezeigten Kunſtgriffe zu tauſend Unruhen, zu tauſend paniſchen Schrecken gebracht. Dieſe verkehrte Sorgfalt ward ſo geſchickt unterhalten, daß die öffentlichen Schriften, welche im Jahr 1767 hier verbreitet wurden, ohne etwas namhaft zu machen, in allgemeinen Ausdrücken blos von Abſichten eines unbegränzten Ehrgeizes, von Entwürfen, die eben ſo tief, als der Freyheit gefährlich wären, redeten, und damals bereits die allgemeine Bewegung verbreiteten, von welcher man itzt die Früchte einärndtet.

Eine dergleichen Schmähſchriften klagte den König an, als wenn er an der Aufhebung der Gefangenen auf dem Reichstage 1767 mit Schuld ſey. Wie kann man ſeinem Souverain dergleichen Thaten andichten, ohne ſeine Beſchuldigungen auf die

unverdächtigsten Beweise zu gründen! Und was führt man zum Beweise dieser ausnehmenden Schmähung an? „Man hat, heißt es, bey Sr. Majestät diese väterliche Empfindlichkeit nicht gesehen, welche ihm der Verlust dreyer so tugendhafter Bürger verursachen mußte.“ Ohne Zweifel haben diejenigen sie nicht gesehen, welche sie nicht sehen wollen. Es ist so wahr, daß der König über diesen betrübten Zufall von Schmerz durchdrungen, und mit dem Mittel, demselben abzuhelfen, so beschäftiget gewesen, daß er unmittelbar darauf von den Ständen eine solenne Deputation anordnen ließ.

Mit diesem Schritte noch nicht zufrieden, ließ das Ministerium auf seinen Befehl, dem russischen ein dringendes Memoire wegen eben dieser Sache einhändigen.

Diese öffentlichen Handlungen wurden durch tausend andre besondre und geheime Instanzen unterstützt, welche keinen bessern Erfolg hatten, als die andern. Es ist hier der Ort nicht, sie zu erzehlen, aber man kann bey allem, was heilig ist, versichern, daß sie geschehen sind, und man beruft sich in dieser Absicht auf das Zeugnis von Leuten, welche an beiden Höfen die Wirklichkeit davon zu bekräftigen im Stande sind. Die russischen Bothschafter, welche vom Anfange der Unruhen bis itzt auf einander gefolgt sind, können die Warheit bezeugen. Sie können sagen, wie viele Sorge, Anhalten, selbst dringende Anforderungen sie von allen Seiten des Königs erfahren haben, der Zuchtlosigkeit der Truppen Einhalt zuthun, die nothwendigen Uebel

zu

zu lindern, das Sengen und Brennen zu vermeiden, die Unglücklichen zu befreyen, welche den Commandanten ihrer Truppen in die Hände gefallen, und namentlich zum Beſten derjenigen Conföderirten, welche die Güter des Königs am ſtärkſten mitgenommen, und ſeine Einkünfte am meiſten beraubet haben. Dieſes ſind in Pohlen bekannte Sachen, und eben ſo wahr und wirklich, als das Daſeyn des höchſten Weſens, welches man zum Zeichen ihrer Wirklichkeit anruft. Wie kann man einen König des Undanks gegen ſeine Nation beſchuldigen, den man ſelbſt auf den Reichstagen den Vorſchlag thun geſehen, daß er verſchiedener Vortheile entſagen wollte, die er vermöge der Landesgeſetze und durch die Pacta conventa genoß, wenn er dieſe Entſagungen für den Staat zuträglich gehalten hat?

Als der König auf dem Reichstage 1766 die Abſchaffung der Zölle von einer Provinz in die andere vorſchlug, wollte ihm der Reichstag die Einkünfte vergüten, welche die Königl. Caſſe bey dieſer Veränderung verlohr: der König ſchlug dieſe Erbietung für ſich ſelbſt ab, verlangte aber, daß ſie zum jährlichen Unterhalte für das Cadettencorps angewendet werden mögten, davon der König alle Koſten der Errichtung als ein bloßes Geſchenk der Republick gegeben hatte.

Die Ausbeſſerung der Feſtung Kaminieck und die Herſtellung der Stückgieſſereyen, und andere zur Artillerie der Republick gehörigen Artikel, welche auf Koſten des Königs geſchehen ſind, ſeine Vorſchüſſe zu verſchiedenen Zeiten für die Truppen des

Staats in Ermahgelung der Schatzkammer der Republick, und zum Unterhalt seiner Ministers an auswärtigen Höfen, alles dieses sind authentische Handlungen, die durch die Register des Staats erwiesen sind, zu welchen kein Gesetz, keine Verbindung den König verpflichtet, und welche blos sein wahrer Patriotismus ihm eingegeben hat. Und dieser König ist es, welcher die Hälfte seiner besondern Domainen aufopfert, um seinen Unterthanen Contributionen zu ersparen. Dieser König, den man sein eigenes Daseyn hat wagen gesehen, um nicht nur die Vortheile seiner Nation, sondern auch ihren Eigensinn nicht zu verletzen. Dieser König ist es, den die sogenannte Beschützer des Glaubens haben ermorden wollen. Und woraus fliessen diese abentheuerlichen Folgen anders, als aus der verwerrenen Grundanlage des pohlnischen Staatsgebäudes?

Sicher ist es, daß Rußland über 50000 Soldaten im pohlnischen Kriege aufgeopfert, hingegen auch wol 10 Millionen Ducaten und eine unglaubige Artillerie aus dem Lande geschleppt hat, die ausgeleerten Schätze von ungrischen Weinfässern, prächtige Mobilien, in Schutt verwandelte Palläste und die übrigen Kriegsfolgen ohngerechnet. Dabey sind bey 400 Städte und Dörfer in Steinhaufen verwandelt worden: bey 300000 Pohlen und Juden an der Pest gestorben: bey 10000 gehenkt und von Strassenräubern ermordet: über 80000 in die russischen Colonien nach Siberien und in die Regimenter verschleppt: mehr als 700000 Seelen haben sich nach Ungarn, Schlesien, Preussen und andern Län-

Ländern geflüchtet. Die Klöster haben ihre Schätze in der Erden begraben, und das übrige baare Geld ist von den pohlnischen Magnaten für Geschenke nach Constantinopel, und für ihre Verschwendung, auch unzeitige Pracht bey verheertem Vaterlande nach Paris, Venedig und Wien geschleppt worden, wenn indessen Mörder und Güterräuber unter dem ehrwürdigen Titel der Conföderirten auftraten. Nirgends war Schuz noch Hülfe für den Bedrängten: sogar des Monarchen Leben mußte von fremden Völkern geschüzt werden, und kurz gesagt, der Zustand Pohlens war mehr als erbarmungswürdig, welcher aus der Wuth einiger enthusiastischer Personen stammet, die auch bey dem ungezäumtesten Elende des zur Raserey verführten Haufens, bey angepriesenem Fasten der Dürftigen, selbst an prächtigen Tafeln verschwenderisch, und bey fremden Leiden, das sie allein verursachten, fühllos schmauseten.

Konnte der Zustand eines bis zur Verzweiflung erniedrigten Volkes für den Menschenfreund Mitleidens- auch bey erhaben denkenden Monarchen Hülfsbedürftiger seyn?

Weltbekannt ist es, daß die Grafen Potocki, die Krasinski und einige Bischöfe das ganze Feuer angeblasen haben, welches Pohlen verwüstet hat. Man weiß auch zuverlässig, daß eben diese Vaterlandsverostraten eine wirkliche Convention mit den Türken geschlossen und unterschrieben haben, laut welcher sie dem Erbfeinde der Christenheit ganz Podolien und die Ukraine, die zwey schönsten Provinzen des Königreichs zum ewigen Besize übertragen haben.

ben. Wer gab anders als Verrätherey und Hochmuth dieſen böſen Staatsbürgern die Gewalt, Pohlen zu zergliedern und Provinzen zu verſchenken? Und wie gottlos, wie Himmelſchreyend iſt nicht der Name der heiligſten Religion von ihnen zum Deckmantel misbraucht worden, um den dummen Pöbel zu betrügen, deſſen Leiber und Seelen von ihnen für Geld und Privatleidenſchaften wirklich an die Barbarn und Feinde unſeres wahren Gottes verkauft waren. Geſetzt, die Ruſſen wären unglücklich geweſen: würden die Türken nicht durch Anführung ſolcher Seelenverkäufer ganz Pohlen überſchwemmt, und Millionen durch Blendwerk hintergangene Menſchen in die erbärmlichſte Sklaverey geſchleppt haben? Podolien und die Ukraine waren ihnen ſogar mit Erbrecht zugetheilt, und mußten dieſe von Schuß und Hülfe verlaſſenen Einwohner nicht mit blutendem Herzen und wehrloſen Armen ihre Kinder und Enkel im türkiſchen Glauben erziehen, und folglich dem unſrigen gemäß ſie dem Zepter unſeres Gottes entreiſſen, und denen Teufeln opfern ſehen? Teufliſcher Gedanke! ärger als criminelle Handlungen ſolcher Männer, von deren Geburt, Beruf und Amte man nur Menſchenliebe und ächten Patriotismum erwarten ſollte, und die durch ſcheinheilige Manifeſte und verborgene Raub- und Herrſchſucht ſich eine ewige Schandſäule für die Nachwelt gebauet haben! Sollte der itzt nackte Pohle nicht vielmehr vor der Chriſten Gotte die Knie in Ehrfurcht beugen, und ihm für ſeine Wunder danken, wodurch ſeine zergliederten Provinzen denen türkiſchen Mord-

klauen

klauen entriſſen worden, und bey gegenwärtiger Theilung wenigſtens in chriſtlicher Monarchen Hände fallen? Welcher Unterſcheid, ein Unterthan der frommen, der beſten **Thereſia**, des großen nordiſchen **Friederichs**, oder eines niederträchtigen betrügeriſchen **Mufti** zu werden? Alles dieſes hat Pohlen eben der erhabenen **Catharina** zu danken, die es durch Verführung argliſtiger Brüder ſo grob beleidigte, und Dero Gnade und Mitleid es ſich durch ſo viel ſchändliche Manifeſte und Blutbäder unwürdig gemacht hat? Erſchreckliches Ungeheuer der Menſchheit! Weltverwüſtender Enthuſiasmus! Mögte doch Pohlen unſerm Europa zum Schreckbilde dienen, und denen die Augen öfnen, die dieſes Reich in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande bedauern, und über eine Zergliederung murren, welche eben die Monarchen von Rechtswegen vornehmen, die pohlniſche Provinzen, welche pohlniſche Magnaten denen Türken verkauft hatten, aus türkiſchen Klauen retten, und zu Erſetzung ihrer für dieſen edeln Zweck aufgewandten ungeheuern Koſten unter chriſtliche grosmüthige Zepter vertheilen.

Nachdem ich den erſten Grund für die Beweiſe meiner Sätze gelegt habe, will ich nunmehro das ganze Pohlen ſo betrachten, wie es nach der gegenwärtigen Einſchränkung ſeiner Gränzen noch wirklich beſchaffen iſt.

Es bleiben ja der Republick noch gegen 8 Millionen Einwohner übrig, die in fruchtbaren, auch concentrirten Provinzen durch Anlockung fremder Coloniſten in kurzer Zeit ein mächtig Volk werden kön-

nen. Wenn dieſe nun durch weiſe Vorkehrungen ihres erleuchteten Königs, und durch Mitarbeitung aller zu gleichem Zwecke arbeitender Stände vernünftig geleitet werden, um bürgerlichen Gehorſam zu gewöhnen, des Staates allgemeines Wohl zu befördern, Manufacturen anzulegen, ihre Bedürfniſſe wechſelſeitig zu unterſtützen, ihre Landesprodukte vortheilhaft zu verhandeln, das Ueppige zu entbehren, die Nationalträgheit abzuſchütteln und durch Induſtrie den Verſtand und Beutel zu bereichern; wenn, ſag ich, Pohlen in eine ordentliche Verfaſſung geſitteter Völker gebracht wird: wenn das Blut im Staatskörper durch Aderläſſe und Schröpfung der Klöſter, durch ohnerpreßten Bauernſchweiß, und wohl angebrachte Magnatenklyſtire zum ordentlich richtigen Umlauf geleitet wird, dann kann es in kurzer Zeit ein weit mächtiger Königreich werden, und eine viel wichtigere Rolle auf der europäiſchen Schaubühne mitſpielen, als jemals geſchehen iſt.

Dieſes will ich näher aus folgenden Gründen erweiſen:

1) Die pohlniſchen Juſtizcollegia waren in erbärmlichen Umſtänden. Die Großen des Reichs entſchieden eigenmächtig über Glück und Rechte der Menſchen: das Fauſtrecht galt faſt überall; und da, wo Laſter ohngeſtraft bleiben, wo Betrüger für Schmeichlerrollen belohnt und erhoben werden, da flieht ja nothwendig die Tugend aus den Gränzen; wo dieſe aber weder gebraucht noch belohnt und angefächelt wird, da folget ja nothwendig der Mangel an ächten Patrioten, und eine allgemeine Verwierung.

Ich

Ich will meinen Lesern von 1000 Schreckgeschichten für die heilige Justiz nur einige melden, für deren Warheit ich Bürge bin.

Auf einer Reise durch Pohlen fand ich bey Sendomir einen noch rauchenden Platz, auf welchem Tages zuvor 26 Hexen auf folgende Art waren lebendig verbrannt worden .... Der Grundherr, ein vornehmer Geistlicher, welcher diese erbarmenswürdige unschuldige Menschen inquiriret, gefoltert, auch durch Machtspruch in optima forma juris Poloniæ canonici zum Feuer verdammt hatte, wollte die Kosten so vieler Scheiterhaufen ersparen, und wählte ein altes zerfallenes Flachshaus dazu, wo diese 26 Elende eingesperret, und unter dem fürchterlichsten Geschrey barbarisch gebraten wurden. Wenigstens konnte man in Pohlen und Litthauen jährlich 3 bis 400 dergleichen unglückselige Opfer rechnen, die als Zauberer auf der Folter sturben, oder für die der Holzstoß unter Jubelgeschrey des betrogenen Pöbels glimmete. Und dieses geschah nicht bey den Cannibalen, noch bey den Abyssiniern, sondern mitten in Pohlen, wo die christkatholische Kirche in vollem Glanze ohnumschränkt herrschte. Welches Scheusal für die Menschheit!

Bey Wilna in Litthauen sah ich einen Mann lebendig verbrennen, weil er gesagt hatte, daß seine Tochter, aus welcher ein Pater Guardian 400 Teufel öffentlich ausgetrieben hatte, nur mit Geld bestochen, und nie vom Teufel besessen gewesen. Dieser ehrliche Mann wurde deshalb als ein Gotteslästerer verurtheilt, dreymal gefoltert, und dann erst als

Hexen-

Hexenmeiſter verbrannt. Und das geſchah von Prieſtern in einem Königreiche, das auf Freyheit und Privilegien pocht.

Wenn ein Jude in dem Pfachtcontract eines Chriſten zu treten Luſt hatte, ſo formirte er ihm einen Hexenproceß, und ließ ihn verbrennen. So verfuhren geiſt- und weltliche Oberkeit im blinden Pohlen. Sollte ſich nicht das übrige Europa erbarmen, und auch dieſer Nation das erweiſen, was alle geſittete Völker gegenwärtig wiſſen, wo die Teufels Austreiber und Hexenproceſſe aus den Gränzen der Menſchheit verſcheucht ſind, und die Herrn Teufel in ihre gehörigen Standquartiere angewieſen bleiben, folglich auch nicht mehr mit Urſel und Kattel auf dem Blocksberge galoppiren, noch mit ganzen Legionen in einem chriſtlichen Körper ihren Tummelplaß halten können.

Noch ein fürchterlich Beiſpiel ungeſtrafter Schandthaten. Der Sohn des alten Grafen Potocki, dieſes ſo hochgerühmten Glaubensbeſchützers, hatte ein pohlniſches Fräulein aus einem ihm gleichen Hauſe wider Willen des Vaters geheirathet, und ſeine Gemahlin war im 8ten Monate ſchwanger. Der wüthende Vater nahm ſeine Heiducken und Bauern, überfiel das Schloß ſeiner Schwiegertochter: alles, was unter ihren Händen kam, wurde niedergeſäbelt: Mutter und Vater tödtlich verwundet: die unglückſelige junge Frau aber bey den Haaren aus dem Bette geſchleppt, an einem Pferdeſchwanz gebunden, und halbtodt geſchleift: dann erſt erbärmlich gegeiſſelt, in Stücken gehauen und ins Waſſer

gewor-

geworfen. Und o Gott! ſolche Frevelthaten geſchahen in Pohlen täglich ohngeſtraft, weil kein Richter im Lande über Magnaten und Hausſyrannen war.

Eine ſichre pohlniſche Gräfin, die ich ſelber gekannt habe, ließ ihre Kammerjungfer in ihrem eigenen Zimmer zur ſchönſten Augenweide und zum hochwolgebornen Zeitvertreibe 4 Stundenlang den nackt und zarten Leib mit Ruthen zerfetzen, zwang ſie, da ſie um Gotteswillen um einen Trunk Waſſer bat, ihr eigen vergeſſenes Blut von der Erden zu lecken, und dann ließ ſie ſie erſt vollends todt peitſchen. Und auch hiervor war kein Richter, weil das unglückliche Mägdchen eine geborne Unterthanin von den Gütern der gnädigen Staroſtin war.

Beſteht nun wol in einem ſo gewaltigen Unterſcheide der Stände die ſo hochgeprieſene Freyheit einer Nation? Sind das die Privilegien, welche die drey einer Uſurpation beſchuldigten Mächte nicht zu zerſtören berechtigt ſeyn ſollen? Schützt der Herr Verfaſſer der Conföderationsſchutzſchrifft ſolche pohlniſche Grundgeſetze? Oder wäre der Pohle nicht glücklicher in dem Joche der Türken und Hottentotten, als er bisher unter ſolchen Gefahren lebt, die aus ſeinem Vaterlande, Privilegien, geglaubten Vorrechten und Staatsconſtitutionen ſelbſt herfließen? Sollten dieſe blinde bedrängte Menſchen nicht lieber in Wien, Petersburg und Berlin auf Knieen um Hülfe, Ausrottung der Mißbräuche und Schutz gegen kleine Tyrannen bitten, als wider neue Einrichtungen murren, die ihre eigne Wolfahrt erzielen?

Dieſe vernachläſſigte Juſtiz, dieſe verſäumte erſte

erſte Bürgerpflicht, wird ja nunmehro der ſcharfſichtige König als ein wahrer Vater ſeines verſtümmelten Vaterlandes wieder herzuſtellen vermögend ſeyn, ſo bald das verderbliche liberum veto aufhört, und er die halsſtarrigen auf Eigenmacht pochenden Großen zur Ordnung und natürlichen Schuldigkeit zwingen kann, welches ohnfehlbar künftig in Pohlen durch Vermittelung der drey benachbarten Mächte zur Erfüllung gelangen wird.

2) In welchem chriſtlichen Lande war wol die Armuth des Bauern- und Nahrungsſtandes verächtlicher und bedaurenswürdiger als in Pohlen, da der Staroſt, Woywode, Biſchof, und ſogar mancher ihrer Gewalt durch Pfachtung ſubſtituirte Jude das Jus vitae & necis über dieſe Elenden von Schuß gegen Gewalt entblößte Menſchen beſaß, da keiner ſeines Eigenthums verſichert lebte, da der Stärkſte auch der Reichſte wurde, und Pohlen von Haus- und Dorftyrannen wimmelte?

Weltkündig iſt es, daß ein Sklav, welcher kein Eigenthum für ſich erwerben kann, auch aus natürlichen Folgen ſeiner Verhältnis entweder träge zur Arbeit, oder unwiſſend etwas zu verdienen iſt. Hieraus entſprang die allgemeine Verſäumnis des circulirenden Handels: die Monopolia der Magnaten und Juden: die Schäße der Kleriſey, welche wirklich $\frac{1}{7}$ des Königreichs in liegenden Gründen und Capitalien beſißt, und endlich auch das Blutbad der unſeligen Conföderationen, weil dem unterdrückten und argliſtig geleiteten Pöbel nichts als Verzweiflung übrig bleibt, um ſein Joch zu zerbrechen, oder mit einem

einem andern weit ohnerträglichern zu verwechseln, ſo bald der einige Troſt einer Nation dieſer heißt. . . **Es kann ja nicht ärger mit uns werden, als es gegenwärtig iſt.**

Alles dieſes wird nun der König nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch Beihülfe der mitwirkenden Mächte abzuändern Mittel ſuchen und Wege finden, ſo bald ſeine Gewalt, Geſetze und Ordnung einzuführen und ſie königlich zu unterſtützen, erweitert ſeyn wird, auch die Erfüllung ſeines guten Willens nicht ferner von der Willkühr blödſichtiger oder böſer Unterthanen abhängt. Kaum wird die Gewalt der Magnaten eingeſchränkt ſeyn, ſo wird der Wohlſtand des größten Haufens ohnfehlbar zu blühen anfangen. Und iſt denen Pohlen überhaupt ſodann nicht Glück zu wünſchen, wenn durch Verluſt einiger Provinzen oder Staatsglieder der ganze Nationalkörper geheilet, und in ſich ſelbſt mächtiger, reicher, auch dauerhaft geſunder wird, als er jemals war. Sollte jeder pohlniſche Patriot nicht vielmehr denen drey gekrönten Aerzten für dieſe im erſten Anblicke gewaltſam ſcheinende, aber in der Folge fruchtbare Heilung auf gebogenen Knieen danken, und Gott bitten, daß er ihren Vorſatz ſegne, um Menſchen, um ganze Welttheile glücklich zu machen.

Wenn ein kluger Chirurgus dem Verwundeten das wilde Fleiſch mit dem Lapide infernali reinigt, und ihm dadurch augenblickliche Schmerzen verurſacht, um den kalten Brand zu verhüten, thut er nicht eben ſo recht und rühmlich, als die drey benachbarte Mächte Pohlens, die, da die pohlniſchen Chi-

Chirurgi den Schnupfen haben, und den Geſtank faulender Wunden nicht riechen wollen, der Fäulung im Staatskörper durch beiſſende Mittel, auch wol gar Amputation zuvorkommen?

Einzelne Perſonen verlieren zwar bey dieſer Gelegenheit eben ſo viel von ihren Einkünften, als von ihrem Anſehen: wenn aber der Staat ſelbſt im großen Ganzen dadurch gewinnt, dann muß ja Salus publica dem Privatnutzen vorgezogen werden. Man beſchneidet ja dem Baume nur die Aeſte, damit er weniger Blätter, aber mehr Frucht bringe; und tragen gleich künftig die Vermächtniſſe von denen für den Glauben fechtenden Conföderirten denen Klöſtern und Wallfahrtsörtern weniger zeitliche Güter ein, ſo wird Gott dieſe Geiſtlichkeit im Ewigen deſto mehr ſegnen, und ſie auf Erden ehrwürdiger machen, wenn ſie die erſten Bürger des Staats, der ſie nähret, nicht zu heiſſen, ſondern wirklich zu ſeyn anfangen, und mit der reinen Glaubenslehre auch zugleich den Staatscatechiſmus vereinigen werden.

3) Wurde nicht Pohlen bisher in der Staatswaage Europens als ein nichtsbedeutendes, nichts entſcheidendes Gewicht betrachtet? Der König hatte als König für ſich und ſeine Hofſtaat ja nicht einmal die nothwendigen Einkünfte zur täglichen Nothdurft, und die Republick ſelbſt beſaß weder öffentliche Fonds, noch eine gefüllte Schatzkammer für Nothfälle. Die pohlniſche, auch litthauiſche nach den Fundamentalgeſetzen auf 40000 Mann beſtimmte Kronarmee war ja niemals vollzählig und in

in den verächtlichſten Umſtänden, auch nicht einmal zur Vertheidigung und Nothwehre fähig, viel weniger denen Nachbarn furchtbar, welches doch die nothwendigſte Bedürfnis für die geſicherte Ruhe eines Reiches iſt. Ueberdem waren die beiden Kronfeldherrn vom Könige unabhängig, und die Oberſten und Regimentsinnhaber conföderirten ſich allezeit ihren Privataus ſichten gemäß für ein oder die andre Parthey gegen den König oder den Staat ſelbſt, der ihnen den Sold gab. Sicher iſt es ja auch, daß da, wo viele Herrn zugleich gebieten, wo die Subordination aufhört, wo der König ſelbſt keine Disciplin einführen, keine Verbeſſerungen vorkehren, keine Uebertretungen zu beſtrafen Gewalt hat, der Soldat nur eine Bürde des Staates iſt, der ihn ohne fruchtbringende Wirkung ernähren muß. . . Wer nun das noch gegenwärtige Pohlen nur auf der Landkarten betrachtet: wer dieſe Nation kennet, welche ſo viele gute Eigenſchaften beſitzt, um warhaft glücklich zu ſeyn: wer ihre natürlichen Schätze, Produkte und Vortheile mit entlarvten Augen ſieht, der wird in arithmetiſcher Berechnung finden, daß der König von Pohlen künftig bey eingeführter Ordnung und Policey ſicher 80000 Mann regulirter Truppen auf den Beinen halten kann, ohne ein Uebergewicht der Stände zu verurſachen. Und wird in dieſem Falle Pohlen nicht mächtiger ſeyn, als es jemals vor dem Verluſte ſeiner Provinzen war? Wird ſodann durch wohl abgetheilte Einrichtung dem Wucher, der Vermehrung der Juden, der alles verſchluckenden Habſucht einer herrſchenden Geiſtlich-

kit, der Pracht einiger viel zu reichen Magnaten und dem Müssiggange des größten Haufens vernünftig gesteuert: erhält das Geld wieder seinen regelmässigen Umlauf: werden die Krongüter und Starostenenemkünfte, die allein ben einer Million Ducaten betragen, auch öffentliche Steuern und Zölle für den Staat selbst angewendet, dann wird es weder am Nothdürftigen für Militair- und Civilstand, noch an Mitteln fehlen, einen Geld- und Fruchtvorrath für die möglichen Verfälle des Reiches zu finden. Und ist dann Pohlen nicht wirklich mächtiger und glücklicher, als es bisher war, da nur einige Bischöfe und Magnaten im Ueberflusse wühleten, dagegen aber das Land überhaupt arm und verächtlich, der König unthätig, der Gelehrte verscheucht, Bürger und Bauern hingegen unterdrückt blieben?

4) In einem Lande, wie Pohlen ist, wo die Vorurtheile wirklich verjähret und versteinert sind, bleibt ja nichts anders als Gewalt und Zwang übrig, um eine allgemeine Umschmelzung da zu befördern, wo Vernunftschlüsse und Güte nach bereits eingesogenen irrigen Grundsätzen ohne Wirkung bleiben müssen. Es konnte folglich eine Hauptveränderung auf keine andere Art geschehen, als so, wie sie die 3 vermittelnden Höfe unternommen haben. Die Politick gebeut zwar, man solle silberne Trompeten machen, um die Soldaten jauchzend zur Bataille zu führen: sie misräth alle gewaltsame Veränderungen, welche ohnfehlbare Blutbäder nach sich ziehen: in Pohlen aber, wo die Sache schon zu weit gekommen war, wo alles wider einander stürmte, und die

Grund-

Grundgeſetze ſelbſt für eine unauslöſchliche Verwirrung der ganzen Nation erfunden zu ſeyn ſchienen, blieb keine andre Art zu Rettung der Ueberbleibſel übrig, als eine eindringende, und auf einmal kurz, auch trocken entſcheidenden Gewalt ſolcher mächtiger Nachbarn, die alle Ränke und Kunſtgriffe von der Wurzel auszuretten vermögend ſind.

Jeder Menſch iſt in ſeiner Art ſchon zur Unabhängigkeit geneigt: die Magnaten befanden ſich für ihre Perſon im Thale der Wolluſt viel zu wohl, um die mindeſte Abänderung in denen Reichsconſtitutionen zu geſtatten, welche ihre Gewalt, Perſonalfreyheit und Einkünfte erweitern konnten, und dieſe lenkten ja die Reichstage nach Willkühr, weil der arme Edelmann nach ihrer Pfeiffen tanzen mußte. Die Kloſtergeiſtlichkeit, welche durch überſchwemmende Menge ganze bekuttete Armeen ausmachte, und den Mark der Länder ausſog, war noch weniger geneigt, eben die Vorurtheile zu verſcheuchen, welche ihren müſſigen Wanſt mäſteten. Die Biſchöfe wollten von ihrer Obergewalt über die Seele der Menſchen nichts für die Monarchie, nichts für die Republick entbehren: und ihre Einkünfte waren zu reizend, um auch nur den mindeſten Theil davon für den Staat anzuwenden: gegentheils herrſcheten ſie unumſchränkt über den von ihnen abhängenden Monarchen, und als geiſtliche Hirten zugleich über die Leiber und Wolle ſeiner Unterthanen. Wie hätten ſich dieſe jemals anders als durch Zwang zur Umſchmelzung der Reichsverfaſſung bewegen laſſen?

Bürger und Bauern lebten in der größten

Trägheit und Unwiſſenheit. Alle Wiſſenſchaften waren aus dem Reiche verbannet; ja ſogar als Ketzereyen angeſehen, was konnte anders erfolgen, als allgemeine Blindheit und Bedürfniß der unentbehrlichſten Dinge zum Glücke einer Völkerſchaft? Und was durfte ein im Kanzaume geführtes Volk dem Willen ihrer geiſt- und weltlichen Oberkeit entgegen ſetzen, welche nur durch eine verworrene Regierungsform für ſich allein im Trüben fiſchten, und das allgemeine Wohl verächtlich mißhandelten?

Die concentrirte Beſchreibung vom bisherigen Pohlen iſt demnach im weſentlichen Verſtande dieſe. Alle Staatsuhren ſind unrichtig zuſammengeſetzt, und gehen falſch: die kunſtverſtändigen Mechanici brauchen mehr Kamm- als **Stirnräder**, deshalb mahlten die Mühlen nur Kleye für den Dürftigen, wenn das Mehl für die Eſelstreiber durch die zerlöcherten Beutel fiel. Welcher Widerſpruch in dieſer politiſchen Maſchine! Die königliche Würde mit dem Namen einer Republick... Die Republick ohne vereinigte Köpfe... Eine königliche Macht, wo die Unterthanen nicht gehorchen dürfen, wenn ſie nicht wollen... Die Freyheit mit der Sklaverey... Große Fruchtbarkeit des Landes mit Armuth der Einwohner... Menſchliche Geſtalten ohne Willen, ohne Fähigkeit, ohne Erlaubniß zum Denken... Soldaten ohne Mannszucht... Reiche Klöſter ohne Barmherzigkeit... Magnaten in königlicher Pracht und Verſchwendung bey Verſchmachtung des größten Haufens... Dunkle, verwirrende Geſetze ohne richterliche Gewalt... Tapfre Officiers, und keiner,

der

der zu befehlen weiß. . . Wie beklagenswürdig, wie Hülfsbedürftig war der Pohle in dieſem verächtlichen Zuſtande!

Bey ſolcher Gährung aller Stände, bey einem eigenſinnig, materieldummen, unvermögenden Volke ſeine Vortheile zu kennen, und die rechten Wege zur edlen Wolfahrt zu wählen, war ja kein ander Mittel übrig, als ſie durch eine Hauptrevolution dahin zu zwingen, wo andre Völker der Welt gerne ſeyn mögten, die aber juſt nicht ſo erhaben fühlende Nachbarn finden, welche dieſe gefährliche und öfters ohnbelohnte Mühe der Vermittelung übernehmen wollen, noch ſo klug und großmüthig zu verfahren wiſſen, als die Wiener, Petersburger und Berliner Höfe.

5) Wer nicht hören will, der muß ja empfinden. Fühlen aber die Pohlen wol bey ihrer gegenwärtig vermeinten Einſchränkung ein wirkliches Uebel? Gewiß nicht, ſondern laut obbemerkten Urſachen das klare Gegentheil: denn die Freyheit eines Volkes beſteht nicht in der Wildheit, noch in einem ungebundenen Willen, ſondern in der Sicherheit ihrer Perſon, ihrer Güter und Tugenden. Und wer war ehedem dem redlichen, aber arm und ſchwachen Pohlen Bürge dafür, da die Geſetze ihn gegen keine Anfälle der Raubſucht und Eigenmacht ſchützten?

Geſetzt auch, die Entreiſſung einiger durch Bürgerkriege und vernachläſſigter Induſtrie verödeten Provinzen verurſachte der Republick ein wirklich ſchmerzhaftes Uebel, ſo iſt ja nichts ohnheilbar, und die Staatsklugheit, ſogar unſre Kirchenlehre erlaubt

ja, daß man ein kleines Uebel im gegenwärtigen verſuchen dürfe, um ſichere künftige Vortheile zu befördern. Licet tentare malum phyſicum, ut eveniat commodum morale.

Aergert dich dein Fuß, ſo haue ihn ab, ſagt die h. Schrift: Es iſt beſſer, du geheſt lahm zum Leben ein, als du habeſt zwo Füße, um zur Verdammniß zu eilen. Eben das gilt ja auch im irrdiſch geſellſchaftlichen Leben. Und wenn gleich dem durch Eigenſinn in ſein Verderben rennenden Pohlen der Bart und die Platte geſchoren wird, ſo bleibt ihm doch der Rumpf zum Verdauen, der Kopf zum Nachdenken, die Hände zum Arbeiten, und die Füße zum Tanzen übrig, wenn er aus Verluſt vernünftig Vortheile zu ſaugen weiß.

Nach dem Naturgeſetze darf man ja keinen Dieb aufhenken, und dennoch geſchieht es zur Sicherheit der menſchlichen Verbrüderungen. Warum ſollte denn in Pohlen nicht gleichfalls ein Seitenſchritt aus der Völkerrechtsordnung geſchehen können, um Pohlen glücklich, und ſeinen Nachbarn ruhig zu machen?

Wenn meines Freundes Pallaſt brennet, darf ich ja des Nachbarn Haus niederreiſſen, um das meinige, auch die übrigen zu retten. Doppelt großmüthig! welche alle Nachbarn ſodann gemeinſchaftlich betragen, ihm ein ander bequemes Haus aufzubauen, damit er nicht wegen Mangel eigener Fähigkeit wie ein Huron unter freyen Himmel wohnen müſſe.

Auch ein Arzt darf ja um ein eingewurzelt Uebel

bel zu heilen seinem Kranken ein Fieber erwecken: mit was für Recht klagt sodann ein Patient im wirklichen Schmerze dieses tobenden Fiebers, wenn ihm eben dadurch seine gänzliche Genesung gesichert zu ſeyn hat? War nun wol die schleichende, ohnge-fühlte Krankheit im pohlnischen Staatskörper auf irgend eine andre Art zu heilen, als so, wie sie die drey gekrönten erfahrne Staatschirurgi angegriffen haben?

Wie nun, ihr unverschämte Schutzgötter der Herrn Conföderirten? Was bleiben für Rechts- für Vernunftschlüsse übrig, um das Betragen der ehrwürdigsten Monarchen Europens eine Usurpation, eine Räuberey zu heissen, und die Majestät in ihrem edelsten Werthe, fast in ihren vortreflichsten Wirkungen mit falschen Scheingründen und Trugschlüssen anzugreiffen? Ist der Arbeiter nicht seines Lohnes werth? Gesetzt, ich besitze große Güter, bin aber ein Verschwender, und weiß sie nicht zu verwalten, gerathe dadurch in Schulden und Gefahr, alles zu verlieren. Es findet sich aber ein redlicher Nachbar, welcher meine Wirthschaft mit der Bedingung übernimmt, daß ich ihm soll mit dem mehrigen nach Willkühr schalten und walten lassen. Er bringet alles in Ordnung, zahlt meine Schulden, und durch seine klugen Anstalten erhalt ich für künftig doppelte Einkünfte von meinen Gütern, ob ich ihm gleich für seine Bemühung $\frac{1}{4}$ von denselben zum Eigenthum abtreten mußte. Wird mein Undank wol so schwarz seyn, daß ich ihn einen Usurpateur, einen Räuber rechtmässigen Gutes heisse? Und was

geſchiehet mit Pohlen wol anders als eben dieſes?

Hätte der König ſelbſt die Macht beſeſſen, oder ſich in Lage und Umſtänden befunden, ſeinen Zaumfreyen Unterthanen zu bändigen und in eine andre Ordnung zu bringen, ſo würde ſich Rusland nie in die pohlniſchen Händel gemiſcht haben. Und aus was für Urſachen ſolte wol die große **Catharina** die ungeheuern Kriegskoſten für ein fremdes Volk übernommen und ſo viel treue Ruſſen zur Schlachtbank geführet haben? Man beantworte mir dieſe Frage: Iſt der Ruſſe ſchuldig, für die Ruhe der Pohlen zu fechten, und für die, welche ihn mit Undank lohnen, zu ſterben? Ferner, darf ein Monarch die Contributionen ſeiner Unterthanen, den Schweiß ſeines Volkes für ausländiſche Werke der Barmherzigkeit verſchwenden, wovon eben ſein Volk keine Früchte zu genieſſen hat? Oder darf er ſich mit vollem Rechte eine Schadloshaltung oder Wiedervergeltung der gewagten Gefahr bey einem noch ungewiſſen Ausſchlage der Sache vorbehalten, ſelbſt beſtimmen und zueignen, da ja ohnedem niemand den Werth oder Lohn für die Arbeit und Gefahr eines Fürſten ſchätzen kann? War noch irgend ein möglich Mittel übrig, das pohliſche Feuer zu dämpfen, als Ernſt und nachbarliche Waffen, die der König ſelbſt bey ſeiner gefühlten Schwäche, ſich zu vertheidigen und den ruhmwürdigſten Zweck zu erreichen, gezwungen wählen muſte? Sollte der Mediateur wol unbelohnt arbeiten? Oder mit was für Recht kann der Pohle dieſes von ſeinen Nachbarn fordern, die ihm nichts ohnentgeldlich ſchuldig ſind, und dennoch als

vorsichtige Nachbarn in Zeiten zugreifen mußten, ehe etwan Hunnen und Barbarn ähnliche Schwärme ihre eigene Gränzen beunruhigten.

Wenn mein Freund in einen Brunnen fällt, und ich um ihn zu retten ihm den Rock zerreisse, darf er mich bey dem Richter verklagen? Und die drey durch freventliche Conföderationsschriften wirklich beleidigte Souverains denken eben so groß, als Sokrates vom Esel, der ihm ins Gesicht schlug.

Ich frage ferner ... Wenn ich, um einen in den Brunnen gefallenen Menschen herauszubringen, das Geländer des Brunnen zerbrechen muß, wer ist schuldig, den Schaden zu tragen? Mit was für Grunde verlangt man also, daß die drey Höfe alle Bürden der Mediation, des blutigen Krieges selbst, auch ihre fürchterliche Vorkehrungen zu Verhütung fremder Eingriffe in ihre löbliche Entwürfe tragen sollen? Man lese nur die Geschichte des sardinischen Monarchen, so wird man finden, daß er sich allezeit den Lohn seiner Mithülfe für alle mögliche Fälle vorbedungen hat. Diese Vorbedingung konnte aber in Pohlen nicht geschehen, wo weder der König, noch die conföderirten Rotten, welche die Republick vorstellen wollten, legaliter contrahiren konnten, und was der eine gut geheissen hätte, würde der andre getadelt und verworffen haben. Wer aber einen Proceß durch die Feder oder durch Waffen gewinnt, den muß der siegende oder unterliegende Theil ohnfehlbar schadlos halten. Ich habe in diesen Blättern erwiesen, daß Pohlen im vermeinten Verluste wirklich Gewinn findet, folglich muß auch der Poh-

le allein die Beförderer ſeines Wohlſtandes befriedigen.

Die Streitfragen, welche aus dem Völkerrechte oder aus müſſigen und ſpitzfindigen Federn entſpringen: ob ein Monarch ſich ſelber Recht verſchaffen könne; ob die Präſcription oder Verjährung unter Souverains ſtatt habe oder nicht; ob ſie in jure naturae Stof finden, die Entſchädigung für die fructus perceptos und percipiendos einer in Anſpruch genommenen Provinz zu rechtfertigen; ob ſich drey Fürſten vereinigen dürfen, um einen vierten zu ſchwächen, damit er ihnen künftig nicht ſchaden könne. . . Dieſes alles ſind Fragen, welche weder in dieſes Fach, welches ich vertheidige, noch in die Scheingründe gehören, die der verwegene Author, um ſeinen falſchen Sätzen einen Anſtrich zu geben, hat vorſucht. Sie fallen in Betrachtung der pohlniſchen Sache von ſelbſt weg, und widerſprechen ſich auch durch ſich ſelbſt, ſo bald man meine Gegenſätze vernünftig erwägt, nach welchen die Wiener, Petersburger und Berliner Höfe zu verfahren eben ſo berechtigt, als gezwungen waren. Si ceſſat ratio cauſae, ceſſant etiam conſequentiae. Und da der Republick Pohlen kein wirkſames Uebel, ſondern eine wirkliche Wolthat durch Entreiſſung etlicher Provinzen geſchehen iſt; da ich gezeiget habe, daß der Pohle ſowol im Einzelnen, als überhaupt glücklicher iſt, auch glücklicher ſeyn kann, als er zuvor war, wenn er es nur ſeyn will; ſo ſind die Monarchen, deren Gerechtſame ich zu vertheidigen wage, weder Uſurpatores, noch Weltbezwinger, noch machiavel-

chiavellische Schüler, sondern Menschenfreunde, die nur da mit eisernen Ruthen zu stäupen wissen, wo keine Kinderüchtigungen wirken, noch zur Besserung dienen können.

Rusland hat ohnstreitig mit vollem Rechte den occupirten Strich Landes verdienet. In wie weit die öffentlich bekannt gemachte Wiener und Berliner Gerechtsame auf die sich zugeeignete Provinzen gegründet sind, wird auch kein materielles, nur in großen Perucken ehrwürdiges Justizcollegium entscheiden: denn es ist sicher kein Reich, kein Dorf, auch keine Stadt auf Erden, auf welche nicht ein andrer, als der es ist, besitzt, legale Ansprüche seiner vor etlichen 1000 Jahren vermoderten Vorfahren zu machen, und durch die triftigsten und wahrscheinlichsten Deductionen zu erweisen hätte. Wer sich in dieses Feld wagt, der geräth in das unendliche Czech und Lech. Romulus und Porsenna, Hannibal und Scipio würden noch gegenwärtig durch ihre Abkömlinge in Rechtshändel gerathen. Und welcher Advocat hätte eine bessere Sache zu vertheidigen, als der, den Abrahams beschnittener Saamen wählen würde, um ihre Rechte über das Thal Josaphat zu behaupten. Man muß in Völkerrechtssätzen weder pedantisch noch läppisch seyn, sondern die Sätze nur nachdrücklich angreifen, welche sich für unsre erleuchtete Zeiten schicken. Genug gesagt, die ersten Menschen, welche sich in Gesellschaften vereinigten, besassen alle ohne Ausnahme die Länder nicht, die sie gegenwärtig besitzen, und der titulus acquisitionis war eben so verschieden, als die Wege, wodurch sie ihren

Zweck

Zweck erreichten. Das Jus belli gilt ja bey den Christen auch, und seitdem Europa in christliche Reiche und verschiedene Staaten zertheilet ist, wird jedes Land nach besondern und sich selten ähnlichen Grundgesetzen regiert. Jedes abgesondertes Volk ist nun gewohnt, alle übrigen mit scheelsichtigen oder furchtsamen Augen zu betrachten, und dieses wirkt der Nationalgeist, welcher aus Gewohnheit und Vorurtheilen, zuweilen aber auch aus der Fühlung eines vorzüglichen Werthes stammet. Der Mensch ist eben so raubbegierig als neidisch und furchtsam geboren; er will folglich entweder seine Gewalt erweitern, oder sich für mögliche Anfälle sicher stellen. Hieraus entstanden die Kriege wilder Nationen: bey den Christen hingegen aus dem Bekehrungsgeiste, oder aus der Vorsichtigkeit, welche man Staatsklugheit betitelt. Jeder König ist demnach schuldig, für die Sicherheit des ihm vertrauten Volkes zu wachen. Die Geschichte zeigt uns schwedische **Carl** die Könige vom Throne stürzen, Weltverwüstende **Alexander**, **Tamerlans**, **Kulichans** und herrschsüchtige **Cäsarn**, folglich thut der Fürst als Vater seines Vaterlandes nicht Unrecht, der starke, unruhige, gefährliche Nachbarn bey Gelegenheit zu schwächen sucht, um den Zankapfel aus dem Wege zu räumen und möglichen Folgen vorzubauen, die seines Volkes Ruhe zerstören könnten. Aus diesem Grunde allein könnten die drey Höfe die Besitznehmung der pohlnischen Provinzen rechtfertigen, wenn sie gleich keine legale Ansprüche auf dieselbe vorzubringen hätten.

Wenn

Wenn nun die edelmüthige römiſche Kaiſerin und der große nordiſche **Friederich** ihre Gränzen auch nicht hätten erweitern wollen, ſo zwang ſie doch die Staatsklugheit zu dieſem Schritte, den ſie ausgeführet haben. Rusland wurde durch die Siege gegen die Türken mächtiger: Rusland nahm ein Stück von Pohlen für ſich, für die Schadloshaltung ſeiner Koſten, weil der König in Pohlen kein Geld hatte. Die andern beiden Höfe waren demnach gezwungen, ein gleiches Aequivalent von Pohlen für ſich zu nehmen, um ihre Macht allezeit bey möglichen Vorfällen gegen Rusland im Gleichgewichte zu halten, da ihnen das geſchwächte Pohlen ſelbſt nicht mehr zur Vormauer dienen konnte.

Es iſt demnach ein ewiges, lobwürdiges Meiſterſtück der Klugheit dieſer drey gekrönten Adler, daß ſie durch Eintracht und friedfertige Vorkehrungen ein Mittel gefunden haben, ſich gemeinſchaftlich ſelbſt zu vergrößern, und zugleich dem pohliſchen Adler, welchen ſie rupften, neue Flugſchwingen wachſen zu machen, womit er ſich nunmehro der beleuchtenden Sonne einer wahren Glückſeligkeit zu nähern wagen darf. Ohne Krieg, ohne Blutbäder auf einer Seiten Frieden ſtiften, den Bedrängten retten, auf der andern hingegen Waghälſe abſchrecken und alle europäiſchen Mächte aus den Schranken der Zwietracht halten, dieſes iſt ein Werk, wozu allein **Thereſia**, **Joſeph**, **Catharina** und **Friederich** fähig waren, und wobey die Klugheit erſtaunen, der Pohle jauchzen, die Tugend Triumphlieder ſingen, der Neid hingegen ſich beſchämt verkrie-

kriechen, und die politischen Kunstrichter und Tadler ihre für blutige Aufhetzungen und widrige Auslegungen ohnwirksame Federn niederlegen sollten.

Ich habe bereits in meinen ohnmächtigen und für den Stof, den ich beärbeite, viel zu schwachen Hirngeburten erwiesen, daß die Pohlen selbst durch die gegenwärtigen Verfälle des Verlustes einiger Provinzen ohnerachtet dennoch ein wirklich mächtiger und glücklicher Volk seyn können, als sie jemals waren. Nun will ich auch noch die Provinzen selber in den Händen und unter denen Zeptern betrachten, worunter sie gegenwärtig stehen.

Was war Pocutien und das gegenwärtige neue Oestreich anders, als eine schöne fruchtbare Wüstenen, mit trägen Sklaven bewohnt, die mitten im Ueberflusse der Natur nur seufzeten, schmachteten und unter der eisernen Peitsche ihrer kleinen Tyrannen den Himmel um Schutz und Rache anrieffen? Und was sind sie itzt, diese durch innern Zwietracht und nachtheilige Grundgesetze ehmals elende Einwohner? Sie sind Mitglieder der östreichschen Staaten, und Unterthanen der großmüthigen Menschenfreundin, der besten Theresia. Weiter hab ich hierbey nichts zu sagen, als die zu erinnern, welche so wie ich Pocutien und Oestreich mit Augen gesehen haben, welch ein himmelweiter Unterscheid zwischen einem östreichisch und pohlnischen Bauern sey. Die deutlichsten Beweise der Wolfahrt einer Völkerschaft sind allezeit die sichtbaren. Die pohlnische Freyheit war ja nur ein Schattenspiel für den größten Hauffen. Die Bauern waren Sklaven ihrer Edelleute: diese meistens

ſtens Diener und Trabanten der Woywodden und Staroſten. Dieſe nur bewegten Maſchinen nach den Abſichten eines Jeſuiten oder Benedictiners. Dieſe hingegen keine pohlniſche Patrioten, ſondern Pächter oder Verwalter der römiſchen Indulgenzen, und Knechte ihrer geiſtlichen Gelübde, zum gröbſten Nachtheile der ſo hochgeprieſenen pohlniſchen Freyheit.

Das ehmals pohlniſche, gegenwärtig neue Preußen, hat gleichfalls durch ſeine Veränderung gewonnen. Wie reich wird dieſe für den Handel an der Weichſel ſo vortheilhaft gelegene Nation unter Anleitung und Schuz des großen **Friederichs** werden? Wie gottloß waren die Diſſidenten dieſer Provinz ehmals in Warſchau mißhandelt: in ihrem Glauben unterdrückt, und durch die barbariſche Inteleranz gequälet, auch verfolgt? Wie würde es ihnen ergangen ſeyn, falls die Conföderationen ihren Zweck erreicht hätten? Sie danken alſo ohnfehlbar Gott, daß er ſie aus den Feſſeln gerettet, und in Unterthanen des großen **Friederichs** verwandelt hat, der ihnen erlaubt, ihr Menſchenrecht zu empfinden, das heißt, zu denken, zu forſchen und ihre Einſichten ohne Zwang zu erweitern.

Die römiſchkatholiſchen Einwohner dieſer Gegend hingegen werden gleichfalls mehr gewinnen, als verlieren. Sie werden in ihrem Glauben ohngeſtöhrt bleiben. Sie werden Gelegenheit, auch Erlaubniß haben, ihn gegen andre Meinungen abzuwägen und deſto mehr zu beſtärken. Sie werden folglich gute Chriſten bleiben, aber weit beſſere Staatsbürger werden als ſie ehmals waren. Die

Klöſter allein werden viel von ihren Einkünften entbehren, ohne am Nothdürftigen Mangel zu leiden, und der Ueberfluß gebührt ihnen ja unter keinem legalen Titel. Leidet aber hiedurch das Publikum? Und ſind unſre Prieſter im preuſſiſchen Schleſien nicht alle gut katholiſch geblieben? oder in weſentlichen Stücken des Glaubens wol jemals unter dem Zepter ihres neuen Monarchen angefochten, oder gehindert worden?

Die ſouverainen Herrn Canonici in Ermland werden vielleicht nebſt ihrem Biſchofe klagen: Ermland ſelbſt wird aber den Unterſcheid, oder die Verwechſelung des weltlichen mit dem geiſtlichen Zepter bald mit Frohlocken empfinden, und Gott für dieſe fruchtbare Veränderung danken. Wer ſich hiervon überzeugen will, der darf nur die Bauern im Kirchenſtaate und in denen geiſtlicher Herrſchaft unterworffenen Gütern in Pohlen, Böhmen, Spanien, Paraguay ꝛc. geſehen haben.

Danzig, eben dieſes Danzig, welches gegenwärtig mit ſo viel Geſchrey aus dem Völkerrechte argumentiret, ſollte ſich an einen Vorfall erinnern, der mich ſelbſt Anno 1754 in ihrer Stadt und Republick betraf: wo der hochweiſe Magiſtrat vor gut fand, das Jus gentium und ſecuritatem publicam frevelhaft mit Füßen zu treten. Per quod quis peccat, per id punitur & idem. Es wiederführe ihnen folglich nur im Großen, was ſie gegen andre im Kleinen ohngeſcheut bewerkſtelligt haben. Sie vergaſſen bey politiſch- oder Privatvortheilen einzelner Magiſtratsperſonen die erſte Regel des Naturrechts.

rechts.. Quod tibi non vis fieri, alteri non feceris. Ich habe keine Armee, um Repreſſalien zu gebrauchen. Aber Gottes Vorſehung weiß Bedrängte zu retten, auch Frevler zu züchtigen, und das Sprichwort bleibt wahr.. **Glücklich wer zuletzt lache.** Vielleicht beleb ich bald die Zeit, wo ich über das Schickſal der frechen Danziger mitlachen kann. Wenigſtens iſt mein Wunſch chriſtlich, wenn ich ihnen die preußiſche Unterthänigkeit von Herzen gönne, und Gott bitte, daß er ihnen keinen Herrn gebe, welcher ſo mit Danzig verführe, als ihre Magiſtratsdeputirte mit mir handelten, da ſie mich bis auf das Hemde rein ausplünderten, und um einen Raub von 13000 Gulden incognito unter ſich zu theilen, mich wie die Brüder Jacobs den Joſeph in die Sklaverey verkauften. Fort! Weg mit ſolchen republikaniſchen Raubneſtern aus unſerer Chriſtenheit, die durch ihre chimeriſchen Privilegien, durch kühne Manifeſte ſich unterſtehen, ſolchen Monarchen Trotz zu bieten, für deren ſüſſes Joch die Tugend, die Menſchheit ſelbſt den Hals bückt. Und iſt überhaupt aus zweyen Uebeln nicht das Beſte zu wählen, und beſſer von Löwen, als von Katzen zerriſſen zu werden, wenn uns das Loos der Staatsopfer trift?

Was den ruſſiſchen Antheil in Pohlen betrift, ſo muß man die Liefländer fragen, ob ſie wieder ſchwediſche Unterthanen ſeyn wollen? Sind ſie nun bey allen Revolutionen dieſes Reiches gleich glücklich, gleich gütig beherrſcht geblieben, und iſt es Weltkündig, daß ſie weit glimpflicher, auch

vorzüglicher als die Nation ist russen behandelt werden, so haben die Pohlen ja sicher eben das von einer Monarchin und ihren weisen Verkehrungen für künftige Zeiten zu hoffen, welche ganz Europa bewundert, und die ihre despotische Gewalt nur für den Wohlstand und für die Freyheit treuer Unterthanen braucht, auch lieber von freyen erleuchteten Menschen, als von kriechenden Sklaven umringt seyn will. Deren Glück, Wohlstand und Kühnheit, ihre Gegenwart des durchdringenden Geistes, zu verursachen, anzufächeln, auch zu beseelen beschäftigt ist.

Wenn ich nun dem forschenden Staatsgrübler Stof genug gegeben habe, um das Betragen der Wiener, Petersburger und Berliner Höfe zu rechtfertigen: wenn ich zugleich dem fühlenden Menschen erweise, daß nicht nur der König und die Republick Pohlen gegenwärtig glücklicher, auch mächtiger sind, als sie jemals waren, sondern daß auch die abgesplitterten Provinzen des Reichs jede insbesondere eben so wenig Ursache zu klagen haben, als der Staatskörper, von dem sie getrennet wurden, so sind ja alle Sätze, Schlüsse und Folgerungen des kühnen Authors, den ich widerlege, nur auf grundfalsche Argumente gegründet, und das Bellen und Lermen zänkischer Hunde wird die wahre Stille, die innere Gewissensberuhigung, die öffentliche Ehre solcher Monarchen niemals stören, welche das Wohl der Menschen zur Zielscheibe großmüthiger Handlungen feststellen, und die nicht groß scheinen wollen, sondern wirklich groß in großen Werken sind.

Der preußische Monarch weiß seine Rechte selbst zu

zu vertheidigen, und Aufwiegler zu züchtigen; die große Maria Thereſia bedarf weder für unſere, noch für die Nachwelt eine Feder, um ihre Handlungen zu verewigen: unſer Joſeph, unſer Schutzgott, unſre Wonne der Deutſchen iſt ein Fürſt, der ſeinen erhabenen Zweck rühmlich auszuführen weiß, der die Achtung und Freundſchaft des nordiſchen Friederichs verdient, und mit ihm zum gleichen Zwecke vereinigt, die Zwietracht aus unſern Gränzen peitſchen wird.

Die ruſſiſche Kaiſerin hingegen hat ganz Pohlen von denen Mordklauen der Türken gerettet. Sie hat mehr als kein chriſtlicher Monarch bisher gethan, um unſre Erbfeinde zu demüthigen. Sie allein hat Türkenblut wie Ströme vergoſſen: ſie macht Conſtantinopel in ihren Pforten zittern. . . Welcher Böſewicht, Chriſten- und Menſchenfeind kann demnach ſolche Handlungen tadeln, die ewiggrünende Lorbeerzweige durch ihren innern Werth verdienen? Welchem ehrlichen Pohlen verdreußt es, den ruſſiſchen Zepter anſtatt Mahomets Blutfahne zu küſſen? Warlich! Man ſollte ſich in unſern erleuchteten Zeiten ſchämen, ſolche Bücher und Schmähſchriften zu leſen, oder wol gar zu billigen, die nur als ein Scheuſal der Federgeburten von Policey, Wahrheit- und Tugendliebenden Nationen, nebſt ihren Kraßbaren und verlarvten Verfaſſern ſollten verworffen, und zu ewiger Vergeſſenheit verdammt bleiben.

Wen ſoll nun wol die Drohung dieſes Aufwieglers von denen europäiſchen Staaten treffen, welche ſich ſeinen Lehrſätzen gemäß vereinigen ſollen,

um das heilsame Werk der pohlnischen Ruhe und türkischen Vernichtung zu zerstören? Wer hindert nunmehro denen christlichen Seemächten die vortheilhafte Gelegenheit, um die afrikanischen Raubnester zu zerstören, ihre Handlung für ewig in Sicherheit zu stellen, und mit gleichfals vereinigten Kräften eben so viel und noch weit grössere Provinzen der Ungläubigen Bothmässigkeit zu entreissen, als sich die Wiener, Petersburger und Berliner Höfe zugeeignet haben? Welcher elende Schriftsteller hat in die Geheimnisse der Kabinette geguckt, wo vielleicht die heilsamsten Entwürfe für eine dauerhafte Ruhe Europens beschlossen sind, und die bis zu ihrer wirklichen Ausführung nur denen Monarchen allein bekannt, der vorwitzigen Welt hingegen noch ein undurchdringliches Geheimniß bleiben sollen? Wer weiß, ob nicht die Türken das ganze Gelaq bezahlen und in so enge Gränzen getrieben werden, daß sie künftig niemanden mehr zu schaden, keine Christensklaven in ihren Fesseln zu mishandeln, noch einen die Christenheit schändenden Tribut von unsern Fürsten zu fordern vermögend sind? Vielleicht wird ein solches Mittel getroffen, daß alle Kriegsursachen alle Zankäpfel, verjährte Länderansprüche und Familienrechte auf einmal in Europa an die Seite geschaft werden, und daß sich alle Staaten überhaupt, auch jeder insbesondre seines Schadens an den schönen Ländern der Türken erhole? Wer weiß, sag ich, ob die drey vereinigten Mächte, deren Betragen man in Pohlen tadelt, nicht den edelsten Zweck erzielen, welchen jemals die lobwürdigsten Fürsten

der

der Erden, die **Titus** und **Trajanen** vergebens bearbeitet haben? Vielleicht iſt ihr gegenwärtiges Verfahren in Pohlen zu Erreichung dieſer Abſicht nothwendig, und vielleicht haben wir bald Urſache, eben die Fürſten als Schutzgötter zu verehren, über die Neid, Wahrſcheinlichkeit, Argwohn und Vorurtheile im Gegenwärtigen vergebens die Zähne blecken? Und überhaupt geſagt, wer iſt ein gröſſerer Held, der durch die Feder, durch Klugheit und abſchreckende Macht des Krieges Urſach ſchlichten kann; oder der, welcher durch Blut und Schwerd einen Frieden erzwingt, der auf wankenden Füſſen beſteht, weil der Ueberwundene nur Kräfte und Gelegenheit für Rache und Blutbäder erlauert? Sollen Chriſten allezeit gegen Chriſten Kriegsurſachen ausfünſteln? Oder werden ſie ſich endlich gegen den allgemeinen Feind verbrüdern, und dem Friede- und Einträchtliebenden Chriſtengotte Ehre machen? Wir wollen indeſſen von Herzen wünſchen, daß andre groſſe Reiche unſrer Welt gleichfals bald ſo wie Pohlen aus eben denen Sklavenfeſſeln hervorbrechen mögten, in welchen bisher ſo viele Millionen unglücklicher Geſchöpfe nach Freyheit ſeufzten, andre hingegen alle Kräfte und Ränke anwendeten, um unſichtbare Banden für ihre Mitbrüder zu ſchmieden. Schaum der Erden! Unſelige Büttel irrdiſcher Ruhe! Gebt uns durch mißbrauchte Gewalt bald die Hofnung, daß wenigſtens die Bewohner Europens ein Joch abzuſchütteln anfangen, welches ſie der Würde des menſchlichen Namens unwürdig macht.

Eine durch Dummheit ausgebrütete, und durch

Argliſt unterſtützte, auch genährte Intoleranz hat Pohlen in Umſtände verſetzt, die andern geſittigten Völkern zum Schreckbilde dienen ſollten. Ein allmächtiger Gott bedarf ja keiner Böſewichter Fäuſte, um ſeine Sache zu vertheidigen, noch Blut und Brüdermord für Ausbreitung ſeiner ewigen Wahrheiten. Er verabſcheut folglich den Fanatismum, und überläßt in Pohlen die Tyrannen ihres Vaterlandes dem öffentlichen Spotte verachteter Ohnmacht. Gottlob für eben dieſes Pohlen, daß ſeine gegenwärtig-Nachbarn heller als vor 300 Jahren ſehen, und weder aus politiſchen, noch Glaubensurſachen die Wuth eines von thörigten oder eigennützigen Führern gereizten Volkes angefächelt, gegentheils dieſelbe nunmehro mit Gewalt gedämpft, und ſie aus dem Abgrunde gerettet haben, wohin ſie mit zerſprengten Zügeln der Vernunft und Menſchenpflichten eilten.

Wenn die Nachwelt forſchen wird, warum Pohlen entvölkert, zergliedert und verwüſtet worden? dann wird ſich dem von Vorurtheilsſchleyer durch die Zeit enthüllten Auge keine andre Urſache zeigen, als dieſe. . . Weil die Geiſtlichkeit dieſes Reiches zwar 4 Millionen Juden geduldet und beſchützet, hingegen aber für ohngefehr 8000 Dissidentenchriſten ihrer Art gute, treue Staatsbürger, keine Orgeln noch Glocken, keine Rechte der Mitbruderſchaft geſtatten wollten. . . . Welche ewige Schande für die prahlende Conföderationsaufwiegler!

Eben die zerſtreuten Mitglieder dieſer geglaubten Wunderthäter, welche den Säbel nicht mehr

mit

mit Bürgerblut beſudeln dürfen, ſuchen nunmehro durch Schmähſchriften gegen die wahren Erretter ihres Vaterlandes ihre Thorheiten und Schandthaten zu bemänteln. Sie mögten noch gerne das bey ihnen zu Hauſe gedämpfte Feuer der Zwietracht in denen Staaten anblaſen, die ihnen aus Menſchenliebe und Großmuth eine Freyſtadt erlauben. Verfluchter, ſchwarzer, mit teufliſchen Wirkungen begleiteter Undank! Nunmehro mögte der conföderirte Verfaſſer der Schrift, welche ich widerlege, gerne unſern ruhigen Deutſchen glauben machen, **wir hätten eben das von denen drey vereinigten Mächten zu fürchten, was in Pohlen geſchehen iſt.** Dieſe Schrifft muntert beſonders die Etats ſubalternes, das ſoll heiſſen die römiſchen Reichsſtände, auf, um ſich gegen ihren Kaiſer nach ihrem unſeligen Beiſpiele zu conföderiren. Welche Gottloſigkeit! Und ſolchen Leuten geben wir Schutz in unſern Gränzen? Solche aufrühriſche, mit wahrſcheinlich in das Auge fallenden Gründen geſchminkte Schriften werden geduldet, auch wol gar mit Beifall aufgenommen. Unſer Deutſchland iſt zwar in gewiſſen Stücken mit Pohlen zu vergleichen. Bey allen Vorfällen und europäiſchen Auftritten conföderiren ſich die Reichsſtände nach Willkühr vor, oder wider des Reichs Oberhaupt. Wie nothwendig, wie erſprießlich finden es aber bey tauſend Gelegenheiten eben dieſe Reichsſtände, oder auch zuweilen ihre Unterthanen, und durch Eigenmacht gedrückte Mitglieder, daß ſie nach Wien zum Kaiſer fliehen, und Recht gegen Gewalt und Uſurpationen ſuchen,

hoffen, auch finden können? Die kleinen Staaten sind selten die glücklichsten: und wie wäre es, wenn der Kaiser nicht mehr Gewalt hätte, Gerechtigkeit zu befördern und Bedrängte zu schützen, als der König von Pohlen bisher besaß, um Gutes zu thun? Wäre alle Eigenmacht auf Erden so wie die deutsche eingeschränkt, auch entschieden, so würden weniger Bedrängte über kleine Tyrannen zu klagen Ursach haben. Wie mancher kleine Reichsstand wäre von einem mächtigern unterdrückt, wie mancher Proceß durch einseitige Machtsprüche solcher Obern entschieden, die gefährliche Rathgeber wählen, und den Unterthan in Fesseln schmieden würden, wenn kein Reichshofrath, kein Kaiser in Wien wäre?

Ich hoffe in diesen Blättern Stof genug gegeben zu haben, um die Handlungen der drey vereinigten Mächte in ihrer wahren Gestalt und hellem Lichte zu zeigen. Nirgends findet man Spuren von Usurpationen, sogenannten Ueberfällen, noch von Herrschsucht und Eigenmacht, gegentheils nichts als Vorsichtigkeit, Klugheit, Menschen- Nachbarsliebe und fürstliche Großmuth. Wem sollte denn wol der verwegene Gedanke beifallen, daß Europa solche Monarchen zu fürchten hätte, die den Keim, die Wurzel aller christlichen Zwietracht, ohne Schwerd noch Christenblut, allein durch wunderbare Verbrüderung und friedfertige Mittel ausrotten wollen, um einen dauerhaften Frieden für die würgende Welt zu erzwingen?

O mögten die übrigen Fürsten und Häupter der europäischen Staaten eben diesem Vorbilde folgen!

gen! Das Ceremoniel auf einige Tage an die Seite ſetzen, und nicht durch Miniſters noch Geſandſchafften, ſondern durch perſönliche Zuſammenkunft und Bekandſchaft das Wohl ihrer Unterthanen befördern! Welche Vortheile würde unſre Welt und Nachkommenſchaft vor eine ſo geringe Mühe genieſſen? Wer ſieht nicht, daß die Unterredung zwiſchen unſerm Reichsoberhaupte und dem nordiſchen **Salomon** mehr gefruchtet habe, als 20jährige Negotiationen? Sie waren ehedem unverſöhnliche Feinde: Schleſien blieb der Zankapfel: und eine kurze Unterredung hat fernere Blutſtröhme zwiſchen deutſchen Fürſten verhindert: Friede und Eintracht befördert: Mittel zu Befriedigung beider Theile gefunden: denen pohlniſchen Verwirrungen ein Ende gemacht, und zugleich Ruslands Freundſchaft vermittelt. Welche Stunden, welche Arbeit konnten wol fruchtbarer angewendet werden? In denen meiſten Regierungsformen ſind Mißbräuche, woraus Bürger- auch nachbarliche Kriege entſpringen. Könnte man dieſe nicht durch gemeinſchaftliche Berathſchlagungen abändern, und zum weſentlichen Vortheile aller Völker überhaupt verbeſſern? Könnte man die verjährte Irrthümer nicht auf ewig aus der Chriſtenheit verbannen, und der Habſucht und denen Poltergeiſtern ihre abgemeſſene Schranken anweiſen? Unſer Tugend und wahre Fürſtenhandlungen tadelnde Author, der ohnfehlbar ein pohlniſcher Conföderirter oder Conföderationsſchutzgeiſt iſt, möchte dagegen gerne ganz Europa verwirren, und alle übrigen Staaten gegen die Entwürffe der drey vereinigten Mächte

aufhetzen: um Scheiterhaufen, wie in Pohlen rauchen, zu machen, und vielleicht den allgemeinen Revolutionen die Zeit abzulauren, wo er für Privat- oder Familien- oder Räuberabsichten, die alte pohlnische Regierungsform neuerdings einführen, und für neue tragische Auftritte befördern könnte! Er greifft sogar das Persönliche, den edeln Gemüthscharakter des Kaisers mit tollkühner Verwegenheit an: er heißt ihn einen Schüler des nordischen Meisters in der Politick: für dessen tugendhafte, aber noch junge Seele unvermeidliche Fallstricke gelegt werden. Er wagt ferner seine Kronenwürdigste Mutter einer Schwäche des Eigennutzes zu beschuldigen, wodurch sie sich verleiten lassen, eine Ungerechtigkeit zu bekräftigen. Niemand wird in dieser Schmähschrifft mehr mißhandelt, als der preußische Monarch, welchen er einen glücklichen Usurpateur heißt, und ihm Thaten aufbürdet, deren Gegentheils die kluge richtig abwägende Welt überzeugt ist, welche in ihm einhellig einen Verscheucher der Vorurtheile, einen Schutzgott der Wissenschafften und bürgerlicher Tugenden, einen Helden im Kriege und Frieden, und einen Meister in der edelsten Staatsklugheit verehret, auch bewundert. Auch der russischen Kaiserin in Pohlen und gegen die Türken mit so viel Glanze und verdientem Ruhme gespielte Rolle wird von ihm enthusiastisch angegriffen: er will sogar ihren durchdringenden Verstand in Zweifel setzen: und ihre Ehre verdunkeln. . . . Vom Könige in Pohlen allein sagt er gar nichts, vermuthlich um zu verbergen, daß seine Federungeheuer aus dem Conföde-

ſöderationsgehirne gefloſſen ſind. Und warum wagt und unternimmt er alles dieſes? Um der hellſehenden Welt glauben zu machen, denen Pohlen ſey von ihren wirklichen Wohlthätern und Erettern Unrecht und Gewalt geſchehen. Welcher Widerſpruch, wenn man die Vorfälle ohne Vorurtheil zergliedert, und ſie ſo betrachtet, als ſie wirklich ſind, auch ſo wie ich ſie in dieſen Blättern mit der beſten, auch uneigennützigſten Abſicht, allein zur Ausbreitung der heiligſten Wahrheit zu erweiſen beeifert habe!

So weit war ich mit dieſer Beantwortung fertig, da ich mich entſchloß, zu mehrerer Deutlichkeit die hierinnen nur überhaupt beantwortete Schmähſchrifft deutſch zu überſetzen, und mit 97 angemerkten Gegenſätzen und Citationen aus eben dieſer Schrifft, in einer beſondern Abhandlung zu begleiten, auch drucken zu laſſen: welche dieſer zur Erläuterung, und ſonnenklarem Beweiſe dienet, auch deshalb bey dem Verleger dieſer Schrifft gleichfalls zu finden iſt.

Uebrigens hab ich hier nur noch dieſes zu erinnern, daß meines Erachtens, die in Pohlen theilende Mächte juſt in dieſer pohlniſchen Sache den weitläuftigen Beweiß ihrer rechtsgegründeten Anſprüche hätten erſparen können. Gelehrte Staatsgrübler, oder Ausleger der Völkerrechte, finden überall Stof zu gekünſtelten Wörterſpielen, und mächtigen Fürſten fehlt es nie an zankſüchtigen Advocaten, noch fleiſigen Procuratoren, und beherzten Notarien, auch Gerichtsdienern ad exequendum.

Wären alle Manifeſte bey dieſer Gelegenheit allein

allein auf Menſchenliebe, Naturgeſetz, Nachbarſchaftsvortheil, Chriſtenpflicht und fürſtliche Großmuth gegründet worden, ſo hätte die kluge, ſcharfſichtige, und in jure publico reinſt belehrte Welt eben ſowol als mancher enthuſiaſtiſcher oder eigenſinnige Pople Stof genug gefunden, um alle bisherige Vorkehrungen zur weſentlichen Ruhe dieſes Reiches zu rechtfertigen, zu billigen, oder wenigſtens als ein nothwendiges Uebel zu verehren, und die Amputationen einiger Staatsglieder als die ſicherſten und wirkſamſten Heilungsmittel des ganzen Körpers zu erkennen. Eben dieſes glaub ich in gegenwärtigen Blättern mit Beifall und aus denen triftigſten Gründen für ein fühlendes Menſchenherz erwieſen zu haben.

Anmer-

Anmerkungen

über die Erklärungen der Wiener, Petersburger und Berliner Höfe.

Die Zergliederung der Republick Pohlen betreffend.

Neue Ausgabe.

London 1773.

Arma tenenti omnia dat, qui iusta negat.

Aus dem französischen Original ad litteram übersetzt, und in 97 beygedruckten Gegensätzen oder Noten beantwortet

Von einem Freunde der deutschen Warheit.

Vorbericht.

Ich konnte mich ohnmöglich enthalten, bey dieſer öffentlichen Schmähſchrifft fühllos zu ſchweigen. Im erſten Feuer gereizten Patriotismi ergrif ich die Feder und beantwortete ſie überhaupt. Nach reiferer Ueberlegung fand ich aber nothwendig, das Original ſelbſt deutſch zu überſetzen, auch drucken zu laſſen, und in beigefügten 97 Gegenſätzen zu widerlegen. Nunmehro hat der Leſer die Waagſchaale in der Hand, um beiderſeitige Gründe abzuwägen, und deſto richtiger zu ſchlieſſen.

Dieſe

Vorbericht.

Dieſe Schrifft beziehet ſich der Kürze halber auf eben meine Generalbeantwortung, die ich bey jeder Stelle nachzuſchlagen bitte, und dann iſt für mich, für meine Empfindung das Urtheil der Unbeſcheidenen gleichgültig; weil ich wie in allen meinen übrigen Schriften keinen andern Lohn ſuche, als den, welchen mir die Erfüllung edler Pflichten für mein Herz gibt, auch ewig trotz allen Verfolgungen geben wird.

Die

Die zu gleicher Zeit, wiewol jede besonders, übergebene Erklärungen, welche die Wiener, Petersburger und Berliner Höfe in Warschau ausgestreuet haben, um der Zergliederung Pohlens einen Anstrich zu geben, können zu nichts anders dienen, als die Ungerechtigkeit zu erweisen, welche eben diese Höfe gegen die Republick erfüllen, und zugleich die Gefahr, womit sie die übrigen Theile Europens bedrohen [1]).

* Oestreich und Rusland haben noch nicht vor gut gefunden, die Erklärungen deutlich auszudrücken, welche ihre vermeinten Rechte auf ganze Provinzen erweisen mögten, die sie überfallen [2]). Es sind eigentlich nur zwey Ursachen, welche sie wegen einer zu gezwungenen Zurückhaltung vor den Augen des Publikums entschuldigen könnten. Die erste Ursache, welche sie berechtigen könnte, ihr Recht nicht bekannt zu machen, könnte aus der allgemeinen unwidersprechlichen Deutlichkeit eben ihres Rechtes herfliessen, und zwar dergestalt, daß es als eine allgemein bekannte Sache angesehen werden müßte [3]): die andre könnte der erstern

1) Das heißt mit der Thüren in das Haus fallen, wenn man im Eingange einer Streitschrifft sogleich entscheidet, und schimpft, ehe die Beweisgründe angeführt sind. Man lese zur Erläuterung der Gegensätze die Beantwortung von pag. 2 ꝛc. und die in Warschau eingegebenen Erklärungen sind eben nicht so ungegründet, als sie der Herr Author vorgibt.

2) Nicht überfallen, sondern aus der Türken und Confoederirten Räuberklauen gerettet.

3) Dieser Beweis ist bereits legaliter geführet, und noch weder beantwortet, noch weniger entschieden worden.

erstern entgegen gesetzt werden, und von einer Art einer schaudernden Schamhaftigkeit abstammen, um Forderungen an Tag zu bringen, welche sichtbar ungegründet, und schon in ihrem Vortrage selbst widerlegt sind 4). Jeder hellsehende und unpartheiische Mensch wird leichtlich errathen, welche von beiden Ursachen in Wien und Petersburg gewirkt haben mag; und ist es wirklich nicht besser schweigen, als sich blos stellen, beschämt zu werden? Hat der mittheilende dieser beiden Höfe in seiner Erklärung das Publikum besser befriedigt als diese? Eben dieses Publikum muß ja den Werth ihrer Bewegungsgründe erkennen, auch entscheiden, ob die blendende Federgeburten nicht ein neuer Beweis von der Ungerechtigkeit ihres Verfahrens sind 5).

Um sich hiervon zu überzeugen, ist es hinlänglich, wenn man die Bewegungsgründe untersucht, welche diese drey Mächte hervorbringen, die Grundanlage, woraus sie fliessen, und die Folgen, welche aus ihren Unternehmungen entspringen.

* Eben

4) Ist ein gekünstelt Wörterspiel, um argliſtigen Zweifel zu erwecken.

5) Daß das Publikum leicht durch Scheingründe könne betrogen werden, zeigt die polnische Nation selbst am besten (ut pag. 22 ꝛc. in der Beantwortung) welche zu Aufruhr und Königsmord durch falsche Conföderationsmittelen aufgewiegelt wurde. ut pag. 24 ꝛc. 31 ꝛc. Vox populi war in Polen gewiß nicht vox dei, noch weniger des Christengottes, der Friede und Eintracht befiehlt, Geduld in Verfolgungen fordert, und an Bürgerkriegen gewiß keinen Gefallen hat. Befiehlt eben dieser Gott nicht den Gehorsam gegen Monarchen? Oder haben die Polen mehr Privilegia als das Volk Israel?

Eben dieſe Beweggründe, die man meiſtens errathen muß, wenn man ſie gegen die bewertheſten und feyerlichſten Tractaten und gegenſeitige Garantien zwiſchen der Republick Pohlen und denen drey Höfen hält, was, ſag ich, ſollen dieſe anders für eine Wirkung auf ein gerechtes, billiges Herz machen, als alle ſeine Fühlungen empören und alle Ehrfurcht für Souverains verbannen 6), welche man ſonſten als Dollmetſcher der ewigen Geſetze, und die aufrichtigſten Stadthalter der Gerechtigkeit betrachten ſollte? Ihre Grundſätze ſind neu 7), folglich ſcheinen ſie in ſich ſelbſt falſch: noch mehr, ſie haben dieſes beſonders, daß man ſie mit Vortheil gegen die drey Mächte ſelbſt an-

6) Jeder Fürſt muß für die Sicherheit ſeines Volkes wachen. Er iſt nur Pater familias, oder einer Verbrüderung, nicht aber des ganzen menſchlichen Geſchlechts überhaupt. Quilibet ergo ſibi proximus. Und hier gilt das Naturrecht ſpecialiter, wo das jus gentium überhaupt entſcheidet. Das erſte iſt aber älter als das letztere. Und dieſes ſagt. . . Melius praevenire, quam praeveniri.

7) Es iſt nicht wahr, ſie ſind alt. Was machte Joſua mit Amaleck? David mit den Ammonitern? Abraham mit dem Raube der Könige von Adama und Zeboim? Und überhaupt, quo jure eroberte Iſrael das Land Canaan? Wegen der Sünde ihrer alten Einwohner. Vielleicht findet eadem ratio in Pohlen ſtatt. Gottes Rathſchlüſſe ſind ja undurchdringlich. Straft er nicht die Sünde der Väter an den Enkeln? Wer erweiſet, quo jure Lechus, der Pohlen Stammvater, Pohlen acquirirte? Man erweiſe, ob er titulum legitimum beſaß. . . Und ob Gott nicht von Ewigkeit her die pohlniſchen Provinzen denen Wiener, Petersburger und Berliner Höfen für gegenwärtige Zeit zugedacht habe? Nichts geſchieht ja auf Erden ohne Urſache, noch ohne Gottes Willen. Man widerlege mit dieſs Einwürfe!

wenden könnte: die Pohlen ſelbſt zum Beiſpiele, mit was für geſichertem Triumph könnten ſie dieſelben nicht für ſich gelten machen?

Es wäre ſchwer, die Gründe zu erforſchen, welche den Ueberfall verſchiedener pohlniſcher Provinzen verurſacht haben, wenn die benachbarten Mächte, welche ſich derſelben bemächtigten, ſich nicht die Mühe gegeben hätten, dem Publikum Nachricht davon zu geben *).

* Was dieſes Räthſel noch ſchwerer macht, ſind ohne Zweifel die ruſſiſchen Proteſtationen bey dem letzten Interregno. Gleich erkläret ſich die ruſſiſche Kaiſerin als eine Beſchützerin der Republick: ihre wohlthätige Seele iſt bey dem Anblicke der innerlichen Unruhen gerührt, welche bey jeder neuen Wahl dieſes Königreich erſchütterten: die Menſchlichkeit, das Mitleiden, das Nachbarſchaftsrecht, und was weiß ich mehr für löbliche Urſachen bewegen ſie zur Vermittelung. Unter allen bewegungswürdigſten Quellen der pohlniſchen Zwietracht glaubt ſie die wichtigſte in dem Ausſchluſſe gewiſſer Unterthanen der Republick von gewiſſen Chargen und Aemtern zu entdecken. Sie höret den klagenden Theil mit Gnade, und dieſer Unterſcheid zwiſchen Bürger und Bürger des Staats ſcheinet ihr unglücklich. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit, dieſen Unterſcheid für ewig

---

*) Nichts iſt leichter als dieſes: ich ſelbſt kann als Adams Sohn Anſprüche an das verlorne Paradies machen. Hat Frankreich ſich nicht für den rechtmäßigen Beſitz der ſchönen Elſas, wie Spanien wegen Braſilien, legitimirt?

ewig aufzuheben, welcher einem Theile dieſes Volks eine ſcheinbare Infame eindrückte, erkläret ſie ſich als ihre Beſchützerin, ſchützet ihre Sache mit ſtarken Arm, und unterſtützt ihre Urſache mit etlichen 1000 Mann, die ſchon wirklich in Pohlen ſtehen, und die man aus keiner andern Urſache von ihr begehret hatte, als um Ordnung und Ruhe während der Reichs- und Wahlverſammlung zu unterhalten 9).

Um nun die Abſichten der Republick zu befördern, zwinget dieſe Monarchin eine freye Nation in der Wahl ihres Königs, und nöthigt ſie, den von ihrer Hand anzunehmen, welchen ſie dieſer höchſten Ehre am würdigſten ſchätzt, oder vielmehr, der die beſte Neigungen hat, ihre großmüthigen Abſichten zu befördern 10). Bis hieher ſcheinet die Aufrichtigkeit alle Schritte der ruſſiſchen Kaiſerin zu begleiten; wer aber bemerket nicht, daß die Mittel, welche ſie für die Herſtellung des Friedens und der Eintracht in Pohlen anwendet, juſt diejenigen ſind, die das Feuer an allen Ecken des Reichs anfächeln? Ein Volk, welches alle ſein Glück in der Freyheit zu beſitzen glaubt, kann dieſes Volk gelaſſen zuſehen, daß ein Fremder im Gebrauche ſeines ſchönſten Privilegii,

9) Dieſes iſt die einige Wahrheit der ganzen Schrifft, ſowol im äuſſern Scheine, als in facto, wie in der Abſicht der meiſten ruſſiſchen Monarchin.

10) Hat ſie Unrecht gethan? Iſt er nicht ein Stück nach den Fundamentalgeſetzen? Und geſteht nicht jeder Pohle, daß er alle perſönliche Verdienſte und Eigenſchaften beſitze, die Kronenwürdig machen?

legii, welches ſie jemals beſitzen konnten, ſeinen Willen als ein unumſchränktes Geſetz gelten machen ſollte [11])? Wenn die ruſſiſche Kaiſerin den Ungrund ihrer Forderung nicht bemerkt hat, ſo muß ſie ohnfehlbar viel von dem hohen Rufe verlieren, welchen ſie in ganz Europa erworben hat, und hat ſie ihn bemerkt, was ſoll man dann von der Aufrichtigkeit ihrer Abſichten urtheilen [12])? Aber ach! dieſe ungerechte Theilung, die das Herz aller ächten Pohlen durchbort, und ganz Europa erſtaunen macht, entdeckt ſie nicht in dieſer vorgeſchützten Protection den allerſichtbarſten Eigennutz [13])? Die unter dem Mantel einer Wohlthat verdeckte Treuloſigkeit iſt ohne Zweifel verabſcheuungswürdig, und iſt ſie es wirklich auch bey dem geringſten Mitgliede verbrüderter Geſellſchaften, ſo kann ſie ſich ohnmöglich unter dem Schatten der Krone in eine Tugend verwandlen, beſonders dann, wenn ſie die Völkerrechte öffentlich umſtürzt.

Nimmermehr hätte man ſich überreden können, daß Urſachen, welche Türken bewogen, denen Pohlen beyzuſtehen, denen chriſtlichen Potentaten zum Deckmantel dienen würden, um Pohlen zu zergliedern [14]).

Die

11) Worinnen dieſe hochgeprieſene Freyheit beſtehe, und wie verderblich ſie dem Staate war, zeigt pag. 91 ꝛc. 41 ꝛc.

12) Dieſes ſind Fangfragen oder Wörterſpiele, die ſich durch das Betragen der Monarchin ſelbſt öffentlich widerlegen.

13) Dieſes iſt pag. 45 ꝛc. umſtändlich widerlegt.

14) Beantwortet pag. 39 ꝛc. Sie nähmen nur einen Theil der

Die Höfe von Wien und Berlin fangen an, die Bemühungen der Ruſſen zu loben, welche ſie anwendeten, um die Unruhen zu verhindern, welche die Königswahl gewöhnlich in Pohlen verurſacht. Sie haben aber nicht bemerkt, daß ſie juſt hiedurch die offenbareſte Ungerechtigkeit lobeten, und daß die Ungerechtigkeit juſt die gefährlichſte Grundlinie des Betragens für einen Monarchen ſey [15]).

* Es iſt leicht zu rathen, warum die Wiener und Berliner Höfe Rusland loben: ſie waren bereits einſtimmig, und folglich erfordert ihr Eigennutz die ruſſiſchen Abwege gelten zu machen: wenn aber alle Mächte Europens ſchweigen und in ſich ſelbſt den gerechten Widerwillen verbauen, was kann der Beifall dieſer zwey Höfe allein für Gewicht geben [16])?

Vergebens ſucht man die gelindeſte Seite des Verfahrens und der Verträge der drey vereinig-

der Provinzen, welche die Pohlen ſelbſt denen Türken pro remuneratione protectionis durch ihre Deputirte in Conſtantinopel verſprochen und cedirt hatten.

15) Wird nie erwieſen, daß es eine Ungerechtigkeit, vielmehr eine Wohlthat für Pohlen ſey.

16) Schön argumentirt. . . . Der Beifall eines dieſer drey Monarchen gilt in den Augen der Klugen und Redlichen mehr, als das ohnwirkſame Geſchrey einer Million raſender Conföderirten. Und die übrigen Monarchen Europens bewundern ein Meiſterſtück der Menſchenliebe, wenn man ohne Schwerdſtreich Friede ſtiften, und eine Völkerſchaft in die Schranken ihrer Pflichten zwingen kann. Dieſes konnte nur durch gemeinſchaftliche Verabredung, und nicht durch Zwietracht erwirkt werden. Das ſchwerſte war, die Hinderniſſe wegzuräumen, und ſich gegenſeitig friedſam zu vergleichen, auch zu vereinigen: und dieſes iſt vielleicht noch ſchwer zu erhalten.

ten Höfe; überall blicket die gerechte Urſache hervor, den übrigen Theil Europens vom Schlummer aufzuwecken; weil die allgemeine Staatsklugheit nicht erlauben kann, daß man eine ſo merkwürdige Völkerſchaft unterdrücken laſſe, ohne ihr zu Hülfe zu eilen. Die übrigen Mächte müſſen demnach Masregeln wählen, um ſich mit Nachdruck dem gefährlichen Entwurfe einer etwan allgemeinen Plünderung zu widerſetzen: glücklich iſt es noch, daß Verbindungen, welche nicht auf Gerechtigkeit ſtützen, nur einen wankenden Beſtand haben; und es geſchieht ſehr gemein, daß eben der Eigennutz, welcher vereinigt, auch bald hernach trenne. Es iſt ja nur ein Schritt von der vertraulichſten Freundſchaft zur entſchiedenſten Zwietracht. Die Erfahrung bewährt es, daß ein ehrgeitziges Herz, ohne Schranken, ſich allezeit dem augenblicklichen Eigennutze überläßt, und bey dem geringſten, aus liſtiger Trennung zu hoffenden Vortheile, ohne alle Reue ſeinen Freund und Bundsgenoſſen hintergehe 17).

Ganz Europa weiß, daß die ruſſiſche Kaiſerin ſich, durch ſchädlichen Rath verleitet, zur um-

17) Wird pag. 42 ꝛc. beantwortet. Item pag. 61 ꝛc. Ueberhaupt finden alle dieſe Traumeate bey dieſem Gegenſtande nicht ſtatt, ob ſie gleich den wirklichen Uſurpationen, auch in der Erfahrung gegründet ſind. Zur allgemeinen Plünderung könnten vielleicht die Herrn Enſöderirte geneigt ſeyn, wenn ſie die Kräfte zum Willen hätten, ganz Europa wider die Erretter ihres Vaterlandes aufzuwiegeln, und alle, die nicht juſt ſo glauben, wie ſie, nicht nur durch Kreuzzüge bis Jeruſalem, ſondern bis an das Ende der Erden zu vertilgen.

umſchränkten Gebieterin von ganz Pohlen aufgeworfen hat: daß ſie den König machte: daß ſie mit bewafneter Hand eigenmächtige Geſetze gab: daß ſie die innere Regierungsform änderte: das ganze erleuchtete Europa weis aber auch zugleich, daß eine ſolche Unternehmung das Recht der Völker und der Natur verletzet, die Unabhängigkeit der Staaten über einen Haufen werfe, und den Grund aller Staatsgebäude untergrabe [18]).

Was würde die Kaiſerin Königin und der König von Preuſſen wol ſagen, falls ſich eine fremde Macht in die Verwaltungsart ihrer Länder miſchen wollte? Warum wäre eben das, was bey ihnen verboten iſt, in Pohlen allein erlaubt? Die Monarchen ſind überall Monarchen, und genieſſen einer gleichen und ſich allzeit ähnlichen Unabhängigkeit [19]).

* Die Kaiſerin Königin und der König von Preuſſen werden etwa antworten, daß ſie es weder übel noch auſſerordentlich anſehen würden, wenn ſich ein Fremder in die innere Anordnungen ihrer Staaten miſchen wollte, falls ſie dieſen Fremden ſelbſt gerufen hätten, um die Ordnung wieder herzuſtellen, welche ſie ſelbſt zu halten unvermögend ſind: und dieſes iſt die wahre Lage Ruslands, das Königreich Pohlen betreffend.

18) Wird pag. 56. beantwortet. Dieſe Monarchin hat nur gethan, was ſie thun mußte, wozu ſie der rechtſchaffene Pohle einlud, und der Aufwiegler zwang.

19) Welche dumme, lächerliche Vergleichung zwiſchen denen in Völkerſchaftsordnung rühmlich beherrſchten öſtreichiſch und preuſſiſchen Ländern, und dem landverderblichen Liberum veto der Herrn Pohlacken!

Wer ſieht aber nicht, daß dieſe Antwort in eben dieſem Falle nicht hinlänglich iſt; die Antwort iſt nicht ſchwer; wenn Rusland gerufen wurde, um die Ordnung in Pohlen herzuſtellen, warum verurſacht es denn juſt das Gegentheil, wenn es mit euch vereinigt ganze Provinzen raubet, worauf ihr gar kein Recht habt [20])?

Bisher hatte man den Grundſatz als heilig angenommen... Alteri non feceris, quod tibi fieri non vis, oder: thue das andern nicht, was du nicht willſt, daß ſie dir thun ſollen: aber die neue Weltweisheit gibt uns eine weit genauere Kenntnis von dem erſten Naturgeſetze, und bedauert die Blindheit leichtgläubiger Ahnen. Sie betrachtet dieſen alten Grundſatz der Verbrüderungen nicht anders als ein thörichtes Wörterſpiel, welcher allein auf kleinmüthige Seelen wirken kann. Der Lehrſatz eines erleuchteten Philoſophen iſt viel reiner, viel angemeſſener für die Vernunft, folglich viel älter, obgleich ſpäter bekannt, arma tenenti dat, qui juſta negat, oder: wer das Recht ſtreitig macht, der weicht den Waffen des Stärkſten [21]). Fremde Lehre! aber leider! eine Lehre, die ſchon zu allgemein angenommen iſt. Man wird niemand überreden, daß eben das, was in Wien und Berlin ein Verbrechen iſt, in Warſchau Tugend heiſſen ſollte. Iſt es zu verwundern, daß die Eingriffe Rus-

lands

20) Iſt pag. 57 ꝛc. buchſtäblich beantwortet. Denn jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth.
21) Iſt pag. 3. widerlegt.

lands gegen Pohlen nur einen augenblicklichen Fortgang erwirkt haben ſollten? Sollte man wol erwarten, daß eine freye, kühne und kriegeriſche Nation gewaltſam aufgebürdete Feſſeln lange tragen werde [22])? Kann man gegenwärtig ſolche Staatsbürger als Aufrührer mishandeln, die ihr Glück und Leben aufgeopfert haben, um ihr Vaterland von einem tyranniſch erniedrigenden Joche zu befreyen? Kann man überhaupt aus den rechtmäſſigen Bemühungen, welche ſie zu Rettung ihrer Freyheit angewendet haben, ſich einen Rechtstitel zueignen, ſie zu unterdrücken [23])? Warlich, die vereinigten Höfe können ſie zwar untertreten, ſie werden aber nimmermehr vermögend ſeyn, der Welt glauben zu machen, daß ſie einen Bürgerkrieg aufgewiegelt haben, noch weniger, daß ſie eine Obergewalt erzwangen, um ſie mit Verachtung der Geſetze zu misbrauchen [24]).

Man muß die zwey verſchiedene Lagen nicht vermiſchen, nach welchen die Conföderirten müſſen betrachtet werden. Sieht man ſie in der Ukraine bey dem Anblicke der abſcheulichſten Knechtſchafft ihrer Nation, unter den bitterſten Schmerzen gedrückt, und

22) So ſtandhaft die Pohlen werden erkannt haben, worinnen eigentlich die wahre Freyheit beſtehe, werden ſie finden, daß man ihnen vielmehr die Feſſeln abgeriſſen, und ein Volk wirklich frey gemacht hat, welches ſeine Büttel nicht kannte.

23) Welche juſt bey dieſer Gelegenheit übel angebrachte Sophismata oder Fangworte!

24) Wer unvollkommene Geſetze zum weſentlichen Wohl eines Nachbarn verbeſſert, der heißt die mit Recht Rebellen, welche ſich rühmlichen Unternehmungen widerſetzen.

und beſchäftigt, die angemeſſenſten Mittel zu finden, um, wo möglich, das Sklavenjoch zu zerbrechen, welches ihnen bereitet wird: ſo ſind die wenigen großmüthige Edelleute, welche ihr Glück und Leben dem Vaterlande ſchuldig ſind, des Namens ihrer Ahnherrn vollkommen würdig; und weil ſie ſich des Blutes würdig machen, das in ihren Adern fließt, ſo ſind es eben ſo viel Helden, denen der ehrliche Mann ſeinen Beifall nicht verſagen kann [25]). Betrachtet man hingegen die kleinen Rotten von Conföderirten, welche aus der Baarer Generalconföderation abſtammen, die weder den Verſtand noch die Abſicht derſelben beſitzen, und unter dem Deckmantel einer rechtmäſſigen Schutzwehre, ſich Ausſchweifungen und unerhörte Grauſamkeit ſowol gegen Ruſſen als Polacken erlaubt hatten; ſo müſſen dieſe Elende nicht anders als Böſewichte beurtheilt werden, welche die Generalconföderation nie unter ächte Mitbrüder zählt, und die der abſcheulichſten Strafen würdig ſind. Die **erſtern** beſeelte die **Ehre**, und die **leztern** die **Raubſucht** [25]). Man beklaget jene, weil ſie ihre Kräfte vergebens ver-

25) Ganz recht! Sie würden es ſeyn, ſag ich, wenn Pohlen in dem Falle der Holländer, Britten und Schweizer geweſen wäre. Da ſie aber nur die Knechtſchaft des Vaterlandes für Privatabſichten unter falſchem Deckmantel der Freyheit zu befördern ſuchten, ſo ſind ſie nur verächtliche Aufwiegler eines Bürgerkrieges, und Enthuſiaſten übelverdauter Grundſätze; folglich zügelloſe Pferde, denen erſt Stall und Zaum, und dann erſt ein geſchickter Reuter gebührt.

25) Beider Abſicht und Zweck war im Grunde einerley: ſie ſcheinen nur verſchieden: ihre Wirkung verurſacht aber eben dieſelbe Folgen, die Pohlen beweinet.

verſchwendeten, um eine allgemeine Verwüſtung zu verhindern, welche ſie vorſahen: und man ergetzt ſich gegentheils über das tragiſche Ende, welches die andern betraf: dieſe haben ihren wohlverdienten Lohn für ausgeübte Schandthaten erhalten: und die Nachwelt wird jenen das Recht wiederfahren laſſen, welches ächter Helden Tugend gebühret [26]). Die künftigen Zeiten allein müſſen entſcheiden, ob man im Gegenwärtigen denen edlen Vertheidigern der Vaterlandsfreyheit ihr verdientes Recht mißhandelt habe [27]).

Es iſt Weltbekannt, daß die Conföderirten allein gegen die Ruſſen die Waffen ergriffen haben, welche den erſten barbariſchen Angrif und Krieg wider ſie bewerkſtelligten [28]). Wer nur im mindeſten die pohlniſche Regierungsform kennet, der weiß, daß die Conföderationen ein in denen Staatsgrundgeſetzen erlaubtes Mittel ſind, um Mißbräuche zu verbeſſern, oder Gefahr abzutreiben [29]). Wenn nun Drangſaale aller Gattung

26) Die Logik ſagt. . . a minori ad majus non valet conſequentia. Und um ein kleines ſcheindares Uebel zu verhüten, muß man kein großes ohnvermeidliches befördern.

27) Zuſt dieſe wird nicht nur die Schriften der Hrn. Conföderirten, ſondern auch die ganze pohlniſche Geſchichte leſen. Und dann iſt das Urtheil ſicher nicht für die Friedensſtörer, noch Türken- und Judenfreunde.

28) Um ſich gegen die Türken in Poſitur zu ſetzen, welche die Conföderirte nach Pohlen riefen, und um einen guten König gegen dieſe Unterthanen zu ſchützen: um ruhige Nachbarn zu haben, und die ſtürmiſche Pohlen zu bändigen, und endlich um ſich ſelbſt gegen Anfälle zu ſchützen, hat Rusland die Waffen ergriffen.

29) Eben dieſe Geſetze ſind Landverderblich und ſchicken ſich nicht

tung Pohlen verheeret haben, wem ſoll man ſie beymeſſen? Wem anders als denen Kunſtgriffen der Ruſſen? Denen Gewaltthätigkeiten ihrer Kriegsvölker, welche ſie nie aufgehöret haben in einem Lande zu begehen, das ihnen nie die mindeſte Urſache zu klagen gab, und worauf ſie gar keine Gattung von Recht beſaſſen 30).

Betrachtet man das Betragen der Kaiſerin Königinn gegen die Conföderirte von dem Augenblicke an, da ſie ſich vereinigten, bis zur wirklichen Theilung der Provinzen, hätte man nicht glauben

---

nicht in unſre Zeiten. Deshalb mußten ſie durch Zwangsmittel abgeſchaft werden. Für Pohlen ſelbſt ſind auch künftig 1000 regulirte Soldaten wirkſam brauchbarer, als 20000 ohngeübte ſchwermende Conföderirte. Mißbräuche werden durch Complottirungen nicht abgeſchaft; und haben ſich in dieſer Gelegenheit die Pohlen nicht vielmehr conföderirt, um ihre Mißbräuche, ihre ungeheure Vorurtheile zu unterſtützen und zu behaupten? Für Gefahr hingegen weiß ſie ein arbeitſamer weiſer König durch eine brauchbare Armee beſſer zu ſchützen, als ein enthuſiaſtiſch ohne Ordre nach Diſciplin ſchwermender Säbel gegen geübte Nachbarn vermag.

30) Die Drangſale Pohlens ſind ihnen allein beyzumeſſen. Nicht die über alle Beſchuldigung weit erhabne drey Monarchen, keine Raubſucht fremder Fürſten; ſondern Prieſter, chriſtliche Friedenslehrer, im Schlunde der Hölen, und in klöſterlichen Mauern angeſchärfte Intoleranz, Judenverfolger und Chriſtenverfolger, die der Staat in ſeinem Buſen als ſchädliche Würmer nährete... Dieſe haben Brüder gegen Brüder aufgehetzt, und Pohlen verwüſtet. Dieſe ſind es auch noch, welche durch heimlich unter fremden Namen ausgeſprengte Schrifften dieſer gottloſen Art noch die übrige Welt ſo wie den Pohlen betrügen, und ihre ſtrafbare Verbrechen denen beſten Monarchen Europens aufbürden wollen. Dieſe ſind es, welche noch gerne, nach fehlgeſchlagenen Entwürfen im Vaterlande, die ganze Welt für ihren Wanſt conföderiren, und mit Feuer und Schwerd verwüſten mögten.

den ſollen, daß dieſer Hof die Rechtmäſſigkeit ihrer Nothwehre und die tyranniſche Gewalt der Ruſſen mit eben dem Auge anſah, als der übrige Theil Europens? Hat ihnen dieſe Mönarchin nicht würklich ihren Schutz bewilligt? Hat ſie ihre Deputirte nicht mit Ehre empfangen? Hat ſie ihnen nicht eine Freyſtadt in ihren Staaten bewilligt? Was ſoll man ſich nun wol von der gegenwärtig erſtaunlichen Veränderung für Gedanken machen? Ein ehrlicher Mann, der richtig ſchlieſt, kann hierzu keine Urſache finden, aber die ſchlüpfrige, drehendſchleichende Politick der drey vereinigten Höfe gibt die Auflöſung dieſes ſonſt verworrenen Räthſels [31]).

Es iſt wirklich leicht zu bemerken, daß die Wiener und Berliner Höfe ſchon als gleichgültig ſcheinende Zuſchauer des pohlniſchen Unglücks den Plan entworfen hatten, Pohlen anzugreifen, daß ſie ſich aber nur berathſchlagten, ob Rusland mit zur Geſellſchaft ſoll gewählet werden, welches ſie allein arbeiten lieſſen, damit dieſe Macht mit allen Bürden des Krieges allein gedruckt würde, falls ſie etwan unterliegen mögten, oder wenn ſich etwan

31) Auch ſogar die beſte Menſchenmutter, die warhafte Chriſtin in ihren Werken, die groſſe Thereſia, wird von Böſewichten einer ſchlüpfrig ſchleichenden Politick beſchuldigt. Da aber ihr Betragen ſelbſt das Wort für gekrönte und Kronenwürdige Tugend führet, ſo bedarf ſie keiner Feder, um ihre Handlungen und Schritte in Pohlen zu rechtfertigen, ſondern nur die Fackel der Vernunft, um die pohlniſchen Vorurtheile, und die gekünſtelten Trugſchlüſſe ihrer Feder- und Säbelkriege zu beleuchten, und ſie der Welt ſo zu ſchildern, wie ſie wirklich ſind.

etwan die göttliche Verſehung für die Bedrängte erkläret hätte. Ohne Zweifel hat ſich zu dem erſten Bewegungsgrunde noch ein ander gefüget: es hat nemlich Zeit erfordert, um die Negotiationen des Prinzen **Heinrichs** in Rusland zu endigen, beſonders aber die, welche der Kaiſer und König von Preuſſen in einer geheimen perſönlichen Zuſammenkunft beſchloſſen haben; eine um deſto ſchwerer zu führende Negotiation, je mehr die drey Höfe Mühe fanden, ſich über die entworfene Theilung zu vergleichen, und wie viel einem jeden insbeſondre zufallen ſollte [32]).

Was übrigens die Barmherzigkeit betrift, welche die Wiener und Berliner Höfe der unglücklichen Republick zu erweiſen ſchienen, kann man ſich zur Schande dieſer Mächte nicht hindern zu denken, daß dieſes verſtellte Mittleiden keinen andern Zweck als den Untergang Pohlens erzielte: ein um deſto ſicherer Untergang, weil ihn die eigne Kinder und Unterthanen des Staates durch ihre häusliche Uneinigkeit beſchleunigten. Nach dieſer Betrachtung, was kann man von den Schritten und der Aufrichtigkeit dieſer beiden Höfe urtheilen, welche ſie für den Frieden zwiſchen Rusland und den Türken anwenden? Unter welchem Geſichtspunkte ſoll man ihre ohnwirkſame Vermittelung betrachten, um dieſes wirklich große Werk

32) Hierinnen könnte der Hr. Author vielleicht Recht haben: denn alle Berathſchlagungen für das Wohl ganzer Länder, und um Frieden ohne Blutbäder zu erzwingen, erfordern Zeit und weidgewählte Staatsklugheit.

Werk zu befördern? Was ſoll man von dem Bruche des Congreſſes zu Bucharest denken? Nur die Staatsklugen können dieſe Fragen beantworten; indeſſen kann man frey ſagen, daß dieſe Mächte erſt dann ihre Larve abgezogen haben, da ſie vor gut fanden, öffentlich die Rolle zu ſpielen, welche ſie hinter dem Vorhange entworfen hatten, und daß ſie nicht eher auf der europäiſchen Schaubühne in warer Geſtalt erſchienen ſind, bis ſie ſich gegen alle Unternehmungen und Hinderniſſe der übrigen Mächte in fürchterlicher Poſitur geſetzt hatten. Die Zeit muß uns lehren, ob ſie auf die Gleichgültigkeit der übrigen Höfe richtig gerechnet haben 33).

Im wirklichen Grunde der Sache konnte das Unglück Pohlens höchſtens das Mitleid der benachbarten Völker reizen, und ſie bewegen, die Ruhe zu befördern, ohne die Geſetze der Republick zu verletzen. Dieſes wäre der edelſte Gebrauch ihrer Macht gewe-

33) Auch hier irret vielleicht der Hr. Author nur zum Theil, aber nicht überhaupt. Jeder Staatskichtige erblickt die Urſache, warum die drey Mächte ſich vorläufig vereinigt haben, ehe ſie ihre Entwürfe bekannt machten. Hinderniſſe durch Meiſterſtücke der Vernunft und Mäßigkeit aus dem Wege räumen, um ſeinen Nachbarn glücklich zu machen, ohne ſich ſelber zu ſchwächen, und Friedensſtörer abzuſchrecken, daß ſie keine fruchtbare Saat für die ganze Menſchheit in ihrem Keime zertreten könne, dieſes allein ſind rühmliche Folgen der mächtigen Verbindung, und die Urſache, warum man durch verſchwiegene Zurückhaltung allein das wahre Ziel erreichen konnte. Ob aber Pohlen dadurch unglücklich geworden ſey, iſt pag. 61 ꝛc. handgreiflich genug erwieſen.

Bayerische Staatsbibliothek München

geweſen. Ihre Grosmuth hätte ſie mit Ruhm belohnt 34).

Die vereinigten Höfe ermangeln zwar nicht, ihre Begierde zu entdecken, um Sicherheit, Friede und Ordnung in Pohlen einzuführen: dieſer löbliche Entwurf iſt aber bald durch die Mittel zu ſeiner Erfüllung erniedrigt. Denn ſich der beſten Provinzen eines Reiches unter dem Vorwande beſtrahter Ruhe zu bemächtigen, und ihm natürliche Gränzen anzuweiſen, das heißt vor den Augen der ganzen Welt erklären, daß Billigkeit, Warheit, Treu und Glauben nur leere Namen ſind, mit denen man nach Willkühr für den Eigennutz ſcherzet.

Welcher erſtaunliche Unterſcheid zwiſchen der Denkart der drey Mächte, und der eines großen Königes, welcher zum Vorbilde der Tugenden dienen kann, die eigentlich den ächten Chriſten und

34) Aus den verworrenen und für die allgemeine Sicherheit unzulänglichen Geſetzen der Republick entſtand ihr Unglück, folglich bedurften eben dieſe Geſetze eine unvermeidliche Veränderung, um allein das Wohl des Staates zu erzwecken. Hier ſchimpft der tollkühne Zuthet eben ſo frech und ohne Beweis, als ein Dervis oder Brachman auf dem Predigtſtuhle gegen die ungläubige Chriſtenhunde. Er bleckt aber die Zähne wie er will, ſeine Biſſe werden niemand ſchaden, wo man ſündertas Schlüſſel gegen wütende Hunde braucht. Ein ehrlicher Privatmann kann nicht allezeit ohne Umwege eine gute Abſicht erreichen: dieſes heißt den uns dem Beiſpiele des h. Apoſtels Pauli folgen, der da ſagt... Denen Juden bin ich geworden als ein Jude, und denen Heiden als ein Heide, damit ich ihrer viel ſelig mache. Bey Monarchen hingegen heißt ein ſolches Betragen Politick; und dieſe Art von Politick iſt eben ſo rühmlich, als zuweilen die Machiavelliſche nothwendig, oder verächtlich.

und großen Monarchen beſtimmen: er ſagte nemlich... **Wenn Treu und Glauben von der Erden verbannet werden, ſo ſollte man ſie bey den Königen wieder finden.** Man wird antworten, dieſe Moral war zu der Zeit gut, da unſre Welt noch in den Finſterniſſen der Irrthümer, Vorurtheile und Blendwerke begraben lag: gegenwärtig hingegen, da ſie erleuchtet iſt, verurſachen dergleichen alte Grundſätze keinen Eindruck, als bey dem Pöbel, welcher unfähig iſt, ſich den innern Werth des neuen Naturgeſetzes zuzueignen. Die Vernunft überläßt dieſes Geſetzbuch denen, welchen daran gelegen iſt, es gelten zu machen: es läßt ſich aber allezeit für das erklären, welches der Urheber der Natur angeordnet hat, um den für die Geſellſchaft geſchaffenen Menſchen zu einer richtigen, ſichern und ohnbetrüglichen Richtſchnur zu bilden 35).

Man darf nicht hoffen, in allen Bewegurſachen, welche die vereinigten Höfe anführen, um ihre Gewaltthätigkeit zu bemänteln, beſſere noch richtigere Gründe als dieſe zu finden. Die Zergliederung der Republick, welche ſie zu befürchten ſcheinen wollen, iſt nur ein Unding. Pohlen iſt öfters der Tummel-

35) Ganz recht! Man erweiſe mir aber, daß unſre Monarchen ohne erhebliche und unvermeidliche Urſachen von dieſer edlen Richtſchnur des Natur- und Völkerrechtes irgendwo abgewichen ſind, wo es nicht der Nothſtand der Völker, und das wahre Wohl der beſonders verdrüderten Geſellſchaft in dem Bezirke ihrer Wohnungen erforderte, dann werd ich mit dem Hrn. Author einſtimmig ſeyn.

platz großer Unruhen gewesen, ist aber nie zergliedert worden, wie man es zu befürchten scheinen wil.

Heißt das nicht die Menschen hinter das Licht führen wollen, und die ersten Rudimenta des Verstandes verwirren, wenn man ankündigt, daß man keine andre Absichten führe, als das Wohl einer Nation, bey welcher man unter diesem falschen Vorschub vorsetzlich das Uebel hervorbringt, wovor man sie schützen wollte. Es sey mir erlaubt, in Ordnung zu schliessen, und die Fürsten von dem Misbrauche zu überzeugen, welchen sie von dem Lichte des Verstandes machen. Ich will sie fragen, was heißt das, ein Ganzes zertheilen: man wird antworten, das heißt eigentlich das Ganze in verschiedene, oder in alle Theile zergliedern. Nun da ihr euch einiger Provinzen bemächtigt, die ihr euch zueignet, habt ihr sie nicht von dem großen Ganzen abgesondert? Habt ihr sie nicht sogar in Ansehung dieses Ganzen zernichtet? Ihr habt also wirklich eine strenge Zergliederung in Pohlen vorsetzlich bewerkstelligt, eben da ihr uns wollet glauben machen, daß ihr dieselbe fürchtet [96]). Vielleicht wird man, um diese Beur-

96) Dieses alles ist Wörterspiel für den Blödsichtigen. Was ist denn in Pohlen zernichtet worden? Man lese pag. 62 ꝛc. um sich des Gegentheils zu überzeugen; oder der pohlnische Verstand will uns vielleicht glauben machen, daß der Nigritier, der Hottentot und der Lappe kein ander Glück zu wünschen haben, als daß kluge Nachbarn sie nicht klüger zu machen bestreben mögten, und die erstern nur nach ihrem natürlichen Verhältnisse zu Sklaven brauchten, die letztern hingegen nie aus ihrer kalten Finsterniß an das helle Licht der warmen Warheitssonne führen mögten.

Beurtheilungsart zu schwächen, beifügen, daß nichts zu fürchten war. Es mögen aber die drey Mächte alle mögliche Ursachen anführen, welche sie hätten bewegen können, die Wirkungen dieser vermeinten Zergliederung zu scheuen, so bleibt es doch allzeit wahr, daß es in keinem Falle erlaubt sey, eine wirkliche Ungerechtigkeit zu begehen, um sich gegen ein möglich Uebel zu verwahren 37), welches zuweilen nur in der Einbildung bestehet, oder das man leicht in seiner ersten Quelle durch seine eigene Kräfte zu ersticken fähig ist; gesetzt, daß die Beisorge wirklich gegründet war, so schliessen sie hieraus, daß die drey Mächte schon längst eine Gelegenheit gesucht haben, der Republick einen Theil ihres Eigenthums zu entreissen, und daß sie diese mit Begierde ergriffen haben, so bald ihnen ein innerlicher Bürgerkrieg Gelegenheit dazu gab 38).

Die Vortheile, welche nun die zwey Kaiserinnen zu diesem Raube bewegen haben, mögen nun von welcher Art seyn, wie sie wollen, so ist doch der Schritt ihres dritten Mittheilenden gar zu sichtbar, um ihn zu miskennen. Ohne Zweifel

37) Der Author macht logische Sätze, folglich muß man ihm mit Schulargumenten antworten. Nego majorem, ergo non valet consequentia.

38) Dieses wäre eben nicht unnatürlich: man fängt die Stockfische ja nicht in hellen Bächen; und durch Dämme und Schütte entrissen die Holländer ganze Provinzen dem stürmenden Meere. Besitzen sie etwan dieß nicht mit vollem Rechte? oder sollen die Fische bey dem Neptun klagen, daß man ihre erblich verjährte Gränzen abgekürzt, und sie in fruchtbare Auen für Menschen und Vieh verwandelt habe.

war der Beſitz des Weichſelſtromes, welchen er nunmehr beherrſcht, der Gegenſtand ſeiner feurigſten Wünſche; der Vortheil, Meiſter des ganzen Handels von Preuſſen und Pohlen zu werden, war viel zu wichtig, um ihn bey guter Gelegenheit zu verſäumen, und das bey dieſer Gelegenheit errichtete neue Commercienecollegium erweiſet den ſchon längſt entworfenen Plan. Die perſönlichen Vortheile, welche er ſich von dieſem Handel verſpricht, und der Zwang, in welchem ſich das mit ſeinen Truppen umzingelte Danzig befindet, kündigt deutlich genug die Nothwendigkeit an, ſich eine Hanſeeſtadt zum willkührlichen Gebrauche zu verſchaffen: die handelnde Völkerſchaften müſſen nunmehro wiſſen, ob eine ſolche Eroberung ihren Handel begünſtigen, oder völlig zu Grunde richten werde. Engelland und Holland werden vielleicht bald etwas erfahren, falls ſie vielleicht nicht ſchon zu viel wiſſen 39).

Es iſt nicht genug: hätte man geglaubt, daß drey ſo fürchterliche Mächte von den pohlniſchen Unein-

39) Die erſte Pflicht eines jeden Monarchen iſt die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen: was befördert dieſe mehr, als die Handelſchaft? Der große Friederich bildete ſich zuerſt arbeitſame Bienen: ist muß er ihre Körbe in ſolchen Gegenden ſetzen, wo Blumen zum Honigtragen wachſen. Die Pohlen ſelbſt dürfen hierüber am wenigſten klagen: denn bisher haben ſie für ſich keine andere Vortheile von dem Handel auf der Weichſel zu genieſſen gewußt, als den, welcher ihnen noch offen ſtehet. Folglich kann es ihnen auch gleichgültig ſeyn, ob einige Privatkaufleute in Danzig und Holland oder Königl. Preuſſiſche Unterthanen reich werden, und Vortheile aus pohlniſcher Trägheit ſaugen.

einigkeiten etwas für ihre Gränzen zu besorgen hätten? Pohlen, das entwafnete, ohne Soldaten und am Staatshimmel schon in das Chaos gerechnete Pohlen, sollte dieses denen Wiener, Petersburger und Berliner Höfen wol furchtbar geschienen haben? Welches Blendwerk 40)!

Es ist wirklich zu verwundern, daß die theilende Mächte nicht selbst das Lächerliche von ihrer vorgewendeten Furcht empfunden haben: oder daß, da sie es wirklich empfanden, sich eines solchen Vorwandes noch bedienen durften. Gesetzt aber, man vermuthe hierin Aufrichtigkeit, welche

40) Dieser und der folgende Artickel, welche den meisten Raum der Schrift einnehmen, irren gewaltig in Ethesi & supposito. Es wäre wirklich lächerlich zu glauben, daß die drey große Monarchen sich für einen ohne Mannszucht und Führer schwärmenden Haufen Polacken sollten gefürchtet haben. Denn die Hornisse, welche vor Israel herzogen, formiren in unsern neuern Zeiten nicht mehr die Avantgarde der Rechtgläubigen. Man expedirt sie nach der neuen Mode mit Ketzerkartetschen; Mahomets Blutfahne wirkt durch Einsegnung des Mufti selbst nur gegen die Araber, aber nicht gegen die Russen Mirackel. Es muß folglich der Hr. Author dieser Schrift kein Staatskluger, sondern nur ein Enthusiast seyn, wenn er wirklich Furcht solchen Monarchen aufbürden will, welche nicht auf den Waffenträger des Jonathans, sondern auf wohlgeübte Armeen im Philisterkriege trotzten. Das Wort Furcht hat folglich in ihrer öffentlichen Erklärung in pohlnischen Sachen nichts anders zu bedeuten, als daß sie ein wirklich brennendes Feuer löschen und ein Raubgesindel zäumen wollten, welches bey künftig möglichen Folgen auswärtiger Kriege ihre eigene Gränzen hätte beunruhigen können. Und das heißt eben nicht Furcht im Gegenwärtigen, sondern Vorsicht für künftige Fälle, die ein weiser Fürst seinem Staate schuldig ist, die das Naturgesetz fordert, die Völkerrechte gestatten und die Staatsklugheit wählen muß.

ſich wirklich nirgends findet, ſo unterſtehen wir uns die drey Höfe zu fragen, welche Parthey eigentlich in Pohlen ihnen dieſe Furcht verurſache? Waren es etwan die Conföderirte? Aber dieſe ſelbſt verfolgt, und von den Ruſſen, oder durch ihre eigene Mitbrüder zu Grunde gerichtete Elende waren ja weit entfernt, benachbarte Staaten zu beunruhigen, und vielmehr froh, wenn ſie bey ihnen Schutz, oder eine Freyſtadt vor Verfolgungen finden konnten. Konnte die Kaiſerin Königin wol eine Handvoll Menſchen fürchten, welche ihre eigne Erhaltung zum freundſchaftlichen Betragen führte, und die ihr noch dazu durch die Pflichten der Dankbarkeit wirklich unterthänig waren? Ihre Erbländer haben verſchiedene unter ihnen zur Zuflucht gedient, und die Generalconföderation wohnete wirklich in Teſchen. War nun wol der König von Preuſſen ſeiner Seits weniger verſichert? Was hatten die Conföderirte vor Gewalt der Seinigen entgegen zu ſetzen? Unter was für Vorwande hätten ſie ſeine Länder angreifen wollen? Sie hatten vielleicht einen, nemlich das **Wiedervergeltungsrecht**: es mangelte ihnen aber das Beſte, ich meine das Recht des Stärkſten. Rusland ſelbſt, ob es gleich auf die grauſamſte Art mit den Conföderirten verfuhr, hatte es wol für ſeine eigne Gränzen das mindeſte zu beſorgen? Ihre überwägende und allezeit ſiegende Obergewalt hieß ihrer Seits, ohne alle Beſorge leben. Und kurz geſagt, die Conföderirten, welche nur die Waffen ergriffen hatten, um ihren

Feuer-

Feuerheerd, ihre Freyheit und Privilegien zu vertheidigen, waren ohne allen Zweifel weit entfernt, die Ruhe der pohlnischen Nachbarn zu stören. Sie suchten nichts anders, als dieselbe ihrem Vaterlande zu erhalten, wenigstens war dieses der Beweggrund, den sie vorschützten. Fürchteten vielleicht die drey Höfe den kleinen Haufen Polacken, welche ihrem Könige anhiengen, worauf gründet sich sodann diese eingebildete Furcht? Der König, die Großen, der vernünftigste Theil der Nation, sahen die Verwirrung des Vaterlandes mit Schmerzen, sie sahen sie aber, ohne andre Mittel zu finden als Vertrauen auf den Schutz des russischen und berliner Hofes, und auf die scheinbare Neutralität des Hauses Oestreich. Die Russen hatten allein die Waffen ergriffen, um den König Stanislaus Augustus auf dem Throne zu erhalten. Für eben den Zweck betrieb der König in Preussen die stärksten Contributionen in denen ihr angränzenden pohlnischen Provinzen. In eben dieser Absicht hatte auch das Haus Oestreich versprochen, neutral zu bleiben. Was hatten denn nun wol die drey Höfe von diesem Theile der pohlnischen Nation zu besorgen, welche sie gemeinschaftlich beschützten? Ergreift man wol die Waffen wider Freunde, Bundsgenossen und Beschützer? Sucht man sich ihrer Staaten zu bemächtigen, oder Verwirrung darinnen anzufächeln, wenn sie allein bewaffnet erscheinen, um uns zu beschützen? Aber gesetzt noch zum Ueberflusse, diese eingebildete Furcht wä-

re gegründet, wo war denn die Macht des Königs und der Republick? Wo war ihre Freyheit, oder die Möglichkeit, nur gegen einen dieser drey Höfe feindselig zu verfahren? Der warschauer Hof wurde ja während dieser Unruhen, allezeit durch den Petersburger geleitet, und durfte nichts anders wählen, als was ihm der Rath der Kaiserin vorlegte. Endlich, hätten die drey Mächte besorgt, daß, falls die innerlichen Händel dieses unglücklichen Reiches aufhörten, die vereinigten Pohlen ihre Kräfte gegen sie selbst anwenden würden; so ist diese vorgeschützte Furcht eben so lächerlich als die andere: und wäre es möglich, sie in der Wirklichkeit zu vermuthen, so würde sie denen Ministers der vereinigten Mächte eben keine Ehre machen, noch vielweniger dem Heldenmuthe der dreyen Souveraine. Um uns aber nicht länger bey Widerlegung dieser ohngegründeten lächerlichen Furcht aufzuhalten, fragen wir denen drey Monarchen, und ganz Europa fragt mit uns: ob die Furcht für ein möglich, aber noch entferntes Uebel jemand berechtige, im Voraus eine wirklich und gegenwärtige Ungerechtigkeit zu begehen? Als gute Politici sind wir in dem Falle gezwungen, auf unsrer Hut zu stehen, und bereit zu seyn, das Uebel, welches uns drohet, mit Gewalt abzutreiben. Aber die gute Politick einstimmig mit der gesunden Moral erlaubt uns nicht, des Nachbars Gut zu rauben, um ihn dadurch ausser Stand zu setzen, uns künftig schaden zu können. Wenn dieser gefährliche

Grund-

Grundſatz jemals Statt finden mögte, dann würde das Eigenthumsrecht aufhören ein geheiligtes und zu verehrendes Bündnis zu seyn. Laßt uns demnach beherzt sagen (und die drey Mächte werden uns im Herzen nicht tadeln) daß der unterdrückte Zuſtand, worin ſich Pohlen befand, auf einmal Rechte hervorkeimen gemacht hat, welche ohne dieſen Zufall niemals in der Wirklichkeit zu finden gewesen wären. Um ſie gelten zu machen, hatte man die Gewalt in Händen: um ihr einen wahrſcheinlichen Anſtrich zu geben, hingegen hat man ſich nicht geſchämet, in öffentlichen Erklärungen die allergemeinſten Stellen der niedrigſten und hinterliſtigſten Politick auf einander zu thürmen: um ſich im Genuſſe erzwungener Rechte zu erhalten, macht man ſich eben keinen Scrupel, Gewalt zu brauchen, oder verfängliche Schlüſſe einer verſtellten Wohlgewogenheit, welche öfters in ihren Wirkungen viel gefährlicher iſt, als die offenbare Gewalt ſelbſt [41]).

Wäre es nicht viel beſſer gewesen, frey zu geſtehen, daß alles, was nützlich iſt, auch gerecht ſey, und daß die Gewalt das Recht hervorbringe, als ſolche erbärmliche Urſachen hervorzuſuchen, die eigentlich niemand berücken können [42])?

Zu

41) Iſt im vorigen Artickel concentrirt beantwortet, und in allen Zeilen der Hauptdefenſionsſchrift gründlich widerlegt.

42) Pereat unus pro populo. Dieſes iſt ein Satz, deſſen fruchtbringenden Werth die alten Römer beſſer kannten, als wir. Und die pohlniſchen, bisher deſpotiſchen Magnaten verlieren ja für das Wohl des Vaterlandes nichts anders,

Zu dergleichen keiner Aufmerkſamkeit würdigen, leichtſinnigen Sätzen fügen die vereinigten Höfe noch Grundlehren bey, deren Ungerechtigkeit und Falſchheit handgreiflich ſind.

Ihr erſter Grundſatz, welcher ihren Einfall beſchönigen ſoll, iſt dieſer... Es ſey genug, daß ſie ſich unter ſich ſelbſt ihre Forderungen mitgetheilet haben, daß ſie ſich gegenſeitig allein rechtfertigten, um ſich verſchiedener pohlniſcher Provinzen zu bemächtigen, ja ſo gar eine Erſetzung deſſen zu nehmen, welches ihnen von den nicht genoſſenen Einkünften dieſer Provinzen rückſtändig ſchien.

Man muß geſtehen, daß eine ſolche Politick ſehr leicht und bequem ſey, auch keiner weitern Entſcheidung bedürfe; iſt ſie aber gerecht? oder nicht vielmehr der natürlichen Billigkeit und allen Völkerrechten gezähmter Nationen entgegen geſetzt?

Aus einem falſchen Grundſatze kann man nichts anders als falſche Folgen ziehen. Dieſe Wahrheit, welche jedermann eingeſtehet, läßt ſich in jeder Zeile der Erklärung bemerken, welche der Baron Stackelberg dem warſchauer Miniſterio im Namen der drey Höfe überreichte, und gleichfalls in dem Königl. Preuſſiſchen Manifeſte zu leſen ſind. Wenn aber jemals die handgreiflichſte Ungültigkeit über Gerechtigkeit und den guten Verſtand geſiegt haben, ſo iſt es ohnſtreitig in den angeführ-

anders, als den unumſchränkten Willen, auf Koſten und Gefahr aller übrigen Stände, dieſes zu thun. Was alſo im großen Ganzen denen Pohlen wirklich nützlich iſt, das bleibt ſicher auch ewig gerecht.

führten Grundſätzen der drey Höfe geſchehen, wodurch ſie ihre Eroberungen rechtfertigen wollen, und die wir mit ſo vollem Rechte tadeln. Uns bey dieſen Artickeln aufzuhalten, um das Abgeſchmackte davon zu ſchildern, dieſes wäre juſt dem lächerlichen zu viel Gewicht beilegen, die Geduld unſerer Leſer mißbrauchen, und ihren Einſichten zu wenig trauen 43). So mächtig auch die Könige ſind, ſo hören ſie doch niemals auf, Menſchen zu ſeyn, und in dieſer Geſtalt verbinden ſie eben die Pflichten der Gerechtigkeit und Billigkeit wechſelſeitig auf eben die Art, wie den geringſten ihrer Unterthanen. Würde dieſe neue Rechtsgelehrſamkeit einmal eingeführt, ſo gehörte ſie billig in das Geſetzbuch der americaniſchen Wilden. Zwey oder drey Horden dieſer Barbarn werden ſich unter einander ihre Abſicht mittheilen, einer benachbarten ſchwächern Horde Wohnungen zu berauben, und ſie werden es ohngeſäumt bewerkſtelligen, wir werden in Europa über eine ſolche Räuberey ſchreyen: wir werden die Sitten dieſer wilden Völker verabſcheuen: und juſt in Europa, in den Kabinetten chriſtlicher Höfe ſehen wir Beweg-

43) Wenn der Hauptſatz falſch iſt, ſo ſind alle daraus gezogene Folgen lächerlich. Mit eben dieſen Worten widerleg ich den Hrn. Author in allen möglichen Gegenſätzen, und die Königl. Preuſſiſche Manifeſte werden denen ohnfehlbar eben ſo gerecht, als gegründet ſcheinen, welche die wahre Quelle des pohlniſchen Uebels und der aus eben dieſem Uebel nunmehr erwachſenen Vortheile ohne Vorurtheil ergründen wollen, beſonders wenn ſie die unpartheyiſche Wahrheit geleſen haben, und die leidenſchaftigen Gegengründe vernünftig abzuwägen vermögend ſind.

weggründe zu Eroberungen hervorbrechen, worüber sich auch Barbarn schämen mußten 44). Vermuthlich ist auch aus eben diesem Gesetzbuche das Recht hervorgesucht worden, die Ersetzung eines Guts zu nehmen, worauf man niemals Anspruch machte, und welches folglich auch nicht hat können abgeschlagen werden: endlich welches Widerspruch verwickelt, über ein Gut, über welches man weder Recht hat, noch haben kann. So bald sich ein Fürst beleidigt glaubt, dann ist das Völkerrecht die allgemeinschreyende Stimme: hingegen setzen sie dasselbe gänzlich ausser Augen, wenn das Recht des Privatvortheils ihren Ehrgeize Mittel darbietet, sich grösser zu machen 45). Man wird nach dieser Einleitung eben nicht erstaunen, da man einem dieser drey mitheilenden Mächte sagen ließ. . . „Da meine Soldaten einen Vortheil über alle andere erlanget hatten, „war ich mit nichts mehr beschäftigt, als die Forderungen zu untersuchen, die ich auf verschiedene Provinzen hervorbringen konnte. Mein forschen-

44) Welche thörichte Vergleichung! Sollten gesittete Völker nicht berechtigt seyn, sich zu vereinigen, eine Horde wilder Barbarn in gesetzmäßige Schranken zu zwingen? Und was ist anders in Pohlen geschehen, als eben dieses?

45) Hiervon nemlich von dem Anspruchsrechte ist umständlich pag. 59 seq. gehandelt worden. Uebrigens aber irren die gewaltig, welche denen drey Höfen eben dieses Anspruchsrecht streitig machen wollen. Man darf nur in den Ursprung aller Völkerschaften zurückgehen, so wird man ein Chaos für nie aufhörende Kriege finden. Die meisten Völker wurden durch das jus belli groß, und wer dieses nicht kennt, der studire mit aufgesperrten Ohren das jus canonicum, und sehe, wodurch Carthago und Rom groß, auch wieder klein wurden.

„ſchendes Auge entdeckte vier Hauptgegenſtände;
„Schleſien; Pohlniſch-Preuſſen; Holländiſch-
„Geldern und Schwediſchpommern.“ Die erſte dieſer Provinzen hat bereits ſeit vielen Jahren einen andern Herrn: die andre trägt bereits daſſelbe Joch, und die Reihe wird vielleicht bald die übrige treffen. Die Wichtigkeit der Forderungen auf dieſe iſt ohne Zweifel eben diejenige, welche der Monarch ſo ſorgfältig durch ſeine Gelehrten hat ausarbeiten laſſen. Wär es nicht nothwendig, daß man die Könige zuweilen erinnerte, **daß auch ein Geſetzgeber ſey, dem Könige gehorſamen müſſen** [46])?

Da die Völker keinen Richter unter ſich haben, ſo dürfen ſie ſich auch ſelbſt Gerechtigkeit verſchaffen: es iſt aber unerhört, daß man ſie ſich verſchaft, ehe ſie verſagt werden, und es iſt ein ohne Ausnahm beobachteter Gebrauch bey allen Völkern Europens, daß man zuvor müſſe Genugthuung gefordert, und ſie nicht erhalten haben, ehe man berechtigt iſt, Gewalt zu brauchen.

Das Völkerrecht, worüber ſich die Nationen verglichen haben, iſt in dieſem Stücke mit der natürlichen Billigkeit einſtimmig: dieſe leidet nicht, daß zwey Perſonen, welche einen dritten berauben wollen, ſelber Richter ihrer Forderung ſeyn dürfen, oder ſich ſelbſt Recht ſchaffen, ehe der dritte gehört iſt,

46) Wenn der Herr Author ſeinen Wohnſitz im Narrenhauſe will angewieſen haben, ſo rathen wir ihm, ſich in Berlin perſönlich zu melden, wo ihm der weiſe Monarch die Urſachen ſagen wird, warum er ſich ſo deutlich erkläret habe.

iſt, und die wechſelſeitige Rechte vorgetragen worden.

Wenn dann auch die Forderungen der vereinigten Höfe eben ſo gegründet wären, als es ihnen wirklich an Wahrſcheinlichkeit mangelt, ſo bliebe doch ihr Betragen gegen Pohlen allezeit ein verhaßter Ueberfall, welcher alle Regeln der Billigkeit verletzt 47).

Ihr zweyter Grundſatz beſtehet darinnen, daß ſie behaupten, es finde unter Monarchen keine Präſcription ſtatt, und daß der allerälteſte Beſitz keinen titulum legitimum geben könne. Einen ſolchen Lehrſatz feſtzuſtellen, iſt eben ſo viel, als ſeinen Ungrund erwieſen zu haben; unſere größten Juriſten haben nicht ohne Urſache die Verjährung oder Präſcription eine Mutter des menſchlichen Geſchlechts geheiſſen. Iſt ſie nun nothwendig, um die Händel zwiſchen Privatperſonen zu endigen, ſo iſt ſie es noch weit mehr die Streitſachen der Monarchen aufzuheben, weil dieſe das Unglück ganzer Völker, jene hingegen nur einiger Familien verurſachen 48).

Man

47) Dieſes alles beantwortet pag. 61 ꝛc. ohnwiederſprechlich.

48) Der Hr. Author beliebe uns ein Senatus Conſilium im Monde anzuweiſen, welches über die Präſcription auf unſrer Erdkugel entſcheidend urtheilte. Auf unſrer Welt ſind die Gelehrten vielleicht verſtändig, aber nicht mächtig genug, um dieſe Streitfrage zu entſcheiden. Wer aber den Urſprung mächtiger Nationen kennt, der wird trocken weg ſagen. . . . Daß alles, was ſeit vielen 1000 Jahren auf unſrer Welt gegolten hat, auch noch für gegenwärtig gelten müſſe, bis der Juden Meſſias erſcheint, um uns Menſchen alle, die Todte und Lebendige, im Thale Joſaphat zu vereinigen, und die Böcke von den Lämmern zu ſcheiden.

Man weiß genug, daß die Frage von der Verjährung unter die gehöret, deren Entſcheidung in die griechiſchen Kalender gehört. Der Eigennutz der Könige erfordert es, ſich über dieſen Punkt allezeit ein Recht zur Abänderung ihrer politiſchen Jurisprudenz vorzubehalten, nachdem es Lage und Umſtände erfordern; und man kann es als einen wirklichen Satz annehmen, daß dieſe Frage nunmehr aufgelöſet werden dürfte. Die Rechtsgelehrten ſind hierüber eben ſo wenig einig als die Fürſten, und man betrügt ſich nicht, wenn man bekräftigt, daß ſie über dieſen Artickel allezeit widerſprechende Entwürfe angenommen haben, und der Staatsklugheit der Fürſten, deren Unterthanen ſie waren, oder denen ſie ſchmeichelten, nachgaben. Der berühmte Grotius darf ſich ſogar nicht weder für den einen noch den andern Satz erklären, indeſſen ſcheinet er doch für die Präſcription geneigt zu ſeyn: denn nachdem er die Meinung des Vaſquez, welcher derſelben widerſpricht, berühret, ſetzt er hinzu... Atqui id ſi admittimus, ſequi videtur maximum incommodum, ut controverſiae de regnis, regnorumque finibus ullo nunquam tempore extinguantur; quod non tantum ad perturbandos multorum animos, & bella ſerenda pertinet, ſed & communi gentium ſenſui repugnat. Wolf in ſeinen Inſtitutionibus vom Rechte der Natur und der Völker ſagt ausdrücklich .. cum uſucapio & praeſcriptio ſit juris naturalis, ea etiam valet inter gentes, und nachdem er ei-

nen sehr vernünftigen Unterscheid zwischen den Bewegursachen der Präscription einer Nation gegen der andern, oder einer Privatperson gegen der andern gemacht, setzt er dazu, & quoniam non qui possidet, sed qui rem petit, dominium probare debet, id quod fieri nequit, si possessio fuerit immemorialis, cujus scilicet memoria non extat, praescriptio immemorialis inter gentes admittenda. Wozu nützt es aber sich bey dem Urtheile der Gelehrten lange aufzuhalten 49)? Die Verjährung mag vom Völker- oder vom Bürgerrechte abstammen; sie mag auch bey denen Königen wie bey denen Bürgern statt finden oder nicht, so wird doch die Sache der drey Mächte hiedurch nicht besser. Bewilligt man ihnen wirklich, daß die Forderungen der Monarchen nicht verjähren können, so ist es doch offenbar, daß dieses Recht sich nur auf solche Forderungen erstrecken könne, die man sich ausdrücklich in allen und jeden Tractaten vorbehalten hat, welche später geschlossen wurden, als sie der gegenwärtige Eigenthümer besaß. Diese Warheit ist so allgemein bekannt, daß kein Friedenstractat geschlossen wird, wo sich Fürsten und Staaten nicht durch Protestationen gewisser Rechte

49) Der liebe Mann hat ganz recht. Grotius, Vasquez und Wolf schlafen bey ihren Vätern in Ruhe, und die pohlnischen Hrn. Scribenten werden gleichfalls zu ihnen schlafen gehen, wenn sie genug geschrieen und geschrieben haben. Wir wünschen ihnen als fromme Mitchristen das ewige Requiescat in pace; wenn sie aber erst vorläufig im Fegefeuer von allen ihren Irrthümern recht rein werden gesegt seyn.

te und Prätenſionen auf ſichre Länder vorbehalten, welche andre Fürſten bereits ſeit etlichen 100, auch wol gar undenklichen Jahren unter ihr Eigenthum zählen. Man kann ſagen, daß dergleichen Art von Erinnerungen der Präſcription zuvorkommen, ſie zu verhindern. Wird man aber eben das ſagen können, daß nemlich die Präſcription zwiſchen zwey Mächten ſtatt finde, wenn dieſe beiden Mächte durch öffentliche und umſtändliche Tractaten ſich die wechſelſeitige Beſitzung ihrer ſämtlichen Staaten garantirt haben? Gelegenheit zu einer ſolchen thörichten Bejahung zu geben, dieſes hieſſe juſt mit den allerheiligſten und ehrwürdigſten Bündniſſen Spott treiben, und die Gründlichkeit aller Tractaten zernichten: das heißt eigentlich die gottloſeſte Beleidigung des Allerheiligſten zum Umſturze der öffentlichen Treue und Glaubens fügen, welche allein die Grundlage zur Sicherheit der Staaten, und zum Glücke der Völker macht. Und dennoch wird der folgende Artickel erweiſen, daß dieſe drey Mächte ſich dieſes billigen Vorwurfs ſchuldig gemacht haben 50).

Der dritte Grundſatz der vereinigten Höfe iſt dieſer, daß die feyerlichſten Tractaten auch die allerälteſten Anſprüche nicht zernichten. Dieſes iſt gleich-

50) Von den Tractaten, Bündniſſen und Gewährleiſtungen will ich nur dieſes erinnern, daß nur der Siegende, nicht der Ueberwundene die Friedensbedingungen vorſchreibt. Man ſchickt ſich in die Zeiten und Umſtände: und unſre Juriſten ſagen ja auch in einem alten deutſchen Reime... Ein erzwungener Eid iſt Gott leid. Oder auf neu Deutſch geſagt... Juramentum coactum non obligat.

falls noch einer von den Irrthümern, welche in ſich ſelbſt ihre Widerlegung führen; denn Tractaten ſind Contracte zwiſchen Monarchen; und eben daſſelbe Band, welches Privatperſonen in Privatverträgen bindet, verpflichtet die gekrönten Häupter gleichfalls in öffentlichen Verträgen 51).

Die allerfeyerlichſten Verträge zernichten niemals die alten Gerechtſame. Dieſes iſt vielleicht das unedelſte Geſtändniß, welches ein Monarch von ſeiner Untreue und vom zwiefachen Sinne ſeines Herzens geben könne. Man kann in einer heimlichen Unterredung über die Art zu regieren dieſen machiavelliſchen Lehrſatz vertraulich vorbringen und ſeinen Nachfolger ſagen. **Sich mit Vortheil allüren, iſt ein Staatslehrſatz, und es iſt kein Fürſt, der berechtigt ſey, ihn zu vernachläſſigen: hieraus folge der Schluß, man muß ſeine Verbindung brechen, ſo bald ſie nachtheilig iſt...** Aber dieſes öffentlich bekannt machen, den Grund einer Forderung darauf ſtützen, welche man als rechtmäſſig will angeſehen haben, dieſes iſt die letzte Staffel der Unverſchämtheit, und der allergröbſten Unwiſſenheit: und dieſer letzte Vorwurf iſt auch eben nicht der, wel-

51) Proficiat! Die vorige Note beantwortet dieſes. Wenn wir uns nicht in die Händel der Monarchen miſchten, welche ſie unter ſich vereinigen, dann hätten wir keinen Krieg in der Welt; und ſo lange der Hr. Author hierinnen keine Abänderung machen kann, werden wir allezeit bald überwundene, bald ſiegende Sachwalter unſrer Fürſten ſtriten.

welchen man einem ſichern Fürſten machen könnte, welcher dieſen ſchädlichen Satz zu den Hauptgründen ſeines Rechtes gewählet hat 52). Was ſoll man nun von ſeiner Aufrichtigkeit und Billigkeit denken? Mit was für Augen werden andre Fürſten, ſeine gegenwärtigen Alliirten, ein ſolches Lehrgebäude betrachten? Wo werden ſie Bürgen für die Erfüllung ſeiner Verbindungen finden, die er bereits mit ihnen geſchloſſen hat, oder noch ſchlieſſen will? Soll man an dergleichen Zügen den klugen und erhabnen Verfaſſer des Antimachiavells erkennen 53)? Aber nein: wir wollen nicht ſchreyen, wir wollen nur richtig ſchlieſſen. Man fragt, ob alle Verträge auch verbindlich ſind? Gewiß niemand wird nein ſagen: und der berühmte Präſident Monteſquieu

52) Itzt zieht man gar mit Schimpfworten vom Leder. Nun müſſen alle Schutzgeiſter der gebändigten Pohlen heraus, und den Schutzgeiſtern des Königs von Preuſſen den Krieg ankündigen. Dieſer iſt aber ein Erzengel unter den Weiſen, deſſen flammendes Schwerd denen Aufwieglern das Schickſal der beelzebubiſchen Legionen drohet. Ich habe die Politick eben nicht ſtudirt: ich weiß aber aus ohnträglicher Erfahrung, daß die pohlniſchen Magnaten in allen Vorfällen nichts eifriger beſtrebten, als ſich ſelbſt gröſſer, mächtiger und reicher, ihren König hingegen zu Ausübung der Gerechtigkeit ſchwächer zu machen. Was ſich nun Privatperſonen ſelbſt erlauben, das dürfen ſie an Monarchen nicht tadeln, welche die wahre Gröſſe und Vergrößerung beſſer für das allgemeine Ganze anzuwenden wiſſen, als ein choleriſcher, oder Unterthanen ſchindender, melancholiſcher Palacte.

53) Vollkommen erkennt man ihn in ſeinem Betragen gegen Pohlen, aber nicht nach pohlniſchen Grundſätzen, ſondern nach Vernunftſchlüſſen, die Rechtſchaffenheit und aufgeklärte Wahrheit entſcheiden.

entſcheidet vielleicht zu ſtrenge. . . Daß die Verträge ſogar, welche Fürſten erzwingen, eben ſo feſt binden, als die, welche freywillig und bedachtſam geſchloſſen werden. . . Ohne hier den erſten Theil dieſes Kunſtſatzes zu entwickeln, wollen wir ganz einfältig erweiſen, daß der andere unumgänglich wahr ſey. Der berühmte Grotius citirt eine Stelle aus dem Tito Livio, Fœdera ſunt, quæ fiunt juſſu ſummæ poteſtatis, & in quibus ipſe populus irae divinae obſtringitur, ſi minus ſteterit dictis. Dieſe Beſchreibung ſcheinet uns klar und ausdrücklich, und enthält ſicher eine thätige und dauerhafte Verbindlichkeit aller contrahirender Theile. Wir wiſſen gar wohl, daß es verſchiedene Arten von Verträgen gibt; daß die, welche eine beſtimte Zeit haben, nur bis zu Endigung dieſes Zieles verbinden. Hier iſt aber nicht die Rede von dergleichen. Der berühmte Welauer Tractat, welcher zwiſchen dem Könige und der Republick Pohlen und dem Churfürſten von Brandenburg geſchloſſen wurde, war eine ewige Verbindung beider Mächte. Stehen die Worte ewige Verbindung nur zum Lachen da, oder glauben ſich die Churfürſten von Brandenburg, ſeit dem ſie Könige von Preuſſen wurden, nicht ferner an Verſprechungen gebunden, welche ihre Vorfahren als Churfürſten unterzeichneten? Eine ſolche Politick wäre wirklich die bequemlichſte, und die Krone erhielte hiedurch ein neues Recht, welches uns bisher noch nicht bekannt

kannt war 54). Durch den Welauer Tractat garanturten ſich nicht nur die beiden contrahirenden Mächte alle ihre damalige Beſitzungen, ſondern es wurde auch namentlich beſchloſſen... Daß... Friederich Wilhelm und ſeine Nachkömmlinge Herzoge von Preuſſen (man ſahe aber noch nicht vor, daß die Marggrafen von Brandenburg den Königl. Purpur tragen würden) ſich niemals mit den Feinden des Königreichs Pohlen verbinden, oder ihnen beiſtehen könnten ꝛc. ꝛc. 55). Man bilde ſich nicht ein, daß dieſer alte Vertrag jemals durch einen neuern aufgehoben worden; weit gefehlt, er iſt in aller ſeiner Kraft bis auf den Augenblick geblieben, da Pohlen zerriſſen wurde, und er iſt in allen andern Verträgen entweder ausdrücklich wiederholt, oder tacito conſenſu verſchwiegen worden, welche bis gegenwärtig unter beiden Mächten zum Vorſchein gekommen ſind. Wird der König von Preuſſen vielleicht,

54) Hier wird abermals Monteſquieu, Titus Livius, Grotius, aber nicht der h. Ambroſius und St. Bonaventura citirt. Genug und kurz geſagt, daß alle gebräuchliche Argumente vielleicht in Vorfällen andrer Staaten ſtatt finden und gegründet wären: in den pohlniſchen Vorfällen hingegen, beſonders in den gegenwärtigen, ſind ſie aber mit keinem Grunde anzubringen. In der Beantwortung heißt es pag. 53 Ein Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth. Man leſe dieſe Gegenſätze mit Bedacht: man erwarte die Zukunft, ſo wird ſich zeigen, daß die Kinder der gegenwärtigen Pohlen den großen Friederich als ihren Wolthäter im Grabe ſegnen werden.

55) Welche ſind denn die Feinde des Königreichs Pohlen? Gewiß nicht die beiden Kaiſerinnen, ſondern ihre eigene Staatsbürger, ihre Prieſter und Magnaten, welche Türken nach Pohlen gerufen haben, um Juden zu beſchützen.

um sich über den Bruch dieser ewigen Allianz zu entschuldigen, vorbringen, daß, so bald einer der contrahirenden Theile einen wesentlichen Artickel des Vertrags bricht, der andere Theil auch ferner an nichts gebunden sey; so werden die Pohlen den Beweis einer solchen Beschuldigung fordern: und wenn er ihn herbeibringt, so muß er ihn ohnfehlbar aus seinem Codex der italiänischen Staatsklugheit hervorsuchen 56). Es ist auch nicht der König von Preussen allein, der sich eines Bruches der heiligsten Verbindungen schuldig macht. Die beiden Kaiserinnen, durch den überwägenden Verstand des nordischen Salomons verleitet, haben eben die schlüpfrichte und unverbürgte Politick angenommen 57). Weder eine noch die andre haben sich der Wiener und Warschauer Verträge erinnert, als um alle Scrupel abzu-

56) Welche herrliche Satyre! Der Friedericianische Codex ist Weltbekannt, und bestimmet die Strafruthen für den Poder frechlügender Pohlen. Dieses gute geblendete Volk kennet die pohlnische Familienmachiavellen nicht, welche ihnen mit Apelles Pinsel die Teufel selbst als Engel des Lichts vormahlen. Der König von Preussen kennet die pohlnischen Schwarzkünstler, und wird ihnen nicht durch Scheiterhaufen, sondern durch Gnade und Wohlthaten erweisen, daß er für seine Unterthanen ein guter Fürst ist, und nur dann Machiavellens Grundsätze braucht, wo Schwerd, Feder und Vernunft ohne gesicherten Erfolg wirken würden.

57) Nun geht es endlich auch über die zwey Kaiserinnen los. Sie sind durch den überwägenden Verstand des nordischen Salomons, wie die Heva von der Schlangen, verleitet worden. Welcher Frevel! Der Hr. Author muß diese zwey scharfsichtige Frauen weniger als unsre Stammmutter persönlich gekannt haben, um zu glauben, daß sie so leicht zu verführen sind.

abzuwägen, und im Angesichte Europens dieſe heilig geſchworne Garantien zu läugnen, welche ſie denen Pohlen für die Erhaltung ihrer Rechte, Privilegien, Beſitzungen, Conſtitutionen und Freyheiten geleiſtet haben [58]). Die drey Mächte ſehen ohne Zweifel nicht, daß ihrem Beiſpiele vielleicht dereinſtens von andern gegen ihnen ſelbſt könnte gefolget werden: denn ſo fürchterlich auch die Macht eines Fürſten ſeyn kann, ſo iſt es ihm zuweilen doch gefährlich, ſich zu viel darauf zu verlaſſen. Die Zeit bringt Folgen hervor, die niemand vorſehen konnte: ein unterdrücktes Volk erhebt ſich endlich aus dem Staube, und man würde ſich mit Unrecht beklagen, wenn ſie ſich ſodann eben der Mittel für die Rache bedienten, welche die Unterdrücker zu ihrer Zernichtung anwandten [59]). Kurz geſagt, es mag erfolgen, was da will, ſo finden ſich die drey in Pohlen theilende Mächte in dem Falle einer gewaltſamen Eroberung, und der Beſitz der von Pohlen entriſſenen Länder bleibt allezeit unrechtmäßig. Wenn die Geſetze der Politick, wenn ihre Staatsurſachen ihnen den Genuß der überfallenen Provinzen gegen Eid und Treue ihrer eigenen Verträge geſtatten; ſo verbieten es ihnen die Geſetze des Ge-

58) Man leſe pag. 45 ꝛc. worinnen eigentlich die Maanaten-rechte und edlen Privilegien der Pohlen beſtanden, um ſich von den Urſachen zu überzeugen, warum man ſich ſo und nicht anders mit ihnen verfahren habe.

59) Dieſe Zeit wollen wir mit Gelaſſenheit abwarten, und ſind verſichert, daß die künftig pohlniſche Generation klüger denken, auch vorſichtiger handeln werden, als ihre Väter.

wissens [60]), und der gesunden Vernunft: und ohnerachtet ihrer gegenwärtigen Besitzung hat der König und die Republick Pohlen die Gerechtigkeit vor sich, welche sich auf das Justinianäische Gesetz gründet, si quis vi de possessione dejectus sit, perinde haberi debet, ac si possideret, cum interdicto de vi recuperandae possessionis facultatem habeat [61]).

Es ist nichts destoweniger in Ansehung der drey obbemeldeten Grundsätze offenbar unrecht und falsch gehandelt, daß die drey vereinigte Höfe Pohlen plündern, und sogar ihren vermeintlichen Rechten eine Ausdehnung geben, wovon die Geschichte kein Beispiel zeiget. Ich rede hier von dem Aequivalent, welches sie sich zueignen, um sich vom Nichtgenusse der Provinzen zu entschädigen, welche sie irrig als ihr Eigenthum betrachten. Bis hieher hatte der Ehrgeiz noch nie gedacht, sich auf eine solche Art zu erheben: man hat gegentheils geglaubt, daß ein vieljähriger Besitz die Monarchen von aller Anfrage wegen Erstattung der genossenen Einkünfte sicher stelle:

60) Nun kommen wir gar in die Theologie. Ob aber Gutes stiften, Menschen bilden und Blutbäder hindern eine Gewissenssache sey, wird weder ein Auto da Fé, noch kein Pater Inquisitor vor den Augen der klugen Welt entscheiden.

61) Wo war bisher das Tribunal in Pohlen für die Justinianäische Rechtssätze? Justitia hieß in wesentlicher Definition ja nichts anders, als Voluntas der Starosten, Woywodden und Bischöfe. Künftig aber wird sie durch weise Vorkehrungen eines Stanislaus Augustus auch in Pohlen, wie in Deutschland, heißen. . . Non solum divinarum, sed etiam humanarum rerum notitia, justi & injusti Scientia, & Theocratiae ut Despotismi flagellum.

ſtelle: und man empfindet wirklich, wie lächerlich es ſey, vorzuſchützen, man habe Recht, ſich einer Provinz, auch wol gar eines ganzen Königreichs zu bemächtigen, weil man ſeit etlichen 100 Jahren die Einkünfte und Zinſen eines Dorfes verlor [62]).

Eignet man auch denen Forderungen der drey Höfe die Gültigkeit zu, welche ſie haben ſollten, um mit Billigkeit angebracht zu werden, ſo hat doch die Art, ſich durch ein Aequivalent zu entſchädigen, ohne vorläufiges Begehren einer Seits und abſchlägige Antwort der andern, das Recht, alle Menſchen in Bewunderung zu ſetzen, die nur die mindeſte Kenntnis von Recht und Billigkeit beſitzen. Warum gibt man eigentlich ein Aequivalent oder Gegengewicht? Um den Verluſt einer Sache zu erſetzen, weil man nicht mehr in natura wiedergeben kann. Wann aber gibt man dieſes Aequivalent? Wenn die Wiedererſetzung der verlohrnen oder verzehrten Sache von einer Seiten begehret, von der andern hingegen bewilligt wurde, und wenn man wechſelſeitig über die Natur und den Werth des Aequivalents verglichen iſt. Die Bedeutung des Ausdrucks Aequivalent vermuthet wenigſtens den richtigen Begrif einer Wiedererſtattung, die ſo gerecht als genau als möglich abgewogen ſeyn muß: weil es gar zu nachtheilig für einen oder den andern Contrahenten wäre, wenn das Vergleichsmittel den Werth der Sache zu weit überſtiege, für welche es abgewo-

62) Dieſes iſt §. 43. 58 beantwortet.

gewogen wird, oder wenn es auf der andern Seite vielweniger als die innere Verhältnis beträgt? Weicht man von diesen unwidersprechlichen Grundsätzen ab, so fragt man die drey Mächte, mit welchem Rechte (falls ihre Anforderung auch wirklich gegründet wäre) sie sich unter dem Titel eines Aequivalents alle Provinzen zueignen können, die sie überfallen haben [63])? Haben sie die Wiedererſetzung der Domainen gefordert, worauf sie Ansprüche zu haben vermeinen? Hat man sie ihnen abgeschlagen? Gewiß weder eins, noch das andere ist geschehen. Sie haben sogar bey ihrer Erklärung die armen Pohlen nicht gewürdigt, ihnen die Namen der Länder zu nennen, welche sie zurück verlangen, ausgenommen der König von Preussen. Und seit wann geschieht eine Wiedererſetzung durch Aequivalent ohne Vergleich der streitenden Theile [64])? Wenn man ihnen aber auch die Gültigkeit ihres Rechts eingeſtehet,

63) Der Hr. Author muß die Rechte nicht studirt haben, worinnen dem, welcher den Proceß über ein entrissenes Gut gewinnet, nicht nur das Gut selbst, sondern auch die fructus percepti und percipiendi zuzusprochen werden. Die drey Mächte haben zwar keine Advocaten für die Streitsache bezahlt; ihre große unterhaltene Armeen leben aber nicht von der Luft, und der russische Unterthan ist nicht verpflichtet, für den Pohlen im Türkenkriege zu sterben. Man kann sich die aufgeopferten Köpfe nach Willkühr bezahlen lassen, und insonderheit ist ein zu frühzeitig verlohrner Kopf seinem Fürsten unersetzlicher, als der Republik Pohlen eine ganze Provinz, die nur von Müssiggängern, Juden und Mönchen bewohnt ist.

64) Ich [illegible] 61 ꝛc. und auch schon in diesen Blättern beantwortet.

ſtehet, ſind die drey Höfe wol verſichert, daß ſie nicht eine ſchreyende Ungerechtigkeit begangen haben, nicht allein, da ſie Länder wegnahmen, die ihnen niemals gehörten, und die nach eignem Geſtändniſſe der beiden Kaiſerinnen ihnen niemals gehören konnten, ſondern auch, da ſie ein unendlich mehreres als das ſich zueigneten, worauf ſie gar kein Recht vorſchützten? Oder haben ſie vielleicht nicht an die Regel gedacht: quae nos vetat locupletiores fieri cum aliena jactura? Das erſtaunte beleidigte Europa läßt ſich weder durch prahlende Worte, noch durch die gemeinſten Stellen einer fangfraglichten Beredſamkeit blenden. Die Rechte der Bequemlichkeit, der ſo natürliche Trieb ſich größer zu machen, der Lieblingsſatz gewiſſer Fürſten... **Seine Nachbarn plündern, iſt das ſicherſte Mittel, ihnen zu hindern, daß ſie uns ſchinden können...** Dieſes allein hat denen drey Höfen den Gedanken eines Aequivalents eingeflößt. Sie können auch mit dem glücklichen Fortgange ihrer erkünſtelten Politick prahlen, aber ſicher werden ſie nimmermehr das Vergnügen großer und erhabner Seelen empfinden, daß **ſie das Uebel nicht bewerkſtelligt haben, welches ſie vollbringen konnten** 65). Von welcher Seiten

65) Das größte Uebel, welches Pohlen wiederfahren konnte, und die drey Mächte nicht vollbringen wollten, war die fortgeſetzte Dauer der Conföderationenwuth, wo ein Schwerd das andre aufrieb. Dieſe haben ſie gedämpft, ob ſie ſie gleich wechſelſeitig unterſtützen, und die

ten man auch das Lehrgebäude der vereinigten Höfe betrachtet, so ist es überall unerträglich: es ist um desto befremdender, weil sie im Vergangenen eben die Grundsätze widerlegt haben, welche ihr gegenwärtiger Eigennutz rechtfertigen will 66).

Der

die Entvölkerung und Verheerung der ganzen Republik nach Willkühr befördern konnten. Ein andrer weniger menschlich und mehr politisch denkender Nachbar, hätte vielleicht gleichgültig zugesehen, oder das Feuer angeblasen, bis er einen neuen Lech mit Colonien seiner Unterthanen in die pohlnische Wüsteneyen hätte schicken, und die gebeugte Ueberbleibsel des Schwermuthes in Sklaverey sein hätte schmieden können. So kann eben dieselbe Handlung, in verschiedenen Gestalten geschildert, auf verschiedenen Seiten betrachtet, auch verschieden ausgelegt und beurtheilt werden. Und da wenige ohne Leidenschaft schreiben, so entspringet hieraus nothwendig der Widerspruch in unsern Geschichtsbüchern, auch die Ursache, warum mancher Antonin und Trajan getadelt, hingegen mancher Nero und Domitian gepriesen wird. Um desto strafbarer ist ein Autor, welcher die Nachwelt betrügen will, um seine Privatrachsucht zu befriedigen, und um desto Ruhm- auch Unterstützungswürdiger sind die, welche ohne Leidenschaft nur die strengste Wahrheit, auch mit eigener Gefahr auszubreiten suchen. Selten, nur wunderselten erlauben Lage und Umstände des Schreibers die Ohnpartheylichkeit. Vielleicht bin ich gleichfalls in diesem Falle: bey künftiger Generation, die ohne Zwang urtheilen darf, wird mir aber hierbey mehr Ehre zufliessen, als dem Verfasser dieser ungegründeten Schmähschrift, weil weder meine Person noch mein Betragen jemals bezahlter Schmeichler beschuldigt werden können, und die Sache selbst im reinen Vortrage das Wort führt.

66) Eine andre Gestalt, oder ein neuer Vorfall gibt ja zuweilen mit vollem Rechte auch eben demselben Gegenstande eine neue Wendung. Ueberhaupt aber kann in Pohlen nicht mit andern Staaten verglichen werden, wo weder securitas, noch salus publica Statt finden, und die Fundamentalgesetze selbst täglich neue Erschütterungen gebähren. Deshalb schicken sich die Nachbarn in die Zeiten, und erlauern Gelegenheiten, um Sicherheit für eigne Gränzen, um Eintracht in Pohlen zu erzwingen.

Der König von Preuſſen in ſeinem Antimachiavell, die ruſſiſche Kaiſerinn in ihren bekanntgemachten Erklärungen über die pohlniſchen Angelegenheiten, und die Kaiſerinn Königinn in allen ihren Memoires, welche ſie an die Höfe Europens ausſtreuete, da der König von Preuſſen mit einer Armee in Schleſien rückte.

* Mann kann nicht ohne Bewunderung leſen, was der Antimachiavell von dem Ehrgeize, ſich größer zu machen, von der Gerechtigkeit, von der Menſchlichkeit, von Treu und Glauben in Verſprechungen im 6ten Cap. pag. 32 und 36. und von der Ehrfurcht für öffentliche Verträge pag. 149. 152. 170 und 189 ausdrücklich ſagt. Für die ruſſiſche Kaiſerinn leſe man unter andern ihre Erklärung vom 26 May 1767 von den Zeilen an... Der Neid würde ſich vergeblich bemühen ꝛc. ꝛc. Was die Kaiſerinn Königinn betrefft, ſchlage man den Rouſſet nach in ſeinem Recueil Hiſtorique d'actes & des negociations Tom. 15. pag. 149. Reſcript Ihro Majeſt. der Kaiſerinn an Großbritannien pag. 152. und Reſcript eben dieſer Königinn an Ihre Miniſters zu Regensburg.

Man wird noch weit mehr verwundert ſeyn, wenn die Republick Pohlen auf die von denen drey Mächten verſprochene Herleitung ihrer Forderungen in Ordnung würde geantwortet haben. Die Republick wird ſicher wenig Mühe haben zu erweiſen, daß, weit entfernt, Forderung gegen ſie zu ſtellen, ſie gegentheils an alle dieſe Mächte noch eine große Wie-

Wiedererſetzung begehren und erweiſen könne. Alle diejenige, welchen die Staatsgeſchichte bekannt ſind, wiſſen, wie leicht dieſer Beweis zu führen wäre: aber ehe man die Erläuterungen abwartet, welche ganz Europa in den Stand ſetzen, mit völliger Kenntnis der Sache zu urtheilen, kann man ſagen, daß dieſe Sache bereits durch die heiligſten Verträge, die jedermann kennet, entſchieden ſey [67]). Man ſagt, es ſey ein Land in der Welt, wo man den Beklagten vorläufig zuerſt aufhenkt, und dann macht man ihm erſt den Proceß, und unterſucht, ob er ſchuldig oder unſchuldig war [68]). Das Betragen der drey Höfe gleicht ohnfehlbar dieſer kurzabfertigenden Jurisprudenz, ob es gleich vielen übeln Folgen ausgeſetzt bleibt. In der Erklärung des Baron Stackelbergs heißt es: „Jede der drey Mächte iſt bereit, in „Zeit und Ort die Gründe ihrer alten For„derungen und Gerechtſame auf die Beſi„tzungen der Republick durch ſichre Ur„kunden, und bewährte Herleitungen zu

„er-

67) Dieſes iſt pag. 59 beantwortet, und bey nächſter Gelegenheit will ich gleichfalls meine Anſprüche auf die Länder der Hethiter, Pheresiter, Ammoniter und Jebuſiter drucken laſſen, weil ich auch ein Sohn Adams bin, oder zu ſeyn glaube. Ohnfehlbar würde ich eben ſo viel Stof zu meinen Beweiſen finden, als die Pohlen zu Anſprüchen an den Oeſtreichiſchen Staaten.

68) Dieſes geſchieht täglich in Algier, in allen theocratiſch oder deſpotiſch beherrſchten Ländern, auch zuweilen hin und wieder in unſerm Europa. Hierinnen hat der Hr. Author ganz recht, und ich wünſche, daß er dieſen Brauch durch pohlniſche Säbel auf ewig von der Welt abſchaffen könnte. Aber ach! ſie ſind ja leider bisher nicht für dieſe edle Abſicht, ſondern nur für das Gegentheil gebraucht worden.

„erweiſen.“ Ohnſtreitig hätte man beſſer nach der Ordnung verfahren, wenn man durch eben dieſe Rechtfertigung den Anfang zu machen gnädigſt geruhen wollen: Aber dieſe, obwol natürlichere und billigere Art zu negotiiren hätte die Verzögerung ſolcher Beweiſe verurſacht, denen man lieber durch Abkürzung zuvorkommen wollte. Ueberdem wäre man verbunden geweſen, nach gewöhnlichem Brauche die ſtrittige Provinzen in Sequeſtration zu ſtellen (denn lite pendente durfte ſich ja weder eine noch der andre Theil die Nutzgenieſſung zueignen). Und welcher Fürſt, der die europäiſche Geſchichte kennet, würde wol eine ſolche Sequeſtration übernommen haben, wo er im Voraus wußte, daß keiner der dreyen Höfe jemals das mindeſte Recht auf dieſelben legaliter erweiſen würde? Kurz: und juſt dieſes iſt der aufzulöſende Knoten. Währenden Proceſſe, welcher in dergleichen Fällen ohnfehlbar lange hätte dauren müſſen, würde Pohlen vielleicht den Kopf aus eben dem Joche entwickelt haben, worinnen man es ſo künſtlich verſtricket hatte. Es würde ſodann die garantirende Mächte ihre Rechte und Beſitzungen zu Hülfe gerufen haben, und in dieſem Falle lief man Gefahr, auf einer Seiten alle ſchöne Handlungsentwürfe auf den beiden Ufern der Weichſel vernichtet zu ſehen: auf der andern hingegen gute Unterthanen wider ihren Willen ihrem rechtmäßigen Monarchen zu entreiſſen, unter dem blendenden Vorwande, ihr Schickſal beſſern zu wollen. Wir wollen kurz abbrechen, und frey ſagen, daß die drey Mächte ungerecht in ihren Entwürfen, treulos

in verſtellter Freundſchaft, barbariſch in ihren Eroberungen, und ohne Scham in lächerlicher Rechtfertigung ihres Verfahrens, keine andre Abſicht als den Grundſatz der Geizhälſe (ich will nicht mehr ſagen) verdeckten ſich per fas & nefas zu bereichern und gröſſer zu machen 69).

Man hat einige Gegengründe geſehen, womit der warſchauer Hof denen drey Mächten geantwortet: ſie ſind ſtark, wohl hergeleitet, und ſogar über die Ränke der allerfeinſten Politick erhaben. In Erwartung der vollkommenen Vertheidigung, womit ſich die bedrängte Pohlen rechtfertigen können, auch ſicher rechtfertigen werden, können ſie denen Monarchen, welche ihre Perſonen und Güter überwältiget haben, eben das ſagen, was die ſcythiſchen Geſandten dem Alexander antworteten.

„Glaube nicht, daß die Scythen deshalb zu „deiner Freundſchaft bewogen werden, weil du ſie „ſchwören läßt: ihr Eid beſteht in der Erfüllung „ihrer Treue. Ihr Griechen gebt zur Bürgſchaft „derſelben nur Verträge, die ihr unterſchreibt, und „eben die Götter, die ihr anruft. Bey uns beſteht „die Seele der Religion in Treu und Glauben: denn

69) Dieſes iſt pag. 3 ꝛc. in der Hauptſchrift widerlegt worden, wo man fragt, an wen, oder an welche Parthey man ſeine Klagen und Anſprüche in Pohlen hätte vorbringen ſollen. Der verwegene Schluß obigen Artickls zeigt aber nur gar zu deutlich, was Geiſtes Kind der Hr. Author ſey. Vermuthlich trägt er eine Kutte, weil er nur ſchimpft und nichts beweißt, oder vielleicht hat er durch dieſe Veränderung in Pohlen viel von ſeinem Anſehen und Einkünften verlohren, und wünſchte, ein mächtiger Räuber zu ſeyn, um ſich mit fremden Knochen eine unüberwindliche Feſtung zu bauen.

„denn wer Menſchen nicht achtet, der betrügt „Gott, und nimmermehr müßt ihr den als „Freund betrachten, deſſen Wohlgewogenheit euch „verdächtig ſcheint 70)."

Die Beſitzungen und Gränzen Pohlens, auch der drey Mächte waren durch die welauer Verträge 1657, und durch den warſchauer 1699 mit Preuſſen feſtgeſtellet: mit Rusland durch den moſcauer Vergleich 1686, und mit dem Hauſe Oeſtreich durch die wiener Tractaten 1696 und 1736. Pohlen hat alle dieſe Verträge heiligſt erfüllt, und nimmermehr werden ſich die drey Mächte rechtfertigen können, warum ſie ihre Verbindungen mit Füſſen getreten haben 71).

Um zu zeigen, wie wenig der König und die Republick Pohlen die Zergliederung ihres Reichs, beſonders von den drey alliirten Höfen beſorgten, darf man den Leſer nur an die oben citirte Verträge weiſen. Man wird darinnen ſehen, wie das Haus Oeſtreich im wiener Vertrage 1735 verſpricht, alle **Provinzen und Städte Pohlens im Genuſſe aller ihrer Rechte zu unterſtützen.** Man wird den Kaiſer, den

70) Die Zeit wird lehren, und die Türken ſelbſt ſagen ſchon, daß die Conföderirte in Pohlen keine Scythen ſind. Sie haben nur den Glauben zum Deckmantel gewählt, um den Pöbel aufzuwiegeln: ſie ſelbſt hingegen ſuchten nur perſönliche und Familienvortheile, da der alten Hofaction Staroſteyen entwichen, die der neuern zufielen. Die Zeit, ſag ich, wird lehren, worinnen die drey Monarchen eigentlich Treu und Glauben gebrochen haben, und ob ſie freventliche Beſchuldigungen verdienen.

71) Dieſes iſt dennoch wirklich in ihren Manifeſten geſchehen, und wird ſich noch deutlicher aufklären.

König von Frankreich, die Czarin und den Churfürſten von Sachſen ſehen, wie ſie auf ewig die Freyheit, Rechte und Privilegien der pohlniſchen Nation, beſonders aber ihre freye Königswahl feyerlichſt garantiren... In dem moſcauer Vertrage 1686 zwiſchen Rusland und Pohlen wird man ſehen, wie beide Mächte ſich eine unverbrüchliche Treue ſchwören, die Gränzen ihrer Länder beſtimmen, dieſelbe wechſelſeitig garantiren, und ſich gemeinſchaftlich als Feinde aller Feinde beider Nationen zu erklären. In dem letzten warſchauer Vertrage, welcher am Ende 1767, und im Anfange 1768 zwiſchen der itzt regierenden Kaiſerinn Catharina, auch dem Könige und der Republick Pohlen geſchloſſen wurde, ſieht man, wie beide Mächte ſich alle ihre in Europa beſitzende Staaten verbindlichſt garantiren.. Welches die Kaiſerin von Rusland gleichfalls auf ewig für die gegenwärtige Regierungsform der Pohlen, wie für die Aufrechthaltung ihrer Geſetze und Freyheiten... Endlich hat man geſehen, was die Verbindungen ſind, welche das Haus Brandenburg mit Pohlen im welauer Tractate beſchloſſen hat. Wir wollen hier nicht wiederholen, was wir bereits von der Heiligkeit öffentlicher Tractaten geſagt haben: genug, wenn wir die Verpflichtungen der drey Höfe deutlich vorgelegt haben, um der ganzen Erden zu zeigen, wer unrecht hat [72]). Soll man nun bey der wirklichen

72) Bey allen dieſen citirten Verträgen wirkte die Politick, weil

chen Unthätigkeit der garantirenden Fürſten nicht erſtaunen, beſonders bey der fühlloſen Nachſicht derer, welche juſt hiedurch die Unterdrückung der unglücklichen Pohlen beſchleunigen? Warlich die Könige ſind ſehr zu beklagen, wenn es ihnen nur erlaubt iſt, da redlich und tugendhaft zu ſeyn, wo Redlichkeit und Tugend ſich für ihren Eigennutz und Ehrgeiz ſchicken 73).

Es iſt ſicher niemand, welcher nicht überzeugt fühlt, daß die pohlniſche Zergliederung nur auf unerträgliche Grundſätze, und leichtfertige Bewegur-

weil die wirkliche Feinde Pohlens ihnen nichts anders wünſchten, auch nichts eifriger zu befördern ſuchten, als die freye Königswahl und das liberum veto zu erhalten, und durch die aus derſelben abſtammenden Zwietracht dieſe Republick allezeit in Unfähigkeit zu erhalten, den Kopf empor zu heben. Welche verächtliche Rolle ſpielte deßhalb Pohlen im europäiſchen Staatstheater. Dieſes mächtige Volk wurde den Kriegen, Bündniſſen und Durchmärſchen betrachtet quaſi non fuiſſent. Man gab ihnen Könige, und ſetzte ſie ab, und die Nachbarn genoſſen alle Vortheile und Früchte ihrer Unvorſichtigkeit und verwornenen Verfaſſung. Gegenwärtig will man die alten Verträge verbeſſern, und Pohlen friedfertig, folglich glücklicher machen, als es jemals war. ... Und nun murret der ungezähmte Thor, und grunzet wie die Sau in der Miſtpfützen, wenn man ſie waſchen, und mit Meyſens oder Pudels Halsbändgen ſchmücken will.

73) Der Hr. Author muß doch warlich eine recht mitleidige große Seele beſitzen; oder er will nur der Welt in dieſem Ausdrucke zeigen, daß er ein Chriſt ſey, weil er die Tugend ſo ſchön ſchildert. Vielleicht hat er aber hiedurch nur ein gutes Werk begehen wollen, um einige böſe Abſichten abzurechnen, und in Pohlen recht viel Ablaß zu gewinnen. Wir wünſchen ihm eine glückliche Reiſe nach Czenſtochow, und daß er bald ſeinen ſilbernen Säbel zur Dankbarkeit der Sacriſtey vermachen, auch wirklich hinterlaſſen möge, dann aber das Gloria in excelſis oder miſerere in reinern Tönen anſtimme, als er hier auf Erden geſchrieben hat.

ſachen gegründet ſey; daß ſie das Werk einer offenbaren Gewalt und der himmelſchreyenden Ungerechtigkeit mit vollem Grunde heiſſe, und dem übrigen Theile Europens die ſchreckhafteſten Folgen drohe 74). Ueberhaupt, wenn es genug gethan heißt, um eine Nation zu plündern, daß man ſich heimlich verbindet, und ſich auf eben die Art ſeine Forderungen mittheilt, ohne jemanden das mindeſte derſelben bekannt zu machen, wenn die Verjährung bey Fürſten nicht ſtatt findet; wenn die Verjährung durch viele Jahrhunderte keinen titulum poſſeſſorium gibt; wenn die Verträge keine Verbindlichkeit verurſachen: iſt es nicht offenbar, daß Europa immerwährende Kriege führen wird; daß die Banden der menſchlichen Geſellſchaft zerriſſen ſind; daß die Staaten der Völker fernerhin nichts in Sicherheit beſitzen; daß die ganze Richtſchnur der Billigkeit ſchief läuft, und daß auf denen Trümmern der Gerechtigkeit nichts anders übrig bleibt, als die allerabſcheulichſte Anarchie der Gewalt und Verwegenheit? Unglück betreffe die Fürſten, welche ein ſo fürchterlich ſchädliches Verbild geben! Sie ſollten vorſehen, daß man berechtigt iſt, ihrem Beiſpiele wider ſie ſelbſt zu folgen, und daß ſie dereinſt ſelbſt die Opfer der Irrthümer werden können, welche ſie in einem Lehrgebäude aufrichten, um ihren gegenwärtigen Eigennuß zu begünſtigen 75).

Seneca

---

74) Vielleicht? wir wollen ſehen, und dann entſcheiden. Das übrige ſteht pag. 66 ꝛc.

75) Vortrefliche Moral für die Menſchheit, die jeder ehrliche Mann empfindet! Der Hr. Author weis aber nicht, daß

Seneca ſagt... Regi tuenda eſt maxime Regum ſalus, oder, ein König muß des andern Wohlfahrt beſchützen. Und dennoch ſind gegenwärtig drey große Monarchen verbrüdert, um einen König, ihren Nachbaren, Freund und Bundsgenoſſenen zu unterdrücken: einen König, den ſie ſelbſt auf eben den Thron ſetzten, den er beherrſcht: einen König, den ſie gegen einen Theil ſeiner aufrühreriſchen Unterthanen nur mit verſtellter Hinterliſt ſchützten, um endlich einen glänzenden Vorſchub zu finden, ihn zu plündern. Was müſſen wol dergleichen Beiſpiele für Empfindungen auf das Herz der übrigen Monarchen

daß alle irrdiſche Dinge dem Wechſel unterworfen ſind, und Gott dennoch von allen möglichen Welten die beſte gemacht hat. Alles iſt eitel, ſagt Salomon, alles hat ſeine Zeit, Häuſer bauen und zerbrechen... Man ſetze nur hinzu, Staaten bauen und zerbrechen, dann ſieht auch der gegenwärtige Macedonier und Römer, daß Salomon Recht hatte. Eine Pflanze ſäuft, damit die andre keime: dieſes fordert die Natur für ihre Dauer, wie für die Erhaltung der Dinge. Alle Staaten ſteigen und fallen: dieſes verurſacht der allgemeine Umlauf im moraliſch und politiſchen Weltkörper. Was iſt ſicher hier auf Erden? Nichts anders, als die Abwechſelung von Freude und Leid: im ewigen Salem allein iſt Ruhe, und in dem Herzen des dächten Weiſen allein Zufriedenheit zu hoffen. So bald Menſchen wurden, herrſchten auch Leidenſchaften, und aus dieſen erwuchſen die Kriege. Wenn nun der Hr. Author die Kirchengeſchichte des Jupiters wird ſtudirt haben, ſo bitten wir ihn, uns einen neuen Codex für das Jus belli & pacis mit pohlniſchen Grundſätzen zu ſchreiben; denn werden wir gewiß ein ſchönes Buch zu den unſern haben, welches in die Bibliotheck der ſeligen Geiſter gehöret, für unſre ſündige Welt aber leider! ohne Wirkung bleiben wird. Orate fratres! damit unſer weiſe Hr. Author bald ein Werk vollende, welches noch kein Sterblicher angefangen hat.

reizen? Es ſind vielleicht einige, welche durch das heimtückiſche Betragen der drey Höfe gerühret, insgeheim die verhaßten Mittel verabſcheuen, ſich groß zu machen: aber wie viel gibt es nicht auch, welche durch den glücklichen Erfolg eines augenblicklichen Verbrechens beräubt und eiferſüchtig, die Früchte der Politick unſrer drey Höfe mit eben dem Auge betrachten, als der Neidiſche das Glück ſeines Nachbarn. Das Vorbild iſt zu verführeriſch, um nicht gut geheiſſen, auch bey nächſter Gelegenheit nachgeahmt zu werden, beſonders von ſolchen Menſchen, welche Liſt und Gewalt über die Geſetze erhoben hat, die keine andere Gottheit anbeten, als den durch niederträchtige Schmeichler, durch gar zu glücklichen Fortgang wiederholt frecher Unternehmungen vergötterten Ehrgeiz, oder durch Menſchen, welche mit 100000 Soldaten die Kunſt gefunden haben, die Vorwürfe des eigenen Herzens zu erſticken und Gewiſſensſcrupel zu verſcheuchen, die nur in Seelen entſpringen, welche weniger in dem Geſetzbuche der Ungerechtigkeit und der Treuloſigkeit unterrichtet ſind: auch weniger die edle Kunſt verſtehen, einen Freund zu umarmen, um ihm den Dolch in das Herz zu drücken. Es iſt alſo nicht ohne Urſach, wenn man ausruft... **Unglücklich ſind die Fürſten, welche zu ſo gefährlichen Vorbildern dienen!** Man durchlaufe die Geſchichte der Könige: überall, und zu allen Zeiten wird man Zeugniſſe von Räubereyen, Ungerechtigkeit und Treuloſigkeit finden:

überall

überall wird man aber auch die göttliche Rache ſehen, welche dergleichen ungerechte, übelgerathene Fürſten, die alles ihrem Ehrgeize aufopferten, welche ſie in der Mitte ihrer Unternehmungen, im Schooße ihrer glänzenden, aber falſchen Glückſeligkeit verfolgte und zu Boden warf, ob ſie gleich wie Cäſar glaubten, daß alles zu thun erlaubt ſey, um herrſchen zu können. Die Könige misbrauchen für ihre gefährliche Politick den Lehrſatz, ſich über die Geſetze erhaben zu glauben; aber ſie betrügen ſich: und wenn ſie auf Erden keinen Richter über ihre Handlungen erkennen, ſo iſt dennoch einer, deſſen Urtheile ſie nicht entſchleichen können, und von deſſen Fauſt alle Helden der Erden das Schwerd der Gerechtigkeit und Rache nimmermehr entwinden werden. Um dieſe nützliche Warheit recht tief in das Herz ehrgeiziger Monarchen einzuprägen, müßte man ihnen alle Morgen den wichtigen Spruch des Horatius wiederholen... Regum timendorum in proprios greges, Reges in ipſos imperium eſt jovis. Ein König Philoſoph wird vielleicht über dieſes Sprichwort lachen, es gibt aber noch andere, bey welchen dieſe erhabene Philoſophie noch nicht dieſelbe Wirkung verurſacht hat, und die von dieſer Lehre Nutzen ziehen könnten 76).

76) Hier geräth der aufgebrachte Verfaſſer in enthuſiaſtiſchen Zorn: ich habe aber bewieſen, daß die drey von ihm gelästerten Monarchen die beſte Freunde des Königs von Pohlen und noch mehr der Republick ſind. Alle Schmähworte wider dieſelben gehören folglich nicht die

Daß der König von Preussen eine plündernde Politick festgestellet und gewählt habe, muß eben niemand bewundern. Er fand keine andere Mittel, um seine Staaten zu erweitern, und eine wichtige Rolle in Europa zu spielen 77). Daß aber die Kaiserin Königin, und die russische Monarchin, daß zwey große Mächte unter allen Mitteln, welche den Glanz der Krone erheben, endlich die ungerechten Entwürfe des Hauses Brandenburg gewählet haben, dieses ist ein Vorfall, welchen man niemals unter die möglichen hätte rechnen dürfen 78).

Sicher

---

hieher, und wenn die göttliche Rache aufgefordert wird, so trift sie gewiß die, welche Bürgerblut für Privatabsichten opferten, und betrogene Unschuld und Dummheit zur Schlachtbank schleppten, auch die Türken nach Pohlen riefen, um Christen zu vertilgen. Ohne Widerspruch waren dieses die Conföderationsaufwiegler allein. Jeder erleuchtete Pohle wünscht ihnen sicher für die Wirkung ihres blinden oder arglistigen Glaubenseifers recht einträgliche Bischthümer, viel Heiden und Sklaven zu karbatschen, große Starosteyen und prächtige Palläste mit guten französischen Köchen und 1000 Livreebedienten im Himmel. Auf Erden hingegen, und für den wesentlichen Wohlstand Pohlens wird aber hoffentlich ihr Reich, ihre Gewalt nunmehr auch für künftige Zeiten ein Ende haben. Die drey vereinigten Mächte hingegen fürchten weder insgesamt, noch besonders, die pohlnisch Drohungen, noch göttliche Rache in diesem Falle ihres Betragens.

77) Der Hr. Author muß weit, recht weit von Spandau wohnen: auch die Regel nicht gelesen haben. .. An nescis longas Regibus esse manus? Er muß auch noch weniger in den Geschichtsurkunden bewandert seyn, noch viel weniger aber den Schutzgott erhabner Wissenschaften, den ernsthaften Verscheucher der Vorurtheile, den großen Friederich versöhnlich kennen, um ihn so grob zu beleidigen.

78) Das ganze Stück schreibt von Monarchen und Staatsvorfällen, wie der blinde von der Farbe. Er lerne erst lesen,

Sicher iſt es, daß das Betragen des Königs von Preuſſen in dieſer ganzen Sache weit weniger, als das von den andern beiden Höfen befremden ſoll. Die Politick des groſſen **Friederichs** iſt in diſſem Stücke gar nicht zweydeutig. Das ſeinem rechtmäßigen Herrn entriſſene Schleſien; ſein Einbruch in Sachſen bey dem letzten Kriege ꝛc. haben ſeine Grundſätze längſt verrathen, und man hätte Unrecht zu erwarten, daß dieſer Monarch ſo bald aufhören würde, auf gleiche Art fortzufahren. Vielleicht hat er bey ſich ſelbſt, bey gewiſſem Ziele ein non plus ultra beſchloſſen, bey deſſen Erreichung er wie Pyrrhus ruhen wird. Wenigſtens läßt man ihm in einer ſichern Schriftſtelle ſagen... „Wenn „Preuſſen ſein Glück wird gemacht haben, dann „wird es ſich das Anſehen der Beſtändigkeit und „guten Treue geben können, **welches eigentlich nur denen groſſen Staaten und kleinen Souverains anſtändig iſt** 79).

Man weiß eben nicht, wo Preuſſen die Zielſcheibe ſeines Glückes feſtgeſtellet hat: aber nach dem Grundſatze ſelbſt des großen **Friederichs** iſt man berech-

leſen, denken und richtig ſchlieſſen, oder wenn er hiezu zu unvermögend iſt, dann wähle er von den ſieben Sacramenten die Prieſterweihe, und laſſe ſich von einem vernünftigen Pater Guardian in einen Aſylum einſperren, wo er recht viel für die ſündige Welt und noch mehr für ſeine Abweichung von Irrwegen beten kann: vielleicht taugt er am beſten für Conföderationen in Lucifers Reiche, wo man der Tugend ohngeſtraft neidiſch ſeyn kann.

79) Hierauf wird die Antwort aus Berlin erfolgen, wohin ich auf Begehren den Hrn. Author recommandiren will, um die Schwarzfarbe in der Druckerey zu reiben, womit man die Manifeſte druckt.

berechtigt, ſich zu verwundern, daß die beiden Kaiſerinnen eben dieſelben Staatslehren angenommen zu haben ſcheinen. Fürwahr das Glück dieſer beiden großen Frauen iſt viel zu ſchön, als daß ſie ſuchen ſollten, ihre Staaten durch Mittel zu erweitern, welche, weit gefehlt, daß ſie der Klugheit ihrer Regierung Ehre machten, faſt den Zweifel der Wirklichkeit von alle dem verurſachen könnten, was ganz Europa bisher bewunderte, und noch in dem Betragen dieſer beiden Kaiſerinnen in Betracht ihrer rechtmäßigen Unterthanen verehret. Sie ſind gebohren, ihre Völker glücklich zu machen, wie iſt es denn möglich, daß ſie in einem Augenblicke die Ehre und das Glück aufgeopfert haben ſollten, Mütter ihrer Unterthanen zu heiſſen, um ungerechte Stiefmütter eines Volkes zu werden, welches ſich ohne Zweifel glücklich geſchätzt hätte, von ihnen beſchützt zu werden, die aber mit eben dieſem Glücke eiferſüchtig waren, ihre Rechte, Privilegien, Länder, König und Freyheit zu erhalten. Sollte wol **Maria Thereſia** und **Catharina II** eben, da ſie beide der Ehrfurcht der gegenwärtigen, und der Bewunderung der Nachwelt durch ihr edles, erhabnes Betragen verſichert wären; ſollten dieſe wol durch eine ſo ſchreckhafte Ungerechtigkeit erweiſen, daß das Laſter auch zuweilen in das Herz der beſten Fürſten zu dringen vermögend ſey [80])?

Ueber

80) Warlich recht ſchön, auch recht fein ſatyriſch geſagt! Wenn dann die Unterthanen dieſer beiden Kronenwürdigen Frauen wirklich ſo glücklich ſind, als ſie der hr. Verfaſſer ſchildert, warum wünſcht er denn nicht den Pola-

Ueber alles kann man aber nicht begreifen, wie der Kaiſer, deſſen erſte Schritte die Regierung eines großen Monarchen zu verſprechen ſchienen [81]), ſein Gehör zu Vorſchlägen hat neigen können, welche mit der Ehre und Billigkeit nie zu verbinden ſind. Was für Vertrauen werden die Glieder des römiſchen Reichs ſeine Nachbarn und ſeine Völker wol auf ihn ſetzen können [82])?

Der Kaiſer iſt ein Fürſt, welcher ſeit dem erſten Augenblicke, da er zu herrſchen anfieng, die größte Hofnung von ſich gab... Damals urtheilte eine kluge und ächte Verdienſte kennende Nation von dieſem Herrn folgendes... „Er iſt „von der Natur mit den vollkommenſten Talen„ten verſehen, und ſeine Erziehungsart hat die glück-

---

Pflaſter eben dieſen Wohlſtand, die es ſicher unter ihren ſo hochgerühmten alten Privilegien niemals waren, noch jemals ſeyn konnten. Hier verräth er folglich ſeinen ganzen Karakter: er verdient in dieſem ganzen Artikel keine andre Antwort, als dieſe, die Chriſtus, unſer Erlöſer, dem Blinden gab... Ephata! Mach die Augen auf und ſiehe! Dann gehe hin zu den Prieſtern, und ſage und lehre ihnen auch, was Heil dir geſchehen iſt.

81) Welche pohlniſche Ironie! Er ſchien es zu verſprechen. Welcher ehrliche Mann, der unſern Joſeph im Grunde kennet, zweifelt an der Erfüllung mit dieſem ſo niederträchtig ſchlieſſenden Pohlen?

82) Izt mögte er gerne das römiſche Reich aufhetzen: dieſes hat wol in alten Zeiten öfters wider ihre Kaiſer conſpiriert: man kennt aber des gegenwärtigen Monarchen Abſichten für die deutſche Ruhe, und wehe dem, welcher deutſche Eintracht durch pohlniſche Rathgeber zu zerſtören wagen wollte! Die Welt iſt klüger, als ſie war, und Deutſchland hat die Folgen der Zwietracht bereits gar zu wirkſam empfunden, um neue Thorheiten für den Vortheil lauſchender Nachbarn zu begehen.

„glücklichen Neigungen derſelben wohl angebracht „und ausgearbeitet. Alle ſeine Unterthanen ſa„gen: Unſer junge Monarch iſt freygebig, „menſchlich, liebreich: und ſeine Staaten erſchal„len von Lobſprüchen über ſeine Freundlichkeit, „Güte und Zärtlichkeit [83]).“ Und wirklich bis zum unglücklichen Ausbruche der pohlniſchen Zergliederung hat dieſer junge Monarch in gar nichts dem ſchönen Karakter widerſprochen, welchen man ihm zueignet. Was mag aber wol die Quelle einer ſo ſchleunigen und auſſerordentlichen Veränderung ſeyn? Die Ehrfurcht für eine auf allen Seiten ehrwürdige Mutter, die aber in einem ſchwachen Augenblicke ſich durch den Blendſchein des Eigennutzes hat berücken laſſen [84]). Dieſe rechtmäßig ihr gebührende Ehrfurcht hätte ſie wol die Augen des jungen Fürſten ſo weit verblenden kön-

[83]) Dieſes iſt wahr, und wird von jedem [illegible]ner ächter Tugend und erhabner Verdienſte bekräftigt. Ich ſelbſt will dieſe Wahrheit mit meinem Blute verſiegeln, und ich eue weder pohlniſche Kugeln noch Säbel, welche von mir perſönlich die Demonſtration a poſteriori fordern wollen.

[84]) Welche ausgekünſtelt gefährliche Ausdrücke gegen eine wahrhaft groſſe Thereſia! Die beſten Fürſten können betrogen werden: dieſes iſt wahr: ich ſelbſt trage die Zeichen, die Empfindung davon an meiner Haut, aber nicht in meiner Seelen, die Folgen zu verſchmerzen lä big iſt, welche aus menſchlichen Schwächen und irrdiſchen Vorfällen flieſſen. Ich weiß aber auch, daß unſre deutſche Kaiſerin keine niederträchtige Verwürfe von denen Pohlen verdienet hat; daß kein Eigennutz ihre Chriſten- Fürſten- und Menſchenpflichten zu blenden vermag, und daß ſie ſicher die Göttin Themis ſelbſt auf Erden vorſtellen würde, wenn die göttliche Vorſehung ihr eben ſo viel göttliche Kräfte als menſchliche Tugenden hätte mittheilen wollen, um ganze Welten in allen ihren Gliedern glücklich zu machen.

können, daß er die Gefahr, neue Ungerechtigkeit mit seiner gekrönten Mutter zu theilen nicht suche, da er mit ihr in die gemeinschaftlichen Absichten dieser neuen Politick trat? Wir glaubens nicht: dieser Herr war viel zu erleuchtet, um in die Schlingen zu fallen, wenn er nichts als dieses zu fürchten hatte. War er aber vorsichtig genug, um allen Fallgruben auszuweichen, welche der König von Preussen seiner jungen Seelen vorgrub, die ohne Zweifel tugendhaft, aber zu neu und zu wenig erfahren war, um sich aus einem Labyrinthe von Scheingründen eines Fürsten zu wickeln, welcher in denen Kabinetskunstgriffen grau geworden ist, und der sich aller List bediente, um eben der Ungerechtigkeit vor den Augen eines jungen Monarchen einen schönen Anstrich zu geben, die er selber begehen wollte [85])? Der Kaiser wolte den großen Friederich sehen, er wolte sich in der Kunst zu regieren unterrichten, und Lehren von einem Fürsten wählen, welcher seinen größten Ruhm nur dem Enthusiasmus der günstigen Zeit zu danken hat, besonders aber der albernen Leichtgläubigkeit solcher Völker, welche sich einbilden, nur allezeit da den großen Mann und den Held zu erblicken, wo der Kluge nichts als einen glücklichen

85) In den pohlnischen Angelegenheiten zeigt sich sicher keine Spur, wo diese schändlichen Vormütie statt finden. Man sieht den verborgenen Gift des Authors, und die Strafe wird gewis erfolgen, falls er der Gerechtigkeit solcher Fürsten persönlich entwischt, welche auch Könige schänder mit Verachtung, so wie durch sich selbst und durch ihr Betragen zu strafen wissen.

lichen Räuber, einen Weltbezwinger ſieht, welchen das Glück, durch Liſt und Gewalt unterſtützt, zuweilen böſe aber wohl gerathene Anſchläge krönet [86]). Die Zernichtung Pohlens iſt demnach nicht das einige Uebel, es iſt auch vielleicht noch lange nicht das größte, welches die gefährliche Polinck des Königs von Preuſſen verurſacht hat. Ein junger Monarch, die Freude, die Wonne ſeiner Unterthanen, verführet, in ein freventliches Bündnis durch hinterliſtigen Rath Sr. Preuſſiſchen Majeſt. gelocket, kann die Urſache oder das Werkzeug von tauſend Ungerechtigkeiten werden, welche um deſto gefährlicher ſind, weil ihr Einfluß allgemein werden dürfte [87]). Selten wird aus

86) Dieſer Ausdruck iſt ſo verwegen, ſo ungereimt angebracht, daß man die Feder nicht beſchmutzen will, um Sätze zu widerlegen, deren Nichtigkeit ſo handgreiflich iſt. Der Neid wetzt ſeine Zähne nie an wirklich laſterhaften, ſondern nur an ächten Verdienſten, und eben dieſes iſt vielleicht auch die Urſache, warum man in Achen meine Schriften tadelt, da meinen Handlungen, meiner Perſon keine Vorwürfe gemacht werden können. Böſe Menſchen ſchonen auch tugendhaften Monarchen nicht: die Tugend ſelbſt reizt ihre Mißgunſt, weil ſie keine Neigung, keine Kräfte empfinden, ſelbſt tugendhaft zu werden; deshalb bleiben alle ihre Schmäh- und Controverſchriften nur ein Geraͤuſche kriechender Fröſche im Wahnſumpfe, welche die ergötzende Morgenlieder der trillernden Nachtigall zwar zu überſchreyen, aber nicht zu ſchwächen, noch zu hindern vermögend ſind. Und ſchallt gleich mein Lied, der Geſang meines reinen Herzens nicht vor den Ohren entfernter Fürſten, ſo wird es doch die rühren, welche eben die Fürſten perſönlich kennen, für deren Ruhm ich eifre, und gerne beſſer, auch wirkſamer preiſen mögte.

87) Welcher Böſewicht! der ſolche hinterliſtige Ausdrücke niederzuſchreiben wagt. Dieſe allein ſtürzen ihn in die Mis-

aus einem Tyrannen ein guter Fürſt, aber der beſte Fürſt kann auf einmal ein Tyrann werden. Sogar Tiberius und Nero wurden im Anfange ihrer Regierung geliebt, und wurden am Ende der Schaum, der Abſcheu des menſchlichen Geſchlechtes. Auch in unſern Zeiten haben wir einen Monarchen geliebt und von ſeinem Volke angebetet geſehen, und er verdiente es wirklich; ſeitdem aber der Eigenmachts- und Herrſchteufel in ſein Herz geblaſen hat, ſieht der Abgott ſeiner Völker täglich ſeine Altäre zerbrechen 88).

Jede von denen drey vereinigten Mächten hat die ſtärkſte Stütze ihres Staates verlohren; und dieſe war der öffentliche Ruf; ſie mögen nun auch noch ſo ſchöne Erklärungen, noch ſo vervielfältigte Eidſchwüre ausſtreuen, um die übrigen Völker ſicher zu

---

Miſtpfütze der ewigen Verachtung zurück. Fort aus unſerer Welt mit einem Eroſtrat! der die Säule des Heiligthums unſers deutſchen Tempels mit tollkühner Frechheit angreift, und die Altäre unſerer deutſchen Herzen zerbrechen will, um pohlniſchen Verwirrungsteufeln zu opfern. Unſer Joſeph ſteuert nur auf Gelegenheit, um der Welt zu zeigen, daß er wirklich iſt, was er zu ſeyn ſchien, und daß er eben ſo zu großen Arbeiten gebohren, als zu großen Werken gebildet iſt, welche die Nachwelt eben ſo rührend bewundern, als die gegenwärtige empfinden wird.

88) Dieſes iſt möglich, durch die Geſchichte bekannt, auch hin und wieder ſichtbar erwieſen: es iſt auch eben ſo wahr, daß Fürſten nur Menſchen ſind, aber nimmermehr kann ein wirklich tugendhafter Weiſer eben ſo wenig ein Böſewicht, als ein Kaiſer Joſeph ein Nero werden.

zu ſtellen, ſo entdeckt doch ihr Betragen gegen Pohlen ihre ganze Politick offenbar, und dieſes ſchreckhafte Beiſpiel wird alle ihre übrige Verſprechungen vereiteln [89]).

Nach der Hochſchätzung ſeiner ſelbſt, Wirkung eines guten Gewiſſens, iſt für den Menſchen kein gröſſer Glück übrig, als ein guter Ruf. Wenn aber dieſer Vortheil ein Schatz für eine Privatperſon iſt, ſo iſt er es noch vielmehr für einen Souverain: er iſt nemlich die ſtärkſte Stütze der Staaten. Ich weiß, man kann zuweilen für eine gewiſſe Zeit die Ehre eines guten Rufes bey ſeinen Mitbürgern erſchleichen, auch erhalten, ohne ihn zu verdienen [90]). Die Kunſt, ſeine Laſter und Fehler künſtlich zu verlarven, berückt die hintergantzene Welt, welche, indem ſie glaubt, der ächten Tugend Opfer zu bringen, nur der Heucheley Weirauch brennet. Man kennet Fürſten, die

89) Es iſt ſchon durch alle Silben dieſer Beantwortung erwieſen, daß alle dieſe Argumente nur Trugſchlüſſe in den gegenwärtigen pohlniſchen Vorfällen ſind, und daß übrige Europa wird ſich von ſeinem Fantaſten, noch ſichtbarem Aufwiegler verblenden laſſen.

90) Wie lächerlich! Wird eine in das Auge fallende unrichtig abgezogene Schmähſchrift, die vielleicht ein aufgetrachter böswilliger Pohle in franzöſiſcher Sprache mitten in Deutſchland drucken ließ, um ſie vielleicht wegen ihrer ſeltſamen Verwegenheit deſto theurer zu verkaufen, und etliche Bouteillen Champagner Wein in Frankreich zu bezahlen; wird, ſag ich, ein ſolcher einzelner Menſch, der nur ſuperficiel argumentiret, wol jemals dem Rufe wirklich tugendhaft oder groſſen Fürſten ſchädlich oder gefährlich ſeyn können?

die eine ſolche Art des Rufs geneſſen haben, auch vielleicht noch wirklich genieſſen; aber ſicher haben die drey in Pohlen theilende Mächte alles Recht auf die Hochſchätzung der Menſchen verlohren, und ſo betrügeriſch auch die Larve ſeyn mag, womit ſie ſich künftig bedecken wollen, falls ſich keine beherzte Hand findet, die ſie ihnen in einer Zeit abzureiſſen wagt, wo ſie alles können, und alles dürfen, ſo wird die Nachwelt, welche keine todte Leichen ſcheuet, frey ſagen, was ſie waren, und was ſie hätten ſeyn ſollen 91). Vergebens glaubt ein Fürſt, er habe vor keinem Gerichte Rechenſchaft für ſeine Handlungen zu geben: und wenn er auch gleich das Urtheil der Nachwelt nicht ſcheuet, ſo entſpringet doch ein Richter im Herzen, dem er nicht ausweichen kann, Gehör zu geben. Ueberhaupt ein Fürſt, der ſo weit gefallen iſt, daß er ſich ſelbſt die Hochſchätzung abſchlagen muß, iſt ſicher das unglücklichſte von allen Geſchöpfen 92). Ich ſchweige: die drey

91) Sollte des Hrn. Authors Schrift noch vor die Nachwelt übrig bleiben, ſo wird ſie es gewiß allein einigen pohlniſchen Kloſterarchiven zu danken haben, oder nur da gelten, wo man Königsmörder vertheidigt.

92) Der Hr. Author iſt dieſes gewiß, aber nicht die Fürſten, die er tadeln will. Er durchleſe meine Herzenſache; er durchſehe die reine Wahrheit durch allen ihren Winkeln; er erforſche und entdecke, was Privatmenſchen, Fürſten und Völkerſchaften nicht chimeriſch, ſondern wirklich glücklich mache, dann wird er ſicher aufhören, ein pohlniſcher Phariſäer zu ſeyn, und mit dem Zöllner traurichig auf die Bruſt ſchlagen, wobey ich denken werde. .. Gott ſey dir Sünder gnädig! der den Menſchen keine Achtung verdient, die er für Privatlaſtern verlangen wollte.

Mächte mögen nun ſehen, ob ſie noch die Hochachtung der Menſchen verdienen können, nachdem ſie unwiderruflich die wirklich verlohren haben, welche ſie ſich ſelbſt ſchuldig ſind 93).

Falls etwan nur einer von den drey Höfen ein ſo übles Beiſpiel der Politick gegeben hätte, ſo könnte man ruhiger wegen der Folgen ſeyn, aber die Verbindung drey furchtbarer Höfe muß ohnfehlbar alle Völker im Harniſch bringen 94).

Der Theilungsvertrag wegen der pohlniſchen Provinzen drohet gleichfalls Dännemark, Schweden, das römiſche Reich, Holland, die Schweiz, die

93) Herrlicher Machtſpruch! Ein Mann, der ſo entſcheidend ſchließt, muß ohnfehlbar aus dem Zuchthauſe entlaufen ſeyn, wo man die Narren einſperret, die ſich für Abkömmlinge der alten Propheten ausgeben, und wie Jeremias mit dem Judenkönige Zedechias raiſonniren wollen. Es leben zwar noch Nebucadnezars, aber die Propheten haben keine Gewalt mehr im neuen Jeruſalem. Und ich wünſche indeſſen dem Hrn. Author das Schickſal des Propheten Ezechiels am 4. Cap. wo ihm alle ehrliche Deutſchen das Gewürz für ſeinen Brodteich nicht nur auf 300 Tage, ſondern auch auf Lebenslang brüderlich mittheilen werden. Wäre es aber möglich, daß er dieſe feine Schmähſchrift ſo ſüß, ſo leicht, als eben dieſer obgenannte Prophet Cap. 3. einſchlucken, und mit allen Exemplarien auf ewig verdauen könnte, ſo wünſche ich ihm guten Appetit und einen recht ſtarken Magen, damit die Kothkrämer auch gar keine Ueberbleibſel davon für die Nachwelt hervorſuchen könnten.

94) Zum Glück ſind die pohlniſchen Schmiede zu dumm, auch zu träge, um ſo geſchwinde alle Harniſche fertig zu machen, womit ſich das übrige Europa etwan für die pohlniſche Händel in Eilfertigkeit bewaffnen ſollte.

die Italiänischen Fürsten, und endlich ganz Europa 95).

Die Sache der Pohlen ist die Sache aller Völker, besonders aller Fürsten aus der zweyten Classe 96). Sie sollten bemerken, daß, wenn sie sich nicht in Zeiten vereinigen, und das Bündniß um die Wiener, Berliner und Petersburger Höfe zu zertrennen, so wird einer nach dem andern unter das Joch dieser Mächte fallen, und es wird nichts als eine schleunige und allgemeine Offensivallianz sie von ihrem allgemeinen Umsturze sicher stellen können.

95) Dieses ist pag. 73 in der Hauptbeantwortung dieser Schrift zu lesen. Noch hinzugesetzt. . . Asia, Africa, America, die pohlnischen Starosten, und alle Inseln der Heiden, die auf dem Meere schwimmen, auch sogar eben die Sonne und Mond, welche Josua wider die Amalekiter stille stehen machte.

96) Die hier gemeinten Fürsten der zweyten Klasse sind ohnfehlbar die pohlnischen Magnaten. Soll es aber etwan auf die deutschen Reichsfürsten zielen, so versichre ich den Hrn. Author, daß sie die drey Monarchen besser als er zu verehren wissen. Sie haben zwar zum Theile eben den Glauben, welchen die Herren Pohlen so eifrig beschützen, sie glauben aber nicht, daß sie mit einem Senstörnchen ganze Berge versetzen können. Man schwimmt bey uns mit dem Strome, und weiß denen Strudeln vernünftig auszuweichen, die den verwegenen Schwimmer mit Kopf und Nachen und aller pohlnischen Conföderationsphilosophie ohnfehlbar verschlucken würden. Die Gefahr ist auch nicht so groß, als sie der pohlnische Fantast schildern will. Vielleicht wäre es auch manchem kleinen Staate besser, wenn er einen großen Herrn hätte, und dieses vielleicht dürfte sich auch etwan bey Gelegenheit ereignen. Dann, und in diesem Falle wäre aber zuerst die Frage zu beantworten, ob die Unterthanen eines kleinen Despoten, einer kleinen Duodezrepublick, oder die Riesen nachäffende Knechte eines Zwergfürsten unglücklicher oder bedauernswürdiger würden, als sie gegenwärtig sind?

Beſchluß.

Falls das laufende Gerüchte wahr iſt, daß zwey der mittheilenden Mächte beſchloſſen haben, dem Könige und der Republick Pohlen die weggenommene Provinzen wieder zu geben, und daß ſie alle Kräfte anwenden wollen, um den dritten Hof zu bewegen, daß er ihrem Beiſpiele folge, ſo haben wir Urſache, uns Glück zu wünſchen, daß wir in einer Zeit leben, wo ſich noch Fürſten finden, die großmüthig genug ſind, und wo noch Seelen athmen, die als Freunde der Tugend ihre Abwege zu erkennen und zu geſtehen vermögend ſind, welches juſt den Ruhm eines redlichen Herzens befördert, um die Ungerechtigkeiten abzuändern, welche ſie, eine augenblickliche Verführung und Fallſtricke zu begehen, verleiteten. Man nennet eben die zwey Mächte nicht, ſie ſind aber leicht zu rathen. Die Nachricht mag nun falſch oder voreilig ſeyn, ſo kann man ſie nicht verhindern, die Erfüllung zu wünſchen. Wenigſtens erlaube man uns, ſie als eine glückliche Vorbedeutung einer ſo nothwendigen, ſo billigen Umänderung zu wünſchen, welche der Großmuth guter Fürſten ſo anſtändig iſt 97). Man erlaube uns endlich noch dieſe vielleicht zu offenherzige Gedan-

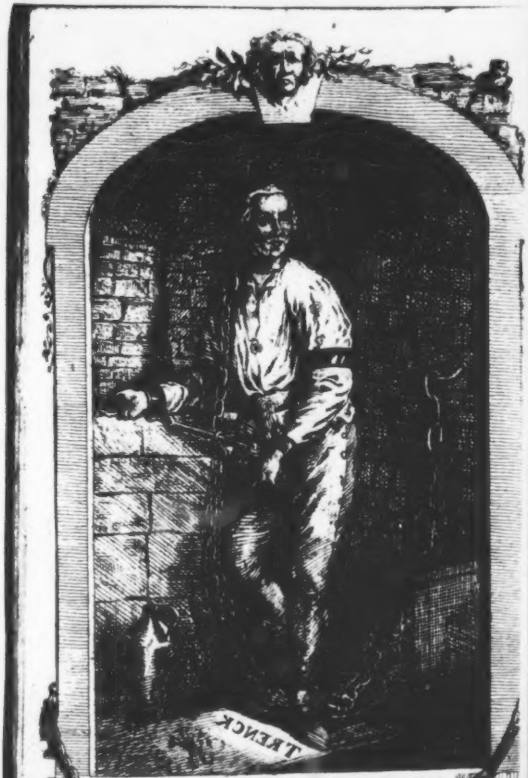
97) Dieſes könnte möglich ſeyn: es iſt auch vielleicht am politiſchen Himmel ſehr wahrſcheinlich: alle pohlniſche Patrioten und ehrliche Männer ſollten aber wünſchen, daß der Ausſchlag aller Kabinetsentwürfe überall den edlen Zweck ausführen mögten, welchen ſich die drey vereinigten Mächte in Pohlen und für die pohlniſche wahre Glückſeligkeit zu bewerkſtelligen vorgeſetzt hatten.

danken mit den ſchönen Reimen des Philoſophen von Sansſouci zu endigen: ſie ſind eines großen Königs würdig, und wollte der Himmel, daß alle Handlungen der Fürſten allezeit mit denen edlen Grundſätzen einſtimmig wären, welche ſie zuweilen ſo ſchön auszudrücken wiſſen. So heißt die Stelle ad litteram überſetzt.

So groß die Macht auch ſey, die man dir geben will
So ſey der Menſchen Wohl doch deiner Arbeit Ziel.
Für Undankbare muß die Großmuth doppelt wachen:
Es iſt ein fürſtlich Glück, viel glückliche zu machen
Mißbrauche nie Gewalt, iſt ſie gleich unumſchränkt.
Ein Fürſt iſt nicht mehr Fürſt, wenn er auf Rache denkt.
Denn, wer ſich nicht beherrſcht, und wer nicht kann vergeben,
Iſt unwerth für den Thron, den er beſchimpft, zu leben.

E N D E.

Bayerische Staats-Bibliothek München



Friedrich Freyherr von der Trenck
K. K. Major der Cavall in seiner .. Jährigen
Gefängnis mit 68 Pfund Fesseln in
Magdeburg

Verliebte

Gedichte

eines

Gefangenen.

Verfertiget

im Kerker.

1726

Aachen, 1774.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ode.

Der gefangene Damon an seine Doris und Doris an Damon im Widerhall.

Vorbericht.

Ich halte diese Ode einer Stelle in meinen Gedichten würdig. Sie verräth die Sprache des Herzens in einem verliebten Gefangenen, und ich bekenne, daß die Liebe meine Foltern verdoppelte. Sie war aber auch vielleicht eine mitwirkende Ursache, warum ich hoffend lebte, und die Verzweiflung bey schwermüthigen Stunden entwafnete. Nach erharrter Freyheit fand ich aber meine Freundin, mit der ich wirklich versprochen war, im Grabe: und ihrer Aschen zur Ehre versich-

re den Leſer, daß die hier beygefügte Antwort, oder das Echo meiner Reime, aus ihrer eigenen Feder gefloſſen ſey, und nur hin und wieder meiner Correction bedurfte. Ich hatte das Glück, dieſe Antwort durch Kunſtgriffe und Geld wirklich im Gefängniß zu erhalten, und wer jemals geliebt hat, der ſchlieſſe auf meine Empfindungen, und ſetze ſich denkend an die Stelle des Leidenden, der zärtlich edel fühlt, und zu ewiger Gefängniß wahrſcheinlich hülflos verdammt iſt. Ich verfertigte bey dieſen Regungen ein ander Gedicht: Der gefangene Damon an alle Schäferinnen, welches beſſer als dieſes gerathen, und ſo Mitleid als Beyfall Sr. Kön. Hoheit der Prinzeßin Amelie erweckte, der alle meine Arreſtſchriften gebracht wurden. Es iſt aber in Dero Hände gerathen, und für mich und dieſe Blätter verlohren. Zum Eingange dieſer Ode geſtatte man mir meine Grundſätze von der Liebe in dieſen wenigen Zeilen zu entwerfen.

Die Tauben ſchnäbeln ſich, kein Thier lebt ohne Liebe:
Der Menſch der gar nicht liebt, iſt nicht des Lebens werth.

Beglückte Schäferinn! die ihres Herzens Diebe,

Sein

Sein Herz, das ſie beſitzt, mit Freundſchaftszucker nährt!
Der Schönheit Reitz verraucht: der Jugend Glut wird kalt:
Doch wer die Tugend liebt, dem wird die Frau nicht alt;
Er kann aus ihr für ſich ſtets neue Güter graben:
Sie wird ihr höchſtes Gut in Freundes Armen haben.
O wenn ein ſolches Paar ein Dach von Rohr bedeckt.
Sie liegt im Bauren Rock ein Fürſtlich Glück verſteckt;
Wer aber wie ein Thier nur ſinnlich Feuer kühlet,
Nicht Luſt in fremder Luſt, die er verurſacht, fühlet:
Wer nur ein Haus-Tyrann von ſeiner Sklavin iſt,
Und einen ſchönen Mund, der ihn muß küſſen, küßt;
Der hat, wenn ein Serail voll Schönen vor ihm bebet,
Nur wie ein Hund geliebt, nie wie ein Menſch gelebet.

Der gefangene Damon an seine Doris.

Jede Zeile antwortet in dieſer Ode mit eben dem Reime auf der Nebenſeite.

Doris! biſt du noch am Leben?
Ach! der Zweifel macht mich beben.
Böſes Schickſal! ſag mir doch:
Lebt auch meine Doris noch?
Doris! ſiehſt du noch mein Blatt?
Biſt du mir noch nicht entriſſen?
Wirſt du noch die Silben küſſen,
Die mein Blut geſchrieben hat?

Freundin! meine Wunden bluten,
Denn mich ſtäupen alle Ruten,
Die nur je des Himmels Macht
Schwachen Menſchen angebracht.
Meine Laſt, die mich hier quält,
Macht den größten Weiſen zittern,
Dem, wie mir in Ungewittern
Ruder, Maſt und Hafen fehlt.

Doris
an
Damon im Echo.

Deine Doris iſt im Leben:
Freund! du darfſt um mich nicht beben.
Edler Damon lebe doch,
Deine Doris liebt dich noch.
Sie verehrt dich, und dein Blatt.
Niemand hat ſie dir entriſſen:
Ja ſie wäſcht mit tauſend Küſſen,
Was dein Blut geſchrieben hat.

Damon! meine Wunden bluten,
Denn mich ſchmerzen alle Ruthen,
Die des Himmels Wundermacht
Dir mit Unrecht zugedacht.
Deine Laſt, die mich hier quält,
Macht mich weibiſch für dich zittern,
Weil uns bey den Ungewittern
Männer Kraft zum Trotzen fehlt.

Damon an Doris.

Ach! warum bin ich gebohren?
Warum hab ich dich verlohren?
Warum hab ich dich geliebt,
Daß mich dein Verluſt betrübt?
Dieſe Hand, die ich dir gab,
Hätte längſt mein Blut verſpritzet:
Doch weil dir mein Leben nützet,
Schneid ich nicht den Faden ab.

Doris! die mein herber Kummer,
Meiner Sehnſucht Ohnmachts Schlummer,
So wie mich erſchüttern kann;
Siehe mich im Schatten an!
Siehe deinen wahren Freund,
Den du dir zur Luſt erleſen,
In des Kerkers Gruft verweſen,
Der um dich auf ewig weint.

Die Erinnrung edler Lüſte,
Wenn dein Mund, dein Herz mich küßte,
Macht noch jetzt mein Paradeis,
Und die Hölle ſelbſt nicht heiß.
Meine Sehnſucht foltert mich,
Wenn ich denkend mit dir wache:
Wenn ich träumend mit dir lache,
Leb ich doch nicht ohne dich.

Doris an Damon.

Eh ich dich, mein Freund! verlohren,
Schiens, ich ſey zur Luſt gebohren:
Denn ſo lang ich dich geliebt,
Hat mich gar kein Leid betrübt.
Meine Hand die ich dir gab,
Hat nur unſre Pflicht beſchützet.
Doch wenn dir mein Herz was nützet,
Reiß es von der Leber ab!

Damon! den mein ſchwerer Kummer,
Meiner Wünſche matter Schlummer
Tröſten, doch nicht retten kann,
Siehe meinen Jammer an!
Weil mein Freund, mein wahrer Freund,
Den ich mir zur Luſt erleſen,
Der mein Glück mein Gott geweſen,
In des Kerkers Klüften weint.

Denkend fühl ich noch die Lüſte,
Wenn dein Mund mich zärtlich küßte,
Der ſo ſüß zu küſſen weiß.
Jetzt ſind meine Adern heiß:
Meine Sehnſucht foltert mich,
Wenn ich nach dir girrend wache,
Und wenn ich im Traume lache,
So geſchiehts nie ohne dich.

Damon an Doris.

Freundin! die ich mehr verehret,
Mehr als je die Welt gehöret,
Mehr, als ich und du gedacht,
Schöne Doris, gute Nacht!
Treue Täubin girre nicht,
Denn ich bin in Habichts Klauen;
Wenn die Luſt, mein Neſt zu bauen,
Mir das Herz vor Wehmuth bricht.

Ach! ich ſehe Perlen flieſſen,
Und die Schwanenbruſt begieſſen,
Wo der ſchöne Brandaltar,
Meine Glut, zum Opfer war.
Ob uns gleich das Schickſal trennt,
Soll das Feuer ewig lodern,
Das, bis unſre Knochen modern,
Auch in Schwermuthsſtrömen brennt.

Schöne Doris, hilf mir ringen!
Denn ich kann die Laſt nicht zwingen,
Die mir Herz und Geiſt verſtrickt,
Und zugleich die Glieder drückt.
Denn ich lieg an meiner Wand,
Hier in meinen Feſſelbetten
Nicht ſo feſt an Sklavenketten,
Als im Wunſch an deiner Hand.

Doris an Damon.

Freund! den ich weit mehr verehret,
Mehr, als du von mir gehöret,
Mehr, als ich gar selbst gedacht.
Liebster Damon, gute Nacht!
Edler Täuber murmle nicht. . . .
Ach! doch ach, in Habichts Klauen
Kannst du ja dein Nest nie bauen,
Wo der Hofnung Stütze bricht.

Ja die Thränen sollen fliessen,
Wangen, Brust und Herz begiessen,
Wo der Liebe Brandaltar
Deines Opfers Flamme war.
Ob uns gleich das Schicksal trennt,
Soll das Feuer ewig lodern,
Das, bis unsre Glieder modern,
Auch in Zährenfluthen brennt.

Starker Damon! du mußt ringen,
Und die Last durch Großmuth zwingen,
Die dir deinem Geist bestrickt,
Und den Leib mit Fesseln drückt.
Glaub, ich schlief an deiner Wand,
Und bey dir in Sklavenketten
Süsser, als in Schwanenbetten,
Ohne meines Freundes Hand.

Damon an Doris.

Pöbelhaft kann ich nicht denken;
Deine Marter wird mich kränken;
Deine Treue noch viel mehr,
Denn ich liebe dich zu sehr.
Liebe ohne Eigensinn!
Denn du bist zur Lust geschaffen,
Aber fühlst du Amors Waffen,
Denk, daß ich der Schütze bin.

O wie muthig will ich warten:
Kann ich noch in Edens Garten
Meiner Doris Adam seyn!
Schöne Heva bist du mein.
So will ich mein Leiden leicht,
Wenn du bey mir bist, vergessen,
Und so gar die Schlange fressen,
Wenn sie deine Hand mir reicht.

Doch jetzt will ich dich nicht binden.
Nein, du sollst die Lust empfinden,
Die mir mein Gefängniß raubt,
Und die Freyheit dir erlaubt.
Doris, sey mir nicht zu treu!
Dämpfe nicht die Glut der Jugend?

Doris an Damon.

Pöbelhaft willst du nicht denken.
Meine Marter soll dich kränken:
Damon! liebst du mich so sehr?
Doch, ich liebe dich viel mehr.
Du kennst meinen Eigensinn.
Ich bin nur für dich geschaffen:
Und du hast nur Heldenwaffen,
Wenn ich deine Freundin bin.

Ja, du sollst in Edens Garten
Noch mit mir auf Freuden warten.
Ich will deine Heva seyn.
Adam mach die Schürzen klein! *)
Du sollst all dein Leiden leicht,
Wenn du bey mir bist, vergessen,
Und nur süsse Aepfel essen,
Die die deine Doris reicht.

Damon! du willst mich nicht binden,
Und ich soll die Lust empfinden,
Die dir dein Gefängniß raubt,
Und die Freyheit mir erlaubt.
Du bist mir in Fesseln treu,
Und ein Greiß in deiner Jugend.

Du

*) Alludirt auf die geglaubte Schaam im Paradieser welches ein Zeichen der Sünde war. 1 Mos. 3. Und sie wurden gewahr, daß sie nackend waren, und ꝛc.

Damon an Doris.

Und bethört dich deine Tugend!
Denk, mein Zuſtand ſpricht dich frey.

Ja ich bin noch nicht begraben;
Weil die Kerker Thüren haben,
Die kennt Eris, Themis nicht?
Doch vielleicht mein Arm zerbricht.
Nur Geduld! Nur friſchen Muth!
Hier kann ich noch auferſtehen,
Und aus meinem Grabe gehen,
Aber noch mit Fleiſch und Blut.

Ja wir können alles hoffen:
Unſer Tempel ſteht noch offen,
Wo du Gott und Prieſter biſt,
Und mein Herz dein Opfer iſt.
Wenn die Schwermuth dich bedroht:
Doris! laß ihr nicht den Willen.
Hofnung kann die Seufzer ſtillen:
Denn wir ſind ja noch nicht todt.

Aber ach! wenn wirds geſchehen?
Wenn ſoll ich dich wieder ſehen?
Doris! ach die Fantaſey
Steht mir nur im Traume bey.
Denn des Leibes Ungemach,
Schmach und Foltern, die ich fühle,

Wenn

Doris an Damon.

Du durch Zwang, und ich durch Tugend,
Denn ich bin für dich nur frey.

Du bist ja noch nicht begraben;
Weil die Kerker Thüren haben,
Die schützt Gott, die Boßheit nicht,
Noch sein weiser Rath zerbricht:
Drum verliehre nicht den Muth.
Doch wenn du wirst auferstehen,
Muß du schnell nach N. N. gehen,
Aber komm mit Fleisch und Blut!

Ja du kannst noch alles hoffen;
Denn dein Hafen steht dir offen.
Wenn mein Herz dein Himmel ist,
Weißt du, daß du Petrus bist.
Wenn die Schwermuth dich bedroht,
Damon! laß ihr nicht den Willen.
Deine Wünsche zu erfüllen,
Hindert nur allein der Tod.

Hoffe nur! es wird geschehen:
Du wirst mich noch wieder sehen.
Denn der Liebe Fantasey
Steht mir wünschend tröstlich bey:
Und bey deinem Ungemach
Glaub, daß Doris mit dir fühle,

Damon an Doris.

Wenn ich hier in Ketten wühle,
Machen Geiſt und Glieder ſchwach.

Ich verliehre ſchon die Kräfte,
Und mein Lebensbaum die Säfte,
Seine Blätter werden grau:
Denn hier fällt kein Hofnungsthau.
Liebe, Schmach und Hunger quält:
Meine Lebensräder knarren,
Und das Auge muß erſtarren,
Weil ihm Licht, und Doris fehlt.

Freundin! mich befällt ein Schrecken,
Deinen Schmerz nicht aufzuwecken,
Schweig ich, wo ich ſagen ſoll:
Schöne Doris! lebe wohl!
Liebe mich in deiner Luft!
Forſche nicht nach meinem Leiden.
Fühle mich bey deinen Freuden,
Wenn du mich entbehren mußt.

Könnt ich hier die Augen ſchließen,
Und in jener Welt dich küſſen!
O! ſo hätt ich gern Geduld!
Doch! uns ſchuff des Schöpfers Huld
Zum Genuß der Liebe hier:
Venus Himmel iſt die Erde,

Doris an Damon.

Und mit deinen Banden ſpiele,
So wirſt du gewiß nicht ſchwach.

Trocknen gleich des Leibes Säfte,
Hat der ſtarke Geiſt noch Kräfte:
O! ſo ſtärkt der Hofnungsthau
Auch zugleich der Gliederbau.
Wenn dich Schimpf und Hunger quält,
Damon! laß die Räder knarren.
Klugheit wird die Zeit erharren,
Wo dir nichts an Fuhrwerk fehlt.

Damon! mich befällt ein Schrecken.
Nein, ich will den Schmerz nicht wecken,
Wo die Wehmuth ſagen ſoll:
Treuer Damon! lebe wohl!
Du haſt keine Augenluſt
In dem mehr als großen Leiden!
Und ich fühle keine Freuden
Ohne dich in meiner Bruſt.

Du mußt nicht die Augen ſchließen.
Nein du wirſt mich hier noch küſſen,
Hier erwart ich mit Gedult
Dein Geſchick von Gottes Hult.
Nein mein Damon! lebe hier!
Lebe für mich hier auf Erden!

Damon an Doris.

Und wenn ich noch selig werde,
Doris! so geschiehts in dir.

Ach! ich denke nicht zurücke,
Da des Schöpfers Meisterstücke
Mich nach Hymens Tempel rief.
Doris, ach! mein Fall ist tief!
Doch weil ich das höchste Guth,
Hoffend schon in dir genossen,
Bin ich jetzt auch unverdrossen
Bey des Uebels höchster Wuth.

Doris, wird es mir gelingen?
Wirst du mir die Krone bringen,
Die, bis ich den Kampf vollbracht,
Mich zum kühnsten Tyger macht?
So erfüll ich meine Pflicht,
Bis der Fuß zum Grabe steiget,
Und wenn meine Feder schweiget,
Denke, was die Seele spricht.

Doris an Damon.

Hier ſoll unſer Himmel werden:
Denn mein Glaube ſtirbt mit dir.

Weißt du nicht, daß uns das Glücke
Nur durch ſeines Wechſels Tücke
Erſt den Werth der Güther lehrt,
Wenn man den Genuß entbehrt.
Haſt du nun das höchſte Guth,
Wie du glaubſt, in mir genoſſen,
O! ſo kämpf auch unverdroſſen,
Und ermüde ſeine Wuth.

Ja, es ſoll dir noch gelingen!
Ich will deine Lorbeern ſchlingen:
Damon kämpft mit Heldenmacht,
Weil ſein Recht, und Doris wacht.
Lies, was hier mein Herz noch ſpricht!
Hat der Kiel dir nur gezeiget,
Was die Schwermuth ſeufzend ſchweiget,
So verzagt mein Damon nicht.

Schwermüthige Gedanken im Gefängniß.

So flieſſet, ſo rollet ihr Männliche Zähren,
Die Schaam und Verwirrung im Kerker nicht wehren,
Befeuchtet die wallend und keuchende Bruſt!
Und waſchet die Spuhren ermordeter Luſt!
Ihr Augen, ihr Zeugen der denkenden Triebe!
Ihr ſchmachtende Glieder nach Freuden und Liebe!
Jeꝛt ſeht ihr im Dunkeln mein traurig Geſchick:
Und wollt ihr mich tröſten, ſo ſeht nicht zurück.
Jeꝛt gährt, jeꝛt empört ſich das Feuer der Jugend,
Jeꝛt fühl ich die Wirkung mißhandelter Tugend.
Dies peitſchet den Blutlauf, und kiꝛelt den Schmerz,
Und jenes beängſtigt das pochende Herꝛ.
Hier winſelt die Sehnſucht nach fröhlichen Blicken

Dort

Univ. Bibl. München

Dort will Themis Nothſtand die Hofnung erſticken:
Hier plagt mich der Ehrgeitz, dort ſchwindet der Muth:
Hier drücken die Feſſeln mit folternder Wuth.
Die Seufzer der girrend und klagenden Seelen
Erſticken in einer verriegelten Höhlen:
Sie nähren mir wachend die ſchüchterne Ruh,
Und ſchließen die Quellen des Troſtes gar zu.
Der hungrige Magen erweckt mich im Schlummer,
Der Geiſt traumt im Schlafe nur Schrecken und Kummer:
Die Schildwache brüllet: Treuck! biſt du noch da?
Ich hör, ich erwache, und rufe: Ach ja.
Denn fühl ich von neuem den menſchlichen Jammer,
Denn füll ich mit Fluchen die ſcheußliche Kammer,
Wo Schauder, Verzweiflung von Eris genährt,
Die Kräfte des ſchutzloſen Weiſen verzehrt.
Von Gottes Erbarmen mein Recht zu erbitten,
Nachdem ich ſchon Radamants Machtſpruch erlitten.

Auch Fürſten zu trotzen denk ich nicht zu klein,
Um Gnade zu betteln, bin ich viel zu rein.
Nun zittern die Nerven bey ängſtlichen Klagen,
Nun möcht ich dem denkenden Menſchen nur ſagen,
Was Herz, was die Schwermuth und Leidenſchaft weckt,
Und Helden im Unglück mit Larven erſchreckt.
Ihr Mauren des Käfigs ſeyd redende Zeugen!
Ach hättet ihr Leben! ihr könntet nicht ſchweigen:
Auch Steine bewegte mein kläglich Geſchrey.
Nur Menſchen! ihr fühlt nicht, wie ſchmerzhaft es ſey.
Von Freunden verlaſſen, in Feſſeln zu ſitzen,
Vor Sorgen beleidigter Ehre zu ſchwitzen:
Des Pöbels Beſchimpfung, das Urtheil der Welt
Schwach wehrlos zu dulten, und wem es gefällt,
Die Unſchuld mit Schmach und Verläumdung zu drücken:
Durch Argliſt und Raubſucht mein Recht zu erſticken:
Gezwungen bey Grauſamkeit dankbar zu ſeyn.
O lebhaft ... O mehr als erträgliche Pein!
Ach großer Weltvater und Urſprung der Dinge!

Du

Du ſieheſt die Schwermuth, wie bitter ich ringe.
Haſt du mich im Zorne zum Menſchen gemacht,
Wie? blieb ich nicht beſſer in ewiger Nacht?
Die Stärke der Glieder, die Kräfte der Seelen,
Haſt du ſie gebildet mich länger zu quälen?
O bände den Willen nicht Wahn und Verſtand,
Ich eilte zum Nichtſeyn durch eigene Hand.
Und würde ein Unding . . . . . Was heißt mich noch leben?
Wie? ſiehſt du die Fliegen im Spinnennetz kleben?
Siehſt du uns hier fühllos in Foltern und Noth?
So fluch ich der Erden, und ſuche den Tod.
Führt aber die Fürſicht zur Freude durch Plagen . . .
So ſchaffe mir Lindrung . . . ſonſt dörft ich ja klagen:
Uebt göttliche Gnade an mir nur die Muth,
Daß hierdurch die Allmacht kein Heldenwerk thut.

Ergebung
in den göttlichen Willen.

Eile Herr! mein Herz zu ſtärken!
Mache meine Seele groß!
Und in allen meinen Werken,
Reiß mich von der Kleinmuth los.
Reiche, wenn mich Sorgen kränken,
Gott! mir deine Vaterhand!
Mach durch ein vernünftig Denken
Mich mit dir und mir bekannt.

Frey von ängſtlichen Gedanken
Hoff ich Herr auf deine Huld!
Und wenn alle Stützen wanken,
Trau ich dir, und trag Geduld.
Standhaft will ich mich bequemen,
Alles Elend in der Welt
Als ein Erbtheil anzunehmen,
Das auf meine Menſchheit fällt.

Nichts ſoll mein Vertrauen mindern,
Wenn ſich meine Schwermuth regt;
Du wirſt meine Schmerzen lindern,
Wenn die Vaterhand mich ſchlägt.
Du ſchuffſt mich mit Fleiſch und Blute,
Herr, für deinen Ruhm allein;
So wird deines Zornes Ruthe
Auch nur göttlich grauſam ſeyn.

Hilf, bis ich den Sieg erlange,
Daß mein Kampf Erbarmen weckt;
Und daß ich mit Kräften prange,
Die ſo gar der Tod nicht ſchreckt.
Herr! nimm mich in deine Hände!
Sterbend fällt der Troſt mir bey,
Daß der Tod der Marter Ende,
Aber nicht Mein Ende ſey.

Ein Gedanken auf mein Bild in Feſſeln geſchrieben.

- - - - Hic murus ahæneus eſto!
Nil conſcire ſibi, nulla palleſcere culpa.

Horat. lib. 1. ep. 1.

Hier in meiner Trauerhöhlen
Hält mir die Vernunft das Licht.
Und mit Vorwurfs freyer Seelen
Fehlt es mir an Großmuth nicht.
Wenn Verläumdung zaumfrey wüthet,
Wenn der Trieb zur Welt mich nagt:
Wenn Cupido Schwermuth brütet,
Bleibt mein Herz doch unverzagt.
Und weil das mich nicht verdammet,
Wird die Zeit mein Richter ſeyn:
Urtheil das vom Pöbel ſtammet,
Macht mich weder ſchwarz noch rein.
Unglück iſt ja kein Verbrechen,

Stra-

Strafe ſchimpft nicht, nur die That:
Nur die kluge Welt ſoll ſprechen,
Was der Trenck verdienet hat.
Fürſtenmacht und Vorurtheile
Haben manchen unterdrückt:
Aber Gott ſchlägt keine Beule,
Wofür er nicht Pflaſter ſchickt.
Mancher trägt der Sklaven Laſt,
Der da ſollte Ordens tragen,
Und den Kerker ſollten plagen,
Der wohnt glücklich im Pallaſt.
Wer in Feſſeln edel denket,
Und im Unglück lachen kann,
Bleibt, wird gleich ſein Recht gekränket,
In ſich ſelbſt ein großer Mann.
Der Verdienſte wahrer Lohn
Stammt nicht von der Fürſten Thron.

Du, dem mit mir der frohſte Theil
Der frohen jugendlichen Stunden
So ſchnell, wie ein beſchwigter Pfeil
Der ſtraffen Sehn' entfliegt, verſchwunden:
Schon fließt der minder klare Bach
Der ſpätern Jahre nach und nach
In Lethens trägen Sumpf hinüber;
Schon wird der Strom des Lebens ſchwach,
Und jährlich ſeichter, jährlich trüber;
Wir werden alt! — Noch iſt es Zeit,
(Vielleicht ſchon hohe, hohe Zeit!)
Die unwillkommne Neuigkeit
Einander ſelbſt ins Ohr zu raunen,
Wie die Vernunft und Young *) gebeut:
Damit wir nicht zu ſehr erſtaunen,
Wenn uns die Jünglinge mit Hohn
Aus ihrem Reihn zu ſtoßen drohn,
Und uns im rauhen Wächterton,
Wie ſpät es ſey, ins Ohr poſaunen;
Wenn ſpröde Mädchen, unverſtellt,

Sich

*) S. deſſen V. Sat. v. 499.
„Tis greatly wiſe to know, before we're told,
The melancholy news, that we *Growold*.
„Es iſt ſehr weiſe, die Neuigkeit, ehe ſie uns geſagt wird, zu wiſſen; die traurige Neuigkeit, daß wir alt werden.„

Sich gegen unſre Küſſe wehren,
Und ſchalkhaft, lachend uns belehren,
Daß wir zu der beglückten Welt,
An der auch Thorheit noch gefällt,
Die tändeln darf, — nicht mehr gehören;
Wenn ſie uns hier und da ganz klar
Ein Runzelchen, ein graues Haar
Im vorgehaltnen Spiegel weiſen;
Das thaten ſie ja einſt ſogar
Dem fröhlichſten *) von allen Greiſen,
Der für ſein hohes Stufenjahr
Noch zu anacreontiſch war.
Doch gieb auch nicht den loſen Knaben,
Noch weniger den Mädchen, (ſie
Sind noch muthwilliger, als die,)
Mehr Recht, als ſie ſchon leider haben:
Man möcht' uns, eh' wirs uns verſehn,
(Wie weit kann nicht ihr Muthwill gehn!)
Für todt erklären, und begraben.
Nein! es befiehlt uns zwar die Pflicht,
Wann uns der Freude Sinn gebricht,
Der Freude gute Nacht zu geben:
Allein, o Freund, vergiß auch nicht,
So lange Du noch lebſt, zu leben.
Laß uns nicht, kargen Reichen gleich,
(Denn, glaube mir, noch ſind wir reich,)

Nach

*) S. die XI. Ode Anakreons.

Nach Gütern schmachten, die uns fehlen,
Und, was wir haben, uns verhehlen.
Laß uns mit froher Dankbarkeit
Und edler Selbstzufriedenheit
Der Freuden Vorrath überzählen.

Ist nicht dies süße Tageslicht
Auch unsern Augen aufgegangen?
Sehn wir den schönen Frühling nicht
In seinem ganzen Schmucke prangen?
Wie meiner Kindheit Sonnenschein,
So hell und neu strahlt mir noch immer
Des heitern Lenzes goldner Schimmer
Ins Aug'! und nicht ins Aug' allein;
Er strahlt mir bis ins Herz hinein.
Geschmelzt von seinem Hauche, fließet
Des Blutes Bach mit schnellerm Lauf;
Beseelt von seiner Wärme, schließet
Mein Geist sich mit den Blumen auf,
Und duftet Andacht, Dank, und Wonne
Zu jeder milden Morgensonne,
Und DEM, der sie beflammt, hinauf.
Mit süßerm, innigerm Entzücken
Pflegt' ich vordem als Knabe kaum
Den ersten blätterreichen Baum,
Die ersten Veilchen zu erblicken,
Die frühsten Rosen abzupflücken.

Den

Den erſten bunten Schmetterling
Seh ich noch itzt mit dem Vergnügen,
Selbſt Blüthen gleich, auf Blüthen fliegen,
Womit ich einſt ihn ſah, — und fieng.
Denn ſie und Mädchen noch zu fangen, —
(Ein Mädchen und ein Schmetterling
Sind ja beynah daſſelbe Ding,)
Dazu iſt mir der Muth vergangen;
Sie ſind mir beyde ſchon zu flink.
Und wenn ich dann die lauten Chöre
Der liederreichen Schöpfung höre,
Wie ſchwingt ſich da mein Geiſt durchs Ohr
Zur aufgeſchwungnen Lerch' empor!
Wie fließt aus deiner vollen Kehle,
Der liebe Liebling, Philomele,
Dein ſchmelzend honigſüßes Lied,
Wovon kein Seufzer mir entflieht,
In meine Luſtberauſchte Seele!
Wie emſig bin ich noch bemüht,
Dem Sitze, den ſie ſich erſieht,
Mit leiſem Tritte nachzuſchleichen!
Und wie beſorgt, ſie zu verſcheuchen!
Mich führt noch itzt der Zauberklang
Von tauſendfachen Melodeyen,
Der labyrintiſch-wilde Gang

Von regellosen Phantaseyen
Durch einen sanften holden Zwang
In angenehme Schwärmereyen,
In die in seinen ersten Mayen
Der weiche Jüngling oft versank;
Und weckt dann in des Herzens Tiefen
Gefühle, die dort Jahre lang,
Mir selbst verborgen, ruhig schliefen.
So horch' ich inniglich vergnügt
Auf die empfindungsvollen Töne
Der zärtlich lockenden Sirene,
Bis sie dem Busch und mir entfliegt.
O stets mir werthe selge Scene,
Wo die Natur, uneingeschränkt,
Uns ihren ganzen Reichthum schenkt,
Und jeden Sinn mit Wollust tränkt;
Du gleichst noch der an Pracht und Schöne,
Worinn der ersten Menschen Paar
So froh, gesund und glücklich war.
Und der Instinkt, der ihre Söhne
Zu dir unwiderstehlich treibt,
Und immer gleich elastisch bleibt,
Ist einer von den edeln Trieben,
Die, uns von ihnen angeerbt,
Auch nach dem Fall noch unverderbt,

Zu unſerm Troſt uns übrig blieben.
Und wird der Menſch ſeit jenem Fall
Mit blödern Augen, ſtümpfern Ohren,
Und gröberem Gefühl gebohren?
Hat wohl der Ton der Nachtigall
An Reiz, die Sonn' an Glanz, verlohren?
Wie? oder traf etwan der Fluch
Der Roſe lieblichen Geruch?
Verbittert' er die ſüße Kirſche?
Vergiftet' er die kühle Pfirſche?
Konnt' einſt die Tulpe bunter blühn?
Aurorens Wange ſchöner glühn?
Ein reinrer Bach auf glattern Kieſeln
Durch ſchattenreichre Büſche rieſeln?
Wär dieſe Laube minder grün,
Als unſers erſten Vaters Laube?
Fand Noah ſeiner Reben Blut,
Selbſt nach der großen Waſſerfluth,
Viel wäßriger? — Und ich, ich glaube,
Ich fühle, dieſe feurge Traube,
Die meinen Gaum labt, meinen Muth
Begeiſtert, ſey doch wohl ſo gut.
Von allem, was erſchaffen worden,
Muß, dünket mich, der Weſt allein
Am meiſten ausgeartet ſeyn;

Es scheint, als blies' er izt aus Norden.
Den Zephyr, den ohn Unterlaß
Die Dichter aller Zeit erhoben; —
(Jedoch vielleicht galt alles das
Dem Zephyr nur auf dem Parnaß;)
Den unsern könnten sie nicht loben:
Kein Eurus und kein Boreas
Pflegt heftiger, als er, zu toben.
Die Liebe, die sie zwischen ihm
Und Göttin Flora einst gestiftet,
Wird oft durch seinen Ungestüm
Und Eigensinn gar sehr vergiftet.
Anstatt sie, wie er sonst gethan,
Mit seinem Flügel sanft zu fächeln,
Schnaubt er sie öfters brausend an,
Wie nur ein wahrer Ehemann
Sein zärtlich Weib mißhandeln kann.
Anstatt, wie sonst, ihr zuzulächeln,
Bewölket er sein Angesicht;
Und ihrer heitern Augen Licht
Verlischt in gleichen Finsternissen.
Anstatt inbrünstig sie zu küssen,
Verwundet er sie oft ergrimmt;
Und ihre welke Wange schwimmt
In einer Fluth von Thränengüssen:

Zer-

Zerſtöret wird ihr weiches Haar;
Oft hat der grauſame Barbar
In Zügelloſem Zorn ſogar
Die allerliebſte kleine Schaar
Von zarten Säuglingen zerriſſen,
Die noch erſt in demſelben Jahr
Aus ihrer Lieb' entſproſſen war.
Doch, wie in allen andern Ehen,
So pflegts auch immer hier zu gehen.
Sein Aug', entwölkt aus ſeiner Nacht,
Verklärt allmählich ſich, und lacht;
Er fühlt der alten Liebe Macht,
Und eilt mit ſehnlicherm Verlangen
Sie wieder zärtlich zu umfangen;
Er ſtreichelt wieder ihre Wangen,
Die nun, von ſeiner Hand berührt,
Mit neubelebten Reize prangen,
Selbſt durch die Thränen nicht entziert,
Die noch an ihnen zitternd hangen.
Doch jede Spur, die von dem Zwiſt
In ihrem Antlitz übrig iſt,
Die kleinſte Zähr' und jede Wunde
Wird dann von ſeinem Honigmunde
In einer einzgen ſelgen Stunde
Der Zärtlichkeit hinweggeküßt.

Dann ſprießet aus dem neuen Bunde,
Oft ſchneller, ſchöner, als zuvor,
Ein reizendes Geſchlecht empor.
Den neuen Bund zu feyern, ſchallen
Die Hymnen froher Nachtigallen;
Und ſüße Blumendüfte wallen
Von Zephyrs Schwingen mild herab,
Die Flora dem verſöhnten Weſte
Aus Dankbarkeit an dieſem Feſte
Von ihrem eignen Buſen gab.
Trotz ſolchen Unvollkommenheiten
Und kleinen Widerwärtigkeiten,
Die jetzo deinen Lauf begleiten,
Erblick' ich ſtets noch, o Natur,
In deinem Hain, in deiner Flur,
Des erſten Paradieſes Spur.
Ja dieſe dienen mir zum Bilde,
Zum Pfande, ſchönerer Gefilde,
Wo Blumen, die unſterblich blühn,
Die jetzt noch Engel uns erziehn,
Womit uns Engel einſt bekränzen,
In noch viel höhern Farben glänzen;
Und wo der Auen friſchres Grün
In den unwandelbaren Lenzen
Vom heißen Sud, vom rauhen Nord,

Vom

Vom falſchen Weſte nie verdorrt;
Wo Blitze nie die Luft durchſchweifen,
Kein Donner brüllt, kein Sturm verheert;
Wo, von ätherſchem Thau genährt,
Durch keinen giftgen Biß verſehrt,
Ambroſialſche Früchte reifen.

Mich reizet und entzückt nicht nur
Dein großes Urbild, o Natur;
Ich liebe dich noch in den Bildern,
Die deine Thomſons von dir ſchildern.
Ihr Lied, obwohl zu ſchwach, zu klein,
Dir nachzuſingen, nachzumahlen,
Iſt dennoch mir von deinen Strahlen
Ein angenehmer Wiederſchein,
Von deiner Harmonien Schall
Ein angenehmer Widerhall.
Sogar an Deſſen matten Liedern,
Der mit des Botaniſten Fleiß
Nur deine Schönheit zu zergliedern,
Nicht, als Poet, zu mahlen weiß;
Die Züg' und Farben ſorgſam wählet,
Zwar jedes Härchen ängſtlich zählet,
Doch das, was deinen Reiz beſeelet,
Und uns am meiſten rühret, verfehlet;

An dieſen ſelbſt ergetzt' ich mich
Als Knab', und meint', ich ſähe dich.

Noch immer ſchmeicheln meinen Sinnen,
Die allem Schönen offen ſtehn,
Die Künſte, deine Schülerinnen,
Die deine Pracht noch mehr erhöhn;
Sie, die der Welt mehr Freude geben,
Wenn ſie dir nachzuſchaffen ſtreben,
Und eine neue Welt beleben;
In die, wer ſie am beſten kennt,
Mit jedem Tage mehr entbrennt.
Allein, nur Einer treu und eigen
Mit ihr ein ewig Werk zu zeugen,
Das hab' ich weislich nie gewagt;
Dies Glück hat, meinen Stolz zu beugen,
Mein Genius mir hart verſagt,
So oft ich ihn darum befragt.
Jedoch ich tröſte mich deswegen,
Wie andre Hageſtolze pflegen.
Mir gnügt es ſchon, wenn jede Kunſt
Mich nur gelaſſen um ſich leidet,
Und nur mit allgemeiner Gunſt,
Um die wohl keiner mich beneidet,
Mir Sinn und Herz mit Wolluſt weidet.

Auch

Auch lieb' ich, frey von Elferſucht,
Wenn ſie beglückt, darum nicht minder,
Und ihrer Liebe jede Frucht
So ſehr, als wärens meine Kinder.
Allein, ſo willig und bereit
Die Künſte ſind mir zugefallen;
So iſt die Tonkunſt ohne Streit
Doch die gefälligſte von allen.
Sie, der Empfindung Strafe; ſie,
Ein Bild der Sphären-Harmonie;
Ein Vorſpiel zu den Jubelchören
Der hohen Sänger in den Sphären!
Wer, der noch Ohren hat, zu hören,
Ein Herz, zu fühlen, wollte doch
Nicht ſie empfinden, ſie verehren?
Gott Lob! noch kann mein Ohr ſie hören;
Gott Lob! es fühlt mein Herz ſie noch.
Wie hat es nicht noch jüngſt gezittert!
Wie hat dein Donner es erſchüttert,
O Händel, *) ſtolzer Britten Ruhm,
Doch unſer, unſer Eigenthum!
O was für edle, ſüße Schmerzen
Erweckteſt du in meinem Herzen:
Wie riß es deine Zauberkraft

*) In dem Alexandersfeſte.

Von Leidenſchaft zu Leidenſchaft!
Nicht ſo gewaltige Gefühle
Von Lieb' und Muth, und Gram, und Luſt
Entſtrömten deinem Saitenſpiele,
O Griech', *) in Alexanders Bruſt.
Denn ſo von dir beſtürmt, zerſchmettert,
Entflammt, geſchmelzet, hätt' er dich
Zu einem Brudergott von ſich,
Zum lyriſchen Apoll vergöttert.
Auch euch ſagt meine Seele Dank,
Euch ſegnet ſie, bis ich erblaſſe,
Euch, Pergoleſi, Graun, und Haſſe! **)
Für euren heiligen Geſang.
Wenn mir ſein feyerlicher Klang,
Indem ich mit dem Tode rünge,
So, wie er jüngſt noch ſie durchdrang,
Durch ſchauervolle Nerven drünge:
Ich würde glauben, daß mir ſchon
Der Seraphinen Harfenton
Und Siegeslied entgegen klünge.

Und

*) Timotheus.

**) Den erſten wegen des Stabat mater; den zweyten, wegen des Todes Jeſu; den dritten, wegen der Pilgrimme, und der St. Elena.

Und wie ſollt' ich auch dich nicht hier
Nach jenen großen Namen nennen,
Schwanberger! *) — wie die Kunſt, die mir
So oft das Herz entzückt, verkennen?
Zwar biſt du itzt noch Braunſchweigs Zier:
Jedoch wer könnte darum dir
Den Ruhm, der dir gebühret, misgönnen?
Wer iſt ſo ungerecht? — O nein!
Um unſer Lob ſich zu erwerben,
Braucht ein Genie nicht erſt zu ſterben,
Nicht weit von uns entfernt zu ſeyn.
Kann man Verdienſt nicht eher finden,
Als bey der Todtenfackel Schein?
Muß Fama ihre Stimm ihm leihn,
Und erſt aus ihren tauſend Schlünden
Uns, wo es ſey, entgegen ſchreyn?

Noch ſtärker klopft für euch mein Buſen,
Ihr höhern Grazien und Muſen!
Und nie wird er für euch zu kalt,
So lange Leben in ihm wallt.
Und die vor zweymal tauſend Jahren
Von

*) Wegen ſeiner vortrefflichen Compoſitionen und ſeiner ungemeinen Kunſt im Clavierſpielen.

Von eurer Gluth entzündet waren,
Auch die sind mir noch nicht zu alt.
Noch täglich schwelgt in ihren Werken
Mein Geist, und schmecket Götterkost;
Noch täglich muß ihr Mark ihn stärken,
Und noch berauschet ihn ihr Most.
Allein, so sehr ihn der berauschet,
Wird ihm der jüngern Rebe Saft,
Den er mit jenem oft vertauschet,
Darum nicht matt und unschmackhaft.
Hat jener, obwohl itzt viel älter,
Dadurch mehr Süßigkeit und Kraft,
Als da er frisch war von der Kelter?
Nein, nicht der Jahre größre Zahl
Bestimmet hier des Kenners Wahl.
Der Wein, den Phöbus beßrer Strahl
In Seelen kocht, wird, durch die Dauer
Im Schlauche, weder mild noch sauer,
Nicht feuerreicher und nicht schaal.
Weh jenen eingeschränkten Geistern,
(Ihr Herz ist oft nicht minder klein,
Und oft so fühllos wie ein Stein,)
Die nur als neu das Neue meistern!
Die Alten, die bald Eitelkeit,
Bald Aberglauben, bald auch Neid

Hoch

Hoch über alle Neuern ſetzet;
Die hätt' einſt, ihnen zeitverwandt,
Ihr tiefgelehrter Unverſtand
Und Ungeſchmack gewiß verkannt,
Und eben ſo gering geſchätzet.
Der eigenſinnige Pedant,
Der ſtets nur Rom und Griechenland
Als Sitze des Genies betrachtet;
Der, mit Homeren in der Hand,
Klopſtock und Mileon von ſich bannt;
Der Popen, Ramlern ſtolz verachtet,
Und dem Horaz zum Opfer ſchlachtet;
Der hätt', als geiſſelnder Orbil, *)
Des jungen Flaccus Saitenſpiel
Mit ſeiner wilden Fauſt zerſchmiſſen,
Ihm den Catull, und dem Virgil,
Lucrezen aus der Hand geriſſen,
Und ſie gelehret, im Lucil

Und

*) Der alte Grammatiker und Lehrer des Horaz, der, nachdem er funfzig Jahre als Soldat gedient hatte, Schulmeiſter wurde.

Non equidem inſector, delendave carmina Livi
Eſſe reor, memini quæ plagoſum mihi parvo
Orbilium dictare; &c.

Hor. Epp. II. 1.

Und Andronicus explicíren,
Und harte Verſe recht ſcandiren,
Sentenzen fleißig excerpiren,
Und ihren eleganten Stil,
(Das heißt, die Phraſes,) imitiren,
Um Exercitia zu ſchmieren;
Und in Homeren buchſtabiren:
Denn ihn recht leſen, ihn ſtudiren,
Empfinden, iſt für den zu viel,
Der nur ſein Griechiſch lernen will;
Die Kunſt verſtehet kein Orbil,
Und die kann er auch nicht dictiren.
O ſchrecklichſte Paralyſie,
Vermögend, ſelbſt den Geiſt zu lähmen,
Gewohnt, mit Jahren zuzunehmen,
Und, wo ſie eindringt, nicht zu zähmen!
O traurige Orthodoxie,
Die das begeiſterte Genie,
Das einzig von dem Himmel ſtammet,
Und wieder auf zum Himmel flammet,
In einer Secte ſuchen lehrt,
Und, was zu dieſer nicht gehört,
Als unerleuchtet, unbekehrt,
Zur Hölle der Critik verdammet!
Des Phöbus Huld iſt allgemein;

Sie

Sie ſtrahlt mit ihrem Sonnenſchein
Auf alle, die auf Erden wohnen;
Und er läßt alle Nationen
Aus allen Zeiten, allen Zonen,
Sogar die Lappen und Huronen,
In ſeinen weiten Himmel ein.
Die Meinung laß' ich mir nicht rauben;
Sie, die mich ſelbſt oft tröſten muß;
Und fürchte nicht der Eifrer Schluß,
Ich ſey durch dieſen Afterglauben
Ein Latitudinarius.
Ja, mir iſt jeder ſtets willkommen,
Bey dem, (er ſey auch noch ſo jung,)
Ein Funken der Begeiſterung,
Von keiner Kunſt erweckt, entglommen;
Und den ein angebohrner Schwung,
Den ungeborgte Kraft zum Ruhme
Der längſt verſtorbnen Dichter hebt;
Willkommen, wie die jüngſte Blume,
Die, erſt von dieſem Lenz belebt,
An Wohlgeruch und Pracht der Farben
Den Schönſten gleich zu werden ſtrebt,
Die in dem letzten Herbſte ſtarben.
Und hat mein deutſches Vaterland
Den edeln Sprößling auferzogen,

So

So bin ich ihm noch mehr gewogen;
Kaum hab' ich ihn von fern erkannt,
So eilt ihm schon mein Lob, mein Segen,
Mein Dank, mein ganzes Herz entgegen.
Wie sehr empfindet es das Glück,
Daß mich ein günstiges Geschick
In eben diese Zeit geführet,
Die manch erhabnes Meisterstück
Einheimischer Talente zieret!
Vielleicht, daß einst die spätre Welt,
(Die diesen Vorzug mehr erkennet,
Und kaum uns Undankbaren gönnet,)
Sie jenen Säklen beygesellt,
Die ältrer Völker Glanz erhellt;
Und sie nach Klopstocks Namen nennet.
Ihr großen Deutschen unsrer Zeit!
Fahrt muthig fort, um Ewigkeit
Mit Rom und Grácien zu ringen,
Und allen Neuern vorzudringen,
Selbst über Britten euch zu schwingen,
Und ihren Beyfall oder Neid
Durch kühne Lieder zu erzwingen:
Und sollt' euch dies auch nicht gelingen;
Singt dennoch fort, schon längst gewohnt,

Auch

Auch unberühmt und unbelohnt
Für deutſcher Kenner Lob zu ſingen:
O wär' auch meins euch nicht zu klein!
Zwar bin ich nicht durch eigne Gaben,
Wie ihr, berechtigt ſtolz zu ſeyn:
Doch dieſer Ruhm bleibt ewig mein;
Ich kann mich unparteyiſch freun,
Die eurigen erlebt zu haben.
Singt, was der Gott euch offenbart;
Folgt ihm zu Liedern jeder Art:
Das größere wird von den Muſen
Im Tempel, und in ihrem Buſen
Das kleinſte, heilig aufbewahrt.
Denn er ertheilet ſeine Gnade
Verſchiednen in verſchiednem Grade:
O dreymal ſeliges Genie,
(Doch auch wie ſelten!) dem er ſie
Zu mehr als Einer Art verlieh!
Den Ernſt, den Scherz, zur Iliade,
Und Batrachomymachie;
Poſaunenhall zur Meſſiade,
Und Flötenton zur Elegie;
Des Adlers Fluch zur höchſten Ode;
Des Schreckens Donner, und die Nacht
Der Traurigkeit zu Adams Tode;

Und Kriegstrommeten, und die Macht
Des Barbenlieds zu Hermanns Schlacht.
Nur einer ward von ihm erkohren,
Mit Marwood's Gift und Sara's Schmerz,
Und mit Galotti's Dolch das Herz,
Als Leßing-Shakeſpear, zu durchbohren;
Und auch die harte Haut der Thoren
Mit ſeinem ſalzerfüllten Scherz,
Mit ſeines Spottes Stachelſpitzen,
Als Leßing-Martial, zu ritzen.
Der allgewalt'ge Zauberſtab,
Den Phöbus in dem Stil ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren,
Und Dorngeſträuch mit Roſen zieren.
Er mag, wohin er will, mich führen;
Er mag ſich metamorphoſiren:
Ich folg' ihm, ohn' ihn zu verlieren,
Vom Trauerſpiel zum Epigramm,
Und von der Poeſie zur Proſe,
In jegliche Metamorphoſe.
So prangt der ſtarken Eiche Stamm
Für Kenner auch mit ſeinem Schwamm
Und dem von ihm genährten Mooſe.

Sieh,

Sieh, Freund, wie viele Freuden wir
Noch itzt gemeinſchaftlich genießen;
(Und die Gemeinſchaft ſcheint ſie mir
Auch zu vermehren, zu verſüßen;)
So zahlreich, und noch ſtets ſo neu,
Wie Blumen, die in dieſem May
Nach jedem Morgenthau entſprießen.
Genöß' ich ihn für mich allein;
So würde mich kein Lenz erfreun;
Ich würd' ihn nicht genießen, nein!
Mir würde ſelbſt der Saft der Reben
Und Alles ſchaal und bitter ſeyn.
Nur du kannſt allem Reize geben,
Und ſelbſt des Schönen Reize heben,
O Freundſchaft, du der Sonnenſchein
Des Lebens, du des Lebens Wein, *)
O Freundſchaft du des Lebens Leben!
Von meinen erſten Jahren an,
Wie haſt du mir nicht wohlgethan,
Mich auf der Jugend glatter Bahn
Stets als ein Schutzgeiſt treu begleitet,
Und mich mit ſichrer Hand geleitet,

*) Friendſhip's the wine of life — „Freundſchaft iſt der Wein des Lebens.„ Young in der II. Nacht.

In jeder Noth, die mich gedrückt,
Mit deinem Labetrunk erquickt!
Ja, früh empfand ich deine Güte;
(Und mit dem dankbarſten Gemüthe
Bleib' ich ſtets ihrer eingedenk;)
Denn Hagedorn war ihr Geſchenk.
Ihn gab ſie mir zum Unterpfande
Des Glücks, das ſie mir zugedacht;
Und viele, die dem Vaterlande
Nach ihm den größten Ruhm gebracht,
Haſt du durch deine ſanften Bande
Auch zu dem meinigen gemacht.
Ward gleich am Geiſt und am Verſtande
Mir ein geringres Maaß verliehn;
So glaub' ich doch wohl nicht zu kühn;
Mein Herz macht ihnen keine Schande.
Du kehrſt noch oft mit mir den Blick,
O Freund, in jene Zeit zurück,
Da uns ein ſeliges Geſchick
Den edeln Haufen kennen lehrte,
Der, was in Witz und Sitten ächt
Und ſchön war, eifrig ſucht' und ehrte.
Und allem, was in beiden ſchlecht
Und falſch war, ſtreng den Zutritt wehrte.
Da ſahn wir von dem hellen Licht,

Das

Das nun in Deutſchlands fernſten Grenzen
Die Nacht der Barbarey durchbricht,
Die ſchöne Morgenröthe glänzen.
Da fieng die Hofnungsvolle Saat
Schon fröhlich an hervorzukeimen,
Die nachher mit ſo hohen Bäumen
Germanien beſchattet hat.
Dies wagt ich ſchon in jenen Tagen
Im Geiſte froh hervorzuſagen,
Und wünſcht', es ſelbſt erfüllt zu ſehn.
Dem Himmel Dank! es iſt geſchehn.
Doch ſollt' ich auch in dieſen Tagen
Schon mancher Freunde Tod beklagen;
Dies hatt' ich nicht vorhergeſehn!
Wie bald mußt' ich nicht dich ſchon miſſen,
Mein Giſeke! — Wie früh ſeyd ihr,
Mein Gellert, und mein Rabner, mir,
Mir und der Welt wie früh entriſſen!
Was fühlte meine Seele da,
O Freund, als ich nach langem Sehnen
Der jugendlichen Wonne Scenen
(Wie ſehr verändert!) wiederſah!
Denn ach! faſt alles, was ſonſt jenen
Für uns die größten Reize gab,
Fand ich nicht mehr! — ich fand mit Thränen

Statt unſeer Freunde nur ihr Grab!
So Nachdrucksvolle Warnung rühret
Auch einen minder zarten Sinn;
Und ſie hat mich erſt überführet,
Daß ich ſchon alt geworden bin.
Jedoch es mag nur immerhin
Mein Leib — (er iſt nicht ich!) — veralten:
Mein Herz fühlt ſich in deinem Arm
Noch itzt, o Freundſchaft, jung und warm,
Und wird für dieſe nie erkalten,
Die mir der Himmel noch erhalten.
So lang' ihn ſeine Huld mir läßt,
Will ich den werthen Ueberreſt
Von nun an noch dreymal ſo feſt
An meinen treuen Buſen ſchließen,
Und noch dreymal ſo viel genießen:
Und trotz des Alters Grämlichkeit
Die mir es zu verbieten dräut,
Will ich die Luſt der vorgen Zeit
Mit ihm, ſo oft ich kann, erneuern,
Und mitten in der Fröhlichkeit
Oft das Gedächtniß jener Theuern,
Mit welchen wir uns ſonſt gefreut,
Nicht ohne ſüße Wehmuth feyern.
Ja, dieſen traurigen Verluſt

Sich,

Sich, ſo viel möglich, zu erſetzen,
Wird meine nie verſchloßne Bruſt
Den jüngern Freund nicht unwerth ſchätzen,
Und, von der ſtolzen Tyrannen,
Der mürriſchen Pedanterey,
Und dem Verdacht des Alters frey,
An ſeinen lieblichen Geſchwätzen
Und ſeinem Muthe ſich ergetzen.
Will er bisweilen nur dafür
Ein artiges Geſchichtgen hören,
(Von ältern Freunden, — nicht von mir;)
So werd' ich durch zu weiſe Lehren
Sein lautes Jauchzen niemals ſtöhren.
Sein jugendlicher Ungeſtüm
Wird öfters auch mich ſelbſt verjüngen;
Und dann werd ich gewiß trotz ihm
Ein Hagedorniſch Liedchen ſingen.
Ja, Freund, ich könnte mich noch itzt,
Von Wein und Freude ſanft erhitzt,
Von deinem Beyfall unterſtützt,
Mit ihm in einen Wettſtreit wagen,
Und in Antworten oder Fragen
Des Scherzes Federball zu ſchlagen.
Denn, auch der Scherz beglückt, o Freund,

Wie unſer Hagedorn *) uns lehret:
Ja, ſelbſt mein Young war nicht ſein Feind,
Der, (wie durch eignen Wahn bethöret
So mancher Geck itzt fälſchlich meynt,)
Stets hypochondriſch klagt und weint.
Wer kannte mehr die weiſe Freude?
Die tolle nicht, die ſtets betriegt,
Schnell, wie ein Rauſch, den Geiſt beſiegt,
Und, wie ein Rauſch, auch ſchnell verfliegt,
Und die der Schmerz dann überwiegt;
Nein, jene, die dem ſchwerſten Leide,
Dem Tode ſelbſt, nie unterliegt.
O wie muß ich ſehr oft der Schwachen,
Der überklugen Thoren lachen,
Die das Geſeufz der Nachtigall
Zu dem Geheul des Uhu **) machen!
Wahr iſt es, er weiß überall
Des immer nahen Todes Schrecken
In ihrer jeglichen Geſtalt,

Und

*) S. in ſeiner Oden und Lieder IV. B. das Lied, Nutzen der Zärtlichkeiten.

„Bürden, die dem Leben
Quaal und Schwermuth geben,
Kann ein Scherz oft heben:
Auch der Scherz beglückt.„

**) So iſt Young wirklich in einem von unſern Journalen genannt worden.

Und im geheimſten Hinterhalt,
Worinn ſie ſich vor uns verſtecken,
Selbſt bey dem frohen Hochzeitmahl,
Und im geſchmückten Bilderſaal,
Und unter Roſen zu entdecken;
Um aus dem Schlummer uns zu wecken,
Damit ſie, wenn ſein wahres Bild
Sich plötzlich nun vor uns enthüllt,
Uns weniger, als ſonſt, erſchrecken.
Heißt er denn uns des Lebens Glück
Deswegen weniger empfinden?
O nein! ſein unbewölkter Blick
Kann überall auch Freude finden.
Der itzgen Schöpfung ſchönes Reich,
Das ſchönre Reich der Künſtigkeiten
Ruft auch durch ihn von allen Seiten
Uns laut entgegen: Freuet euch!
Selbſt in der Tugend ernſten Zügen
Sieht er ſo klar, wie Epicur,
Die ächte reine Wolluſt nur,
Nur das vollkommenſte Vergnügen.
Zwar hat vielleicht kein menſchlich Herz
Des Lebens allerherbſten Schmerz
So inniglich, wie er, empfunden:
Doch hat er jene tiefe Wunden,

Geſtärkt von ſeinem Gott allein,
Nicht auch mit eigner Hand verbunden?
Goß er zur Lindrung ſeiner Pein
Nicht ſelbſt des Troſtes *) Oel hinein?
Wann ward bey glücklichen Geſunden
Mehr Freudigkeit und Muth gefunden?
Und jenen dumpfen Jammerton,
Der ihm, vom Schmerz erpreßt, entflohn,
Wie ſehr hat er nicht den bereuet!
Und als nun die Religion
Die Wolken um ihn her zerſtreuet,
Und mit der Ausſicht auf den Lohn
Der Ueberwinder ihn erfreuet:
In welchem hohen Jubelton
Hat er mit Danken und mit Loben
Die Stimme zu der Allmacht Thron,
Von dem die Hülfe kam, erhoben!
Wie freut' er ſich, die Wunderkraft,
Die ſeinem Herzen Ruh verſchaft,
Auch andern, die von gleichen Pfeilen
Des Schickſals blnten, mitzutheilen,
Und mit der Salbe ſie zu heilen,
Die er für eigner Schmerzen Brand

So

*) Man ſehe beſonders die IX. Nacht, die der Troſt betittelt iſt.

So lindernd und so heilsam fand!
Für diese Heilung seiner Wunde
Preist dich noch künftig mancher Christ,
O Young! mit halb erstarrtem Munde,
In seiner letzten Todesstunde,
Die nun von dir versüßet ist.
Weh aber, weh dem Böswichte,
Der seine schlüpfrigen Gedichte
Als Lebensbalsam uns verschreibt;
Der mit dem Vorwand unsre Schmerzen
Durch sanftes Kitzeln wegzuscherzen,
Sie nur auf kurze Zeit betäubt,
Und Gift uns in die Wunden reibt,
Das unser ganzes Blut entflammet,
Und hier oft tödtet, dort verdammet;
Das, wärs auch noch so süß und fein,
Darum nicht minder schädlich bliebe;
Und wenn, vermischt mit Lieb und Wein,
Und distillirt mit Wein und Liebe,
Es selbst Anakreon verschriebe.
Und was für Dank empfanget ihr,
Quacksalber, vom getäuschten Kranken?
Sein letzter Odem wird dafür
Euch noch vielleicht mit Flüchen danken.
Uns täuschet noch die Pralerey

Von

Von ihrer edeln Arzeney;
Wir laſſen uns die ſtolzen Lügen
Von mancher großen Wundercur,
Die ſie verrichtet, nie betriegen.
Wir ſuchen auch, wie ſie, Vergnügen;
Und mehr; — wir ſuchen auf der Spur
Der beſſern, edleren Natur
Das dauerhafteſte Vergnügen;
Und Young iſt unſer Epicur.
Und ſcherzten er und ſein Philander
Nicht auch beym Weine mit einander?
Ja, doch ſie ſcherzten nicht allein;
Sie heiligten auch oft den Wein
Durch Ernſt, der zwar den Leichtſinn fliehet,
Doch nicht die Stirn in Runzeln ziehet;
Durch weiſen Ernſt, der dann und wann
Auch wohl ſocratiſch lächeln kann.
Und fühlt' er nicht die ſanften Triebe
Der zärtlichſten, der treuſten Liebe,
Die keine Fieberhitze kennt,
Die ſchnell emporflammt, ſchnell verſchwindet;
Die, ſelbſt von jener Gluth getrennt,
Wodurch ſie ſich zuerſt entzündet,
Noch immer unauslöſchlich brennt?
So lange Lucia noch lebet,

Und

Und mit ihr alle ſeine Luſt:
Und, o! wie ſehnt ſich nun, wie ſtrebet
Sein Geiſt nach jener Welt des Lichts,
Wo die verklärte Freundin ſchwebet;
Und wie wird dieſe Welt ihm nichts!
Doch bald iſt ihm ſein Wunſch gewähret:
Schon preiſt er nun, mit ihr verkläret,
Auf ewig nun vereint mit ihr,
In noch viel höherm Thon, als hier,
Den Tod, der ihn unſterblich machte,
Und ihn ins wahre Leben brachte.
Bald werden wir in jenen Höhn,
O Freund! ihn ſelber ſtralen ſehn,
Und mitten in der Engel Chören
Auch ſeine Lieder ſchallen hören;
(Selbſt Engel-Ohren ſind ſie ſchön;)
Und dort auch wird er uns noch lehren.
So lang' uns aber durch die Huld
Des Schickſals dieſes Licht noch ſcheinet,
Erwarten wir ohn Ungedult
Den Ruf, der uns mit ihm vereinet;
Ertragen mit Gelaſſenheit
Des Lebens leichtes, kurzes Leid;
Und ſchmecken mit Erkenntlichkeit
Des Lebens mannigfache Freuden;

An Zahl, und Gröſſ', und Dauer weit;)
Die Erſtlinge der Seligkeit.
Dies iſt die Kunſt, bey grauen Haaren
Und Runzeln ſtets noch jung zu ſeyn.
Und dies Geheimniß iſt allein
Schon mehr werth, als der Weiſen Stein.
Wir Weiſre ſind darinn erfahren,
Und wollen es der ganzen Welt
Aus Menſchenlieb' und ohn' Entgeld
Durch unſer Beyſpiel offenbaren.

P. Pavian,

Voltaire und Ich

in der Unterwelt.

Berlin und Leipzig.

1784.

Wie? . . ſoll ich nicht mit Wärme reden, da ich von der Wahrheit meiner Grundſätze viel mehr überzeugt ſeyn muß, als alle Philoſophen und Sittenlehrer der Welt? — —

Inhalt.

Erſtes Kapitel. Eine Reflexion. Der Traum nimmt ſeinen Anfang. Der Autor ſtirbt. Seine Ankunft im Elyſium. Was er dort ſieht. Begegnung Voltaire. Was ſagt man von mir? — Wie ſteht's mit der Religion aus? Der Autor macht groſſe Augen, und manche Leſer auch.

Zweites Kapitel. Ein flüchtiger Blick auf die Geſchichte aller Religionen. Von der Offenbarung. — Ein Dominikaner ſagt, ich bin auch da. Seine Geſchichte. Etwas vom Auto da Fee. — Ein Grundſatz der Katholiken. — Beiſpiele. — Voltaire und

der Dominikaner gerathen einander in die Haare. — Der Mönch will kontroverſiren, — muß Purzelbäume machen. — Reiſe in die Hölle.

Drittes Kapitel. P. Pavian macht dem Leſer ſeine Aufwartung. — Er weint. Der Autor weint auch, — und Voltaire lacht. Pavian ſagt: wie gefallen Ihnen meine Schriften? Antwort. — Ein Bibeltext leidet Schiffbruch. — Pavian geräth in tiefes Nachdenken.

Viertes Kapitel. Er erholt ſich wieder. Macht Einwendungen. Geſpräch von der Herzjeſuandacht. Ankunft in der Reſidenzſtadt

ſtadt Hölle. — Wir empfehlen uns P. Pa-
vian! — Der Arme wird in's Gefängniß
gebracht.

Fünftes Kapitel. Wo der Kritiker ſagen wird, das iſt ein feines Kapitel. Der Autor wundert ſich, daß die Hölle nicht ſo ausſieht, wie P. Cochem ſagt. Voltaire hat Ungelegenheit mit Trägern. Seine Verwunderung. Es erſcheint eine Dame. — Sehr wunderbare, und doch ſehr natürliche Geſchichte dieſer Dame. Etwas von Schauſpielen in der Unterwelt.

Sechſtes Kapitel. Ankunft in der Höllenburg. Komplimente. Merkwürdigkeiten. Bi-

bliothek. — Bildergallerie. — Naturalien- und Kunſtkabinet. Arſenal. — Einige Straſen der Verdammten. Man hört Geheul, — Ach wer es war! ! !

Siebentes Kapitel. Es iſt Pavian, der ſo heulte. — Er wird vor Gericht geſchleppt. Angeklagt. Verurtheilt. — Bekehrt ſich, hält eine Rede. — Pardon. — Kein Pardon. Ein Nibbenſtoß. — Der Autor wünſcht dem Leſer einen guten Morgen.

Vor

Vorerinnerung.

Sieh lieber Leſer wieder ein Werkchen; aber doch eines, wie man ſie nicht täglich findet. Du wirſt bald lachen, bald weinen, und zuweilen beides zugleich. Bilde dir alſo ein, daß zu der Kunſt mit Empfindungen zu ſpielen, ein bischen mehr, als gemeiner Mutterwiz nöthig iſt.

Was den Plan und die Ordnung dieſer Philoſophiſch-Theologiſch-Satyriſchen Schrift anbelangt, ſo wirſt du mich entſchuldigen, daß ich als treuer Kopiſte der lieben nakten Natur auch dießmal ihr Bild

ohne Decke dir darſtelle. — Laß dich im übrigen nicht irre machen, durch einige Dinge, die dich zuweilen auf ſchwindlichte Wege führen; dann wenn du weiſe biſt, ſo kann es dir ja ohnehin nicht unbekannt ſeyn, daß auf der lieben Gotteswelt alles gut iſt, und wenn du dieſes Werkchen mit hellen Augen unterſuchen wirſt, ſo muß es dir, ohne meine Belehrung nöthig zu haben, in die Sinne leuchten, daß mein Wille war, Menſchenliebe zu predigen. Du wirſt meinen Eifer wider unmenſchliche Fanatiker ſehen, du wirſt ſehen, daß

ich

ich den Aberglauben, nicht mit der Geiſel eines hypokondriſchen Moraliſens auszuſtäuben, ſondern, weil ich es thunlicher fand, durch witzige Wendungen ihn lächerlich zu machen, geſucht habe; es werden dir aber auch die Pflichten eines wahren Chriſten, würdigen Bürgers und Vaters aller Menſchen, in Engelsgeſtalt, vor Augen liegen. — Giebſt du mir Beifall, ſo hab' ich meinen Zweck erreicht: verdammeſt du aber, ſo werde ich der erſte ſeyn, der deinem ſtrengen Richterſpruche beiſtimmet. — Doch wollte, troz deinem

Beifalle, manch orthodoxes Männchen, dem alles mißfällt, was gesunder schlichter Menschenverstand an's Tageslicht schicket, seine Fangzähne an mir wetzen, so habe ich nichts anders zu antworten, als: Nolo placere, quibus displicuisse laus est.

P. Pa:

P. Pavian,

Voltaire und Ich.

Erstes Kapitel.

Eine Reflexion. Der Traum nimmt seinen Anfang. Der Autor stirbt. Seine Ankunft im Elisium. Was er dort sieht. Begegnung Voltaires. Was sagt man von mir? — Wie steht's mit der Religion aus? — Der Autor macht grosse Augen, — und manche Leser auch. —

Ich bin selbst noch nicht mit mir einig, wie es kommen mag, daß ich schnurstracks, meiner Denkungsart zuwider, geträumt habe, und meinen Augen sich Gegenstände darstellen konnten, von welchen ich nie einigen Begrif hatte. Die Philosophen behaupten, daß die Träume dann entstehen, wenn Ideen, welche wir von ei-

einer Sache haben, von der wir reden oder reden hören u. d. gl. durch die vielfache Erinnerung an ihre Verbindung und Folge; Eindrücke in den Fiebern unsers Gehirnes zurücklassen, und diese Ideen von einer Sache dadurch, nach Maaß des Antheiles, den wir daran nehmen, mehr oder weniger lebhaft wieder hervorgebracht werden. Ich aber, der ich gestern etwas vor Mitternacht noch eine Bouteille sehr guten Magenwein, in Gesellschaft meines theuren Herrn Pfarrers, ausleerte, und mit wahrem apostolischen Eifer auf die Verstocktheit der Ungläubigen, welche alle die Glaubensartikel von Vorbedeutungen, Hexenschüssen, Wetterkerzen, Lorettoglöckeln, und geweihten kälbernen Schlegeln für lächerlich halten, recht weidlich loszog; kann ohnmöglich begreifen, wie es ohne einer, Gott sey bei uns! *** gottlosen Hexerei zugehen konnte, daß mir von der Verdammung unsers hochwürdigen P. Pavians, und einem eigenen Geständniße seiner Fehler traumte, da ich doch immer der Meinung war, daß ein so heiliger Mann, wenn er stürbe, mit allen Vieren in den Himmel galopiren müßte, und auch ganz gewiß überzeugt bin, daß Pavian ehe

alle

älle Torturen der in diesem Fache sinnreichen heiligen Inquisition ausstehen, als jemals bekennen würde, er sey . . . was er ist. Am wunderbarsten kömmt mir endlich vor, daß ich statt einer Hölle voll von Pechkränzen, Drachenflügeln, und Fledermausbaaren ꝛc. wie sie mir von meiner Amme, Großmutter, und meinem gnädigen Herrn Prälaten zu R** so oft ist geschildert worden, eine ganz andere Hölle traumte, wovon ich nie eine Idee hatte.....

Doch lassen wir dergleichen Reflexionen dem finstern Metaphysiker über, und erzählen unsern Traum.

* * *

Durch ein Duet zweier heulenden Hunde, und Miauen einiger Katzen eingewiegt, entschlief ich bald darauf, nachdem der Herr Pfarrer mich verlassen hatte, und gerade noch fünf Minuten vor der Geisterstunde. Es kam mir vor, eine unbekannte Macht risse mich beim Schopf vom Lager, und führte mich in die Luft. Ach! dacht' ich im ersten Anfalle meines Schreckens, ach

du Armer! — — gewiß bist du des ergrimmten Predigers von Pösenderf groben Bauern in die Hände gerathen, sie haben dich verkannt. Aber sieh! plötzlich gab eben diese unsichtbare Macht mir einen Fußstoß vor den H**; patsch lag der Körper auf dem Lager wieder, und meine Seele nun frank und frei, hatte den Form meines Körpers, war durchsichtig, und von einer ausserordentlich subtilen, und unterscheidbaren Materie, (a) und da zugleich sich mein Gesicht mit allen Sinnen verklärte, so erkannte ich, daß diese vorhin unsichtbare Macht mein Schutzgeist, und eben derjenige Engel war, welcher dem bekannten Habakuk

(b) in

(a) Dieses war die Meinung der alten Christen von der Materialität der Seele. Quint. Sept. Florens Tertullianus behauptete, daß die Seele aus dem Saamen der Aeltern erzeuget würde, daß sie materialisch seye, und ohne Leib nichts leiden könne; ja, er schien sogar, den Engeln, und Gott selbst eine Seele beilegen zu wollen. *Zeugraff* de lapsu Tertulliani.

(b) in Judäa mit seiner Suppe, die er einigen Schnittern bringen sollte, beim Schopf nahm, und ihn nach Babilon zum Daniel in die Löwengrube trug. Daher, wie mir schien, hatte er diese Artigkeit schon so in seiner Gewohnheit, wie Merz von Augsburg das Contraversprediger.

„Lieber Pupille!" fieng mein Schutzgeist an: „Du bist dem Beispiele und Fußsta„pfen der Heiligen, deren schöne Thaten „du doch in so vielen Legenden, und andern „schönen heiligen Büchern hättest lesen, be„wundern, und nachahmen können, nicht „gefolgt; bist also zu unvollkommen, und „unfähig ihres Himmels, und ihrer Selig„keiten, die nur für Martyrer, Ordens„stif-

(b) Dan. 14. *; Diese Geschichte ist ebenfalls eine von denjenigen, welche über den Horizont des menschlichen Verstandes steigen. Wenn aber dieses Märchen wirklich wahr wäre, so müßte man den hier gemeinten Habaum von dem Propheten der heiligen Schrift unterscheiden, weil dieser beiläufig 90 Jahre vor Daniel gelebt hat. S. *Cocejus* & *Torniellus*.

„ſtifter, Religionsvertheidiger, und an„derer auſſerordentlicher Männer beſtimmt „ſind, mitgenießen zu können. Gehe alſo „hin im Frieden an einen andern Ort, der „für Menſchen, welche euer heiliger Va„ter auf der Welt nicht ſelig ſpricht, ge„ſchaffen worden; gehe hin lieber Schatten, „in das Reich Eliſiens. Damit du aber „den Werth deiner Glückſeligkeit vollkom„men erkennen magſt, ſo wirſt du auf ei„nige Zeit in die Hölle reiſen müſſen, um „die Strafen der armen Verdammten zu „ſehen.“ So ſprach er, und verſchwand.

Eh' ich's mich verſah, hatte meine Seele einen andern Körper angenommen, der zwar meinem verlaſſenen Körper ähnlich ſah, aber ihn durch die aromatiſchen Gerüche, die das Fleiſch von ſich gab, und durch ſeine blendende Weiſſe weit übertraf. Ich hüpfte nun auf eine Wolke, und, ſo geſchwind als der Gedanke, flog ich meiner Ruheſtätte zu.

O was ich da ſah, andächtigen Leſer! — — Alle Beredſamkeit St. Antons des Groſſen, alles Honigſüſſe des heiligen Ambros

breſius, und alle Einbildungskraft des Jeſuiten Heringuez und P. Cochems würden kaum zureichen, nur eine ſchwache Skizze von all den Ergötzlichkeiten und Wunderwerken, welche an dieſem Orte im Uiberfluße verſchwendet ſind, zu entwerfen.

Mein Erſtaunen war nicht auszudrücken, als wider Vermuthen die angenehmſten Auen, Wälder und Alleen, deren Bäume von Silber, die Blätter Schmaragd, und die Früchte von Criſophas waren, erblickte. Die Straſſen waren ſtatt des Schoders mit türkiſchen Kaffeebohnen beſchüttet: die Berge waren von Chokolade, Zucker, und Dragant. Es befanden ſich allda Fontainen, Waſſerkünſte, Kanäle und Kaskaden von kriſtallhellen Waſſer, von Burgunder, Champagner, Bourdeaux, und Falerner. Haaſen von Rubin; Schnepfen von Jaſpis; Tauben von Diamanten; Forellen von peguſianiſchem Saphir, und Früchte von allen Gattungen: von Perlen, Granaten, Karbunkel ꝛc., welche alle eßbar, und von tauſendmal angenehmern Geſchmack ſind, als alle Bonsbons des Kaiſers in China. Die Vögel ſangen die artigſten Me-

lobten; die Katzen miauten die angenehmſten Konzerte; die Hunde bellten muſikaliſch, und ſogar die Ochſen brüllten in Choralmuſik. Mit einem Worte: alles, was Aug, Geruch und Gehör ergötzen kann, war dort mit ſo vieler Weisheit als Verſchwendung verſammelt.

Ach! dacht ich: iſt dieſer Ort ſchon über alle menſchlichen Begriffe, die man von allen möglichen Ergötzlichkeiten ſich machen kann, erhaben, um wie viel herrlicher muß das Reich des Himmels ſeyn? ... Und dieſes Reich haſt du zur Strafe deines Unglaubens an die Thaten einiger Heiligen, und an die Nothwendigkeit ihnen nachzuahmen auf ewig verlohren! .... So iſt es alſo wahr, was mein Beichtvater mir ſagte, daß man der Vernunft, und allen Kenntniſſen entſagen müſſe, und daß die Verachtung dieſes ſo wichtigen Vorzuges, der uns Menſchen über die Thiere erhebt, kein abſcheulicher Undank gegen den Urheber der Natur ſeye, ſondern daß man, wie dieſer wackere Pater aus den Beiſpielen der heiligſten Perſonen des Alterthums bewieſen hat, nicht anders zur wahren Vollkommenheit,

d. i. zur Seligkeit gelangen könne, als wenn man sich aller menschlichen Beschaffenheit beraubt, und einigermassen den Thieren ähnlich wird! ! !

Wer hätte geglaubt, daß diese heiligen Männer ihre Narrheiten durch Inspiration des weisesten Wesens begangen haben! — Aber leider nun sehe ich, daß die Heiligkeit nicht anders zu erringen seye, als wenn man ihren Fußstapfen folgt, sich seinen Aeltern und Anverwandten, und allen Pflichten, die man dem Staate schuldig ist, entzieht: sich in gefrorne Teiche stürzet: in Höllen vergräbt: in Dornen herumwälzt, und endlich auf alles, was über dieß noch Menschliches an uns bliebe, gänzlich Verzicht thut. Rousseau hat also Unrecht (c), und Thomas von Kempen hat Recht (d).

(c) Rousseau sagt in dem III. Th. seines Aemil: „Wenn man sagt, daß man die „Vernunft gefangen nehmen müsse, so be„schimpfet man den Urheber derselben. Der „Diener der Wahrheit herrschet nicht über „meine Vernunft, sondern er erleuchtet sie."

(d) Thomas von Kempen lehret im 1. Buch

In dieſe traurige Betrachtungen verlieft, gieng ich eine Alee durch, als ich plötzlich von rückwärts umarmt wurde. Ich ſah mich um, und erkannte mit einem Blicke Voltairen, als hätte ich ihn tauſendmal geſehen. Seine Gegenwart machte mich betroffen. . . . Du biſt doch ein guter Geiſt! dacht ich.

Er redete nichts, gieng zwei oder drei Schritte vorwärts, winkte mir freundlich, und ich folgte ihm bis unter eine Laube, wo wir uns niederſetzten.

„Ich ſehe dir's aus der Miene an," ſagte er endlich: „Du biſt ein Deutſcher? —"

„Getroffen!" ſagte ich.

„Kenneſt du mich? —"

„Freilich wohl; du biſt Voltaire!"

„Getroffen. — Was ſagt man von mir?"

O Herr, gar vielerlei! — Der Eine nennt dich einen Erzketzer; der Andere iſt er-

---

Buch 18. Kap. von der Nachfolge Chriſti gerade das Gegentheil.

etwas gütiger, und nennt dich einen Zweifler; der Dritte sagt: Ja — der Mann hat Geist. — Schade um ihn, daß er seinen Verstand so übel anwendete, und unsre allein seligmachende, heilige, römische, christliche, katholische, apostolische Religion angriff. Der Vierte nennt dich einen Weisen; der Fünfte einen Gott, und der Sechste — gar einen Narr'n. Damit ich dir aber auch meine Meinung sage, so muß ich bekennen, daß mich beim ersten Anblicke dein Hierseyn nicht wenig erschreckte; dann der Prälat zu R**, bei dem ich A*** war, als er mich einst bei deiner Henriade ertappte, riß mir das Buch mit Ungestümm aus den Händen, und schrie: Hör' er! er, der er das Brod bei mir frißt, wenn ich ihn mehr bei einem Buche dieses Erzketzers, Heiden und Antichristen attrappiere, so ist er seines Dienstes quitt; dann der Kerl ist immer und ewig verdammt. — — Nun das glaubte ich; dann ich dachte, alle Prälaten reden die Wahrheit, —

„Auf diese Weise also, sieht es mit der Religion noch sehr kümmerlich aus?" sagte Voltaire.

„Ach freilich!“ Antwortete ich. „Die Ketzereien nehmen überhand, und unsre römisch-apostolische Religion ist dem Umsturze nah. Die Thaten der größten Heiligen werden lächerlich gemacht, unsre Geistliche werden ihrer zeitlichen Reichthümer beraubt, ihr Ansehen geschmälert: Klöster werden aufgehebt — Gott weiß, wie lang es noch dauern wird!“

„Wie?“ sagte Voltaire! Du hälst Ereignisse, welche vermuthen lassen, daß die Aufklärung nahe ist, für Vorbedeutungen des Umsturzes eurer Religion?“

„Wie kann ich anders, da jeder ächt katholische Christ, der nur ein wenig in Doctor Weißenbachs Vorbothen des neuen Heidenthums, nur ein wenig in P. Merzens Contraverspredigten belesen ist, der nur ein wenig die Erzketzer, die Predigerkritiker kennet, welche jede gut katholische Predigt, wenn sich etwa ein gutdenkender Priester einfallen liesse, dieselbe a la P. Abraham seiner christlichen Gemeinde vorzutragen, boshaft bis auf das kleinste zergliedern, und zerschimpfen. Da man doch weiß,

wie

wie nützlich dieser geistreiche Mann der Christenheit durch seine Predigten war, indem er oft im größten Spaß die wichtigsten Wahrheiten vortrug, und dadurch seine Zuhörer so eifrig zum Gottesdienste und seinen Predigten machte, daß der Zulauf in die Kirche größer als zur spaßigsten Komödie war. Da jeder katholische Christ also über die Verkehrtheit unsrer Zeiten: O tempora! O mores! schrie, und, gleich einem Jeremias, den Untergang des Christenthums prophetisch vorhersehen, und beweinen muß."

„Deine Beschreibung," sagte Voltaire, „würde mich lachen machen, wenn ich Lust dazu hätte. Ich finde mich in meiner Meinung, welche ich von dir hatte, gewaltig betrogen. Die tiefdenkende Stellung, in der ich dich antraf, ließ mich an dir einen Sans Souci schauen, und ich vergaffte mich an einem Enthusiasten."

„Mein Herr!" versetzte ich: „ich habe nicht viel studieret, und darum mußte ich halt auch glauben, was mein Herr Pfarrer mir sagte."

„Eben dieß ist dein und aller deines gleichen traurigstes Schicksal, daß ihr immer, wenn die Gränzen eures Geistes zu eingeschränkt sind, nur solchen Führern in die Hände gerathet, welche euch, nach ihrem Gefallen, dem Affen gleich, an der Kette tanzen lassen, je nachdem es ihrem Eigennutze, und schändlichem Geldgeize mehr fröhnt. Eure Priester (e), die über euer Gewissen herrschen, und keinen andern für ihren Obern als den Bischof zu Rom erkennen wollen, sind mehr die Herren über das Volk, als der Fürst, welcher es regieret; und der Pabst durch die Praktik seiner Vorfahren mit allen nöthigen Ränken versehen, weiß immer so geschickt die Sache Gottes mit seinem Eigennutze zu verwickeln, daß er sich öfters, solcher Sachen wegen, dem Fürsten entgegen gesetzt hat, die ihn und die Kirche gar nichts angiengen. Seine getreuen Diener rauben euch eure Güter und

(e) Wenn hier das Wort Priester vorkömmt, so verstehen wir keinesweges jene klugen und liebenswürdigen Leute, die es unter ihnen giebt, und für welche wir alle Hochachtung haben.

und Freiheit, und versprechen euch dafür eine Glückseligkeit, von deren Wirklichseyn sie doch selbst keinen zureichenden Grund aufzuweisen haben, und schließen alle übrige Religionen, die ihre Sklaven und Konstribuirende nicht sind, auf eine gottlose Weise davon aus; da doch alle Menschen gleichen Anspruch auf eine ewige Glückseligkeit machen können.

„Wenn Gott alle Menschen erschaffen hat, so sind sie ihm alle gleich lieb; so wie sie alle vor ihm gleich sind. Er machet dann keinen Unterscheid zwischen Geschöpfen, die sich alle gleich aus seinen Händen gekommen; — und wenn unser gemeinschaftlicher Vater zu beleidigen ist, so beleidiget ihn nur der, welcher ihn als einen so unmenschlichen Tyrann schildert, der sich Menschen erschaffe, um sie verfluchen zu können, und nur eine kleine Anzahl aus der unendlichen Menge seiner Geschöpfe erwählet habe, um die übrigen in seinem Name zu vertilgen, die ihres Glaubens nicht sind. Ist es aber nicht ein finsterer Irrthum, und eine der sichtbarsten Unordnungen des Geistes, worein die Menschen fallen können, wenn

ſie glauben, daß es mehr als eine weſentliche Religion gebe." Bei dieſen Worten Voltairs machte ich groſſe Augen, und einige meiner Leſer werden — vielleicht ebenfalls die ihrigen ſehr weit aufſperren. — Doch wir wollen abwarten, was der Philoſoph im zweiten Kapitel davon ſagt, und ſagt er uns nicht genug, ſo können wir Augen und Mäuler machen, ſo groß — als es uns beliebt.

Zweites Kapitel.

Ein flüchtiger Blick auf die Geſchichte aller Religionen. — Von der Offenbarung. — Ein Dominikaner ſagt: Ich bin auch da. Seine Geſchichte. Etwas vom Auto da Fee. — Ein Grundſatz der Katholiken. — Beiſpiele. — Voltaire und der Dominikaner gerathen einander in die Haare. — Der Mönch will contraveniren. — Muß Purzelbäume machen. — Reiſe in die Hölle.

Ich bin überzeugt, daß dieſes Problem euren Zeloten am wenigſten in den Kopf will. Wenn du mir aber zuhören magſt, lieber Freund, ſo will ich es nach meinen wenigen hiſtoriſchen und philoſophiſchen Einſichten betrachten:

Der Chineſer, der Indianer, der Türk, der Chriſt, und der Jude hatten ſeit ihrer Entſtehung eine einzige weſentliche Religion. Alle beteten eine einzige Gottheit an, welche ewig eine Vergelterinn des Guten, und eine Rächerinn des Böſen iſt. Und dieß

war

nur die Religion des Abrahams, Noachs, Seths und Adams, welche die Väter aller Völker sind.

Da aber leider der Aberglauben und Irrthum das Erbtheil der Menschen zu seyn scheinet, und diese von jeher einen gleich grossen Hang zum Götzendienste gehabt haben, so verlohr diese alte Religion bald ihre gemeinschaftliche Gestalt. Aus der Furcht, welche der Leichtgläubigkeit den Weg bahnte, entstanden die verschiedenen Arten des Gottesdienstes, und der ungereimten Verehrung. Die allgemeinen Plagen, durch die zu gewissen Zeiten manche Länder verheeret wurden, verdoppelte ihren Aberglauben. Die menschliche Vernunft, die durch das Schrecken, welches ihr das Elend unendlich groß, und unendlich vielfältig vormalte, in Verwirrung gebracht, und ganz viehisch gemacht worden, wußte nicht, woran sie sich halten sollte, um gegen ihre Furcht genugsame Sicherheit zu finden. Sie nahm dem Kranken gleich ihre Zuflucht zu allerlei Hilfsmitteln, um zu versuchen, ob keines zu finden seye, wodurch sie genesen konnte. Dahero legten also die Menschen in ihrer

Blind-

Blindheit allen Gegenſtänden der Natur vom Erhabenſten bis zum Geringſten göttliches Weſen, und eine hilfreiche Macht bei, und betteten ſie an. Schwämmen wurde göttliche Ehre erwieſen: Krokodilen und Katzen wurden Altäre aufgerichtet: Kälbern wurde Weihrauch angezündet: Bilder wurden als Heiligthum verehret, und Menſchen, welche auferbaulich und untadelhaft gelebt haben, wurden als Fürbitter bei Gott angebettet. Aber alle dieſe albernen, und verſchiedenen Verehrungen waren doch nur immer Zeichen der Unterthänigkeit, die auf hunderterlei verſchiedene Art ausgedrückt wurde, um den Zorn des Himmels zu beſänftigen, vor dem man ſich fürchtete. Wenn nun durch den ordentlichen Lauf der Dinge dieſes oder jenes Volk von ihrem Elende befreiet worden, ſo ſchrieb ſie dieſes der Art, ihren Gott zu verehren, zu, wurde in ihrem Aberglauben dadurch beſtärket, hatte Traditionen, die mit Wundern angefüllet waren, und hielt diejenigen, welche ihren Gott auf eine andere alberne Weiſe verehrten, für Irrgläubige. Sie wollten alſo ihre wahre Religion ausbreiten. Weil aber ihre Gegner ſich der Reinigkeit und Wahrheit ihrer

Re-

Religion eben so sehr überzeugt zu seyn glaubten, und eben so gut ihre Meinungen vertheidigen, und ausbreiten wollten, so würde am Ende immer zum Schwerte gegriffen; andächtige Mörder erwürgten um der Verschiedenheit ihrer Lehrsätze willen sich selbst unter einander, und die Welt vertauschte alte Irrthümer gegen neue, ohne etwas dabei zu gewinnen.

Die Priester, welche in den damaligen Zeiten listiger und schalkhafter als das Volk waren, und da ihnen ihres Nutzens wegen sehr viel daran gelegen war, sich mehrere Anhänger zu verschaffen, oder diejenigen, die sie schon hatten, nicht zu verlieren, stellten ihre Gegenreligionspartheien immer im gehäßigsten Lichte dar, sprachen ihnen alle Seligkeit ab, und theilten sie nur ihren Anhängern mit, und noch heut zu Tage verdammen die Religionen sich unter einander ihrer Irrthümer wegen, da sie doch alle mit gleichwichtig groben Irrthümern angesteckt sind. (a)

Die

(a) Jeder einsichtsvolle, und unpartheiische Mann

Die Juden glaubten, daß die Ruthe Aarons, und ein Scheffel Manna in ihrer Bundeslade verwacht läge. Sie fielen vor ihr im Staube nieder, und wagten es nicht, sie anzusehen, weil ihr Gott Adonai einst mehr dann fünfzig tausend Juden, welche den heiligen Kasten angesehen hatten, plötzlich sterben ließ — und abergläubische Christen meinen, daß ein hölzern Bild Mirackel wirke, daß sie ohne Fürbitte der Heiligen, von dem ewigen Schöpfer nichts erlangen könnten, und kriechen zu dem Ende in allerlei histriomäßigen,

---

Mann wird bekennen müssen, daß die protestantische Religion in Ansehung des Aberglaubens die reinste unter allen ihren Schwestern ist; und doch ist sogar diese nicht von allen Irrthümern frei, und man glaubt an einigen Orten noch wirklich, daß der Teufel zu Eisennach auf der Wartenburg dem Luther erschienen sey, und daß dieser ihn beschworen habe, indem er ihm das Dintenfaß in den Kopf warf; zu dessen Bekräftigung die Dintenflecke, welche man an der Wand und am Boden sieht, dienen sollen.

ſigen, und pedanzhaften Stellungen um die Poſtamente und Altäre ihrer Heiligen Bilder herum.

Die Juden erſchlugen (ihrem Vorgeben nach, auf Befehl des Herrn) ſieben oder acht Völker, die ſie nicht kannten, und deren Sprache ſie nicht verſtanden, bis auf eine kleine Anzahl Mädchen, die ſie ſich aufbewahrten, — und die fanatiſche Chriſten durch die Kreuzzüge Europa entvölkert, um Jeſu Chriſto in Sirien Türken und Araber zu opfern.

Die Griechen ermordeten bei unglücklichen Ereigniſſen die Verbrecher, oder andere Beleidiger der Gottheit, um ihre Götter zu verſöhnen, — und die Chriſten tauften, als im Jahre 1351 die Peſt im Brandenburgiſchen wütete, die Juden mit Gewalt, und andere verbrannten ſie, um den Zorn des Himmels zu ſtillen.

Die abgöttiſchen Perſer beteten die Sonne als das Sinnbild ihres Gottes an. Die Phönizier opferten den Winden. Rom war mit Fabeln von Göttern überhäuft. Die

blin-

blinden Syrer beteten ihren Gott unter der Gestalt des Fisches an, weil sie diese Gestalt für die verehrungswürdigste hielten, und also der Gottheit am angemessensten glaubten, — und die einfältigen Chinesen, welche nicht im Stande sind, durch Nachdenken sich zur Anbetung der erhabnesten Wahrheiten in die Höhe zu schwingen, stellen sich ihren Gott als einen Mann mit einem Barte, im langen Gewande, mit einem Zepter in der Hand, und auf einer Weltkugel sitzend vor. Warum? — — weil sie einen zepterführenden Menschen für das edelste Geschöpf unter der Sonne erkennen, und also diese Gestalt einem Gott am würdigsten halten.

Die alten Heiden endlich haben ihrem Gotte Triglaf Menschen geopfert, — und unsinnige Christen opferten sie durch die Inquisition ihrem Gott der Heerscharen.

Aus dieser zusammengetragenen Geschichte der Religionen aller Völker sieht man deutlich genug, daß sich jede Religion mit gleich unsinnigem Aberglauben, der nur unterschiedenen Schattirungen nach der Gemüthsart

ar̃ der Völker eingerichtet iſt, beſudelt hat, daß jede mit ihren Religionsgegnern gleich grauſam und unmenſchlich verfahren iſt, jede den höchſten Schöpfer unter einer gleich wunderlichen Geſtalt anbetet, (b) und daß nur

(b) Wenn jemand einwürfe, daß die Chriſten doch unter allen Völkern ihrem Gott die anſtändigſte Geſtalt beilegen, ſo würde ich antworten: Wenn eine ſinnliche Geſtalt dem höchſten Schöpfer anſtändig ſeyn könnte, ſo würde es ohne Zweifel die Geſtalt eines ehrwürdigen Greiſes mit dem Zepter in der Hand, ſeyn; wenn die Chriſten aber, (würde ich ſagen) ihn in der Geſtalt einer Taube vorſtellen, ſo iſt dieſe Geſtalt die unanſtändigſte. Denn vor's erſte könnte etwa ein boshafter Mytologe in dieſer Geſtalt mit der Verwandlung Jupiters in einen Schwan gar zu viele Aehnlichkeit finden, und dann ausrufen: Ah weh! wie ſchmeckt eure Religion nach den römiſchen Fabeln! Vor's zweite: Da man von jeher weiß, daß die Taube das Sinnbild der Wollus iſt, ſo könnten einige Ungläubige

nur dieſer Aberglauben, dieſe verſchiedene Art ihren Gott zu verehren, nebſt einigen mit ungemiſchten politiſchen Umſtänden die Menſchen untereinander zu Feinde gemacht, und die einzige gemeinſchaftliche Religion, welche wir von unſerm Stammvater Adam ererbet haben, in ſo vielnamige, und meiſtens abentheuerliche Religionen zertheilet hat. Nehme man aber allen dieſen Religionen ihre Maske des Aberglaubens vom Geſichte, ſo werden alle Religionen gleich ſeyn; denn jeder iſt vom ewigen Schöpfer in's Herz geſchrieben: Sey gerecht, und bete mich an. Raube nicht. Tödte deinen Nächſten nicht. Ehre die, von welchen du das Leben empfangen haſt. Nimm nicht deines Bruders Weib. Lüge nicht, um ihm Schaden zuzufügen. Stehe ihm in ſeinen Nöthen bei. Mit einem Worte: Thue das deinem Nächſten, was du willſt,

---

dige gar leicht auf den irrigen Gedanken gerathen, daß die ſcharfſinnigen Chriſten durch dieſes wollüſtige Sinnbild eine Anſpielung auf die Empfängniß Mariens hätten machen wollen.

daß er die thun soll. Dieß sind Wahrheiten, die der Chinese und der Türke glaubt, und ihm seit seiner Entstehung in die Seele gepflanzt sind, ohne daß irgend ein Donnerer nöthig hatte, sie einem zweizüngigen Betrüger unter Blitz und Flammen bekannt zu machen.

Es sind Gesetze der Natur. Diese Gesetze der Natur sind die Offenbarung des Menschen, und wenn der Mensch bei dieser Offenbarung, oder bei dieser Sprache des Herzens geblieben wäre, ohne etwas anders anzuhören, so würden nie mehrere, als eine einzige Religion auf dem Erdboden entstanden seyn. So sprach er.

„Ihr habt ganz recht Freund Voltaire!“ fiel ich ihm in die Rede, „daß, wenn die Menschen nur immer der Sprache ihres Herzens gefolgt wären, nie mehr, als eine einzige Religion entstanden seyn würde. War aber nicht höchst nothwendig, daß eine Offenbarung den Menschen unterrichte, wie er seinen Gott verehren solle? War sie ihm dann nicht unentbehrlich, um ihm die hohen Begriffe, die er von seinem Gott ha-

den muß, beizubringen? — und was das Meiste ist, die Geheimniße! ! ! —"

„Halt ein, mein Lieber!" sagte Voltaire; „mache nicht Einwürfe, die gar kein Gewicht haben. Es ist dem allgütigen Wesen immer gleich, wie, oder auf was Art er angebetet wird, wenn man ihn nur mit reinem Herzen anbetet, und, um ein reines Herz zu haben, ist keine Offenbarung nothwendig. Eben aus den wunderlichen Einfällen der verschiedenen Offenbarungen sind die verschiedenen wunderlichen Gottesdienste entstanden. (c) Sobald der Mensch

(c) Man macht den Einwurf: Woher dann die Abgötterei und Vielgötterei ihren Gottesdienst genommen habe, da diese doch gewiß keine Offenbarung hatten. Ganz richtig: sie hatten keine Offenbarungen; aber verschiedene natürliche Ereigniße, die sie für Wunder hielten, gab ihnen ihren wunderlichen Gottesdienst ein. — — Und durch was beauthorisiren die geoffenbarten Religionen die Wahrheit ihrer Offenbarung wohl mehr, als durch die Wunder?

ſich in den Kopf geſetzt hat, Gott reden zu laſſen, ſo hat ihn auch jeder nach ſeiner Weiſe, nach ſeiner Gemüthsart, und ſeinem Gutdünken reden laſſen. So ſagte mein unglücklicher Bruder Jacob, und ich ſage es auch. Was aber die Geheimniſſe anbetrift, was kann es mir wohl nutzen, wenn ich weiß, ob eine Jungfrau die Mutter ihres eigenen Schöpfers iſt, oder ob das Weſen des Sohnes mit dem Vater eins, oder zwei iſt, oder ob der heilige Geiſt vom Vater und Sohn ausgehet; was kann es mir nutzen, ſage ich, da mein ſchwacher Verſtand die unendliche Tiefe ſolcher Geheimniße zu ergründen unfähig iſt, und mir alſo zu glauben nichts übrig bleibt, als daß dieſe Geheimniße, Geheimniße ſind! — Mein Freund! was immer über die Gränzen meines Verſtandes hinausſteigt, es mag ſeyn, oder nicht ſeyn, ſo werde ich ſagen, ich weiß es nicht; daß ich aber dann nicht nothwendig habe zu wiſſen, ob es iſt oder nicht iſt, das weiß ich."

„Wußt' ihr dann nicht?" verſetzte ich, „daß man die verborgenen Geheimniße Gottes nicht unterſuchen darf, und doch glauben muß?"

„Wenn

„Wenn es Gottes Wille gewesen wäre," erwiederte Voltaire, „daß ich, ohne meine Vernunft zu gebrauchen, alles blindlings glauben soll, was mir durch Traditionen überliefert wird, es seye auch noch so unbegreiflich; so würde er mir diese Vernunft, ja, nicht einmal so viel Macht gegeben haben, an etwas, das ich nicht verstehe, zu zweifeln. Da aber die Vernunft ein Geschenk des Himmels ist, so muß ich sie, ihrer Bestimmung gemäß, anwenden. Kann ich also wohl unrecht thun, oder gar sträflich seyn, wenn ich Gott nach den Einsichten, die er meinem Verstande ertheilet, und nach den Gesinnungen, die er meinem Herzen eingeflösset hat, diene? — — Oder soll diejenige Stimme, die ich vom Himmel herab habe, und die aus dem Innersten meines Herzens schallet, welche mir das Daseyn eines Gottes versichert, welche mir den Dienst desselben vorschreibt, und sein Gesetz mir verkündiget, die mich das Gute vom Bösen, und Lügen von der Wahrheit unterscheiden lehret, welche mich endlich überzeugt, daß alle rechtschaffene Menschen, sie möchten auch von was immer für einer Religion seyn, dem ewigen Gott gleich

ſleh ſind; ſollte dieſe Stimme, ſo ich, keine geheime Offenbarung ſondern ein Irrthum ſeyn? — — So müßte Gott, der dieſen Irrthum in meine Seele gepflanzet hat, mich betrügen, und wann es dann möglich iſt, daß dieſes allgütige unfehlbare Weſen mich betrügen kann, ſo will ich zugeben, daß nur ganz allein die glücklichen Auserwählten, deren finſterer Verſtand mit dem Lichte der Offenbarung erleuchtet worden, Anſpruch auf ſeine Gnade machen dürfen."

Da ich aber überzeugt bin, daß ein ſolches Verhalten, welches Gott gegen ſeine Geſchöpfe beobachten ſollte, wider alle Begriffe ſtreitet, die man von ſeiner Güte, Weisheit und Gerechtigkeit hat, ſo kann ich ohnmöglich glauben, daß der Menſch, wenn er durch die Wirkung des Ohngefährs in einem Lande gebohren wird, daß keine Offenbarung hat, (d) der Verdammung preiß ge-

(d) Die Erkenntniß der Offenbarung, und der Glaube an dieſelbe ſind nicht nothwendig: Ent-

gegeben; diejenigen aber, welche durch das Glück in die Gemeinde der geoffenbarten Religion geworfen worden, dieſes ihres zufälligen Glückes wegen, ganz allein, mit Ausſchlieſſung aller ihrer Mitmenſchen, die Seligkeit zu genieſſen für würdig geachtet wer-

---

Entweder Gott hat **gewollt**, daß alle Menſchen die **Offenbarung** erkannten, oder er hat es **nicht machen können**, daß es geſchehe, oder er hat es **gekonnt**, und **nicht gewollt**, oder er hat es **gekonnt**, und **gewollt**.

„Wenn es Gott **gewollt** hat, daß alle Menſchen die **Offenbarung** erkannten, und wenn er ſeinen Willen nicht hat ausführen können, ſo iſt dieſes ein Zeichen ſeines Unvermögens; aber Gott iſt allmächtig."

„Wenn es Gott **machen konnte**, daß alle Menſchen die **Offenbarung** erkannten, und es **nicht gewollt hatte**, ſo iſt dieſes ein Zeichen der Bosheit oder des Eigen-

den sollten. Ja, man würde Gottes Gerechtigkeit zu nahe treten, wenn man sagen wollte, daß er also urtheile und richte. Wenn der Sohn des Christen wohl daran thut, daß er ohne vorläufiger unpartheiischer Untersuchung der Religion seines Vaters

---

genstimmes; Gott ist aber weder boshaft noch eigensinnig."

„Wenn Gott gewollt, und es machen konnte, daß alle Menschen die Offenbarung erkennten, warum hat er es nicht gethan? — Warum erkennen sie nicht alle Menschen?"

„(Wenn also die Offenbarung wirklich wahrhaft ist), so hat sie nur den Nutzen, die Menschen zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit zu bringen; aber es giebt noch eine unendliche Menge Grade der Vollkommenheit, die Gott gefallen. Warum? Weil das allgemeine System diese Verschiedenheit der Vollkommenheiten in sich schließt, weil Gott nicht gewollt hat, daß die

Men-

ters folget; warum sollte der Sohn des Muselmannes übel daran thun, wenn er ebenfalls seines Vaters Religion annimmt? — Allen Unverträglichen in der Welt sey Trotz geboten, ob sie hierauf etwas zu antworten im Stande sind, womit sich der Vernünftige begnügen kann?" „Ich

---

Menschen Engel, noch alle Thiere Menschen, noch die Pflanzen Thiere würden; die Natur der Dinge wollte Verschiedenheit, Abänderung, Stuffenfolgen, sowohl in der Moral als in der Physik; und Gott hat die Natur der Dinge gewollt."

„Warum hat zum Beispiel **Sokrates** keine Erkenntniß vom Evangelium gehabt? **Weil er zu früh in die Welt gekommen ist.** Die Unwissenheit des **Sokrates** ist also eine Wirkung, wovon der Wille Gottes die Ursache ist. Wenn die **Erkenntniß der Offenbarung** für alle Menschen nothwendig ist: um selig zu werden, so ist **Sokrates verdammt**, weil Gott gewollt hat, daß er vier, oder fünfhundert Jahre eher in die Welt kam, als er Erkenntniß

„Ich weiß, daß diese Leute, wenn sie nichts mehr zu antworten wissen, den Einwurf machen: Man darf sich nicht unterstehen, Gott wegen der Verdammung seiner Geschöpfe zu tadeln; denn er thut, was er will."

„Man

---

niß davon haben konnte. Unsre Seligkeit hängt also von einer Ursache ausser uns ab. Es giebt also Fatalität; es giebt also Prädestination; es giebt also Absurdität in dem, was der Mensch glauben soll. Denn die Fatalität ist die älteste Tochter der Prädestination, und die Prädestination ist die Tochter der Absurdität." u. s. f.

Man sage also nicht mehr, daß die Erkenntniß der Offenbarung nothwendig sey, denn man würde sich selbst widersprechen; man sage höchstens: Die Erkenntniß der Offenbarung ist nützlich u. Gevatter Math. 3. Th. pag. 59. & seqq.

Ihr Nutzen beweiset aber keinesweges ihre Nothwendigkeit!

„Man darf Gott nicht tadeln: das iſt keinem vernünftigen Menſchen je eingefallen."

„Aber unterſuchen muß man, ob diejenigen Menſchen nicht Lügner oder Betrüger ſind, welche ihren guten und gerechten Gott beſchimpfen, ihm menſchliche Leidenſchaften andichten, und ihn als einen grauſamen Gott abſchildern, welcher die Menſchen wegen Mangel an Erkenntniß, die er ihnen nicht gab, verdammen."

„Gott thut, was er will, das iſt ohnſtreitig."

„Gott will aber nichts als Gutes. Er wird, und kann alſo auch nie Menſchen ihrer angebohrnen Schwachheiten wegen verdammen. Er wird Nachſicht gebrauchen mit allen ſeinen Geſchöpfen, die ihm als ſeine Kinder alle gleich lieb ſind, und er wird nur diejenigen ſtrafen, welche gegen ihre Brüder unverträglich ſind, weil dieſe ihn, wenn doch der allnächtige Gott zu beleidigen iſt, am meiſten beleidigen. Das iſt mein Glaube, lieber Freund, und wenn

ich

ich irre, so ist mein Irrthum unschuldig, und daß er unschuldig ist, muß dich mein Hierseyn überzeugen."

„Eure Gründe, guter Voltaire!" versetzte ich, „einige Widersprüche ausgenommen, sind überzeugend. Aber wenn ich euch recht verstehe, so scheinet ihr zu wünschen, daß alle Menschen den Meinungen einer einzigen Religion zugethan seyn möchten, weil keine Religion sich dadurch der ewigen Glückseligkeit verlustig machen, und weil alsdann, wie ich davor halte, durch eine solche Glaubensvereinigung sich die Ruhe der ganzen Welt wieder herstellen, und alle Menschen sich einander brüderlich lieben würden."

„Da sey Gott davor!" rief Voltaire aus: „Es ist ausgemacht, daß die Menschen in höhern Sphären nichts verlieren würden, wenn sie ihre Religionen vereinigten, aber die gesellschaftliche Welt würde hienieden viel, sehr viel verlieren. Dann wenn nur eine Religion wäre, so würde sie stolz und ohne Schranken seyn, weil sie dann mächtig wäre. Ihre Geistliche würden Tyran-

rannen ſeyn, die ihre Strenge über das Volk ausüben, und gegen nichts, als ihre eigene Laſter einige Nachſicht gebrauchen würden. Der Glaube, der Ehrgeiz, und die Staatskunſt würden ihnen alle Völker zu ihren Sklaven machen. Der Pabſt, welcher jetzt, da mehrere Religionen ſind, ſeinem Ehrgeize Einhalt thun muß, und ſeine Gewalt nicht misbrauchen darf, wenn er nicht mit Grunde Gefahr laufen will, ſeine Glieder zu verlieren, würde dann mit ſeinem Bannſtrahle, welchen er bisher, durch das Beiſpiel Englands, abgeſchreckt, ziemlich nachſichtig gebrauchte, wiederum losbrechen, und gekrönte Häupter würden dann wiederum Opfer des pfaffiſchen Deſpotiſmus ſeyn. Darum bleibe der **Türk**, **Jude**, **Chriſt**, und **Chineſe**: jeder, was er iſt; dann jede Religion kann ihm die Seligkeit verſchaffen, und jede Religion iſt gleich gut, weil nicht Ceremonien, ſondern das beſte Herz der ſchönſte Gottesdienſt iſt. (e) Aber verfolgen ſollen ſie ſich nicht um nichtiger Mei-

(e) Optimus animus pulcherrimus Dei Cultus. *Seneca.*

Meinungen willen, die weder zur Glückseligkeit anderer, noch zu ihrer eigenen etwas beitragen können. Sie sollen das grausame Vorurtheil ablegen, da sie glauben, die Ehre Gottes zu vertheidigen, wenn sie sich untereinander aufreiben; dann Gott hat ihrer, zur Vertheidigung seiner Sache, nicht nöthig. Jeder mag seiner Meinung überzeugt seyn, aber mit Waffen in der Hand soll er keinen andern überzeugen wollen, weil die Ueberzeugung nicht von ihm, sondern vom Himmel herabkömmt; und käme sie von ihm, so hat diese kein anders Recht, als was die Vernunft des einen über die Vernunft des andern hat. Und da die Gewissensfreiheit ein Recht ist, das alle Menschen von Natur bekommen haben, so soll niemand gezwungen seyn, irgend einer öffentlichen Religionsübung beizuwohnen. Vielmehr soll ein jeder, nach seinem Belieben, seine Religion öffentlich oder insgeheim ausüben, ohne daß er befürchten darf, von jemand gestört zu werden."

„Seyd also verträglich ihr Religionen! ehret überhaupt alle Stifter eurer verschiedenen Gottesdienste. Ein jeder gebe dem

sei-

feinigen, was er ihm schuldig zu seyn glaubt, und verachte des andern Dienst nicht. Dann eines jeden Dienst ist gleich gut, aber auch gleich abergläubisch. Jede Religion hat tugendhafte Männer unter sich gehabt, und jede ihre Betrüger. Seyd nicht gegen eure Mitbürger tyrannisch; greifet nicht nach dem Schwerte, um sie zu zwingen, daß sie das glauben, was ihr glaubet: ihr gebt ihnen sonst ebenfalls das Schwert wider euch in die Hand, weil keiner gering geschätzet, keiner verachtet, und der Rechte eines Bürgers und getreuen Unterthanes beraubt seyn will."

„Besonders aber du, die du dich für die einzig wahre Religion ausgiebst! — Lege dein störrisches und grausames Wesen ab. Verbanne den abscheulichen Grundsatz, daß Gott ein partheiischer und rachsüchtiger Gott seye, welcher die unschuldigen Menschen ihres zufälligen Geburtslandes wegen verdamme. Seye nicht undankbar, und beschimpfe nicht länger durch solche Zumuthungen deinen gerechten und gütigen Gott, welchen du unter allen Völkern am besten zu verehren glaubst. Bist du so erleuchtet,

ſo bitte deinen Schöpfer, daß er deine übrigen Mitbrüder auch erleuchten möge. Thut er es nicht, ſo hat er ſeine geheimen Urſachen, und in dieſe ſeine verborgenen Rathſchlüſſe einzudringen, darf man, wie du immer ſelbſt im Munde führeſt, ſich nicht unterſtehen. Laß es alſo genug ſeyn, wenn der Bürger nur einen ewigen und allmächtigen Gott glaubt, welcher der Schöpfer, und Erhalter der ganzen Welt iſt, und laß im übrigen ihm die Freiheit, auf was immer für einem Weg er nach dem Himmel zugehen will; wenn er nur ein guter Bürger, und ſeinem Fürſten getreuer Unterthan iſt. Dann die Gemüther ſind niemals mehr einig, als wenn einem jeden frei ſtehet, zu denken, was er will."

„Darum ſeyd geſegnet Ihr verehrungswürdige Fürſten, die Ihr den Anfang gemacht, und die Gewiſſensfreiheit eingeführt habt; ſeyd geſegnet! — Gott und die Menſchen werden's euch lohnen. Eure Völker vermehren ſich, eure Staaten werden blühender, eure Nachbarn ahmen euch nach, der Erdkreiß hat eurer Erleuchtung die ſeinige zu verdanken, und Ihr werdet dereinſt,

mit

mit frohem Bewußtseyn eurer dem Menschengeschlechte erzeigten Wohlthaten mit offner Stirne vor den Thron des Allmächtigen hintreten und sagen können: Wir waren die Väter des Menschengeschlechtes!"

„Voltaire gerieth bei diesen Worten so in Enthusiasmus, daß er, wie ich davor halte, geglaubt haben mag, als irgend ein ehrlicher Pastor auf der Kanzel zu stehn, um dem ganzen Menschengeschlechte brüderliche Liebe gegen seinen Nächsten, und wahre unentheiligte Verehrung seines Schöpfers einzupredigen."

„Lieber Voltaire!" sagte ich: „Du hast mit vieler Wärme geredet!"

„Wie? soll ich nicht mit Wärme reden, da ich hier im Elisium von der Wahrheit meiner Grundsätze vielmehr überzeugt seyn muß, als alle Philosophen und Sittenlehrer der Welt? Kann mich etwas mehr betrügen, da ich jetzt alles, was ich bei meinem Leben nur vermuthete, wirklich finde? Kann ich mehr zweifeln, daß der rechtschaffene Heide wie der Christ, Belohnung sei-

ner Rechtschaffenheit zu hoffen habe, da ich vor meinen Augen den tugendhaften Philosophen Christus, in Gesellschaft des Sokrates, und des liebenswürdigen Paters Lorenzo, (f) Hand in Hand geschlossen, herumwandeln sehe? —“

„Ja,

(f) Dieser rechtschaffene Franziskaner war der Freund des gutherzigen, empfindungsvollen Yoricks. Um das Andenken dieser zween Männer zu feiern, hat eine Anzahl Freunde, wie ich vermuthe, unter Anführung des liebenswürdigen Dichters Jacobi, einen Orden, dessen Zeichen eine herzene Dose war, errichtet, der ihrem Herzen Ehre macht, und mir ehrwürdiger scheint, als alle Orden der Zisterzienser, Kamaldulenser, und De la Trappe.

Wenn bei uns die Heiligen in mehreren Kredite stünden, und ich die Macht zu kanonisiren hätte, so müßte der sanftmüthige, verehrungswürdige Lorenzo die erste Apotheose erhalten. Seine Geschichte s. in Yoricks Reise.

„Ja, Freund! hier hat die Vorsicht uns die räthselhafte Zukunft aufgedeckt, sie hat uns die dicke Binde des Irrthumes und des Zweifels vom Gesichte genommen, und wir sehen die Wahrheit in ihrem reinen Glanze. Kein Truggesicht gaukelt uns mehr mit dem Gewande der Wahrheit angethan, um den Erforschungskreis unsers herumirrenden Geistes. Der Tod war das Ende unsres Wahns, und unsres Elendes; er hat uns aus der Welt, in welcher wir, wie Fremdlinge, uns aufhielten, genommen, und an einen Ort geführet, der für alle Sterbliche, nach ihrer traurigen Wanderschaft, eine ewige Ruhestätte ist." — „Und doch leider ist es allzuwahr, daß die Menschen —"

„Nichts ist von allem dem wahr, was sie sagten," rief eine Stimme, und als ich die Augen, welche ich zur Erde gerichtet hatte, aufschlug, sah ich einen Dominikaner, der so dick als der Schulze zu R** war, in Lebensgröße vor uns stehen.

„Ich habe Sie behorcht," sagte er, „und lächelte."

„Ei! mein Herr Pater, „antwortete Voltaire:“ „die Mühe hätten Sie sich ersparen können! — — Doch; wo kommen Sie her? —

„Geradewegs von Spanien,“ war die Antwort.

„Von Spanien?“

„Allerdings!“ versetzte der Mönch. „Ich heiße Antonio Gonzalez y Bazadoz, und war durch siebzehen Jahre Generalinquisitor zu Madrit, würde es auch vielleicht noch einmal so lang seyn, wenn man mich nicht mit Gewalt aus der Welt geschickt hätte.“

„Gab Ihnen vielleicht ein Ketzer Gift?“ unterbrach ich ihn in meiner Unschuld. —

„Ei! bei weitem nicht;“ sagte der Dominikaner. —

„Oder wurden Sie vielleicht auf der Reise nach Rom, oder sonst wohin, von Räubern angefallen und erschlagen?“ fieng ich wieder an.

„Nichts

„Nichts weniger, als das,“ antwortete der Pater. —

„Oder predigten Sie vielleicht in Indien den Ungläubigen das Evangelium, und fanden diese etwa für gut, Sie unter die Zahl der Engeln zu versetzen?“ war meine Frage. —

„Wie wäre das möglich, da ich von Madrit komme?“ erwiederte der Mönch. —

„Oder wurden Sie“ versetzte Voltaire, „vielleicht von den Flammen ihres eigenen Inquisitionsfeuers gefreßen, wie die Schergen Nabuchodonosors?“

„Auch dieß nicht,“ antwortete der Dominikaner. Um Ihnen aber alles fernere Fragen zu ersparen, muß ich Ihnen nur meine Geschichte erzählen:

Ich war der Seelsorger einer Gewürzkrämmerinn, eines ganz gefügen, netten, runden Weibchens. Da ich nun für ihr Seelenheil zu sorgen, mich öfters heimlich zu ihr begab; verliebte ich mich vor's erste

in ihren ſchönen Fuß, dann in die runden Waden, dann in die ſchneeblüdtageweiſſen Schenkelchen, und wie es immer zu gehen pflegt.

Poſt viſum riſum
Poſt riſum venit in uſum,
Poſt uſum tactum,
Poſt tactum venit ad actum,
Poſt actum factum.

— — — — —

„Da ich nun eben einen Verſuch aus der Experimental-Phyſik zu machen im Begriffe war: Accidit in puncto, quod non speratur in anno; kömmt ihr Mann, ein eiferſüchtiger Geck, verwundert ſich über meinen Unterricht, packt mich an der Kehle, ſtößt mir ganz ſans façon ſeinen Degen in die Bruſt, noch ehe ich mich erholen, oder meine Kleider in Ordnung bringen, und ihn mit der heiligen Inquiſition bedrohen konnte. Aber ich habe die Freude, daß ich geſtochen werde; denn als er mich in einen

Sacke

Sache einzubinden, vor die Stadt hinaus trug, um mich in die Manzanares (g) zu werfen, wurde er ertappt, eingezogen, tormentirt, und, obwohl er aus der heiligen Schrift dem heiligen Chrysostomus, und vieler andern heiligen Büchern klar bewies, daß man seine Frau nicht ausscheiden dürfte, so wird doch, dem allen ohngeachtet, wenigstens innerhalb zweier Tage, mit ihm ein solennes Auto da Fe gehalten werden. Denn mein Nachfolger war so vorsichtig, daß er zween falsche Zeugen (h) erkaufte, welche ihn verschiedener anderer Ketzereien wegen anklagen mußten."

„Mein Pater!" unterbrach ihn Voltaire, „Sie erinnern mich wieder an eine

(g) Ein kleiner Fluß in Neukastilien, welcher nahe bei der Stadt Madrit vorbeifleußt.

(h) Das Allerabscheulichste dieses schändlichen Gerichtes ist, daß es die Zeugenschaft eines liederlichen Schurkens, ja sogar, eines Straßenräubers, als giltig annimmt.

Gewohnheit: an die Gewohnheit nämlich, Menſchen zu opfern. Es iſt traurig, wenn man gebildeten Nationen vorwerfen muß, daß ſie grauſamer als wilde Thiere mit ihrem eigenen Geſchlechte umgehen, und daß Mexikaner ſolche Menſchen verabſcheuen würden, welche bei einem einzigen Auto da Fee mehr Bürger verbrennen, als dieſe in ihrem ganzen Leben ihrem Götzen Feinde geopfert haben." Die ihre eigene Brüder — „Ketzer ſind nicht unſre Brüder," fiel der Mönch ein. „Sie ſind Feinde Gottes, die man verderben muß. Ich habe währender Zeit meines Amtes, über vierzigtauſend ſolche Hunde auf den Scheiterhaufen gebracht, und fühle nicht die geringſte Reue, ausgenommen dieſe, daß ich durch meine Schuld ſo früh aus der Welt mußte, und meinen warmen Eifer für die Religion nicht genugſam an Tag legen konnte."

„Schämen Sie ſich," ſagte Voltaire, „von ſo unmenſchlichen Thaten, die man ohne Grauen nicht anhören kann, ſo gleichgültig zu reden, als hätten Sie einen Schwarm Mücken erſchlagen. Sie ſind ein Spanier, wie ich aus ihrem Namen ſehe; — iſt es

mög-

möglich, daß Sie sogar der Menschlichkeit absagen, und mit ihrem eigenen Vaterlande nicht mehr Mitleiden haben konnten? — Ist es möglich, daß ein Patriot sich so weit vergessen, und beitragen kann, ein Land, dem er selbst sein Leben schuldig ist, zu entvölkern? —"

„Sie reden wie ein Ketzer," versetzte der Mönch. „Wenn es die Religion betrift, so ist mein Vaterland keiner Achtung würdig; selbst Könige können ungestraft Schlachtopfer der Frömmigkeit werden: wie Lorrin, (i) Guerret, (k) und Johann Mariana (l) ge-

---

(i) P. Lorrin, ein Jesuite führte in seinem Kommentar über den 105ten Psalm folgende Verse an:

——— Victima haud ulla amplior
Potest magisque opima mactari Jovi,
Quam Rex iniquus.

(k) Guerret, ein Jesuite, Professor der Phi-

(*l*) gelehret, und Johann Chatel auszuführen willens war. Herrera, ein spanischer Jesuite behauptet sogar, „daß ein solcher Mörder durch das Beispiel Christi, „und seiner Heiligen, gestärkt werde."

„Halten Sie ein," unterbrach ihn Voltaire. „Sie führen, ihren lästerlichen Grundsatz zu behaupten, Schriften und Beispiele abgeschaumter Bösewichter, welche die zornige Natur zum Brandmal der Schöpfung, und Religion auf die Erde geworfen hat, an, und derjenige, welcher solche Grundsätze vertheidiget, ist unsinnig, oder er verdient alle Strafen eines nichtswürdigen, schädlichen Bürgers."

„Der-

Philosophie, und Lehrer Johann Chatels war gleicher Meinung, die ihn aber bald zum Martyrer gemacht hätte. *Duport du Tersre.* Hist.

(*l*) Johann Marianna, ein spanischer Jesuite behauptet ebenfalls in seinem Buche de Rege & Regis Institutione, daß man Gift und Dolch wider die Könige gebrauchen könne.

„Derjenige," antwortete der Pater, „welcher seine Religion kennt, und sich genau an ihre Grundsätze und Beispiele hält, ist weder unsinnig, noch strafwürdig. Es scheint mir, mein Herr! daß Sie von unsrer Religion sehr schlecht unterrichtet sind; ich will Ihnen also die Augen öfnen, wenn Sie mich anhören wollen, und dann werden Sie uns gewiß Recht wiederfahren lassen. Hören Sie also. „Da es der erste Grundsatz unter uns Katholiken ist, daß nur eine einzige Religion seye, in welcher man selig werden könne, ausser dieser aber der Mensch, so gerecht er auch seyn mag, ein Greuel in den Augen seines Schöpfers ist, so halten wir für höchst nothwendig, die Irrigen und Ketzer durch Verheissungen, Predigten, Contraversien, und alle mögliche Mittel auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen. Wenn aber diese Irrgläubige sich durch Güte und Gelindigkeit nicht bekehren lassen, und ihre Halsstärrigkeit unbeugsam ist, so tragen wir kein Bedenken, zur Strenge, Verfolgung, Gewaltthätigkeit, ja selbst zur Grausamkeit unsere Zuflucht zu nehmen, völlig überzeugt, daß alles gegen Menschen erlaubt seye, die Gott von seinem

nem Angesichte verworfen hat, und verabscheuet: daß es ihm angenehm seye, seine Feinde auszurotten, und durch die Vertilgung ihrer, und ihrer künftigen Nachkommenschaft, dem ferneren Irrthum Einhalt zu thun. (*m*) Wir halten es sogar für das heiligste Werk der Frömmigkeit, und des Glaubens, wenn zum Beispiel ein heiliger Vater, der im Namen des Herrn, als das einzige Oberhaupt der geistlichen Hierarchie, um auszureißen, zu verderben, zu zerstreuen, und durch seine Lehre zu pflanzen eingesetzet ist, (*n*) alles, was Ketzer heißt, bis auf ihr Andenken vertilget, oder, wenn der Fürst seine Unterthanen, oder der Unterthan seinen Fürsten, der Bruder seinen Bruder, der Religion zur Ehre, erwürget, und Nationen zur Ausbreitung des Glaubens sich aufreiben."

„Die-

(*m*) Siehe Ausschweifung des menschlichen Geistes ꝛc.

(*n*) Ebendaselbst, & Bulla Clement. VIII. *Ansanta fili &c.*

„Dieſe Grundſätze ſind auch nicht ohne Beiſpiele, und wir haben dergleichen aus der Geſchichte des neunten Jahrhunderts bis in den Mittag unſrer Zeiten, in der Reihe fort, eine unzählige Menge aufzuweiſen. Wir ſehen darinn die frommen Ränke der Päbſte, die edle Ehrbegierde der Biſchöfe, den heiligen Enthuſiaſmus der Mönche, die Unterwürfigkeit und evangeliſche Folgſamkeit der Fürſten, und den apoſtoliſchen Eifer der Völker, welche ſich um die Wette bemühten, die Feinde des Glaubens zu verfolgen und auszurotten. Wir ſehen Pabſten Paulus den Sechſten, (o) welcher die 30 Jahre hindurch, als er das Amt eines Generalinquiſitors verwaltete, 150000 Ketzer, zur Ehre des Glaubens, verbrannte, eben ſo viel ihrer Güter beraubte, und einen guten Theil im Gefängniße ſterben ließ. Wir ſehen Karl den Neunten in Frankreich, der um der Religion willen vergaß, daß ein König der Vater ſeiner Unterthanen ſeyn müſſe. Er ſchoß mit Armbrüſten auf ſie, und ſchrie: Schlagt tod! ſchlagt tod! (p)

Die

(o) Imhoff Hiſt.

(p) Duport du Tertre Tom. III. pag. 330.

Die Ermordung Heinrichs des Vierten, durch den Martyrer St. Ravallai, ist bekannt genug. Der würdige Jauregny, da ihm vorher seine Seele zu reinigen, und zu stärken, ein Dominikaner, mit Namen Timmermann, die Absolution, und das Abendmahl gab, verwundete den Prinzen Wilhelm von Oranien mit einem Pistolenschuß, (q) und da dieser Schuß nicht tödtlich war, so schickte die Vorsicht den tapfern Balthasar Gerhard, welcher endlich die Welt von diesem Feinde der Kirche, und der heiligen Inquisitien reinigte, und darüber zum Martyrer ward. (r) Barthelemi Diaz in Rom, als er hörte, daß sein Bruder die Lehre des Lu-

(q) Idem Tom. V. pag. 215.

(r) Diesem Gerhard hatten einige Jesuiten, und Gerion, ein Franciskaner, die Heiligsprechung versprochen, wenn er sein Vorhaben ausführen wollte. Nach seinem Martyrtode wurden ihm zu Ehren, auch wirklich in allen königlichen niederländischen Städten Freudenfeste angestellt. *Thuan. Grotius* l. 4. Zieglers Schauplatz.

Luthers angenommen, reiſte er nach Frankfurt, wo dieſer ſich aufhielt, und ermordete ihn. (s) Das Blutbad zu Vaſſi, (t) das Blutbad im Veltliner-Thal, (u) das Blutbad am Bartholomäus-Tage, (x) wobei Coligny, (y) unter den grauſamſten Mißhandlungen, ſeinen Geiſt aufgab. Das Blutbad in Irrland, in welchem mehr, als zweimal hundert tauſend Ketzer auf das erbärmlichſte umkamen. Man ſpißte, hängte, räderte ſie: man ſchnitt ihnen die Leiber auf, riß das Eingeweid heraus: man verbrannte ſie, man begrub ſie lebendig: man ließ ſie von wilden

c Thie-

(s) *Herrera* de valore bonorum operum contra Lutheranos.

(t) *Dupert du Torre*, *Mazerai*, *Thuanus*.

(u) *Imhoff*. Hiſt.

(x) *Daniel*. T. 6. *du Boucher Thuanus*. Hiſt.

(y) Iidem.

Ehteren zerfleischen, ohne Schonen des Geschlechtes, oder sonst eines zum Erbarmen reizenden Umstandes. (z) Mit einem Worte, sammeln Sie diese wenigen Thatsachen unsrer Vorfahrer, deren Kreuzzüge, welche über sechs Millionen Menschen auffrassen, nicht zu gedenken, und ohne die vielfachen Verfolgungen, Blutbäder, und bürgerlichen Religionskriege, die ich nicht alle erzählen mag, in Betracht zu ziehen, so werden Sie sich sattsam überzeugen, daß übel angebrachtes Mitleiden, und niederträchtige Toleranz nur für Ketzer gehöre, uns Katholiken aber es nur allein zukömmt, Vaterland, Freundschaft und Menschheit dem Glauben aufzuopfern, und alles zu verwüsten, was diesem sich entgegen stellt."

„Wüßte ich nicht," sagte Voltaire, „diese scheußlichen Begebenheiten, daß sie unter Menschen vorgegangen sind, nicht selbst aus der Geschichte, so würde ich glau-

(z) *Dupont du Terrre*, Tom. 6, *Imhoff.* Hist.

glauben, daß Sie mir einen Auszug aus den Jahrbüchern der Hölle gemacht hätten. Thaten, worüber die Menschheit weinen, und ihr Haupt einhüllen muß, können ohnmöglich Vorzüge einer Religion seyn, welche leiden, nicht aber sich rächen lehret; ohnmöglich können solche Grundsätze, die das Verderben, zum Hohne der Schöpfung, ausgebrütet hat, Grundsätze eines wahren Christen seyn! — — Nein, Bösewichter, gegen die Kartousche ein Engel war, die sich einen Gott ihnen gleich gemacht haben, den sie einen rächenden Gott, einen Gott der Heerschaaren nannten, und in dessen Namen sie sich des Rechtes anmaßten, die Geißeln der Menschen, und der Greuel der Natur zu seyn, die den Aberglauben, das Hurenkind der Religion, ans Tageslicht rissen, ihm das Gewand eines Blutrichters anzogen, und riefen: Das ist Religion! — glaubt es, oder ihr müßt sterben, und die es nicht glaubten, erwürgten, und sagten: Wir haben eine heilige That gethan — wir sind Heilige! — — Lügner seyd ihr! — — Euer Thun ist Menschen tödten! — — Der Ursprung eurer Sendung ist

nicht von Gott, sondern von dem, der ein Mörder war vom Anfang her."

„Die wahre christliche Religion ist durch Güte, Sanftmuth, durch das exemplarische Leben der Apostel, und der ersten Christen eingeführet worden; sie konnten nicht so ausarten, denn ihr Gott ist kein rächender Gott, kein Gott der Heerschaaren, — er ist ein barmherziger, ein gerechter und wohlthätiger Gott, der Mitleiden mit den Schwachheiten seiner Geschöpfe hat, der, wenn er strafet, als Vater straft, und, in so fern er nicht verzeihen kann; er ist ein Gott, der die Welt so gut erschuf, als es ihm möglich war, und nur sich allein das Recht vorbehielt, die Gedanken der Menschen zu richten."

„Wenn Irrlehrer ihre Meinungen durch „Martern und Verfolgungen auszubreiten „es unternehmen, so sind sie Ungeheuer, „die jeder Fluch des beleidigten und gekränkten Gewissens trift. Wenn aber gegen „den Irrigen, auch der Rechtgläubige mit „Feuer und Schwert wüthet: o dann kommen die Vermaledeiungen, wie glühende

„Koh-

„Koblen, über ſein Haupt! Die ſchwarze „Seele des Wütrichs kann ohnmöglich im „Glanze des Heiligen ſtrahlen.“ (aa) — — Wenn Verblendung zum Grunde liegt, dann kann der Menſchenfreund den blinden Wütigen bedauern; wenn aber der Mörder eigennützige Abſichten und Leidenſchaften, unter dem Mantel der Religion, verſteckt, um ſeiner Würgluſt einen heiligen Namen zu geben, dann iſt er ein Böſewicht, auf den die Schöpfung vergaß, aus ihm einen Teufel zu machen, und der aus einer Verſammlung von allen Laſtern und Schandthaten zuſammgeſetzt iſt. Er iſt ein Böſewicht, wie du biſt, und alle deine Vorfahrer, welche ſo unmenſchliche Grundſätze hatten, wie du mir erzählet haſt.“

Hätte Voltaire nicht mit ſolchem Eifer geredet, der Pater würde ihn hundertmal unterbrochen haben. Die Galle kochte in ihm, er ward bald bleich bis in den Magen, bald roth bis über die Stirne, und

(aa) So ſagt Abt im III. Hauptſtücke I. Art. pag. 240.

er würde erſtickt ſeyn, wenn Voltaire noch länger moraliſirt hätte. — „Ha!“ ſchrie er endlich mit der Wuth heiſerer Stimme, und, in der Stellung eines General-Inquiſitors: — — Hæreſiarcha!“

Aber da brauſte ein Sturmwind daher, faßte den Dominikaner, wirbelte ihn, warf ihn dreimal über und über, und er verſchwand aus unſern Augen. Ein Nebel umhüllte uns: die Erde öfnete ſich, verſchlang uns, und wir waren, ehe wir uns von dem unverhofften Schrecken, und unſrer Betäubung erholen konnten, an den Ufern des traurigen Kozyts.

Drittes Kapitel.

P. Pavian macht dem Leſer ſeine Aufwartung. — Er weint. — Der Autor weint auch; — Voltaire — lacht. Pavian ſagt: Wie gefallen Ihnen meine Schriften? — Antwort. — Ein Bibeltext leidet Schiffbruch. — Pavian geräth in tiefes Nachdenken.

Ein wüſtes, unermeßlich breites Feld war unſre Ausſicht. Der Mond, welcher das einzige Licht der Hölle iſt, beleuchtete die ganze umliegende Gegend, und zeigte unſern ſuchenden Blicken in der Ferne eine Stadt, welche, wie wir hernach hören werden, die Haupt- und Reſidenzſtadt der unterirrdiſchen Monarchie war. — „Auf dieſe Stadt geben wir zu," ſagte Voltaire, und ich folgte.

So giebt es dann auch einen Ort der Strafe? „rief ich aus," — — Mit welch dicken Finſternißen iſt das Herz der Sterblichen erfüllt! — — O wie ſehr muß ich

ſetzt alle Philoſophen bedauren, welche die Möglichkeit eines ſolchen Ortes geläugnet haben. — — Unſterblicher Lokke! wie richtig und heilſam haſt du gedacht! (a) — Wie glücklich werden diejenigen ſeyn, welche dir glauben, und welcher fürchterlichen Gefahr ſetzen ſich diejenigen aus, welche ſich nicht ehe, als durch die traurige Erfahrung überzeugen laſſen wollen, daß man ſie nicht umſonſt beunruhiget habe! —

Ich

(a) Lokke ſagt in dem XXI. C. ſeines philoſophiſchen Verſuchs: „Wenn des rechtſchaffenen Mannes Hoffnung ſich wohl gegründet findet, ſo iſt er ewig glückſelig, „und wenn er ſich betrügt, ſo iſt er nicht „unglücklich, er empfindet nichts. Wenn „auf der andern Seite der kaltherzige Reiche „hat, ſo iſt er nicht glücklich, (oder er „gewinnet dadurch nichts,) und wenn „er ſich betrügt, ſo iſt er unendlich elend. „Iſt es nicht eine der ſichtbareſten Unordnung des Geiſtes, worein die Menſchen „fallen können, daß ſie nicht beim erſten „Anblick ſehen, welche Parthei in dieſer Sache der andern vorgezogen werden müſſe?“

Ich würde vielleicht, bis mich der Tag ereilet, und meinen Traum verjagt hätte, fortdeklamiret haben, wenn mich nicht ein Schauspiel, das ziemlich schauderlich aussah, unterbrochen hätte."

Wir sahen einen Mann etwa hundert Schritte von uns, welcher eine Menge kleiner Broschüren an einer Schnur, nach Art der Zahnärzte oder Marktschreier, um die Schultern hangen hatte. Er war mit einem schwarzen langen Gewande angethan, und zween Teufel mit aufgepflanzten Bajonetten, und dreißig Ellen langen Schwänzen begleiteten ihn.

„Sieh! — sieh!" sagte ich zum Volaire, „Schon wieder ein Pfaffe," antwortete er, und wollte einen andern Weg nehmen.

„O bleibe," sagte ich: „vielleicht ist es einer von unsern Freunden, oder gar mein vielgeliebter Herr Vetter. — — Volaire gab nach, und wir giengen näher. Gott! wie erschrack ich! — Mit Schmerz schreibe ich diese Scene meines Traumes

nieder. — — P. Pavian — — ich möchte gallbittere — — Dinte weinen, obwohl ich weiß, daß alles nur ein Traum war. — P. Pavian in der Hölle! ! ! — — Der ehrwürdige Mann — wer hätte das geglaubt! — — Iſt alſo dieß der Lohn, den man Verfechtern des Glaubens giebt? — O Voltaire! den Mann hätteſt du ſehen ſollen, wie er herumhaute, wie er herumſtach, und das alles um der Religion willen! — — Der Mann, den der ganze Schwarm von Ketzern, Kritikern, Rezenſenten, Philoſophen, und allen vernünftigen Leuten in ganz Unter- Vorder- und Niederöſterreich nur gemauſt war! — — Dieſer geiſtreiche, Tief- und Hochgelehrte ſchrieb vielleicht eben an einer Fortſetzung ſeines katholiſchen Unterrichtes — und der Tod überraſchte ihn, und die Herzjeſuandacht iſt jetzt allen Anfällen hinterliſtiger Feinde Gottes bloß geſtellet! — — oh! oh! oh!"

Ich weinte, Pavian weinte mit, — und Voltaire, der Freimaurer lachte. — Das artigſte Trio von der Welt!

Nach-

Nachdem wir fertig waren, ſo lief ich auf den Hochwürdigen zu, und wollte ihn umarmen; aber einer von der hölliſchen Miliz hielt mir ſein Bajonet gerade vor den Nabel, und ſagte: „Monſieur! Sie ſind ein Auserwählter, und nur darum in dieſes Reich gekommen, um ſich umſehen zu können: es iſt Ihnen alſo nicht erlaubt, einen Verdammten zu berühren, viel weniger zu umarmen.“

„Du lügſt, Schlingel!“ ſagte Pavian, „Ich bin nicht verdammt; denn, wenn meine Schriften nach Rom kommen, ſo muß ich auf's wenigſte ſelig geſprochen werden.“

„O!“ verſetzte ich: „wenn auch dieſes nicht iſt, ſo könnten Euer Hochwürden durch irgend eine Patronanz, wie Franz de Sales, (b) die Seligſprechung erlangen.“

„So

(b) Franz de Sales wurde auf Fürbitte des Königs in Frankreich, kanoniſiret. Die Bulle ſeiner Apotheoſe giebt vor, daß er 72000 Ketzer zur katholiſchen Kirche gebracht habe.

„So kennen Sie mich dann?“ sagte Pavian.

„O sehr gut!“ antwortete ich. —

„Sie werden also wohl auch meinen katholischen Unterricht, und besonders meine letzten katholischen Prüfungen gelesen haben? — Ich gab manchsmal dem wamslichten Pfarrer zu S**, und dem plagiesen Epistelschmierer *** eine saftige Brühe! — — — Wie gefallen Ihnen meine Schriften?

„O sehr gut!“ gab ich zur Antwort.

„Und mir sehr übel;“ fiel Voltaire mir in die Rede. „Ich habe die Schriften dieses guten Paters vor einigen Tagen gelesen; dann ein Käßkrämmer, der sehr gelehrt seyn will, kam unlängst in's Reich der Schatten, und hatte nebst andern Makulatur- und Käsepapieren —“

„Halten Sie ein,“ sagte Pavian, „das nämliche hat mir schon ein so sauberer Geselle in der Oberwelt gesagt. Aber ich kann

Sie

Sie versichern, daß Sie nicht wissen, was Sie gelesen haben."

„Das muß ich wohl," erwiedert Voltaire, „sonst könnte ich nicht sagen, daß die etwelche tausend Seiten, welche Sie in ihrem Leben zusammengekritzelt haben, kein wahres Wort enthalten."

„O mein, mein! — — Ihr Herren fragt immer nach Wahrheit; eben in meinen Schriften würdet ihr sie finden, wenn ihr sie sehen wolltet." Hirtenbriefe! ei! Hirtenbriefe! ja, eine warme Feigen. — „Wer mir und meinen Schriften nicht glau„bet, der würde einem Hirtenbriefe um so „viel weniger glauben. — Aber man kennt „euch schon, daß euch um die Wahrheit nicht „zu thun ist, und daß ihr nur suchet, mit „Worten zu fangen, wie die heuchlende Pharisäer. (c)"

„Derjenige ist weder Wortfänger, noch Pharisäer, welcher Thorheiten nicht glaubt.

Sie

(c) Pavians eigene Worte.

Sie sind ein Mann, der sich alle Mühe gegeben hat, vor den Augen der Welt lächerlich zu werden. Sie schrieben ins Gelage hinein, gaben eine Sendung vor, schwätzten wie ein Papagei, übersetzten Texte, versetzten sie, oder veränderten sie nach ihrem Gefallen, oder brachten sie gar an die unrechte Stelle, und, wenn Sie dieses nicht thun konnten, so lästerten Sie Männer, denen Sie nicht gewachsen waren."

„In dem zehnten Stücke Ihrer katholischen Prüfungen beliebten Sie mich einen Afterweisen zu nennen, und schrien andre als Unwissende aus, die eine grundlose Theologie besäßen, die die heilige Schrift nicht verstünden, und haben doch eben in diesem Stücke, durch falsche Uebersetzung des Textes: Et portæ inferi &c. Die Pforten der Hölle sollen die Kirche nicht überwältigen, welchen Sie über alles dieß an eine unrechte Stelle setzen, und in einem ganz widersinnigen Verstande anbrachten, jeden vernünftigen Mann auf den Gedanken gebracht, daß es Ihnen selbst sehr nöthig seye, Ihre heilige Schrift besser zu studiren."

„Das

„Das iſt unmöglich! — Mein Herr!“ ſagte der Hochwürdige! „Sie ſind, wie mein Gegner in der Oberwelt, Sie beſchuldigen mich, und überweiſen mich nicht. Aber ich ſage Ihnen, daß ich mich ſo leicht nicht abfertigen laſſe. Die Realzeitung in W** hat mich ſchon zweimal ſehr hart empfunden; um ſo viel weniger werde ich einen einzigen fürchten, der ſeiner geſpitzten Naſe wegen kein Theologe ſeyn kann. Ich verlange alſo Beweiſe.“

„Die ſollen Sie haben,“ antwortete Voltaire; jedoch mit dem Bedinge, daß Sie mich anhören, ohne mich zu unterbrechen.“

„Mit keinem Laute,“ gab Pavian zur Antwort. „Aber wir wollen uns bevor einen Platz, um ausruhen zu können, ſuchen; dann die Reiſe hat mich ſehr müde gemacht.“

Nicht weit von uns ſtand vor dem Thore eines Gaſthofes eine Bank. Auf dieſe giengen wir zu, ſetzten uns, und Voltaire redete alſo:

Su-

Super hanc petram ædificabo Ecclesiam meam, & portæ inferi non prævalebunt adversus eam, *Matth.* 16. 18. Welches eure Theologen also übersetzt haben: Auf diesen Fels will ich bauen meine Kirche, und die Thore der Hölle werden sie nicht überwältigen.

Daß diese Uibersetzung falsch, die Auslegung von den Thoren der Hölle ungereimt seye, daß die Worte: Non prævalebunt adversus eam, gar keine Beziehung auf die Kirche haben, und also übersetzt werden müsse: Auf diesen Felsen werde ich meine Kirche erbauen, und die Thore der Hölle werden nichts wider denselben (Felsen) vermögen. Dieses will ich beweisen.

Es wäre unnöthig, sich lange aufzuhalten, ob Christus der Fels seye; und derjenige müßte sehr wenig in der Schrift bewandert seyn, welcher glauben könnte, daß die Kirche Gottes auf den Petrus gebauet ist. Ich nehme also die Thore der Hölle zu meinem ersten Gegenstand.

Rich-

Nichts iſt ungereimter, als dieſe Rede: Die Thore der Hölle werden ſie (die Kirche) nicht überwältigen: und doch würde man gottlos handeln, wenn man glauben wollte, daß Chriſtus jemals ſo ungereimt geredet habe. Wenn man ſagt: Die Macht der Hölle, oder die Argliſt der Hölle wird ſie nicht überwältigen, ſo würden dergleichen Redensarten gut, oder wenigſtens doch nicht widerſinnig ſeyn; aber die Thore der Hölle werden ſie nicht überwältigen, das iſt unerhört!" — —

„Die Thore einer Stadt können nur dem Feinde den Eingang verwehren, und ſeinen Anfällen widerſtehen, ihn aber niemals überwinden: könnte es dahero jemand in den Sinn kommen, zu ſagen: Die Thore von Paris werden London nicht überwinden?" — —

„Wir haben in der Schrift zween Verſe, einen aus dem alten, den andern aber aus dem neuen Teſtamente, welche, wenn man ſie zuſammenſtellet, wechſelweiſe einer den andern beleuchtet, und ſonnenklar macht;

wenn man aber jeden für ſich einzeln betrachtet, dunkel und unverſtändlich ſind."

„Dann niemand würde nämlich, da David prophetiſch ſagt, daß der Herr die ehrenen Thore zerſtoſſen, und die eiſernen Riegel zerbrechen wird, errathen können, was das für Thore ſeyen, wenn nicht das neue Teſtament erklärte, daß ſie die Thore der Hölle (Portæ Inferi) ſind, welche der Herr zerſtoſſen, ihre Riegel zerbrochen, und die Gefangenen bei ſeiner Auferſtehung herausgeführet hat. Aſcendiſti in altum, cepiſti captivitatem, accepiſti dona in hominibus. *Pſ. LXVII. 19. & Epheſ. IV. 8.*

„Und eben ſo würde auch niemand verſtehen, was Chriſtus durch die Worte: Et portæ inferi non prævalebunt adverſus eam, habe ſagen wollen, wenn ſie nicht von dem Pſalmiſten beleuchtet würden."

„Eure Theologen könnten vielleicht einwerfen, und behaupten wollen, daß die Tho-

Thore, der Hölle allegorisch zu nehmen, und als die Ketzereien zu verstehen wären, welche die Kirche zwar bestreiten, aber nicht überwältigen. (d) —"

„In Wahrheit, ein seltsamer Einfall! Findet sich wohl die geringste allegorische Aehnlichkeit zwischen einem Thore, und einem falschen Lehrer? — — Oder wollen Sie etwa sagen: Die Ketzereien seyen die Thore, durch welche man in die Hölle geht? — —"

„Das wäre sehr weit hergeholet, da man doch über dieß durch eine Menge anderer Sünden (wie die christliche Religion uns lehret) in die Hölle geht; ja, sogar die Heuchler selbst, welche ihre Kirche wider die Ketzer nur aus Eigennutz, andern Privatabsichten, oder persönlichen Haße — u. d. gl. vertheidigen, ganz regelmäßig eben

(d) In eben diesem Verstande wendete mein Traumheld Papian diesen Text Seite 22. im 10. St. seiner kath. P. an.

die Strasse wandern müssen, welche die Ketzer wandern."

„Mit welchem Rechte also können eure Theologen behaupten, daß die Thore der Hölle die Ketzereien sind, welche die Kirche bestreiten, und daß unter adversus eam die Kirche zu verstehen seye, da doch dieses eam sich eben sowohl auf petram als Ecclesiam beziehen kann, und da prævalere nicht bestreiten, überwältigen, oder überwinden, sondern mehr vermögen, überlegen seyn, oder stärker seyn heißt; bestreiten oder überwältigen aber vincere, devincere, debellare, expugnare &c. voraussetzet?"

„Würde es nicht lächerlich seyn, wenn man sagen wollte, daß die Thore der Stadt Gaza, wo Simson eingesperret, und bewachet war, ihn bestritten hatten? — — Ganz gewiß; wohl aber, daß sie der Stärke Simsons nicht überlegen, daß sie nicht stärker, als Simson waren."

„Non prævaluerunt adversus eam; dann er ergriff beide Thorflügel sammt ihren Pfo-

sten,

ſten, und Schloß, und trug ſie hinaus auf die Anhöhe eines Berges, der gegen Hebron liegt. B. der R. *XVI.* 3.

„So weit der Beweis, daß unter den Thoren der Hölle nicht die Ketzereien verſtanden werden können, daß eine ſolche Auslegung ungereimt, und da prævalere nicht überwältigen, ſondern mehr vermögen, oder ſtärker ſeyn heißt, und folglich dem Texte ein ganz andern Verſtand giebt, die Uiberſetzung unrichtig und falſch ſeye."

„Daß aber endlich prævalebunt adverſus eam gar keine Beziehung auf die Kirche habe, läßt ſich folgendermaſſen beweiſen:"

„Nach dem Zeugniße des Apoſtels Paulus, und ſelbſt Peters eigenem Zeugniße, iſt Chriſtus der Fels. Petra autem erat Chriſtus. *I. Cor. X.* 4. *Sicut ſcriptum eſt*: Ecce pono in Sion lapidem offenſionis, & petram ſcandali, & omnis. qui credit in eum, confundetur. *Rom. IX.* 33. Ecce pono in Sion lapidem ſummum angularem

— — Lapis offensionis, & petra scandali. I. *Petr.* II. 8.

„Da nun Christus der Fels ist, und er von sich selbst sagt; Auf diesem Felsen werde ich meine Kirche erbauen, und die Thore der Hölle sollen nichts wider denselben vermögen; so haben diese Thore wider Christum als den Felsen nichts vermocht, weil er, wie David vorhersagte, die ehrnen Thore zerstossen, und die eisernen Riegel zerbrochen hat. Contrivit aereas portas & vectes ferreos confregit. *Ps.* CVI. 16. Man kann dahero keinesweges eine Beziehung auf die Kirche finden, und man muß sagen: Auf diesen Felsen ꝛc. wie oben."

„Dieses, mein guter Pavian, ist die Uibersetzung und Auslegung eines Textes, den Sie, wie viele andre Ihres gleichen nicht verstanden, und in einer ganz andern Meinung: wie man S. 22. Ihres 16ten Stückes (e) sehen kann, angebracht haben.

(e) Voltaire meint hier eine gewisse Gattung

ben. Lernen Sie daraus, daß man nie mit einer Wissenschaft sich brüsten, und andre Afterweise und Unwissende nennen darf, bis man nicht gewiß versichert ist, daß keiner kommen wird, welcher sagen könnte: Liber Pavian, da hast dich verschossen! — — Ich glaube, Sie werden mit meinen Beweisen zufrieden seyn. — — Oder haben Sie Einwendungen? —" (ſ)

tung katholischer Prüfungen, welche nicht jedem Leser bekannt seyn werden; man beliebe also nur sich an die nächste, die beste Bibliothek zu wenden; dann, wenn man den Versicherungen des Verfassers derselben Glauben beimessen will, so sind sie in jeder Bibliothek, auch sogar in der des Vatikans zu finden.

(ſ) Es sind noch mehrere Texte der heiligen Schrift auf eben diese Weise falsch übersetzet, und mancher ist durch die übel angebrachten Unterscheidungszeichen ein unrichtiger Verstand gegeben worden, woran aber

M. Pavian ſchien im tiefen Nachdenken begriffen, und antwortete nichts.

„Ja wohl überwieſen," dacht ich in meiner Unwiſſenheit. „Der tapfere Pavian überwieſen! — — Das biſt du, und noch zehn Voltaire, und noch hundert Bibeln, und noch tauſendmal mehr geſunde Menſchenvernunft nicht im Stande."

---

aber die Apoſtel keine Schuld haben, nachdem ſie von dem Gebrauche der Unterſcheidungszeichen zu ihrer Zeit noch nichts wußten, und wir daher nun ihren Nachfolgern, welche überhaupt vielen heiligen Büchern manche Würde beigebracht haben, dergleichen Verfälſchungen verdanken müſſen.

Viertes Kapitel.

Er erholet ſich wieder. Macht Einwendungen. Geſpräch von der Herrieſenandacht. Ankunft in der Reſidenzſtadt der Hölle. — Wir empfehlen uns P. Pavian! — Der Arme wird in's Gefängniß geführt.

„Geſetzt," fieng Pavian nun an, „geſetzt, ich hätte dieſen Text nicht verſtanden (obwohlen das in Ewigkeit nicht wahr iſt) darf man deßwegen alle meine Schriften unſinnig, und vom Aberglauben ſtrotzend ausſchreien? — Kann man ſagen, daß ich, wenn ich zum Beiſpiele einen Vers nicht verſtünde, die ganze Bibel nicht verſtehe? — — Soll man nicht mehr Ehrerbietung vor der hochwürdigen ſchwarzen Farbe meines Rockes, und mehr Achtung gegen die Würde eines Ch. — — — — haben?

„Wie?" fiel Voltaire ihm in die Rede: „um Ihres Rockes, und Ihrer Ch*** Würde willen, ſoll man Lügen für Wahrhei-

heiten, und thörichte histriomäßige Einfälle für ächte katholische Lehre annehmen! — Mein lieber Pavian! Sie haben besagte, und auch mehrere Stellen der heiligen Schrift nicht verstanden, und sind von andern Männern schon so gründlich widerlegt worden, daß man, ohne etwas Altes zu sagen, Ihrem Unsinn gar nicht mehr widerlegen kann. Albernheiten bleiben immer Albernheiten, und wenn sie auch von einem Pabsten gedacht, geschrieben, oder etwa gar gedruckt würden; — desto schlechter. — — Wenn ein Mann seinen Schriften doch nur wenigstens den Schein einer Wahrheit geben will, muß er nicht Unsinn schwatzen, viel weniger aber die Tollheit und heilige Raserei eines andern vertheidigen."

„Sie reden die Unwahrheit!" sagte Pavian. „Ich habe niemals Unsinn geschwatzt. Meine Lehre war immer ächte, reine, katholische Lehre, aber boshafte Ketzer und Irrlehrer haben meine Schriften (nur meine Schriften) verachtet, weil sie ächtes Christenthum und Glauben zum Zweck hatten, und diesem Schicksale sind alle die Schriften ausgesetzt, welche von der Religion handeln." „Mein

„Mein lieber Pavian!“ verſetzte Voltaire. Sie irren ſich dieſesmal, wie in allen Ihren übrigen Vernunftſchlüſſen wiederum meilenweit! — — Schriften, welche dem Menſchen Wahrheiten ſagen, ohne Aberglauben zu predigen: Schriften, welche alle Brüderliebe, alle Sanftmuth, alle Wohlthätigkeit einzuprägen ſuchen, verdienen die heiligſte Verehrung, und den wärmſten Dank gegen den menſchenfreundlichen Bürger, der ſolch ein Werk um ſeiner Mitbrüder willen auf ſich genommen hat. (a) Wenn aber Enthuſiaſten den Platz vertreten, mit Aberglauben, der alle Laſter im Verborgenen bei ſich trägt, den Gläubigen vorgaukeln, und behaupten wollen, daß Scharlatanerie, Reliquien, Lukaszettel, Herzensandachten, Pflichten und Glaubensartikel eines Chriſten ſeyen, ſo iſt

(a) Ein Buch von dieſer würdigen Gattung haben wir an den frei überſetzten Schriften des Abbtes Beaudran. Der rechtſchaffene Uiberſetzer, Freiherr von der Trenk iſt ſchon zu bekannt, als daß er hier eines fernern Lobes bedürfte.

iſt jeder Bürger eines Staates, wenn er fähig ſich fühlet, ſchuldig, ſolchen Schriften, die den Menſchen betrügen, ihre heuchelnde Larve wegzureiſſen, und allen ſchwächern Mitbürgern laut zuzurufen: Brüder, hütet euch! Das iſt Gift! — — Und ſo, mein Freund, ſind Ihre Schriften. Sie ſind dem Unwiſſenden ſchädlich, und dem Vernünftigen ärgerlich, obwohlen vielleicht Ihre Meinung, da Sie ſchrieben, ſo böſe nicht war. — — Ich würde im übrigen viel gütiger von Ihnen denken, wenn ich nicht geſehen hätte, daß Sie mit aller Mühe, Männer, die gewiß alle Achtung verdienten, nur darum (freilich vergebens) herabzuwürdigen ſuchten, weil ſie die Wahrheit geredet haben."

„That ich das?" ſchrie der Hochwürdige. „Habe ich nicht im Gegentheil alle, welche die Wahrheit redeten, mit möglichſtem Eifer vertheidiget? — Haben nicht L** W**, B**, S**, und alle, welche recht römiſch katholiſch predigten, nur mit ihr Bischen gerettete Ehre zu danken? Anſonſt ſie durch die Freimaureriſchen Lästerzungen der Predigerkritiker bei der gan-

zen

ten Welt, zu unwissenden Predigern, groben Antagonisten, und tragisch-komischen Kanzelhannswursten gemacht worden wären? — — Oder ist dieß etwa ein Fehler meines römisch-apostolischen Eifers, daß ich die Anbetung des Herzens Jesu vertheidigte? —"

„Eben dieß ist der unsinnigste Gedanke aller Ihrer katholischen Schmiereyen," sagte Voltaire. „Sie nehmen, um Ihre Thorheiten zu behaupten, die Verehrung eines Fürsten, und wollen dadurch die Anbetung des Herzens Jesu vertheidigen, welches eben so viel hieß, als wenn ich sagte: Diese Farbe ist schwarz — ergo ist diese Farbe weiß."

Anbeten und verehren ist zweierlei in meiner Schule, und ich kann von dem erstern keine andere Definition geben, als diese: Anbeten heißt, die Macht, und Herrlichkeit eines Wesens, welches unser Gott ist, erkennen, sich vor demselben demüthigen, um etwas bitten, oder für das Empfangene danken. Wenn Sie also dieses alles dem einzeln Herzen

Je-

Jesu zueignen wollen, so ist es Ihre Pflicht, uns ehebevor zu beweisen, ob man gerade-weg, ohne auf den Fürsten zu sehen, seine Hände und Füsse um etwas bitten, oder demselben für eine empfangene Gnade danken, oder sie wohl gar mit dem Titul: Euer Majestät beehren darf. Dann ist Ihre Vergleichung giltig, und wird heissen: Ich (Pavian) habe bewiesen, daß die Hände und Füsse eines Fürsten auch für sich, und ohne seiner Person Fürsten sind, ergo ist auch das Herz Jesu für sich allein ein Gott, und gebühret ihm derowegen besondere Anbetung.

„Was wollen Sie damit," da Sie sagen: „Welcher Fürst würde Sie nicht mit Füssen von sich stossen, wenn Sie der Herr Pfarrer von S***) seine Hand, die Sie doch als ein einzeln begriffenes Glied, welches mit ihm vereinbaret ist, betrachten und erkennen, nicht als die Hand eines Fürsten ehren, sondern nur als eine gemeine Bauernhand ächten wollten? — — — Ei, schon wiederum ehren! — — Bitten, danken, unterwerfen gehören hieher, und dann antworte ich dar-

darauf: Welcher Fürſt würde Sie nicht in's Tollhaus ſchicken? wenn Sie vor ſeinen Füſſen niederfielen, und dieſelben anreden: Allerdurchlauchtigſte, allergroßmächtigſte linke Hand, oder rechter Fuß meines Königs oder Kaiſers! — — Wer würde Sie nicht für unſinnig halten? wenn Sie ausriefen: Die Füſſe meines Monarchen haben meine getreuen Dienſte belohnt; ſo wie oft einige Mitglieder der Herzbruderſchaft ſagen: Das Herz Jeſu hat mir aus dieſer Krankheit, oder aus dieſem Elende geholfen u. d. gl. Oder wem könnte einfallen zu behaupten, daß man einen eigenen Pallaſt, aber nur für die Füſſe des Fürſten erbauen ſollte; und wer würde dann ſo ſinnreich ſeyn, uns zu belehren, wie man dieſen Füſſen eine ſolche Ehre erweiſen könnte, ohne ſie dem guten Fürſten abzubauen, und ihn dadurch zu zertheilen? — — Wie können alſo Sie, mein lieber Pavian! behaupten, daß dem Herzen Jeſu eine beſondere Andacht, oder gar eine beſondere Kirche gebühre (folglich Gott ſeyn muß) ohne daß Sie Chriſtum dadurch zergliedern, und aus allen ſeinen übrigen Theilen ſo viel Götter machen? — — —

Wenn

Wenn Sie, wie gewöhnlich, ſagen, daß das Herz Jeſu ein unendlich edlerer Theil als alle ſeine übrigen Glieder ſeye, ſo verfallen Sie in eine Ketzerei, die mit der Lehre der heidniſchen Boyes (b) in einem Verhältniße ſteht, und ich muß Sie dann belehren, daß jeder Theil des Erlöſers ſo edel als ſein Herz ſeye, und um unſertwillen gleich viel gelitten habe. Daß ſein Haupt durch die Krönung, der Rücken durch die Geißlung, Hände und Füße durch die Kreuzigung ſich um das menſchliche Geſchlecht eben ſo ſehr verdient gemacht habe, als das Herz (Ihrer Rede nach) durch die Seitenwunde. Wenn Sie alſo, mein lieber

Pa-

(b) Dieſe Boyes ſind karaibiſche Pfaffen, und glauben, daß der Menſch ſo viele Seelen habe, als ſeine Pulsadern Schläge thun, die fürnehmſte aber in dem Herzen ſeye, und nur dieſe, unter der Aufſicht eines Schutzgeiſtes, der ihr im Leben zum Anführer dienet, in den Himmel kommen, die übrigen Seelen aber theils über Meere, theils über die Felder ſich verbreiten.

Pavian, dieſes Herz zu einem Gott, welchem Anbetung gebühre, umſchaffen wollen, ſo können Sie nicht verhindern, daß auch alle übrigen Theile auf die Götter würden Anſpruch machen, dadurch Sie unſerm Heilande ſechs bis ſieben Gottheiten, und eine Menſchheit zueignen, und ſich nicht nur allein der Ketzerei eines Neſtorius, und Appollinarius ſchuldig machen, ſondern auch ſogar als ein neuer Sektirier in unſrer vernünftigen Welt auftreten, von der Sie aber ausgelacht werden. —"

„Sie ſagen ferners in dem ſechzehnten Stücke Ihrer katholiſchen Prüfung: Gäbe man alſo einem König einen Zepter in die Hand, oder ſetze ihm eine Krone auf, ſo riſſe man ihm den Arm oder den Kopf weg. Welcher König würde ſich für ſolche Ehre nicht bedanken? — —"

„Vortreflich! weislich! unumſtößlich hätten Sie geſchloſſen, wenn man nur den Kopf eines Prinzen zum König wählte, und deswegen nur den Kopf krönen wollte, und

man könnte dann dieſen Ihren Schluß durch folgendes Beiſpiel deautoriſiren:

Es wäre nämlich ein Land, deſſen Innwohner Pavianer hieſſen und wären, wenn nun dieſes Volk einen Prinzen hätte, deſſen Kopf voll Weisheit, ſein Herz aber böſe wäre, und derowegen nur den Kopf zu ihrem König machen, aber dabei verhüten wollten, daß nicht etwa durch die Krönung des Kopfes auch das Herz die Gewalt überkäme, über die Unterthanen zu tyranniſiren, ſo hätten die armen Pavianer kein anders Mittel, um ihre Wünſche zu befriedigen, als daß ſie dem Prinzen ſeinen Kopf wegriſſen, und dieſen dann zu ihren König krönten, wofür ſich, wie P. Pavian ſo wunderſchön, und gründlich ſchließt, freilich jeder Prinz auf Gottes Erdboden auf das allerhöflichſte bedanken würde.

Da es aber allen lebendigen Seelen, beſonders unſerm aufgeklärten Europa noch nie in den Sinn gekommen iſt, ſich von einer Hand ohne Kopf, oder einem Kopf ohne Herzen, oder von Händen und Füſſen

regieren zu laſſen, ſo muß ich Sie ſehr bedauern, mein lieber Pavian, daß Sie immer Schlüſſe machen, welchen alle Vernunft, alle Länder, Völker, ja ſogar die Thiere widerſprechen.

„Silentium!“ ſagte ich, „Freund Voltaire, Sie haben Unrecht, und P. Pavian hat Recht. Ich will Ihnen a contrario beweiſen, daß man Herz, Kopf, Hände oder Füſſe zu einer Würde erheben könne, ohne daß es die ganze Perſon etwas angehet. Hören Sie mich:

„Alles, was für ſich, und ohne Mitwirken eines andern Theiles Körpers oder Gegenſtandes ꝛc. handelt, kann auch ohne Mitleiden eines andern Theiles, oder Körpers ꝛc. ganz allein für ſich leiden.“

Voltaire: Concedo.

„Nun,“ fuhr ich fort, „weiß P. Pavian aus ſeinem eigenen Beiſpiele, daß derjenige, welcher ihn zum Eh*** machte,

ihn ohnmöglich mit seinem Kopfe, sondern nur mit den Händen, oder mit dem Munde, ohne daß der Kopf etwas davon wußte, zu seiner Würde erhoben habe.

Da also die Hände, oder der Mund aktive eine Würde austheilen, oder für sich handeln konnten, ohne daß der Kopf, oder das Herz davon etwas wußten, und mitwirkten, und ohne daß dadurch die Person dieses Wohlthäters zertheilet wurde: ergo können auch passive Hände, Füsse, Haarzöpfe, gute Lungen, und volle Wänste zu C***, B***, Ch***, K***, H***, P***, P***, und P*** gemacht werden, ohne daß es die Person eines solchen etwas angehet, oder dieselbe dadurch zertheilet wird." — — — Wer hat Einwendungen?

Voltaire lachte aus vollem Halse, und nannte mich einen Schüler der Pavianischen Logik.

Die zween Teufel, welche vermuthlich in ihrem Leben keine so bündige Schlüsse ge-

gehört hatten, wurden mit dem Bauchgrimmen regaliret.

P. Pavian aber, welcher meine gute Meinung übel auslegte, ergrimmte, schalt mich einen Dummkopf, einen Esel, welcher weder Sillegismus, noch Dilemma noch Sorites ꝛc. verstünde, dann fiel er auf Voltairen los."

„Also auch Sie läugnen die Aechtheit der Herzjesuandacht: auch Sie sind ein Ketzer, Pharisäer, Saduzäer, und Antichrist? — und Sie gehören nicht dem Teufel zu? — — Sie? — — Sie sind ein Auserwählter? — — Seht nur die Blindheit des Schicksals — Die Ketzerei! an keine Herzjesuandacht zu glauben!"

„Mein lieber guter Pavian," versetzte Voltaire: „Ich sehe, es ist alle Hoffnung verlohren, daß jemals ein Funke des Lichts in Ihre Seele dringen, und den Geist des Widerspruches daraus verbannen wird."

„Es würde ſelbſt die Hölle, um Sie umzumodeln, ein Meiſterſtück begehen müſſen. Dahero kann ich nichts, als Sie bedauern, daß eben nur Sie der einzige ſind, welcher ſich nicht überzeugen läßt, und nicht glauben will, daß dem einzeln Herzen Jeſu, welches für ſich weder Gott, noch Menſch iſt, keine Anbetung gebühre.“

„Sie haben hier ebenfalls nicht ganz Recht, mein Freund Voltaire!“ ſagte ich. Das Herz Jeſu einzeln betrachtet, kann man, wie ich in meiner Dummheit einſehe, freilich wohl nicht anbeten, jedoch es als eine Reliquie zu verehren, iſt die gröſte Billigkeit, aber freilich wohl nur ſo, wie mein Urgroßvatter die Reliquie von Jakobsleiter verehret hat.“

„Geh du zum Geier mit allen deinen Anmerkungen,“ ſagte P. Pavian: „Wenn ich nicht wüßte, daß dieſer ein Erzketzer, und du ein Erzdummkopf biſt, ſo würde ich mir wahrlich die Mühe nehmen, euch beide zu bekehren.“

Der

Der Hochwürdige würde weiter geredet haben, aber wir kamen in der Stadt an, und mußten uns von ihm trennen, weil die zween Teufel uns bedeuteten, daß ſie für jetzt Ordre hätten, den armen Sünder Pavian in's Gefängniß zu führen, von dannen er Nachmittag um Rechenſchaft von ſeinen Fehlern zu geben, und dann ſeine Strafe zu empfangen, vor Gericht gefordert werden wird.

Ich und Voltaire empfahlen uns höflich bei dem unglücklichen Pavian, welcher den Teufeln, ohne weiterm Aufſchube, folgen mußte.

Fünftes Kapitel.

Wo der Kritiker sagen wird: Das ist mir ein feines Kapitel. — Der Autor wundert sich, daß die Hölle nicht so aussieht, wie P. Cochem sagt. — Voltaire hat Unannehmlichkeit mit einem Träger. Seine Verwunderung. — Es erscheint eine Dame. — Sehr wunderbare, und doch sehr natürliche Geschichte dieser Dame. Etwas von Schauspielen in der Unterwelt.

Wir giengen einige Gassen durch, und besahen einige Plätze der Stadt. Mein Erstaunen war nicht auszudrücken, als wider alles Vermuthen statt Prospekten voll Jammer, und Regionen voll Kummer, die artigsten Gebäude von der Welt, welche alle von Paris weit übertrafen, erblickte. Nicht weniger gefielen mir die guten Anstalten, da nämlich, weil es in der Hölle immerwährende Nacht ist, und man sich auf den Schein des Mondes nicht viel verlassen kann, alle Strassen mit Laternen besetzt waren.

„Aber

„Aber," ſagte ich zum Voltaire, "wo ſind dann die Schwefelteiche, und Brattpfannen, wo ſind die hundert Ellen langen Brattſpieße, die Kliſticren vom Scheidewaſſer, und alle die hölliſchen Peinen, welche P. Cochem ſo rührend und herzbrecheriſch beſchrieben, P. Abraham gepredi-get hat, und noch bis heut am Tage mancher ehrliche Kapuziner als Seelenhirt ſeinen zugeordneten Schäflein für eine gewiſſe Wahrheit erzählet?"

„Mein Freund!" gab Voltaire mir zur Antwort: „Du biſt auch einer von denen, welche Allegorie nicht verſtehn. Ich halte den witzigen Cochem für den erfindungreichſten Poeten ſeiner Zeit. Ich weiß, daß er ſelbſt nicht glaubte, was er geſchrieben hat. Wer kann alſo dafür, wenn ſeine Nachfolger dasjenige für wirklich halten, was er doch vielleicht nur zum Zeitvertreibe ſeiner geiſtlichen Mitbrüder, und damit er ſie durch lächerliche Hiſtörchen, und komiſche Auftritte manches Heiligen, ganz allgemach zur Leſung geiſtlicher Bücher gewöhnte, niedergeſchrieben hat. Hätteſt du dich aber weiter, als in den Schriften die-

ſes Paters umgeſehen, ſo würdeſt du erfahren haben, daß es ſeine Meinung und Wille niemals geweſen, von dieſen Dingen, die er ſelbſt nicht verſtand, die Wahrheit zu reden, und ein Cicero, Seneka, oder Juvenal hätten dich belehren können, daß keine Furien, Flammen, und glühende Skorpionen den Laſterhaften peinigen, ſondern daß nur eigene Ungerechtigkeit, und eigene Bosheit die Furien ſind, welche ihn beunruhigen, und wütend machen."

Voltaire redete noch, als wir durch ein betäubendes Schaur auf! aus unſern gelehrten Betrachtungen geſchreckt wurden. Da wir uns umſahen, waren zween Seſſelträger mit ihrem Kaſten uns an Rücken.

Ich, der ich aus der Erfahrung wohl wußte, daß man Leuten von dieſer Qualität viel burtiger als den Pferden ausweichen müſſe, machte ein Solto mortale, und befreite mich dadurch von allen fernern Invektiven. Voltaire aber, deſſen alte labantiſche Füſſe zum Luftſpringen zu ungeſchickt waren, verweilte ſich, und empfieng einen ſo derben Stoß zwiſchen die Ribben, daß

er

er der Länge nach, und gerade auf die Naſe niederfiel.

„Tripon méchant!“ ſchrie Voltaire, indem er aufſtand, und ſeine blutrünſtige (a) Naſe putzte: „Weißt du, mit wem du zu thun haſt?“

„Ich bekümmere mich wenig,“ verſetzte der Träger, mit wem ich zu thun habe. Wenn mir jemand in den Weg kömmt, und mir auf mein Ruffen nicht ausweicht, ſo ſtoß ich ihn nieder. Dem ohngeachtet kenne ich dich wohl, du 84jähriges Gerippe, dich Maulphiloſophen, der in einer Barfüßer-Kapuze ſtarb, und dem ſeine Köchinn zuſprechen mußte.“

Hier verlohr Voltaire ſein ganzes philoſophiſches Phlegma, und, da der zweite Trä-

(a) Voltaire blutete keineswegs, wie wir Menſchen bluten, ſondern, wie Homer ſagt, ein Jehor, oder eine reinere Art von Blut, welches nicht durch menſchliche Speiſe erzeugt worden.

Träger ſich ſeines Brüderchens anzunehmen ſchien, ſo würde es gewiß zu Schlägen gekommen ſeyn, wenn nicht die Dame, welche im Seſſel ſaß, rausgeſprungen, und die beiden erbitterten Philoſophen aus einander gebracht hätte. Sie gab den Trägern einige Verweiſe, daß ſie ſich unterſtünden, einem Auserwählten, der über dieß der größte Philoſoph der Welt, und des Elyſiums ſeye, ſo unhöflich zu begegnen, bezahlte ſie; dieſe ſchimpften, und giengen fort.

Dann wandte ſich die Dame zu Voltairen, und redete ihn alſo an:

Ich weiß ſelbſt nicht, welch glücklicher Stern mir geleuchtet haben mag, daß ich ſo unverhofft das wollüſtige Vergnügen genieße, den allergrößten und weltberühmteſten Philoſophen der ganzen Schöpfung, deſſen unſchätzbare Schriften ſehr oft zum Leitfaden meiner Handlungen dienten, zu ſehen. Dieſes Unverhofftſeyen ereignete ſich freilich auf eine etwas unangenehme Art. Aber ich bin überzeugt, daß Sie an dergleichen Brutalitäten kleiner Geiſter, durch

Ihre Gegner in der Oberwelt, welche ebenfalls Ihren persönlichen Charakter angriffen, weil sie Ihre Schriften nicht widerlegen konnten, schon gewöhnt sind, und (überhaupt genommen) ist es den philosophischen Köpfen schon eigen, daß sie ganz leicht einige Ohrfeigen, Ribbenstöße, Prügel auf den Hintern, und andere dergleichen artige Kleinigkeiten vergessen, wenn man sie nur für Philosophen hält. — — Dieser mein philosophischer Kopf ist es auch, welcher mir meinen Aufenthalt in diesem unterirdischen Reiche erträglicher macht.

„Meine gnädige Frau!" versetzte ich; es ist kaum zu begreifen! wie daß Sie Ihre Wohnung in dieser Unterwelt hier aufzuschlagen sollten gezwungen seyn; da doch eine so schöne Dame, wie Sie sind, den herrlichsten Platz im ganzen Elisium verdiente. Ich würde es also für eine sehr grosse Gefälligkeit annehmen, wenn Sie uns mit der Ursache Ihrer Verdammung bekannt machen wollten."

„Der verteufelte Pope," antwortete die Dame, ist an meiner Verdammung Ur-

sa-

ſache. Als Philoſophen ſind Sie zum voraus von ſeinen Grundſätzen unterrichtet; wenn Sie aber meine Geſchichte hören wollen, ſo werden Sie ſehen, daß ich als ſeine Schülerinn treulich nach ſeinen Grundſätzen gehandelt habe, und Sie werden ſich dann überzeugen können, wie weit es mit dem Menſchen kömmt, wenn er, ohne ſeine Vernunft zu gebrauchen, blindlings den Trieben ſeines verkehrten Herzens folgen will."

„Ich bin eine gebohrne Engländerinn aus dem Flecken Southwark (*b*), und nenne mich das Fräulein: $\frac{x \dagger u}{s}$. Meine Mutter, eine gebohrne Gräfinn □ warf ihr hochgräfliches Auge auf den wohledlen Herrn $\frac{x \dagger u}{s}$, weil ſeine vierſchröttige Naſe ihr alle Freuden Hymens zu verſprechen ſchien. Aber wie betrog ſie ſich,

(*b*) Dieſer Flecken, weil er ziemlich groß iſt, wird zu einer Vorſtadt von London gerechnet.

ſich, die Arme! — — Der eingebildete Herkul war ein im höchſten Grade kombabiſterter Kombabus. Sie ſuchte ſich alſo mit ihrem Leibkutſcher zu tröſten, der auch wirklich alle Qualitäten eines Arongroßſtröhmeiſters beſaß, und dem ich zu verdanken habe, daß ich das Licht der Welt erblickte. Der Herr von $\frac{x \dagger u}{z}$ machte freilich etwas groſſe Augen über ein Geſchenk des Himmels, das er durch ſein Zuthun nicht verdient haben konnte, aber meine gute Mutter wußte ihm ſo viele Fähigkeiten, die er bei einem Räuſchchen, oder im Schlafe gehabt haben ſoll, anzudemonſtriren, daß er endlich mit philoſophiſcher Gelaſſenheit darein willigte, mein Vater zu heiſſen, und für meinen Unterhalt zu ſorgen. Da er unter andern das Syſtem gefaßt hatte, daß die Natur ſich wenig bekümmere, was mein oder dein iſt, und daß ſie das, was ſie dem einem nimmt, dem andern wieder gebe, ſo konnten wir, dieſem Syſtem gemäß, uns ſehr prächtig aufführen, und mir konnte man eine Erziehung nach der Art unſrer feinen Welt geben."

„Mei-

„Meine Mutter nahm selbst die Mühe meiner Erziehung auf sich, und, da sie eine gelehrte Dame, folglich eine Popeianerin, Rousseauianerin, und auch eine Anerin von Euer Herrlichkeit war, so brachte sie mir bald die angenehmsten, und der Natur des Menschen schmeichelhaftesten Grundsätze bei. Sie lehrte mich nämlich, daß man den Gesetzen der Natur nachgeben müsse, weil der Weg, welchen diese bezeichnet, der sicherste ist, und daß man also, um glücklich zu seyn, als es der Mensch fähig ist, keinem Gesetze sich unterwerfen, sondern nur dem Triebe der Natur folgen müsse, und allem, was diesem sich entgegen stellt, Trotz bieten könne. Ich schlürfte dergleichen Grundsätze mit gierigen Zügen ein, und ermangelte nicht, sie in meinem vierzehnten Jahre schon in Ausführung zu bringen. Denn, da ich beim Schlafengehen öfters wahrnahm, daß mich die Natur immer mehr zu dem Schlafgemach unsrer Bedienten, als nach den meinigen hinzöge, so gieng ich den Weg, welchen die Natur mir bezeichnete, und schlief entweder bei unserm Kammerdiener, oder einem Hausknechte, oder auch sogar bei meinem

nem eigenen Herrn Leibkutscher Papa, wobei ich mich sehr wohl befand."

„In dieser beneidenswürdigen Glückseligkeit würden unsere Tage dahingeflossen seyn, wenn nicht das böse Schicksal einige Spurhunde ausgehegt hätte, welche meinen ehrlichen Nährvater einiger Kleinigkeiten wegen, die sie Betrügerei und Spitzbubenstreiche nannten, wollten überwiesen haben. Zwar fand mein Vater für gut, nach einer solchen Beschuldigung, ein Land, das so impertinent mit ehrlichen Leuten umgieng, zu verlassen, er wurde aber auf seiner Reise eingeholt, und in die Steinbrüche geschickt. Wir wurden ruiniret, unsere Habseligkeiten wurden als unrechtmäßiges Gut, eine Beute des Fiskus, meine Kebsmänner, unsre Bediente wurden zum Teufel gejagt, und ich, sammt meiner Mutter, aus der Stadt verwiesen. Unsere Reise gieng in das Herzogthum Richmond."

„Meine Mutter, deren philosophischer Geist keinem Unglücke unterlag, fand bald ein Mittel, uns auf eine anständige Art einen Unterhalt zu verschaffen. Sie vermie-

thete mich einem franzöſiſchen Kavalier, der ihr, für meine Perſon, des Monats ſechs L gab, wobei ſie noch das unſchuldige Kupplerhandwerk trieb. Aber auch aus dieſem gemächlichen Stande mußte das unſelige Glück uns wieder vertreiben. Denn, da man von ohngefähr erfuhr, daß der ausgegebene Kavalier ein Kammerdiener eines franzöſiſchen Markiſes, den er auf der Reiſe maſſakriret, und dann ſich ſeines Vermögens bemächtiget hatte, ſeye, ſo wurde er ohne Verzug in's Gefängniß gebracht, und ich blieb dienſtlos bis auf weitere Ordre. Nachdem aber in kurzer Zeit die eiferſüchtige Juſtiz, welche meiner Mutter ihr unſchuldiges Verdienſt nicht gönnen wollte, weil ſie verſchiedene Mädchen von vornehmen Familien verführt haben ſoll, ſie mit dem Staabbeſen beehrte, ſo brachte ich unſer erworbenes Gut bis nach Dover in Sicherheit, wo ich meine Mutter erwartete, welche, unter einer kleinen Begleitung, nach zweien Tagen wieder zu mir kam. Wir ſchifften nach Kalais über, wo wir uns aber der vielen Unruhen wegen, und weil wir befürchteten, von einigen Reiſenden, welche das Schauſpiel meiner Mutter mit angeſehen

hen

den hatten, erkannt zu werden, nicht lange aufhielten, sondern uns über Boulogne, Bernais, Bretevil und Marly nach Paris begaben, weil dort, der Sage nach, am ersten für ehrliche Leute Verdienst zu hoffen wäre."

„Wir fanden uns zu Paris reichlich versorgt. Meine Mutter trieb ihr altes Handwerk fort, und ich prellte alles, was mir unter die Hände kam, belog, betrog, bestahl, vergiftete; mit einem Worte: that alles, was ein Frauenzimmer, das Welt hat, thun kann, und war fest entschlossen, so fortzufahren, als uns in einer unglücklichen Nacht, da wir tief im Schlafe begraben lagen, die Wache aushebte. Meine Mutter wurde, weil sie eine adeliche Dame war, in die Bastille gesetzt, wo sie vielleicht noch leben mag, weil ich sie in der Hölle nirgends finde. Mir aber drückte man, nach einem kleinen Aufenthalt im Chatelet, ein gewisses Zeichen, mit welchem man sonst, meistens alle praktischen Philosophen der Natur, zu regaliren pflegt, auf den Rücken, und jagte mich fort."

„Da ich ein Mädchen von achtzehn Jahren war, so fand sich auf meiner Reise, die ich, wegen Mangel des Geldes, zu Fuß thun mußte, bald ein mitleidiger Passagier, den meine traurige Miene rührte, und mich in seinen Wagen nahm, weil ihm ein Fund von dieser Gattung sehr wohl behagte. Er verlangte meine Geschichte zu wissen, und ich erzählte ihm, daß ich eine englische Gräfinn von (!) sey, und daß ich, um der vielen Verfolgungen willen, welche ich von meinen Anverwandten, einer gewissen Heirath wegen, ausstehen mußte, mich gezwungen gesehen hätte, die Flucht zu ergreifen. Ich hätte mich zwar mit vielem Gelde versehen, mein Bedienter habe mich aber auf der Reise bestohlen, und sey davon gelaufen, und nun sehe ich zur traurigen Nothwendigkeit gebracht worden, meine Reise so lange zu Fuß zu verrichten, bis sich irgend jemand meiner erbarmte, und mich in seinen Wagen aufnähme. Hier sagte ich diesem Gecken einige Schmeicheleien, und er, voll Freude, eine Gräfinn von achtzehn Jahren umarmen zu dürfen, konnte kaum erwarten, bis wir nach Poitiers kamen, wo wir übernachteten. Wir

assen

aſſen mit einander, tranken mit einander; und nach einigen Schwierigkeiten, bequemte ich mich, ihm in ſeinem Bette Geſellſchaft zu leiſten, in welchem ich mich ſo hochgräflich aufzuführen wußte, daß der gute Tropf von ſeinem vermeinten Glücke berauſchet, die Möglichkeit vergaß, daß er betrogen werden könne, und daß einem Mädchen, welches man auf der Straſſe findet, nicht leicht zu trauen ſey. Nachdem ich ihn genugſam ermüdet hatte, ſo ſchlief er ein, und weil ich ihm etwas Opium, das ich von meiner vorigen Profeßion noch übrig hatte, im Trank beibrachte, ſo dürfte ich nicht beſorgen, daß er zu früh erwachen würde. Ich erwartete alſo den Anbruch des Tages, öfnete ſeinen Koffer, nahm alles, was am baaren Gelde da war, und in tauſend beſtand, eignete mir noch andere Kleinigkeiten, als Doſe, Uhren ꝛc. zu, und ſchlich mich durch eine Hinterthür in den Garten des Gaſthofes, wo ich auf die Straſſe kam."

„Aus der Sage meines geweſenen Reiſegefährtens hatte ich erfahren, daß er nach Wien zu reiſen Willens ſey; ich nahm

also, um alle Ungelegenheiten zu vermeiden, meinen Weg durch das Herzogthum Weidrum, dann über Mainz und Frankfurt, dann durch das Sächsische über Erfurt und Leipzig, dann in das Brandenburgische bis nach Berlin, wo ich mich für eine schottländische Dame ausgab."

„Mein dasiger Aufenthalt hatte noch kaum zwei volle Tage gedauert, als schon meine ganze Wohnung von Anbetern aller Gattungen wimmelte. Offiziere, Franziskaner, Husaren, Karmeliter, Hofräthe, und Schauspieler bemühten sich unter einander um die Wette, mir zu gefallen. — Weil ich aber hier die Keusche zu spielen mir vorgenommen hatte, so ließ ich mich mit vieler Mühe überwinden, und ich ergab mich selten auf eine andere Weise, als wenn mich eine Ohnmacht anwandelte, oder wenn ich am Boden ausglitschte, und auf einen Sopha fiel, oder gar mich schlafend antreffen ließ; und dann wurden einige, welche sich dadurch glücklich zu seyn glaubten, glücklich gemacht. Aber meistens geschah es, daß St. Franzens rüstige Zög-

lin-

linge, und einige Ritter vom Berg Karmel meine Uiberwinder wurden.

„In einem ſolchen ununterbrochenen beneidenswürdigen Zuſtande brachte ich zwei volle Jahre zu, und da ich während dieſer Zeit öfters meiner Geſchichte nachdachte, ſo ſah ich klärlicher als jemals, daß Sie, mein Herr von Voltaire unfehlbar in Ihren Lehrſätzen ſind, und daß wirklich in der Welt alles gut iſt. Denn dachte ich, wenn meine Mutter ſkrupelöſer in den Pflichten Hymens geweſen wäre, ſo würde ich nie das Licht der Welt erblikt haben. Wenn mein Nährvater nicht einiger unſchuldiger Kleinigkeiten wegen hätte in die Steinbrüche wandern müſſen, ſo würde ich niemals in der weiten Welt ſo viele Erfahrungen gemacht haben. Wenn meine Mutter endlich nicht in die Baſtille geſetzt, und ich mit einem kleinen Denkzeichen von Paris würde gejagt worden ſeyn, ſo würde ich nicht nöthig gehabt haben, zu Fuße zu reiſen, kein Reiſender würde mich dann erblickt, in ſeinen Wagen genommen, und bei mir geſchlafen haben. Ich würde ihn dann nicht haben beſtehlen können, und würde mich

jetzt nicht in diesen glücklichen Umständen befinden. So dachte ich, als ich noch im größten Glanze die Rolle einer schottländischen Dame spielte. Als aber der Lauf meiner Geschichte mit einem male eine so traurige Wendung bekam, so wurde ich öfters auf den Gedanken gebracht, daß es etwa irgend ein böses Wesen geben mag, welches all das Gute, das der Mensch von der Natur genießt, durch hundertfältige Leiden wiederum zerstöret."

Sr. Jakob sieh uns bei! rief ich aus, da waren Sie ja eine Manichäerinn?

Hören Sie die Fortsetzung meiner Geschichte an, erwiederte die Dame, „und urtheilen Sie dann nach Ihrem eigenen Gefallen." Sie fuhr fort: „Da durch den grossen Aufwand, welchen ich machte, mein Vermögen ziemlich geschmolzen war, so trachtete ich noch vor der Zeit, mich mit einem jungen Manne, welchen noch mein Aussehen betrügen konnte, zu vermählen. Es ist ein Unglück zu nennen, daß mein Wunsch erfüllet wurde."

„Der

„Der Herr von △ wurde mein Liebhaber, heirathete mich, erfüllte anfänglich alle Pflichten eines Ehegattens; da aber seine feurigen Umarmungen nachließen, und ich erfuhr, daß gewisse Nebenwege die Ursachen von diesen unangenehmen Wirkungen waren, so wollte ich mich unterdessen mit seinem Schreiber behelfen, einem allerliebsten Jungen, dessen angenehme Gestalt das Glück eines Endimions zu verdienen schien, und der an Fülle der Waden, diesen so gefährlichen Klippen für Frauenzimmer, jeden Kapuzinerfrater weit übertraf. Ich gab ihm einen ziemlich verständlichen Wink, aber er machte Grimassen. Da ich eine Pantomime von dieser Art für Junggesellschaft hielt, so wurde ich dadurch hitziger; zwang ihn; — und der Bube gab mir die Franzosen."

„Sie gab sie meinem Manne, dieser einem Warmen. Der Warme theilte sie einem P. Rektor der Jesuiten mit; dieser seinem Beichtkinde; das Beichtkind einem Generalen; — — — und so stufenweise bis zur keuschen Tochter Pabst Alexanders des Sechsten, welche dann selbst den heiligen Vater damit beehrte."

„Mein Mann, welcher mit einem Geschenke von dieser Gattung sehr übel zufrieden war, schnitt mir die Haare ab, und jagte mich, mit Hinterlassung alles meines noch übrigen Vermögens, aus dem Hause."

„Ich war nun vom Gelde entblößt, hatte nichts, als einige Kleidungsstücke, welche ich in der Eile zusammentraffen konnte; meine Krankheit wurde immer gefährlicher; das Gift zerfraß mir das Mark in den Knochen; meine Augen wurden triefend, das Inwendige meines Mundes voll Geschwüre; mein Odem wurde stinkend; die Zähne wurden locker, und drohten auszufallen. (c) Um also mich, mein Uebel durch Versäumniß unheilbar zu machen, und dann einen elenden Tod umzukommen, begab ich mich in's französische Spital la Charité, wo ich, in einer Zeit von acht Monaten, mit dem unbeträchtlichen Verlust eines

Hin-

(c) Könnte doch diese kleine Skizze dieses fressenden Uebels alle unzüchtige mit Scham der und Schrecken erfüllen, und sie von ihren Abwegen zurückführen!

Hinterbackens, welchen ich, durch Hilfe eines Pupkans, sehr künstlich verbarg, nebst einigen andern kleinen Merkmaalen, glücklich wieder hergestellt wurde."

„Kaum hatte ich meine Gesundheit wieder, so dachte ich auf meinen künftigen Unterhalt, und fand nichts Einträglichers, als noch ferner ein Werkzeug zur praktischen Naturkunde abzugeben. Die Vernunft sagte mir zwar hier etwas Heimliches, da ich mich aber erinnerte, im Pope gelesen zu haben, daß der natürliche Trieb Vorzug verdiene, und die Vernunft hier nichts zu reden habe, (d) so besuchte ich Simons, Po-

(d) Pope sagt in der Uebersetzung des D. R. „Vergeblich rühmest du die Vortreflichkeit der Vernunft: sollte sie wohl „den Vorzug vor dem natürlichen Triebe „verdienen? Was findet wohl für eine „Vergleichung zwischen ihnen statt! Gott „allein ordnet den natürlichen Trieb, und „der Mensch die Vernunft."

Wei-

Posens, und Langenhagens Tanzsäle. Nach einigen Besuchen dieser Oerter, kam ein Mann von Gigantengröße, mit hervorragenden Augen und rothem Gesichte, dem Anscheine nach, ein Pandurenhauptmann, auf mich zu, flüsterte mir in's Ohr, daß er mir etwas sehr Nothwendiges zu sagen hätte, und nahm mich dann, ohne allen weitern Umständen, mit sich in seine Behausung. Da erfuhr ich, daß dieses Original ehemals Grenadier gewesen, und weil man ihn, einiger lustiger Streiche wegen, von dort wegjagte, so habe er die Mönchskapp' angenommen. Nachdem er aber seinen Guardian, welcher ihm die Seelsorge über eine Superio-

---

Weiter sagt er in der französischen Uibersetzung pag. 92. „Stolze Vernunft, deine Rechte sind schlecht gegründet, du „bist nur eine schwache Königinn, und willst „uns doch Gesetze vorschreiben? Wie weit „gehet dann deine so gerühmte Macht, „und was haben dann deine Vorschriften „für einen Nutzen? Du verlangest, daß „wir die Reizungen des Vergnügens flie-

„hen

rierinn nehmen wollte, mit einem Kochlöffel erſchlagen habe, ſey er, zu aller Sicherheit, mit dieſer Superiorinn hieher gereiſet, und habe ſich mit ihr verheirathet. Doch, weil dieſe ſeine theure Hälfte vor zween Tagen an einer Bruſtkrankheit geſtorben ſey, ſo hatte er bei ſich beſchloſſen, über ſeinen Verluſt ſich mit meiner Wenigkeit zu tröſten. Ich ſollte alſo, bis auf weitere Ordre, bei ihm verbleiben, dafür er mich reichlich belohnen würde. Ich verſprach's ihm, nach reiferer Uiberlegung aber achtete ich nicht für dienlich, bei einem Manne, von dieſer Gattung, mich lange aufzuhalten; ich erſah alſo eines Tages meine Gelegenheit,

---

„ben ſollen, aber was giebſt du uns für „Waffen in die Hand, ſolche zu beſiegen?“ Deine Stimme zwinget uns, unſere Fehler zu erkennen, aber was kannſt du uns für eine Hilfe geben, um uns davon loszumachen? Du giebſt uns immerdar die bitterſten Verweiſe, und macheſt uns elend, ohne uns beſſer zu machen.

heit, da er eben ausgegangen war, erbrach seine Thüre und seinen Kasten, nahm all sein baares Geld, welches er sich ebenfalls auf eine sehr philosophische Art zugeeignet haben mochte; ließ ihm nichts, als seine Mobilien: begab mich auf die Post, passirte die Oder, und flüchtete mich in das Polnische. Da es aber, der dasigen vielen Waldungen, und weit aus einander entlegenen Ortschaften wegen, sehr unsicher war, so wurde ich in einem dieser Wälder von Räubern angefallen, welche meinen Postknecht erschlugen, mich all meines erst kürzlich erworbenen Gutes entladeten, und mich, nachdem sie, der Reihe nach, den Sold der Miene von mir genommen hatten, wieder verliessen. Da der Wald erstaunlich groß war, so hatte ich zween volle Tage zu laufen, bis ich ein Nonnenkloster erblickte, auf welches ich zugieng. Hier fand ich für gut, mich ebenfalls für ein Frauenzimmer vom Stande auszugeben. Ich beschrieb meine Begebenheit mit den Räubern, und mein ganzes Elend mit so rührenden Zügen, daß man mir mit aller Freundlichkeit begegnete, und endlich, auf mein Begehren, mich im Kloster aufnahm."

„Ich

„Ich ward nun eine Nonne, und würde in dieſer Stelle zufrieden meine Tage verlebt haben; wenn nicht mein grauſames Schickſal mich auch dieſer Ruhe beraubet hätte. Denn, da in dieſem Kloſter einige junge Nonnen waren, ſo wurde ich bald mit ihnen vertraut, und lehrte ſie ein kleines Spiel mit dem Codemiché. Weil aber die würdige Frau, welche eine alte Mama von ſiebenzig Jahren, und derowegen den Freuden der Welt ſchon gram war, ihren jungen Nonnen einen ſo unſchuldigen Zeitvertreib nicht gönnen wollte, ſo gab man mir, als der Lehrmeiſterinn, die Ruthe, und da man bei dieſer Exekution den Verluſt meines Hinterbackens wahrnahm, und daraus auf meine Geſchichte ſchloß, ſo achtete man es für dienlicher, mich fortzujagen, nachdem man mir meine alte Kleidung, und fünf Dukaten, zur Reiſezehrung, gegeben hatte."

„Ich mußte nun wiederum meine Reiſe zu Fuß fortſetzen, bis ich zu einen Gaſthof kam, wo ich mit einem Juden Bekanntſchaft machte, der mich mit ſich bis nach Danzig nahm."

„Hier

„Hier ward ich Gichtelianerinn, Arianerinn, Manichäerinn, und Gotteslängnerinn, dann Räderinn, Gelegenheitsmacherinn, Kupplerinn, Weib, und wiederum Wittwe.“

„Wer war Ihr Herr Gemahl,“ wenn ich fragen darf? „sagte ich.“

„Dieser war ein falscher Münzer, durch welche Kunst er sich reichlich ernährte. Da aber die Justiz befürchtete, daß er durch seine Fabrik dem Staate zu vielen Eintrag thun möchte, so hat man ihm eine Stelle in der Luft angewiesen.“

Hier machte Voltaire einige Anmerkungen über den Geiz der Menschen, und die Dame fuhr fort:

„Nachdem mein Gesicht durch die Jahre, und die unzähligen Feldzüge sehr grossen Schaden gelitten hatte, so mußte ich meine Zuflucht zur weiß- und rothen Farbe nehmen, die mir dann auch, beim Scheine der Lichter, ein so ziemliches Aussehen gab, und diesem Scheine der Lichter hatte

ich's

ich's zu verdanken, daß ſich eines Abends ein Seekapitain in mich vergaffte, der ſogleich Akkord mit mir ſchloß, und mich auf ſein Schif, welches vor Anbruch des andern Tages abſegelte, nahm. Aber der gute Mann, als er mich, da wir ſchon im hohen Meere waren, genauer durchſuchte, fluchte er ganz unerhört auf ſein ſchlechtes Geſicht, und ſeine Uibereilung. Er würde auch Urſache genug gehabt haben, ſein Vergaffen zu bereuen, wenn ihm nicht der tröſtende Gedanke eingefallen wäre, mich bei Gelegenheit wiederum zu verhandeln. Wir waren auch noch keine ſieben Tage auf der See, als ihm ein andrer Schifskapitain aufſtieß, dem er mich gegen zwölf Bouteille Aquavit vertauſchte. Dieſer machte mich auf ſeinem Schife zur Wärterin eines Fräuleins, das er mit Gewalt entführt hatte, weil er ſie liebte, welche ihm aber ſeine Flammen mit ſehr kaltem Waſſer vergalt. Ich that meinem Herrn gleich Anfangs den weſentlichen Dienſt, daß ich das Fräulein in die Kur nahm, indem ich ihr mit vielen philoſophiſchen Gründen, und aus den Beiſpielen verſchiedener Scenen meiner Lebensgeſchichte, die ich ihr erzähl-

seye, beweis, daß man alle Männer gleich viel lieben müsse, und daß das gezwungene unnatürliche Gezierre, welches man Scham nennet, Vorurtheil, Hirngespinst, leeres Phantom seye; da ich ihr noch über dieß die Baktrianer, nebst hohen Personen vom Stande, unter welchen die Frau (*) des Erzhahnereres Klaudius, das lebhafteste Muster war, anführte, und dadurch sie überwies, daß sie nicht die einzige seyn würde, welche sich freiwillig ergab, so wurde sie endlich, nach einigem Widerstande, Thränen, Händeringen, und andern dergleichen Vorspielen, so weich gemacht, daß sie sich, nach etwelchen Tagen, freiwillig in die Arme ihres Liebhabers warf. Für diesen wichtigen Dienst wurde ich vom Herrn Kapitain mit allen möglichen Lobsprüchen, Geschenken, und Versprechungen überhäuft, und würde, diesem zufolge, gewiß meine Tage in gröster Zufriedenheit haben enden können. Aber ein Sturm, der sich erhob, und drei Tage währte, scheiterte das Schif, und ersäufte, mit dem

Le-

(*) Meßalina.

Leben meines Wohlthäters, alle meine süssen Hofnungen."

„Mich warf die See an eine Küste, und ich hätte dort ohngezweifelt verhungern müssen, wenn nicht ein spanisches Schif, welches ebenfalls durch den Sturm leck geworden war, an dieser Küste gelandet hätte, um ausgebessert zu werden."

„Ich kroch hervor, bat um Hilfe; man nahm mich an Bord, und, nach acht Tagen, stach das Schif in die See, um nach Ostindien zu segeln. Wir hatten aber kaum die Höhe erreicht, als wir einen Seeräuber auf uns zueilen sahen. Wir wollten die Flucht ergreifen; da wir aber widrigen Wind hatten, und der Räuber gut besegelt war, so wurden wir bald eingeholt. Nach einigen kleinen Begrüssungen der Kanonen, welche uns den Mastbaum nahmen, wurde man handgemein; die Seeräuber enterten, und hieben alles, trotz der Kaiserinn der Himmels- und dem Polarstern von Spanien, welchen die armen Arragonier immer anriefen, alles, was

bewaffnet war, in Stücken, und nahmen alle Unbewaffnete gefangen. Unser Schif wurde von ihren Kostbarkeiten, Gold, Silber, Juwellen u. d. gl. entladen, und in's Meer versenkt. Wir Frauenzimmer, deren eine grosse Anzahl am Borde war, wurden der Ordnung, und wie die Mutter Natur uns auf die Welt schickte, entkleidet, und auf das genaueste durchsucht, ob wir nicht an einem gewissen Orte, dem wir Frauenzimmer nur mit einem Spritzröhrchen uns zu nahe kommen lassen, einige Juwelen verborgen hätten, und, als endlich die Reihe an mich kam, so machte ich Grimmassen; man kehrte sich aber nicht daran, riß mir mit Gewalt die Kleider vom Leibe."

„Der Eifer, Kleinodien zu finden, machte, daß mich die Räuber anfänglich nicht genauer betrachteten; nachdem aber die Operation vorbei war, und mein schönes Zeichen von Paris, nebst dem Verluste meines Hinterbackens, sich ihren Blicken darstellte, so warf man mich in die See, wo ich jämmerlich umkam."

„Nach

„Nach meinem Tode kam ich hieher, und wurde, als einer Strafe meines praktiſchen Naturaliſmus, zur Aktrice verdammt.“

„Wie? — Was? zur Aktrice?“ rief ich aus. „In der Unterwelt eine Aktrice? — Wo Pluto reſidiret, und Heulen und Zähnklappern, die muſikaliſchen Akademien ſind, hier eine Aktrice?“

„Wenn Ihnen,“ verſetzte die Dame, „eine ſo natürliche Sache gar ſo ohnmöglich ſcheint, ſo belieben Sie ſich heute Abends ſelbſt zu überzeugen, und Sie werden dann ſehen, daß wir die angenehmſten Schauſpiele aufführen.“

„Iſt Ihr Theater,“ ſagte Voltaire, nach dem Geſchmacke der franzöſiſchen oder engliſchen Bühne eingerichtet?“

„Der Geſchmack unſers Theaters,“ antwortete die Dame, „iſt nach der puren Natur. Denn, da alle Innwohner der Un-

terwelt Naturalisten sind, so würden sie an den albern Zweideutigkeiten, Ereignissen hinter spanischen Wänden, und faden Erzählungen, ohne Thathandlungen, sehr wenig gefallen können. Wir wählen also meistens solche Stücke, die uns die Schönheiten der Natur auf's begreiflichste darstellen. Zum Beispiel Cephalus und Prokris. Ein Duodrama in einem Aufzuge. Theresia und Don Pedro auf dem Sopha. Ein Duodrama in zwei Aufzügen. Ignaz Lojola dem Zweiten. Ein komisch-tragisches Singspiel. Adhelm, den Neuschen zwischen zwei Mädchen. Ein Originallustspiel, nebst einer Menge gereimter und ungereimter, deutscher, französischer, wälscher und englischer Trauerspiele, und spanischer Opern."

„Sie werden vergeben, meine Dame," fiel ich ihr in die Rede. „Es läuft mit meinen Begriffen, die ich von einer Hölle, und einer Verdammung habe, sehr paradox, daß man hier die Seelen, welche im traurigen Elende, und unendlichen Kummer ihre Tage durchseufzen sollten, mit Schauspielen erlustiget?"

„Mein

„Mein Freund!“ erwiederte die Dame. Es würde freilich wider alle Begriffe ſtreiten, die man von einer Hölle haben kann, wenn die Verdammten durch Schauſpiele, welche ihre eigene Laſter und Thorheiten vorſtellen, erluſtiget werden könnten. Da aber die Einwohner der Unterwelt nicht gewohnt ſind, über die Thorheiten anderer zu lachen, ſondern ſich jeder in ſeinem Fache getroffen findet, ſo ſind die Schauſpiele vielmehr ein Theil von der Strafe der Verdammten zu nennen, weil ſie ihnen immer den Spiegel ihres geführten Lebenswandels vorhalten.“

* * *

Voltaire machte nun über die Geſchichte der Dame ſehr viele, und weitläuftige Anmerkungen. Die Dame machte ihre philoſophiſchen Einwürfe. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob alles gut, oder ob alles böſe ſeye, oder ob es Gutes mit Böſen vermiſcht gäbe, und keine Frage wurde entſchieden. Da ich im übrigen, als ein Unwiſſender, das Wenigſte davon verſtand, ſo übergehe ich hier alle ferneren philoſophiſchen Wortzeigereien.

Ich und Voltaire zeigten nun Lust, die königliche Burg zu besehen, und die Dame war alsogleich bereit, unsre Begierde zu befriedigen. Sie geleitete uns bis dahin, und nahm, bis auf Wiedersehen, von uns Abschied.

Sechſtes Kapitel.

Ankunft in der Höllenburg. Komplimente. — Merkwürdigkeiten. Bibliothek. — Bildergallerie. — Naturalien- und Kunſtkabinet. — Arſenal. — Einige Strafen der Verdammten. — Man hört Geheul. Ach wer es war! ! !

Die Höllenburg iſt ein unermeßlich groſſer, glänzender, und angenehm in die Augen fallender Pallaſt. Seine Bauart iſt nach der des Tempels von Judäa; ſeine Wände ſind vom ſchwarzen Marmor, die Säulen vom Silber, und die Stuffen von gediegenem Golde. Die erſte Pforte wird von 300 Schweizern bewacht, welche lange Bärte, ein ſchweres Gewand, eine ſpitzige braune Sturmhaube, und einen Reif um den Leib haben, an welchem ihr Seitengewehr hanget, das in 140 Granaten, und 14 Bomben, welche an eine Schnur gefaßt ſind, und in einem römiſchen Galgen beſtehet. Die zweite Pforte wird von 20000 ſchwarzen Huſaren bewacht,

wächt, welche mit Messern, so, wie Damian eines hatte, bewaffnet sind, und aus der Nase, aus den Ohren, aus dem Rachen, und aus dem Hintern Feuer speien.

Die Hauptpforte endlich ist mit zehntausend Kanonen, welche zu Paraquai gegossen worden, und 100 Zolle im Durchschnitte haben, besetzt.

Zur Bewachung stehn hier wiederum 300 Trabanten, welche lange Mäntel, Hauben in Gestalt zweier Eselohren, und eine Partisane von gegossenem Silber in den Händen haben. Sie machen schreckliche Gesichter, blöcken wie die Kälber, und erfüllen die ganze Luft mit Feuerfunken, die aus ihren Rachen fahren.

Als wir die letzte Pforte des Pallastes betreten hatten, eilte uns ein Teufel, mit Namen Losbi, den alle Schriftsteller, Poeten, und Poetchen zu ihren Zeremoniarius gemacht haben, mit grossen Schritten, und allen Zeichen einer geübten Politesse, entgegen, und bewillkommte uns.

Nach

Nach beiderseits gewechselten Komplimenten, redete uns Losbi also an:

„Nachdem Se. Majestät Pluto der XV, im Kindbette sind, und in diesem Falle persönlich Audienz zu geben, unsre Gebräuche nicht verstatten, so haben Höchstdieselben mir aufgetragen, Ihnen beiden Herren Auserwählten alle Seltenheiten unsers Reiches zu zeigen, und von allem, was Ihnen etwa unverständlich wäre, bestmöglichste Auskunft zu geben. — — —„

„Mein Name ist Losbi.“ Die erste Schwierigkeit, so ich mache, Monsieur Losbi! sagte ich, „ist gleich Anfangs diese, daß es mir nämlich sehr mystisch vorkömmt, wie hier Männer gebähren sollten, da dieses doch gerade das Widerspiel der Natur, und Gegentheil von unsrer Oberwelt wäre.“

„O Sie irren sich gewaltig, wenn Sie das glauben,“ antwortete Losbi. „Proserpina, unsre gnädigste Königinn, ist gestern Abends von einem Prinzen entbunden wor-

worden ; Se. Majestät aber vertreten, nach Gewohnheit der Karaiden, die Stelle der Kindbetterinn."

„Das ist unerhört!" — rief ich aus.

„Es geben wohl noch seltsamere Dinge an unserm Hofe vor," versetzte Rosbi.

„Dieser Plato, welcher jetzt König ist, übertrift zwar alle seine Vorfahren an Witz und Weisheit; denn diese waren immer Erzgimpeln, dem ohngeachtet aber ist er jetzt, seines Alters wegen, welches sich auf die sieben und achtzig belaufen mag, sehr einfältig, leichtgläubig, und auf allerhand Thorheiten zu verführen, und es vergeht kein Tag, wo ihm nicht seine Kammerherren, und Hofbediente, besonders aber seine geheimen Räthe eine Nase drehen."

„Er wäre endlich auch nie zum Thron gekommen, wenn er sich nicht unter dem Vorwande, eine gewisse Sekte zu vertheidigen, darauf geschwungen hätte."

„So

„So haben Sie dann auch eine Religion?“ fragte Voltaire.

„O ja!“ gab Rosbi zur Antwort. „Wir haben die Religion der Mexikaner, und beten den Vitzlipanzli, (a) mit ſeinem Geſellen Tlaloch (b) und ſammt ſeinen Heiligen Teskatlipoza, (c) Quanzlcoalt, (d) Ometecheli, (e) und den zweien unbefleckten Jungfrauen Tazi, (f) und Matalcuia (g) an.“

„Nebſt

(a) Kriegsgott der Mexikaner. Beſchreibung aller R. Tom. XIII. pag. 572. & ſeqq.

(b) Hat mit obigem gleiche Verehrung. Idem ibidem.

(c) Der Bußgott, oder Gott der Trauer. Idem.

(d) Der Gott der Kaufleute. Ibidem

(e) Weingott. Ibidem.

(f) Allgemeine Ahnmutter. Ibidem.

(g) Waſſergöttinn. Ibidem.

„Nebstbei haben wir über drei tausend fünf und siebenzig Sekten, welche theils in unserm Reiche entstanden, theils aus eurer Oberwelt in die Hölle gekommen sind.“

„Ihre Stifter sind ziemlich vernünftige Leute, welche ihre Lehre mit verschiedenen Scheingründen, und Sophismen zu behaupten wissen, und wir nennen sie Ketzer, Erzketzer, u. d. gl.“

„Die Rechtgläubigen aber werden nur diejenigen genennet, welche nicht wissen, was sie glauben, und dasjenige, was sie hören, keiner Untersuchung würdig achten, und dennoch für wahr halten.“

„Fast gerade so, wie in unsrer Oberwelt,“ fiel Voltaire ihm in die Rede. „Ja, wir finden sogar einige, die wegen ihrer Faulheit und Nachläßigkeit, und darum, daß sie eine Sache niemals sorgfältig untersucht haben, kanonisiret, hingegen aber diejenigen für ewig verdammt ausgeschrien werden, welche sich um ihre Seligkeit bekümmern, und wenn sie alles genau und

sorg-

ſorgfältig durchſucht haben, etwa von der herrſchenden Meinung abweichen."

„Rosbi merkte, daß mich dieſes Geſpräch, weil ich nichts davon verſtand, ſehr wenig intereſſire, brach ab. Er führte uns durch eine Reihe von Sälen, welche alle mit ſchwarzem Tuche behangen, und von ſehr vielen Lichtern beleuchtet wurden, bis wir endlich an eine groſſe Thüre kamen, über welcher die Aufſchrift ſtand: Bibliotheque Royale."

„Aus dieſer Aufſchrift zu ſchlieſſen," ſagte ich: „Iſt man hier auch der franzöſiſchen Sprache kundig?"

„O ja!" verſetzte Rosbi, „ſie iſt die herrſchende Sprache an unſerm Hofe, und wir halten davor, daß es einem Manne vom Stande weit nöthiger ſeye, dieſe Sprache zu verſtehen, als ſeinen eigenen Namen ſchreiben zu können. Rosbi berührte nun die Thüre, und ſie ſprang klirrend auf. Beim St. Aegidius! rief ich aus: Das iſt eine erſchrecklich groſſe Bibliothek!"

„En

„En Verité!“ sagte Voltaire, in meinem Leben sah ich dergleichen keine, und Homer würde sie so groß nicht haben liegen können.“

„Ei meine Herren!“ fiel Rosbi ein: Warum verwundern Sie sich über die Größe dieser Bibliothek, da doch gleichwohl von jedem Buche, welches, seit Erfindung der Buchdruckerkunst, aufgelegt worden, nur ein einziges Exemplar darinn ist.“

„So fleißig sind die Gelehrte in dieser Zeit gewesen; wäre nur zu wünschen, daß der Erfolg ihrem Eifer immer gleich gewesen wäre.“

„Sie haben vielleicht einen eigenen Buchdrucker hier?“ sagte ich.

„Allerdings,“ antwortete Rosbi; „aber einen impertinenten Kerl, welcher alles, was in Oktav herauskömmt, in Duodez nachdrucken läßt.“

Da dieser unermeßliche Saal durch tausend Lichter erleuchtet wurde, so konnte man

man alle Gegenſtände deutlicher, als am hellen Tage annehmen, und ich war derowegen ganz entzückt über die Schönheit der Einbände.

Unter allen dieſen fiel mir eine Reihe Bücher in die Augen, welche an Schönheit des Einbandes, alle übrigen weit übertrafen. — — —

Siebenzehn Bände waren unter dem Titel:

Die
Kunſt zu leben,
oder
Sammlung feiner Schmeicheleien, angenehmer Maulmachereien, witziger Spöttereien, artiger Ehrabſchneidereien, künſtlicher Prellereien, kleiner Diebereien, liſtiger Betrügereyen, und ausgeſuchter Spitzbübereien.

Nebſt

einem Anhange,

rechtſchaffen zu lügen, zu fluchen,

und

Hahnereien zu machen.

Ein ſehr nutzbares Buch

für junge Leute,

welche

in der feinen Welt ihr Glück machen wollen.

W**, P**, und L**.

1783.

Herr von Rosbi! ſagte ich; ich ſchwöre beim Styx, wenn dieſes Buch die Oberwelt erblickte, ſo würden hundert tauſend Auflagen gemacht werden.

Die übrigen ſieben Bände waren ein epiſches Gedicht,

welches den Titel führte:

Die reine Wahrheit,

ſehr

verſtändlich, und geradeweg geſchrieben.

„Wie!“ rief ich voll Erſtaunen, „kann ein ſo ungelehrtes Buch Platz in Ihrer Bibliothek haben?“

„Wir halten dieſen Poeten,“ ſagte Rosbi, „ſeiner Wahrheitsliebe, und Verſtändlichkeit willen, für einen unſrer gelehrteſten Männer.“

„Das iſt verzweifelt widerſinnig,“ verſetzte ich, „und gerade wiederum das Gegentheil von unſrer Oberwelt.“

„Bei uns werden unter den Gelehrten nur diejenigen am höchſten geſchätzt, welche die natürliche Ordnung der Worte dergeſtalt verkehren, daß dasjenige, was an

und für sich selbst klar und deutlich ist, recht undeutlich und verwirrt gemacht wird."

„Wir nennen diese Leute Poeten, und ihre Verdrehung der Worte nennet man Poesie. Nebst dieser Geschicklichkeit wird auch die Gabe, raisonabel zu lügen, erfordert, und derowegen wird Homer, weil er ein Meister davon war, und dem, aller Mühe ohngeachtet, keiner mehr gleich kommen wird, fast einem Gotte gleich gehalten."

„Diejenigen aber, welche ein Geschichtchen, oder so etwas geradeweg erzählen, ohne daß sie die Madame Twierenicht im Saleupe, oder den General Laß in glänzender Rüstung auftreten lassen, heißt man nur schlechte Reimer, und solche sind hier Gelehrte? — — Wie ungeräumt!"

„Wo hast du dann diese Beurtheilung unsrer Gelehrten her?" fragte Voltaire.

„Aus meinem Kopfe," gab ich zur Antwort. (b)

Ros-

(b) Hätte mich Voltaire nicht im Traum

Rosbi führte uns nun von da in die Bildergallerie, und ich war entzückt über die Schönheit und Konservirung der daſigen Gemälde. Es waren Rubense, van Dyke, Rembrande, Fordeans, Titiane, Raphaele, Carravio, Correggio, Carravacio, u. a. ů. Meiſter, in Menge, und mit dem ausgeſuchteſten Geſchmack, zu ſehen.

Alles Feuer eines Rubens, alles Zärtliche eines Vandyks, alles Markichte eines Rembrandes, und alles Warme eines Raphaels, von Urbino, eines Titians Baſſans, und der übrigen größten Meiſter Welſchlands, war hier bei jedem Stücke insbeſondere verſammelt.

Ja, es ſchien, als hätten dieſe Meiſter der Schöpfung trotzen, und durch ihren zauberiſchen Pinſel Menſchen erſchaffen wollen. „Ach!“ rief ich wiederum aus:

gefragt, ſo würde ich geſagt haben: Ich habe ein Plagium begangen.

hätte die Stadt Y ** ſtatt ihrer ganzen Sammlung meiſt halb übermalener, oder elend ausgebeſſerter, oder ſonſt ſehr übel zugerichteter Gemälde, nur ein einziges von dieſen!"

„Bei uns," ſagte Rosbi, „ſind dergleichen Gemälde nichts Seltſames. Denn da dieſe Herren ſelbſt alle in der Hölle ſind, ſo ſchicken ſie, um ſich dadurch bei unſerm Hofe in Gunſt zu ſetzen, immer einige ihrer beßten Arbeiten ein."

Nachdem wir nun alle Gemälde genugſam betrachtet hatten, ſo führte uns Rosbi in das Naturalien- und Kunſtkabinet, in dieſem ſahen wir die Spinne, welche dem heiligen Franciſcus von Ariano aus der Lende bervorkam. (i) Die Mäuſe, welche den Biſchof Hatto mittagmahlten. (k)

(i) Der Bruder Franciſcus von Ariano verſchluckte eines Tages, da er communicirte, eine Spinne, welche nach einiger Zeit wieder aus ſeiner Lende heraus kam.

(*k*) Einige Conchilien und Foßilien von der Sündfluth. Einige Mineralien vom Berge Sion, Gipps, Kalch und Sandsteine von der niedergeblaſenen Feſtung Jericho. (*l*) Dann die Waſſermaſchine, womit Joſua mitten im Jordan zwölf Steine aufrichtete, und die Spreizart, womit eben dieſer groſſe Mechanikus die Sonne in ihrem Laufe aufhielt.

Da wir im übrigen nichts Fremdes, oder beſonders Merkwürdiges mehr ſahen, ſo giengen wir von da weg, und begaben uns nach dem Zeughauſe.

Hier fanden wir verſchiedene Seltenheiten, die ich wirklich in dieſem unterirdiſchen Reiche nicht vermuthet hätte. Denn ich ſah, nebſt Luzifers Schild, ſeinen Speer, und der Teufeln eigene Rüſtungen,

(*k*) Ob dieſe Geſchichte wahr, oder eine Fabel ſeye, ſagt uns *Trithemius* in Chronolog. Hirſaug.

(*l*) Buch Joſue 6, * 20.

Fahnen, Trommeln, Kanonen, Karthaunen, und Feuermörser auch.

Die Sturmhaube St. Michaels, welche er in der letzten Batalie verlohr.

Das Schwert Gabriels, welches dem Großkanzler Moloch in der Hüfte stecken blieb.

Und, was noch mehr ist, so waren sogar sehr viele Kostbarkeiten, welche die Teufel aus unsrer Oberwelt (natürlich nur aus Neid) geraubet hatten, allda., (m) nämlich:

Der

(m) Was ich hier sah, kann dem blödesten Leser nicht einmal anstößig seyn, indem man weiß, daß der böse Feind immer alle Mühe anwendet, um der Welt ihre Wunderattestaten zu rauben, damit die katholischen Christen auf die letzt gezwungen seyn sollten, alles Wunderbare für unwahr zu halten, was ihnen vom

Geist

Die Münze Franz Xavers. (n)

Geiſt Gottes erfüllte Geiſtliche — entdecken.

(a) Die Münze ſoll die Kraft gehabt haben, Frauen fruchtbar zu machen. Man erzählet: „Goa, ein Indianer, habe den heiligen Franz Xaver angeruffen, er ſollte ihm einen Sohn von ſeinem Weibe geben, und, da dieſe nur eine Tochter zur Welt gebracht, hätte er ſolche, aus Unwillen, ſolche in die Kirche getragen, auf den Altar geſetzt, und dem Heiligen überlaſſen wollen; ehe er ſich's aber verſah, ſeye ſeine Tochter in einen Sohn metamorphoſiret worden. Die Königinn in Portugall, Peters des II. Gemahlinn, durch dieſes Beiſpiel, welches ihr ihr Beichtvater erzählte, angereizt, ſetzte die Münze des Heiligen, welche man ihr brachte, am Tage der Opferung Mariens auf, und that ein Gelübd, dieſem Heiligen zu Ehren, 10 Feiertage im Jahre

Der Model, worinn Aaron das goldne Kalb gegossen hat. (o)

Der ungestümme Esel, welcher sich auf Befehl seines Bruders, Franz von Assis, zur Raison bringen ließ. (p)

Der Apfelbaum, von welchem Frau Eva naschte, und auf dessen Blätter vor Zeiten die Egyptier, ehe sie noch den Gebrauch des Papieres wußten, geschrieben haben. (q) Der

---

re die Kirche der Jesuiten zu besuchen, welches eine so erstaunliche Wirkung hatte, daß sie, nach drei Vierteljahren, mit einem Prinzen entbunden wurde, welcher zwar gleich wieder starb. Man legte es aber aus, daß ihn der Heilige, als seine Erstgeburt, zu sich genommen habe. *Relation de la Cour Portugall.* Sons D. de Pedre II. pag. 161. & seqq.

(o) P. Cochem, Kapuziner.

(p) Vita S. Francisci.

(q) *Brocadius* de Terra S. & *P. Felix Ulmensis* in descriptione Aegypti.

Der **Rost**, auf welchem **Laurentius** gebratten wurde. (r)

Der **Tragesessel**, in welchem **Magdalena** von den Engeln zum St. **Maximinus** in die Stadt **Aquens** getragen wurde. (s)

Der **Kuß**, den **Christus** der heiligen **Martha** gab. (t)

Ende.

(r) **Laurentius**, als er auf dem Rost lag, und auf einer Seite schon gebratten war, so bat er seinen Richter, daß er ihn auch auf die andere Seite kehren möchte; der Richter that es, da sagte Laurens: er möchte ihn nun kosten, ob er gebratten oder roher besser schmeckte. Der Richter wunderte sich ausserordentlich über die Standhaftigkeit dieses Mannes, daß er sich vermuthlich wird zum Christenthum bekennet haben, wovon aber keine Geschichte etwas meldet. Martyrolog. Ambrosius de Officio l. 1. c. 42.

(s) Vita S. *Magdalenæ*, Patris Cochemi.

(t) Idem ibidem.

Endlich: — O Wunder! eine frische und noch warme Lunge.

„Potz Velten!“ sagte ich, „wie kömmt diese mirakulose Lunge hieher, da ich sie doch vor Kurzem in der Oberwelt zu Maria Zell gesehen habe?“

„O mein Herr Auserwählter!“ versetzte Rosbi: „konntet Ihr euch dann auch betrügen lassen! Die Lunge, welche in eurer Oberwelt, als ein Wunderwerk, verehret wird, ist vom Holz.“

„Wisset Ihr dann nicht, daß wir Teufel eine Freude daran haben, wenn wir die Glaubwürdigkeit mancher Wunderwerke zweifelhaft machen, und dadurch der heiligen Geistlichkeit einen Possen spielen können.

„Wir machten es nun bei diesem Mirakel eben so; stipitzten die wahrhaft unversehrte Lunge weg, und legten, statt dieser, eine hölzerne, welche aber mit allem Fleiße, und sehr natürlich nachgemacht ist, in die Schatzkammer, und dachten dadurch die-

dieſem Wunderwerk, mit einem male, den Garaus zu machen."

„Unſre Hoffnung aber wurde gänzlich vereitelt; denn der Schazmeiſter, der unſer Knifchen entdeckte, und eben darüber nicht ſkrupulöſe war, zeiget dieſe metamorphoſirte Lunge, noch bis heut am Tage, den Wahlfahrtern als die wirkliche."

„Wär das möglich!" rief ich aus.

„O! Es iſt wohl noch mehr möglich," ſagte Voltaire, und lachte.

Nachdem uns nun Rosbi alle Merkwürdigkeiten gezeigt hatte, ſo führte er uns auf eine Anhöhe, damit wir alle umliegende Gegenden überſehen konnten.

„Ihr ſehet," meine Herren Auserwählte! fieng er an, „daß dasjenige, was man von unſerm Reiche ſagt, nichts, als Fabeln, und Phantaſien (a) theils bos-

(a) Cogita — — illa, quæ nobis infe-

boshafter, theils abergläubischer Menschen. Es ist allhier kein Feuer, das ewig brennet, und wozu der Herr seinen Odem als Blasebalg verleihet, es ist kein Schwefelband, es sind hier keine Pasteten mit Eidexen, Skorpionen, und Teufelsdreck gefüllet.

Diejenigen, welche durstet, werden nicht mit Drachengall, Natterngift, und geschmelzenem Blei, wodurch ihnen das Feuer zu allen Löchern herausfährt, getränket.

Man

---

feros faciunt terribiles fabulam esse, nullas &c. — —

Seneca Consol. ad Marciam.

Der Philosoph zu Sans Souci sagt in seinem Briefe an Marschall Keith: „Alle diese jammernden Schatten, die, ohne Wiederkehr, in finstern Wohnungen, in die Orte der Schmerzen übergehen, wo diese zitternden Geister ewige, hoffnungslose Martern erdulden müssen, sind leere Träume."

Man wird hier nicht gebraten, dann gespickt, dann gesotten, dann wiederum gebraten, und so bis in's Unendliche, sondern die Strafen, welche man hier leiden muß, sind zwar sehr schrecklich, aber von einer ganz andern Art, als eure Skapine, sie beschrieben. Seht nun auf, und seyd durch eure Augen von meinen Worten überzeugt.

Der erste Gegenstand, welcher sich unsern Blicken darbot, war Sixtus der Fünfte, welcher Kontratänze geigte, und Philipp der Zweite, welcher nach dieser Musik tanzen mußte, und dazu von einem Hugenotten, der Se. Majestät öfters mit einer Peitsche unter die Füsse hieb, angeeifert wurde.

Ich wunderte mich sehr, daß ich den größten Mann seiner Zeit, welcher gern England und Frankreich erobert hätte, so gewaltig geplagt sah; aber ich konnte mir leicht vorstellen, daß seine Eroberungssucht, und sein heiliger, römisch-katholisch-apo-

sto-

ſtoliſcher Eifer, ihn in dieſen erbärmlichen Zuſtand verſetzt habe. (x)

Weiter hin ſah ich eben den Dominikaner, der unſern Voltaire ſo ſehr in Harniſch jagte, aus allen Kräften, daß Kutte und Kaputze weit in die Lüfte flog, laufen. Hinter ihm folgte ein lumpichtes, halbnackendes Geſindel, welches ihn mit Koth, und Steinen warf, und unzählige Verſuche machte, ihn zu haſchen.

Voll Erſtaunen über eine ſo unerwartete Scene, fragte ich unſern Begleiter, was die Verfolgung dieſes guten Paters zu bedeuten habe, und wie lange er hier ſeye, nachdem wir doch kurz vor unſerer Reiſe nach dieſem unterirdiſchen Reich, von ihm ſeyen getrennt worden.

„Der Schwärm ſeiner Verfolger, den Ihr hier ſehet," ſagte Rosbi, „iſt ein Theil

(x) S. *Cabrera* Hiſt. de Rey Phil. II. Du Tertre Geſchichte. *Strada* de bello belgico.

Theil derjenigen, welche er währender Verwaltung ſeines Großinquiſiter-Amtes hatte verbrennen laſſen."

„Er iſt etwa eine Stunde eher, als Ihr, in unſerm Reiche angekommen, alſogleich vor Rhadamants-Gericht geſchleppet, und, da wir mit unſern Prozeßen viel geſchwinder, als eure Richter in der Oberwelt fertig ſind, iſt er, nach einem Verhöre, worinn er ſeine Fehler, Laſterthaten, und Bosheiten ꝛc. ſelbſt geſtehen mußte, verurtheilt worden, daß er 999999 Jahre allen Verfolgungen, und Mißhandlungen dieſer Seelen preiß gegeben, und dann in's Narrenparadieß überſetzt werden ſoll."

„Das Bewußtſeyn nun ſeiner an ihnen verübten Grauſamkeiten, jagt ihm ein unaufhörlich tödtendes Schrecken ein; denn er befürchtet, wenn ſie ihn erhaſchten, ſo würde er ebenfalls mit einem Scheiterhaufen regaliret werden, und dieſes ſpornt ihn an, alle ſeine Kräften aufzubieten, um ihren Händen zu entwiſchen."

„Was hatte also dieser Pater in unserm Reiche zu thun?“ fragte Voltaire.

„Dieses geschah,“ antwortete Rosbi, darum, weil im Buche des Schicksales geschrieben stehet: „Derjenige, welcher seiner „Laster wegen, nach seinen hier ausgestandenen Strafen, auf ewig in das Narren„paradies verbannt ist, soll ehe, vor seiner „Verdammung die Freuden Elisiums sehen, „damit er seinen Verlust desto bitterer empfinde.“

„Derjenige aber, welcher nach seinen hier ausgestandenen Strafen, seiner geringen Fehler wegen, nur einige Zeit in obiggenanntem Paradiese sich aufzuhalten bestimmt ist, und dann in's Reich Elisiums übersetzt wird, soll dieses Reich, vor seiner Verurtheilung, und ausgestandenen Strafe nicht sehen, damit nicht durch die Vorstellung seiner künftigen Glückseligkeit, die Schmerzen seiner Bestrafung, versüsset werden mögen.“

„Was

„Was die Strafen selbst betrift, sind selbe, immer nach Art der Fehler eines jeden, eingerichtet, indem er allzeit gerade das Gegentheil von dem thun muß, was er in seinem Leben that; seine alten Leidenschaften aber unverändert bleiben, und die Erinnerung an die verlohrnen Freuden der Welt, ihn unaufhörlich martert.“ —

Zum Exempel:

„Advokaten, welche aus Eigennutz Prozeße verlängert, und sich durch den Ruin von hundert Familien bereichert haben, sind hier gezwungen, alle Prozeße umsonst zu führen, und dieselben, wie es sich gebühret, auf's möglichste zu verkürzen.“

„Wie hart ihnen nun dieses, da es wider ihre alte Gewohnheit läuft, ankommen muß, könnt Ihr euch leicht vorstellen.“

„Weiber, die ihre Männer zu Hahnreien machten, und ihre Söhnchen oder

Mädchen einem Guardian, oder sonst einem, mit oder ohne Hosen, nervichtem Seelsorger (y) zu verdanken hatten, müssen jetzt so enthaltsam, als eine Nonne, und so keusch als St. Cäcilia, seyn."

„Dumme Prediger, welche ihre Raserei für Eingebungen Gottes hielten, eine Sendung vorgaben, und keinen, der ihren Unsinn nicht glaubte, dulden wollten, müssen hier öffentlich, auf einer eigends hiezu errichteten Kanzel, ihre Eseleien und Narrheiten bekennen, und so tollerant, als ein Holländer seyn."

„Stolze Pedanten, aufgeblasene Theologen, und eingebildete Philosophen, welche den, der nicht so, wie sie, dachte, für unwissend hielten, müssen sich hier so demüthig, wie Alexius, und so lehrbegierig, als Lojola, zeigen." „Jung-

(y) Wer von dergleichen menschlichen Schwachheiten sich besser zu unterrichten ein Belieben trägt, s. den Menschenfreund, eine Wochenschrift, dann Biograph. der Mönche. Leipz. 1774.

„Jungfern, die in Kämpfen wider den Dämon, der Begierde unterlagen, und, um den Mamsellentitel willen, auf ihre Jungfrauschaft vergessen haben, werden hier von einem unersättlichen Hunger nach Männern geplagt, sind aber so unglücklich, daß vor ihrem Anblicke sogar die alten jungen Herren fliehen, indem sie jetzt so häßlich, als die Prinzessinn Sakaki, und dabei doch so verliebt, als die Renovationsinspektors-Frau von Menzedorf, sind."

„Die unwissenden, schwärmerischen stolzen Prälaten, die Erz — — — — —

Rosbi hätte mir alle Serafen der Hölle erzählet, und ich könnte nun gleichfalls mit dieser Erzählung meinem andächtigen Leser ein Regale machen; aber ein jämmerliches Geheul unterbrach uns.

Wir liefen den Hügel hinab, um die Ursache dieses so erbärmlichen Geheules zu erfahren.

Ach! Wer es war? — — — Die Erinnerung dieses traurigen Anblicks, schlägt mir eine neue Wunde! Lieber andächtiger Leser! Verzeih; der Schmerz, und die tiefe Betrübnis lassen mich dir den Namen des Unglücklichen in diesem Kapitel noch nicht nennen.

Siebentes Kapitel.

Es iſt Pavian, der ſo heulte. — Er wird vor Gericht geſchleppet, angeklagt, verurtheilt. Bekehrt ſich. — Hält eine Rede. — Pardon! — Kein Pardon! — Ein Nibbenkoß. — Der Autor wünſcht dem Leſer einen guten Morgen. —

Nun weißt du es, lieber Leſer, und ein Stein wälzt ſich von meinem Herzen. Ich will alſo dem Strome meiner Thränen Einhalt thun, damit ich, was ferner geſchah, erzählen kann.

P. Pavian alſo war der arme Unglückliche; denn, ach ſeine Stunde war ſchon da, daß man ihn vor Gericht ſchleppte, um dort ſeine Fehler (deren er doch keine hat) zu bekennen, und die gebührende Strafe zu empfangen!

Ich, Voltaire, und Rosbi, und noch etliche Tauſende vorwitziger Seelen folgten dem bedaurungswürdigen Pavian bis zum

Gerichte der Wahrheit. Ein groſſer weitläuftiger Platz, welcher mit einer Mauer umgeben war, ſtellte den Gerichtsort vor. Sechs Kompagnien des königlichen Leibregiments beſetzten den Eingang, und eben ſo viel ſtellten ſich inwendig um den Richterſtuhl Rhadamants, und den Delinquenten, um allen Unordnungen vorzubeugen.

Da wir Reiſende waren, und einem Trabanten etwas in die Hand drückten, ſo ließ man uns in den Kreiſe, und, ach! was ich da ſah, und was ich da hörte! — — Weinet liebe Chriſten! — weinet andächtige Herzbrüder! — weinet ihr alten Freunde des erbarmungswürdigen Patriots, zu deren Troſt und Auferbauung ich dieſen Traum niederſchreibe. Weinet, wenn ihr könnt — und höret! — —

Rhadamant, mit einer fürchterlichen Perüque, welche, wenn ſie auf die Welt käme, allein fähig wäre, alle ſchwangern Frauen abortiren, und alle Männer raſend zu machen — — — Denk, andächtiger Leſer! das könnte eine einzige Perüque — Was für ein Unterſchied muß es nicht ſeyn

zwi-

zwischen dieser und unsern Perücken, wovon sich heut zu Tage die Mäuse nicht einmal fürchten! — — In dieser medusen Perücke saß also Rhadamant, der Höllenrichter, auf einem schwarzsamtenen, mit abgeschabnen Tressperlen besetzten Richterstuhle.

Minos war nicht zugegen; denn er soll sich, wie ich gehört habe, Tages vorher, mit einem Franciskaner-Frater so gewaltig erhitzet haben, daß ihn Anfälle vom Podagra, das Bett zu hüten zwangen.

Sachus, welcher der Richter der Europäer ist, und deutsch, französisch, besonders aber sehr gut spanisch spricht, hatte heute das Amt, den armen Pavian zu verhören, und ihm sein Urtheil zu sprechen.

P. Pavian aber war ohne Rührung, und Erbarmung nicht anzusehen. Er stand auf einer Bühne, dem Richterstuhl gegenüber, seiner schwarzen Kleider beraubt, und dafür mit einem grauen Sanbenito bekleidet, welches mit Flammen bemalen, dann eine papierne Mütze auf dem Kopfe,

die mit Teufeln von allen Gattungen und Gestalten ausgeziert war. Zwölf Wehrwölfe mit Pechfackeln standen um die Bücher herum, und ihr scheußliches Aussehen hätte mich bald ohnmächtig gemacht, wenn mir Rosbi nicht alsobald mit hungarischem Wasser zu Hülfe gekommen wäre. Es begann nun das Konstitutum.

Fuchus fieng an:

„Delinquent solle sagen, wo er seye, und warum er hieher seye geführet worden?“

„Ich — weiß — es nicht!“ sagte P. Pavian schluchzend, und mit einem verzogenen Gesichte, welches Höllen-Breughel nicht schrecklich komischer hätte malen können, und fieng an zu weinen.

Ich wollte eben akompagniren, als ein Advokat, ohne Perüque und mit zerlumpten Kleidr, hervorsprang: „Delinquent,“ rief er, „weiß nicht, wo er ist; ich will es ihm also sagen:“

Gnoſſius hæc Rhadamanthus hic habet da-
riſſima regna,
Caſtigatque auditque dolos — — —

Heißt zu deutſch:

Allhier iſt das Hochgericht,
Allwo — — (hier ſtand der Ochs am Berge.)

„Allwo Rhadamant das Urtheil ſpricht, rief ein Schatten, der in unſrer Oberwelt Lehenpoet geweſen, und ſich (aus dieſer Strafe zu urtheilen) auf die hinkende Versart verlegt haben mag.

„Richtig," ſagte der Advokat, „allwo Rhadamant das Urtheil ſpricht," und dann verſchlof er ſich wieder in ſeinen Winkel.

Eachus aber nahm einem neben ihm ſtehenden Teufel das Sündenregiſter aus der Hand, und las dem armen Pavian ſeine Vergehungen in folgenden acht Punkten vor. Als: . . . . . .

1) Ha-

1) Habe er einen Unterricht, zur Aergernis der Christen sowohl, als zum Gelächter der Spötter, herausgegeben, und ihn mit dem Titel katholisch begleitet, dadurch er diese Religion mit einem ewigen Schandfleck brandmarkte.

2) Allzeit im Harnisch, wenn jemand aus Liebe zu seinem Vaterlande, und seinen Mitbrüdern, um den Nebel des Aberglaubens, der sie umwölkte, zerstreuen zu helfen, oder die Fabelstreiche und Hocus pocus ihrer Seelenhirten zu entdecken, oder sonst auf eine andere Art dem Staate nützlich zu seyn, mit einer guten Schrift an's Licht trat, habe er auch sogar die Predigerbrüder durch seine katholische Prüfung geplagt, und durch die darinn hin und wieder zerstreuten Irrthümer der Religion manche Wunde beigebracht.

3) Habe er der ganzen Welt dreist ins Angesicht gelogen, durch seinen hochwürdigsten Ordinarius gesendet zu seyn vorgegeben, welches aber kein Mensch, der dieses Herrn Ordinarius Einsichten kannte, geglaubt habe. Er Parian aber habe

4) Un-

4) Unter diesem Vorwande allen Gelehrten und Ungelehrten, die seiner Meinung nicht waren, die grösten Grobheiten in seinen infamen Prüfungen und Unterrichte angethan.

5) Durch seine gotteslästerische Herzjesuandacht nicht nur allein jedem vernünftigen Manne, sondern auch sogar seinen eigenen geistlichen Mitbrüdern ein abscheuliches Aergerniß gegeben.

6) Habe er die heilige Schrift verhunzet, theils Texte verkehret, theils zugesetzt, und sich sogar aus diesem Buche zum Minister Gottes demonstriren wollen.

7) Sich hinter einen gewissen Bucker versteckt, und geholfen, dem unschuldigen Epistelschreiber X. einen derben Putzer zu geben. Und endlich:

8) Wovon selbst die Teufel einen Abscheu haben, einen Vertheidiger der mörderischen Inquisition abgegeben, und seine Gegner, statt sie mit Sanftmuth zu überzeugen, nichts weniger gewunschen, als daß

die-

dieſes ſchändliche Gericht nach W** kom-
men, und dieſe ſeine Feinde, beſonders aber
in obigem Punkte benannten Epiſtelſchreiber,
das erſte Opfer ſeiner Wuth ſeyn möchten.

Welcher Unwiſſenheit, Irrthum, ja
ſogar Gotteslaſterung ſich Delinquent durch
die erſten ſechs Punkte ſchuldig gemacht ha-
be, wird er ſelbſt leicht einſehen. Wie
weit aber die Bosheit eines Prieſters gehen
mag, der, um das Privatintereſſe der Pfaff-
heit geltend zu machen, ſeine Feinde (d. i.
Menſchen vom geſunden Verſtande) abzu-
würdigen ſuchte, und, da er ſich zu ſchwach
befand, hinter andern Helfershelfer ſich ſteck-
te, welche ſowohl von der Kanzel, die doch
nur ein Ort der Chriſtenliebe, Demuth und
Geduld ſeyn ſollte, auf dieſe Feinde herab-
donnerten, und ſie als Buben und Lügner be-
handelten, als auch in verſchiedenen Schrif-
ten andere Perſonalitäten begiengen; er
Delinquent ſelbſt aber zu allem chriſtlichen
Schluße ſeines apoſtoliſchen Eifers, ihnen
den Scheiterhaufen anwünſchte. Dieſes ent-
halten die zween letzten Punkte. Er ſoll dem-
nach ſelbſt bekennen, ob er ſich nicht aller
dieſer Vergehungen ſchuldig gemacht habe,

und ja nicht glauben, daß vor dieſem Gerichte der Wahrheit hier etwas ſich bemänteln, oder gar verläugnen laſſe.

P. Pavian weinte bitterlich. „Ach!“ — — ſchluchzte er — Ach freilich! — Ich weiß es wohl zu gut, — — daß man hier die Wahrheit reden, und — bekennen muß, daß — meine Schriften (hier floß ein neuer Strom von Thränen) — daß meine Schriften elendes Geſchmier, und eine Sammlung von — Unſinnigkeiten, und Irrthümern ſind. (Andächtiger Leſer, iſt das für einen Pavian nicht über alle Marter der Hölle, ein ſolch Bekenntniß abzulegen?) — — — „Aber,“ fuhr Pavian fort, die Gründe und Beweiſe zur Vertheidigung der Herzjeſuandacht ſind nicht auf meinem Miſte gewachſen, ſondern ich entlehnte ſie aus einem Galiſet, Solicet, Nicolet, Lanquet. So — — — —

„Dieſe, und noch hundert Narren in Et,“ ſchrie Rhadamant mit einer Donnerſtimme, „berechtigten dich E — Erz — Erzkatecheten nicht, ihren Unſinn nachzuſchwätzen, und Thorheiten aufzuwärmen,

die

die nur dazumal, als man noch euren Christkindlsegen für den allerheiligsten Segen hielt, etwas gelten mochten. — — — Jedoch rede weiter!"

„Ich habe," fuhr P. Pavian fort: „Ich habe die Inquisition vertheidiget, und behaupten wollen, daß meinem Feinde, dem Kompilator Rautenstrauch (z) der erste Holzstoß gebühre, dadurch ich meinen persönlichen Haß, welchen ich gegen ihn hegte, genugsam an Tag legte."

„Ich habe dem Wiener-Publikum den Schandfleck angehängt, und auf meiner 81. Seite ꝛc. gesagt, daß es sich ganz leicht entschließen würde, seinen Holzvorrath von der Roßau herzugeben, und einen ganzen Winter nicht zu heizen, wenn es nur alle ihre Gelehrte ausheizen könnte. Dadurch ich es bei kurzsichtigen oder zu voreiligen Ausländern der Gefahr bloß stellte, daß diese leicht hätten denken können, es müsse mit der Aufklärung der Wiener noch sehr

(z) Pag. 99.

ſehr übel beſtellt ſeyn, weil ein Prieſter zwiſchen ihren eigenen Mauern zu behaupten es wagte, daß ſie ſo leicht ſich entſchlieſſen konnten, ihre Gelehrten, und alle, welche dem Fanatiſmus zuwider ſind, auszubeiſſen."

„Da ich endlich auf der Oberwelt nur jene für gelehrt hielt, welche ſo, wie ich, dachten, itzt aber vor deinem Richterſtuhle, Hoch- und Wohledelgebohrner Rhadamant, meine Unwiſſenheit einſehe, ſo kann ich leicht ſchlieſſen —"

„Schweig!" ſagte Rhadamant, „dein eigenes Geſtändniß iſt uns genug. Du ſollſt nun auch deine Strafe hören."

Sachus und Rhadamant ſagten einander ſehr viel Heimliches, und, wie mir ſchien, ſo konnten ſie mit ihrem Urtheil gar nicht fertig werden. Endlich wurden ſie einig; und Sachus winkte.

Da trat Triptolemus, ein Eluſiner von Geburt, hervor. Auf ſeiner ungeheuren Naſe ſaß eine Brille, deren Sehegläſer

ſet zween breiten Monden glichen. Mit einer rollenden Donnerſtimme las er das Urtheil ab, welches über den unglücklichen Pavian gefället worden.

„Im Namen Plutons des XV. Königs der Nacht, und der abgeſtorbenen Seelen, eiſernen Beherrſchers des Orkus, und Herzoges von Erebus, iſt dieſer Schatten verdammt; er ſolle vor's

Erſte: Zweimal die Woche um die gewöhnliche Geiſterſtunde allen ſeinen Freunden, beſonders aber dem renomirten C. F. **Bocker**, in der Geſtalt eines Exjeſuiten, erſcheinen, und ihm, auf unſern Befehl, wohlmeinend rathen, ſeine Pfeile nicht alle zu verſchieſſen, indem wir geſinnet wären, ihn ehestens abzuholen, und zum hölliſchen Schnepfenjäger zu machen. Vor's

Zweite: Iſt er beſtimmt, ſo lange **Leo** der Zehnte nicht aus der Hölle gebetet wird, zwiſchen ihm **Luthern**, und **Johann Huß** den Schiedsrichter zu machen, und allzeit die Parthei dieſer zween letztern zu halten. Vor's

Drit-

Dritte: Iſt ihm auferlegt, alltäglich, ſo lange Se. Majeſtät der König bei der Tafel ſitzen, ein Stück ſeiner katholiſchen Prüfung oder ſeines Unterrichtes auf einer eigens hiezu errichteten Bühne ſtehend vorzuleſen, und damit ſo lange fortzufahren, bis unſer gnädigſter König mit ſeiner durchlauchtigſten Familie ſich ſatt gelachet haben. Vor's

Vierte: Iſt er verbunden, jedem, er ſey Coccejaner, Charteſianer, Valeſianer, oder Puritaner, oder auch ſogar Bonſtachi Baſſa, oder Muſti, Derwiſch, Bramine Fakkir, oder Kalender mit aller Freundſchaft und mit Bruderliebe zu begegnen. Und endlich vor's

Fünfte: Wenn alle dieſe Strafen überſtanden ſind, ſoll er in Miltons Narrenparadieß, wo er noch viele andere ſeines gleichen antreffen wird, gebracht, und nach daſelbſtigen 999999 jährigen Aufenthalt, von dort in das Reich der Ruhe, oder Eliſiums überſetzt werden.

So ſprach er, und eine auſſerordentliche Stille beherrſchte die ganze umliegende Gegend.

Endlich fieng Pavian nach einer langen Pauſe alſo an: So iſt denn kein Erbarmen — — (und fiel auf ſeine Knie) kein Erbarmen? — — Ach! die Strenge dieſes Gerichtes iſt unerbittlich, und ich Unglücklicher bin Myriaden von Jahren zum Elende, das hoffnungslos iſt, beſtimmt. O ihr Schatten der Chriſten, die ihr vielleicht hier ſeyn möget, die ihr etwa durch unwiſſende und heuchlende Prieſter irre geführet worden, und denen ihr nur allein das Unglück eures Daſeyns zu verdanken habt! ſeht aus meinem und eurem traurigem Beiſpiele, daß wir keine Chriſten waren, ſondern nur den Namen derſelben trugen. Wir haben unſere Religion verkannt, haben diejenigen, welche uns belehren wollten, gehaſſet, verfolgt, und wenn wir Macht hatten, uns mit dem Schwerte an ihnen gerochen, und nun, leider zu ſpät, muß uns die peinigende Erfahrung überzeugen, daß man nicht durch Tödten, ſondern durch den Tod; nicht durch Grauſamkeiten, ſondern

durch

durch Leiden; nicht durch Laſter und verabſcheuungswürdige Verbrechen, ſondern durch Heiligkeit die chriſtliche Religion behaupten und verbreiten müſſe."

„Die wahre chriſtliche Religion iſt keine Kindermörderinn, ſondern ſanft und freundlich, welche nicht Gewalt braucht, die Irrende zurückzuführen; kein Schwert in die Hand nimmt, um das Evangelium zu predigen, ſondern voll mütterlicher Liebe, und Sanftmuth, durch Zureden, und wahre gute Beiſpiele den Fremdling einladet, und ihn mit ihren Kindern zu vereinigen ſucht. — — — Wer iſt alſo der, welcher, wenn die Frage iſt, ob Fleiſch Brod oder Brod Fleiſch, oder ob der Saft einer Traube Wein oder Brod ſeye, oder ob durch das Geplapper eines Menſchen aus Mehl ein Gott hervorgebracht, und dieſer wieder in tauſend Götter zertheilet werden könne, welcher alſo ſeine Meinung von dieſer Frage zu behaupten, mit Feuer und Schwert wütet, Städte plündert, verbrennet, verheeret; Müttern ihre Säuglinge von der Bruſt reiſſet, und ſie ermordet, und alles, was ihm nicht entfliehen kann,

niedermacht: Wer ist der, sage ich — — „Ein Christ?“ — — Nein, ein rasendes Ungeheuer ist er, welcher die Verfluchung Kains Millionenmal auf sein Haupt ladet; denn er hat Millionen Brüder erschlagen.“

„Der wahre Christ ist sanftmüthig, und leutselig, weil er erkennet, daß jeder Mensch den Schwachheiten unterworfen ist; er hat dahero mit seinen Fehlern Mitleid, und wendet alle brüderliche Liebe an, ihn auf den Weg der Tugend wieder zurückzuführen. Der wahre Christ ist uneigennützig, weil er seinen Nächsten so sehr, als sich selbsten liebt, und derowegen den Vortheil seines Nächsten eben so sehr, als seinen eigenen sucht. Er ist demüthig, und erkennet, daß alle Menschen seine Brüder, und seines gleichen sind. Er ist mäßig, und nüchtern, weil er weiß, daß Schwelgerei das Leben verkürzet, welches doch nur Gott, dem Vaterlande, und seiner Familie angehöret, daß Trunkenheit ihn untüchtig zur Erfüllung der Pflichten des Christen, des Bürgers, des Vaters und Freundes macht. Der wahre Christ liebet seinen wohlthätigen, gerechten und barmher-

zi-

zigen Gott, beſtrebt ſich, nicht aus Eigennutz, ſondern von Ehrfurcht und Erkenntlichkeit durchdrungen, dem Willen ſeines Herrn gemäß zu handeln, und verabſcheuet allen Aberglauben. Kurz: der wahre Chriſt iſt ein Vater, Bruder, und Freund aller Menſchen, und der beßte, edelſte Bürger eines Staates.

Arme unglückliche Schatten! waren wir wohl Chriſten von dieſer Art? verdienen wir nicht durch unſere Bosheiten, und unmenſchliche Grauſamkeiten dieſes unſer trauriges Erbtheil, und alle Martern unſers peinigenden Gewiſſens? — — Sollten wir nicht wünſchen, daß die Zeit das Andenken an unſere Unthaten aus dem Gedächtniße der Nachkömmlinge wegwiſchen möchte, und ſie glauben machen, es habe niemals ſolche Schandflecke und Brandmale der Schöpfung, Religion, und Menſchheit gegeben?

O ihr Fürſten der Welt! könnte ich mit dieſem Erkenntniße, und dieſer Reue meiner begangenen Fehler zu euch hinaufſteigen, und denen, welche den Glauben noch jetzt mit Feuer und Schwert vertheidi-

digen, oder verbreiten wollen, sagen, daß Blutgerüste, Scheiterhaufen, und barbarische Edikte, die nur eines mahometanischen Regenten würdig sind, nicht den Weg zur ewigen Glückseligkeit bahnen, sondern daß man wider den Willen des Erlösers, welchem seine Seelen zu werth und zu theuer sind, handle, wenn man die Tage derjenigen Menschen abkürzet, welche vielleicht Gottes Augen früh, oder spät erfreuen könnten.

O ihr Philosophen unsrer Zeit! wie gut würde es seyn, wenn ich euch ermahnen könnte, daß ihr nicht immer nach der Rinde urtheilen, nicht aus den Handlungen böser Christen auf die ganze Religion schlieſsen, und nicht immer schreien, oder quacken möchtet, daß die gesunden Nahrungsmittel schädlich seyen, weil die meisten Menschen durch ihren üblen Gebrauch ihre Gesundheit zu Grunde richten, und sich verderben. — Ich würde euch rathen, daß ihr immer mit aller Mühe, und allem menschenfreundlichen Eifer Irrthümer zerstreuen, und Aberglauben unterdrücken solltet, daß ihr aber diesen Irrlehrern und Fanatikern den schönen

Na-

Namen Christ nicht beilegen möchtet, damit nicht die spätesten Enkeln zur Schande der christlichen Religion glauben möchten, daß wahre Christen so gehandelt haben.

Und endlich auch du Bischof zu Rom, der du nicht irren kannst, und ihr meine geistliche Mitbrüder in der Oberwelt, die ihr seine Stützen seyd, und eure Hände, und eure Mäntel nach dem Gelde ausbreitet, so wie ehemals die Juden nach dem Mana: **Möchtet ihr euch doch bekehren!** Könnte ich euch durch mein eigenes Beispiel überzeugen, daß nicht Aberglauben, falscher Eifer, ehrenrührende Schriften, noch viel weniger aber Geiz, Heuchelei, oder gar Grausamkeit, sondern Menschenliebe, Uneigennützigkeit, Geduld mit den Irrenden, und Sanftmuth gegen seine Feinde die Pflichten eines Priesters seyen; könnte ich euch sagen, daß ihr eure Freuden, eure Reichthümer und Ehre immer ruhig genieſſen, aber ohne zu hassen, ohne zu verfolgen, ohne Menschen zu tödten, sie genieſſen möchtet, daß ihr immer Diener des Willens des Herrn seyn, die unselige Pflicht aber der Diener seiner Rache den Teu-

ſeln überlaſſen, daß ihr die Menſchen, welche zwar nicht eures Glaubens, aber demohngeachtet eure Brüder ſind, und gleich viel Anſpruch auf die Seligkeiten des ewigen Lebens zu machen haben, nicht mehr ſo grauſam und unmenſchlich verfolgen, nicht mehr auf den blutigen Gräbern der Erſchlagenen eure Tempel erbauen, ſondern vielmehr ſelbſt allen euren Kräften aufbieten ſollet, daß der Nebel des Aberglaubens, welcher die Welt zu einer Mördergrube macht, zerſtreuet werde; und alle Menſchen ſich brüderlich die Hände geben; — dann würde ich der Welt einen Dienſt erweiſen, der ihr ſehr nöthig zu ſeyn ſcheint. Es würden Könige keine Inquiſition mehr dulden, ihre eigene Unterthanen nicht hinrichten; heilige Böſewichter würden ſich nicht mehr an der ehrwürdigen Perſon ihres Monarchen vergreifen, und abergläubiſche Bürger würden nicht mehr durch heuchlende Prieſter betrogen werden. So ſprach er.

Rhadamant, der niemals gerührt wird, wurde, wie mir ſchien, dießmal gerührt. (a)

Er

(a) Ein Inquiſitor der Hölle ſogar hegt menſch-

Er ſagte dem Eachus etwas Heimliches, worauf dieſer mit dem Kopf nickte, dann begann er alſo: „Unglücklicher Schatten! deine Thorheiten und Irrthümer, die du immer behaupteteſt, und deine übrigen Fehler haben dich der härteſten Strafe würdig gemacht; nachdem du aber deine Unthaten ſo lebhaft bekannteſt, und jetzt alle Zeichen eines reuemüthigen Sünders von dir giebſt, ſo ſoll die Zeit deiner zugedachten Strafe bis auf hundert Jahre herabgeſetzt werden; ehebevor aber ſollſt du eine Reiſe in die Oberwelt machen, damit du auch dort dieſes Bekenntniß deiner Miſſethaten ablegen mögeſt. (b)

Was hundert Jahre nur? ſchrien alle Verdammte — — — Ein Säkulum nur? brummte der Schatten eines Dorfſchulmeiſters

---

menſchliche Empfindungen; o warum hegt ſie kein Inquiſitor Spaniens!!!

(b) Geſteh's, andächtiger Leſer! verdiente nicht der mildthätige Rhadamant, daß ihm Pavian den Pantoffel geküßt hätte?

ſters — — und ich 375682 Jahre, rief eine Stimme. — Und ich 278782, und bin doch viel unſchuldiger! quackte eine andere. — — Das Geräuſch und Gemurmel wurde immer ſtärker, und es ſchien, als wollte eine Aufruhr entſtehen. — — Aber plötzlich krachte mir eine donnernde Stimme in die Ohren: Ex inferis nulla redemptio! Und das Geräuſch verwandelte ſich in eine Todesſtille. . . Als mich um die Urſache dieſes ſo unerwarteten Auftrittes erkundigte, ſo erfuhr ich, daß Minos, den ſein Podagra verlaſſen hatte, eben angekommen ſey, und das ganze Verhör auf's neue ſeinen Anfang nehmen würde.

Ich wollte mir alſo einen bequemen Platz ſuchen, um alles mit anſehen zu können, trat aber einem Schatten, der etwa Sänftenträger beim König Aſſuerus geweſen ſeyn mag, auf die Zehe, dafür er mir einen ſo unſanften Stoß mit dem Ellenbogen beibrachte, daß ich rückwärts in eine Grube fiel, und ehe ich noch den Ausgang mit Pavians Abenteuer erwarten, und ohne daß ich mich von Herrn

von

von Voltaire beurlauben, oder dem Kammerheizer Rosbi für seine gehabte Mühe danken konnte, erwachte, und sah, daß die Bekehrung eines Priesters, und alles, was er Gutes that, leider — — — nur ein Traum war.

Ende.

FRIDRICH FREYHERR VON DER TRENCK
Herr des Herrschafts Zwerbach und Grabeneck
in Oestreich und Erbherr auf Gross Scharlach
in Preussen, geboren 1720 in Königsberg.

Friedrich Freyherrn von der Trenck

merkwürdige

Lebensgeschichte.

Erster Theil.

Flectere si nequeo Superos
Acheronta movebo.

Neue mit Zusätzen vermehrte und verbesserte Auflage mit Kupfern.

Mit Königl. Preuß. allergnädigstem Privilegio.

Berlin,
bey Friedrich Vieweg dem Älteren.
1787.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Zueignung

dieſes Buches

an

den Geiſt

Friedrichs des Einzigen,

Königs von Preuſſen,

in den

eliſäiſchen Feldern.

Monarch!

Univ.-Bibl.
München

Dieſes merkwürdige, eigentlich für die Erdbürger geſchriebene Buch, ſollte erſt nach meinem Tode, in der ſichtbaren Welt ſichtbar erſcheinen; wenn der Schriftſteller nichts mehr zu fürchten hat, wo trockene Wahrheiten im entſchleyerten Lichte erſcheinen ſollen.

Ich lebe aber zu lange. Die Welt iſt begierig, neue Romane zu leſen. Sie bezahlt ſie am beſten, beſonders wenn wirkliche Geſchichten in Romanengeſtalt vorgetragen werden; und ich brauche das Geld für meine treue Arbeit nothwendiger im Leben, als wenn ich bereits begraben bin.

Ueberdieß wäre dieſes Werk gewiß in Gefahr, von aufgeklärten Köpfen unter die Legenden der Heiligen gerechnet zu werden, wo der Schriftſteller willkührlich lügen kann, weil

kein Augenzeuge der erzählten Vorfälle mehr lebt, welcher die Wahrheit besiegeln könnte. Ich schreibe nicht, um etwa den leichtgläubigen Pöbel zu hintergehen; um wie Robinson oder Donquichote mit Abenteuern zu prahlen; sondern für die, welche das Wahre vom Geschminkten, den Kern von der Schale, auch den unglücklichen Mann vom Uebelthäter oder Avanturier zu unterscheiden wissen.

Zwey und vierzig Jahre sind ohnedieß bereits verstrichen, seitdem mein hartes Schicksal im Vaterlande aufkeimte, welches unter Ew. Majestät berühmten Regierung, in meinem Falle allein, bis zu dem Grade anwuchs, zu welchem nur Erzbösewichte und wirkliche Verräther gelangen können. Glück, Zufriedenheit, väterliches Erbtheil, verdiente Ehrenstellen und Freyheit, raubte mir ein Machtspruch, ohne daß ich gegen meine Pflichten gefehlt, oder nach Gesetz und Recht gerichtet wurd. Mehr konnte mir keine Fürstenmacht nehmen,

nehmen, sonst hätte ich auch gewiß die Ehre verlohren, wenn mein starker Gliederbau nicht den ungeheuern Martern standhaft widerstanden, und meine vorwurfsfreye Seele mich bis auf diesen Tag erhalten hätte, an welchem ich noch wirklich reden, schreiben, auch diese beleidigte Ehre vertheidigen kann. Für mich selbst wäre ich, am Rande des Grabes, und zu einer Zeit gleichgültig, wo kein Monarch der Erden vermögend ist, mich nach dem Maße meiner erlittenen Drangsale vollwichtig zu belohnen. Es ist mir demnach auch wohl eine kleine Genugthuung zu verzeihen, die ich mir hiermit selbst verschaffe; wenn in meiner Geschichte ohne Widerspruch erwiesen wird, daß der mit vollem Rechte in tausend Vorfällen groß gepriesene Friedrich, an mir, an dem wehrlosen Trenk nicht groß gehandelt hat. Ich hingegen, trete mit stolzerhabner Stirne, vor das Gericht der klugen Welt, vor welcher Ew. Majestät so viel gethan haben, und erwarte unser Urtheil, wenn wir beyde werden begraben

seyn. Unser Geschichtschreiber muß aber nicht in Magdeburg oder Spandau, sondern in London oder Philadelphia an der Biographie arbeiten, und der Druck weder in Berlin noch in Wien, sondern cum privilegio sacrosanctae Justitiae & immaculatae Veritatis besorgt werden. Beyträge dazu, welche sonst mit mir begraben würden, werde ich meinen Erben hinterlassen. Zum Schweigen hat man mich bisher gezwungen, aber nie ersucht, noch durch Vergütung gereitzt, und da ohne dieß für mich nichts mehr zu hoffen; die Furcht hingegen eine Schwachheit ist, die ich als ein wirklicher Weltweiser in Ew. Majestät Lehrschule allezeit verachten gelernet, auch wirklich in meinem ganzen Leben nur allein dem Nahmen nach gekannt, aber nie, auch sogar nicht vor der Könige Grimm, noch ihrer Kriegsheere Feuerschlünden empfunden habe;

So fordert mich allein die Vaterpflicht auf, um meinen acht Kindern, welche durch mein

mein Schicksal in Preussen und in Ungarn, ihre rechtmässigen Güter und Reichthümer verlohren haben, nicht etwa den Vorwurf zu hinterlassen, daß ihr Vater ein wirklicher Uebelthäter war, der Fesseln durch Schandthaten verdiente. Nein Monarch! dieses war ich nie; und Trotz aller Dero Macht, Kerker, Fesseln und Mißhandlungen, haben Sie mir dennoch nie meine Tugend kränken, meine Ehre entreissen, meine Standhaftigkeit erschüttern, noch meine mir erarbeiteten Wissenschaften zernichten können, in welchen ich Trost für mich, Großmuth für mein Herz, Zeitvertreib im dunkeln Gefängniß, auch Schild, Panzer und Waffen gegen Fürstengewalt, und Verläumdung gefunden habe.

Vielleicht wird dieses Buch noch mit Achtung und Mitleid gelesen, wenn man die Schlesischen Schlachten und Siege schon unter die der Nachwelt gleichgültigen Mordtage bey Arbela, bey Cannä, oder in den Marathonischen Feldern rechnet.

Ich hatte keine Armee mein Recht zu behaupten. Ew. Majestät wissen auch, daß ich sie vielleicht anzuführen gewußt hätte; und um Gnade zu betteln, wo ich mein Recht, meinen Werth empfand, war ich zu stolz, und meine Seele zu groß.

Wird diese wahre Größe der Seele, als ein Verbrechen bey den Mogols und Sophis gestraft, so hätte sie unter Friedrichs Scepter Belohnung erwartet, und Bewunderung verdient. Beydes ist nicht erfolgt. Sollte man denn wohl glauben können, daß ein verläumderisches Bubenstück den klügsten der Könige 42 Jahre hindurch blenden, und sogar bis zur Unversöhnlichkeit zwingen könne. Oder soll auch die Christenwelt glauben, daß Monarchen niemals irren, niemals können hintergangen werden? Oder war ich wie Paulus in der Epistel an die Römer lehrt, das Gefäß, welches der grimmige Zebaoth zum Gefäß des Zorns und der Rache, von Ewigkeit her

her bestimmt hat? In diesem Sinne bin ich kein Christ, weil ich mir edlere Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit mache. Ich kannte auch den großen König zu gut, um ihn einer Grausamkeit zu beschuldigen. Mein widriges Schicksal allein hat es so gefüget, daß ich durch übertriebenes Jugendfeuer, und eine gewisse Art von Widerstand, welche den Mächtigen beleidigte, der nur subordinirten Unterthanen Gnade widerfahren läßt, den rechten Weg verfehlt habe, um dieselbe durch mein Recht zu verdienen. Alles mußte sich zur Versteinerung meines Unglücks so fügen, daß ich allezeit verdächtig blieb, und Ew. Majestät als Monarch nie anders mit mir verfahren konnten, als wirklich geschehen ist.

Noch weniger Hoffnung blieb mir übrig, sobald die Staatsklugkeit forderte, einen Mann ewig schweigen, auch in ganz Europa unthätig zu machen, von dessen Fähigkeit und Entschlossenheit in großen Gefahren, man über-

zeugt

zeugt ist, daß er schaden kann, falls er zur niedrigen Rache Gelegenheit suchen wollte.

In diesem Räthsel steckt vielleicht die ganze Auflösung meines Schicksals. Wie wenig haben aber Ew. Majestät mein Herz gekannt? Ich liebte Sie noch im Kerker als den Schutzgott der Wissenschaften, ich verehrte Sie als meinen Wohlthäter und Vater, welcher sich wirklich Mühe gab, aus mir einen besonders brauchbaren Staatsbürger zu bilden; ich habe Ihnen viel Einsichten zu danken, die mich klüger machten, und ich wünsche mir nur eine Unterredung jenseit des Grabes mit Ihnen, um in Dero belehrenden Gesellschaft Sie zu überzeugen, daß Sie den besten Patrioten verkannten, der lieber alles leiden, als Dero Verachtung verdienen wollte. Hier auf Erden ist dieser Wunsch vergebens. Vermuthlich werden wir aber bald beyde uns da zusammen treffen, wo nur die Titus, die Trajane, Aurelier,

Sokra-

Sokrate, Marcelle und Belisare, gute Könige, ächte Weise, und wahre Tugendmärtyrer, gemeinschaftlich über die Vorurtheile und irdischen Gaukelspiele lachen werden.

Empfängt uns aber ein ewiges Nichts, in eben dem wirbelnden Kreislaufe, wo wir alle waren, ehe wir durch menschliche Wachsthumröhren in Mutterleibe als Menschen gebildet wurden, o dann haben Ew. Majestät zu viel gearbeitet, ich aber zu viel gelitten, als daß der Nachruhm allein uns dafür belohnen könnte, von welchem wir ohnehin nur den blendenden Vorschmak schwärmender Ideen, aber nie die mindeste Wirklichkeit empfinden können; denn des Nachruhms Farben sieht nur der Fantast, wenn die Blume selbst schon verfault ist.

Gebühret mir demnach nicht mit vollem Rechte für alle meine saure Arbeit, wenigstens dieser meinen Ehrgeiz noch kitzelnde Lohn; daß ich, noch ehe ich zu seyn aufhöre, eben der Welt, wo Friedrich Monarch, ich

aber

aber nur ein wehrloser Unterthan war, der allein durch diesen Zufall irrig unter die Uebelthäter gerechnet wurde, auch zeige und gründlich erweise, wer und was ich eigentlich war; auch daß ich im innern Werthe allezeit würdig gewesen bin, unter Dero Zepter eine ganz andere, als meine tragische Rolle zu spielen. Dieses, allein dieses ist die ungeheuchelte Absicht des gegenwärtigen Buches; und soll auch die einige Genugthuung für alle meine durch unschuldige Verdrängung aus meinem Vaterlande überstandene Drangsale seyn, die ich ohne Feldmarschallstitel, als ein ächter Held im Unglücke, stolz aufzufangen, stark zu ertragen, und großmüthig abzuschütteln vermögend war. Wunderbar bleibt meine Geschichte gewiß.

Ew. Majestät verurtheilten mich als einen Untreuen; und alle Dero Unterthanen schätzen mich von der Wahrheit öffentlich überzeugt, als ihren redlichsten Patrioten. Sie selbst wußten

wußten es schon längst auch. In Wien hingegen gibt es noch wirklich Thoren, welche mich gut Preussisch gesinnt glauben, weil ich nicht glauben will, daß wir ietzt im ersten Feldzuge schon Berlin erobern können.

Indessen, da ich überblödsichtige Menschen lache, und die Wahrheit in allen Fällen behaupte, bleibt diese beste Tugend des ehrlichen Mannes mein einiges Verbrechen. Zwey große Monarchen haben meine Güter vertheilet, noch ehe ich starb, oder ein Testament zum Vortheile des Fiskus gemacht habe; und ob meine Kinder als rechtmäßige Erben dieser Güter, jemals Advokaten und Richter finden werden, ihre Rechte gegen einen Gegner zu revindiciren, welcher mit dreymal hunderttausend Mann bey dem Termin erscheinen; oder dessen Kodex mit allerhöchsten Hofresolutionen ausgelegt oder kommentirt werden kann, — dieses habe ich gegründete Ursachen, auf ewig in Zweifel zu

stellen.

stellen. — Geschiehts? so segne Gott den, welcher groß handeln will, und sie werden ihm so treu, so dankbar dienen, wie ich, falls man mich ohne Mißtrauen hätte brauchen wollen. Hierzu haben sie meine Grundsätze mit der Muttermilch eingesogen. Geschiehts nicht? so mögen sie so, wie ich, die Nothdurft erwerben, und den Ueberfluß verachten lernen. Mein Recht übertrage ich ihnen indessen, so wie der Papst die Bisthümer in Jericho, Jerusalem, und Peking, aber nicht wie solchen Prälaten, die wegen Mangel an persönlichen Verdiensten nur in partibus infidelium in effigie die Kirche regieren wollen, wo doch der Glaube wie Paulus sagt — nicht Jedermanns Ding ist.

Findet man übrigens Unwahrheiten oder Vermäntelungen in dieser meiner Lebensgeschichte, die ich nicht zum frevelnden Angriffe, sondern zur behutsamen Vertheidigung meiner Ehre geschrieben habe, — so heisse mich nicht

nur

nur die Nachwelt einen Lügner, sondern auch die noch wirklich mit mir lebenden, einen Schurken;

So treffe meine Kinder der Lohn und das Schicksal der Kinder eines Verräthers; und der Scharfrichter haue mir die Hand vom Rumpfe, mit welcher ich dieses schreibe falls ihn eine bösartige oder niederträchtig ligende Seele bewohnt.

Vor Gottes und gerechter Menschen Gerichte kann ich allezeit mit heiterem Gesichte auftreten, und mit vorwurfsfreyem Herzen sagen: —

Herr! verfahre mit mir nach meinen Werken. Und wer mich nicht nach dem Gerüchte der Leichtgläubigen, sondern nach meinem Betragen, nach meinen Handlungen abwägt, der findet den ächten Christen, den ehrlichen Mann, und den rühmlichsten Staatsbürger gewiß in dem bisher nur von Kurzsichtigen, von Lasterhaften, von Hofinsekten,

und

und von bösartigen Pfaffen verfolgten oder verkannten Trenck.

Ich vermäntele in diesem Buche meine Fehler nicht; ich war ein Mensch, und habe keine Ursache mich zu schämen, daß ich kein Engel war. In meinen Gedichten sag ich selbst: —

Von Verbrechen war ich frey; nicht von Mängeln roher Jugend;
Straft man das als Uebelthaten, wenn ein Sklav die Fesseln bricht,
Dann bin ich der gröbste Sünder, und der ärgste Böswicht;
Sonst bin ich von Vorwurf frey. — —

La Herr! von Vorwurf bin ich wirklich frey. Die Zeugen, auf welche ich mich berufe, leben noch; und obgleich Ew. Majestät mich alle Winkeln der Erde verfolgten, wo ich Zuflucht suchte; obgleich Dieselben an mir bewiesen, daß Könige lange Hände haben, so habe ich dennoch nie beweisen wollen, was ein gerüsteter Mann meiner Gattung thun könnte, wenn er diesen langen Händen

den glücklich ausgewichen ist, und sein Menschenrecht empfindet.

Schon längst bin ich im Vaterlande unter die Todten gerechnet worden. Mein Leichenstein, worauf mein Nahme ausgehauen wurde, und auf dem ich zehn Jahre hindurch mein Commißbrot gegessen habe, liegt im Trenckischen Kerker zu Magdeburg. Diesen hatten mir Ew. Majestät bestimmt, wenn ich zu schwach gewesen wäre, alle Martern zu überstehen. Ich bin also für das Vaterland todt; aber mein Aas soll diesem Vaterlande niemals stinken. Ich lebe für keinen Monarchen mehr auf Erden, wo Undank der Lohn meines Diensteifers war. Und da mich mein Arzt unlängst, bey einer schweren Krankheit versicherte, ich würde bald sterben; da die Zeitung zugleich Ew. Majestät bereits als todt ankündigte — schrieb ich in aller Eil diese Zueignungsschrift, um meiner Lebensgeschichte einen Schutzherrn in der andern Welt zu suchen.

Ich übergab sie eilfertigst dem Drucke, und da ich wider Vermuthen gesund ward, war das Buch schon fertig, und Ew. Majestät sind jetzt nicht mehr. — —

Es kann also nicht mehr in Dero Händ gerathen. Vielleicht hätten Sie, gerechter Kö nig, alles was ich geschrieben habe, noch vor ehrlichen Männern untersuchen lassen; viel leicht würde die aufgedeckte Wahrheit, in de bescheidensten Vertheidigung, Dero Mer schenherz gerührt haben, und noch wäre i Zeit gewesen, Ihnen selbst Ehre, mir hin gegen einige kurze Freuden, nach so lange Drangsalen zu machen. In diesem Falle hätten Sie nie Ursache gehabt, dem Schat ten des geopferten Trenck in einer bessern Wel auszuweichen, wo ich den Ihrigen mit Ehr furcht begierig suchen werde, um Sie zu über zeugen, daß ich allezeit war

Euer Majestät

treuer, aber nie kriechender Unterthä
Trenck.

Vorbericht.

Für dieſen habe ich wenig zu ſagen. Der Inhalt des Werkes ſpricht, und bedarf keiner Einleitung. Es iſt eine Erzählung und kein Roman; eine wirkliche Geſchichte, wovon die Augenzeugen noch leben, und wo der Verfaſſer noch mit erhabner Stirne vor dem Gerichte der klugen Welt auftritt.

Meine Handlungen, mein Betragen bey allen Vorfällen des Schickſals, ſind in ſolcher Geſtalt ungeſchminkt vorgetragen, wie ich ſie wirklich vollzogen habe. Ich war allezeit Menſch, und zweifle ſehr, daß Sokrates, der hochgeprieſene Weltweiſe, in meinen Begebenheiten 40 Jahre lang allezeit Sokrates geblieben wäre. Prahlſucht iſt noch weniger der Gegenſtand dieſes Buches. Ich will belehren; ich will wirklich überſtandene Drangſale jedem Leſer fühlbar ſchildern, und will meine Feinde nicht beleidigen, ſondern beſchämen. Weit von mir alle niedrige Rache oder Vermäntelungen meiner Fehler! Ich ſchreibe meine Lebensgeſchichte am Rande

des Grabes; und meine grauen Haare sollen nicht mit heuchlerischen Schandflecken besudelt werden. Ich will nicht anders scheinen, als ich war und bin; nicht anders schreiben, als ich denke; nicht anders lehren, als ich zu handeln gewohnt bin; auch so sterben, wie ich gelebt habe.

Einige Hauptvorfälle in meiner Geschichte müssen mit mir begraben werden, und ein ewiges Geheimniß bleiben. Die Personen leben noch, welche durch Entdeckung der Sache beleidigt, oder wohl gar unglücklich werden könnten. Gott behüte mich vor Verrätherey an meinen Wohlthätern und Freundinnen!

Auch meine Berliner Stützen im Unglücke empfangen hiermit meinen lauten Dank! Nennen oder mit dem Finger zeigen werde ich aber die gewiß nicht, denen ich Ehrfurcht und die Erhaltung meines Lebens schuldig bin. Der Leser rathe bey dergleichen nur dunkel angebrachten Stellen, was er will. Ich will lieber den Verdacht einer Unwahrscheinlichkeit an meinen Schriften kleben lassen, als die Quelle entdecken, aus welcher die Hülfe floß, die sogar die Wächter meines

meines Gefängnisses für meine Rettung aufs munterte, und mich in allen Begebenheiten unterstützte. Punktum! mehr darf ich nicht sagen.

Uebrigens erzähle ich gar keine Abenteuer der Kinderjahre, einen Raum zu füllen, im gewöhnlichen Geschmacke der Romanleser. Zwey Bände gestatten mir kaum Platz genug, um die fast unglaublichen Verwickelungen meines Schicksals, um nur Hauptvorfälle konzentrirt vorzutragen. Ich entwischte gewiß 50mal in Lebensgefahren, wo ein andrer bey der ersten unterliegt, sogar wo ich wirklich den Tod suchte und verzweifelnd beschloß, da fand ich keinen Widerstand, und mußte länger leben, um mehr zu leiden. — Doch genug gesagt zum Vorschmack für den Leser! der ganze Zusammenhang einer so treu als offenherzig vorgetragenen Geschichte, in ungekünstelter Schreibart, wird mein Urtheil fällen.

Menschenfreunden, die mich bedauern, empfehle ich meine Kinder. Für mich selbst bedarf ich nichts mehr auf Erden; ich werde zu leiden aufhören, wenn ich nicht länger leiden will. — Wenn Gott die Tugend lohnt; wenn jenseit des Grabes noch etwas von mir übrig bleibt, dann gebührt

gebührt mir die Märtyrerkrone mit vollem Rechte; in allen Fällen wird aber der Tod den gewiß nicht erschrecken, der ihn so, wie ich, kennen und verachten gelernt hat.

Geschrieben, Schloß Zwerbach
im Jul. 1786,
im 60ten Lebensjahre.

Ich ward gebohren den 16. Februar 1716. in Königsberg in Preußen. Mein Vater starb daselbst im Jahr 1740. als Königl. Preußischer Generalmajor der Cavallerie, Ritter des Militärordens, Landeshauptmann und Erbherr auf Groß Scharlack, Schaklack und Meicken, welches seit 300 Jahren Trenckſche Stamm- und Lehngüter sind. Er nahm 18 Narben mit in das Grab, die er für das Vaterland aufzuweisen hatte, und der große Friedrich ließ ihn mit den Ehrenzeichen eines Generallieutenants begraben.

Meine Mutter war eine Tochter des Königsbergischen Hofgerichtspräsidenten von Derschau. Einer meiner Vettern war der königlich Preußische Etatsminister und Generalpostmeister der königlichen Staaten in Berlin. Zwey andere Derschau waren Generale der Infanterie.

Sowohl von Vater als Mutter Seiten sind meine Ahnen in den Preußischen Chroniken unter den alten teutschen Ordensrittern bekannt, welche ehemals Curland, Preußen und Liefland eroberten: auch unter sich in Aemter und Balleien vertheilten.

Eigentlich stammen die Trenck aus dem fränkischen Kreise.

Weit über die Vorurtheile des adeligen Pöbels erhaben, lache ich herzlich mit, wann Menschen ohne persönliches Verdienst, ohne Adel des Herzens, sich bey ihrem hochadeligen Stammbaume wie Schwammgeschöpfe aufblähen, und durch bestaubte Diplomen oder tausendjährige Geschlechtsregister eine besondre Achtung zu fordern, sich berechtigt glauben.

Noch verächtlicher betrachte ich den Grafen, Edelmann und Fürsten in solchen Ländern, wo man gegen bare Erlegung sicherer Geldtaxen, auch ohne Ehre, ohne Verdienst, ohne Blut, noch Fähigkeit, noch Willen, dem Vaterlande edel zu dienen, alle Diplomen erkaufen kann.

Wer hiervon mein Urtheil lesen will, der findet das Lächerliche des eingebildeten Adels im dritten Bande meiner Schriften, in der Abhandlung vom wahren, und vom papiernen Adel p. 94.

Ich habe hier folglich allein deshalb etwas von meinem Stammbaume sagen müssen, weil mich einige dergleichen geadelte Hanswürste ihres sogenannten Herrenstandes unwürdig glauben, und wohl gar ausgesprengt hatten — die Trenckischen Ahnen, wären nur Sklavonische Räuber gewesen, und niemals in forma usitata in Wien mit Wappen und Prädikaten begnadigt worden; folglich keiner Ach-

tung

ganz würdig — Gerne gestatte ich dem National-Stolze diese Freude — Gellert sagt:

„Der Kluge sieht auf das Verdienst.
„Thor! bist du das nicht, was du scheinst,
„So bist du sonder Ehre.

Und ein Neger in Mississippi, der nackt auf einem Blocke saß, nur über 400 Neger Fürst war, blies die Backen auf, und fragte einen Französischen Kaufmann —

„Spricht man in Frankreich viel von meiner Macht, Pracht, und Majestät?“

Das Urtheil über meine Geburtsrechte, auch über meinen innern Werth hängt ohnedieß nicht von dem eingeschränkten Gesichtskreise ab, in welchem ich gegenwärtig meine Lebensgeschichte, gewiß nicht aus Prahlsucht, sondern zur Belehrung schreibe; und eben diese, welche auf Beweise und treue Wahrheit in richtigen Verbindungen gegründet ist, überläßt den ächten Edlen Europens das Urtheil, ob ich jemals eines Diploms oder eines legalisirten Stammbaumes bedurfte, um unter die ersten Edeln eines Staates gerechnet zu werden, wo ich als Patriot und Mitbürger zu leben beschlossen habe, aber nie beschließen mußte; weil dem ächten Edelmanne die ganze Welt zur Freystatt offen stehe; mein Vaterland aber nur da ist, wo ich Bürgerpflicht und rechtschaffene Handlungen, ohne niedrig zu kriechen, mit geschätztem Beyfall erfüllen kann.

Genug hiervon für jetzt, für allezeit, von dem angeerbten Adel meiner Geburt. Dieser Seitenschritt war für meine Kinder nothwendig, welche unter Josephs und Friedrich Wilhelms Scepteren zeigen sollen, daß Sie ihrer Gnade und Belohnung würdig sind; daß sie Trenck heißen, um in die Spuren ihres Vaters zu treten, und das zu verdienen, was mir der Neid, der Priester Rachsucht, und mein widriges Schicksal; vielleicht auch nur der verfehlte Weg unser Recht zu suchen, entrissen haben.

Diese Kinder sind alle in der freyen Reichsstadt Aachen gebohren, folglich nirgends Vasallen, als da, wo sie Ehre und Brot zu suchen wählen. Da aber, wo sie nicht unter die ersten auftreten dürfen; da, wo der Werth des Mannes nach dem Gewichte der Hofgunst, der Goldbörse, des Aberglaubens und der Niederträchtigkeit abgewogen wird, werden sie den Staub von den Stiefeln schütteln, und meinem Vorbilde sicher folgen. Ich selbst taumelte schon dem Grabe entgegen; kann aber denen, die an meinem alten ächten Adel zweifeln, noch mit Fahne, Degen und Urkunden die Beweise führen. Meinen Erben hinterlasse ich große Rechte an konfiscirten Trenckischen Gütern, und dieses Buch, worin mein selbst erworbenes Diploma steckt. Ihres Stammbaumes Zeugen, ihre Blutsfreunde, Wien und Preußen im Herrenstande; und ich habe gegründete Ursachen zu hoffen, daß sie ihres Nahmenlassers Asche nicht da

schim-

ſchimpfen werden. Genug für mich, auch für die geſagt, welchen ich meinen Lebenslauf als mein Schwanenlied ſchreibe.

Von meinen Kinderjahren ſag' ich gar nichts. Dieſes Buch ſoll kein Kinderroman werden; und ernſthafte Geſchichten mit wirklich wunderbaren Vorfällen fordern Raum in dieſen Blättern.

Mein Temperament war ſanguiniſch cholerisch, und erſt im 54ten Jahre ward das Choleriſche herrſchend.

Trieb nach Freuden und Leichtſinn waren folglich die angebohrnen Fehler, welche meine Lehrer zu bekämpfen hatten; das Herz war biegſam; aber eine edle Wißbegierde, ein Nacheiferungsgeiſt, eine unruhige Arbeitſamkeit, ein bey allen Gelegenheiten angefächelter Ehrgeiz, waren die Triebfedern, welche nach dem Entwurfe meines aufgeklärten Vaters einen brauchbaren Mann aus mir bilden ſollten. Kaum war ich Jüngling, ſo keimte ſchon eine Art von Stolz in meiner Seele, welcher auf dem Gefühl des innern Werthes Wurzel faßt. Ein einſichtsvoller Lehrmeiſter, welcher mich vom 6ten bis in das 13te Jahr leitete, arbeitete aber unausgeſetzt, um dieſen empörenden Stolz in eine gemäßigte Eigenliebe zu verwandeln. Durch Gewohnheit, beſtändig mit Schulbüchern beſchäftigt zu ſeyn, durch Aufmunterung, Erquickungsſtunden und Lob, ward mir die Arbeit ein Zeitvertreib, das Lernen eine Gewohn-

heit, und die ſtrengſte Erziehungs eine ungefühlte Bürde.

Meine natürlichen Talente wurden demnach richtig angewandt, und durch tägliche Uebung mein Gedächtniß ſo ſtark, daß ich innerhalb 2 Stunden ein ganzes lateiniſches Programma von einem Bogen auswendig lernen konnte. Die meiſten Schulbücher, den Ciceronem, Cornelium, Curtium, Virgilium, die ich in das Deutſche, und dann wieder in das Lateiniſche überſetzen mußte, die ganze heilige Schrift, konnte ich mit ganzen Capiteln herplappern.

Wenn ein Jüngling einen geduldigen und wirklich gelehrten Inſtruktor hat, der ihn zugleich liebt, und Freude in ſeiner Unterrichtung findet; wann dieſer Jüngling vom 6ten bis in das 13te Jahr täglich von 5 Uhr frühe bis 7 Uhr abends zur Arbeit angehalten wird, und zugleich einen leichten Begriff, einen geſunden Leib, einen forſchenden Verſtand, und ein großes Gedächtniß, mit einer regelmäßigen Organiſation beſitzt. Wenn ſeine Lehrer ihn bey ſeiner Schwäche zu lenken, und ſein Feuer ſo anzufächeln wiſſen, daß es keine Funken in wachſende Leidenſchaften ausſprühen kann; dann allein iſt es möglich, daß der Schüler, ſo wie ich, ſchon im 13ten Jahre alle Schulſtudia gründlich abſolviren und zu den höhern Wiſſenſchaften auf Univerſitäten ſchreiten kann.

Die

Die ganze Historie hatte ich nicht nur buchstäblich, sondern mit aufgeklärter Anwendung im Kopfe, so im Kopfe, daß ich noch heute in meinem sechszigsten Lebensjahre fast alle Römischen Regenten und Kaiser, alle großen Männer und Gelehrte nennen, auch das Säkulum bestimmen kann, in welchem sie lebten.

In der Geographie und Zeichnung hatte ich eben so viel gethan; und noch gegenwärtig will ich jedes Land, ohne die Landkarte anzusehen, mit seinen Gränzen, Flüssen, und Hauptstädten auf das Papier mahlen.

Mein Vater schonte kein Geld, wo Gelegenheit war, etwas zu lernen. Mit Fechten, Tanzen, Reiten und Volztigiren wurden meine Erquickungsstunden beschäftigt. Und wenn ich irgendwo müde ward, oder Ekel merken ließ, dann durfte man mir nur versprechen, daß ich nach vollbrachter Lektion, ein Par Stunden Vögel schießen, Fische fangen, oder spatzierenreiten durfte; so war im Augenblicke alles memorirt, und Wonne und Freude verbreiteten sich bey der strengsten Kopfarbeit in meine ganze Seele.

Man blieb aber nicht allein bey den todten Büchern, die nur den Kopf anfüllen und den Gelehrten bilden. Man arbeitete zugleich auf das Herz, auf das Sittliche, und auf die moralischen Empfindungen des Jünglings.

Vom Katechismus war mein Instruktor kein Liebhaber. Ich hatte schon zu viel die Bibel gelesen, und machte ihm Einwürfe, die er meistens mit Schweigen und Lächeln widerlegte; hingegen wurde mir Tugend, Bescheidenheit, Mäßigung, Bemeisterung meiner Leidenschaften, Großmuth, Menschenliebe, Patriotismus, Ehrgeiz, Bürgerpflicht, und Redlichkeit bey jeder günstigen Gelegenheit eingeprägt.

Meine Aeltern und Lehrer waren lutherischer Confeßion; folglich lehrte man mich nie glauben, daß man böse Werke mit guten abrechnen könne; daß man Vorbitter im Himmel erheuchein, arme Seelen erlösen, noch alles blindlings glauben müsse, was die Priester wollen. Ich kannte Rom aus der schändlichen Kirchengeschichte, und habe allezeit einen unheilbaren Haß gegen Zwang, Aberglauben, und Betrug in meinem Herzen empfunden.

Von der löblichen Teufelsgeschichte, von Gespenstern, irrenden Seelen, und Besessenen, war mein Lehrer auch kein Liebhaber; folglich habe ich bey männlichen Jahren keine Vorurtheile zu bekämpfen gehabt, die manchen fähigen Kopf in ein solches Labyrinth verwickelt, aus welchem zuletzt ein frommer Böswicht, ein fanatischer Träumer, oder gegenseitig ein zügelloser Atheist hervorbricht. Ewigen Lohn, ewigen Segen wünsch ich für diese wohlthätige Erziehungsart dem Schatten meines erleuch-

teten

ten Vaters, und dem Manne, welcher mich zu bilden gewählt wurde. Die Wirkungen edler, heiliger Grundsätze haben mich in allen erlebten Drangsalen erquicket, gestärkt, und im bittersten Kampfe bewaffnet. Und der ganze Innhalt dieser merkwürdigen Lebensgeschichte wird jedem scharfsichtigen Leser die Quellen entdecken, aus welchen meine Standhaftigkeit in Widerwärtigkeiten, und mein männlicher Trotz in großen Gefahren hergeflossen ist.

Wer einmal an Wissenschaften Geschmack findet, und immer in denselben muthig fortzuschreiten entschlossen ist, dem scheint nichts unübersteiglich; der klagt auch im Kerker nicht über lange Weile; der weiß die ächten Glücksgüter von Scheingütern zu unterscheiden, und bleibt sicher in allen Schicksalsstürmen unbeweglich.

Und fällt der Himmel ein, so wird er ihn zwar decken,
Aber nicht erschrecken.

Rekreationsstunden durfte man mir wenig gestatten; überall waren Händel, wo ich mich einmischte; und wo lustige Streiche gespielt wurden, wo man mit verkleideten Gespenstern das Gesinde schreckte, oder wo Zucker und Obst genascht wurden, da war Fritze gewiß der Urheber, allezeit aber sicher in Verdacht. Hierdurch übte ich mich in listigen Ausflüchten, und gerieth durch Nothlügen in den Geschmack, andern Leuten Nasen zu drehen, auch

die Wahrheit listig zu verwänteln. Denn gegen Gewalt hilft am sichersten der Betrug.

Meine Lebhaftigkeit war unbegränzt. Durch liebreiche Worte war aber alles von mir zu erhalten; da hingegen mich Schläge und niedrige Handlungen empörten, und halsstarrig machten. Die ganze Grundanlage meiner Erziehung war demnach auf Ehrgeiz, Lob und Tadel gegründet. Und weil geschwinde Begriffe, und unausgesetzte Arbeit mich früher klüger machten, als alle Jünglinge, die ich zum Umgange fand; weil ich mich von allen Menschen loben und von vielen bewundern sah, so gerieth ich unbemerkt aus der Eigenliebe in einen Stolz, in eine gewisse Menschenverachtung oder Tadelsucht, die mir bis zum grauen Haare angeklebt hat; mir viele Händel in der Welt verursachte, und meiner Feder auch den satyrischbeissenden Ton einflößt, mit welchem alle meine Schriften durchwebt sind; die mir bey denen, welche mich nicht persönlich kennen, das Urtheil eines gefährlichen unruhigen Mannes verursachen, welches doch in der That das Gegentheil meines ganzen Charakters ist.

Mein Vater war durchaus Soldat. Tapfer und ehrgeizig sollten alle seine drey Söhne werden. Wenn demnach einer den andern schimpfte oder beleidigte, so durften wir uns nicht bey den Haaren raufen. Es geschah eine förmliche Ausforderung mit hölzernen Säbeln, die mit Leder überzogen waren. Und

der

der Alte sah lächelnd zu, wenn wir uns herumsäbelten; eben hierdurch aber in den Fehler geriethen, Händel zu suchen, um bey jedem Siege gepriesen zu werden. Diese Nachsicht hat mir und meinen Brüdern große Widerwärtigkeiten verursacht.

Nichts konnte mich mehr aufbringen, als wenn ich einen andern Jüngling loben hörte. Ich wollte mehr wissen als ein jeder, und gleich waren Händel da, wo wir zusammen kamen. Dieser nicht in Zeiten gedämpfte Fehler, und die Gewohnheit, daß ich bey allen öffentlichen Prüfungen allezeit der Erste blieb, haben einen so nachtheiligen Eindruck auf meine Begriffe von mir selbst verursacht, daß ich in allen Begebenheiten meines Lebens lieber brechen als biegen, keinem stolzen gebietherischen Menschen nachgeben noch ausweichen wollte; einen jeden angriff und beleidigte, welcher mich zu verachten schien; und daß ich mich viel zu früh als ein vorwitziger Jüngling schon, in die Klasse der großen Männer schwingen wollte. Hieraus erwuchs der Neid und alle Verfolgungen, die ich mir bey vielen Gelegenheiten durch Enthaltsamkeit und Mäßigung hätte vom Halse rücken können. Wenn aber einmal der Angriff geschehen, und die Bürde aufgeladen war, dann gestattete der Ehrgeiz nicht mehr, nachzugeben. Verschiedene Versuche glückten; und eben hieraus erwuchs der Fehler, daß ich mit dem besten Menschenherze, welches niemals jemanden meines gleichen

chen beleidigen konnte, allezeit Freude und Wohlthun fühlte, und Wehrlose, oder die, welche von meinen Befehlen abhingen, nicht einmal zu strafen, vielweniger zu mißhandeln fähig war; dennoch alle die verachtete, auch wohl gar angriff, welche mit gebietherischem Tone auftraten, oder mir als Vorgesetzte unumschränkte Gewalt in Herrschergestalt zeigen wollten. Ich hatte folglich allezeit mit Mächtigen zu kämpfen: eben hieraus, und weil ich weder nachzugeben, noch den Mantel nach dem Winde zu hängen gelernt hatte; weil mein Lehrmeister nur ein in meine Talente verliebter Schulpedant und kein Mann war, welcher mein Feuer zu mäßigen, und mich für die große Welt mit Argliſt und verſteckter Demuth auszurüſten, weder Kenntniß noch Fähigkeit beſaß; weil ich zu frühe, weil mein Verſtand zu früh reif, und ich auf der Univerſität meiner eigenen Leitung überlaſſen wurde; eben deshalb wird man in meinen Lebensvorfällen Begebenheiten finden, die mich in den tiefſten Schlamm menſchlichen Schickſals ſtürzten, weil ich mir ſelbſt, meiner Fähigkeit, meinen Kräften zu viel zutraute, dem Neide nicht auszuweichen wußte, und ihm vielmehr Waffen wider mich in die Hand gab, wenn ich den Widerſtand gegen Mächtige, oder böſe Menſchen unter die Heldenthaten rechnete, folglich den größten Haufen gegen mich aufbrachte, und dann auch eine der Staatsverfaſſung angemeſſene Subordination, nicht von

der

der Sklavenpeitsche zu unterscheiden gelernt hatte. Aufgebracht gegen alle Eigenmacht, wollte ich mir keine Schranken der Ehrfurcht von solchen Befehlshabern vorschreiben lassen, die ich weit übersah, die ein niederträchtiges Herz besassen, und in meinen Augen nur Verachtung verdienten. Das Amt hatte ich nie gelernt vom Manne unterscheiden. Ich wollte überall Gerechtigkeit, Großmuth und Gelehrsamkeit finden. Alles sollte nach meinen Schulbüchern angeordnet seyn. Ich fing an mit Tadeln, dann folgten Spott, und satyrische Angriffe, hieraus entstanden Feinde, diese wachten arglistig, wann ich in meiner innern Tugend wehrlos schlummerte, und allezeit blieb ich das sichere Opfer der Mißgunst oder der gereizten Rache.

Bey der edelsten und besten Fürsorge für meine Erziehung, um einen glücklichen Mann aus mir zu machen, entstand demnach durch eine Nachsicht oder Versäumung in solchen Grundsätzen, die in despotischen Staaten unentbehrlich sind, eben das Gegentheil des Zweckes. Ein republikanischer, nach erhabenen Grundsätzen der edelsten Freyheit und Menschenliebe gebildeter Kopf, sollte in Friedrichs Staaten, mit großen Talenten, zu großen Ehrenstaffeln gelangen? Welcher Widerspruch, welche verfehlte Grundanlage! Man erzog mich für den Dienst eines durch Eigenmacht beherrschten Vaterlandes, mit den Grundsätzen, mit dem ganzen Enthusiasmus

nus eines freygebohrnen Menschen; man lehrte mich die Sklavenpeitsche weder kennen, noch ihr ausweichen, sondern nur sie verachten. Was Wunder, wenn ich ihr Klatschen niemals um meine Ohren dulden wollte, und dann als Rebell behandelt wurde. Die Herren Reformatoren erhalten ihre Lorbeerkrone erst jenseit des Grabes; hier verschmachten sie meistens in Gefängnissen, oder seufzen im Narrenhause. Und die Märtyrerehre hätte ich gewiß nie verlangt, wenn mir mein Schicksalsbuch wäre aufgedeckt worden. Wunderbar und zugleich lehrreich ist aber mein Lebenslauf gewiß, weil man an mir ein Beyspiel findet, wie ein junger Mensch, dessen Herz von der edelsten biegsamsten Art war; dessen Erziehung alle mögliche Vortheile und Anwendung erhielt; der gar keinem Laster ergeben war; der allein für Wissenschaften, für Ehre und Tugend arbeitete; der sich niemals in böse Gesellschaften führen ließ; in seinem ganzen Leben nie berauscht war; nie das Spiel liebte; keine Stunden dem Müßiggange, noch der thierischen Wollust aufopferte; der allen möglichen Fleiß anstrengte, und auch ohne Zwang viele hundert Nächte dem Studiren aufopferte, um ein vorzüglich brauchbarer Mann zu werden — dennoch in ein solches Schicksalslabyrinth verwickelt wurde, welches sogar für einen Böswicht, Erzlaugenichts und Uebelthäter noch zu anhaltend grausam wäre.

Ich werde mich in meiner treuen Erzählung selbſt nirgends ſchonen, noch mir das Wort reden, wo ich Fehler in meinem Betragen finde. Um deſto mehr Eindruck hoffe ich bey Unerfahrnen zu ihrem Vortheile in der Anwendung zu bewirken. Dieß iſt der Zweck dieſer aufrichtigen Schilderung meiner, Gottlob! bis zur letzten Scene rühmlich geſpielten Rolle in dem ſchrecklichſten Trauerſpiele.

Das gewöhnliche Jugend- oder Kinderjahrglück habe ich nie genoſſen. Der ganze Tag war mit Anſtrengung und Lernen beſchäftigt; ſogar der Schlaf wurde mir deswegen abgebrochen, beſonders weil mein Inſtruktor ein alter Mann war, welcher, weil er ſelbſt wenig ſchlief, mir auch wenig Ruhe geſtattete.

Die Jünglingsfreuden genoß ich noch weniger, denn im achtzehnten Jahre war ich ſchon unglücklich, und ſchmachtete ohne Verſchulden im Gefängniß zu Glatz.

Als Mann hatte ich mit tauſend Widerwärtigkeiten zu ringen; erlebte zweymal die Confiſcation meines Vermögens, und ſaß vom ſieben und zwanzigſten Lebensjahre bis zum ſieben und dreyßigſten im Kerker zu Magdeburg, ohne Tageslicht, gefeſſelt.

Seit meiner erhaltenen Freyheit hatte ich beſtändig Drangſale und Verfolgungen zu bekämpfen, welche der letzte Band dieſer Erzählung zum Erſtaunen

aller

aller gefühlfähigen Leſer und zur öffentlichen Schande meiner Gegner bekannt machen ſoll. Nun bin ich ein Greis. Des Alters Schwächen brechen hervor. Die Munterkeit des Geiſtes verſchwindet, das Feuer erliſcht, der Gliederbau ſinkt, die Kräfte zum Widerſtande ſind geſchwächt; Krankheiten ſtellen ſich ein, und fordern eine neue Art von Geduld, die mir bisher unbekannt war. — — Meine Kinder wachſen heran; ich mache mir Vorwürfe, ihre Rechte durch meine Unbiegſamkeit verkürzt zu ſehen. Vorwärts ſehe ich nichts als Sorgen; um mich her nichts als gefährliche Feinde, und hinter mir erblicke ich zwar die aufgehende Sonne des Nachruſs, deren Strahlen aber weder mich erquicken, noch meine Grube beleuchten können. Ich empfinde demnach das, was der Weiſe fühlt, welcher Welt und Menſchen kennt, Ich fühle, ſag ich, daß ich genug gelebt habe, und ſehne mich nach Ruhe, die für Männer meiner Gattung erſt jenſeit des Todes zu hoffen iſt. Glücklich, wer mit mir bey dem Anblicke deſſelben noch mit Seneka ſagen kann:

Si Deus mihi largiret facultatem, ut ex hac aetate repubeſcerem, & in cunis vagiam, valde recuſarem, quia nolo a carcere ad carcerem revocari. Nec mihi libet deplorare vitam, nec me vixiſſe poenitet; quia ſic vixi, ut me fruſtra natum non exiſtimem.

oder

Wann mir Gott gestattete, daß ich von neuen ein Kind würde; so wäre mein Entschluß, weil ich nach vollendetem Laufe nicht wieder in die Schranken zurückkehren will. Es gefällt mir auch nicht, zu bedauern, daß ich lebe; noch weniger reuet es mich, daß ich gelebt habe; weil ich so lebte, daß ich überzeugt bin, ich sey nicht ohne Ursache gebohren worden.

So sprach der Heide Seneka. . . Ich hingegen kann als Christ im Leben jedem Monarchen, und im Tode meinem Gott ohne Schamröthe, ohne Stammeln, und Furcht entgegen rufen:

„Herr verfahre mit mir nach meinen Wer„ken.“ Und die Beweise hiervon stecken in diesem Wahrheitsromane.

Ich halte mich gleich im Anfange meiner Geschichtserzählung etwas bey meinen Kinderjahren auf. Denn diese sind die wichtigsten, weil die Folgen unsers Schicksals meistens aus der Art unsrer Erziehung herströmen. Den Fehler in der meinigen habe ich angezeigt. . . Und meine allezeit lechzende Seele, mein beständig beschäftigter Kopf, und die mir mit Aufblähung beygebrachte Fählung meines Werthes, meines Menschenrechtes, waren eben nicht die Werkzeuge, die man im monarchischen Staate bedarf, um die Stufen der ersten Mitarbeiter zu ersteigen. Leute solcher Gattung, aufgeklärte

redliche Männer werden allezeit vom Steuerlenken weggedrängt, und nur als Ruderknechte, und in Fesseln zu dienen, gebraucht.

Hätte mir dagegen mein Instruktor die Verstellungskraft, Heucheley, und kriechende Demuth vor den Erdengötzen gelehrt; dann wäre ich längst Feldmarschall, im ruhigen Besitze meiner großen Ungarischen Güter, und hätte meine besten Jahre nicht im Magdeburger Kerker verbracht.

Wie wichtig ist demnach eine Erziehungspflanzschule in jedem Staate, in welcher die Grundanlage einerley Zweck mit der gesetzgebenden Macht bearbeiten muß; und wie gewaltig können die besten Aeltern in der Wahl ihrer Kinderlehrer, und im Entwurfe zu ihrem Glücke irren. Zum Beyspiel:

Wenn in einem despotischen Lande ein Jüngling von großen Talenten zur Vaterlandsliebe, zu erhabenen Handlungen, zur Tugend und zum edlen Ehrgeize angeführt wird; wenn alle seine Begriffe aufgeklärt, gegen Vorurtheile kämpfen, und Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit allein das Augenmerk seiner Wünsche ist. . . Dann wird er gewiß kein Hofliebling, kein Vezier, vielweniger ein Polizeydirektor noch Referent, sondern gewiß ein Widersprecher, ein verworfener, ein unglücklicher Mann, oder wohl gar ein Aufwiegler.

In solchen Staaten ist der Pfaffe der sicherste, der beste Lehrer in allen Schulen, Universitäten und Beichtstühlen. Hingegen wird auch in denselben ewig kein großer Mann, kein Marzell noch Scipio, noch Newton und Leibnitz hervorkommen. Cicero wird verstummen; Cato den Tod wählen, und Sokrates den Giftbecher trinken müssen.

Soll der Barsch mit großem Genie unter Priesterleitung erzogen werden, und nur den trockenen Catechismus lernen; dann glaubt er gewiß bey reifen Jahren gar nichts, ergibt sich allen tobenden Leidenschaften mit ganzer Wuth, oder wird nach Kirchengrundsätzen ein Ablaßcaeciant und rechtgläubiger Bösewicht, oder ein frommer Schurke. Sobald die Grundpfeiler der Erziehung auf blindem Gehorsam ruhen, und der despotische Scepter sich auf den theokratischen stützen muß; dann haben sicher alle Männer meiner Gattung auch mein Schicksal zu erwarten. Man schildert sie dem Kurzsichtigen als unruhige Köpfe, und ihr Opfermesser war schon geschliffen, ehe sie zum Mordaltar der Tugend und Menschenpflicht geschleppt wurden.

Uebrigens will ich bey Gelegenheit meiner eigenen Erziehungsart, die gewiß eine der edelsten und besten war, noch dieses anmerken:

Mit einem lebhaften Geiste, feurigem Temperamente und glücklichen großem Genie sind auch allezeit

große Fehler und Ausschweifungen verbunden. Wer bey diesen nicht zuweilen vernünftige Nachsicht braucht, und gegen die Natur allein durch Zwangmittel arbeitet, der wird seinen Zweck gewiß verfehlen. Wer aus einem sanguinischcholerischen Jünglinge einen strengen Wirth, einen Cassirer, einen Rechnungsführer erzwingen will, der ist betrogen, und befördert des Zöglings Unglück.

Mein Hauptfehler war allezeit eine übertriebene Freygebigkeit und Offenherzigkeit. Ich gab mehr, als ich geben sollte, und vergaß mich selbst. Der Grund dazu steckte vielleicht im Stolze, welcher die Selbsterhaltung überwog. Ich verließ mich zu viel auf mich selbst, gerieth in Mangel; hierdurch in allerhand Verdrüßlichkeiten, und war ein wirklicher Verschwender im Wohlthun. Warum? weil ich in meiner Kindheit den Werth des Geldes zu wenig kennen lernte; in Jünglingsjahren hingegen in so günstige Umstände durch die Vortheile, welche mir die Natur gegeben, gerieth, daß es mir niemahls an Gelde fehlte; wovon man in verdeckter Erzählung den Schlüßel in diesem Buche finden wird.

Nun endlich weiter zur Geschichte selbst.

Anno 1739, also in meinem 13ten Lebensjahre fand mein Vater schon für nothwendig, und meine Lehrer mich tüchtig, daß ich die Universitätsstudien anfing, und wirklich immatrikulirt wurde. Man über-

übergab mich dem berühmten Professor Kowalewsky, welcher dem Vaterlande viel große Männer gebildet hat. Bey ihm war ich nebst 14 andern Edelleuten aus den besten Familien des Reiches in der Kost, auch Wohnung. Der Zwang, die Ordnung, die strenge Applikation in diesem Lehrhause gefiel zwar dem neugebackenen Studenten nicht. Ich war unter mehr als 3500 der jüngste an Jahren, und wußte mehr als 24jährige Akademisten. Jedermann bewunderte meine Jugend und Fähigkeit, weil es fast ohne Beyspiel ist, daß ein Jüngling von 13 Jahren schon auf lutherischen Universitäten Student wird, und Collegia juridica, auch alle erhabene Lehrstühle zu besuchen im Stande ist. Alles dieses erhob meine Wißbegierde, zugleich aber auch meine Selbstschätzung.

Im Jahr 1740. im März, starb mein rechtschaffener Vater, und meine Mutter heirathete zur zweyten Ehe den Grafen Lostange, Oberstlieutenant des Kiowschen Kürassierregiments, verließ Preußen, und folgte ihrem Manne nach Breßlau. Meine Schwester heirathete den einigen Sohn des alten Generals der Kavallerie von Waldow, welcher quittirte, und mit ihr auf seine Güter nach Hammer im Brandenburgischen reisete. Ich verlor also alles, was ich liebte; und mein zweyter Bruder Ludwig trat als Standartenjunker in das Kiowsche Regiment, den jüngsten hingegen nahm meine Mutter nach Schlesien.

Nun war ich allein, und mir selbst überlassen. Mein Vormund war der Hofgerichtspräsident von Derschau, mein Großvater, einer der gelehrtesten Männer im Lande. Dieser liebte mich unbegränzt; ich mußte ganze Tage bey ihm zubringen; er fand Freude in meiner Belehrung, und viele Kenntnisse habe ich seinem Unterrichte zu danken. Er war stolz auf seinen Enkel, hingegen gestattete er mir alle kleinen Ausschweifungen liebreich, und gab mir mehr Geld als ich bedurfte.

In meinen Studien versäumte ich nichts, hörte die Collegia Juridica, Physica, Mathematica und Philosophica zugleich, repetirte sie alle in Privatstunden bey meinem Professor zu Hause, und war wegen meines geübten und ausserordentlichen Gedächtnisses der Liebling, auch die Bewunderung aller meiner Lehrer. Auch in der Ingenieurkunst war ich bald einer der Geschicktesten im Zeichnen. Und die Italienische, auch Französische Sprache hatte ich zu Hause gelernt.

Am Ende des 1740ten Jahres gerieth ich in Händel mit einem gewissen Herrn von Wallenrodt, der mit mir in einem Hause studirte. Als ein baumstarker Mann verachtete er meine Jugend, und gab mir eine Ohrfeige. Ich forderte ihn als Student auf die Klinge. Er erschien nicht, und spottete meiner; deshalb wählte ich mir einen Sekundanten und griff ihn auf der Strasse mit dem Degen in der

Faust

Faust an. Wir schlugen uns, und ich hatte das Glück, ihn im Arm, und zuletzt in der Hand zu verwunden.

Der Doktor Kowalewsky, mein Hausherr, verklagte mich bey der Universität. Ich wurde mit drey Stunden Arrest bey dem Pedell bestraft. Mein Großvater aber, welchem mein Feuer gefiel, und der mein Betragen bey beleidigter Ehre rühmte, nahm mich sogleich aus diesem Hause, und übergab mich dem Professor Christiani von dem Grabenschen Stipendienkollegio.

Hier genoß ich nun der vollkommensten Freyheit; und diesem Manne habe ich alle meine physischen Kenntnisse, und viele Wissenschaften zu danken. Er liebte mich väterlich; unterhielt sich zuweilen bis Mitternacht mit mir allein in geleherten Unterredungen, und brachte mir den wahren Geschmack zur Litteratur und zu den erhabenen Wissenschaften bey. Er gab mir die ersten Grundsätze von der Menschenkenntniß, von Physiognomie und Anatomie; und unter seiner Führung hielt ich im Jahr 1742. eine öffentliche Rede und zwey Disputationen mit allgemeinem Beyfalle; denn im 16ten Lebensjahre hatte vor mir noch keiner diese Ehre genossen, diese Proben abgelegt.

Drey Tage nach der letzten Dissertation ward ich von einem gewissen Händelmacher und Renommisten gereizt, und fast gezwungen mit ihm zu duelli-

ren. Ich brachte ihm einen Stoß in die Hüfte bey, und gleich erschien ich mit Stolz auf der Universität mit einem großen Haudegen und Renommißenhandschuhen.

Dieß waren schon Folgen meiner Erziehung, die mich gewiß zum Händelsucher gemacht hätten, wenn ich nicht ein gutes gefühlvolles Herz von der Natur erhalten hätte, und noch im tobendem Jugendfeuer in das tiefste Unglück gerathen wäre, welches mich zum Tugendwege zurückzwang.

Kaum 14 Tage nach dieser Geschichte, beleidigte ein Lieutenant von der Garnison meinen Freund, der ein verzagtes Herz im Busen trug. Ich übernahm seine Sache; suchte Gelegenheit, fand sie; wir schlugen uns unweit des Schloßplatzes, und mein Gegner ging mit zwey Wunden nach Hause.

Hier muß ich zur Aufklärung nur dieses anmerken, daß damals die Universität noch große Privilegien genoß; das Raufen war noch eine Ehre, und erlaubt; auch fast nicht zu hindern, weil allein gegen 500 Lief- und Curländische, Schwedische, Dänische und Pohlnische feurige Edelleute in Königsberg studirten. Seit dem ist alle Unordnung eingeschränkt. worden; hingegen die Universität in Verfall gerathen, bis endlich gegenwärtig verfeinerte Sitten die studirende Jugend überzeugt haben, daß man auf Universitäten wetteifernd lernen, aber nicht raufen,

und

und ſich die Glieder verſtümmeln müſſe, die allein für das Vaterland mit Ehre bluten dürfen.

Im November 1742. ſchickte der König ſeinen Generaladjudanten, den Baron Willich von Lottum in Geſchäften nach Königsberg. Er war ein Verwandter meiner Mutter. Ich aß mit ihm zu Mittage bey meinem Großvater; er ließ ſich mit mir in Unterredung ein, prüfte mich durch verſchiedene Fragen. Endlich brachte er ſcherzend vor, ob ich nicht mit ihm nach Berlin reiſen, und für das Vaterland den Degen, wie alle meine Vorfahren führen wollte? Bey der Armee ſey beſſere und ehrwürdigere Gelegenheit zum Raufen, als auf der Univerſität. Soldatenblut rollte in meinen Adern; gleich ſagte ich ja, und reiſete in wenig Tagen mit ihm nach Potsdam.

Den Tag nach unſrer Ankunft ward ich dem Könige vorgeſtellt, welcher mich ſchon vom Jahr 1740. kannte, da ich von der Univerſität als einer der geſchickteſten Zöglinge vorgeſtellt wurde. Gnädig, liebreich wurde ich empfangen. Einige richtige Antworten auf Friedrichs erleuchtete Fragen, und mein vorzüglicher Wuchs, mein ganz freyes unerſchrocknes Weſen gefiel ihm; und ſogleich erhielt ich die Uniform der Garde du Corps als Cadett, mit der Verſicherung meines künftigen, meinem Verhalten angemeſſenen Glücks.

Die Garde du Corps war damahls die Pflanz- und Lehrſchule der Preußiſchen Kavallerie. Sie beſtand

stand nur aus einer Eskadron auserlesener Leute von der ganzen Armee. Die Uniform war die prächtigste in Europa, und die Equipage eines Offiziers kostete 2000 Rthlr, weil sogar der Küraß mit massivem Silber überzogen war, und mit seinen Beschlägen und Reitzeug allein 400 Rthlr kostete.

Die Eskadron bestand zwar nur in 6 Offizieren und 144 Mann. Wir hatten aber allezeit 50 bis 60 überkomplette Reuter, auch eben so viel Pferde. Denn alles, was der König schön fand, ward zur Garde geschickt.

Die Offizier dieses Korps sind die ausgesuchtesten Talente im ganzen Staate. Der König selbst bildet sie; dann werden sie gebraucht, der ganzen Kavallerie die Manöuver zu lehren, und sind entweder in kurzer Zeit glücklich, oder durch den mindesten Fehler kassirt, oder unter Garnisonregimenter versteckt. Sie müssen zugleich alle, Mittel von Hause haben, und solche Eigenschaften besitzen, daß sie bey Hofe sowohl, als in der Armee, vorzüglich zu brauchen sind.

Kein Soldat auf Erden ist wohl mehr geplagt als ein Garde du Corps. Denn in Friedenszeiten habe ich oft in 8 Tagen, nicht so viele Stunden zur Ruhe übrig gehabt. Früh um 4 Uhr geht schon das Exerzieren an. Alle Versuche, die der König mit der Kavallerie machen will, geschehen hier. Man springt über Gräben von 3, dann 4, dann 5, und 6 Fuß, dann

dann weiter, bis einige im Probiren die Hälſe brechen.

Man ſetzt über Zäune; macht Carriereattaquen von einer halben Meile; und oft kamen wir vom Exerziren mit einigen todten und invaliden Menſchen, auch Pferden zurück. Oefters nachmittags wieder mit friſchen Pferden heraus. Und in Potsdam wurde zuweilen in einer Nacht zweymahl Allarm geblaſen. Die Pferde ſtanden in den königlichen Reitſtällen; und wer nicht binnen 5 Minuten geſattelt und bewaffnet vor dem Schloſſe erſchien, der mußte 14 Tage in Arreſt.

Kaum war man zu Hauſe im Bette, ſo ward wieder geblaſen, um die Wachſamkeit der Jugend zu üben; und in einem Jahre hab' ich im Frieden drey Pferde verloren, die im Exerziren und Grabenſpringen Beine brachen, oder überritten wurden. Kurz geſagt! die Garde du Corps verlor damahls im Friedensjahre mehr Menſchen und Pferde, als im folgenden vor dem Feinde in zwey Bataillen.

Wir hatten damahls dreyerley Quartiere. Im Winter bey den Hoffeſten und Opern, in Berlin; im Frühlinge zur Exerzierzeit in Charlottenburg, und den Sommer hindurch in Potsdam, oder da, wo der König war. Alle ſechs Offizier hatten die Tafel bey dem Könige; an Gallatagen bey der Königinn. Folglich kann wohl auf Erden keine beſſere Lehr-

Lehrschule für den Soldaten, auch für den Weltmann seyn, als diese.

Nun war ich kaum 6 Wochen Cadett, da mich der König nach der Kirchenparade auf die Seite rief, und mich wohl eine halbe Stunde lang in allen Fächern examinirte. Er befahl mir, folgendes Tages zu ihm zu kommen.

Er setzte mein, ihm so wunderbar gerühmtes starkes Gedächtniß auf die Probe. Er legte mir 50 Soldatennahmen vor, und innerhalb 5 Minuten waren sie memorirt. Er gab mir Stoff zu zwey Briefen, die ich in Französischer und Lateinischer Sprache zugleich verfertigte; einen selbst schrieb, den andern in die Feder diktirte. Und in der Geschwindigkeit mußte ich mit dem Bleystifte eine Gegend aufnehmen.

Auf der Stelle ernannte er mich zum Kornett der Garde du Corps; und jeder Ausdruck seiner königlichen Beredtsamkeit war ein Feuerfunken, der meine ganze Seele für Ihn, für seinen Dienst und für das Vaterland in helle Flammen brennen ließ. Er sprach als König, als Vater und zugleich als Kenner und Schätzer großer Talente; er sahe und empfand, was von mir zu erwarten war, und von diesem Augenblicke an war er selbst mein Lehrer, mein Freund, und mein Monarch.

Mein Cadettenstand hatte also kaum 6 Wochen gedauert; und wenige können sich rühmen, in meinem

nem Vaterlande unter des weisen Friedrichs Scepter ein solches Glück erlebt zu haben.

Nun war ich Offizier von der ersten Garde. Der König beschenkte mich mit kostbarer Equipage, und nunmehro war ich ein Hofmann, ein Geleheter, und ein Offizier bey der schönsten, ehrwürdigsten und lehrreichsten Soldatenschule in Europa. Meine Anstrengung im Dienste hatte keine Schranken, so daß mich im August 1743 der König schon wählte, der Schlesischen Kavallerie die neuen Manöuver zu lehren; welche Ehre noch keinem Jünglinge im 18ten Jahre vor mir widerfahren war; aber vereitelt wurde.

Wir hatten im Winter unsere Garnisen in Berlin, wo die Offizier die Tafel bey Hofe genossen. Und da der Ruf meiner ausserordentlichen Gedächtnißfähigkeit mich bald beliebt und bekannt machte, so lebte niemand auf Erden angenehmer als ich.

Der Monarch empfahl mich selbst seiner gelehrten Gesellschaft. Maupertuis, Jordan, la Mettrie Pöllnitz wurden meine Freunde. Ich arbeitete bey Tage in der Soldatenschule, und bey der Nacht an Erweiterung meiner Wissenschaften. Pöllnitz war mein Führer und Busenfreund; und überhaupt war mein Glück beneidenswürdig.

Im Jahr 1743 war ich bis auf 5 Schuh 11 Zoll herangewachsen; die Natur hatte mir keine Vortheile versagt, wodurch man gefallen, auch die Her-

zen

zen der Menschen gewinnen kann. Ich lebte, wie ich glaubte, ohne Feind, ohne Neider, und meine Wollust bestand in der edelsten Art von Ruhmsucht.

Bis dahin hatte ich noch gar nichts von Liebe, von Zärtlichkeit empfunden. Der fürchterliche Anblick der Spitäler in Potsdam schreckte mich von allen Ausschweifungen zurück.

Im Winter 1743 war aber das Beylager der Schwester des Königs in Schweden, der gegenwärtig verwittweten Monarchinn, und Mutter des regierenden Gustavs. Ich hatte dabey die Wache; und hier war eigentlich der Ort, wo meine erste Liebesgeschichte sich anspann, von welcher ich hin und wieder etwas im Zusammenhange meiner Erzählung sagen muß.

Es war eine Dame, die ich nur mit Ehrfurcht betrachten konnte; und weil ich keinen Abenteuer-Roman schreibe, sondern trocken erzähle, so sage ich nur kurz, daß es beyderseitig unsere erste Liebe war, auch daß ich noch gegenwärtig kein Unglück bereue, welches im Zusammenhange meines Schicksals aus dieser edeln Quelle entsprang, und sich mit demselben verwebte. Das Geheimniß folgt mir gewiß ins Grab. Und obgleich dieses Schweigen hin und wieder eine Dunkelheit oder leere Stelle in diesem Trauerspiel verursachet, und hierdurch dem Leser manches Räthsel unauflöslich bleibt, so will ich doch lieber

lieber den Vorwurf einer Undeutlichkeit oder Zurückhaltung dulden, als undankbar an meiner Freundinn handeln.

Ihrem Umgang, ihrer Scharfsicht, Ihrer Gewalt, mich ganz an sich zu fesseln, habe ich die Politur meiner sittlichen, auch persönlichen Eigenschaften zu danken. Auch im tiefsten Unglück hat Sie mich nie verlassen, nie verachtet, noch verkannt; und meinen Kindern allein werde ich stärkend sagen, wem sie eigentlich meine Erhaltung, folglich ihr Daseyn zu danken haben.

Nun war ich in Berlin auf allen Seiten glücklich. Ich war geachtet; mein Monarch geriet mir Gnade bey allen Vorfällen, und meine Freundinn gab mir mehr Geld als ich brauchte. Von meinem Vater hatte ich allein das Trenckische Stammgut Groß Scharlach ererbt, welches für 900 Thaler verpachtet war; und für meine damahligen Bedürfnisse bey weitem nicht hinreichte. Indessen blieb diese heimliche Verbindung auch meinen besten Freunden unbekannt. Ein Par Mahl ward meine Abwesenheit aus Potsdam und Charlottenburg entdeckt, mir gebührte Arrest. Der König war aber mit der Entschuldigung zufrieden, ich sey auf der Jagd gewesen, und lächelte gnädigst bey dem Pardon.

Indessen hat gewiß niemand seine Tage angenehmer noch nützlicher zugebracht, als ich in Berlin.

Nur

Nur Schade daß dieses Glück von kurzer Dauer war! Kurz breche ich hiervon ab, so gerne ich auch vieles erzählen möchte; denn in diese tragische Lebensbeschreibung gehören keine verliebten Abenteuer. Ich will in wahrer Gestalt vor der deutschen Welt auftreten. Ich will durch mein Beyspiel belehren; und edle Empfindungen des Mitleidens und einer verdienten Achtung einflößen. Ich will zugleich beweisen, wodurch eigentlich meine Kinder so große, rechtmäßige Reichthümer verloren haben. Mir fehlten hundert tausend Mann, um sie wieder zu erobern; aber meine Rechte und Ansprüche will ich meinen Erben doch wenigstens in hellem Lichte erwiesen hinterlassen.

Im Anfang des Septembers 1744 brach abermahls das Kriegsfeuer zwischen Oestreich und Preussen aus; wir marschirten eilfertigst, und ungehindert durch Sachsen nach Prag. Was der große Friedrich uns an eben dem Morgen, da wir sämmtliche Offizier vor Ihm bey dem Abmarsche aus Potsdam erschienen, mit wirklich rührender Wehmuth sagte — — — dieses will ich in Blättern nicht melden, die in Wien gedruckt werden. Wer jemahls Seine und Theresens Biographie redlich, ohne Furcht noch Schmeicheley schreiben darf, der könnte bey mir Anmerkungen finden; die aber nie unter meinem Nahmen bekannt werden sollen. Jeder Monarch beweiset, daß er Recht hat, wenn er Lust

Luſt hat, Krieg zu führen; und in beyderſeitigen Kirchen bethet man um den Segen der Waffen und der gerechten Sache.

Genug geſagt! — — Dieß Mahl ergriff Friedrich gewiß das Schwert ungern; hiervon war ich Augenzeuge. Die Wiener Drohungen, Ihm auf den Leib zu fallen, ſo bald man die Franzoſen zum Frieden gezwungen haben würde; und die grauſame Mißhandlung des Churfürſten in Bayern, hieſſen Ihn das prävenire ſpielen. Wo ich nicht irre, ſo ſtand die Armee bereits den 14ten September vor Prag, wo wir die Schwerinſche bereits jenſeit der Moldau antrafen.

Wir hätten auf unſere Communications-Schiffbrücken auf der Moldau noch einige Tage warten müſſen; der Herr Commandant Graf Harr war aber ſo gütig geweſen, und hatte die Franzöſiſchen von der vorigen Belagerung noch nicht wegführen laſſen; eben dieſes beſchleunigte unſre Belagerungsoperation. Denn dem Könige war daran gelegen, Prag zu erobern, ehe Prinz Carl mit der Armee vom Rheine eintreffen konnte.

Der Ziſchkaberg, welcher die Stadt dominirt, war auch nur mit etlichen Croaten beſetzt; folglich ward er faſt ohne Widerſtand ſogleich erſtiegen; und die Batterien am Fuße deſſelben ſpielten ſchon am fünften Tage mit Wirkung, ſteckten auch mit glühenden Kugeln und Bomben die Altſtadt an.

Der General Harsch fand für gut zu kapitulliren, und ergab sich fast ohne Gegenwehr nebst 18000 Mann als Kriegsgefangene.

Bis dahin hatte uns niemand gehindert. Die Kayserliche Armee kam unter Prinz Carl erst vom Rhein zurück, um Böhmen zu schützen.

In diesem Feldzuge sahen wir den Feind nur allezeit von weitem. Seine leichten Truppen, welche den unsrigen dreyfach an der Zahl überlegen waren, hinderten uns an aller Fouragirung. Der Winter nahete heran, und im Rücken hatten wir das Land zu Grunde gerichtet.

Mangel an Fourage und Hunger nöthigten den König demnach zum Rückmarsch. Die rauhe Witterung machte den Soldaten unwillig, und das Retiriren wollte den Sieg gewöhnten Preußen nicht in den Kopf. Und da die feindlichen leichten Truppen die Desertion erleichterten, so verloren wir durch dieselbe in wenig Wochen über 30000 Mann. Das Trenckische Pandurenkorps saß uns überall auf dem Nacken, verursachte große Unruhen und Schaden, ohne daß sie jemahls, auch nicht durch Kanonen zu erreichen waren. Endlich ging der Trenck über die Elbe und verbrannte oder vernichtete unsre Magazine in Pardubitz. Die gänzliche Retirade aus Böhmen ward also beschlossen. Der König hoffte noch den Prinzen Carl zwischen Benneschau und Kaunupitz zur Bataille zu reitzen . . . aber vergebens.

Die

Die Sachsen hatten in der Nacht auf dem Damms zwischen zwey Teichen, wo der König zum Angriff durchbrechen wollte, eine Batterie von 23 Kanonen errichtet. Wir mußten also Böhmen räumen, wo für Menschen und Pferde der Mangel einzureissen anfing. Die rauhe Witterung, und die Beschwerden des schlechten Weges, täglicher Marsch, Beunruhigung der uns überall begleitenden leichten Truppen, machten zugleich den Soldaten unwillig, und eben dieses war die Ursach unsers großen Verlustes.

Wäre uns in diesem Zustande der Prinz Carl bis in Schlesien gefolgt, hätte eine Winter-Campagne gemacht, und nicht ruhige Tage in Böhmen gesucht; wir hätten ihn gewiß im folgenden Jahre nicht bey Strigau total geschlagen. Er begleitete uns aber nur von weitem bis an die Gränze, und ließ dem Könige Zeit genug, seinen Verlust zu ersetzen; besonders da man in Wien den Fehler beging, den Deserteurs nicht den Rückweg zu verhindern.

Es ging folglich ungefähr eben so, wie mit den gefangenen Russen, welche Carl der Zwölfte aus der Gefangenschaft freywillig verächtlich laufen ließ, die ihn aber selbst bald darnach bey Pultawa zu Grunde richteten.

Prag mußte auch mit großem Verluste verlassen werden. Tabor, Budweiß und Frauenberg eroberte aber der Trenck mit seinen Panduren, wo

er die Regimenter Wallrabe und Kreutz gefangen nahm.

Diesen ganzen Feldzug könnte ich genau beschreiben, falls ich hier Raum und damahls mehr Aufmerksamkeit auf das Wesentliche gehabt hätte. Weil ich viel bey Fouragierungen für das Hauptquartier gebraucht ward, so war ich zufälliger Weise ein Paar Mahl glücklicher als andre, wenn ich von ungefähr dahin kam, wo sie vom Feinde versprengt waren, und Wagen und Fouragierbunde zurückgelassen hatten. Hingegen habe ich in diesem Feldzuge wenige Nächte im Bette zugebracht, und das schwärmende Leben war mir das liebste. Die Gnade des Monarchen und die Vaterlandsliebe erhitzten mich bis zum Enthusiasmus; und ich wünschte nur Gelegenheit, mehr zu thun, als dieser Feldzug einem feurigen Jünglinge gestattete.

Wie himmelweit ist aber meine jetzige Denkungsart von der damahligen unterschieden! nachdem ich den Krieg, den Soldaten, auch den Feldherrn mit entschleyerten Augen zu betrachten gelernt habe; und den Unwerth einer Beschäftigung erkenne, welche eigentlich nur für mechanische Köpfe gehöret. So gegründet aber auch hierin meine Einsicht geforscht hat, so thöricht mir der lahm geschossene Officier scheint, der für falsche Ruhmsucht blutete, um mit tausenden nach dem Tode genannt zu werden, die auf dem Schlachtfelde eines unempfindlichen Eroberers

vberers starben, und welche die Geschichte nicht einmal nannte, so empört sich doch bey jedem Trompetenschalle noch mein in abgenutzten Adern rollendes Blut; das Jugendfeuer wird angefacht, und ich fühle noch, daß ich ein Soldatenherz im Leibe trage. Auch meine Kinder habe ich Trotz aller Schilderungen von der Undankbarkeit kriegerischer Fürsten, und von den Beschwerden dieses Standes, dennoch nicht hindern können, daß sie alle den Beruf wählen, in welchem ihre Vorfahren mit Brandenburgischem Bardengeiste starben. Ich wünsche ihnen mehr Glück, als ich selbst hatte, und habe ihnen die Bahn zur Ehre gebrochen, die sie lieber mit dem Degen in der Faust, als mit der Feder erringen wollen.

In dieser Campagne hatte ich noch eine besondre Begebenheit. Bey dem Fouragieren gerieth ich durch meine Unvorsichtigkeit, und versäumten Anstalten in eine Lage, wo ich wirklich die Cassation verdient hätte. Ich ward nebst meinen Leuten überrumpelt und gefangen. Lieutenant von Studnitz kam mir aber zu rechter Zeit zu Hülfe, rettete mich, und wir brachten eben in diesen Tagen mehr Wagen glücklich zur Armee als jemahls.

Die ganze Sache blieb jedoch ein Geheimniß. Ich beschenkte die Leute reichlich, und der König war mit dieser Expedition so zufrieden, daß Er mich öffentlich lobte. Er machte mir verschiedene Fragen,

wo ich bey einer jeden zitterte, und mich verrathen glaubte; hieß mich endlich ruhen, und ritt davon.

Wer kein gut Gewissen hat, der ist allezeit schüchtern. Dieß Mahl verdiente ich Strafe, und wurde gepriesen. Ist dieses nicht ein sichtbares Vorbild unsrer gewöhnlichen Weltbegebenheiten? Wie mancher General hat durch einen wirklichen Fehler eine Schlacht gewonnen, die in der Folge seiner Klugheit zugeschrieben wurde? —

Bey vielen Vorfällen meines Lebens, wo ich Ruhm, Beyfall, Ehre und Achtung erwerben sollte, war Schmach, Verachtung und Fesseln der Lohn; und der Monarch, welchem ich mit Leib und Seele diente, ward durch Verläumdung und Wahrscheinlichkeit hintergangen, übereilte sich im Urtheil, und strafte mich als einen Treulosen und Uebelthäter. Indessen war die Furcht, daß die Warheit, für die so viel Zeugen reden konnten, bekannt werden, und mich öffentlich beschimpfen würde, eine Folter, die mir alle Ruhe und Freude benahm. Ich faßte demnach den Vorsatz, bey erster Gelegenheit dem Könige die Wahrheit zu erzählen.

Diese ereignete sich wenige Tage nachher.

Wir marschirten. Der König nahete sich dem Zuge, den ich führte, winkte mir, und redete mich an.

Trenck! jetzt erzähl er mir den Vorgang bey der letzten Fouragierung! — — — Ich glaubte mich schon verrathen. Der Monarch machte aber bey

der

der Frage eine so gnädige Miene, daß ich frischen Muth faßte, und Ihm alles trocken vortrug, was wirklich geschehen war. Ich bemerkte Verwunderung in seinen mir bereits bekannten Gesichtszügen, aber auch daß ihm meine Offenherzigkeit gefiel; diesen Augenblick benutzte ich durch einen Vortrag, den er mir von neuen gewährte, dergestalt, daß er mir nicht einmal einen Verweis gab.

Er sprach eine halbe Stunde lang nicht als König, sondern als Lehrer und Vater; lobte meine Offenherzigkeit, und schloß mit den Worten, die ich ewig nicht vergessen werde — folg er meinem Rathe — vertraue er sich mir ganz — ich will aus ihm einen Mann machen.

Wer Gefühl hat, der urtheile, was eine so große königliche Handlung in meiner Seele für Eindruck verursachte. Von diesem Augenblicke an war mein ganzer Wunsch, mein Ziel die Ehre, für meinen König zu arbeiten, für mein Vaterland zu bluten. Das ganze Vertrauen dieses scharfsichtigen Monarchen war von diesem Augenblicke an für mich gewonnen, und ich empfand den Winter hindurch täglich Merkmale desselben in Berlin, wurde meistens mit in seine gelehrten Gesellschaften gezogen; und meine Aussicht in die Zukunft war beneidenswürdig. Ueber dieß erhielt ich in diesem Winter mehr als 500 Dukaten in Geschenken; und der Neid fing zugleich

en, seine Tücke an mir auszuüben, weil ich zum Hofmanne eine zu redliche, zu offenherzige Seele besaß.

Noch einen Vorfall muß ich von diesem Feldzuge bekannt machen, welcher in der Geschichte Friedrichs merkwürdig ist.

Bey der Retirade aus Böhmen war der König selbst nebst der Garde zu Pferde, zu Fuße, den Pikkets der Kavallerie, mit dem ganzen Hauptquartier, und dem zweyten und dritten Bataillon Garde in Kollin; wir hatten nur 4 Feldstücke bey uns; unsere Eskadron lag in der Vorstadt. Gegen Abend wurden unsere Vorposten in die Stadt getrieben; die Husaren sprengten einzeln hinein — die ganze Gegend wimmelte von feindlichen leichten Truppen, und mein Commandeur schickte mich zum Könige, um Befehl zu holen.

Nach vielen Suchen fand ich den König auf dem Kirchthurme mit dem Perspektive in der Hand. Nie habe ich ihn aber so unruhig, so unentschieden gesehen als an diesem Tage. — Der Befehl war:

Wir sollten sogleich retiriren, durch die Stadt marschiren, und in der andern Vorstadt gesattelt und gezäumt bereit stehen.

Kaum waren wir in derselben, da ein Regen einfiel, und die dickste Finsterniß heran brach. Gegen 9 Uhr abends erschien der Trenck mit seinen Panduren und Janitscharenmusik, zündete etliche Häu-

Häuser an — man ward uns gewahr, und fing an, aus den Fenstern zu feuern.

Die Verwirrung ward allgemein — die Stadt war so voll, daß wir nicht hinein konnten; das Thor gesperrt, und über demselben feuerten unsere kleinen Feldstücke. Der Trenck hatte das Wasser abgraben lassen, und um Mitternacht standen wir mit den Pferden bis an den Bauch in der Fluth, wirklich wehrlos. Wir verloren sieben Mann, und mein Pferd wurde am Halse blessirt.

Gewiß ist es, daß in dieser Nacht der König und wir alle gefangen wären, wenn mein Vetter seinen vorgesetzten Sturm (wie er mir in der Folge selbst erzählte,) hätte ausführen können. Es ward ihm aber mit einer Kanonenkugel der Fuß zerschmettert. Man trug ihn zurück und das Pandurenfeuer hatte ein Ende. Tags darauf erschien das Nassauische Korps zu unserem Succurs. Wir verliessen Kollin, und während des Marsches sagte mir der König — „Sein saubererer Herr Vetter hätte uns „heute Nacht einen garstigen Streich versetzen kön„nen; er ist aber laut Deserteursnachrichten erschos„sen worden." Er fragte mich, wie nahe ich mit ihm verwandt sey — und hierbey blieb's.

In der Mitte des Decembers, trafen wir in Berlin ein. Hier war ich nun wieder der glücklichste Mensch, und mit offenen Armen empfangen. Ich war aber weniger vorsichtig, als im vorigen Jahre,

vielleicht auch mehr beobachtet. — Ein Lieutenant, der zugleich ein öffentlicher Ganimedes war, (und gegen den ich ohnedieß schon einen natürlichen Haß, wie gegen alle Schufte solcher Gattung im Herzen trug) griff mich wegen meiner geheimen Liebe mit Stichelreden an. Ich hieß ihn einen — et cetera — wir griffen zum Degen, und ich brachte ihm einen Hieb bey. Bey der Kirchenparade am nächstfolgenden Sonntage nach dieser Begebenheit, sagte mir der König im Vorbeygehen —

„Herr! der Donner und das Wetter wird „ihm also Herz fahren — nehm' er sich „in Acht. — —

Und hierbey bliebs.

Wenige Zeit hernach kam ich einige Augenblikke zu spät auf die Parade. Der König, welcher mich schon beobachtet und vermißt hatte, schickte mich nach Potsdam zur Garde zu Fuße in Arrest, wo ich auf der langen Brücke mein Zimmer erhielt. Nachdem ich 14 Tage gesessen, kam der Oberst Graf Wartensleben zu mir, und rieth mir, ich sollte bitten — ich war noch zu unerfahren in Hofränken, merkte folglich nicht, daß ich mit einem Kundschafter sprach, und stellte mich unwillig über den langen Arrest, für einen Fehler, der gewöhnlich mit drey, höchstens sechs Tagen abgebüßt wird — ich blieb also sitzen. —

Aber

Abermals verflossen acht Tage — der König kam nach Potsdam — ich ward vom General York, Generaladjudanten des Königs, ohne den Monarchen zu sehen, nach Berlin geschickt. — Bey meiner Zurückkunft meldete ich mich bey dem Monarchen auf der Parade — und da die Eskadron in Berlin stand, fragte ich — —

„Befehlen Ew. Majestät, daß ich zur Eskadron „nach Berlin reite? — — Die Antwort war — — „wo kommt er her? — — aus Berlin. Wo war „er, eh er nach Berlin ritt? — — im Arrest. — — „So gehe er wieder hin, wo er gewesen ist. —

Und hiermit war ich wieder Arrestant, und blieb es wirklich bis auf drey Tage vor dem Ausmarsche, da wir im Anfange des Monaths May aufbrachen, und nach Schlesien mit schnellen Schritten zum zweyten Feldzuge marschirten.

Nun muß ich einen Hauptvorfall umständlich erzählen, woraus in eben diesem Winter die eigentliche Quelle aller meiner in der Welt erlittenen Drangsale entsprang. Ich bitte meine Leser, sich diese Stelle zu merken, und mich im voraus zu bedauern, weil aus der unschuldigsten Ursache der rechtschaffenste Mann, der beste Patriot des Königs verdächtig, und in ein Gewebe von aufeinander fliessenden Folgen verwickelt wurde, aus welchen ich mich vom 19ten bis in das 60ste Lebensjahr noch nicht habe loswickeln können. Hier ist die treue, und

längst

längst öffentlich erprobte Erzählung, die mir und meinem Schicksale Ehre macht.

Franz Freyherr von der Trenck*), welcher die Panduren in kaiserlichen Diensten kommandirte, ward 1743 in Bayern schwer blessirt; hatte meiner Mutter nach Preussen geschrieben, und ihr gemeldet, daß er ihren ältesten Sohn zum Universalerben ernannt habe. Diesen Brief schickte mir meine Mutter sogleich nach Potsdam; ich ließ ihn aber unbeantwortet, weil ich damals mit meinem Zustande, mit meinem Monarchen so zufrieden war, so zufrieden zu seyn Ursach hatte, daß ich mein Glück nicht mit Mogolsschätzen vertauscht hätte.

Nun war ich den 12ten Februar 1744 in Berlin bey meinem Garde du Corps Commandanten, dem Rittmeister von Jaschinsky, welcher in der Armee Oberstenrang hatte, nebst dem Lieutenant von Studnitz, und meinem damaligen Zeltkameraden, dem Kornett von Wagenitz, in Gesellschaft. Letzterer lebet noch, und ist kommandirender General der Hessenkasselschen Kavallerie.

Hier fiel nun die Rede auf den Oestreichischen Trenck; und Jaschinsky fragte mich, ob ich mit ihm verwandt sey.

Die

*) Dieses Trenck Vater, und mein Vater waren leibliche Brüder. Ich werde in diesem Bande auch sein merkwürdiges Schicksal treu, und so erzählen, wie es mir gründlich bekannt ist.

Die Antwort war ja; und zugleich erzählte ich ihm, daß er mich zum Universalerben eingesetzt habe — — — Er fragte, was ich ihm geantwortet habe? — — — Gar nichts. — — — Hierauf munterte mich die ganze Gesellschaft auf, ich sollte bey einem so wichtigen Glücke weder gleichgültig, noch undankbar seyn; wenigstens danken, und die gute Gesinnung für die Zukunft zu erhalten suchen.

Mein Chef setzte hinzu — — — Schreiben Sie ihm, er soll Ihnen gute Ungrische Pferde zur Equipage schicken! Geben Sie mir den Brief, ich will ihn durch den Sächsischen Legationsrath von Bossart bestellen lassen, mit dem Bedinge, daß ich auch ein Ungrisches Pferd erhalte. Es ist keine Staats- sondern eine Privatfamilienkorrespondenz; die Verantwortung nehme ich auf mich — — ꝛc.

Sogleich setzte ich mich nieder; schrieb, folgte dem Rathe meines Vorgesetzten. Und wäre mir jemahls ein Verhör über diesen Vorfall gestattet worden, so hätten die 4 gegenwärtigen Zeugen, die den Inhalt des Briefes gelesen, meine reine Unschuld sonnenklar gerechtfertigt.

Jaschinsky übernahm also diesen Brief offen, versiegelte ihn selbst, und hat ihn auch wirklich zu meinem Unglücke befördert.

Ich muß von diesem Briefe umständlich handeln, weil er die einige Quelle aller meiner bis zum grauen Haare erlittenen Drangsale wurde; — — —

Vor-

vorläufig aber noch eine zufällige Begebenheit erwähnen, die eigentlich hieher gehört, und mir den ersten Verdacht unschuldig zugezogen hat.

In der Campagne 1744 ward unter vielen andern, auch mein Reitknecht mit 2 Handpferden von den Trenckischen leichten Truppen gefangen.

Ich sollte an eben dem Tage, da wir in das Lager rückten, mit dem Könige recognosciren reiten. Mein Pferd war müde; ich meldete mein Unglück, und sogleich gab er mir einen Engländer zu reiten.

Einige Tage nachher kam mein gefangener Reitknecht, nebst meinen Pferden, und einem feindlichen Trompeter zurück, mit einem Billett, ungefähr dieses Inhalts:

„Der Oestreichische Trenck hat keinen Krieg mit „dem Preußischen Trenck, seinem Vet„ter. Es ist ihm ein Vergnügen, daß er „zufällig von seinen Husaren die ihm weg„genommenen Pferde zurück erhalten „konnte, welche er ihm hiermit über„schicket ꝛc. ꝛc.

Da ich mich noch an eben dem Tage bey dem Monarchen meldete, machte er mir eine finstere Miene, und sagte: — — — Da sein Vetter ihm seine Pferde zurückgeschickt hat, so brauche er das meinige nicht. — — —

An Neidern meines Glücks fehlte es mir damahls nicht.

Ueber-

Ueberhaupt hat aber dieser Vorfall mit den zurückgeschickten Pferden, in der Folge viel zur Anfachung des im folgenden Jahre erfolgten Arrestes bey dem Monarchen beygetragen, und mein Unglück befördert.

Eben deshalb melde ich hier alle Umstände weitläufig, um sowohl mich selbst, ohne Rückhalt, als das Verfahren des großen, sonst scharfsichtig und gerechten Friedrichs, soviel möglich, auch sogar in meinem Falle, zu rechtfertigen.

Zeugen bedarf ich in dieser ganzen Sache nicht. Mein Vaterland selbst, das mich untreu glaubte: die ganze Armee, das ist, alle alte noch lebende Generale, das Ministerium, der Hof selbst, und alle gegenwärtig junge Offizier reden durch Tradition ihrer Vorfahren das Wort für meine Unschuld, für mein Recht. Man nenne den Trenck in Berlin, und in allen Preußischen Staaten, so heiße ich einstimmig der Märtyrer meiner Rechtschaffenheit, das schimpflichste Opfer der Verläumdung, der beste Patriot des Vaterlandes, und das Muster eines großen Mannes im Unglücke.

Nun weiter zum Zusammenhange der abgebrochenen Geschichte.

Wir marschirten also zum zweyten Feldzuge nach Schlesien, welcher eben so blutig, als siegreich für uns war.

Zu

Zu Kloſter Kamenz war des Königs Hauptquartier; daſelbſt ſtanden wir 14 Tage ruhig, und die Armee kantonirte; da aber Prinz Karl die Thorheit beging, daß er, anſtatt uns in Böhmen zu erwarten, in die Ebene von Strigau mit ſeiner Armee rückte, war er auch ſo gut als geſchlagen. Denn, wer die Preußiſchen großen Manöver, und die wahrhafte, und Schlachten entſcheidende Taktik kennt, der kann ohne Brille, ohne Algebra berechnen, wer auch mit ganz ungleicher Zahl im offenen Felde geſchlagen werden muß.

Eilfertig brach alſo die kantonirende Armee auf. Binnen 24 Stunden ſtand alles in Ordre de Bataille. Den 4ten Junii lagen ſchon 18000 Todte bey Strigau geſtreckt, und die kaiſerliche Armee, nebſt den alliirten Sachſen, war total geſchlagen.

Wir hatten mit der Garde du Corps den rechten Flügel. Ehe wir attaquirten, rief der König der Eskadron ſelbſt zu: — — — Kinder! zeigt heute, daß ihr meine Garde du Corps ſeyd, — — — und gebt mir keinem Sachſen Pardon! — — — Wir hieben drey Mahl in die Kavallerie, und zwey Mahl in die Infanterie ein; nichts widerſtand einer ſolchen Eskadron, die gewiß in Leuten, Pferden, Muth, Geſchicklichkeit und Ehrgeiz, die erſte auf Erden war. Wir allein hatten 7 Standarten, und 5 Fahnen erbeutet, und in weniger, als einer Stunde, war alles entſchieden.

Am

Am Tage nach der Batallle erhielten alle Offizier den Orden pour le mérite (ich aber blieb vier Wochen unter den Blessirten in Schweidnitz, wo gegen 16000 Menschen auf der Folterbank von Feldscherern gemartert, und viele erst am dritten Tage verbunden wurden.

Meine Hand, die blessirt war, konnte ich zwar in 3 Monathen nicht brauchen; dennoch kehrte ich zur Escadron zurück, und that in allen Vorfällen meine Schuldigkeit, war täglich bey dem Monarchen, und bey allen Rekognoscirungen mit ihm gegenwärtig. Seine besondere Gnade und vorzügliche Achtung vermehrte sich täglich; und mein Enthusiasmus für ihn, mein Diensteifer stieg bis zur Ausschweifung.

Hieher gehört noch eine Begebenheit, welche des großen Friedrichs Charakter und besondre Art, Jünglinge für seinen Dienst zu bilden, und sie sich ganz eigen zu machen, schildert.

Ich liebte besonders die Jagd; und ungeachtet sie auf das schärfste verbothen war, so wagte ichs dennoch, mich ohne Erlaubniß aus der Armee zu entfernen.

Mit Fasanen beladen kam ich zurück; wie erschrack ich aber nicht, da die Armee indessen aufgebrochen war, und ich kaum die Arriergarde erreichte!

Wie mir dabey zu Muthe war, iſt leicht zu erachten. Kurz, ein Huſarenoffizier liehe mir ein Pferd, und ſo kam ich zu meiner Eskadron, welche allezeit den Vortrab machte; ſezte mich auf mein Pferd, und ritt zitternd vor meinen Zug hin, den ich führen mußte. Der König hatte mich aber ſchon vermißt, oder vielmehr mein, ſeit einiger Zeit gegen mich feindſelig geſinnter Commandant, hatte mich bereits gemeldet.

Eben, als wir in das Lager rücken wollten, ritte der König daher, erblickte mich, und winkte mir zu ſich. — — — — — Er ſah meine Verwirrung, und fragte mit lächelnder Miene: — — — War er ſchon wieder auf der Jagd? — — — Ja, Euer Majeſtät! — — ich bitte — — Er ließ mich aber nicht ausreden, ſondern ſagte: — — — Dieß Mahl hat ers noch zu gute, wegen Potsdam — — nehm er ſich aber in Acht, und denk er beſſer an ſeine Schuldigkeit!

Hiermit war alles vorbey — — — wo ich Caſſation verdient hätte. Ich muß aber dem Leſer hier erinnern, daß der König eigentlich hiermit ſagen wollte: — — — er habe mich den vorigen Winter in Potsdam zu hart für ein kleines Verſehen beſtraft, und ſähe mir deswegen jezt durch die Finger.

Kann ein König größer denken, größer handeln? Iſt das nicht die erhabenſte Art, Gemüther zu gewinnen, Fehler zu beſſern, und große Männer

zu

zu bilden? Er kannte meine gefühlvolle Seele, und wirkte durch diese zu rechter Zeit angebrachte Gnade gewiß mehr, als wenn ein gebiethender General funfzig junge Offizier bey Temperamentsfehlern mit Ketten und Profosen bedroht, oder nach Kriegesartikeln, ohne Unterschied des Gegenstandes, mißhandelt.

So verfuhr der wirklich große König zuweilen bey großen Fehlern großer Genien; hingegen strafte er mechanische Seelen, die nur zum Kriechen gebohren sind, auch nach trockenen Kriegsartikeln, nur mechanisch buchstäblich. Eben deshalb hatte er allein die wahre Pflanzschule für große Generale, wenn er auch Männer fand, die seines Umganges, seiner Wahl, seines unbeschränkten Vertrauens würdig waren. Vielleicht war er deshalb auch nur der einzige Monarch auf Erden, welcher sagen konnte: Ich habe nicht allein Sklaven, und Unterthanen; ich habe auch Patrioten, und ächte Freunde.

Nun bemerkte ich seit diesem Vorfalle keine Ungnade, außer zuweilen bey dem Mittagessen (weil die Offizier der Garde allezeit die Tafel bey dem Könige haben), und bey guter Laune einen feinen Stich auf die Jagdliebhaber, oder auf die hitzigen Köpfe, die bey jeder Gelegenheit aufwallen, und gleich mit dem Degen fertig sind.

Der Feldzug verfloß in beständigen Manövern und Märschen; wobey wir die Unruhigsten waren,

weil die Garde, die bey dem Zelte des Königs in der Mitte beyder Treffen kampirt, im Marsche der Armee aber allezeit die Avantgarde macht, auch um 2 Stunden früher aufstehen und marschiren muß, als diese, um den Vortrab zu erreichen; dann bey allen Rekognoscirungen mit dem Könige gegenwärtig seyn; zuweilen Lager abstechen; die Pferderänke suchen, und Einer bey der Inspektion im Hauptquartier auf Ordonnanz bey dem Könige seyn muß — — — dieses gestattete selten etliche Stunden Ruhe, da wir nur 8 Offizier in Allem für so viele Verrichtungen waren. Ueber dieß trafen uns noch viele Courierritte, auch öfters wichtige mündliche Befehle an die von der Armee detaschirten Korps zu bringen. — — — Ueberhaupt sorgte der König dafür, daß seine Gardeoffizier, die er zur wahren Militärtactik bestimmet, keine Schlafmützen werden konnten. In seiner Schule mußte man viel wachen, um viel zu lernen. Arbeit, Wachsamkeit und Unruhe, erhabner Ehrgeiz, Nacheiferung, Beyspiel, und Vaterlandsliebe, bildeten unter des Königs Auge, die Befehlshaber seines Kriegsheeres.

Dieß ist die Schule, wo ich lernte; wo ich schon unter die Emancipirten, unter die gerechnet ward, welche man, andre zu belehren, wählt. — — — Und dennoch sagte mir in meinem 40sten Lebensjahre ein mächtiger General in Wien: — — — Mein lieber Trenck! Unser neues Exercitium wird Ihnen wohl

viel

wel zu schwer zu lernen seyn; sie sind schon zu alt dazu. Durch solch ein lächerliches Urtheil war ich in Oestreich Invalide, auch wirklich darunter gerechnet, und bin es bis jetzt zum grauen Haare geblieben. In Berlin hat man gewiß herzlich über dieses weise Urtheil des großen Generals gelacht.

Ferner zum Zusammenhange.

Wo ich nicht irre, so war der 14te September der Tag, an welchem die merkwürdige Bataille bey Soor, oder Sorau vorfiel. Der König hatte so viele Korps nach Sachsen, auch hin und wieder in Schlesien und Böhmen detaschirt, daß wirklich nicht mehr, als 26000 Mann bey seiner Hauptarmee blieben. Prinz Karl, welcher Trotz aller Erfahrung, dennoch allezeit seinen Feind nur materiel nach der Zahl abwog, und den Kern der Preußischen Macht nicht kannte, hatte den kleinen Haufen der Pommerschen und Brandenburgischen Regimenter, mit einer Macht von 86000 Mann eingeschlossen, wollte dieses Häuflein überfallen, und uns alle gefangen nehmen.

Nun merke man aus meiner treuen Erzählung, wie geheim dieser projektirte Ueberfall müsse entworfen, und ausgeführet worden seyn. Denn gegen Mitternacht kam der König persönlich in die Zelte, und weckte auf diese Art alle Offizier aus dem Schlafe; befahl sogleich in aller Stille zu satteln, alle Bagage zurück zu lassen, und sich auf den ersten Wink

zur Bataille zu richten. Indessen blieben alle Pferde an ihren Plätzen stehen, und die Mannschaft zum Aufsitzen fertig, in ihren Zelten.

Ich und Lieutenant von Studnitz mußten mit dem Könige reiten. Der Monarch selbst brachte seine Befehle durch die ganze Armee, und so erwartete man den Anbruch des Tages mit Sehnsucht.

Gegen das Defilee, wo der König im voraus wußte, daß der feindliche Angriff geschehen sollte, wurden in möglicher Stille 8 Feldstücke hinter einen kleinen Hügel verborgen. Folglich muß er ja den ganzen Oestreichischen Plan im voraus gewußt haben. Sogar die Vorposten gegen das Gebirge wurden zurückgezogen, um den Feind in seiner Muthmassung zu bestärken, daß er uns alle im Schlafe wehrlos fangen würde.

Kaum brach der Tag heran, so brach rings herum das Artilleriefeuer von allen occupirten Anhöhen los, beschoß das ganze Lager, und die feindliche Kavallerie stürzte durch das Defilee herein — —

Im Augenblicke standen wir in Ordre de Bataille, und in weniger, als 10 Minuten sprengten wir schon mit unsern wenigen Eskadrons (wir hatten nur 5 Regimenter Kavallerie bey der Armee), in den Feind mit verhängtem Zügel hinein, der sich erst vor dem Defilee ganz gravitätisch zu formiren anfing, und keine Gegenwehr, vielweniger einen so überraschenden Angriff vermuthet hatte. Wir waren

sen

sen diese in das vollgestopfte Defilee zurück; sogleich war der König selbst mit den 8 Feldstücken bey der Hand, und machte in diesem gedrängten Haufen, wo niemand mehr vorwärts konnte, ein Blutbad — — — Hiermit war in einer halben Stunde der feindliche Plan vereitelt, und die Bataille gewonnen.

Nadasti, Trenck, und die leichten Truppen, welche uns im Rücken angreifen sollten, hielten sich im Lager mit Plündern auf; niemand konnte die raubsüchtigen Kroaten abhalten; dagegen wir aber unterdessen den Feind schlugen. Merkwürdig ist hierbey folgendes; Man brachte dem Könige Nachricht, daß der Feind in das Lager gefallen sey, und plündere — — — Desto besser! gab er zur Antwort; so haben sie was zu thun, und hindern mich an der Hauptsache nicht — — —

Wir behielten also den vollkommensten Sieg: hatten aber alle unsere Bagage verlohren. Das ganze Hauptquartier, welches ohne alle Bedeckung zurückblieb, war gefangen, geplündert, und der Trenck hatte des Königs Zelt, und silbernes Tafelservice davon geführt.

Diese Begebenheit habe ich hier deshalb eingerückt, weil im Jahre 1746, da eben der Trenck, mein Vetter, in Wien der Gewalt seiner ärgsten Feinde überlassen, und in einen sogenannten Criminalproceß verwickelt war — — einige nichtswürdige Böswichte ihn beschuldigt hatten: — —

Er habe bey der Bataille zu Sorau den König selbst im Bette gefangen genommen, und durch Bestechung wieder freygelassen — — — Noch ärger! eine mit Geld bestochene öffentliche Hure aus Brünn, gab sich für die Tochter des Feldmarschalls Schwerin aus, und zeugte vor dem Wienerkriegsrechte: — Sie hätte eben bey dem Könige im Bette geschlafen, da der Trenck in das Zelt eingetreten, den König gefangen, auch sie nebst ihm wieder freygelassen habe.

Was nun das erstere anbetrifft, so bin ich Augenzeuge, daß der wachsame König nicht überfallen werden konnte, besonders, da er wußte, daß man ihn überfallen wollte. Ich selbst habe von Mitternacht bis gegen 4 Uhr frühe mit ihm in dem Lager herumgaloppirt, wo die Anstalten, den Feind zu empfangen, gemacht wurden. Und um 5 Uhr sprengten wir schon zum Einhauen heran. Der Trenck konnte folglich den König nicht im Bette fangen. Es war die Bataille bereits entschieden, da er erst mit seinen Panduren in das Lager fiel, und des Königs Equipage erbeutete.

Was das andere mit dem feinen Fräulein Schwerin betrift, so kann dieses nur in Dorfschulen von Katechismusstudenten erzählt, nur in Lissabon geglaubt, und in Wien allein gegen einen ehrlichen Mann ad Protocollum genommen werden.

Es iſt aber der ganze Vorfall ſo leſenswürdig, daß ich in dieſem Bande eine beſondere Erzählung von dem erſchrecklichen Schickſale eben dieſes Trenck, und von ſeinem ſogenannten Criminalprozeſſe anhängen werde, worüber die aufgeklärte Welt erſtaunen muß. Seine Geſchichte hat mit der meinigen ſo viel Verbindung, daß ich dazu berechtigt bin. Beſonders, da noch viele Ignoranten, oder Tugendfeinde in Wien wirklich glauben, und erzählen, der Trenck habe den König von Preuſſen gefangen gehabt.

Noch bis jetzt war aber kein Trenck ein Schurke, noch Verräther. Ich will gründlich erweiſen, und bin auch überzeugt, daß er ſeiner Monarchinn eben ſo treu dienete, als ich meinem Könige — — — Die in ſeinem Falle hintergangene große Maria Thereſia ſagte mir ſelbſt nach ſeinem Tode: — — — Sein Vetter iſt beſſer geſtorben, als ſeine Ankläger und Richter ſterben werden. — — —

Genug hiervon bis an ſeinen gehörigen Ort.

Ich komme gegenwärtig auf die erſte Scene meines Trauerſpiels, welche den Grund zu allen traurigen Folgen legte, die mich bis zum grauen Haare zum wirklichen Märtyrer machten.

Wenige Tage nach der Bataille zu Sorau kam der ordinäre Feldpoſtbriefträger in mein Zelt, und brachte mir einen Brief.

Dieſer war von meinem Vetter, dem Panduren-oberſten, Baron Trenck in Eſſek datirt, und vier Monathe alt. — — — Der Inhalt war kürzlich dieſer: — — —

„Aus Dero Schreiben de dato Berlin den „11ten Februar erſehe ich, daß Sie „gerne Ungriſche Pferde von mir haben möchten, um ſich gegen meine „Huſaren und Panduren herum zu „tummeln. Ich habe bereits in voriger Campagne mit Vergnügen erfahren, daß der Preußiſche Trenck „auch ein guter Soldat iſt. Zu Bezeugung, daß ich Sie ſchätze, habe „ich Ihnen Ihre von meinen Leuten „gefangenen Pferde, zurückgeſchickt. „Wollen Sie aber Ungriſche reiten, ſo „nehmen Sie mir im nächſten Feldzuge die meinigen im offenen Felde „ab; oder kommen Sie zu Ihrem „Vetter, der Sie mit offenen Armen „empfangen, und als ſeinem Sohn „und Freund, Ihnen alle Zufriedenheit verurſachen wird ꝛc.“

Ich erſchrack, und lachte bey Durchleſung dieſes Briefes.

Kor-

Kornett von Wagenitz, gegenwärtiger General en Chef der Hessenkaſſelſchen Armee, und Lieutenant von Grotthauſen, die beyde noch leben, waren meine Zeltkammeraden. Ich gab ihnen den Brief zu leſen; wir lachten über den Inhalt, und gleich ward beſchloſſen, ihn dem Escadronkommandanten von Jaſchinsky bey der Parole zu leſen zu geben.

Dieß geſchah auch kaum eine Stunde nach dem Empfange.

Der Leſer wird ſich zu erinnern wiſſen, wie ich oben erzählt habe, daß eben dieſer Oberſte Jaſchinsky am 12ten Februar mich in Berlin zum ſchreiben bewog, und meinen Brief offen empfangen, auch an den Trenck beſtellt hatte, — — worin ich ſcherzend Ungriſche Pferde zur Equipage forderte, und dem Jaſchinsky eines davon verſprach, wenn ſie ankommen würden.

Kaum hatte er den Brief mit einer gewiſſen Art von Verwunderung geleſen, ſo entſtand ein Gelächter unter uns allen. Und da das Gerücht eben bey der Armee lief, wir würden nach dieſer gewonnenen Bataille mit einem Corps in Ungarn einbrechen, ſo ſagte Jaſchinsky: — — — So wollen wir jetzt die Ungriſchen Pferde ſelbſt in Ungarn holen. Und hiermit ging ich mit ruhigem Gewiſſen in mein Zelt.

Nun muß ich hierbey folgende merkwürdige Beobachtungen einrücken:

1. Ich

1. Ich hatte das Datum des erhaltenen Briefes nicht beobachtet. Mein Oberster bemerkte aber sogleich, daß er über 4 Monath alt war.
2. Vermuthlich war es also eine Falle, die der in seiner Art böse und falsche Mann mir gelegt hatte. Die Zurückschickung meiner Pferde in der vorigen Campagne, hatte Aufsehen gemacht. Vielleicht hatte er Befehl vom Könige, mich zu beobachten. Vielleicht überredete er mich zum schreiben, um mir durch eine falsche untergeschobene Antwort eine Fallgrube zu machen. Denn gewiß ist es, daß der Trenck in Wien bis zu seinem Tode standhaft betheuerte, daß er nie einen Brief von mir empfangen, auch niemahls einen beantwortet habe. Ich glaube also noch, daß es ein Uriasbrief war.

Jaschinsky war damahls ein Liebling des Monarchen, ein, armeekündig, falscher und boshafter Mann; ein Kundschafter und heimlicher Zuträger auf Rechnung akkreditirter Verleumdung; wie er denn auch einige Jahre nach dieser Begebenheit deshalb vom Könige kassiret, und aus seinem Lande gejaget wurde.

Er war damahls der Liebhaber der schönen Sächsischen Residentinn von Bossart in Berlin, und

und durch sie kam der falsche Trenckſche Brief in Sachſen oder Oeſtreich auf die Poſt, um unter meiner Adreſſe befördert zu werden. Indeſſen hatte er alle Tage Gelegenheit, mich bey dem Könige verdächtig zu machen, und ſeinen Entwurf gegen meine Unſchuld auszuführen.

Hierzu kam noch, daß er mir 400 Dukaten ſchuldig war, die ich ihm bar geliehen hatte, weil es mir niemahls an Geld fehlte. Dieſes Geld war ſeine Beute, da ich ohne Verhör arretirt, und ins Gefängniß geſperret ward; und von meiner Equipage hatte er ſich auch den größten Theil zugeeignet.

Wir geriethen auch in der erſten Campagne in Händel, da er meinen Packknecht prügelte, und waren bereits mit Pallaſchen übereinander her, da der Oberſt Winterfeldt von ungefähr dazu kam, uns ohne Blut aus einander brachte, und Frieden ſtiftete. Der Litthauer hartnäckige Kopf iſt aber allezeit rachgierig, auch unverſöhnlich; und hat vielleicht von dieſem Tage an, mein Unglück geſchmiedet.

Gott weiß, was er dem Monarchen bey allen Gelegenheiten für Stoff zum Argwohne gegen mich eingeflößt hat. Denn unglaublich iſt es gewiß, wie derſelbe mich bey ſeiner weltbekannten Gerechtigkeitsliebe, ohne alle Unterſuchung, ohne Verhör, noch Kriegsrecht verdammen konnte. Hier ſteckt demnach der Knoten, den ich nie auflöſen konnte. Der König iſt allein von der Art ſeiner Verwickelung überzeugt.

zeugt. Er weiß positiv gegenwärtig, daß ich unschuldig war. Ich habe aber schon zuviel gelitten, zu grausame Strafen überstanden, um eine angemessene Belohnung zu hoffen.

In so wichtigen Uebereilungen, die nunmehr ganz Europa, und jeder Greis, auch Jüngling in meinem Vaterlande kennt, muß der Schwache allezeit Unrecht behalten. Ich bin in unserm Jahrhundert das überzeugende Beyspiel dieses Grundsatzes in despotischen Staaten gewesen.

Wahr aber ist es — — — daß man einen Mann meiner Gattung, der reden und schreiben kann, dessen ganzer Lebenswandel ohne Tadel ist, entweder für so große überstandene Drangsale groß belohnen, oder ihn im Gefängnisse heimlich hätte hinrichten sollen. Weil meine nunmehr nicht mehr zu vertilgende Geschichte, der Biographie Friedrichs des Großen, allezeit als ein Beyspiel wirklicher Grausamkeit ankleben wird, besonders bey denen, welche die treue Erzählung in diesem Buche nicht lesen, oder mich vielleicht einer Schmeicheley oder politischen Furcht beschuldigen, wenn ich den König selbst bey allen Vorfällen zu rechtfertigen, auch zu entschuldigen suche.

Unbegreiflich aber bleibt es allezeit, wie der scharfsichtige Monarch, welcher mich täglich um sich sah, mich ganz als Menschenkenner kannte, welcher wußte, daß mir gar nichts fehlte, weder Ehre, noch

noch Geld, noch Hoffnung in die Zukunft — — — daß er, sag ich, jemahls sich einen Argwohn gegen meine Treue konnte einflössen lassen.

Gewiß ist es; und ich nehme noch heute Gott und alle Menschen zu Zeugen, die mich im Glück und Unglück gekannt haben, daß ich nie einen untreuen Gedanken gegen mein Vaterland empfunden habe.

Ich war meinem Könige eben so mit Leib und Seele ergeben, als mein Vetter, der Panduren-Chef seiner Kaiserinn; und beyde waren wir dennoch die schimpflichsten Opfer der Verläumdung und Mißgunst.

Wie war es auch möglich, auf mich damahls zu argwöhnen? Im 18ten Lebensjahre war ich schon Kornett der Garde du Corps; that Adjudantendienste bey dem Könige, und besaß seine Achtung, Gnade und Vertrauen im höchsten Grade.

In einem Jahre hat er mir mehr, als 1500 Reichsthaler geschenkt. In Berlin hatte ich eine Freundinn, die ich verehrte und liebte; die ich für keine Krone, vielweniger für eines Pandurenanführers Versprechen verlassen hätte, und die mir gewiß mehr gab, mehr geben konnte, als alle Panduren der Erde, die ich im Herzen verabscheuete.

Sollte mir wohl in meiner Lage ein vernünftiger Mensch einen solchen verfluchten und niederträchtigen Gedanken zumuthen wollen, daß ich die brillantene

lianteſte Ausſicht bey dem Könige der Weiſen, die Ehre, in ſeiner Schule ein Meiſter zu werden, einem Panduren aufopfern ſollte, der mir etliche elende Ungriſche Pferde antrug.

Ich hatte 7 Pferde in meinem Stalle zu Berlin, und 4 Leute in der Livree; war geliebt, geſchätzt, und diſtinguirt; im Civili, wie in der Armee hatten meine Blutsfreunde die wichtigſten Ehrenſtellen. Mein ganzes Herz war lauter bis zum Fanatismus getriebene Vaterlands- und Königsliebe, und mir fehlte gar nichts, was der junge Menſch auf Erden wünſchen, auch von Gott erbitten kann — — — Wie war es denn möglich, daß auf mich geargwohnet werden konnte? Ich war ja weder raſend noch verrückt.

Dennoch aber iſt es geſchehen, und mein Beyſpiel zeigt, daß gegen ſicher ſchlummernde Tugend, der wachenden Verleumdung alles möglich iſt; daß auch der erleuchteſte Monarch von böſen Menſchen, oder wohl gar durch vorgegaukelten Argwohn könne betrogen werden; weil er aus dem Mittelpunkte ſeines Thrones, als Menſch unmöglich alles Ausgedehnte in ſeinem Staatskörper überſehen kann, und folglich auf Berichte ſolcher Menſchen ſich verlaſſen muß, die ſein Vertrauen entweder verdienen oder erſchlichen haben.

Ueberhaupt iſt mein ganzes Schickſal von ſolcher Art, daß, nachdem einmal dieſer erſte Vorfall geſche-

geſchehen war, der König wirklich nicht anders mit mir verfahren konnte, als in der Folge geſchehen iſt.

Monarchen begnadigen lieber einen Uebelthäter, als daß ſie einen unſchuldig Verdammten belohnen. Mein inneres Bewußtſeyn hingegen war zu rein, mein Stolz auf meine gerechte Sache zu trotzig, und mein Gewiſſen zu vorwurfsfrey, als daß es mir möglich geweſen wäre, um Gnade kriechend zu bitten. Ich kannte die Welt, den Hof, und wirklich herrſchende Fürſten zu wenig, um eine politiſche Rolle für mein ſicheres Glück zu ſpielen. Ich fiel durch meine Jugend in die Falle, welche mir die Argliſt gelegt hatte, und vertraute meinen Kräften zuviel, um mich aus derſelben eigenmächtig loszureiſſen. Ich hatte die Rechte auf der Univerſität nur buchſtäblich ſtudirt; folglich konnte ich ja nicht wiſſen, daß der Unterthan ſein Recht erbitten, oder als eine Gnade erkennen muß, wann es ihm widerfährt. Fürſten wollen nie den Vorwurf einer Ungerechtigkeit dulden, wo ſie durch Uebereilung geirret haben. Sie ſind unabhängig, ſie glauben ſich als Geſetzgeber über die Geſetze erhaben; und, wo einmahl ein Machtſpruch über dieſe allgemeinen Geſetze in einem einzelen Falle geſtrauchelt hat, da heißt es: pereat unus pro multis — — — Und ſo, und auf keine andere Art, bin ich bis zum Silberhaare das grauſamſte Schlachtopfer meiner Tugend und Standhaftigkeit geweſen. Der ganze Zuſammenhang dieſer tragi-

schen Geschichte wird hiervon die Beweise führen, und alle meine Weltmitbürger belehren, wie sie sich in meinem Falle zu verhalten haben, falls sie ein ähnliches Los treffen sollte. Ich rathe gegenwärtig einem jeden treulich, mich nicht zum Vorbilde zu wählen. Die Ehre, durch männlichen Trotz ein rühmlicher Märtyrer zu heissen; der Ruhm eines standhaften Mannes in Widerwärtigkeiten, ist bey grauen Haaren ein unwirksamer Lohn für den, welcher 40 Lebensjahre hindurch gegen Foltern, Schicksalsstürme, böse Menschen, Verleumdung und Fürstenmacht zu kämpfen, auch endlich, aber zu spät, zu siegen die Ehre hatte.

Nein, meine theuersten Leser! Ich bedaure jeden Ruhmsüchtigen, welcher einen Trenck oder Kato zum Muster wählen wollte. Unsre Monarchen denken im Fache der Unfehlbarkeit oder gereizten Leidenschaften eben so, wie die Mogole und Sultane. Sie sind Menschen, die eine unbegränzte Unterwürfigkeit fordern, und wer nach geschriebenen Gesetzen allein in unsrer Welt gerichtet seyn, und gar keine Partheilichkeit, noch Ungerechtigkeit dulden will, der wird sogar in unsern Europäischen Republiken, auch in England und Holland keinen Wohnplatz wählen, wann er ihre innere Verfassung so wie ich, kennet, und mit richtiger Schale abgewogen hat.

Besser

Besser also, sich der Willkühr eines Monarchen unterwerfen; besser, ohne Verbrechen um Gnade, auch ohne Verdienst um Belohnung zu bitten, als ohne eine Armee von 300000 Mann sein Recht und seinen verdienten Lohn von dem fordern, der allein im gebiethenden Tone an der Spitze seiner majestätisch unterstützten Macht, zu gebiethen gewohnt ist.

Ich lehre aus Erfahrung, Brüder! und noch da ich für euch diese heilsame Lehre schreibe, brütet vielleicht ein ganz neues Hofschranzengeschöpf schon neue Verfolgungen gegen meine wahrheitdonnernde Schriften aus, welche ich gern für edle, empfindende Menschen; niemahls aber für kriechende, und geiferleckende Hofangendiener schreiben möchte, die leicht zu reitzen, aber schwer zu bessern sind, und sich nicht einmahl einen wirklichen, uneigennützig redlichen Mann, oder einen altdeutschen Biedermann denken, oder in der Wirklichkeit möglich glauben können.

Meinen obbemeldeten unglücklichen Brief betreffend, so ist auch nicht einmahl wahrscheinlich, daß ich durch denselben hätte unglücklich werden können; denn

War ich wirklich in verdächtiger Correspondenz mit einem Verwandten in feindlichen Diensten, so hätte er mir gewiß nicht auf der ordinären Feldkriegspost geschrieben, wo, wie bekannt, alle Briefe

geöffnet werden. War es aber nur Privatfamilien-korreſpondenz, ſo konnte ich nie mehr thun, als geſchehen iſt; denn mein Chef und Commandant wußte den Inhalt meines Briefes, hatte ihn ſelbſt geleſen, auch ſelbſt befördert, und mit der erhaltenen Antwort habe ich auch keine Minute lang ein Geheimniß gemacht.

Das mindeſte Verhör hätte alſo meine Unſchuld ſonnenklar entwickelt; denn die Augenzeugen in beyden Fällen leben noch wirklich. — — — Das Meiſterſtück meines Feindes, um mich zu ſtürzen, beſtand demnach allein in der Kunſt, die Rolle bey dem Monarchen ſo zu ſpielen, daß ich alle Gelegenheit verlor, mich zu rechtfertigen. Und dieſes geſchah wirklich.

Denn am folgenden Tage, nach Empfang dieſes Briefes, wurde ich ohne Verhör, ohne Kriegsrecht, ohne daß mir jemand ein Verbrechen vorhielt, arretirt, und mit einer Bedeckung von 50 Huſaren, als ein wirklicher Delinquent aus der Armee, nach Glatz auf die Feſtung geführt. Drey Pferde, und meine Bedienten durfte ich mit mir nehmen; meine ganze Equipage blieb aber zurück, die ich nicht wieder geſehen habe, und eine Beute des Herrn von Jaſchinsky wurde. Meine Stelle war ſogleich durch den Standartenjunker Hrn. v. Schäzel erſetzt; und ich war kaſſirt, ohne zu wiſſen, warum; auch ein Arreſtant auf

der

der Festung Glatz, ohne Untersuchung noch Recht, sondern durch Machtspruch des Königs.

Wehe! wehe dem Volke, wo eine öffentliche Macht über alle Gesetze erhaben ist, und folglich den besten, den tugendhaftesten Staatsbürger willkührlich verdammen kann, welcher keinen Fehltritt gegen die Gesetze des Landes begangen hat, und vielmehr Lohn, als Strafe verdiente. Wehe dem Lande, sag ich, wo noch Machtsprüche gelten, und wo das Donnerwort — — — Allerhöchste Hofresolution! auch sogar die Sprüche der Gerichtsstellen vereiteln, und über Leben, Ehre und Güter des wehrlosen Unterthanen entscheiden kann. In solchen Staaten kann endlich Tugend ein Verbrechen werden, sobald sich alle Lasterhafte vereinigen, und des besten Fürsten Willen zu fesseln wissen.

Wenige Beyspiele meiner Art findet man in des großen Friedrichs Geschichte. Und dieses geschahe im Anfange seiner kriegerischen Regierung, ehe er die Menschen so gut kannte, als nach einer 40jährigen Erfahrung. Kriegerische, noch nie erlebte Vorfälle machten ihn auf allen Seiten unruhig und mißtrauisch, und von Fürsten, die Helden werden müssen, kann man sagen:

In ihren Augen sind die Menschen ihre Bienen,
Die nur geschaffen sind, dem Fürsten blind zu dienen.

Sein Wille ist ihr Recht. Der tapfre Heldenmuth,
Der nichts als Waffen kennt, gewöhnt zuletzt die Wuth.
Wer mit der Menschen Rechte, und ihren Köpfen spielet,
Was Wunder, wenn er nichts von ihren Seufzern fühlet?
Wer wenig Bienen hat, schont, wenn er Honig bricht,
Wer viele Körbe raubt, verschont die Bienen nicht.

Kurz, und genug gesagt — — — Ich war unglücklich, und ward als ein wirklicher Uebelthäter nach Glatz auf die Citadell gebracht.

Hier saß ich zwar in keinem Kerker, sondern bey dem wachhabenden Offizier im Zimmer, durfte auch in der Festung herumspatzieren gehen, und erhielt meine Leute zur Bedienung.

Weil es mir an Geld nicht fehlte, und in Glatz auf der Citadell nur ein Kommando vom Mätschevalschen Garnisonregimente die Dienste verrichtete, wo die Offizier alle arme Ritter waren, so hatte ich bald Freunde und Freyheit genug; und alle Tage war offene Tafel bey dem reichen Arrestanten.

Was

Was aber mein Herz dabey empfand, kann nur der entſcheiden, welcher mich im Jugendfeuer auf der Ehrenbahn gekannt, in Berlin in meinen Glücksumſtänden geſehen, und jemahls empfunden hat, was ein ehrgeitziges Herz in meiner dermahligen Lage empören kann.

Ich ſchrieb an den König, und bath trotzig um Verhör und Kriegsrecht, ohne Nachſicht und Gnade, wenn ich ſchuldig erkannt würde. Dieſer pochende Ton eines beleidigten feurigen Jünglings gefiel dem Monarchen nicht; ich erhielt alſo keine Antwort. Und dieß war genug, mich zu allen Staffeln verzweifelnder Entſchließungen zu erheben, nachdem ich mich nunmehr mir ſelbſt überlaſſen glaubte.

Durch einen Offizier war die Correſponden; mit dem Gegenſtande meines Herzens bald in Ordnung und Sicherheit gebracht. Dort war man überzeugt, daß ich nie einen untreuen Gedanken gegen mein Vaterland gehegt hatte, noch zu bergen im Stande war. Man tadelte die Uebereilung, den falſchen Argwohn des Königs, verſprach mir gewiſſe Hülfe, und ſchickte mir 1000 Dukaten, damit es mir im Arreſte nicht an Geld fehle.

Hätte ich in dieſen kritiſchen Umſtänden einen aufgeklärten und redlichen Freund gefunden, welcher mein auflodernde Feuer dämpfen konnte, ſo wäre nichts leichter geweſen, als den Monarchen durch

gelassene Demuth, und gegründete Vorstellungen von meiner Unschuld zu überzeugen, auch meiner Feinde Anschlag zu vereitein. Die Offizier der damaligen Glatzer Garnison gossen aber alle Oel in meine Gluth. Sie glaubten, mein Geld, welches ich unter sie so freygebig austheilte, käme alles aus Ungarn von der Pandurenkasse, und jeder munterte mich auf, nicht lange im Arreste zu warten, und mir, dem Könige zum Trotz, meine Freyheit eigenmächtig zu schaffen.

Nichts war leichter, als dieses auszuführen, auch einem Menschen einzuflössen, welcher noch nie unglücklich war, und folglich das erste Uebel schon für unübersteiglich hielt. Noch war gar nichts meinerseits entschieden und beschlossen, weil ich mich nicht entschliessen konnte, mein Vaterland, besonders Berlin zu verlassen.

Endlich, nachdem ich ungefähr 5 Monathe im Arrest zugebracht hatte, und der Frieden erfolgte, auch der König in Berlin, und meine Stelle bey der Garde besetzt war, erbothen sich ein gewisser Lieutenant von Piaschky, vom Fouquetschen Regiment, und der Fähnrich Reitz, welcher oft bey mir die Wache hatte: sie wollten die Anstalten machen, daß ich aus Glatz entweichen, und sie beyde mitnehmen könnte. Alles ward abgeredet und beschlossen.

Es saß aber eben damahls ein gewisser Rittmeister von Manget, vom Natzmerschen Husarenregimente,

mente, ein gebohrner Schweitzer neben mir in den Glatzergefängnissen. Er war kassirt, auf 10 Jahre zum Arrest verurtheilt, und hatte monathlich nur 4 Reichsthaler zu verzehren.

Diesem Manne hatte ich viel Gutes gethan. Aus Mitleid wollte ich ihn mit mir befreyen; es ward abgeredet, beschlossen, und ihm vorgetragen.

Gleich waren wir durch diesen Schurken verrathen, welcher hierdurch Gnade und Freyheit erhielt.

Piaschky erhielt in Zeiten Wind, daß Reitz bereits Arrestant war, und rettete sich durch Desertion. Ich läugnete, ward aber mit Manget konfrontirt, und weil ich den Auditeur mit 100 Dukaten gewinnen konnte, kam Reitz mit Cassation und einem Jahr Arrest davon. Ich hingegen ward nunmehr als ein Verführer der Offiziere des Königs in ein enges Gefängniß eingeschlossen, und scharf bewacht.

Hier will ich meine Erzählung etwas unterbrechen, und von diesem Rittmeister Manget eine Begebenheit anbringen, die sich im Jahre 1749 in Warschau, folglich 3 Jahre nach diesem Vorfalle ereignete.

Ich traf ihn unvermuthet daselbst in einer Gesellschaft an. Es ist leicht zu urtheilen, wie ich ihm als einem Erzböswicht und Verräther begegnete.

Er bekam Prügel; forderte mich auf ein Par Pistolen; Herr Hauptmann von Heucking von der Pohlnischen Krougarde war mein Sekundant; und ich schoß ihm mit dem ersten Schusse, welcher mit dem seinigen zugleich fiel, die Kugel durch den Hals, daß er auf der Stelle todt blieb.

Dieser ist der einzige meiner Feinde, welchen ich mit eigener Faust bestraft habe. Er hatte es an den redlichen zwey Offizieren, und noch mehr an mir, seinem Wohlthäter, durch seine schändliche Verrätherey verdient, und niemahls hab ich mir einen Vorwurf machen können, daß ich einen schlechten Kerl im gerechtesten Zweykampfe aus dieser Welt expedirte.

Nunmehr komme ich zur Erzählung im Zusammenhange zurück. Mein Schicksal war nun in Glatz unendlich verschlimmert, und der Monarch in seinem Argwohne bestärkt, auch äußerst gegen mich aufgebracht, daß ich zu entfliehen gesucht hatte.

Ich war also mir selbst überlassen; betrachtete mein Schicksal nur von den unübersteiglichen Seiten, und sann nur auf Mittel zur Flucht, oder zu sterben, weil das enge Gefängniß meinem feurigen Temperamente in die Dauer unerträglich fiel.

Die Garnison hatte ich immer auf meiner Seite; folglich war es unmöglich, mir Freunde und Beystand zu verhindern. Man wußte, daß ich Geld hatte; und bey einem armen Preußischen Garnisonregi-

regimente, wo ohnedieß die Officier alle unzufrieden leben, und meiſtens zur Strafe von den Feldregimentern dahin verſetzt werden, war mir alles zu unternehmen möglich.

Der erſte Anſchlag war folgender:

Mein Fenſter war an der Lärmſchanze bey 15 Klafter hoch gegen der Stadtſeite zu gelegen. Ich konnte alſo nicht aus der Citadell kommen, und mußte zuvor in der Stadt einen Zufluchtsort ſuchen.

Dieſer ward mir zwar durch einen Offizier bey einem ehrlichen Seifenſieder verſchafft. Dann ſchnitt ich unterdeſſ mit einem Federmeſſer, welches ſchartig gemacht war, drey eiſerne Stangen durch, die von ungeheurer Dicke waren. Da aber dieſes zu lange aufhielt, und acht Stangen durchgearbeitet werden mußten, ehe ich zum Fenſter hinaus konnte, ſo ſteckte mir ein Offizier eine Feile zu, mit der ich ſehr vorſichtig arbeiten mußte, um nicht von den Schildwachen gehört zu werden.

Sobald dieſes fertig war, ſchnitt ich mein lederenes Felleiſen in Riemen, nähete ſie zuſammen, wozu ich einen aufgelöſeten Zwirnſtrumpf brauchte; nahm mein Bettlaken zur Hülfe, und ließ mich von dieſer erſtaunlichen Höhe glücklich hinunter.

Es regnete, die Nacht war finſter und alles ging glücklich. Ich mußte aber durch die Senkgrube der öffentlichen Kloacke durchwaten, ehe ich

die Stadt erreichen konnte, und dieſes hatte ich nicht vorhergeſehen. Ich ſank nur bis über die Knie hinein, war aber nicht im Stande mich heraus zu arbeiten; alles was möglich war, geſchahe; ich ſteckte aber ſo feſt, daß ich zuletzt alle Kräfte verlor, und der Schildwache auf der Lärmſchanze zurief — melde dem Commandanten, daß der Trenck hier im Dreck ſteckt.

Nun war zu Vergrößerung meines Unglücks damahls der General Fouquet Commandant in Glatz. Dieſer war ein weltbekannter Menſchenfeind, hatte ſich mit meinem Vater als Hauptmann duellirt, war von ihm bleſſirt, und der Oeſtreichiſche Trenck hatte ihm ſeine Bagage Anno 1744 weggenommen, auch die Grafſchaft Glatz in Contribution geſetzt. Er war alſo ein Hauptfeind des Trenckſchen Nahmens, ließ mich dieſes bey allen Gelegenheiten empfinden, und bey dieſer, mich bis gegen Mittag zum öffentlichen Schauſpiel der Garniſon im Unflath ſtecken, dann aber erſt heraus ziehen, wieder in mein Gefängniß einſperren, und mir den ganzen Tag kein Waſſer geben, um mich zu reinigen. Niemand kann ſich vorſtellen, wie ich ausſahe; meine langen Haare waren bey der Arbeit gleichfalls in die Pfütze gerathen, und mein Zuſtand war wirklich erbarmenswürdig, ehe man mir ein Par Arreſtanten geſtattete, die mich reinigten.

Nun

Nun wurde mein Arrest auf alle möglliche Art verschärft. Achtzig Louisdore hatte ich aber bey mir im Sacke, die mir bey der schmutzigen neuen Einfahrt in einen andern Kerker nicht abgenommen wurden, und diese thaten mir in der Folge gute Dienste.

Nun stürmten auf einmahl alle Leidenschaften über mich her, und das jugendliche Blut empörte sich gegen alle Vernunftschlüsse. Ich sahe schon alle Hoffnung schwinden; betrachtete mich selbst als das unglücklichste Geschöpf der Erde; meinen Monarchen aber als einen unversöhnlichen, und nunmehr durch meine eigenmächtigen Unternehmungen beleidigten, auch in seinem Argwohne bestärkten Richter. — Die Nächte wurden schlaflos, und die Tage unerträglich. Ruhmbegierde folterte meine Seele, und das Bewußtseyn meiner Unschuld war im wehrlosen Kerker ein reitzender Trieb, diesem mich nur quälenden Bewußtseyn ein Ende zu machen. Der in Welt- und Schicksalsvorfällen noch unerfahrne Jüngling sieht alles Uebel im Vergrößerungsspiegel, und verzweifelt bey jeder Widerwärtigkeit, besonders da, wo ein Anschlag sich heraus zu reissen mißlingt. Den Tod selbst hatte ich allezeit nach Grundsätzen meiner Erziehung verachten gelernt — und la Mettrie mein Freund, der berühmte Verfasser der Schriften — l'homme machine — l'homme plante — hatte alle meine Begriffe von demselben bestätigt.

Bücher

Bücher zum Zeitvertreibe wurden mir allezeit gestattet. Im Glatzer Arreste habe ich demnach sehr viel gelesen, und meine Kenntnisse im gelehrten Fache erweitert. Die Zeit ward mir auch nicht lange; wann aber der Freyheitstrieb erwachte; wenn mich Liebe und Sehnsucht nach Berlin riefen, und mein Ehrgeitz meinen schimpflichen Zustand mit verächtlichen Farben schilderte; — wann ich betrachtete, daß mich mein geliebtes Vaterland nunmehr wirklich als einen niederträchtigen Verräther, der Wahrscheinlichkeit gemäß, beurtheilen müßte; dann war ich in jeder Minute bereit, mich in tausend Säbel und Bajonette meiner Wächter zu stürzen, die ich nunmehr als meine Feinde betrachtete, weil sie mir den Weg zur Freyheit verriegelten.

Mit solchen Gedanken schwanger, waren nicht acht Tage seit der letzten fehlgeschlagenen Unternehmung zur Flucht, verflossen, da sich schon ein Vorfall ereignete, welcher in den Geschichtebüchern unwahrscheinlich wäre, wenn ich ihn nicht selbst öffentlich zu einer Zeit schriebe, und bekannt machte, wo ich als der Hauptakteur bey dieser Rolle noch wirklich lebe, und ganz Glatz, die ganze Preußische Armee als Augen- und Ohren- auch Lokalzeugen auffordern kann. Hier ist die treue Erzählung, welche beweiset, daß zuweilen einer herzhafte oder verwegenen Entschlieſſung auch unglaubliche Unternehmungen möglich werden, und daß ein kurzer verzweifelter

Ent-

Entſchluß manchem Befehlshaber leichter glücken kann, als ein mit aller Klugheit und Vorſicht entworfener Plan.

Ich that vielleicht eben das, was der tollkühne Schwediſche Karl der zwölfte, in Konſtantinopel unternahm.

Unſere Abſicht war aber verſchieden; er ſuchte Ruhm, ich hingegen Freyheit oder Tod.

Der Platzmajor Doo *) kam in mein Gefängniß mit dem Adjudanten und wachhabenden Offizier

*) Dieß iſt eben der Doo, welcher im ſiebenjährigen Preußiſchen Kriege in Glatz Commandant, und der vom General Loudon gefangen, auch überrumpelt wurde, wobey Glatz verloren ging. Der König caſſirte ihn cum infamia; jagte ihn als einen Schelm aus dem Lande, und er kam Anno 1764 nach Wien, wo ich ihm noch ein Allmoſen gegeben habe. Er war ein gebohrner Italiener, ein böſer eigennütziger Menſch, welcher als Platzmajor unter dem Fouquetiſchen Gouvernement viele Menſchen unglücklich machte; eigentlich war er eine Fouquetiſche Kreatur ohne Geburt, noch Verdienſte, aber ein Erzfuchsſchwänzer und ein ſchöner Kerl, der ihm die Tochter ſchwängerte, ſie zur Gemahlinn erhielt, und hierdurch ſein Glück, auch endlich ſein Unglück fand; weil er gar keine militairiſchen Eigenſchaften beſaß, um eine Feſtung gegen den Feind zu vertheidigen. Zu beſtechen war er auch leicht, weil er geitzig war.

zier begleitet; viſitirte in allen Winkeln, und ließ ſich mit mir in Unterredung ein, wobey er meine Unternehmung zur Flucht ein doppeltes Verbrechen hieß, die des Monarchen Ungnade gegen mich anfachen müßte. Das Wort Verbrechen, brachte ſchon mein Blut in Wallung; er ſprach von Geduld — ich fragte — auf wie lange mich der König verurtheilt habe? — er antwortete — ein Verräther ſeines Vaterlandes, der mit dem Feinde korreſpondirt, habe keine beſtimmte Zeit, und nichts als die Gnade des Königes. — In eben dem Augenblicke riß ich ihm den Degen von der Seite, auf den ich ſchon lange mein Augenmerk gerichtet hatte, ſprang zur Thüre hinaus, warf die erſchrockene Schildwache die Stiege hinunter — fand am Stockhausthore die Wache unterm Gewehr, die eben zufällig zur Ablöſung herausgerufen hatte, lief ihnen mit dem Degen in der Hand auf den Leib: — alles erſchrack, war überrumpelt, machte Platz, ich hieb rechts und links, bleſſirte vier Mann; lief mitten hindurch, ſprang auf die Bruſtwehre des Hauptwalles, und gerades Weges von der erſtaunlichen Höhe hinunter, ohne allen Schaden, behielt auch ſogar den Degen in der Hand. Auch den zweyten niedern Wall ſprang ich eben ſo glücklich hinunter. Niemand hatte ein geladenes Gewehr, niemand wollte nachſpringen, und um mich zu verfolgen, mußte man zuvor durch Umwege in die Stadt, dann aber erſt zum Thore hinaus, folglich hatte ich bey einer

hal

halben Stunde im voraus, ehe mir jemand folgen konnte.

Bey einer engen Passage an einem Aussenwerke lief mir eine Schildwache entgegen, und widersetzte sich meiner Flucht. Bald war sein Gewehr mit dem Bajonette ausparirt, und er erhielt einen Hieb über das Gesicht. Die andere Schildwache vom Aussenwerke kam mir von hinten auf den Leib ich sprang schleunigst über die Pallisaden, blieb aber mit dem Fuße zwischen denselben stecken, ward mit einem Bajonettstoße in der Oberlippe verwundet, dann aber bey dem Fuße festgehalten, bis andere zu Hülfe kamen, die mich mit Kolben zerstoßen und übel zugerichtet in mein Gefängniß trugen, weil ich mich wie ein Verzweifelter vertheidigte.

Sicher aber ist es, daß wenn ich vorsichtiger über die Pallisaden gesprungen wäre, und lieber zuvor die auf mich zulaufende Schildwache auch in die andere Welt expedirt hätte, — weil mir sodann Zeit genug übrig blieb, mit schnellen Füßen das Gebirge zu erreichen, ehe mir jemand folgen konnte, — so wäre ich am hellen Tage um 12 Uhr mittags mitten aus der Festung Glatz, durch alle Wachen und Werke entsprungen, auch unfehlbar glücklich nach Böhmen gekommen. Einzele Nachsetzer hätte ich mit dem Degen in der Faust nicht gescheuet, und ich konnte damahls so schnell wie der erste Läufer vorwärts kommen.

Das Glück allein, welches mir wirklich mit Wunder bis an die äussersten Palliſaden durchhalf, war mir aber bey der Ausführung des verwegensten Unternehmens nicht günstig; und hiermit hatte alle Hoffnung ein Ende. Mein Arreſt ward verschärft, man gab mir einen Unteroffizier mit zwey Mann in das Zimmer, die mit mir eingeſchlossen, und von draussen wieder bewacht wurden. Ich war elendiglich mit Kolbenstössen zugerichtet, mein rechter Fuß war verrenkt, ich spie Blut, und meine Wunde war erst nach 4 Wochen geheilet *). Nun war ich wieder im Kerker, und fand, da ich suchte, auch bald neue Gelegenheit zu einer neuen Unternehmung. Ich lernte die Soldaten kennen, welche mich bewachten; an

*) Nun habe ich in der Folge erſt erfahren, daß mich der König nur auf ein Jahr auf die Feſtung abgeschickt hatte, um mich zu probiren, ob sein Argwohn gegründet wäre. Meine Mutter hatte für mich gebethen, und zur Antwort erhalten — Euer Sohn muß sein Jahr als eine Strafe für seine unvorsichtige Correſpondenz anshalten. Dieſes wußte ich aber nicht, und in Glauß hieß es, ich sey auf Lebenslang verurtheilt. — Ich hatte also nur noch 9 Wochen zu warten, um meine Freyheit mit Ehre zu erhalten, da ich diese verzweifelte Unternehmung ausführte. Was mußte der Monarch von mir denken! War er nicht gezwungen, auf diese Art mit

an Geld fehlte es mir nicht, und mit diesem, auch durch erregtes Mitleiden kann man bey dem mißvergnügten Preußischem Soldaten alles ausrichten. Bald hatte ich also ein Complott von 32 Mann auf meiner Seite, die auf meinen Wink bereit waren, alles zu unternehmen. Keiner wußte vom andern, ausser zwey und drey, folglich konnten sie alle nie verrathen werden. Und der Unteroffizier Nikolai war mein gewählter Anführer.

Die Citadellgarnison bestand damahls nur aus 120 Köpfen vom Garnisonregimente, welches in der Grafschaft Glatz vertheilt war, und 4 Offizier wechselten die Hauptwache ab, wovon 3 in meinem Verständniß waren. Alles war veranstaltet, und die scharfen Patronen lagen bereits mit Pistolen und Degen für mich in einem Ofenloche an meinem Kerker

mit mir zu verfahren? Und welcher vernünftige Mensch kann wohl muthmaßen, daß ich wegen 3 wöchentlichen Arrest, und so kurzer Geduld so viel würde gewagt, und alles das Wenige der Confiskation überlassen haben, wo ich mit Ehre meiner nahen Freyheit, folglich meiner Rechtfertigung versichert war? Mein widriges Schicksal lenkte aber alles zu meinem Nachtheil — und eine Wahrscheinlichkeit thürmt sich in solcher Verbindung auf eine andere, daß ich endlich mit der reinsten Seele einem Uebelthäter vollkommen ähnlich scheinen mußte.

versteckt. Wir wollten alle Arrestanten befreyen und mit klingendem Spiel nach Böhmen marschiren.

Ein Oestreichischer Deserteur, dem sich Nikolai auch vertraut hatte, verrieth aber die ganze Sache, und der Gouverneur schickte seinen Adjudanten auf die Citadell mit dem Befehl, der wachhabende Offizier sollte sogleich den Unteroffizier Nikolai arretiren und die Casematte mit seiner Kameradschaft bewahren.

Dieser war eben auf der Hauptwache, und der Lieutenant, welcher mein Freund war, auch das Geheimniß wußte, gab ihm ein Zeichen, daß alles verrathen sey. Er allein kannte das ganze Complott, einige davon waren mit ihm auf der Wache. Im Augenblicke war dieses braven Mannes Schluß gefaßt. Er sprang in die Casematte, rief — Brüder zum Gewehr! wir sind verrathen! alles folgte ihm nach der Wache des Stockhauses. Der wachhabende Offizier behielt nur 8 Mann bey sich, die kein geladenes Gewehr hatten. Meine Anhänger nahmen die scharfen Patronen, drohten alles nieder zu schiessen, sprengten an meine eiserne Thüre, die aber zu stark, die Zeit hingegen zu kurz war, um länger zu arbeiten, er rief mir zu — ich sollte mir heraus helfen — es war unmöglich. — Und so marschirte der beherzte Mann nebst 19 Köpfen, die ihm folgten, mit geschultertem Gewehr nach dem Feldthore. Der daselbst mit 6 Mann wachhabende Unteroffizier

ward

ward gezwungen, ſich mit ihm zu vereinigen. Und auf dieſe faſt unglaubliche Art kam er glücklich bis nach Braunau in Böhmen. Denn ehe Lärm in der Stadt wurde, und ein ſtarkes Commando ihn zu verfolgen ausrücken konnte, hatte er gewiß ſchon den halben Weg gewonnen.

Dieſen ſeltſamen Mann habe ich zwey Jahre nach dieſem Vorfalle als Schreiber in Ofen mit unbeſchreiblicher Freude entdeckt. Er trat ſogleich in meine Dienſte, war zugleich mein Freund, ſtarb aber nach etlichen Monathen in Ungarn an einer hitzigen Krankheit, in meinem Quartiere. Ich habe ihn beweinet, und ſein Andenken iſt mir noch ſo ſchätzbar als empfindlich.

Nunmehr ſchlugen alle Wetter über meinen Kopf zuſammen. Man wollte mir als einen Complottmacher und Verführer der königlichen Soldaten und Offizier den Criminalproceß machen. Ich ſollte die zurückgebliebenen nennen, gab aber auf alle Fragen keine Antwort, ſondern erklärte ſtandhaft:

Ich ſey ein ohne Verhör noch Kriegsrecht verurtheilter unſchuldiger Arreſtant, ein kaſſirter Offizier, dem keine Pflicht ferner für das Vaterland abgefordert werden könnte. Das Naturgeſetz gebe mir das Recht, meine beleidigte Ehre zu retten, und meine Freyheit auf alle mögliche Art zu ſuchen. Dieſes ſey der einige Gegenſtand aller meiner verzweifelten Unternehmungen; und ich wollte entweder

meinen edlen Zweck erreichen, oder in Bearbeitung desselben unerschrocken bey allen möglichen Gefahren und Hindernissen sterben.

Hierbey blieb's; alle mögliche Arrestverschärfungen erfolgten. Nur allein wurden mir keine Eisen angelegt, weil in Preußen ein Kavalier und Offizier nicht geschlossen werden kann, bis er wegen infamer Verbrechen schon wirklich dem Scharfrichter übergeben ist. Und dieses war mein Fall nicht.

Die Wache wurde mir wieder aus dem Zimmer genommen; das größte Uebel aber blieb, daß mein Geld ausgetheilet war, und mir meine Freundinn aus Berlin, mit welcher mir die geheime Correspondenz nie gehindert werden konnte, schrieb — — —

„Je pleurs avec Vous. Votre mal eſt ſans re-
„mède; voici ma dernière. Je n'oſe plus risquer—
„Sauvez Vous, ſi Vous pouvez; je ſuis pour Vous
„la même en tout evenement, lorsqu'il eſt poſſible,
„de Vous être utile. Adieu malheureux ami!
„Vous méritez un autre ſort."

„Ich traure mit Ihnen. Ihr Uebel ist aber ohne Hülfe. Dieß ist mein letzter Brief. Ich darf „weiter nichts mehr für Sie wagen. Retten Sie „sich, wo möglich! Ich bin für Sie allezeit und in „allen Vorfällen die alte Freundinn, wenn es nur „möglich ist, Ihnen nützlich zu seyn. Leben Sie „wohl, unglücklicher Freund! Sie verdienen ein „besseres Schicksal.

Dieſes

Dieſes war der härteſte Schlag, der mich noch treffen konnte. Noch war mein Troſt, daß man gar keinen Verdacht auf die Offizier hatte; und da dieſe laut ihrer Inſtruction täglich einige Mahl zu mir gehen mußten, um zu viſitiren, ob ich ruhig ſey — ſo verlor ich die Hoffnung nicht, mich ſelbſt zu retten.

Da nun alles unmöglich ſchien, ereignete ſich folgender merkwürdige Zufall, welcher wirklich unter die alten Abenteuer ſollte gerechnet werden.

Ein gewiſſer Lieutenant von Bach, ein gebohrner Däne, welcher alle 4 Tage die Wache bey mir hatte, war das Schrecken der ganzen Garniſon, und ein Erzhändelmacher, der ſich mit allen Cameraden rauf.n mußte, und ſie alle zeichnete, weshalb er auch bereits von zwey Regimentern verwechſelt, und endlich an das Garniſonbataillon nach Glatz zur Strafe verſetzt wurde. Dieſer ſaß bey mir auf dem Bette, und erzählte mir, daß er Tags zuvor einem gewiſſen Lieutenant von Schell in den Arm gehauen habe. Scherzend gab ich ihm zur Antwort — wenn ich frey wäre, würdeſt du mich doch ſchwerlich bleſſiren; ich verſtehe meinen Degen auch. — Gleich ſtieg ihm das Blut in die Höhe; wir machten in der Geſchwindigkeit ein Par Rappiere von einer alten geſpaltenen Thüre, die mir zum Tiſch diente, und ich ſtieß ihn auf die Bruſt. — Hier gerieth er in Wuth; lief hinaus — wie erſtaunte ich aber, da er mit zwey Mus-

ketiersäbeln unter dem Rocke, in mein Gefängniß trat, mir einen davon übergab, und zu mir sprach: — jetzt zeige, was du kannst, Großsprecher! — ich protestirte, wollte ihm seine Gefahr vorstellen — nichts half — er ging mir auf den Leib, und ich verwandete ihn in dem rechten Arm.

Gleich warf er den Säbel weg — fiel mir um den Hals, küßte mich, und blieb weinend an mir hangen. — Endlich nach einigen recht konvulsivisch fröhlichen Blicken sagte er — Freund! du bist mein Meister! — und du sollst, du mußt durch mich deine Freyheit erhalten, so wahr ich Bach heisse. Wir verbanden den Hieb im Arme, der ziemlich tief war; er schlich hinaus, ließ heimlich einen Feldscherer holen, der ihn ordentlich verband, und abends war er wieder bey mir.

Hier machte er mir nun den Vortrag: es sey kein anderes Mittel in der Welt mich zu retten, als wenn der wachhabende Offizier mit mir ginge. Er selbst wolle gerne sein Leben für mich aufopfern, aber keinen Schelmstreich könne er nicht für mich vollziehen, und von der Wache desertiren. Indessen gab er mir sein Ehrenwort, mir meinen Mann in wenig Tagen zu verschaffen, auch zu allem behülflich zu seyn. —

Abends kam er schon wieder zu mir, und brachte den Lieutenant von Schell mit sich — das erste Wort war — hier ist dein Mann! —

Schell umarmte mich, gab mir sein Wort; der Handel war also geschlossen, und hiermit war ich meiner Freyheit versichert.

Nun kam es nur auf Abrede und Anstalten an. Schell war erst aus der Garnison von Habelschwert nach Glatz gekommen, und sollte in ein Par Tagen die erste Wache in Glatz bey mir auf der Citadell verrichten. Bis dahin ward alles verschoben. Weil ich aber, wie oben erwähnt worden, kein Geld mehr von meiner Freundinn erhielt, und meine heimliche Casse nur etwa noch in 6 Pistolen bestand; so ward beschlossen, daß Bach nach Schweidnitz fahren, und mir von einem gewissen Freunde daselbst etwas bringen sollte.

Hier muß ich den Leser unterrichten, daß ich eben damahls mit allen Offizieren der Garnison verstanden war. Der einzige Hauptmann von Roeder war streng und ernsthaft, und chikanirte sogar, wo er konnte *). Major von Quaadt war mein Verwandter von Mutter Seite; ein lieber menschenfreundlicher Mann, und wünschte mir nur Gelegenheit zur glücklichen Flucht, nachdem das Uebel einmahl

*) Von diesem Manne werde ich in der Folge meiner Geschichte, eine bewundernswürdige und lehrreiche Erzählung einrücken, über welche der Scharfsichtige erstaunen wird.

mahl so verwickelt, und so hoch gestiegen war. Die vier Lieutenants, die mich wechselsweise bewachten, waren Bach, von Schröder, von Lunitz, und von Schell. Der erste machte alle Anstalten und Entwürfe; Schell entflohe mit mir von der Hauptwache; und Schröder und Lunitz folgten uns innerhalb drey Tagen.

Zu verwundern ist es nicht, wenn Offizier von den Garnisonregimentern so leicht zur Desertion zu verleiten sind. Meistens sind es geschickte lebhafte Leute, Schulden- oder Händelmacher, oder untauglich zum Dienst. Diese werden zur Strafe zu solchen Regimentern geschickt, die der Ausschuß der Armee heissen. Mißvergnügt mit ihrem Zustande, weit geringere Gage als die der andern, bey der Armee verachtet, sind solche Leute zu allem zu verleiten, sobald sie nur einen Vortheil ersehen. Den Abschied kann keiner erhalten, arm und dürftig sind sie ohnedieß; jeder glaubte Glück durch mich zu machen; ich hatte allezeit Geld — was war leichter, als da Freunde zu finden, wo ein jeder mit seinem Zustande unzufrieden war, und nur Gelegenheit zu haben wünschte, sich vom Sklavenjoche loszureissen.

Schell war ein Mensch von ganz ausserordentlichen Talenten, sprach und schrieb 6 Sprachen, und besaß den Kern aller schönen Wissenschaften. Er hatte bey dem Fouquettischen Regimente gestanden.— Sein Oberst, der ein Pommer war, hatte ihn chika-

chikanirt. Fouquet konnte keinen gelehrten Offizier leiden, und hatte ihn zum Garnisonregimente promovirt. Er forderte zwey Mahl den Abschied; und der König drohete ihm mit Festungsarrest. Deshalb allein beschloß er zu desertiren, und sich zu rächen, wenn er mich, dem Fouquet zum Trotze, aus dem Gefängnisse befreyete.

Ich werde weiter unten noch etwas mehr von diesem ganz besondern Menschen erwähnen, um hier eine merkwürdige Scene meines Lebens nicht zu unterbrechen. Wir redeten ab, daß bey seiner nächsten Wache alles veranstaltet werden sollte, um sodann bey der folgenden den Anschlag auszuführen. Alle vier Tage zog er auf die Wache, folglich sollte die Flucht binnen acht Tagen bewerkstelligt werden.

Nun war indessen wegen eines und andern Verdachts, daß die Offizier zu vertraulich mit mir umgingen, ein Befehl ergangen, laut welches meine Thüre allezeit verschlossen blieb, und mir das Essen durch ein Fenster in der Mitte derselben herein gereicht wurde. Den Schlüssel hatte der Major, und bey Cassation war verbothen, mit mir zu essen.

Die Offizier hatten aber einen Nachschlüssel machen lassen, und saßen den halben Tag und Nächte bey mir.

Gegen mir über war das Gefängniß eines gewissen Capitains von Damnitz. Dieser war mit Compagniegeldern aus Preußischen Diensten desertirt, ward

ward Hauptmann bey seines Vetters Regimente in Oestreich, und da er sich im Feldzuge 1744 als Spion von ihm brauchen ließ, mitten in der Preußischen Armee im Bauernkittel gefangen, erkannt, und zum wohlverdienten Galgen verurtheilt. — Durch Vorbitte der Schwedischen Volonteure, die damahls bey der Armee waren, erhielt er Pardon, und saß in Glatz auf Zeitlebens cum infamia.

Dieser schlechte Mensch, welcher dennoch durch Protektion nach zweyjährigem Arrest nicht nur die Freyheit erhielt, sondern sogar bey seines Vetters Regimente Oberstlieutenant wurde, war nun damhls der vom Platzmajor aufgestellte heimliche Kundschafter über die Arrestanten, und hatte berichtet, daß ungeachtet des scharfen Verbothes, die wachhabenden Offizier die meiste Zeit bey mir zubrächten.

Nun zog Schell den 24ten December auf die Wache; kam gleich zu mir herein, blieb lange bey mir, und alles sollte an diesem Tage abgeredet werden, wie wir bey seiner nächsten Wache entfliehen wollten.

Der Lieutenant von Schröder war an eben diesem Tage bey dem Commandanten zum Essen eingeladen, und hörte zufällig vom Adjudanten desselben, er habe Ordre den Lieutenant Schell von der Wache ablösen zu lassen, und sogleich zu arretiren.

Schröder, der von unserm Geheimniß wußte, glaubte nicht anders, als daß wir verrathen wären;

ungeachtet es nichts anders war, wie ich nachher erfahren habe, als daß der Spion Damnitz gemeldet hatte, — daß Schell eben bey mir im Zimmer ſitze.)

Schröder läuft mit vollem Schrecken auf die Citadell zu Schell, und ſagt — Freund! rette dich, alles iſt verrathen, du wirſt ſogleich arretirt werden. — —

Schell hätte ſich allein ohne Gefahr in Sicherheit ſetzen können, denn Schröder trug ihm an, ſogleich mit ihm Pferde zu nehmen, und nach Böhmen zu reiten.

Was thut aber der rechtſchaffene Mann in dieſem Falle für ſeinen Freund?

Auf einmahl tritt er in mein Gefängniß, zieht einen Unteroffizierſäbel unter den Rock hervor, und ſagt: — Freund! wir ſind verrathen. — Folge mir, und laß mich nur nicht lebendig in die Hände meiner Feinde fallen.

Ich wollte mit ihm ſprechen — er nahm mich eilfertig bey der Hand, und ſagte — folg! es iſt keine Minute zu verlieren. — Gleich warf ich meinen Rock über die Schultern, zog die Stiefeln an, und hatte nicht einmahl Zeit, mein noch weniges verborgenes Geld mitzunehmen.

Wir gingen heraus. Und er ſagte zur Schildwache, dein Arreſtant geht mit mir in die Offizierſtube. Bleib hier ſtehen.

Wir gingen auch wirklich hinein; gleich aber seitwärts hinaus; und mein Freund war willens mit mir unter dem Zeughause vorbey, bis an die äuſserſten Auſsenwerke zu gehen; dann über die Palliſaden zu ſteigen, und uns weiter zu retten, wie wir könnten.

Kaum hatten wir hundert Schritte gemacht, als uns der Major Quaadt nebſt dem Adjudanten begegneten.

Schell erſchrack — ſtieg auf die Bruſtwehre, und ſprang vom Walle hinunter, der daſelbſt eben nicht ſo ſehr hoch iſt. — Ich folgte — ſprang nach, und kam glücklich hinunter, auſſer daß ich mir die Schulter an der Abdachung abgeſchunden hatte. — Mein Freund hatte aber das Unglück, den Fuß am Knöchel aus dem Gelenke zu fallen. — Sogleich zog er ſeinen Degen, und bath mich, ihn zu durchbohren, und mir zu helfen, wie ich könnte. Er war ein kleiner ſchwacher Menſch, ich nahm ihn bey dem Leibe, half ihm über die Palliſaden, dann auf meinen Rücken, und lief gerade zu mit ihm davon, ohne zu wiſſen, wohin.

Nun iſt hier beſonders anzumerken, was bey einer ſo deſperaten Unternehmung unſer Glück eigentlich beförderte.

Die Sonne war eben untergegangen, da wir entflohen; dabey war die Luft nebelig mit Glatteis. Niemand wollte nachſpringen — der Lärm hinter uns

uns her war gewaltig — jedermann kannte uns — ehe aber jemand aus der Citadell in die Stadt, und von da das Thor erreichen und uns verfolgen konnte, hatten wir eine gute halbe Stunde voraus.

Die Allarmkanonen wurden, wie bey Desertion gewöhnlich, schon abgefeuert, ehe wir 100 Schritt entfernt waren. Dieses schreckte meinen Freund noch mehr; weil er wußte, daß von Glatz fast kein Gemeiner glücklich durchgekommen war, der nicht wenigstens zwey Stunden voraus hatte, ehe die Kanonen brummten, indem die sogleich alle mögliche Passagen besetzenden Bauern und Husaren viel zu geübt, auch zu wachsam waren.

Denn sobald ein Mann vermißt wird, läuft sogleich der Kanonier von der Hauptwache, und brennt von drey Seiten der Festung die hierzu Tag und Nacht geladenen Kanonen ab.

Wir waren hingegen noch nicht 500 Schritte von den Wällen entfernt, da schon alles in Bewegung hinter uns und vorwärts stürmte. Wir entsprangen am hellen Tage, und kamen dennoch glücklich und wunderbar davon; welches ich eines Theils meiner Gegenwart des Geistes, auch dem bereits erworbenen Rufe zu danken hatte, daß mich zwey oder drey Nachsetzer so leicht nicht aufhalten würden.

Ueber dieß vermuthete jedermann, daß wir gewiß nicht ohne hinlängliches Vertheidigungs-Gewehr

eine

eine so wichtige Unternehmung auf so desperate Art gewagt hätten. Niemand wußte, daß wir uns übereilt entschlossen, Schell auch nichts als seinen Degen, ich aber einen elenden Unteroffizierſäbel zur Nothwehr hatten.

Unter den zum Nachsetzen kommandirten Offizieren war der Lieutenant Bart mein Freund; und dem Hauptmann von Zerbst vom Fouquetschen Regimente, der mich allezeit brüderlich liebte, begegneten wir unweit der Böhmiſchen Gränze, wo er mir zurief — Bruder mach, daß du weiter links gegen das dort liegende einzelne Haus kommſt; dort iſt die Gränze — die Huſaren ſind ſo eben rechts geritten; er ritt ſeitwärts, als ob er uns nicht geſehen hätte. Von den Offizieren hatten wir demnach nichts zu beſorgen; ein jeder half gewiß durch, wie er konnte. Denn damahls war im Preußiſchen Dienſte die Bruder- oder Cameradenliebe noch ſo groß; und das Ehrenwort galt noch ſo viel, daß ich wirklich im Glatzer Gefängniſſe nebſt zwey Offizieren, zu Neurode bey dem Baron Stillfried auf der Jagd und 36 Stunden abweſend war. Lieutenant von Lunitz war indeſſen an meiner Stelle im Bette Arreſtant, auch der Major wußte davon. So verließ ſich damahls einer auf des andern Ehrenwort; und ſo gut kannte man den Trenck in Glatz, daß man ihn aus dem Kerker auf die Böhmiſche Gränze mit auf die Jagd nahm. Der Commandant war alſo Trotz aller

ſeiner

seiner Befehle der sicher betrogene; und ein ehrlicher Mann, der dort Kopf, Geld und ein rechtschaffenes Herz hat, findet sicher Freunde, die zu großen Handlungen fähig sind.

Diese kleine wahrhafte Geschichte zeiget den damahligen Nationalcharakter, und mit solchen verbrüderten Offizieren, die so viel auf Ehrenwort bauen, konnte der große Friedrich leicht seine Feinde schlagen.

Gegenwärtig hat die Eigenmacht bereits die Sclavenpeitsche eingeführt; und die mechanische Subordination das Edle, den gefühlvollen Trieb nach Ehre, Redlichkeit und Eintracht verscheucht; dagegen aber Mißtrauen, und knechtische Furcht ausgebreitet; folglich den beseelenden Geist des Brandenburger Soldatenhaufens geschwächt. Und in diesen Fehler verfallen allgemach alle übrige Staaten Europens. — —

Ich hatte meinen Freund kaum 300 Schritte getragen, so setzte ich ihn auf die Erde, sahe mich um, und konnte Stadt und Citadell nicht mehr sehen, die Luft war zu trübe, folglich konnten wir auch nicht mehr gesehen werden.

Meine Gegenwart des Geistes verließ mich keinen Augenblick. Tod oder Freyheit war entschiedend beschlossen. Ich fragte also meinen Freund — wo sind wir Schell? Wo liegt Böhmen? Wo fließt die Neiß? — Der gute Mann konnte sich nicht fas-

sen; wußte sich nicht zu besinnen, und verzweifelte an aller möglichen Rettung; bath nur, ich sollte ihn nicht lebendig zurück lassen — zur Flucht sey keine Möglichkeit.

Nachdem ich ihm heiligst versprochen, ihn vom schimpflichen Tode am Galgen zu retten, — falls kein Mittel übrig wäre — und ihn durch meinen Muth aufgemuntert hatte, sahe er sich um, und erkannte an einigen Bäumen, daß wir unweit des Feldtheres waren. — Nun fragte ich; wo ist die Neiß? Er wieß sie seitwärts — Freund! sagte ich: alles hat uns gesehen gegen das Böhmische Gebirge laufen; dort ist es unmöglich durchzukommen; dort ist der Cordon gezogen, und alles von Husaren und nachsetzenden Feinden folgt uns dorthin. Ich nahm ihn hiermit auf den Rücken, und trug ihn rückwärts an die Neiße; hier hörten wir nun schon in allen Dörfern Sturm läuten; auch die Bauern, welche den Desertionscordon ziehen, auf allen Seiten laufen und Lärm machen. Weil nun nicht jedermann die Art bekannt ist, wie man im Preußischen in solchen Fällen verfährt, so will ich hier einen kurzen Begriff davon machen.

Sobald die Lärmkanone in der Stadt donnert, sind in derselben schon die Offizier alle Tage bey der Parole kommandirt, welche zum Nachsetzen fertig seyn müssen.

In jedem Dorfe sind täglich gleichfalls die Bauern benannt, welche die Posten um die Stadt herum zu besetzen haben.

Die Offizier sprengen sogleich hinaus, und visitiren, ob alle diese Posten besetzt sind, auch ob die Bauern ihre Schuldigkeit erfüllen. Auf diese Art ist es äusserst selten möglich, daß ein Soldat von seinem Posten glücklich desertiren kann, falls er nicht wenigstens eine Stunde auf dem Wege ist, ehe die drey Kanonenschüße geschehen.

Nun zurück auf meine abgebrochene Erzählung.

Ich kam also an die Meiße; diese war nun wenig befroren. Ich nahm meinen Freund, führete ihn durch, so weit als ich waten konnte. — Bey der Tiefe, die eben nicht 3 Klafter breit war, mußte er sich an meinem Haarzopfe fest halten, und so kamen wir glücklich an das andere Ufer.

Mein Vater hatte uns alle das Schwimmen lehren lassen; und ihm hab ich zu danken, daß diese Kunst, die man als Kind leicht lernet, mir verschiedene Mahl das Leben gerettet; mich auch bey vielen Vorfällen entschlossener in großen Gefahren gemacht hat. Jeder Landesfürst, welcher Soldaten braucht, sollte aufmerksam auf diesen Rath seyn, damit Kinder, die kein Pulver scheuen sollen, auch nicht wasserscheu werden. Wie nützlich wäre es zuweilen, wenn man mit Bataillons, oder wenigstens mit 50 Frey-

willigen über Ströme schwimmen, und sowohl zum Ueberfall, als zur Flucht keine Brücke suchen dürfte!

Man urtheile, wie sanft es that — den 24. December zu schwimmen, und dann noch 18 Stunden unter freyem Himmel zu bleiben. Nebel und Glatteis hörten gegen 7 Uhr abends auf, dann folgte Mondenlicht und Frost. Ich hatte an meinem Freunde zu tragen, und ward warm, aber müde. Er hingegen litt alles, was ein Mensch leiden kann, — Kälte, Schmerzen am verrenkten Fuße, an dem ich viel vergebens arbeitete, um ihn in die Junktur zu bringen, und dabey Gefahr und Tod bey jedem Schritte vor Augen hatte.

Sobald wir das andere Ufer der Neisse erreichten, waren wir ausser Gefahr der Verfolgung, weil uns niemand auf dem Wege nach Schlesien suchte. Ich ging also eine gute halbe Stunde neben dem Ufer fort; sobald ich aber die ersten Dörfer im Rükken hatte, wo der Allarmcordon gezogen wird, und den Schell aus Erfahrung genau kannte, fanden wir zufälliger Weise einen Fischerkahn am Ufer, sprengten das Schloß los, fuhren hinüber, und gewannen in kurzer Zeit das Gebirge.

Hier setzten wir uns auf den Schnee. Der Muth wuchs, wir hielten Rath, was weiter zu thun wäre; schnitten einen Stock ab, womit Schell sich zuweilen, um mich rasten zu lassen, auf einem Fuße vorwärts half, welches aber der tiefe Schnee im Ge-

Gebirge mit seiner harten einbrechenden Rinde desto beschwerlicher machte.

So verfloß die Nacht, wo wir im Schnee bis an den Bauch herum wühlten, ohne viel vorwärts zu kommen. Das unwegsame Gebirge war mir hin und wieder unübersteiglich — Der Tag brach an, wir glaubten schon nahe an der Gränze zu seyn, die vier Meilen von Glatz entfernt ist, und hörten mit größtem Schrecken noch die Glatzer Uhr schlagen.

Müdigkeit und Kälte waren bey mir; und bey meinem Freunde die Schmerzen unausstehlich. Den Tag hindurch war es nicht möglich auszuhalten; der Hunger nagte mich zugleich schon gewaltig. — Nach gemachter Ueberlegung und etwa einem halbstündigen Vorwärtsarbeiten, kamen wir an ein Dorf, welches am Fuße des Berges lag. — Etwa 300 Schritte diesseit des Dorfes sahen wir aber zwey abgesonderte Häuser. Wir nahmen folgende Abrede, und führten sie auch glücklich aus:

Die Hüte hatten wir beyde beym Herunterspringen vom Wall zu Glatz verloren. Schell hatte aber seine Schärpe und Ringkragen als wachhabender Offizier am Leibe, welches ihm bey Bauern noch Ansehen geben konnte.

Nun schnitt ich mich in den Finger; bestrich Gesicht, Hemd und Rock mit Blut, wie ein schwer Verwundeter, und verband mir den Kopf.

So trug ich den Schell bis an das Ende des Gesträuches unweit der Häuser. Hier band er mir die Hände auf den Rücken, doch so, daß ich sie gleich frey machen konnte, that sich Gewalt an; hüpfte mit seinem Stocke hinter mich her, und schrie um Hülfe.

Zwey alte Bauern kamen heraus gelaufen — Gleich rief Schell, lauft in das Dorf, der Richter soll im Augenblicke einen Wagen anspannen — ich habe den Spitzbuben eingeholt — er hat mir das Pferd erstochen; wodurch ich ein Bein verrenket: — ich habe ihn dennoch zusammengehauen und gefangen — geschwinde einen Wagen, damit er noch gehenkt werde, ehe er krepirt.

So ließ ich mich halb todt in das Zimmer schleppen. Ein Bauer lief in das Dorf — ein altes Mütterchen und ein hübsches Mädchen hatte großes Mitleid mit mir, gab uns Milch und Brot — wir erstaunten wir aber, da der alte Bauer den Schell beym Nahmen nannte, auch versicherte, daß er wüßte, wir wären selbst die Deserteur, weil schon abends vorher ein nachsetzender Offizier im Wirthshause gewesen, uns genannt, unsere Kleidung beschrieben, auch die ganze Geschichte der Flucht erzählt hatte. — Dieser Bauer kannte den Schell, weil sein Sohn unter der Compagnie diente, und er öfters mit ihm in Habelschwert, wo er im Quartier lag, gesprochen hatte.

Hier

Hier war also nichts anders übrig als schleuniger Entschluß und Gegenwart des Geistes. Gleich sprang ich hinaus, lief in den Stall, und Schell hielt den alten Bauer im Zimmer zurück, der aber ein ehrlicher Mann war, und ihm indessen sogar den Weg sagte, den wir zu nehmen hätten, um Böhmen zu erreichen. Wir waren nur ein und eine halbe Meile von Glatz weg, und hatten vielleicht 6 Meilen hinterwärts und vorwärts im Gebirge herum geirret. Das Mädchen folgte mir; ich fand drey Pferde im Stalle, aber keinen Zaum. — Ich bath sie beweglich mir zu helfen; sie war gerührt, und wäre mir vielleicht auf der Stelle gefolgt. Gleich gab sie mir zwey Zäume; ich führte die Pferde hinaus — rief den Schell; er erschien mit seinem lahmen Fuße; ich half ihm hinauf. — Der alte Bauer weinte und bath um seine Pferde; hatte aber zum Glück keinen Muth, vielleicht auch keinen Willen uns zu hindern, denn mit einer Mistgabel hätte er uns, die wir fast wehrlos waren, wenigstens so lange aufhalten können, bis das Dorf herzugeeilet wäre.

So ritten wir ohne Sattel, noch Hut auf dem Kopfe davon. Schell in Uniform mit Schärpe und Aufschlagen; ich aber in meinem rothen Garde du Corps Rocke. Beynahe war alle Hoffnung vereitelt, indem mein Pferd nicht von der Stelle gehen wollte.

Als ein guter Reuter fand ich aber Mittel; Schell ritt vor, und kaum waren wir einige hundert Schritte entfernt, so sahen wir die Bauern schon aus dem Dorfe hinter uns herlaufen.

Unser Glück war der Feyertag — alles war in der Kirche, und der von uns abgeschickte Bauer hatte sie daselbst erst rufen müssen. Es war etwa 9 Uhr frühe. Denn wenn die Leute zu Hause gewesen wären, so waren wir ohne Rettung verloren. Ich war müde und Schell lahm; wir hätten also auch nicht davon laufen können.

Unser Weg ging gerade nach **Wünschelburg**. Hier war kein Mittel als durch die Stadt zu reiten. Schell hatte noch 4 Wochen vorher daselbst in Quartier gelegen; jedermann kannte ihn, unsere Equipage stellte ohne Sattel noch Hut nichts anders als Deserteur vor; die Pferde liefen aber ziemlich gut, und wir kamen glücklich durch; obgleich in der Stadt 80 Mann Infanterie und 12 Husaren zum Verfolgen der Deserteur in Garnison lagen. Schell kannte aber daselbst alles; folglich ritten wir um die Stadt herum durch die Vorstadt, und da er von da den Weg nach **Bummern** kannte, so kamen wir daselbst gegen 11 Uhr vormittags glücklich an; nachdem wir vorher dem Kapitain Zerbst, wie ich bereits erzählte, begegnet waren. Welche Wonne unsere Seele an diesem Tage empfand, kann nur der denken, aber nicht schildern, der sie wirklich empfunden hat.

hat. Ein ehrlicher Mann, welcher im unverdienten Kerker leidet, und durch Eigenmacht die Sclavenkette zersprenget; der wirklich sich die verlorne Freyheit Trotz aller Fürsten- und Menschenmacht wieder zu geben wußte — fühlt bey einem solchen Vorfalle so viel Abscheu gegen alle Eigenmacht, daß ich selbst noch nicht begreifen kann, wie ich mich jemahls wieder entschliessen konnte, in einem despotischen Staate zu leben, wo Freyheit, Ehre, Glück, Zufriedenheit und Güter von der Willkühr eines Gebiethers abhangen, welcher auch mit dem besten Willen das Ganze eines ausgedehnten Staates nicht übersehen kann.

Niemahls bin ich auch wohl bey aller meiner in der Welt unternommenen Arbeit so rühmlich, noch mit solcher Herzensfreude, und reiner Wollust müde geworden, als da ich den Freund, welcher für meine Freyheit einen so schändlichen Tod wagte, wenigstens 12 Stunden auf meinen Schultern getragen, und ihn mit mir gerettet habe. Lebendig hätte uns gewiß niemand nach Glatz zurück gebracht. Ich war also, weil diese unmöglich geglaubte Flucht so glücklich gelang, von der Vorsehung bestimmt, noch weit traurigere Rollen in der Welt zu spielen, als die erste, aus welcher alle übrige hervorbrachen.

Wäre damahls mein künftiges grausames Schicksal, wäre eine vierzigjährige Kette trauriger Zukunft vor meinen Augen aufgedeckt gewesen, ich hätte die Flucht aus Glatz gewiß nicht als ein Glück angesehen. Ein

Jahr Geduld würde den aufgebrachten König besänftigt haben; und wann ich alles mit gegenwärtig aufgeklärter Einsicht betrachte, so wäre es besser für mich, auch für den ehrlichen Schell gewesen, wann wir uns nie gekannt hätten. Denn er gerieth hierdurch, wie ich in der Folge erzählen werde, in ein Labyrinth von Widerwärtigkeiten, die er allein durch seinen Tod enden konnte. Was mir aber seitdem noch widerfahren ist, wird man in dieser Geschichte mit Mitleid und Erstaunen lesen.

Indessen ist es mein Trost, daß die edelste Gattung von Ehrgeitz, und das Naturgesetz selbst meine Unternehmung rechtfertigen. Denn

Wer in das Wasser fällt, der schwimmt ja an das Land;
Wenn Mast, und Ruder bricht, so sucht der Schiffer Strand.
Ein Vogel, wenn es glückt, wird aus dem Käfich fliegen;
Und wer entfliehen kann, soll nicht in Fesseln liegen.

Uebrigens hatte mich vielleicht mein Schicksal bestimmt, mehr zu erfahren, zu empfinden, auch heller zu sehen als andere Menschen, welche, da sie kein Uebel kennen, auch im Glücke unzufrieden leben, und von der langen Weile überall herumgepeitscht werden. Ich habe wirklich zum Muster gedienet, wie sich der Mensch in großer Widerwärtigkeit zur männ-

männlichen Standhaftigkeit bliden, großen Gefahren stolz begegnen, auch gewissen Monarchen beweisen sollte, daß es in Deutschland noch eben so als in Rom Männer gibt, welche weder vor der unumschränkten Eigenmacht niedrig kriechen, noch vor ihrer Gewalt, die beleidigte Tugend willkührlich zu mißhandeln, zittern.

Ich habe in meiner Lebensgeschichte behauptet, daß der ächte Weltweise stärker, unüberwindlicher ist, als ein Weltbeherrscher an der Spitze von hunderttausend Sclaven, mit allen seinen Drohungen, Foltern, Scharfrichtern und Bütteln. In Preußen allein ist meine Unschuld und Standhaftigkeit im wahren Lichte bekannt; dort wo ich am meisten gelitten habe, dort wo ich der verachteste unter allen Geschöpfen seyn sollte, habe ich allgemeine Liebe, Hochachtung und Bewunderung erworben. Dieses ist eigentlich der schönste Lohn für meine Arbeit. Eine Folge meiner erhaltenen Erziehungsgrundsätze, und das einzige Pflaster, meine Wunden zu heilen, die mir der Neid gebissen, und die Verläumdung oder vielmehr die Bösdsicht der Großen bisher unheilbar machte!

Es bleibt mir zu wenig Raum zum Moralisiren übrig. Die Vorfälle meines Lebens drängen sich zu dicht aufeinander, um sie in so wenigen Blättern zu fassen.

Ich war also nunmehr in Freyheit, in Braunau auf der Böhmischen Gränze, und schickte sogleich die zwey Pferde nebst dem mitgenommenen Unteroffizierſäbel dem General Fouquet nach Glatz zurück. Mein Brief dabey war ihm so empfindlich, daß er alle Schildwachen, die vor meiner Thüre, unter dem Gewehr, auch an den Wällen, wo wir vorbey gingen, gestanden hatten, durch die Spießruthen laufen ließ; weil er den Tag vor meiner Flucht noch versichert hatte, daß es nunmehro unmöglich sey, etwas zu unternehmen, und sich dennoch betrogen fand. So rächt sich der Niederträchtige an dem Wehrlosen, und der Tyrann an der Unschuld! Nun sahe ich zum ersten Mahl mein Vaterland mit dem Rücken an — ich flüchtete, wie ein Joseph aus seiner Mördergrube, den seine Brüder verstoßen und verkauft hatten, und alles, was ich damals verlor, schien mir im ersten Augenblicke der Betäubung, noch Gewinn für mich zu seyn.

Mein von meinen Vorältern mit Blut und Ehre erworbenes Vermögen, ward sogleich konfiszirt; und einer der edelsten, der brauchbarsten, der eifrigsten Jünglinge für die Ehre seines Vaterlandes und Königes, ward wie der gröbste Missethäter, Ueberläufer und Verräther auf Befehl des in seiner Gerechtigkeitsliebe hintergangenen Landesvaters, gemißhandelt.

Ich schrieb an den König, trug ihm den eigentlichen Verlauf der ganzen Sache vor; erwies ihm meine Unschuld ohne Widerspruch, und bath um Gerechtigkeit, erhielt aber keine Antwort.

In meinen Augen ist der Monarch hierin entschuldigt. Ein böser Mensch, welcher sein Vertrauen erschlichen, der Oberste Jaschinsky hatte ihm einmal einen Verdacht gegen meine Treue eingeflößt; in meinem Herzen konnte er nicht lesen. Der erste Schritt zur Ungerechtigkeit war einmal übereilt gemacht; man hatte mich ohne Verhör, ohne Untersuchung noch Kriegsrecht zum Gefängniß verurtheilt, und erkannte zu spät für die geglaubte Unfehlbarkeit des Monarchen, daß mir Gewalt und Unrecht geschehen war. Um Gnade bitten wollte ich nicht, weil ich kein Missethäter war, und der König konnte und wollte nicht öffentlich zeigen, daß er sich in einem so wichtigen Falle hätte hintergehen lassen. Mein Eigensinn reitzte folglich den seinigen, und mir fehlte Fürstenmacht, den Proceß zu gewinnen.

Der Monarch, welcher mich wirklich liebte, hatte mich im Anfange nicht ganz verstoßen. Ich erfuhr aber leider! zu spät, daß mein Arrest nur auf ein Jahr bestimmt war, um meine Treue zu prüfen. Dieses ward mir aber nicht gesagt; auch daß ist ein Räthsel, welches ich in der Folge erst aufgelöset habe. Nähmlich:

Der

Der Platzmajor D'oo war ein Liebling des Generals Fouquet. Ein gewinnsüchtiger Mann; er wußte, daß ich Geld hatte, und wollte den Protektor machen. Mir sagte er allezeit, ich sey auf Lebenszeit verurtheilt, und lenkte die Unterredung auf den großen Credit seines Generals bey dem Könige, auch des seinigen bey dem General. Für ein ihm geschenktes Pferd, worauf ich nach Glatz geritten war, erhielt ich die Erlaubniß in der Festung spatzieren zu gehen, und für ein anderes von 100 Dukaten, rettete ich den Fähnrich Reitz, welcher mit mir entfliehen wollte, und verrathen ward. Man versicherte mich, er sey an eben dem Tage, da ich ihm den Degen von der Seite riß, und von allen Glatzer Wällen, als ein verzweifelter herunter sprang, wirklich in meinen Kerker gekommen, um nach vielen drohenden Vorbereitungen, mir erst die freudige Nachricht zu bringen, daß ich durch seine Bemühungen, und des Generals Vorbitte nur ein Jahr in Arrest zu bleiben, folglich binnen etlichen Wochen meine Freyheit zu hoffen hätte. — Welche verfluchte Schandthat eines eigennützigen Menschen, um Geld zu erschnappen! Nachdem ich nun die erste ganz rasende Art zur Flucht wählte — ward gewiß dem Könige die Intrigue des Platzmajors nicht gemeldet. Man schrieb ihm nur, ich hätte etliche Tage vor Abwartung der mir zum Arrest bestimmten Zeit eine so verzweifelte Art erwählt zu entfliehen, und zum

Feinde

Feinde über zu gehen. — Mußte der Monarch, hierdurch betrogen, und in seinem Argwohne bestärkt, nicht glauben, daß meine Sehnsucht, das Vaterland zu verlassen, unbegränzt sey! Was konnte er anders thun, als befehlen, den fest zu halten, welcher ihm trotzen, und seinen Feinden dienen wollte. Auf diese Art, und durch solche widrig ausgeschlagene Ränke böser Menschen, hat sich mein Schicksal immer mehr und mehr verwickelt, endlich aber den allezeit hintergangenen Monarchen unempfindlich, und sogar grausam gegen mich gemacht.

Welcher vernünftige Mensch kann aber glauben, daß ich, wann ich gewußt hätte, daß mein Arrest nur auf ein Jahr bestimmt sey, nicht würde drey Wochen lang gewartet haben, um meine Freyheit mit Ehre zu erhalten, mein Vermögen von der Confiskation zu retten, und meine Freundinn in Berlin, an welcher mein ganzes Herz hing, wieder zu sehen?

Mein Verhängniß hatte es also beschlossen, daß alle mögliche Wahrscheinlichkeit zusammentreffen mußte, um mich aus meinem Vaterlande zu verdrängen. Eines folgte aus dem andern, bis sich endlich mein Schicksalsberg bis zum unübersteiglichem aufthürmte.

Ich war nun einmal in Böhmen als ein Fremdling, ohne Geld, ohne Schutz noch Freund,

und

und meiner eigenen Führung, schon im 20sten Lebensjahre überlassen.

Anno 1744 hatte ich in Braunau bey einem Leinweber in Quartier gelegen, und diesem Manne selbst Anschläge gegeben, auch mitgeholfen, seine beste Habseligkeit zu vergraben, und vor der Plünderung zu retten.

Dankbar und freudig empfing uns der ehrliche Mann in seinem Hause. Zwey Jahre vorher, war ich in demselben unumschränkter Gebiether, mit 9 Pferden, und 5 Bedienten, voller Hoffnung, und mit der günstigsten Aussicht in die Zukunft. Jetzt hingegen erschien ich bey ihm als ein Flüchtling, der Schutz sucht; der alles auf einmal verloren hatte, was ein junger Mensch auf Erden verlieren kann.

Ich hatte nur einen Louisd'or im Vermögen. Mein Freund Schell hatte 40 Kreutzer; und jetzt sollte er zuerst seinen ausgedrehten Fuß heilen lassen; dann aber in der Fremde, Schutz, Brot und Ehre verdienen.

Meine Laae war nicht besser. Zum Trenck nach Wien wollte ich durchaus nicht gehen, und lieber in Ostindien mein Glück suchen, um nicht mein Vaterland in dem Argwohne zu bestärken, als ob ich wirklich untreue Gedanken geheget hätte. Hierzu war mein Ehrgeitz zu neu, zu erhaben, und eben hierdurch mein Zustand hülfloser. Ich schrieb nach

Ver-

Berlin an meine Freundinn, erhielt aber keine Antwort; vermuthlich, weil ich keinen sichern Weg, dieselbe zu erhalten, anzeigen konnte. — Meine Mutter war vom allgemeinen Rufe eingenommen, und hätte mir keine Hülfe geschickt; meine Brüder standen aber noch unter der Vormundschaft, und mein Freund in Schweidnitz konnte mir nicht antworten, weil er eben nach Königsberg gereiset war.

Innerhalb drey Wochen, die wir in Braunau zubrachten, war der Fuß meines Freundes geheilet; hingegen meine Uhr, seine Schärpe und Ringkragen verkauft, und unsere ganze Kasse bestand in weniger als 4 Gulden.

Die Zeitung meldete damahls, daß der berühmte Pandurenkommandant Trenck in Wien in einen schweren Criminalprozeß verwickelt, und scharf bewacht sey. Man urtheile, wie einem Menschen meiner Gattung damahls zu Muthe war.

Noch nie hatte ich Mangel am Nothwendigen gelitten; überall war ich unter den Ersten im Vaterlande, geachtet, geliebt, auch bewundert. Auf einmal aber in einem fremden Lande, hülf- rath- und schutzlos; unentschlossen, welchen Weg ich wählen sollte, um Ehre und Brot durch mich selbst zu erwerben. Hier empfehle ich meinen Lesern, die Erzählung vom Kanarienvogel im ersten Bande meiner Schriften, Seite 240. zu lesen, und danke meinen Jugendlehrern noch im Grabe, daß sie mir

ſolche Grundſätze eingeflößt haben, die den unglücklichen Jüngling nie bis zur Niederträchtigkeit herabſinken laſſen.

Ich entſchloß alſo den Weg bis nach Preußen zu meiner Mutter zu Fuße zu unternehmen, um von ihr Hülfe zu erhalten, dann aber Ruſſiſche Dienſte zu ſuchen; Schell, deſſen Schickſal von dem meinigen abhing, wollte mich nicht verlaſſen. Wir nahmen demnach Päſſe als gemeine Preußiſche Deſerteur, mit umgekehrten Nahmen. Ich hieß Knert, und Schell hieß Leſch. So gingen wir den 21ten Januar abends, ohne geſehen zu werden, aus Braunau, und richteten den Weg auf Bilitz nach Pohlen. Ein Freund aus Neurode gab uns ein Par Sackpiſtolen, mir eine Flinte, und drey Dukaten, die noch in Braunau zurückblieben. (Wohl zu merken, daß ich eben dieſem Freunde 100 Dukaten in der Noth geliehen hatte, die er mir noch ſchuldig iſt; und da ich ſie forderte, ſchickte er mir drey Dukaten als ein Allmoſen!)

Die umſtändliche Beſchreibung dieſer Reiſe könnte mit allen ihren Begebenheiten einen ganzen Band anfüllen, ich werde aber nur einige davon erzählen; zugleich aber unſer Reiſejournal hier einrücken, welches mein Freund Schell noch aufbewahrt, und mir nach dreißigjähriger Trennung, da er mich im Jahr 1776 in Aachen beſuchte, im Original hinterlaſſen hat.

Hier

Hier erscheint es treu kopirt; und mit diesem fängt der eigentliche erste Auftritt an, wo ich als ein Abenteurer auf der Welthühne erscheinen mußte; vielleicht hatte ich in meinem abenteuerlichen Leben noch mehr Glück als Unglück, mich aus Vorfällen und Schlingen zu reissen, worein tausend andere sich auf ewig verwickelt hätten. Gewiß war ich mehr als dreißig Mahl in Lebensgefahr; in solchen Gefahren, wo die Waage der Wahrscheinlichkeit gewiß in hundertpfündigem Gewicht für den Tod, gegen ein Loth Hoffnung ausschlug. — Gewiß unternahm ich Dinge, die meiner Verwegenheit glückten, wo viele andere, die eben das mit gleichem Muthe angegriffen haben, ihr Grab fanden, oder wenigstens ausser Stand gesetzt wurden, ihre Geschichte der Welt noch so wie ich, öffentlich vorzulegen.

Journal

meiner Reise zu Fuße, von Braunau in Böhmen, über Bilitz durch Pohlen nach Meseritz, und von da über Thoren nach Elbing; von 169 Meilen ohne zu betteln, noch zu stehlen.

Den 18. Januar 1747 gingen wir von Braunau über Politz bis Nachod 3 Meilen. Die Casse bestand in 3 fl. 45 kr.

Den 19. nach Neustädl. Hier vertauschte Schell seine Uniform gegen einen grauen Handwerksburschenrock, und erhielt von einem Juden noch 2 fl. 15 kr. heraus. Von da kamen wir nach Reichenau, in allem 3 Meilen.

Den 20. auf Leutomischel 5 Meilen; wo ich ein warmes Brot, das erst aus dem Ofen kam, begierig aß, und beynahe am Magenkrampf gestorben wäre. Wir mußten hier einen Tag liegen bleiben, und der Wirth ließ uns wenig Geld durch eine gottlose Rechnung im Beutel übrig.

Den

Den 22. über Tribau nach Zwittau in Mähren, 4 Meilen.

Den 23. bis Sternberg 6 Meilen. — Dieser Marsch war dem armen Schell wegen seines noch schwachen Fußes zu stark — und dennoch mußte er den folgenden Tag

Den 24. bis nach Leipnitz 4 Meilen im tiefen Schnee, und mit leerem Magen aushalten. Hier verkaufte ich meine Halsschnalle um 4 fl.

Den 25. bis nach Freyberg über Weiskirch nach Drachotusch 5 Meilen. Auf diesem Wege fanden wir früh Morgens eine Violin im Futteral, die jemand verloren hatte. Der Wirth in Weiskirch gab uns 2 fl. dafür, und versprach sie dem, der sich dazu legitimiren würde, zurückzugeben, weil sie wohl 20 fl. werth war.

Den 26. nach Frideck in Oberschlesien 2 Meilen.

Den 27. auf ein Hannakisch Dorf 4½ Meile, und

Den 28. über Scotscha nach Bilitz, 3 Meilen.

Da dieses die Gränzstadt zwischen Pohlen und den Oestreichischen Staaten ist, so forderte uns der daselbst in Garnison liegende Hauptmann Capi, vom Marschallischen Regimente, den Paß ab. Wir hatten in demselben andere Nahmen, und waren gemeine Preußische Deserteur. Ein aus Glatz deserteurter Tambour kannte uns aber, und sagte es dem Hauptmann.

Dieser Dummkopf und grobe Menschenfeind, ließ uns sogleich arretiren, auch mit despotischer Weigerung alles Gehöres nach Teschen zurück, und noch dazu zu Fuße mit Verachtung führen. Dieses betrug 4 Meilen.

Dort kamen wir zum Oberstlieutenant Baron Schwarzer, der ein rechtschaffner Mann war, uns bedauerte, und das grobe Verfahren des Hauptmanns Capi bey so sonnenklarer Rechtfertigung tadelte. Ich erzählte ihm mein ganzes Schicksal offenherzig. Er that alles, um mich von der Polnischen Reise abzuhalten, und rieth mir den Weg nach Wien an. Umsonst, mein guter Genius hielt mich damahls noch von Wien zurück, und wollte Gott! daß ich mich ewig davon entfernt hätte! Wie manche Drangsale würde ich weniger erlitten haben, und wie glücklich wäre ich den mächtigen Buhlern nach Trenckischen Gütern ausgewichen, die mich verfolgten, und bisher dem Staate unbrauchbar machten.

Ich kehrte also nach Bilitz zurück, abermahls 4 Meilen. Schwarzer gab uns bis dahin seine eigne Pferde, und 4 Dukaten auf den Weg, die ich ihm dankbar in der Folge bezahlt habe, und ewig nicht vergessen werde, weil sie meinen Zweck beförderten, und mir ein Paar neue Stiefeln verschafften.

Indessen war mein ganzes Blut gegen den Capi empört. Wir gingen sogleich durch Bilitz nach

nach Biala, auf die Pohlnische Gränze. Von da schickte ich ihm ein Cartell, und forderte ihn auf Degen oder Pistolen; erhielt aber keine Antwort. Er erschien auch nicht, und bleibt in meinen Augen ein Schurke in Ewigkeit.

Etwas muß ich doch bey dieser Gelegenheit meinen Lesern von meiner damahligen Lage sagen; da ich mich als einen verächtlichen gemeinen Deserteur, auf Befehl eines elenden Capi, mußte zu Fuße als Arrestant nach Teschen führen lassen, und zu ohnmächtig war, um ihn vor meine Klinge zu bringen. Ich war zwar frey in Pohlen, ward aber wegen Armuth nur als ein umherschwärmender Taugenichts beurtheilt. Was nützen Ehrgeitz, Tugend, Wissenschaften und Tapferkeit, wann die Nothdurft fehlt, um in Gesellschaft unsers gleichen, mit erhabner Stirne aufzutreten. Armuth schlägt den Jüngling nieder; entfernt ihn vom Umgange mit Menschen, die sein Glück befördern würden, wenn er Gelegenheit hätte, zu zeigen, was er ist. Ich war in meinen ersten Lebensjahren allezeit unter den Größten; die größten Männer bildeten mein Herz, und waren mein Umgang. Bey dem Hofe des großen Friedrichs ward ich unter die Lieblinge gerechnet, und auf einmahl stand ich in einem fremden Lande ungekannt, ungeachtet, verächtlich da, und mußte bey großer Kälte, Mangel, Hunger und

schweren Schritten zu Fuße, alles mögliche Ungemach des Leibes und der Seele ertragen; mich von da entfernen, wohin das Herz schmachtete, und vorwärts in die Welt gehen, ohne eigentlich zu wissen, wohin.

Ich war zu stolz, mich jemand zu entdecken; wem auch in einem fremden Lande? Mein Nahme hätte mir vielleicht genutzt; aber eben in Oestreich, wo dieser Nahme bekannt war, wollte ich nicht bleiben, kein Glück suchen, und alle Gelegenheit meiden, die den Argwohn der Untreue gegen mein Vaterland vermehren konnte.

Wie leicht hätte ich aber auf dieser weiten Reise zu Fuße, und bey allem möglichen Ungemach durch mein feuriges Temperament in Umstände gerathen können, worin sich der in Widerwärtigkeiten noch unerfahrne, zu allen Entschliessungen fähige Jüngling leicht verirren kann. Da sie aber einmal beschlossen war, hielt mich auch nichts zurück, und mein treuer Freund Schell, dem alles, auch sogar Hunger oder Ueberfluß, Ehre oder Schande gleichgültig waren, that alles, was ich wollte.

Nun weiter zum Tagebuche:

Den 1. Februar gingen wir von Biala 4 Meilen nach Oswinzin, weil ich beschlossen hatte, Zuflucht bey meiner Schwester zu suchen, welche den Herrn von Waldow geheirathet hatte, und zu Hammer im Brandeburgischen, zwischen Landsberg an der

der Warte und Meseritz an der Pohlnischen Gränze auf ihren Gütern im Wohlstande lebte. Deshalb ging unser Weg neben der Schlesischen Gränze, auf Meseritz zu.

Den 2. nach Bobreck und Elkusch 5 Meilen. Auf diesem Wege, wo wir viel vom tiefen Schnee in leichter Kleidung auszustehen hatten, verlor Schell aus Nachläßigkeit unsre noch in 9 fl. bestehende Casse. Mir aber blieben noch 19 Groschen.

Den 3. nach Crumelew 3 und den 4. nach Wladowiequd Joreck abermahls 3 Meilen. Von da den 5. nach Czenstochowa, wo das berühmte reiche Kloster pranget, von welchem ich recht viel Merkwürdigkeiten zur Schmach seiner Bewohner bekannt zu machen hätte, die mein Raum nicht gestattet.

Wir kehrten am Fuße des Klosterberges in das Wirthshaus bey einem wahren Biedermanne Nahmens Lazar ein. Dieser hatte als Lieutenant in Kaiserlichen Diensten gestanden, viele Schicksale erlitten, und ward endlich ein armer Gastwirth in Pohlen. Wir hatten keinen Kreutzer in der Casse, forderten trockenes Brot, der rechtschaffene Mann ließ uns aber an seinem Tische essen. Ich vertraute ihm die reine Wahrheit unserer Umstände, auch die Absicht dieser Reise. Kaum hatten wir gegessen, so kehrte ein Wagen ein; und drey Herren, die Kaufleuten ähnlich sahen, kamen in das Zimmer. Sie hatten eigne Pferde, einen Bedienten, und einen Kutscher.

Diese Geschichte ist merkwürdig für den Leser. Ich muß sie folglich mit allen Umständen, jedoch so kurz als möglich vortragen.

Diesen Wagen hatten wir schon in Elkusch angetroffen. Einer der Herren hatte den Schell befragt, wohin unsere Reise ginge — der ihm Czenstochow genannt; wir waren aber ohne allen Argwohn bey einem Vorfalle, der uns doch alles mögliche Unglück drohete.

Univ.-Bibl. München

Die Herren bl[illegible] Nacht in unserm Wirthshause, sahen uns ganz gleichgültig an, und sprachen wenig. Wir gingen schlafen; in der Nacht weckte uns aber der rechtschaffene Wirth und erzählte mit Erstaunen: diese Herren wären verkleidete, uns nachgeschickte Preußen, und hätten gegen ein ihm angetragenes Geschenk von 50 dann gar von 100 Dukaten von ihm die Einwilligung verlangt, uns in seinem Hause zu überfallen, zu binden, und nach Schlesien zu führen. Er hatte es aber standhaft und großmüthig ausgeschlagen, ob ihm gleich noch über dieß eine große Belohnung versprochen wurde — dann aber heilige Verschwiegenheit gegen uns versprechen müssen, wofür man ihm 6 Dukaten in die Hand drückte.

Hieraus sahen wir deutlich, daß es Offizier und Unteroffizier waren, welche uns der General Fouquet auf den Fuß nachgeschickt hatte. Wir dachten zurück, wer das Geheimniß unserer Reise könnte verra-

verrathen haben, und fanden, daß es kein anderer, als ein gewisser Lieutenant von Mollnitz könne gewesen seyn, welcher uns in Braunau als ein Freund des Schell, aus der Garnison zu Habelschwert besuchte, zwey Tage bey uns blieb, und besonders nach dem Wege forschte, auf welchem wir Zuflucht suchten. Er allein wußte es; folglich war er der Kundschafter des Fouquet, und hat eigentlich diese Scene verursacht, welche so glücklich für uns ausschlug.

In der ersten Entzündung einer solchen wider uns entworfenen Schandthat, wollte ich sogleich mit dem Gewehr in der Faust, in das Zimmer der Verräther einbrechen; Lazar und Schell hielten mich aber zurück; und der erstere trug mir sogar an, so lange bey ihm zu bleiben, bis ich Geld von meiner Mutter erhalten könnte, um weniger Gefahr und Ungemach zu erdulden.

Nichts half — ich hatte einmal beschlossen, sie selbst zu sprechen. Ueber dieß war ich nicht gewiß, was mein Brief allein für Wirkung verursachen würde. — Lazar versicherte mich, wir würden von diesen Herren gewiß angegriffen werden, und sollte es auch auf der Strasse geschehen.

Desto besser sagte ich! so habe ich Gelegenheit, sie in die andre Welt zu schicken, und Strassenräuber zu strafen. Früh mit Anbruch des Tages so-

ren dieſe ſeinen Herren fort, und nahmen den Weg nach Warſchau.

Wir wollten auch gehen — Lazar hielt uns aber zwey Tage faſt mit Gewalt auf und gab uns die von den Preußen erhaltenen 6 Dukaten. Wir kauften uns ein jeder ein Hemd, auch noch ein Par Sackpiſtolen, Strümpfe und Leibesnothdurft, und gingen nach redlichſter Umarmung des redlichen Wirthes, der uns die beſten Lehren zur Vorſicht auf dieſen Wege gab.

Den 6. Februar von Czenſtochow nach Dankow, 2 Meilen. Unſere Abrede war für alle mögliche Fälle eines Angriffs auf der Straſſe genommen. Wir wußten durch den Lazar, daß unſre Verfolger nur eine Flinte im Wagen hatten. Ich hatte auch eine Flinte, einen guten Säbel, und jeder von uns ein Par Piſtolen unter dem Rocke. Dieſes verborgene Gewehr war ihnen unbekannt, und bey dem erfolgten Angriffe ſicher die Urſache ihrer Beſtürzung.

Den 7. gingen wir den Weg nach Parſemich. Kaum waren wir aber eine Stunde vorwärts, ſo ſahen wir von weitem einen Wagen auf der Straſſe. Wir kamen näher, und erkannten den Wagen unſerer Verfolger, der im Schnee zu ſtecken ſchien, und die Herren alle herum. Sobald wir uns näherten, riefen ſie uns zu Hülfe. Der Anſchlag muß geweſen

sen seyn, uns heran zu locken. Schell war ein schwacher Mensch; mir hingegen wäre man in die Arme gefallen, und hätte uns leicht in den Wagen geworfen; denn der Zweck war, uns lebendig zu fangen. Sogleich traten wir aus der Straße, und gingen etwa 30 Schritte seitswärts vorbey, mit der Antwort: wir haben keine Zeit, euch zu helfen meine Herren! Gleich sprangen sie alle viere nach dem Wagen, rissen Pistolen heraus, und liefen uns auf den Leib, mit Geschrey — halt! faßt Spitzbuben! — wir fingen abgeredeter Massen an zu laufen: — auf einmal wandte ich mich kurz, und schoß den ersten, welcher mir ganz nahe kam, mit der Flinte auf das Herz. Er fiel; Schell gab Pistolenfeuer, ein Par Schüße von den letztern fielen zurück, wodurch Schell eine Streifkugel am Halse bekam. — Ich griff den andern an, schoß mit beyden Pistolen — er lief davon. — Ich verfolgte ihn in der Wuth bey 300 Schritte, holte ihn ein, und da er sich mit dem Degen in der Faust wandte, sahe ich, daß er voll Blut war, fand wenig Gegenwehr, und hieb ihn nieder. — Gleich wandte ich mich zurück, und sahe den Schell in der Gewalt der andern beyden nach dem Wagen schleppen. — Rasend stürzte ich auf sie los; kaum erblickten sie mich, da ich ihnen schon fast an den Leib war, und liefen beyde in das Feld. — Der Kutscher sahe das Scharmützel, schwang sich auf den Wagen, und fuhr davon. —

Schell

Schell war also gerettet, hatte aber einen Streifschuß am Halse, und einen Hieb in der rechten Hand, wodurch er den Degen verlor; mich aber versicherte, daß einer seiner Gegner einen Stoß in den Leib mitgetragen habe. —

Was war nunmehr zu thun? — Der erste, welcher auf der Wahlstatt lag, hatte eine silberne Uhr in der Tasche, diese riß ich heraus — wollte Geld suchen — Schell rief mir aber zu, und zeigte mir einen Wagen, der mit 6 Pferden von der Höhe herunter kam. Sollten wir ihn abwarten, und vielleicht gar als Straßenräuber arretirt werden? Die zwey Entsprungenen hätten gewiß gegen uns gezeugt: — in der Geschwindigkeit zum Entschlusse blieb die eilfertige Flucht zur Sicherheit. Ich erhaschte noch die Flinte des ersten Todten, und seinen Hut. Hiermit eilten wir dem nahen Gesträuche, und von da dem Walde zu, nahmen einen Umweg mit tausend Sorgen, und kamen abends nach Parsemechi.

Schell hatte sich sehr verblutet; ich verband ihn, so gut ich konnte. In Pohlnischen Dörfern ist kein Feldscherer, es wurde ihm also sehr hart, dieß Städtchen zu erreichen. Hier fanden wir nun zwey Sächsische Unteroffizier, die für die Garde in Dresden auf Werbung standen. Meine Größe von 6 Schuh' und Person, fiel ihnen in die Augen, gleich ward Bekanntschaft und Antrag gemacht; ich fand an beyden vernünftige Leute, — vertraute ihnen also ohne

Rück-

Rückhalt, wer wir wären, auch unsere Tagesgeschichte mit den strassenräuberischen Preußen, und fand redliche Männer. Schell wurde verbunden, und wir blieben 7 Tage mit diesen guten Sachsen in vertrauter Gesellschaft.

In der Folge habe ich erfahren, daß von denen, die uns angriffen, nur einer nebst dem Kutscher lebendig nach Glatz zurück gekommen ist. Der Offizier, welcher sich zu solcher Schandthat brauchen ließ, hieß Gersdorf, und soll 150 Dukaten bey sich getragen haben, da man ihn todt wegtrug. Welche herrliche und gerechte Beute wäre dieses zu unsrer Reisezehrung gewesen, wenn der verdammte Wagen mit sechs Pferden uns nicht von der Wahlstatt vertrieben hätte. — Das Glück war dem Gerechten dieß Mahl wieder nicht günstig. Ich war der verrätherisch angegriffene, und mußte wie ein Strassenräuber davon laufen. Die erbeutete Uhr verkauften wir an einen Juden um 4 Dukaten, den Hut um ungefähr 31 fl. und die Flinte, weil der Schell keine tragen konnte, um einen Dukaten. Das meiste Geld blieb in Parsemecht: — der Chirurgus ein Jude, gab uns theure Pflaster auf den Weg mit; und wir gingen

Den 15. Februar von Parsemechi über Bielun nach Biala 4 Meilen.

Den 16. über Jerischow auf Micorsen 4½ Meile.

Den

Den 17. auf Osterkow und Schwarzwald 3 Meilen.

Den 18. nach Sdune 4 und

Den 19. zwey Meilen nach Goblin.

Hier hatten wir kein Geld, kein Brot; ich verkaufte an einen Juden meinen Rock, und erhielt einen grauen Kittel an dessen Stelle, nebst 4 fl. bares Geld. Da wir uns dem vorgesetzten Ziele zu meiner Schwester näherten, achtete ich meinen Rock nicht, in Hoffnung, bald equipirt zu seyn. Schell ward aber täglich elender. Seine Wunden heilten langsam, und kosteten überall Geld. Die Kälte war ihm auch schädlich, und weil er ohnedieß kein Liebhaber der Reinlichkeit war, so blieb sein Leib eine wirkliche fruchtbare Pflanzschule aller möglichen Gattungen Pohlnischer Läuse. Oft kamen wir naß und müde in die Rauchstuben, mußten die ganze Reise hindurch in eben den Kleidern auf dem Stroh, öfter auch auf der Bank liegen; man kann sich folglich kaum denken, was für Ungemach und Elend wir ausstehen mußten. Im Winter durch das unwegsame Pohlen herumirren, wo Menschenliebe nicht einmal dem Nahmen nach bekannt ist, wo nur unbarmherzige Juden dem armen Reisenden das Nachtlager verweigern, und dabey Mangel an Brot, an Erquickung und Kleidung leiden. — Dieses sind Beschwerden, die sich der nur im vollen Gewichte denken kann, welcher sie wirklich empfunden hat. —

Meine

Meine Flinte verſchaffte uns dann und wann einen Braten, auch einige Mahl zahme Gänſe und Hühner, wo etwas zu erhaſchen war; ſonſt haben wir nichts geſtohlen. Hin und wieder fanden wir Sächſiſche, auch Preuſſiſche Werber; alles lief mir nach, weil ich bey 6 Fuß groß, und in blühender Jugend war; dieſes verurſachte mir manchen Zeitvertreib, wenn mir ein Werber das Glück vorſtellte, ich könnte dereinſt noch ein Korporal werden; oder wenn ſie alles thaten, mich zu berauſchen, und mit Meth, Bier und Branntwein hervorkamen. Indeſſen hatten wir hierdurch manche Gefahr auf der Straße zu beſorgen; auch manche gute Mahlzeit umſonſt.

Den 21. gingen wir von Goblin 3¾ Meilen nach Pugnitz.

Den 22. 4 Meilen durch Storchneſt nach Schmiegel.

Hier traf mich ein wunderbares Los. Die Bauern tanzten bey einer elenden Violine; ich nahm ſie dem Fiedler aus der Hand, und geigte ihnen einen Tanz vor; — dieß gefiel; da ich aber aufhören wollte, ward ich gewaltſam, und zuletzt gar mit Drohungen gezwungen, ihnen die ganze Nacht bis an den hellen Tag vorzugeigen, ſo, daß ich vor Müdigkeit faſt ohnmächtig wurde. Endlich kam es unter ihnen zu Schlägereyen. Schell ſchlief auf der Bank; ſie fielen ihm auf die bleſſirte Hand — er fuhr raſend auf: — ich griff im Zorn zum Gewehr,

ſchlug tapfer drein — und da alles durch einander lag, eilten wir beyde zur Thür hinaus, und kamen ohne Schläge davon.

Was hatte ich in dieſer Nacht für Gelegenheit, Betrachtungen über mein Schickſal anzuſtellen. Noch vor zwey Jahren tanzte ich in Berlin mit den Prinzeſſinnen und Schweſtern meines Monarchen, und jetzt ſaß ich in einer Pohlniſchen Hütte als Muſikant für nackte, und noch dazu für Pohlniſch nackte Bauern, mit denen ich mich noch zuletzt herumſchlagen mußte.

War ich nicht ſelbſt Schuld an dieſem Auftritte? Warum wollte ich den Bauern zeigen, daß ich etwas von der Muſik verſtände? Ohne dieſen Ehrgeitz hätte ich ruhig ſchlafen können. Und wenn ich überhaupt in meinem ganzen Lebenslaufe nicht hätte zeigen wollen, daß ich mehr als viele andere Menſchen gelernt habe, würde ich wohl ein Opfer des Neides, und der Verläumdung geworden ſeyn? Oder wäre ich mit einem unbedeutenden, oder mangelhaften Körper gebohren, man hätte mich weniger beobachtet, weniger hervorgeſucht, folglich würden mir weniger Abenteuer, weniger Gelegenheit zu Weltvorfällen begegnet ſeyn.

Weil der Bär ſchön tanzen kann,
Muß er in den Feſſeln ſterben;
So dient dem geſchickten Mann
Sein Verdienſt oft zum Verderben.

Wie mancher Widerwärtigkeit wäre ich in der Welt ausgewichen, wenn mich Ehrgeitz, Begierde zu gefallen, und Vorwitz nicht gereitzt hätten. Hingegen habe ich mich aber auch aus Schlingen loszuwickeln gewußt, in welchen tausend andere hülflos gefesselt bleiben. Hierdurch bin ich ein guter Lehrer für die Nachwelt geworden, aber dennoch ein schlechter Praktiker in Hofränken für mich selbst, für meinen Eigennutz geblieben; habe auch überall nur Wunden davon getragen, die, so lange ich lebe, nicht benarben können.

Nun ging den 23. Februar die Reise von Schmiegel weiter fort auf Rakonitz, und von da nach Karger-Holland 4½ Meile. Hier verkauften wir ein Hemd, und Schell sein Kamisol um 18 Groschen, oder 9 Schostack, um nicht zu verhungern. Tages vorher schoß ich ein Haselhuhn, welches wir vor Hunger roh verzehrten; und weil es gut schmeckte, folgte eine Krähe darauf, wobey Schell aber nicht anbeissen wollte. Junge Leute, die stark gehen müssen, essen viel — folglich waren unsere Groschen geschwinde verzehret.

Den 24. Februar kamen wir über Benzen nach Lettel 4 Meilen, wo wir uns einen Tag aufhielten, um uns in das Brandenburgische nach Hammer zu meiner Schwester zu wagen. Wir fanden ein Preussisches Soldatenweib, die in Lettel wohnte, und eine Unterthanin meines Schwagers, aus dem Dorfe

Kölschen war. Dieſer vertrauete ich mich in der Noth ohne Mißtrauen, und ſie führte uns

Den 26. Februar auf Kurſchen und Falkenwalde;

Den 27. aber durch Neuendorf über Oſt; und dann durch einen unwegſamen Wald 5½ Meile, glücklich zwey Meilen in das Brandenburgiſche nach Hammer zu meiner geliebten Schweſter, wo wir abends um 9 Uhr an die Thüre klopften.

Ein Mädchen machte auf, und gerade war dieſe eine bekannte, die Maria hieß, und in unſerm Hauſe aufgewachſen war. Sie erſchrack, einen baumſtarken Kerl in Bettelkleidung vor ſich zu ſehen. — Ich redete ſie aber gleich an: — Mitſche, kennſt du mich nicht? — ſie ſagte nein! — Ich entdeckte mich — fragte ob mein Schwager zu Hauſe ſey: — ja, aber er iſt krank im Bette; — ſage meiner Schweſter heimlich, daß ich hier bin. Sie führte mich in ein Seitenzimmer, und gleich war meine Schweſter bey uns.

Sie erſchrack über meinen Aufzug, und wußte noch nicht einmahl, daß ich aus Glatz entflohen war, eilte zu ihrem Manne, und kam nicht zurück.

Nach einer Viertelſtunde kam die ehrliche Maria zu uns, weinte, und ſagte — der gnädige Herr ließe uns ſagen, wir ſollten ſogleich ſein Haus verlaſſen, ſonſt wäre er gezwungen, uns zu arretiren, und auszuliefern. — Meine Schweſter ſahe ich

aber

aber nicht wieder; ihr Mann hielt ſie mit Gewalt zurück.

Nun urtheile man, was ich in dieſem Augenblicke empfand. Ich war zu ſtolz, zu aufgebracht, um Geldhülfe zu fordern; eilte wie ein raſender Menſch unter tauſend Bedrohungen aus dem Hauſe. Das gute mitleidige Mädchen drückte mir weinend drey Dukaten in die Hand: — und ſo waren wir hungrig, müde, matt und verzweifelt wieder in dem Walde, welcher nicht hundert Schritte vom Schloſſe entfernt war; durften in kein Haus gehen, weil wir im Brandenburgiſchen waren; und mußten in dunkler Nacht in demſelben bey Regen und Schnee herumſteigen, bis uns unſere Führerinn gegen Anbruch des Tages erſt wieder nach Lettel brachte, — welche ſelbſt über unſer Schickſal weinte, und für ihre Mühe und ausgeſtandene Gefahr nur zwey Dukaten von mir erhielt. — Ich vertröſtete ſie auf die Zukunft; — ließ ſie auch im Jahre 1751 zu mir nach Wien kommen, und habe ſie gut gepflegt und verſorgt. Sie war etwa 50 Jahre alt und ſtarb bey mir in Ungarn einige Wochen früher als ich die unglückliche Reiſe nach Danzig machte, wo ich in die zehnjährige Gefangenſchaft zu Magdeburg gerieth.

Kaum waren wir aber vor dem Schloſſe meiner Schweſter im elendeſten Zuſtande im Walde, ſo ſagte ich im ernſten Eifer zum Schell — Bruder!

verdient eine solche Schwester nicht, daß ich ihr das Haus über dem Kopfe anstecke. Die Mäßigung, die edle Seele, die wahre Gelassenheit war bey diesem Menschen eine wirklich bis zum wunderbaren gestiegene Tugend.

In allen Fällen war er mein Mentor, mein treuer Führer, wo mein feuriges Temperament in Ausschweifungen losbrechen wollte. Ich verehre deshalb seine Asche, er verdiente ein besseres Schicksal, als das, welches ihn bis zum Grabe begleitet hat.

Bey dieser Gelegenheit sagte er mir: — Freund! deine Schwester kann unschuldig seyn, ihr Mann wird sie zurückgehalten haben. Denke nach! wenn der König erführe, daß wir in seinem Hause gewesen wären, und daß er uns durchgeholfen hätte, so wäre ja deine Schwester eben so unglücklich wie du. — Fasse dich! denke größer! — und handeln sie Unrecht, vielleicht kommt noch eine Zeit, daß ihre Kinder deiner Hülfe bedürfen, und du ihnen Böses mit Gutem vergelten kannst. — Welche Freude fühlt hierbey nicht eine gutartige Seele.

Ewig denke ich an diesen treuen Rath. Es war eine wirkliche Weissagung. Mein reicher Schwager starb bald darauf. — Im Russischen Kriege wurden ihre Güter alle in einen Steinhaufen verwandelt, und nach meiner Befreyung aus Magdeburg, also 19 Jahre nach dieser Begebenheit, ereignete sich wirklich der Fall, daß ich den Kindern eben dieser

Schwe-

Schweſter habe Dienſte leiſten können. So wechſelt das Schickſal auf Erden, und ſo werden unwahrſcheinliche Dinge möglich. Meine rechtſchaffene Schweſter hat ſich bey mir gerechtfertigt, und wirklich hatte Schell die Wahrheit errathen. Zehen Jahre nach dieſem Vorfalle, zeigte ſie in meinem Magdeburgergefängniſſe, daß ſie meine ächte Schweſter war; — ſie ward durch den Kaiſerlichen Geſandſchaftsſekretär Weingarten in Berlin ſchändlich verrathen, verlor hierdurch einen Theil ihres Vermögens, und endlich auch das Leben als ein unſchuldiges Schlachtopfer für ihren redlichen Bruder.

Im zweyten Bande werde ich dieſen Schauder erregenden Auftritt in der Verbindung meiner Trauergeſchichte vortragen; mein Herz blutet, und mein ganzes Gefühl empört ſich, wenn ich an dieſe erſchreckliche Scene denken muß. Gott lohne ſie vollwichtig, — ich bin zu arm gemacht, um es ihren Kindern zu vergelten, und der Gegenſtand meiner gerechten Rache iſt bereits im Grabe. Auf Erden hätte er ſicher bluten müſſen, wenn er zu finden geweſen wäre.

Nun weiter zum Tagebuche dieſer unglücklichen Reiſe. Ich mußte nunmehr meinen Entwurf ändern, weil ich keine Hülfe am erſten Zufluchtsorte fand; und mich entſchließen, zu meiner Mutter nach Preußen zu fliehen, die 9 Meilen hinter Königsberg auf ihrem Gute lebte.

Den 28. blieben wir ermüdet und bestürzt in Lettel.

Den 1. März gingen wir 3 Meilen bis Pleese, und von da den 2. März nach Meseritz 1½ Meile.

Den 3. über Wersebaum nach Birnbaum 3. Meilen.

Den 4. aber nach Zircke, Wrunck, Obestschow bis Scubnitze, folglich 7 Meilen in einem Tage, wovon wir 3 Meilen zu fahren Gelegenheit fanden.

Den 5. kamen wir 3 Meilen bis Rogosen; hatten keinen Heller, das Nachtquartier zu bezahlen. Der Jude trieb uns hinaus, und wir gingen die Nacht durch mit wüthendem Hunger irrend herum, so, daß wir uns bey Anbruch des Tages nur 2 Meilen ausser der Straße befanden.

Wir gingen in ein Bauerhaus, wo ein altes Weib eben Brot aus dem Ofen zog; bezahlen konnten wir keines, und in eben diesem Augenblicke empfand ich wirklich, daß es möglich sey, eine Mordthat um ein Stück Brot zu begehen. Bey dem Gedanken, wovor ich zurückschauderte, — gingen wir eilfertig zur Thüre hinaus, und noch zwey Stunden weit, bis nach Wongrosze.

Hier verkaufte ich in der äussersten Noth meine Flinte, die uns manchen Braten verschafft hatte, um einen Dukaten. Wir assen uns satt, nachdem wir

in

in 40 Stunden keinen Biſſen genoſſen, auch ohne Schlaf gegen 10 Meilen in Koth und Schnee herumgeſtiegen waren, raſteten den 6. daſelbſt, und kamen den 7. durch Genin auf ein Dorf 4 Meilen im Walde.

Hier geriethen wir unter eine Bande von Zigeunern, die bey 400 Mann ſtark war, und mich durchaus mit in ihr Lager ſchleppten; die meiſten waren Preuſſiſche, auch Franzöſiſche Deſerteur; ſie ſahen mich für ihres gleichen an, ich ſollte Dienſte nehmen; nachdem ich aber mit ihrem Anführer aufrichtig geſprochen hatte, ſchenkte er mir noch einen Laubthaler, gab uns Fleiſch und Brotproviſion, und ließ uns in Frieden weiter gehen, nachdem wir bey 24 Stunden in ihrer Geſellſchaft zugebracht hatten.

Den 9. gingen wir bis Lapuſchin 3½ Meile, und den 10. 4 Meilen bis Thoren.

Hier folgt abermahls ein merkwürdiger Auftritt, welcher beweiſet, daß mich nunmehr mein Schickſal zum wirklichen Abenteurer beſtimmt hatte, weil faſt bey jeder möglichen Gelegenheit neue Widerwärtigkeiken zu bekämpfen vorfielen, und faſt unwahrſcheinliche Feenmährchen in meinen Lebensvorfällen zu erzählen ſind.

Es war eben Jahrmarkt in Thoren, da wir durch die Stadt gingen. Man ſtelle ſich einen jungen baumſtarken Menſchen von meiner Größe vor,

in einer elenden Kleidung, mit einem großen Pallasch an der Seite, mit ein Par Pistolen im Gürtel, und von einem Cameraden begleitet, welcher Hals und Hand verbunden hat, und mehr einem Gespenste, als lebenden Menschen ähnlich sieht, gleichfalls mit Pistolen im Gürtel.

Wir gingen in ein Wirthshaus, wo man uns nicht einmal einnehmen wollte: — ich erkundigte mich nach dem Jesuiterkollegio, ging hinein — und verlangte den Pater Rektor zu sprechen. Anfangs sah man mich für einen Dieb an, welcher eine Freystatt suchte. Nach langem Warten und ernsthaftem Sollizitiren, erschien ich endlich vor Sr. Jesuitermajestät, die mich wie ein Mogol seinen Sklaven empfing. Mein Vortrag war gewiß rührend; ich erzählte ihm mein ganzes Schicksal, auch die Absicht dieser Reise, und bath, er möchte meinen Erretter, den Schell, welcher nicht weiter gehen konnte, und dessen Wunden bey solchem Elende nicht heilen wollten, indessen versorgen, und in Thoren behalten, bis ich den Weg zu meiner Mutter vollendet, Hülfe geholt hätte, und ihn mit dankbarer Erstattung aller Kosten, wieder in Thoren abholen könnte.

Ewig denke ich mit Schmach und Verachtung an diesen hochmüthigen und unempfindlichen Pfaffen. Er wollte nicht einmahl meinen Vortrag mit Geduld anhören, hieß mich Er — und sagte mir öfters: — mache er's nur kurz, ich habe nothwendigere Geschäfte.

ſchäfte. — Kurz geſagt! — ich ward ganz trocken ohne alle Hülfe abgewieſen, und habe die Großmuth der geprieſenen Jeſuiten durch Erfahrung kennen gelernt. Gott tröſte den ehrlichen Mann, welcher im Unglücke ihres Beyſtandes bedarf. Sie ſind wie alle Mönche gegen alles Menſchengefühl gepanzert, und tröſten noch dazu den Bedrängten im ſatyriſchen Tone.

Vier Mahl ſuchte ich in meinem Leben Hülfe oder Rath, und eine Freyſtatt bey Klöſtern, und habe ſie wirklich ſo gefunden, daß jeder ehrliche Mann Holz, Oehl und Feuer zutragen ſollte, um ſie alle von der Erde zu vertilgen.

Spitzbuben und Mörder finden bey ihnen alles — um ihre Macht gegen die Landesgeſetze bey dem Pöbel und liederlichem Geſindel zu vergöttern, und gelten zu machen. Der bedrängte und tugendhafte Bedürftige aber flieht vergebens dahin, wo ſolche Staatsblutigel nur wie die hungrigen Leoparden auf Raub lauern, den Blödſichtigen betrügen, den Erleuchteten hingegen zu unterdrücken ſuchen; dem rechtſchaffenen Manne aber gewiß keinen Beyſtand leiſten, weil ſie ſelbſt für rechtſchaffene Handlungen gar keinen Beruf empfinden, keine Grundſätze noch Pflichten haben, keine Triebfeder angeſpannt fühlen, um ſelbſt rechtſchaffene Männer zu werden, auch wirklich nach Kloſtergrundſätzen,

Erb-

Erbfeinde aller bürgerlichen Tugenden und vaterländischen Pflichten sind.

Man mißdeute mir diesen Seitenschritt aus meinem Geleise nicht. Mein Haß gegen alle Betrüger steckt schon in der Natur, in der ganzen Anlage und Bildung meines Herzens, auch aller meiner Begriffe. Und da ich den Jesuiten auch eigentlich den Verlust meiner großen Ungarischen Güter zu danken habe, weil damahls Pater Kampmüller des Grafen Grashalkowitz Busenfreund, Beichtvater bey Hofe war; da keine mögliche Verfolgungsart zu erdenken ist, welche ich nicht durch Priesterarglist erlitten habe; so kenne ich sie auch wirklich nicht als Menschen, die im Staate für die allgemeine Wohlfahrt da sind, sondern als Betrüger, welche durch privilegirte oder verjährte Vorurtheile für sich allein leben, auch alle Menschen- und Bürgerpflicht den Absichten der Römischen Hierarchie aufopfern, welche auf unsere Verwirrung und Blödsicht ihre alles verschlingende, auch alle moralische Tugenden zernichtende Macht gründet.

Diese wenigen Worte bey dieser Gelegenheit einzurücken, konnte ich meiner Feder, meinem wider diese Vipernbrut empörten Herzen nicht versagen. Nun weiter zum Zusammenhange.

Ich ging traurig und aufgebracht aus diesem Jesuiterkloster in mein Gasthaus; daselbst fand ich einen Preußischen Werbeoffizier, der auf mich wartete,

und

und mit allen möglichen Künſten mich gerne zum Rekruten haben wollte. Er trug mir ſogar 500 Thaler Handgeld, und den Korporalsſtock an, falls ich ſchreiben gelernt hätte. Ich gab mich für einen gebohrnen Liefländer aus, welcher aus Oeſtreichiſchen Dienſten deſertirt ſey, um nach Hauſe zu gehen, eine Erbſchaft anzutreten. Nach langen Ueberredungen, brachte er endlich als ein Geheimniß vor — ich ſey ja ein Dieb, würde in wenig Augenblicken vom Magiſtrat arretirt werden, — ſobald ich aber ſein Rekrute wäre, könnte mich niemand mehr ſtrafen.

Dieſe Sprache verſtand ich gar nicht; — in dem Augenblicke war ich Trenck, gab ihm eine Ohrfeige, und zog den Säbel. Anſtatt der Gegenwehr lief er aber zur Thüre hinaus, und befahl dem Wirth, mich nicht heraus zu laſſen. Weil ich nun wußte, daß die Stadt Thoren Cartell hatte, und dem Könige von Preußen die Deſerteur heimlich auslieferte, ward mir bange; — ich ſtellte mich an das Fenſter, und ſahe gleich darauf zwey Preußiſche Unteroffizier in das Haus treten; — im Augenblick waren Piſtol und Säbel in der Hand; Schell folgte, und wir begegneten den Preußen an der Stubenthüre. Ich rief — mit geſpannter Piſtole, Platz! — die Preußen erſchracken, zogen die Säbel, und ſprangen zurück; — vor der Thüre rückte gerade der Preußiſche Lieutenannt von der Stadtwache begleitet, heran, — ich fand überall Raum, Piſtol in einer, und den Säbel in

der

der andern Hand ſchreckten jeden zurück; alles ſchrie Dieb! Dieb! halt auf! Der Pöbel lief nach; ich entkam glücklich in das Jeſuiterkloſter; mein Freund Schell ward aber übermannt, gefangen, und als ein Dieb und Räuber in das Stadtgefängniß geſchleppt.

Ich war faſt auſſer Faſſung, weil ich ihn nicht retten konnte, und bildete mir ſchon ein, man würde ihn ausliefern. Im Jeſuiterkloſter ward ich itzt weit beſſer empfangen, als das erſte Mahl, weil man mich wirklich für einen Räuber hielt, der Schutz ſuchte. Ich ſprach ſogleich mit einem Pater, welcher ein freundlicher Mann war, ſagte ihm in Kürze alles, was mich rechtfertigte, und bath, mir nur die Urſache dieſer Arretirung zu entdecken. Er ging fort, kam nach einer Stunde zurück, und brachte mir die Antwort:

Daß uns niemand kenne; es wäre aber Tags vorher ein groſſer Diebſtahl durch gewaltſamen Einbruch in die Kaufmannsläden auf dem Jahrmarkte geſchehen; man arretirte alle verdächtige Leute; wir wären in der Stadt in ſolcher Geſtalt mit Piſtolen im Gürtel geſehen worden. Der Wirth, wo wir eingekehrt, ſey ein Preußiſcher Werber, und habe uns als verdächtige Leute angegeben: — der Preuſſiſche Lieutenant ſey mit Klagen dazu gekommen — deshalb allein ſey unſre Arretirung beſchloſſen worden.

Wer

Wer war froher als ich? Unſern Mähriſchen Paß, auch unſer Reiſediarium hatte ich in der Taſche, welche uns in dieſem Verdachte rechtfertigten. Ich ſagte, man ſolle nach den Orten ſchicken, wo wir Tags vorher auf unſerer Reiſe durchgewandert waren, auch geſchlafen hatten. — Kurz; ich überzeugte den Jeſuiten, daß ich die Wahrheit ſagte: — er ging fort, kam wieder, und brachte einen Stadtſyndikum mit; mit dieſem ſprach ich gründlich: — er examinirte den Schell im Arreſt, fand alles einſtimmig; unſere Schriften, deren man ſich im Wirthshauſe bemächtiget hatte, erwieſen, wer wir waren. — Ich blieb die Nacht hindurch im Kloſter, ſchloß kein Auge bey immerwährenden Betrachtungen, wie tief mich das Schickſal fallen laſſen. Schell bekümmerte mich noch mehr, denn er wußte nicht, wo ich geblieben war, und hatte ſich feſt vorgeſtellt, wir würden beyde nach Berlin geliefert werden; war auch ſchon gefaßt, ſich in dieſem Falle zu erdroſſeln.

Früh um 10 Uhr war meine Freude und Beſtürzung aber ohne Schranken, da mein braver Jeſuit zu mir eintrat, mir den Schell mitbrachte, und meldete, wir wären im Verdacht unſchuldig befunden worden, und könnten frey hingehen, wohin wir wollten; ſollten uns aber vor den Preußiſchen Werbern hüten, die uns nachſtellten. Ihr Lieutenant hätte gehofft durch meine Arretirung als Räuber, wür-

de ich als Rekrut in seine Hände gerathen; dieß sey der Schlüssel zur gestrigen Begebenheit.

Ich umarmte den Schell, welcher bey der Arretirung erstaunliche Stöße gelitten — weil er sich mit seiner linken Hand auch vertheidigen, und mir folgen wollte. Der Pöbel warf ihn mit Koth, und im Arrest hieß ihn jeder einen Spitzbuben, der wegen Einbruch an den Galgen gehörte. Kurz gesagt -- der arme Mensch war ausser Stande, weiter zu gehen; seine Wunde am Halse war benarbt, aber die Hand noch gar nicht. Der Pater Rektor schickte uns einen Dukaten, ließ sich aber nicht sehen, — und der regierende Herr Burgemeister gab uns für die unschuldige Arretirung, einem jeden einen Landthaler; hiermit waren wir expedirt, gingen in unser Wirthshaus, nahmen unser Packet, und wollten aus dem Thore eilen.

Mir fiel aber bey, daß wir um nach Elbing zu kommen, Preußische Dörfer auf dem Wege hatten. Wir erkundigten uns also bey einem Laden, wo Landkarten zu finden wären? Ein altes buckeliges Mütterchen stand gegenüber an der Thüre; der Ladendiener wieß uns an sie, und sagte, sie hätte Landkarten genug, weil ihr Sohn studiere, und könne sie uns sehen lassen. Wir redeten sie an — mein Vortrag gefiel, da ich sagte, wir wären unglückliche Reisende, die auf der Landkarte den Weg nach Rußland suchen wollten.

Sie

Sie führte uns in das Zimmer, trug einen Atlas auf den Tisch, stellte sich vor mich, da ich nachsuchte, und meine schmutzigen Manschetten an den Händen vor ihrem forschenden Auge verbergen wollte. Sie betrachtete mich mit durchdringender Aufmerksamkeit — hub endlich mit weinender Stimme an, — ach Gott! wer weiß, wie es meinem lieben einzigen Sohne in der Welt geht! ich sehe dem Herren wohl an, daß er auch von guten Aeltern ist. Mein Sohn ging mir auch in die Fremde; — nun habe ich in 8 Jahren keine Nachricht, er soll bey den Oestreichern Reuter geworden seyn. — Ich fragte, bey welchem Regiment — bey Hohenems — er sieht dem Herrn natürlich gleich — ich fragte — ist er nicht beynahe von meiner Größe? — ja, wohl eben so groß, — hat er nicht blondes Haar? — ja eben so wie der Herr, — wie heißt er denn? — Will — o liebes Mütterchen! rief ich aus, Will ist nicht todt, er lebt, und ist mein bester Camerad bey dem Regimente gewesen. — Nun erstaunte mein Mütterchen, fiel mir um den Hals, hieß mich einen Engel Gottes, welcher ihr gute Nachricht brächte; that tausend Fragen, die ich ihr leicht beantworten konnte, weil ihre voreilige Freude sie mir allezeit in den Mund legte. Ich war also dieß Mahl ein Betrüger in der Noth, und zwar durch besondern Zufall.

Mein Vortheil war dieser: ich sagte, ich sey gleichfalls Soldat bey Hohenems, und reisete nur mit

Urlaub nach dem Ermländiſchen zu meiner Mutter, würde aber innerhalb 4 Wochen zurück kommen, dann ihre Briefe mitnehmen, und ihr den lieben Sohn nach Hauſe befördern, falls ſie ihn loskaufen wollte.

Nun erzählte ſie, der Stiefvater habe ihn vom Hauſe verdrängt, und wünſche ihm nur den Tod, um ihrem kleinen Sohne, den er mit ihr gezeuget, alles Vermögen zuzuwenden. Er ſey eben nach Marienburg verreiſet — ꝛc. ꝛc.

Hier ergriff ich nun den Vortheil, und bath ſie beweglichſt, ſie möchte meinen kranken unterweges von Preußiſchen Werbern verwundeten Cameraden, der nicht weiter gehen könnte, indeſſen bey ſich behalten und verſorgen, bis ich ihm ſogleich Geld, nachzufolgen ſchickte, oder ihn ſelbſt mit Dankbarkeit auslöſen könnte. — Das Jawort folgte freudig: — ſie beſorgte ſogleich, daß Schell bey einem Bürger und Freunde in der Nachbarſchaft verpflegt wurde, damit ihr Mann nichts davon erführe. Wir mußten bey ihr eſſen, ſie gab mir ein neues Hemd, Strümpfe, Proviſion auf 3 Tage zu eſſen, auch 6 Lüneburger Gulden mit auf den Weg, ſegnete, küßte mich — und ſo ſchied ich abends von Thoren und meinem lieben Schell, der nunmehr verſorgt war, und ſich in allem auf meine Hülfe ruhig verlaſſen konnte. Wir ſchieden mit Wehmuth und Bruderliebe; ich ging alſo den 13. noch 2 Meilen bis nach Burglow.

Nie-

Niemahls kann ich aber die Unruhe, die Empfindungen, den sinkenden Muth lebhaft genug schildern, den ich fühlte, der meine ganze Seele aus ihrer Fassung brachte, da ich ganz allein, ohne Freund vorwärts wanderte; — diese waren gewiß unter die bittersten Stunden zu rechnen, welche ich in meinen Lebenstagen gehabt habe. Ich war sogar schon im Begriffe zurück zu kehren, und ihn mit mir zu schleppen; die Vernunft ward aber Meister im Kampfe der Leidenschaft, ich war schon nahe am Ziele, und die Hoffnung trieb mich vorwärts.

Den 14. ging ich bis Schwetz.

Den 15. bis Neuburg und Möwe, folglich in zwey Tagen 13 Meilen. In Möwe lag ich auf dem Stroh unter vielen Fuhrleuten; da ich aufstand, waren meine Pistolen, auch alle mein Geld bis auf den letzten Heller aus der Tasche gestohlen, die Herren Schlafcameraden waren aber schon alle auf der Reise.

Was war zu thun? Vielleicht hatte mich auch der Wirth beraubt; ich hatte 18 Pohlnische Groschen verzehrt, und mußte bezahlen. Der Wirth war noch grob, und stellte sich, als ob er glaube, ich habe gar kein Geld in sein Haus gebracht. Ich mußte ihm also mein vorräthiges Hemd und ein halbseidenes Tuch geben, welches mir die alte Frau in Thoren geschenkt hatte, und ohne einen Heller weiter gehn.

Den 16. kam ich nach Marienburg.

Auf dem Wege dahin war es aber unmöglich sicher nach Marienburg zu kommen, ohne in Preußische Hände zu fallen, wenn ich nicht die Weichsel passirte.

Ich hatte kein Geld die Ueberfahrt zu bezahlen, welche nur zwey Pohlnische Schillinge kostete. — Betrübt und nachdenkend, wie ichs machen sollte, um hinüber zu kommen, erblickte ich zwey Fischer in einem Kahne; ich trat hinzu, zog den Säbel und zwang sie, mich umsonst hinüber zu fahren. Am andern Ufer nahm ich diesen Furchtsamen Leuten die Ruder weg, stieg hinaus, stieß den Nachen auf das Wasser zurück, und ließ sie schwimmen.

Man betrachte hier, daß zwey Pohlnische Schillinge, die mir damahls fehlten, und die nur einen halben Kreutzer betragen, hätten Ursache seyn können, daß ich bey etwaniger Gegenwehr dieser Fischer mein Leben verloren, oder in Vertheidigung desselben unschuldige Menschen umgebracht hätte; und lerne aus dieser wirklichen Begebenheit, folgendes:

1. Daß nicht die tausende, sondern auch in manchen Fällen wenige Pfennige zum Glücke oder Unglücke des Menschen beytragen.

2. Da der Mangel an zwey Pfennigen eben die Entschließung abzwingen und verursachen kann, als der Mangel an tausend Dukaten, so lerne man den Werth des Geldes kennen, und verachte

achte den nicht, dem wenig fehlt, um sich aus der Dürftigkeit zu reißen.

3. Man achtet zuweilen im Wohlstande auch hundert Dukaten nicht, und öfters wenn uns zwey Pfennige fehlen, sind wir eben so unglücklich, eben solchen Folgen ausgesetzt, als wenn man tausende bedarf. Da ich zwey Jahre vorher in Berlin im Wohlstande lebte, dachte ich gewiß nicht, daß es möglich sey für mich, binnen so kurzer Zeit in einen Nothfall zu gerathen, wo ich wegen zweyer Pfennige eine verzweifelte Unternehmung ausführen müßte.

4. Man sey auch gegen keinen scheinbaren Uebelthäter unempfindlich, und betrachte meinen Fall. In die Preußischen Dörfer durfte ich mich nicht wagen, ich mußte über die Weichsel; um hinüber zu kommen, griff ich zwey Menschen an, die ich in der Gegenwehr hätte niederhauen können. Wenn ich nun in einem fremden Lande deshalb arretirt, gefoltert und gerädert worden wäre, starb ich deswegen wie ein Uebelthäter?

In Marienburg fand ich Sächsische auch Preußische Werber, hatte kein Geld, aß und trank mit ihnen, hörte ihre Vorträge an, machte Hoffnung auf Morgen, und ehe der Tag anbrach, war ich zur Thüre hinaus, und ging

Den 17. März 4 Meilen nach Elbing.

Hier fand ich meinen gewesenen lieben Instruktor Brodowsky als Hauptmann und Auditeur bey der Pohlnischen Kronarmee, unter dem Golzischen Regimente, der mir eben, da ich in die Stadt ging, entgegen kam: — im Triumph folgte ich ihm in sein Quartier, und hier hatte meine gefahrvolle mühseelige Reise ein Ende.

Dieser ehrliche Mann behielt mich bey sich, verschaffte mir sogleich alle Nothdurft, und schrieb nebst mir an meine Mutter in solchem Tone, daß sie nach ungefähr acht Tagen schon wirklich selbst bey mir in Elbing eintraf, und mir als eine ächte Mutter, Trost und Hülfe mitbrachte.

Man kann sich die Empfindungen bey einer solchen Zusammenkunft denken; Sie besaß einen durchdringenden Verstand; ich aber eine gefühlvolle, dankbare Seele. Sie verschaffte mir auch sogleich einen Kanal zur sichern Correspondenz mit meiner Freundinn in Berlin. Diese schickte mir einen Wechsel auf Danzig von 400 Dukaten, und meine Mutter gab mir 1000 Reichsthaler, und ein diamantenes Halskreutz für den Nothfall von etwa 500 Thalern an Werth; sie blieb 14 Tage bey mir, und zwang mich aller Gegenvorstellungen ungeachtet, daß ich nach Wien reisen mußte, um dort mein Glück zu suchen. Ich wollte durchaus nach Petersburg, und alle meine Ahndungen waren gegen die Wienerreise, welche wirklich all mein folgendes Unglück verursacht hat.

hat. — Meine Mutter rieth anders, die mir nur in diesem Falle Unterstützung versprach; ich mußte gehorchen; sie verließ mich, reisete nach Hause, und seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen. Sie starb im Jahre 1751 und ihr Andenken macht meine ganze Ehrfurcht rege. Glück für eine so wahrhafte Mutter, daß sie mein großes Unglück im Jahre 1754. nicht erlebte.

In Elbing widerfuhr mir beynahe die Geschichte des keuschen Josephs in Aegypten. Meines redlichen Brodowsky und Hauswirthes Frau, ein anbetungswürdiges Weibchen, verliebte sich in mich — undankbar wollte ich an meinem Wohlthäter nicht handeln — der Reiz war zu groß, sie trug sich sogar an, mir heimlich nach Wien zu folgen, — Ich fühlte, daß ich nicht widerstehen konnte,— Madame Potyphar muß nicht so schön gewesen seyn, als Madame B**** war, sonst wäre der Joseph unfehlbar bey seinem Mantel geblieben. — Mich aber hielt eine wahre Ehrfurcht für diese Frau zurück, die mich ihrem alten von Person häßlichem Manne ganz natürlich vorzog; aber nach weniger Tage Genuß, eine lange Reue desto bitterer, eben so wie ich empfunden haben würde, weil wir uns doch trennen mußten.

Nachdem ich mich equipirt, und meinen Wirth beschenkt hatte, reiste ich eilfertig nach Thoren.

Wie entzückend war meine Zusammenkunft mit dem ehrlichen Schell! das alte Mütterchen hatte ihn

mütterlich versorgt. Wie erschrack aber die gute Frau, da ich bey ihr als Offizier und von zwey Bedienten begleitet eintrat; — ich küßte ihr im wärmsten Danke die Hand, bezahlte alles reichlich, was der Schell genossen, welcher sich indessen wie ein Kind im Hauß bey ihr eingeschmeichelt hatte; — erzählte ihr, wer ich eigentlich war; sagte ihr aufrichtig, wie ich sie in der Geschichte ihres Sohnes hintergangen hätte, und versprach sogleich bey meiner Ankunft in Wien, ihr positive Nachricht von diesem verlornen Sohne zu geben. *) Der Vater war ein Goldarbeiter. Binnen 3 Tagen war der Schell equipirt, und so reiseten wir von Thoren ab, und kamen nach Warschau; und von da über Krakau nach Wien.

In

*) Bey meiner Ankunft in Wien, gab ich mir gleich alle Mühe, diesen Will zu erfragen; erfuhr aber durch die Commissariatliste, daß er im Jahre 1744. vom Regimente desertirt, wieder gefangen, und wirklich aufgehängt war. Ich erhielt durch einige Ducaten das Attestat eines natürlichen Todes. Dieses schickte ich der guten Mutter, mit einem Dank- und Trostbriefe begleitet. Vielleicht hat der gute Mensch, der zu Hause 20000 fl. zu erben hatte, den Abschied nicht erhalten können; desertirte — und ward wie ein Uebelthäter geheuket. Sind hierbey nicht auch ernsthafte Betrachtungen anzustellen? —

In Bilitz suchte ich den Hauptmann Capi, welcher uns so grob gemißhandelt, und damahls meine Ausforderung ausgeschlagen hatte. Er war aber nicht mehr da, und erst nach einigen Jahren begegnete ich ihm, wo der feine Italiener mir die demüthigste Entschuldigung machte. So gehts!

Von meiner Rückreise aus Danzig bis nach Wien, wüßte ich nicht eine Seite in dieser Erzählung anzufüllen. Hingegen von der Reise hinauf, und zu Fuß hätte ich drey Mahl so viel vorzutragen als geschehen ist, wenn ich den Leser auch mit Kleinigkeiten unterhalten wollte.

Im Elend und Unglück folgt eine Begebenheit aus der andern; man sieht auch die Welt und lernet sie besser kennen, wenn man sie zu Fuße durchwandert, und mit allen Gattungen von Menschen umgehn muß, als wenn der gnädige Herr in einer bequemen Kutsche wollüstig eingewiegt [illegible]lummert, da indessen sein Kammerdiener die Postillione bezahlt, damit sie recht geschwinde ein ganzes Königreich durcheilen, wo der Herr im Wagen nur einige Gasthöfe gesehen hat. Das heißt reisen; und eben deshalb habe ich auf der meinigen von 169 Meilen, die ich jetzt nach dem erhaltenen Journal treu kopirte, so viele wirklich romanhaft klingende Vorfälle beschrieben, die mir auf vielen tausend Meilen, welche ich in der Folge durch die Welt mit guter Equipage gemacht habe, nicht begegnet sind.

Hiermit hat also dieses Tagebuch ein Ende, wobey es allezeit merkwürdig bleibt, daß ich im rauhen Winter, im unwegsamen Pohlen, eine Reise zu Fuß von 169 Meilen unternahm, auch glücklich endete, wo ich bey dem Antritte derselben nicht 4 fl. in der Tasche hatte. Dennoch habe ich weder gebettelt noch gestohlen, aber desto mehr Ungemach und Hunger ausgestanden, auch weit mehr gelitten als ich in diesen Blättern bekannt mache. Ich war auf derselben ein wahrer Robinson, wo das Schicksal schon alle mögliche Tücke an mir zu versuchen anfing, um mich durch wiederholte Versuche, durch kleine Angriffe abzuhärten und stark genug zu bilden, und wodurch ich die folgende ungeheure Bürde aller möglichen Unglücksfälle standhaft zu ertragen, vorbereitet ward; und gegenwärtig als ein wahrer praktischer Lehrmeister, in der hohen Schule aller Leidenden, mit allgemeinem Beyfall aller ächten Weltweisen, Schicksalskenner, und Verdienstschätzer auftreten kann.

Nun folgt also ein neuer Aufzug in meinem Trauerspiele.

Die erste Ankunft in Wien, im Jahr 1747. im Monath April.

Nach Abzug der Reisekosten und Equipirung für mich und meinen Freund Schell, (für dessen wunderbare Lebensgeschichte ich im dritten Bande noch einen kleinen Raum suchen werde,) blieben mir noch ungefähr 300 Dukaten im Beutel; ich theilte dieselben mit ihm redlich. — Er blieb nur vier Wochen in Wien, und reisete nach Italien, wo er bey dem Pallavizinischen Regimente, als Oberstlieutenant angestellt ward.

Ich fand meinen Vetter, den berühmten Panduren-obersten und Partheygänger, Franz Freyherrn von der Trenck in Wien im Arsenalarrest, und eben in den schwersten Prozeß verwickelt.

Dieser Trenck war meines Vaters Bruder Sohn. Sein Vater war ehedem Oberst und Commandant in Leitschau, besaß auch in Sclavonien die Herrschaften Pleternitz, Prestowacz und Pakratz, und hatte seit der Belagerung Wiens die Brandenburgischen Dienste verlassen, und dem Hause Oestreich 60 Jahre gedient.

Ich werde um den Zusammenhang meiner Geschichte nicht zu unterbrechen, im dritten Bande meines Romans, auch den merkwürdigen Lebenslauf dieses in dem Successionskriege berühmten

Trencks

Trencks konzentrirt erzählen, welcher wirklich das schmählichste Opfer des Neides, und der ruchlosesten Habsucht ward; den Lohn seiner großen und treuen Dienste aber auf dem Spielberge erhielt.

Die Ehre meines Familiennahmens fordert mich auf, auch von ihm etwas zu sagen; und was ich sagen werde, ist so wahr, daß mir gewiß niemand auf Erden das Schweigen gebiethen soll, besonders da die schon im Grabe liegen, welche den besten Patrioten ihren Privatabsichten aufgeopfert haben.

Hier berühre ich nur, was einen Einfluß auf mich selbst hat, und schweige von wirklich wichtigen Vorfällen bis an den gehörigen Ort.

Mein Vetter war eben im Revisionsprozesse begriffen.

Kaum war ich in Wien angelangt, so führte mich sein Agent Herr von Leber nach Hofe zu Sr. Majestät dem Kaiser und dem Prinzen Karl. Beyde kannten seine Verdienste, auch die boshaft gespielten Ränke seiner niederträchtigen Feinde; und sogleich erhielt ich offene Erlaubniß, ihn im Arreste zu besuchen, auch alle Aufmunterung, ihm auf alle mögliche Art beyzustehn. Bey der zweyten Audienz sprach der Monarch mit mir auf eine Art, die mich ganz in das Interesse meines bedrängten Blutsfreundes verwebte, und befahl mir bey allen Vorfällen Zuflucht bey ihm zu suchen. Er selbst hieß seinen Kriegsrechtsrichter einen boshaften Mann; dieser

war

war der Graf Löwenwalde, der ärgste Feind des Trencks, welchen man sowohl als seinen Beysitzer gewählt hatte, um als Männer ohne Verdienst, den besten Patrioten zu mißhandeln. Gleich gewann die Sache eine andere Gestalt; die hintergangene beste Monarchinn wurde aufgeklärt, Trencks Unschuld erschien im Revisionsprozesse im vollen Lichte. Man erwieß, daß sein angeordnetes Kriegsrecht, welches 27000 fl. gekostet, partheyisch und ungerecht verfahren sey, und daß 16 Offizier, die er größten Theils wegen schlechter Handlungen von seinem Regimente kassiret, falsche Juramente abgelegt hatten.

Merkwürdig ist dieses, daß man in der Wiener Zeitung ankündigte: „alle diejenigen, welche wi„der den Trenck etwas zu klagen hätten, sollten sich melden, und täglich, so lange der „Prozeß dauerte, einen Dukaten Diäten em„pfangen."

Man kann sich leicht vorstellen, wie die Zahl der Kläger anwuchs, und aus was für Leuten sie bestand.

Diese Diäten haben 15000 fl. gekostet.

Nun fing ich aber an, mit dem Doktor Gerhauer im Revisionsprozesse zu arbeiten; die Sache gewann bald ein anderes Ansehn. — Da sie aber so weit kam, daß man das ganze Kriegsrecht, nebst dem damahls allgewaltigen Hofkriegsrath von Weber hätte

hätte kassiren müssen, mischte sich leider! die Staatsklugheit in den Prozeß.

Die Monarchinn ließ dem Trenck antragen, er solle um Gnade bitten; in diesem Falle sollte alles abgethan seyn, und er sogleich seine Freyheit erhalten. Prinz Karl, der Wien kannte, rieth mir, ich sollte meinen Vetter zu diesem Schritte bewegen. — Umsonst! er fühlte seinen Werth und seine Unschuld zu gut, und forderte trocken weg Recht. Eben dieses erzwang sein Unglück.

Bald ward ich gewahr, daß mein Vetter das Opfer seyn würde; er war reich, seine Feinde hatten bereits über 80000 fl. ausgetheilt; das ganze Vermögen war durch Sequestration in ihren Händen, man hatte ihn bereits zu grob gemißhandelt, und kannte ihn zu gut, um nicht alles von seiner Rache zu fürchten, sobald er seine Freyheit erhalten würde.

Mein Herz war über sein Schicksal gerührt, und da er bereits seinem feurigen Temperamente gemäß, bey herannahendem Siege öffentliche Drohungen merken ließ, seine Gegner hingegen den Hofbeichtvater auf ihrer Seite hatten, Hofränke zu spielen mußten, auch alles für sich fürchten mußten; so machte ich ihm bey guter Laune den brüderlich gemeinten Vortrag: — er solle aus dem Arrest entfliehen, und dann in der Freyheit sein Recht der Monarchinn erweisen: — ich machte ihm den ganzen

Plan

Plan dazu, welcher mir leicht auszuführen möglich war, und er schien vollkommen entschlossen.

Einige Tage nach dieser Unterredung, ward ich zu dem Feldmarschall Grafen Königseck, Gouverneur in Wien gerufen. Dieser ehrwürdige Greis, dessen Asche ich noch verehre, sprach und handelte in diesem Vorfalle als Vater und Menschenfreund. Er rieth mir, meinen Vetter zu verlassen, und gab mir deutlich genug zu verstehen, daß mein eigener Vetter mich selbst verrathen, den ganzen Anschlag gemeldet, und mich seinem Ehrgeize aufopfern wollte, um hierdurch sein reines Gewissen zu rechtfertigen, und zu zeigen, daß er nicht entweichen, sondern sein Recht und Schicksal abwarten wollte.

Bestürzt über die unedelste Handlung eines Blutsfreundes, für den ich mein Leben freudigst gewagt hätte, und den ich mit dem redlichsten Herzen von seinem Untergange zu retten suchte, beschloß ich, ihn zu verlassen; glücklich war ich noch, daß der rechtschaffene Feldmarschall die Sache mit einer väterlichen Vermahnung unterdrückte.

Ich erzählte diesen schwarzen Undank Sr. K. Hoheit dem Prinzen Karl von Lothringen, der mich aber bewog, von neuen zu meinem Vetter zu gehen, mich nichts merken zu lassen, und mich seiner Sache nach Möglichkeit anzunehmen.

Hier muß ich meinen Lesern eine kurze Schilderung von dem eigentlichen Charakter dieses Trencks beybringen.

Er war ein Mann von ausserordentlichen Talenten; seine Ruhmsucht war unbegränzt, sein Diensteifer für die Monarchinn sogar fanatisch; seine Kühnheit im Unternehmen unnachahmlich, sein Verstand argliſtig, sein Herz böſe, rachgierig und unempfindlich. Sein Geiz aber bis zum höchſten Gipfel glaubhafter Möglichkeit ſchon im 33ſten Lebensjahre, in welchem er ſtarb, herangewachſen.

Verbindlichkeit wollte er niemand auf Erden haben, und wirklich war er fähig, ſeinen beſten Freund in die Ewigkeit zu befördern, wenn er ſich ihm verpflichtet glaubte, oder ſich ſeines Gutes bemächtigen konnte.

Nun wußte er, daß ich ihm thätige Dienſte geleiſtet hatte; ſeinen Prozeß glaubte er bereits gewonnen, weil er mit den Reviſionsrichtern einen Contrakt für 30000 fl. geſchloſſen; wohin ich die vom Baron Lopreſti ſeinem Freunde empfangenen Gelder hingetragen hatte. Ich kannte alle ſeine Geheimniſſe, folglich war in ſeinem mißtrauiſchen und böſen Hezen mein Untergang beſchloſſen.

Kaum 14 Tage nach dieſem mir geſpielten Verrätherſtreiche geſchahe folgende merkwürdige Begebenheit:

Ich

Ich ging abends von ihm aus dem Arsenal nach Hause, und trug einen Stoß Prozeßakten unter dem Rocke, die ich für ihn ausgearbeitet hatte. Ungefähr 25 Offizier, die gegen ihn klagten, waren damahls in Wien, die mich alle als ihren ärgsten Feind ansahen, weil ich ihn zu vertheidigen arbeitete, folglich mußte ich in allen Winkeln auf meiner Huth seyn; man hatte ohnedieß in ganz Wien ausgesprengt, ich sey heimlich vom Könige von Preußen geschickt, um meinen Vetter aus seinem Arreste zu befreyen. Er hingegen hat bis zu seinem Tode standhaft behauptet, daß er niemahls in seinem Leben an mich nach Berlin geschrieben habe, folglich war der Brief, welcher mich daselbst unglücklich machte, unfehlbar untergeschoben, und von meinem Feinde Jaschinsky geschmiedet worden.

Nun ging ich aus dem Arsenal über den Hof spazieren; bald folgten mir zwey Leute in grauen Kaputröcken auf dem Fuße nach; sie traten mir vorsätzlich auf den Fuß, sprachen laut und schimpflich von dem verlaufenen Preußischen Trenck, und ich merkte deutlich genug, daß sie Händel suchten, wozu ich damals leicht zu bewegen war; denn niemahls ist man aufgelegter zum Raufen, als wenn man nichts zu verlieren hat, und mit seinem Zustande unzufrieden lebt. Ich sahe sie beyde für Trenckisch kassirte Offizier, und von der Zahl seiner Kläger an, suchte

ihnen aber dennoch auszuweichen, und ging auf den Judenplatz zu.

Kaum war ich in der Strasse, so folgten sie mir mit starken Schritten nach; ich wandte mich um, und in eben dem Augenblicke empfing ich einen Degenstoß auf die linke Brust, wo die Prozeßakten, die ich unter dem Rocke trug, mir allein das Leben retteten; der Stich ging durch das Papier, und hatte nur etwas mehr als die Haut verletzet. Gleich sprang ich zurück, zog den Degen; die beyden Herren liefen aber davon. Ich folgte — einer strauchelte und fiel; ich packte ihn bey dem Kragen, die Wache kam herzu; er sagte, daß er Offizier vom Kollowratischen Regimente sey, wieß die Uniform, ich hingegen mußte in Arrest.

Der Platzmajor kam Tags darauf zu mir, und hielt mir vor — ich habe muthwillig Händel mit zwey Offizieren, dem Lieutenant v. F**g, und dem Lieutenant v. K***n gesucht. Freylich hatten die feinen Herren nicht gesagt, daß sie mich meuchelmörderisch in die andere Welt schicken wollten.

Ich war allein, hatte keine Zeugen gegen zwey, mußte also unrecht haben, und blieb 6 Tage im Arrest. Kaum war ich zu Hause, so ließen sich zwey Offizier bey mir melden, und forderten Satisfaktion für die ihnen zugefügte Beleidigung; gleich war ich bereit, und versprach binnen einer Stunde vor dem bestimmten Schottenthore zu erscheinen.

Da

Da man mir nun die Nahmen nannte, erkannte ich zwey ſtarke Fechter, die oft zum Trenck in das Arſenal kamen, wo faſt tägiich mit Rappieren gefochten ward; ich ging alſo zu meinem Vetter um Hülfe zu ſuchen, erzählte ihm den Vorgang, und weil ich meine Gegner kannte, und folglich ernſthafte Auftritte erwartete, ſo bath ich ihn, mir 100 Dukaten zu geben, damit ich allenfalls entfliehen könnte, falls einer auf dem Platz bliebe.

Bis dahin hatte ich mein eigenes Geld für ihn verwendet, und noch keinen Groſchen von ihm verzehrt, noch erhalten. Wie erſtaunte ich aber, da der böſe Mann mir mit höhniſchlächelndem Tone zur Antwort gab:

„Haben Sie Händel ohne mich angefangen, mein „lieber Vetter, ſo führen Sie ſie auch ohne „mich aus.“

Im Herausgehen rief er mir nach — den Naſenbrücker will ich noch für Sie bezahlen, — weil er ſicher glaubte, ich würde nicht vom Platze zurück kommen.

Nun lief ich halb in Verzweiflung zum Baron Lopreſti; dieſer gab mir 50 Dukaten, und ein Par Piſtolen; hiermit eilte ich fröhlich zum beſtimmten Kampfplatze.

Ich traf daſelbſt ein halbduzend Offizier von der Garniſon an. Weil ich wenig Bekanntſchaft in Wien hatte, folgte mir ein 20jähriger Spanier,

ein Invalidenhauptmann Nahmens Pereira als Sekundant, dem ich bey dem eilfertigen Hinauslaufen zufällig begegnete, auf Befragen die Ursache sagte, und der nicht von meiner Seite gehen wollte. Der Lieutenant K***n war der erste, und ward in wenig Augenblicken stark am rechten Arm verwundet. Hierauf bath ich die Augenzeugen, weitere Folgen zu verhüthen — ich hätte Satisfaktion genug — Herr Lieutenant F***g trat aber mit Drohungen hervor, und ward mit einem Stoße in den Unterleib expediert. Hierauf ward des Ersten Sekundant der Lieutenant M***f erbittert und sagte ich würde Sie anders empfangen, wenn Sie mit mir zu thun hätten! — gleich sprang mein 30jähriger Sekundant mit spanischen Augenbraunen, die ihm bis über die halbe Nase hingen, mit braunem Rock und Strümpfen, mit bebendem Kopfe und Händen hervor — und rief mit drohender Stimme — halt! der Trenck hat gezeigt, daß er ein braver Kerl ist; wer ihn ferner angreift, der hats mit mir zu thun. — Alles lachte über den drohenden Ohnmächtigen, der kaum den Degen in der erstorbenen Hand eines zum Grabe taumelnden Greises halten konnte. — Ich sagte, — Freund! noch bin ich gesund, und kann mich selbst vertheidigen. — Bin ich hierzu unfähig gemacht, dann vertritt erst meine Stelle. So lange ich den Degen führen kann, werde ich mit Vergnügen alle diese Herren, einen nach dem andern nach Möglichkeit

keit bedienen. Ich wollte einige Augenblicke rasten — der stolze und durch die Niederlage seines Freundes erbitterte M***f griff mich aber an — und ging mir so wüthend auf den Leib, nachdem er bereits in der Hand verwundet war, daß ich ihm noch einen Stoß in den Unterleib anbrachte; und da er in mich einlief, um mit mir zu sterben, schlug ich ihm die Klinge nieder, und warf ihn mit der Hand auf die Erde.

Nun hatte niemand mehr Lust zu raufen. Meine drey Feinde fuhren blutig nach der Stadt, und da M***f tödlich verwundet schien, und mir die Jesuiten und Kapuziner die Freystatt versagten, flüchtete ich mich auf den kalten Berg in das Kloster.

Hier schrieb ich sogleich an den Obersten Baron Lopresti. Dieser kam zu mir: — ich erzählte ihm den Vorgang, und durch seine Vermittelung durfte ich binnen 8 Tagen frey in Wien erscheinen. Der Lieutenant F***g hatte venerisches Blut im Leibe; seine eben nicht gefährliche Wunde ward hierdurch bedenklich, und er ließ mich bitten, ihn zu besuchen. — Er bath mich um Verzeihung, und gab mir deutlich genug zu verstehen, ich solle mich künftig vor meinem Vetter hüthen. — In der Folge habe ich erfahren, daß dieser böse Mann ihm eine Compagnie und 1000 Dukaten versprochen hatte, wenn er mit mir Händel suchte, und mich in die Ewigkeit schicken wollte. Der Mensch stack in Schulden, suchte sich einen Gehülfen an dem Lieutenant K***n, und wann

mich nicht zufällig die Trenckischen Prozeßakten schützten, die ich unter dem Rocke trug, so hätte mich der erste Verrätherstoß in die Ewigkeit geschickt. Freylich hatten also diese beyden seinen Herren Ursache, die Schandthat zu läugnen; vorzuschützen, ich habe sie auf der Strasse angegriffen, um nach fehlgeschlagenem Meuchelmord mich erst auf die Klinge zu fordern.

Nun konnte ich mich nicht entschliessen, meinen undankbaren und gefährlichen Vetter wieder zu sehen, welcher meinen Tod beschlossen hatte, weil ich alle seine Geheimniße wußte, und er sich schon im Triumphe seines Prozeßes, den ich geführet, frey glaubte, mir aber keine Verbindlichkeit schuldig seyn wollte. Dieses war eigentlich bey allen seinen grossen Eigenschaften sein Gemüthscharakter: alles seinen Privatabsichten, besonders seinem Geitze aufzuopfern, der bereits in seinem 33. Lebensjahre, da er starb, so hoch gestiegen war, daß er bey einem Vermögen von 13 Million, täglich nur 30 kr. verzehrte.

Kaum ward nun in der Stadt bekannt, daß ich ihn verlassen hätte, so suchte der General Graf Löwenwald sein ärgster Feind, und Präsident seines ersten Inquisitionskriegesrechtes mich zu sprechen; versprach mir alles Glück und alle Protektion, wenn ich ihm die Geheimnisse entdecken wollte, welche im Revisionsprozesse vorgefallen wären. Kurz gesagt, er wollte mich sogar mit 4000 fl. bestechen, um mich

zum

zum Prozesse gegen ihn zu bewegen. Hier lernte ich nun den accreditirten Böſewicht, und ſchändlichen Blutrichter in Wien kennen, fertigte ihn mit Verachtung ab, entdeckte Verrätherey en und Spitzbubenſtreiche boshafter Richter und böſer Menſchen in dieſem ſo argliſtig verwickelten Prozeſſe, und beſchloß lieber in Indien mein Brot zu ſuchen, als in einem Lande zu bleiben, wo unter dem Scepter der beſten Monarchinn die rechtſchaffenſten Männer, die beſten Soldaten und Patrioten, von eigennützigen oder mißgünſtigen Böſewichtern unglücklich gemacht werden konnten. Denn gewiß iſt es, und ich kann es noch gegenwärtig erweiſen, daß eben der Trenck, welcher wirklich mein ärgſter Feind war, deſſen ganzer Gemüthscharakter meine ewige Verachtung verdiente, an ſich ſelbſt der beſte Soldat in der Kaiſerlichen Armee geweſen iſt, der Gut und Blut mit dem ſtandhafteſten Dienſteifer für ſeine Monarchinn aufgeopfert hätte; der mehr als ſeine Pflicht für ſie erfüllte, und wirklich bis zum ſchmählichſten Tode dem Staate große Dienſte geleiſtet hat, auch unverrückt würde geleiſtet haben, wenn ſein Reichthum und ſeine Verachtung gegen die H. K. R. v. W***r und Löwenwalde ihn nicht in die Klauen ſolcher Leute geſtürzt hätten, die offenbare Feinde aller ächten Verdienſte und patriotiſchen Tugenden waren, und ihr Anſehen, ihre Habſucht nur durch Ränke bey Hofe zu erhalten wußten. Hätte mein Vetter dieſen, einen

Theil seiner Beute mitgetheilet, und der Argliſt beſſer auszuweichen gewußt, er wäre gewiß nicht auf dem Spielberge geſtorben. Seine Kläger waren größten Theils ſchlechte und beſtochene, oder halb verzweifelte Leute, und die Klagen ſelbſt, die man gegen ihn anbrachte, waren nie von ſolcher Art, daß man einen ſo brauchbaren Mann auch nur eine Stunde mit Arreſt hätte beſtrafen ſollen. Seinen ganzen Prozeß habe ich geführt; ſein ganzes Herz, alle ſeine Handlungen lagen vor meinen Augen aufgedeckt, folglich darf ich dieſe Verſicherung meinen Leſern öffentlich in meinen Schriften mittheilen, wo Ehre und Wahrheit gegen alle Partheylichkeit Bürgſchaft leiſten. Dieſer Trenck hat mein ganzes Unglück verurſacht; die Folge meiner Geſchichte wird die Beweiſe führen. Er lebte, und ſtarb als mein ärgſter Feind; folglich wird meine trockene Erzählung im dritten Bande dieſes Werkes nicht verdächtig ſeyn, wo ich zeigen werde, daß ſowohl er als ich, in dieſem Staate ein beſſeres Schickſal verdient hätten.

Nun war ich aber einmal entſchloſſen, Wien auf Ewig zu fliehen. Alle Freunde meines Vetters wurden mißtrauiſch und verließen ihn, des mir bezeigten Undanks wegen. Se. Königl. Hoheit der Prinz Karl, wollte mich zur Ausſöhnung überreden; Er gab mir ein Empfehlungsſchreiben an den General Brown, welcher damahls die Armee bey Genua kommandirte. Ich wollte aber in Indien mein Glück

ſuchen,

ſuchen, und reiſete im Auguſt 1748 von Wien nach Holland. In Wien wollte ich niemand Verbindlichkeit ſchuldig ſeyn. Nun hatten inzwiſchen die Feinde meines Vetters keinen Widerſtand zum Siege; er ward folglich verurtheilt, und auf den Spielberg gebracht, wo er zu ſpät bereuete, daß er den treuen Rath eines ſcharfſichtigen Freundes verachtet, und verrathen hatte. Ich habe ihn bedauert; gewiß iſt es auch, daß vielmehr ſeine Richter und Feinde ein ſo verächtliches Schickſal verdienet hätten. Er ſelbſt hat aber auch noch in der letzten Todesſtunde, gegen mich einen ewigen Haß gezeigt, und noch jenſeit ſeines Grabes, durch ſein Teſtament mein Unglück zu gründen, auch liſtig zu befördern geſucht; welches die Folge meiner Begebenheiten aufdecken wird.

Ich flohe Wien; und wollte Gott! ich wäre es auf ewig geflohen! Mein Schickſal führte mich aber durch Umwege wieder dahin, wo ich ſchon von der Vorſehung zum Gefäß des Zornes, der Ungerechtigkeit, und der Verfolgung beſtimmt war. Meine Rolle ſollte in Europa, und nicht in Aſien geſpielt werden. Deshalb traf ich auf meiner Reiſe in Nürnberg das Ruſſiſche Corps an, welches damahls nach Holland marſchiren, und auf Deutſchem Boden Friede machen ſollte. General Liewen, ein Verwandter meiner Mutter, war der kommandirende General-Major Butſchkow, den ich in Wien als Rußiſchen Reſidenten kennen gelernt, überredete mich, ihm

meine Aufwartung zu machen, und präsentirte mich. Mein Vortrag gewann sein Herz; von diesem Augenblicke an war er mein Freund und Vater; er überredete mich, in Rußische Dienste zu gehen, ernannte mich zum Hauptmann im Tobolskischen Dragonerregimente. Ich mußte aber bey ihm bleiben, in seiner Kanzelley arbeiten, und sein Vertrauen, seine Achtung für mich war unbegränzt.

Der Frieden erfolgte: — wir marschirten nach Rußland ohne Schwertstrich zurück, und blieben mit dem Hauptquartier zu Prosnitz in Mähren.

Hier begegnete mir ein Zufall, den ich mir selbst zuzog, und den ich allein deshalb erzähle, weil er mir zur Warnung für meine ganze Lebenszeit gedienet hat; ich wünsche nur, daß sein aufrichtiger Vortrag eben dieselbe Wirkung in den Herzen, in der Entschließung meiner noch unerfahrnen Leser verursache.

In Prosnitz, wo wir Winterquartier hielten, war am Krönungstage der Kaiserinn Elisabeth ein Fest bey dem kommandirenden General Liewen, wo der Medikus der Armee, am Pharotische eine Banque hielt.

Mein ganzes Vermögen bestand damahls in 22 Dukaten. Gewinnsucht, oder die Gesellschaft, oder vielleicht die Begierde meinen Zustand zu verbessern, lockten mich herbey, und mein Vorsatz war, nur 2 Dukaten zu wagen. Ich verlohr sie, wollte sie wie-

der

der zurück gewinnen, und in kurzer Zeit hatte ich keinen mehr im Beutel. Schamroth und bestürzt über meine Thorheit ging ich nach Hause; es blieben mir noch ein Par schöne Pistolen übrig, für die mir der General Woyekow 20 Dukaten gebothen hatte. Auf den Verkauf derselben stützte ich den Ersatz meines Verlustes; nahm sie von der Wand; und da alles in der Stadt, wo Russen lagen, aus den Fenstern Freudenschüße that, feuerte ich gleichfalls tapfer mit. Nach etlichen Schüßen zersprang mir eine in Stücken, so daß ich beynahe die Hand hätte verlieren können; und ein Stück vom Schloße verwundete meinen treuen Bedienten an der Backe. Im Augenblicke entstand in mir eine Kleinmuth, die ich noch nie empfunden hatte; und es fehlte nicht viel, daß ich die andere im ersten Feuer des verdienten innern Vorwurfes auf meinen Kopf losgedrückt hätte. — Ich dachte nach; faßte mich wieder, und fragte meinen Bedienten, wie viel Geld er habe; dieser gab mir 3 Dukaten, und hiermit ging ich mit dem wirklich gefühlten Leichtsinne eines verzweifelten Spielers über den Markt, abermahls nach dem Ball des General Liewen; fing wieder an zu spielen, und verlohr fast keine Karte mehr. Sobald ich mein Geld zurück hatte, steckte ichs in den Beutel; spielte mit dem Gewinne fort, und bebanquirte wirklich den Herrn Doktor. — Es ward eine neue Banque gemacht, auch diese gerieth größten Theils in meine

Hände;

Hände; so, daß ich gegen 600 Dukaten Gewinn nach Hause trug.

Wie mir hierbey zu Muthe war, kann nur der denken, welcher einen solchen Fall wirklich erlebt hat.

Von diesem Augenblicke an, faßte ich nach reifer Ueberlegung den ernsthaften Entschluß, ewig kein Hazardspiel zu wagen, und habe mein Gelübde auch, da ich in der Folge reich ward, wirklich immer heilig gehalten. Möchten doch junge unerfahrne Leser, bey Durchblätterung dieses Buches einige Augenblicke stille stehen, und aus meinem Beyspiele Vortheile ziehen! Bey meiner großen Welterfahrung habe ich die tugendhaftesten, die rechtschaffensten Jünglinge durch die Spielsucht in das tiefste Unglück gerathen sehen. Ich sahe sogar ehrliche Männer Spitzbuben werden, wenn sie alles verlohren hatten, und dann von Böswichtern zum Betrügen verleitet wurden. Ich sahe Offizier der besten Art am Spieltische erst ihr eigenes Geld, dann aber auch die ihnen anvertraueten Compagniegelder verlieren, wodurch sie kassirt, und auf Lebenslang unglücklich wurden. Vielleicht hätte ich in Prosnitz eben das gewagt, wenn ich eine Casse in Händen gehabt hätte; man meide den ersten Schritt, sonst geht es im Spielen eben so, wie in der Liebe. Wenige werden in solchem Augenblicke mein Glück erleben; denn wenn der Jüngling bey dem ersten Spiel-

Ver-

Versuche gewinnt, so wird er fast immer spielsüchtig, leichtsinnig und liederlich; verläßt sich auf das Glück, und wird entweder ein glücklicher Betrüger, oder ein verlohrner Sohn. Ich bitte deshalb auch meine Kinder beweglichst, wenn sie diese Schriften noch lesen, und ich nicht mehr ihr Führer seyn kann; ich bitte sie sowohl als meine Leser, sich an mir zu spiegeln, und alle Seelenkräfte bey so gefährlicher Lockspeise anzuwenden, damit sie nicht in die Grube fallen, aus welcher mich ein blinder Zufall, oder vielleicht die Vorsicht rettete, die mich noch zu andern Auftritten auf unserer Welthühne bestimmt hatte. Monarchen können aber die Spielgesetze niemahls streng genug vollziehen, wenn sie Uebeln vorbauen wollen, die wie die Pest um sich greiffen, wenn die Heilungsmittel nicht gewaltsam sind. Wer das Spiel liebt, muß gar kein öffentliches Amt, keine Ehrenstelle erhalten; und folgt allgemeine Verachtung dem Spielgeiste auf dem Fuße nach; werden alle Hazardspieler wie Uebelthäter bestraft; darf der Reiche in den sogenannten Commerzspielen nicht höher setzen als der Arme, dann ist ein krebsartiges Uebel im Staate geheilet, welches in Paris, London, Spa, Petersburg und Wien viele Menschen unglücklich machte.

Nun weiter zum Zusammenhange.

In Krakau schickte mich der kommandirende General Liewen, mein besonderer Protektor mit 140 Kranken auf der Weichsel nach Danzig, von da wir

mit

mit Rußischen Schiffen nach Riga transportirt wurden.

Ich bath ihn um diese Gnade, weil ich gerne meine Mutter und Geschwister in Preußen sprechen wollte. Bey unsrer Ankunft in Elbing, übergab ich mein Commando dem Lieutenant von Platen, und ritt nebst einem Bedienten in das Bißthum Ermeland, wo ich in einem Gränzdorfe die Zusammenkunft bestimmt hatte.

Hier widerfuhr mir aber eine Begebenheit, welche mir beynahe das Leben gekostet hätte. Die Preußen hatten einige Tage zuvor einen Bauerssohn aus diesem Dorfe, als Rekruten fortgeschleppt. Alles war in Gährung; ich trug lederne Hosen, und den blauen Rußischen Dragonerrock. Man hielt mich für einen Preußen; die Bauerbursche tanzten, ich ging vor die Thüre hinaus, im Augenblicke fielen aber etliche mit allerhand Mordprügeln über mich her. — Ein von ungefähr daselbst eingekehrter vacirender Jäger, und der Wirth kamen mir zu Hülfe. Mein eigner Bedienter im Zimmer kroch aber mit den Pistolen in der Hand in den Backofen. Zwey hielt ich bey den Köpfen fest, und zerstieß sie auf dem Steinpflaster unter dem Thore; endlich halfen mir die zwey Schutzengel aus dem Gedränge; ich erhaschte ein Stück Holz, und wir wurden Meister vom Schlachtfelde. — Indessen hatte ich einige Mordschläge in den Nacken, einen auf den linken Arm, und einen andern

dern über die Nase bekommen, in welcher das Bein zerschlagen war. In dieser betrübten Lage rief mir der Wirth zu, ich solle eiligst fliehen, ehe das ganze Dorf zusammen käme, und mich unfehlbar erschlüge. Mein tapferer Bedienter kroch aus dem Ofenloche heraus, wir warfen uns auf die Pferde, und ritten davon.

Im nächsten Dorfe ließ ich mich verbinden, der Kopf und die Augen waren verschwollen; ich mußte also 2 Meilen weit in diesem Zustande bis in das Städtchen Ressel reiten; dort fand ich einen geschickten Chirurgum, der mich innerhalb 8 Tagen so weit herstellte, daß ich nach Danzig zurückkehren konnte. Unterdessen kam mein Bruder in Ressel zu mir, meine rechtschaffene Mutter hingegen hatte das Unglück auf der Reise zu mir, unweit ihres Gutes umgeworfen zu werden; brach den Arm, kehrte mit meiner Schwester zurück, und ich habe sie in der Welt nicht wieder gesehen.

So verfolgte mich das Schickfal in allen Unternehmungen, und in diesem 1749. Jahre, begegneten mir allein so viel Zufälle, so viel Glücksveränderungen, daß sie für einen Robinson schon Stoff genug zum weitläufigsten Roman geben würden.

Nun war ich in Danzig bey meinem kranken Transporte. Hier ereignete sich eine Begebenheit, die eine der merkwürdigsten meines Lebens ist, und mir noch Freude macht, so oft ich an diese Scene denke.

Ich

Ich machte daselbst Bekanntschaft mit einem Preußischen Offizier, der ein gebohrner Preuße war, dessen Nahmen ich aber hier seiner Familie wegen nicht nennen will, weil ich sie verehre. Dieser besuchte mich täglich, und wir ritten bey schönem Wetter oft in die Vorstädte spatzieren.

Mein treuer Bedienter hatte Freundschaft mit dem seinigen gemacht. — Wie erstaunte ich aber, da derselbe mir eines Tages mit Freude und Verwirrung sagte — Herr! hüthen sie sich vor der Falle, die ihnen gelegt wird. Der Lieutenant N*** will Sie vor das Thor locken, sodann fangen, in einen Wagen werfen, und den Preußen in die Hände liefern. — Ich fragte, woher er das wisse; — er gab zur Antwort — der Bediente des Offiziers habe ihn davon benachrichtiget, weil er mich lieb habe, und mich vor Unglück warnen wolle.

Nun kam ich bald hinter das Geheimniß; ein Par Dukaten entdeckten mir den ganzen Anschlag, wozu bereits Tag und Stunde bestimmt waren. Nähmlich:

Der Preußische Resident Reimer hatte den Lieutenant überredet, das größte Scheimstück an mir, seinem Freunde und Wohlthäter auszuüben.

Er sollte mich nähmlich in die Vorstadt Langfuhr genannt, hinaus locken; daselbst liegt an der Straße ein Wirthshaus auf Preußischem Grunde und Jurisdiktion; hier sollten 3 Werbeunteroffizier im Hofe

auf

auf mich lauern; — sobald ich in das Haus treten würde, sollte ich überfallen, in einen Wagen geworfen, und nach Lauenburg in Pommern geführt werden. Zwey Unteroffizier waren beritten, um den Wagen bis an die Gränze zu begleiten, — und die andern hätten mich geknebelt, damit ich im Danziger Territorio nicht hätte um Hülfe rufen können.

Durch meinen treuen Bedienten erfuhr ich nun alle gemachte Vorkehrungen genau; ich wußte auch, daß meine Feinde nur mit ihren Säbeln bewaffnet, ohne Schießgewehr mich hinter dem Thore des bemeldeten Wirthshauses erwarten würden, um mir sogleich in die Arme zu fallen, und alle Gegenwehr zu hindern. Die berittenen zwey Unteroffizier sollten sich aber meines Bedienten bemeistern, falls er mit den Pferden davon springen, und Lärm machen wollte.

Nun hätte ich alle diese Anstalten leicht vernichten können, denn ich durfte nur den Spatziergang abschlagen, wenn er mir angetragen würde. — Mein Ehrgeitz reitzte mich aber zu thun, was wirklich geschah, um mir zugleich selbst an Verräthern eine entzückende Genugthuung zu verschaffen.

Gegen Mittag erschien nun der Herr Lieutenant N***, speisete bey mir wie gewöhnlich, und war tiefsinnig auch ernsthafter als sonst, ging gegen 4 Uhr weg, nachdem ich ihm vorher versprechen mußte, am folgenden Tage frühe mit ihm nach Langfuhr zu

reiten; meine positive Zusage machte seine Gesichtszüge fröhlich, denn ich beobachtete den Verräther genau, dessen Schicksal schon in meinem Herzen beschlossen war. Kaum war er fort, so ging ich sogleich zum Rußischen Residenten Herrn von Scheerer, einem redlichen Schweitzer, meldete ihm, was vorging, und fragte an, ob ich zu meiner persönlichen Vertheidigung 6 Mann von meinem Commando brauchen dürfe; entdeckte ihm auch zugleich meinen ganzen Entwurf. Er widerrieth ihn; da ich aber nicht davon abzubringen war, sagte er — thue was du willst; ich weiß aber nichts davon, und will nichts verantworten.

Gleich eilte ich zu meinen Leuten, wählte 6 Mann, und führte sie im Dunkeln dem Preußischen Wirthshause gegenüber, wo sie sich im Korn versteckten, und Befehl hatten, auf den ersten Schuß mit gespanntem Gewehr mir zu Hülfe zu eilen; (diese Gewehre führte ich ihnen heimlich im Wagen hinaus,) dann sollten sie alles fangen, was sie könnten, bey Gegenwehr aber Feuer geben.

Indessen war ich in allem auf meiner Huth, um nicht etwa durch falsche Nachricht in das Garn gelockt zu werden. Durch ausgestellte Kundschafter erfuhr ich früh um 4 Uhr schon alles, auch daß der Preußische Resident Reimer mit Postpferden hinaus gefahren sey.

Ich

Ich selbst hatte meine und meines Bedienten Pistolen auf Glauben geladen, meine Terzerole in der Tasche, und meinen türkischen Säbel bereit. Dem Bedienten des Lieutenants hatte ich zur Dankbarkeit in meine Livree aufzunehmen versprochen, und ich war seiner Redlichkeit versichert.

Gegen 6 Uhr früh trat nun der Herr Lieutenant mit fröhlichen Blicken in mein Zimmer, lobte das schöne Wetter, und versicherte mir viel Vergnügen bey einer schönen Wirthinn in Langfuhr.

Ich war gleich fertig; wir setzten uns zu Pferde, und ritten jeder mit seinem Bedienten zum Thore hinaus.

Wir waren noch etwa 300 Schritte von dem Wirthshause entfernt, wo man auf mich lauerte; da mein edler Freund mich aufmunterte, bey so schönem Wetter zu Fuße zu gehen, und die Pferde führen zu lassen; vermuthlich, damit ich sicherer zu fangen wäre. — Gleich war ich bereit; stieg vom Pferde, und sah des Verräthers Auge bey gesicherter Beute, vor Freude funkeln.

So gingen wir vorwärts; im Wirthshause lag der Herr Resident von Reimer im Fenster — rief mir zu, guten Morgen Herr Hauptmann! herein, herein da! so eben ist das Frühstück fertig! — — —

Ich lachte ihn höhnisch an — antwortete, ich habe keine Zeit, und ging vorwärts. — Mein Führer wollte mich nöthigen, nahm mich bey dem Arm,

um mich hinein zu führen. — Nun verließ mich die Geduld, und ich gab ihm eine Ohrfeige, daß er fast zur Erden sank, sprang hierauf nach meinen Pferden zurück, und wollte aufsitzen.

Gleich prellten die Preussen aus dem Thore heraus, und liefen mit Geschrey auf mich los: — ich schoß aber den ersten, der sich mir näherte, auf die Haut. In eben dem Augenblicke brachen meine Russen hervor, und schrieen mit gespanntem Gewehr — stuy stuy Jebionnamat! — Den Schrecken der wehrlosen Preussen, die unerwartet überfallen wurden, kann man sich leicht denken. Alles lief davon: — ich bemeisterte mich in der ersten Bestürzung des Anführers; sprang in das Haus, um den Residenten zu fangen; dieser wischte aber zur Hinterthüre hinaus, und ließ mir seine weisse Perrücke zurück; meine Russen hatten indessen 4 Gefangene gemacht. Gleich ließ ich meine Mannschaft die Straße besetzen und einem jeden 50 Prügel geben. Ein Fahnjunker Nahmens Cassburg gab sich zu erkennen, sagte, daß er mit meinem Bruder studirt habe, und bath um Gnade, weil er zu diesem Strassenraub beordert wäre. Sein Vortrag rührte mich, und ich ließ ihn gehen. Hierauf zog ich den Degen, und rief dem Lieutenant zu, er solle sein Leben vertheidigen. Der Mensch war aber so bestürzt, daß er den Degen zog, aber nur um Verzeihung bath, alles auf den Residenten schob, und sich gar nicht vertheidigen konnte;

Zwey-

Zwey Mahl warf ich ihm den Degen aus der Hand; endlich nahm ich den Russischen Korporalsstock, und prügelte ihn, so lange ich konnte, ohne daß er an Gegenwehr dachte. So ist der Verräther allezeit zaghaft, wenn sein Anschlag fehl schlägt! Nachdem ich ihn übel zugerichtet hatte, verließ ich ihn knieend auf der Erde zu meinen Füßen: — rief ihm zuletzt zu — Schurke! jetzt erzähle deinen Cameraden, wie der Trenck Strassenräuber zu züchtigen weiß.

Das Volk war indessen zusammengelaufen; ich erzählte ihnen kurz den Vorfall, denn der Angriff war wirklich auf Danziger Gebiethe geschehen; — die elenden Menschen wären beynahe vom Pöbel gesteinigt worden. Ich hingegen marschirte mit meinen Russen siegreich vom Schlachtfelde, aber gleich in den Hafen. Wir gingen zu Schiffe, die bereits unser erwarteten, und 3 oder 4 Tage hernach, mit meinem ganzen Commando unter Segel nach Riga.

Zu verwundern ist es, daß dieser so wichtige Vorfall, sowohl von den Danzigern, als Preussen, verschwiegen gehalten wurde. Keine Zeitung sprach davon; keine Satisfaktion ist gefordert worden; und vermuthlich war man schaamroth über einen so schimpflich ausgeschlagenen Angriff.

Nach der Hand habe ich erfahren, daß der große Friedrich, durch den unfehlbar falschen Bericht des Residenten Reimer, gewaltig gegen mich aufgebracht

war; und die Folge hat gezeigt, daß sein Zorn mich in allen Winkeln der Erde suchte, bis ich endlich 3 Jahre nach dieser Begebenheit, dennoch in Danzig in seine Gewalt gerieth, und mit allen möglichen Martern bestraft ward, die eine gerechte Nothwehr gewiß nie verdiente.

Es hat zwar damahls gleich der Preußische Minister Herr von Golz, bey dem Kanzler Graf Bestuschef, Klage über dieses Danziger Scharmützel geführt, aber keine Satisfaktion erhalten, weil mein Verfahren in Rußland gebilligt ward, da ich mich als Russischer Hauptmann gegen Räuber vertheidigte.

Uebrigens wird mich bey Durchlesung dieser Geschichte mancher vernünftige Leser tadeln, weil ich der Fallgrube des Lieutenants von N*** hätte ohne Geräusch ausweichen und ihn mit dem Degen in der Faust, zur Verantwortung zwingen können. Ich habe aber in allen Fällen viel lieber die Gefahr gesucht als daß ich ihr ausgewichen wäre. Mein Ehrgeitz war dabey gekitzelt; ich wollte mich zugleich an treulosen Freunden rächen, und da ich überall von Preussen verfolgt ward, auch zeigen, daß ich keinen fürchte, und mich selbst zu vertheidigen wisse.

Den Bedienten meines Verräthers nahm ich in meine Dienste; er war ein rechtschaffener Mensch; ich verschaffte ihm im Jahre 1753. eine gute Heirath in Wien; fand ihn nach meinem 10jährigen Magdeburgergefängnisse im Elende; nahm ihn wieder zu

mir,

mir, und er iſt im Jahr 1779. bey mir in Zweybach geſtorben.

Nun war ich in offener See auf der Reiſe nach Riga, hatte viel gegeſſen, ehe ich zu Schiffe ging; wir waren kaum von der Danziger Rhede abgeſegelt, ſo ſtieg ein Wetter auf, es ſtürmte gewaltig; ich arbeitete die halbe Nacht mit; ward ſeekrank, legte mich auf mein Lager, war aber kaum eingeſchlummert, da mich der Schiffer weckte, und die vergnügte Bothſchaft brachte, daß wir ſogleich in den Hafen von Pillau einlaufen würden. Wie erſchrack ich über dieſe Nachricht! ich lief auf das Verdeck, ſah die Feſtung vor mir, und die Lootſen bereits nahe an unſerm Schiffe. Hier war nun kein anderes Mittel, als im Sturm mit Gefahr See zu halten, oder in Preuſſiſche Hände zu gerathen, weil mich die ganze Garniſon in Pillau perſönlich kannte.

Ich redete dem Schiffer zu, er ſollte das Schiff in die hohe See wenden, und nicht einlaufen. Er wollte durchaus nicht: — ich eilte in das Schiffszimmer, ergriff meine Piſtolen, trat an das Steuerruder, und zwang ihn mit Bedrohung des Todes, die See zu halten.

Meine Ruſſen fingen an zu murren, keiner wollte im Sturm der Gefahr entgegen gehen, aber keiner wagte, mich anzugreifen; die Piſtolen ſchreckten, und meine beyden Bedienten ſtanden mir redlich bey.

Kaum hatten wir eine halbe Stunde mit Sturme gekämpft, so legte sich derselbe, und wir liefen am folgenden Tage glücklich in den Hafen zu Riga ein.

Der Schiffer war aber unversöhnlich, und verklagte mich bey dem damahligen Gouverneur, dem alten ehrwürdigen Feldmarschall Lascy. Ich mußte erscheinen, und verantwortete mich mit der trocknen Wahrheit. Worauf der Gouverneur erwiederte — ich hätte aber durch meine Tollkühnheit können Ursache seyn, daß 160 Russen ersoffen wären: — worauf ich lächelnd antwortete. — „Ew. Excellenz! ich „habe sie alle lebendig hieher gebracht, und für mich „war es rathsamer in die Hände Gottes, als in die „Gewalt meiner Feinde zu gerathen; überdieß dach„te ich in eben dem Augenblicke, da ich für meine „Selbsterhaltung entschloß, gar nicht an die Gesell„schaft, die bey mir war, und ich wußte auch, daß „sie alle Soldaten sind, die den Tod so wenig fürch„ten als ich."

Die Antwort gefiel, ich war absolvirt, und der edle Greis gab mir selbst eine Rekommendation nach Moskau an den Kanzler mit.

General Lieven war indessen bereits mit der Armee in Rußland eingerückt, und eben in Riga; ich ging zu ihm, er empfing mich liebreich; nahm mich mit sich auf sein Gut 4 Meilen von Riga, Annaburg genannt. Ich blieb einige Tage bey ihm;

er

er gab mir Anschläge und alle mögliche Vorschriften, um in Moskau, woselbst damahls der Hof war, mein Glück zu befördern. Ich sollte nahmlich suchen, eine Compagnie bey einem Kürassierregimente zu erhalten; die Rittmeister derselben hatten damahls Majorsrang in der Armee; niemahls rieth er mir aber, bey dem Siberisch Tobolskischen Dragonerregimente zu bleiben, wo er mich indessen angestellt hatte.

Gott lohne diesem wackern Mann vollwichtig Sein Nahme, sein Andenken wird mir allezeit verehrungswürdig, und seine Asche heilig seyn. Er ruhe in Frieden unter den Geistern der ehrlichen Männer, und meiner Wohlthäter.

Ich reisete nun nach Riga, und von da in Gesellschaft des Ingenieur-Oberstlieutenants von Oettinger, und des Lieutenants von Weismann nach Moskau. Eben dieser ist der Weismann, welcher im letzten Türckenkriege als General so rechtschaffene Dienste geleistet hat.

Bey meiner Ankunft in der Residenz ward ich nach Behändigung meiner Empfehlungsschreiben, vom Kanzler Grafen Bestuchef auf das beste empfangen; Oettinger war sein Hausfreund, dessen Freundschaft ich auf der Reise gewonnen hatte. Dieser trug das seinige bey, und ich bemerkte gleich, daß ich Achtung und Beyfall gefunden hatte.

Kaum war ich etliche Tage in Moskau, so begegnete ich dem Grafen Hamilton, der als Rittmei-

ster vom Regimente Bernes in Wien mein Freund war, und dessen General damahls als Kaiserlicher Bothschafter am Russischen Hofe accreditirt war.

Eben dieser Graf Bernes war im Jahr 1743. Kaiserlicher Gesandter in Berlin, da ich bey dem grossen Friedrich in höchster Gnade stand, und hatte mich daselbst schon bey Hofe persönlich gekannt. Hamilton präsentirte mich diesem ächten und aufgeklärten Menschenfreunde; welcher nach einigen Unterredungen mich so lieb gewann, daß er mich von Russischen Diensten abreden, und mit bester Empfehlung nach Wien schicken, auch mir eine Compagnie bey seinem Regimente geben wolte. Meines Vetters Schicksal hatte mich aber bereits abgeschreckt, und ich wäre damahls lieber nach Indien als nach Oestreich gereiset.

Der Gesandte lud mich zum Essen ein; und sein Busenfreund, der Englische Gesandte Lord Hyndford, war gleichfalls bey der Tafel.

Welch ein Glück für mich! Dieser erhabene Staatsmann kannte mich genau aus Berlin, und war gegenwärtig, da mich der König mit dem Ausdruck beehrte: — C'est un matador de ma jeunesse! Er wußte, wozu ich taugte, und fähig war; und da er Menschen kannte, auch zu suchen und zu prüfen wußte, so war er auch mein Freund, mein Vater und Lehrer. Er nahm mich gleich auf die Seite, und fragte mich — was machen Sie in diesem Lande Trenck?

Trenck? — Ich suche Brot und Ehre, war meine Antwort, weil ich in meinem Vaterlande beydes verlohr, ohne ein Verbrechen begangen zu haben. — Er fragte weiter — haben Sie Geld? — Nein: mein ganzes Vermögen, welches ich gegenwärtig besitze, besteht in ungefähr 30 Dukaten.

Nun sagte er, folgen Sie meinem Rathe, Sie besitzen alle Eigenschaften, um in Rußland ein großes Glück zu machen. Man verachtet aber hier den Armen, und siehet nur auf den äußern Glanz, ohne auf Verdienste noch Talente und Fähigkeit zu achten. Sie müssen reich scheinen; ich werde Sie nebst Bernes in die hiesigen großen Gesellschaften einführen, und in allem unterstützen, was Sie brauchen. Schöne Livree, Handpferde, Brillanten auf den Fingern; in Gesellschaften groß mitspielen, stolz, trotzig mit den Ministern sprechen, bey den Dames frey seyn, und sich Ihrer natürlichen Gaben bedienen, um gefällig zu werden. — Dieses sind die Mittel für einen Fremden, um hier alles zu erhalten, was man will. Für alles Uebrige lassen Sie mich sorgen. — Die Unterredung und Instruktion dauerte lange. Bernes kam dazu; und kurz gesagt — beyde wirklich große Männer beschlossen, mich glücklich zu machen.

Wie wenig junge Leute, die in fremden Staaten außer ihrem Vaterlande Brot suchen, können sich eines so günstigen Zufalles rühmen! Vereinigte sich hier nicht alles wunderlich, um mir die bisher erlitte-

erlittenen Drangsale zu vergüten, und mich wieder so hoch zu erheben, als ich tief gefallen war? Zufällig mußten sich die beyden Männer in Moskau zusammentreffen, die in Berlin den Gesandschaftsposten ihrer Höfe zu eben der Zeit bekleideten, da ich unter die Günstlinge des großen Friedrichs gerechnet, daselbst wegen meiner erlernten Wissenschaften, schon die Aufmerksamkeit fremder Minister reitzte. Beyde Männer waren auch zugleich Busenfreunde untereinander; beyde waren Menschenkenner, großmüthig und wohlthätig; standen zugleich im ersten Credit bey Hofe, und ihr Ausspruch entschied über Verdienst; ihre Höfe waren mit dem Rußischen alliirt, und der Staatskanzler Graf Bestüschef, lebte mit ihnen in unbegränzter Vertraulichkeit.

Nun ward ich sogleich in allen Gesellschaften, nicht als ein fremder Dienstbettler oder Tobolskischer Hauptmann, sondern als der künftige Millionenerbe des reichen Trenck in Ungarn; als ein ehemahliger Liebling des Königs von Preussen, zugleich auch als ein würdiges Mitglied der ersten Gelehrten präsentirt.

Ich verfertigte ein Gedicht auf den Krönungstag der Kaiserinn Elisabeth; Hyndford wußte es anzubringen, präsentirte mich sodann selbst nebst dem Kanzler bey der Monarchinn, die mich aller Gnade versicherte, mich selbst dem Kanzler empfahl, und

mit

mit einem goldenen Degen, der 1000 Rubel werth war, beschenkte.

Gleich ward die Achtung für mich allgemein, in allen Häußern von der Bestuscheffischen Parthey.

Damahls waren die Sitten noch so roh in Rußland, daß jeder fremde Gesandte, welcher Ball oder Tafel gab, zum Kanzler Bestuschef schicken mußte, der die Gesellschaft aufschrieb, welche er einladen durfte. Alles ward nach Familienfaktionen entschieden, und wo Bestuschef war, durfte kein Woronzofischer Freund sich sehen lassen. Ich war Hausfreund bey dem Oestreichisch- und Englischen Gesandten, folglich in allen Gesellschaften gesucht, auch geschatzt; bald ward ich der Liebling der Kanzlerinn, wie ich unten erzählen werde, es fehlte mir also nichts mehr, um alles zu erhalten, was ich suchte.

Da ich zugleich in der Ingenieurkunst sehr fein zeichnete, und freyen Zutritt in des Kanzlers Hause, auch bald im Cabinette mit dem vollkommensten Vertrauen hatte, arbeitete ich mit dem Oberstlieutenant Ottinger, welcher damahls der erste Architekt in Rußland war. Ich zeichnete den eben neu zu erbauenden Bestuscheffischen Pallast in Moskau, im verschobenem Perspektiv so schön, daß ich mir allgemeine Ehre erwarb; und war noch nicht einen Monath in Rußland, als ich bereits mehr Ehre, mehr Achtung genoß, mehr Nationalkenntnisse besaß, mehr

Be-

Bekanntschaften hatte, als viele, die Jahre lang in Hauptstädten Capitalien verschwendeten.

Lord Hyndford war mein Vater, mein treuester Führer. Ihm brachte ich an jedem Tage redliche Nachricht von meinen Handlungen und Beschäftigungen. Er gab sich die Mühe mich zu unterrichten, und da er in Staatsgeschäften grau wurde, und in mir den Keim zur Erweiterung dieser Kenntnisse entdeckte, so habe ich ihm allein das Licht zu danken, wozu er in mir die ersten Funken anfächelte; — er kannte die Ränke aller Europäischen Höfe; — alle Familien- und Partheykabalen; die Schwächen der Monarchen, auch die Triebfedern aller Regierungsformen; von ihm lernte ich Rußland aus dem Grunde kennen. Des großen Petero Entwürfe für die Zukunft waren ihm bekannt; den Schlesischen Frieden im Jahr 1742 hatte er gemacht. Er war Friedrichs vertrauter Freund, und kannte sein Herz und alle Quellen seiner Größe genau; sein Verstand war durchdringend, seine Seele erhaben, Brittisch-groß, ohne Nationalstolz; und seine praktische Weltkenntniß wußte das Gegenwärtige mit der Zukunft so zu verbinden, daß ich als sein aufmerksamer Schüler seit 36 Jahren, fast alle Hauptrevolutionen im Europäischen Staaskörper habe vorhersagen können. Und wenn ein Minister an irgend einem Hofe fiel, so konnte ich bestimmen, wer seine Stelle erhalten würde.

Kurz

Kurz gesagt! dieser große Mann war mein Führer und Lehrmeister, fast täglich brachte ich einige Stunden in seinem liebreichen muntern Umgange zu; und den größten Theil der Bildung meines Herzens, der tiefen Einsichten in den Ursprung der Vorurtheile, und dessen, was man persönliche Verdienste nennt, alles dieses habe ich meistens dem rechtschaffenen Hyndford zu danken.

Er weissagte mir zwar oft bey Gelegenheit, daß mein Vorwitz, mein brausendes Genieseuer, mein Haß gegen Eigenmacht und Laster, und besonders, die sicher auf ewig beschlossene Verfolgung des unversöhnlichen Königs Friedrich gegen mich, besonders sein verborgner Einfluß in die Lenkung der meisten Höfe, der Gebiether- und Gebiethers-Gehülfen in Europa, mich noch mit mancher zornschwangern Wolke bedroheten. Er bedauerte mein vorhergesehenes grausames Schicksal im voraus, versicherte mich, daß der Monarch, welcher meine Talente, aber nicht mein Herz kannte, mich überall hindern würde, Glück zu machen, damit ich ihm in keinem Falle schaden könne. Ein despotischer Fürst ist mißtrauisch, scheut den, welcher seinen innern Werth, sein Menschenrecht empfindet, und aus diesem Grunde den Nacken nicht unter der Sklavenpeitsche beugen will. Offene Köpfe heissen bey solchen Königen, unruhige, gefährliche Köpfe; und Tugend wird da als das gefährlichste Verbrechen gestraft, wo man keiner Tu-

gend

gend bedarf, um ein mächtiger Mitgebiether über unterthänigste Knechte zu werden.

Hyndfordt bildete überhaupt mein Herz ganz republikanisch; lehrte mich den Werth erhabener Seelen schätzen, Tyrannen verachten, allen Schicksalen trotzen, nach wahrer Seelengröße streben, großen Gefahren muthig entgegen gehen, und nur solche Männer verehren, die Muth genug haben, sich dem Strome der Eigenmacht, des Fanatismus oder der Unwissenheit, stolz entgegen zu stellen.

Graf Vernes war ein Philosoph mit Piemontesischer Scharfsicht, mehr zurückhaltend, aber nicht weniger ein ehrlicher Mann, als Hyndfordt; auch er liebte mich unbegränzt, und keine Minute ward versäumt, welche ich in ihrer Gesellschaft zubringen konnte. Mein aufgeweckter Geist, meine Wißbegierde, meine theoretischen großen Kenntnisse gefielen. Der Stoff zu unsern Unterredungen war demnach unerschöpflich; und ich erwarb mir in Moskau wirklich mehr praktische Kenntnisse, als in der Berliner hohen Schule unter Voltaire, Maupertuis, Jordan und la Mettrie.

Kaum war ich 6 Wochen in Moskau, so ereignete sich eine Begebenheit, die ich hier erzählen kann, weil von den Hauptpersonen dieser gespielten Rolle niemand mehr lebt, als ich allein. Liebesintriguen gehören in einen Roman — deshalb verschweige ich

alles

alles Abenteuerliche in diesem Buche, welches zum Nachdenken, nicht aber zum Lachen reizen soll. Niemand wird glauben, daß ich ein Weiberfeind war; ich würde mich in diesem Falle des Lebens unwürdig glauben. Aus Liebesgeschichten entstanden vielmehr alle meine Glücks- und Unglücksfälle. Nie war ich ein Freund des Wechsels; auch in der Liebe war ich zu aller Verführung der Unschuld, zum Betrug, zur Unbeständigkeit unfähig. Sogar in feuriger Jugend floh ich alle thierische Ausschweifungen der Geilheit, suchte mir etwas für mich allein, oder ward gesucht, und genoß in allen Ländern, wo ich war, die Freude der Liebe und der Freundschaft zugleich, die ich beyde zu erwecken, zu erhalten, auch zu verdienen wußte. Weder in London, Paris, Rom, Venedig noch Berlin, hat mich gewiß niemand in liederlichen Häusern noch Gesellschaften gesehen.

Die schwersten Eroberungen waren für mich die reitzendsten, und die Edelste und Schönste, überall die Wahl für meine Gesellschaft. Weiber der ersten Classe bildeten mich als Jüngling, und hielten mich in Ehrfurcht von Ausschweifungen zurück. Weiber lehrten mir männliche Sitten im verfeinerten Weltgeschmacke; Weiber unterstützen mich mehr als Männer im Unglücke. Meine wenige verlebten guten Tage habe ich Weibern zu danken; Weiber-Umgang empfehle ich meinen Kindern, um ihre persönlichen Eigenschaften herauszuarbeiten, und sich für

die wichtigsten Geschäfte zu bilden. Weiber, schöne und muntere Weiber, erquicken noch gegenwärtig meine mit Altersschwächen, Weltekel und Schwermuth kämpfende Seele. Und wenn ich diese Seele von mir hauche, so wird mein sterbendes Auge gewiß lieber unter der Hand eines schönen Mädchens als eines stinkenden Kapuziners erstarren.

Genug hiermit in meiner ganzen Lebensgeschichte von der Liebe, vom ganzen Genuße derselben in allen meinen gespielten Scenen; ob ich gleich vielleicht den schönsten Roman in diesem Fache, von meinen eignen Rollen schreiben könnte. Nur allein mein Russisches Glück im Labyrinthe der Venus, muß ich hier erzählen, weil die Bekanntmachung zur Aufklärung und Verbindung meiner Geschichte nothwendig ist.

Bey einer großen Tafel in Lord Hyndforts Pallaste, saß ich neben dem schönsten Mädchen des Landes, von einer der ersten Familien, welche eben einen 60jährigen bey 300 Pfund wiegenden Russischen Minister, in ihrem 17ten Lebensjahre heirathen sollte. Ihr Auge verrieth mir, daß ihr Herz mich an die Stelle ihres feisten Bräutigammes wünschte. Ich war kühn; beklagte ihr Schicksal — und erhielt mit Erstaunen die Antwort. — O Gott! können Sie mich von diesem Unglücke erretten? Ich entschließe alles, was Sie wollen. — Man urtheile, wie einem Manne

meiner

meiner Gattung im 24. Jahre, bey einer solchen Erklärung zu Muthe war. — Der Gegenstand war göttlich schön — die Seele, das Herz noch ganz Unschuld; eine Kneſinn oder Fürſtinn aus den ersten Häusern; — aber das Verlöbniß war bereits bey Hofe geschehen; und kein anderes Mittel zum Besitze als Flucht, Entführung und alle mögliche Gefahr — Der Ort war nicht günstig zur Unterredung; — genug, unsre Seelen waren schon vereinigt. Ich forderte Gelegenheit zur näheren Erklärung; und schon am folgenden Tage ward sie mir im Trotzergarten bestimmt: — wie unruhig verstrich die wartende Nacht. Das schlaue Mädchen hatte alles so gut veranstaltet, daß wir durch Hülfe ihrer Kammerjungfer, die eine Georgianerinn war, über drey Stunden ganz frey, und allein mit einander sprechen konnten.

Wie geschwinde verflossen diese! wie viel tausend Trauerstunden im Magdeburgergefängniß, hat mir aber die Erinnerung und der Wiedergenuß dieser glücklichen drey Stunden versüßt! ein ehrfurchtswürdiges Mädchen mit schauderndem Haß gegen ihren künftigen Mann erfüllt, die sich mit weinenden Augen, mit feurigem Temperamente, und mit der ersten unwiderstehlichen Empfindung einer auflodernden Liebe, mit unbegränztem Vertrauen meiner Leitung, meinen Armen, meiner Willkühr überließ, und zwar mit der Bedingung, daß ich sie entführen,

und von ihrem verabscheuten Bräutigamme retten sollte. — Welche Feder kann eine solche Scene mit der Beredtsamkeit schildern, die uns beyde damahls alles entschliessen, und endlich in berauschter Betäubung schweigen machte!

Ich ziehe den Vorhang zu, hinter den ich allein sah. — Genug, unser ewiges Bündniß ward geschlossen; und von diesem glücklichen Tage an, hatte ich offene Gelegenheit durch Beystand ihrer treuen Georgianerinn, und durch einen Eingang in ihren Garten, ganze Nächte in ihrer entzückenden Gesellschaft zuzubringen.

Die Abreise des Hofes von Moskau nach Petersburg war aber erst für das nächste Frühjahr bestimmt; und der Hochzeittag mit ihrem Ungeheuer, schon für den 1. August beschlossen. Von Moskau ist es aber unmöglich, aus dem Reiche zu entfliehen, und wenn wir es wagten, so war unser Unglück unvermeidlich. Die Vernunft und die Lage der Sache zwang uns zur Geduld.

Indessen war fest beschlossen, daß wir in Petersburg keinen Tag verschieben wollten, um uns in einem Lande auf ewig zu vereinigen, wohin keine Nachspähung uns verfolgen könnte.

Dem fatalen 1. August konnten wir auf keine mögliche Art, Trotz aller Ränke, ausweichen. Die Hochzeit ward mit Pracht vollzogen; die Braut aber blieb mein, und der Bräutigamm lag im Lehnstuhle,

ſtuhle, denn im Bette konnte der Speckwanſt gar nicht liegen.

Meine Freundinn wußte auch die Sache ſo liſtig einzurichten, daß mir der Zutritt eben ſo offen blieb, als in ihrer Mutter Hauſe. Sie hatte ihr Schlafzimmer ſo gewählt, daß ich in allerhand Geſtalten mich demſelben nähern, und zwar ſelten bey der Thüre, wo Portier und Schildwachen ſtanden, wohl aber bey dem Fenſter, welches gegen dem Garten zu, auf faſt ebner Erde war, den Zutritt fand.

So lebten wir gegen 3 Monathe im ungeſtörten Glücks- und Freudenhafen, allein mit den Anſtalten zu unſrer künftigen Flucht beſchäftigt. Sie gab mir all-n Schmuck, auch etliche tauſend Rubel, die ſie im ledigen Stande beſaß, nebſt den Hochzeitsgeſchenken ihres Gemahls allgemach in Verwahrung, und wir ſehnten uns nur nach der Petersburgerreiſe, um alles Abgeredete zu vollziehen, welches auch unfehlbar erfolgt wäre, wenn mein widriges Schickſal mich nicht abermahls den tödlichſten Streich, der nur zu erdenken möglich war, hätte wollen empfinden laſſen. Meine Freundinn hatte einſt mit mir in dem Hauſe der Kanzlerinn L'hombre geſpielt. Sie klagte ſehr über Kopfſchmerzen, beſtellte mich auf den folgenden Tag nach dem Troitzergarten, drückte mir beym Einſteigen in den Wagen die Hand auſſerordentlich ſtark — und ſeit dieſem Augenblicke, habe ich ſie nur auf der Todtenbahre wieder geſehn.

Sie war in eben der Nacht in Fantasien gerathen, kam auch nicht wieder zu Verstande; und starb am 6ten Tage, da eben die Blattern ausbrechen wollten; Sie hatte in ihrer Raserey alle unsere Liebeshändel entdeckt, nur mich um Hülfe und Rettung von ihrem Ungeheuer angerufen; — und kurz gesagt! das edelste Geschöpf der Erden starb. — Ich verlohr alles, was möglich zu verlieren ist; und mußte nunmehr auch alle meine Entwürfe ändern.

Der einzige Lord Hyndfort wußte das um ganze Geheimniß! ihm allein verheelte ich nichts; und der ehrwürdige Greis bestärkte mich immer in meinem Vorsatze, er sagte: — für ein solches Mädchen würde er vielleicht als Hyndfort eben das thun, was ich beschlossen hatte.

Er war bey diesem Vorfalle fast eben so gerührt, wie ich. Er empfand meinen Schmerz im vollem Gewichte eines Freundes; und ohne seinen Zuspruch hätte ich mir unfehlbar bey ihrem Grabe die Kugel durch den Kopf geschossen. Nie war ich so bestürzt, als bey diesem Streiche des gegen mich rasenden Schicksals; wir liebten uns wechselseitig mit unbegränztem Feuer, mit einer Zärtlichkeit, die nur große Seelen empfinden können. — Bey ihrem Verluste schien mir die ganze Welt öde, und bey keinem Menschen auf der Erde kann man wohl die Tücke, den Wechsel des Glücks gewaltsamer bemerken, auch bewundern lernen, als bey mir. Es erhob mich alle

zeit

zeit schnell bis zum höchsten Gipfel glänzender Hoffnung, um mich wieder desto tiefer fallen zu lassen. Und wenn man meine ganze Geschichte wird durchgelesen haben, dann bleibt es gewiß noch unentschieden, ob ich wirklich bey allen meinen erlittenen Widerwärtigkeiten, mehr unglücklich als glücklich war. Ich mußte aber durch alle diese Versuche vorbereitet werden, um die hernachfolgenden großen Schicksalsschläge mit Standhaftigkeit erdulten zu können. Denn hätte ich nicht zuvor auch große Freudenstunden genoßen, deren Andenken mich in betrübten Tagen angenehm beschäftigte, so daß ich fähig war, meine herumirrenden Gedanken aus dem Labyrinthe des Trübsals loszureissen, und sie in träumender Berauschung auf dieselben als eine noch in Gedanken fühlende Wirklichkeit zu heften, so würde ich gewiß nicht in der Folge 10 ganze Jahre hindurch ein Sokrates im Magdeburgerkerker gewesen seyn.

Genug hiervon; noch rollt mein Blut in meinen Adern geschwinder, da ich dieses niederschreibe. Ruhe sanft edle Seele meiner Russischen Freundinn; für dich allein hätte der Schöpfer ewige Jugend und Unsterblichkeit mit so schönen Gliedern, mit einem so edeln Gefühle vereinigen sollen. Dieses sey mein letztes Opfer für die durch dich empfundenen kurzen Freudenstunden, in meinem 60jährigen traurigen Lebenslaufe. Dein Nahme bleibt in dieser Geschichte aus Ehrfurcht auf ewig verschwiegen; — und ich

habe im Weltlaufe erfahren, daß alte Wunden wieder narben, auch daß man nur selbst ein Herz edler Art besitzen, auch zeigen dürfe, um überall seines gleichen zu finden, und folglich auch den Verlust des besten Freundes, oder des liebenswürdigsten Mädchens zu ersetzen. Ich sage deshalb in meinen Gedichten:

In Uebel selbst steckt noch ein Preis,
Wenn man ihn nur zu finden weiß.

Die Geschichte mit dieser Dame ward nun in Moskau ziemlich ruchtbar; der dicke Herr Gemahl hat mich aber nicht den mindesten Unwillen merken lassen. Er war auch zu dumm, um die Ausdrücke in ihrer letzten Fantasie im wahren Verstande zu begreiffen.

Das, was ich von ihr in Händen hatte, und mir mit vollem Rechte zufiel, betrug im Werthe gegen 7000 Dukaten. Lord Hyndfordt und Graf Bernes sprachen mir das Eigenthumsrecht zu, und ihr Herz hatte mir gewiß mehr zugedacht.

Nun folgte aus dieser Begebenheit sogleich eine andre, die für mein Glück weit wichtiger war.

Die Gräfinn B*** war die klügste und geschickteste Dame des damahligen Hofes. Sie entschied viele Staatssachen, und ihr zwar argliſtig und eigennützig, aber dabey schwach und klein denkender Gemahl war nur der Rahmensträger ihrer unumschränk-

schränkten Gewalt; weil die mehr als gute Elisabeth, vieles unbedenkliche ihrem Ministerio überließ. Es war also die Gräfinn damahls eigentlich die wichtigste Person in der Monarchie, auf welche besonders alle Augen der fremden Minister gerichtet waren.

Uebrigens war ihr Ton gebietherisch, ihr Betragen majestätisch; und sie war die einige verheirathete Dame, welche den Nahmen führte, daß sie ihrem Manne treu sey; vielleicht, weil sie als eine gebohrne Deutsche klüger und vorsichtiger, als die Russischen Damen zu genießen wußte; so wie ich aber in der Folge erfuhr, war ihre Tugend nur eine Folge des Stolzes, und der Kenntniß des Nationalcharakters. Der Russe will herrschen, will von seiner Sklavinn Geld, Vermögen und demüthige Dankbarkeit; findet er Widerstand, so droht er gleich mit Prügeln, oder dem Manne das Geheimniß zu entdecken. Fremde durften unter Elisabeths Zepter gar nicht, ohne vom Kanzler aufgeführt, weder bey Hofe, noch in Gesellschaft erscheinen. Ich, und der Kammerjunker Sievers, wir waren damahls die einigen Deutschen in Russischen Diensten, welche die Erlaubniß hatten, überall einzutreten. Meine besondere Protektion, die ich vom Englischen und Oestreichischen Gesandten genoß, gab mir doppelte Vortheile dazu, und der seltsame Vogel wird am meisten gesucht, auch bewundert.

Graf Beſtuſchef war unter der vorigen Regierung Ruſſiſcher Reſident in Hamburg; in dieſer kleinen Geſtalt hatte er die junge ſchöne Wittwe des Kaufmanns Böttger geheirathet. Unter Eliſabeths Zepter ſtieg er bis zur Würde des erſten und mächtigſten Staatsminiſters; Madame Böttger ward alſo die erſte Dame in Rußland. Sie war zur Zeit, da ich ſie kannte, im 38. Jahre, folglich keine Schönheit mehr, aber ein liebenswürdiges aufgewecktes Weib, die einen durchdringenden Verſtand beſaß, keinen Ruſſen leiden konnte, die Preuſſen beſonders protegirte, und vor deren Haß damahls jedermann zitterte.

Ihr Umgang war ſo, wie er gegen Ruſſen in ihrer Lage ſeyn mußte, hochmüthig, zurückhaltend, und mehr ſatyriſch, als liebreich. Sie zeigte mir in allen Gelegenheiten ganz beſondere Achtung; ich war zur Tafel eingeladen, ſo oft ich wollte; hatte auch die vorzügliche Ehre, oft allein mit ihr und mit dem Oberſtlieutenant Oettinger Kaffe zu trinken, wobey ſie mir allezeit zu verſtehen gab, daß ſie mein Verſtändniß mit der jungen Kneſinn N***— bemerkt habe. Ich läugnete allezeit ſtandhaft, ob mir gleich Geheimniſſe vorgehalten wurden, die ſie von niemand als von meiner Freundinn ſelbſt konnte ausgekundſchaftet haben. — Meine Verſchwiegenheit gefiel, wogegen der Ruſſe gern prahlte und

gro-

großspricht, wenn er das Glück hat, einer Dame zu gefallen.

Sie wollte mich glauben machen, daß sie uns in Gesellschaft nachgespäht, unsre Augensprache verstanden, und unser Geheimniß längst errathen habe. Ich wußte aber nicht, daß die Kammerjungfer meiner Freundinn bereits wirklich in ihre Dienste getreten, und schon längst eine von ihr bezahlte Kundschafterinn war.

Ungefähr 8 Tage nach ihrem Tode geschah der Hauptauftritt, wo mich Ihre Exzellenz in ihr Zimmer nach dem Essen zum Kaffe führte. Immer bedauerte sie meinen Schmerz, meinen Verlust, meinen mitleidenswürdigen Zustand, der mir alle meine gewöhnliche Lebhaftigkeit entrissen, und meine ganze Gestalt geändert habe: — sie äußerte einen so lebhaften Antheil an meinem Schicksale, so viele, und so nachdrückliche Wünsche, es zu verbessern, und mich glücklich zu sehen, daß ich an dem Eindrucke nicht zweifeln konnte, den ich auf ihr Herz gemacht hatte. Die Gelegenheit ereignete sich bald, mich dessen zu versichern; aus ihrem Munde erfuhr ich, was sie für mich empfand; unsere Vereinigung war in einem Augenblicke geschlossen. Bescheidenheit, Treue und Verschwiegenheit waren die Bedingungen, und feuriger bin ich in meinem Leben nicht geliebt worden, als von dieser scharfsichtigen Frau, die mich ganz an sich zu fesseln wußte.

Behut-

Behutsamkeit war hier die Hauptsache; sie wußte aber schon Gelegenheit zu machen. Der Kanzler schätzte mich, und vertraute mir wirklich alles. Er gab mir sogar Arbeit in seinem Cabinette; ich war den ganzen Tag im Hause, und nunmehr war kein Gedanke mehr, daß ich zum Regimente als Rittmeister gehen sollte. Man bestimmte mich für Staatsarbeit; der erste Schritt sollte die Kammerjunkerstelle bey Hofe seyn, welche in Rußland schon sehr bedeutend ist, und kurz gesagt! meine Aussicht in die Zukunft war so glänzend als möglich. Dem Lord Hyndford allein hielt ich nichts verborgen, er gab mir alle Anschläge, freuete sich mit mir, wollte aber von allem, was er mir zur ersten Equipirung vorgeschossen hatte, auch da ich im Wohlstande lebte, nichts zurücknehmen.

Bald ward man meinen Credit im Hause des ersten Ministers gewahr, und die auswärtigen Gesandten suchten meine Bekanntschaft und Freundschaft. Herr von G*** that wirklich alles Mögliche, um mich zu gewinnen, fand aber einen ehrlichen Mann.

Eben damahls fing man an, nach der Russischen Allianz zu buhlen; Preussens Untergang sollte geschmiedet werden; alle Höfe arbeiteten, und niemand kannte die Ministerial- und Familienpartheyen besser als ich, bey diesem Hofe.

Meine Freundinn ward gleichfalls ein Jahr nach meiner Bekanntschaft in das Garn gelockt, in wel-

welchem sie nebst ihrem Manne zuletzt in des Büttels Hände gerieth. Denn gewiß ist es, daß der Kanzler Bestuschef im Jahr 1756. auf der Folter mit der Knutpeitsche zum Geständniß gezwungen wurde. Apraxin, der Kriegsminister, hatte gleiches Schicksal; die Gemahlinn seines Bruders, der damahls Gesandter in Pohlen war, ward durch Verrätherey eines gewissen Lieutenants Berger, nebst 3 andern und ersten Damen des Hofes, vom Büttel an einen Pfahl gebunden, gepeitscht, gebrandmarkt, und ihre Zungen aus dem Halse geschnitten. Dieses geschahe im Jahr 1741. bey Elisabeths Thronbesteigung.

Ihr Mann diente dennoch treu, und im Jahr 1751. hab ich ihn als Russischen Gesandten in Wien gekannt. Daß heißt fürwahr sein Vaterland lieb haben. Dieß widerfährt den ersten Männern im Staate; was hat der Fremde nun wohl zu erwarten, falls er von einem Mächtigen verfolgt wird, und seiner Willkühr überlassen ist!

Niemand hatte gewiß in so kurzer Zeit bessere Gelegenheit, alle Geheimnisse eines Staates zu entdecken, als ich; besonders unter der Anleitung eines Hyndfordt und Bernes, unter der Regierung einer guten, aber kurzsichtigen Monarchinn, deren erster Minister, Graf Bestuschef, ein schwacher Kopf war; dessen ganzen Willen, seine witzige und herrschsüchtige Frau unumschränkt lenkte; die hingegen aus

wirk-

wirklich rasender Liebe für mich, für einen Fremden, welchen sie nur seit etlichen Monathen kannte, alle ihre Wohlfahrt aufgeopfert hätte. Man konnte sie damahls mit vollem Rechte als die wirkliche Regentinn von Rußland betrachten: — Friede und Krieg war in ihrer Hand, und wenn ich kläger oder weniger aufrichtig gewesen wäre, dann hätte ich mir in solcher Lage Schätze sammeln, und in Sicherheit bringen können. Sie war freygebig wie eine Königinn, und ob sie gleich in einem Jahre über hunderttausend Rubel für ihren liederlichen Sohn an seine Schuldner bezahlen mußte, wovon der Vater nichts erfuhr; so hätte ich für mich doch noch mehr an die Seite legen können. Gewiß die Hälfte von den Geschenken, die sie mir gewaltsam aufdrang, habe ich ihrem Sohne geliehen, und auch verlohren. Eigennutz war nie mein Fehler, und je reicher ich war, je mehr verwandte ich wohlthätiger Weise an Hülfsbedürftige, ward betrogen, und vergaß mich oft selbst dergestalt, daß ich Mangel litt.

In diesem Wohlstande, in dieser glänzenden Lage und Aussicht in meinem 24sten Lebensjahre, zeigte mir nun das Schicksal abermahle seine Tücke. Mein Glück in Rußland mißfiel dem großen Friedrich, der mir nunmehr in alle Winkeln der Erde nachspähete, und dem mein Betragen in Moskau für sein Interesse verdächtig schien.

Jol-

Folgender Streich widerfuhr mir; den ich umständlich vortrage, weil er im ganzen Reiche, und bey allen auswärtigen Ministern öffentlich bekannt wurde, und damahls viel Bewegung bey Hofe machte.

Lord Hyndfordt bath mich einst, ich möchte ihm den Riß von Kronstadt schön zeichnen, und in Ordnung bringen. Er gab mir dazu den gestochenen Grundriß, und 3 andere gezeichnete von Kauffarthey, Kriegsschiffen, und abgetackelten oder sogenannten Mittelhäfen, mit Benennung eines jeden Schiffes.

Dieß geschah ohne allen Verdacht noch Gefahr, weil der Hafen von Kronstadt kein Geheimniß ist, und seine gravirte Zeichnung in allen Läden zu Petersburg öffentlich verkauft wird; auch weil England Rußlands genauester Alliirter war. L. Hyndfordt sitzt eben bey Betrachtung meiner Arbeit, da Herr von Funk, der Sächsische Gesandte sein Hausfreund, zu ihm eintritt; er zeigt ihm meine Zeichnung, Funk ersucht ihn, ihm die Copirung zu erlauben, die er persönlich verrichten wolle. Hyndfort gibt ihm meinen Plan, welcher mit meinem Nahmen bezeichnet war.

Funk trägt ihn nach Hause, und da er etliche Tage nachher mit der Copirung beschäftigt ist, so kommt Herr von Golz, der Preussische Minister, der unweit seines Hauses wohnte, und öfters freundschaft-

ſchaftliche Beſuche abſtattete, zu ihm; Funk trägt kein Bedenken, zeigt ihm meine Arbeit, und beyde bedauern, daß der König einen brauchbaren Mann an mir verlohren habe. —

Nun bittet Golz den Funk, er möchte ihm erlauben, dieſen Riß auf ein Par Tage nach Hauſe zu nehmen, um den ſeinigen nach dieſem auszubeſſern.

Funk, der in ſich ſelbſt der edelſte Menſchenfreund, der rechtſchaffenſte Mann war, und nichts Böſes vermuthete, der mich zugleich brüderlich liebte, auch in allen möglichen Fällen meine Geſellſchaft ſuchte, gab ihn ohne Bedenken her.

Kaum hatte ihn Golz in der Taſche, ſo fuhr er zum Kanzler, deſſen Schwäche er kannte, und gab vor, die Hauptabſicht ſeines Vortrags ſey, ihn zu überzeugen, daß ein Menſch, der einmal ſein Vaterland, ſeinem Könige untreu war, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte, auch gewiß für ſeinen Eigennutz einen jeden Monarchen betrügen werde, der ihm etwas vertraue. Nun rückte er näher zum Zwecke; er ſprach von der allgemeinen Achtung, vom unbegränzten Zutritt, den ich binnen wenig Monathen, im ganzen Reiche dadurch erhalten hätte, daß ich als Kind und Hausfreund des Beſtuſcheſiſchen Cabinetts angeſehen würde. —

Endlich da der Kanzler mich in allem vertheidigte, ſuchte er ihn durch Eiferſucht auf zu bringen; und erzählte ihm, daß man überall von meinen geheimen

heimen Zusammenkünften, sogar im Schloßgarten mit seiner Gemahlinn ungescheut spräche. Das letztere hatte er ausgekundschaftet, um mir die sichere Falle zu legen.

Er brachte sogar den Herrn von S***n, des Ministers damahligen Hausekretär in Verdacht des Verständnisses, und kurz gesagt, der Kanzler gerieth in Unruhe und Zorn: — gleich zog er meine Zeichnung von Kronstadt aus der Tasche, mit den Worten: — Ew. Exzellenz nähren eine Schlange im Busen. Hier, diesen Plan, habe ich gegen Bezahlung von 200 Dukaten, vom Trenck aus Dero Cabinette kopirt erhalten. Der böse Mann wußte, daß ich zuweilen mit dem Oberstlieutnant Oettinger im Cabinette arbeitete, welcher den Ball und die Reparation aller Russischen Festungen über sich hatte. — Der Minister sah, erstaunte und gerieth in Wuth; — gleich rückte Herr von G*** näher zum Zwecke. Er vermehrte den Verdacht gegen mich, daß Graf Bernes, der Oestreichische Bothschafter, mich gewiß nicht ohne Absichten für seinen Hof, so besonders protegire und schätze. — Der Minister sprach sogleich von Prozeß und Knutpeitsche: — G*** erwiederte — ich hätte zu viel große Freunde, — man würde mich gewiß losbitten, und dann wäre das Uebel ärger. Es ward also beschlossen, mich heimlich aufzuheben, und mit aller möglichen Vorsicht nach Sibirien zu schicken.

Nun schwebte ein Wetter über meinen unschuldigen Kopf, da ich in der stolzesten Ruhe und Zufriedenheit ein glänzendes sicheres Glück erwartete; und nur Gottes gerechte Vorsehung, oder ein eben so glücklicher Zufall, rettete mich vom Verderben.

Kaum war Golz siegreich aus dem Pallaste getreten, so ging der aufgebrachte Kanzler, der Zorn und Rache gegen mich im erbitterten Herzen entschieden hatte, in das Cabinett seiner Frau; warf ihr mit Erbitterung meinen Umgang vor, und erzählte ihr (weil sie ihn auszulocken wußte) die Golzische Denunziation. Sie besaß mehr Scharfsicht als ihr Mann, und merkte gleich, daß ein Betrug dahinter stecke, weil sie mein Herz kannte, auch besser als jemand wissen konnte, daß ich keiner elenden 200 Dukaten bedurfte.

Der Kanzler war aber nicht zu besänftigen, und meine Arretirung blieb beschlossen.

Gleich schrieb sie mir ein Billet, ungefähr folgendes Inhalts. —

„Freund! es droht Ihnen ein großes Unglück,
„schlafen Sie heute nicht zu Hause; bleiben
„Sie in Sicherheit bey Lord Hyndfordt, bis
„zu näherer Aufklärung."

Herr von S***, ihr Sekretär und Vertrauter (eben der, welcher unlängst Russischer Gesandter in Regensburg war) hatte den Auftrag, mich aufzusuchen

suchen. Er fand mich nach dem Mittagessen bey dem Englischen Gesandten. Man rief mich heraus. — — Ich las — — erschrack über den Inhalt — — zeigte ihn dem Lord Hyndfordt. — — Mein Herz, mein Betragen war vorwurfsfrey; — wir vermutheten also eine Verrätherey meines Verständnisses mit der Kanzlerinn: — eine Wirkung der Eifersucht; und Milord befahl mir, zu meiner Sicherheit in seinem Hotell zu bleiben, — bis sich das Räthsel würde entwickelt haben.

Wir stellten Kundschafter in der Nacht bey meiner Wohnung; nach Mitternacht ward nach mir gefragt; und der Polizeymeister visitirte auch das Haus.

Gegen 10 Uhr früh, fuhr Lord Hyndfort zum Kanzler, um Kundschaft einzuziehen. Kaum war er eingetreten, da ihn derselbe schon mit Vorwürfen überfiel, daß er ihm einen Verräther in das Haus geführt habe. Was hat er gethan? war die Frage; — er hat dem Preussischen Minister einen geheimen Plan von Kronstadt aus meiner Canzelley treulos kopirt, und ihm denselben für 200 Dukaten zugesteckt.

Hyndfordt erstaunte; er kannte meine ganze Seele. Er selbst hatte von mir in Geld und Geschmuck, über 3000 Dukaten werth an Verwahrung. Er wußte, daß ich kein Geld achtete, kannte

auch die Quelle, aus welcher ich nach Gefallen schöpfen konnte.

Nun fragte er — haben Ew. Exzellenz diese Zeichnung des Trenck wirklich gesehen? — Ja, Herr von Golz hat sie mir vorgezeigt. — Ich möchte sie auch sehen; ich kenne des Trenck Arbeit. Ich bin Bürge für ihn, daß er kein Schelm seyn kann: — Hier steckt eine Intrigue verborgen. — Ich bitte, lassen Sie den Herrn von Golz mit seinem Kronstädter Risse hieher rufen. Der Trenck ist in meinem Hause; ich schütze ihn nicht, wenn er ein Betrüger ist. Gleich soll er hier erscheinen.

Der Kanzler schrieb an Herrn von Golz ein Billet: er möchte ihn gleich besuchen, auch die bewußte Zeichnung mitbringen. G*** roch den Braten — wußte als ein schlauer Fuchs vermuthlich schon, daß der Polizeymeister mich nicht erhascht hatte, und ich in Sicherheit war. Er erschien also nicht, und brachte Entschuldigung vor. Indessen trat ich in das Zimmer.

Hyndford fuhr mich mit brittischem Trotze an, und fragte: — Trenck! sind Sie ein Betrüger? so verdienen Sie meinen Schutz nicht; Sie sind hier ein Staatsgefangener.

Haben Sie dem Herrn von G*** den Riß von Kronstadt verkauft? — Man urtheile, was ich hierauf antwortete. — Hyndford fing an, sich aufzuklären, nachdem ihm der Kanzler den ganzen Golzischen

ſchen Vortrag mit kaltem Blute erzählt hatte. Man ließ mich abtreten, und den Herrn von Funck rufen. Sobald er in das Zimmer eintritt, fragt Hyndford — Freund! wo haben Sie meinen Riß von Kronſtadt, den mir der Trenck kopirt hat? — Funck ſtammelte — ich will ihn gleich holen. — Hyndford fragt — auf Ehre, iſt er bey Ihnen zu Hauſe? — Nein Milord! ich habe ihn dem Herrn von G*** auf etliche Tage zur Copirung geliehen. —

Hyndford bebte vor Neugierde der Entwickelung entgegen; erkannte ſogleich den geſpielten Streich; erzählte dem Kanzler den Vorgang, daß nähmlich dieſer Plan ihm zugehöre, und er ihn dem Herrn von Funck geliehen habe. Er verlangte einen Vertrauten aus der Staatscanzelley mit. — Der Kanzler befehligte den erſten Sekretär; mit dieſem, mit Herrn von Funck, und dem Holländiſchen Geſandten Herrn von Schwardt, der eben von ungefähr dazu kam, um den Kanzler zu ſprechen, fuhren ſie zum Herrn von Golz. Bey dem Eintritte in ſein Zimmer forderte Funck den Riß von Kronſtadt zurück. Er brachte ihn hervor, und Funck ſtellte ihn dem Lord Hyndford zurück.

Nun ſagte der Staatsſekretär und Hyndford zugleich, bitten wir, uns auch den Riß von Kronſtadt zu zeigen, welchen ihnen der Trenck verkauft hat. — Hier war ſeine Beſtürzung unbegränzt: — Hynd-

fordt dranz auf kathegorische Erklärung mit brittischem Trotze für die Ehre des Trenck, den er für einen ehrlichen Mann halte. — Hierauf sagte Herr von Golz: —

„Ich habe Befehl von meinem Könige, zu verhindern, daß der Trenck kein Glück in Rußland mache — Und habe die Pflicht eines Ministers erfüllen wollen."

Hyndfort spie vor seinen Füßen auf die Erde; sagte ihm mehr, als ich hieher zu schreiben wage. — Und mit dieser Nachricht kamen die vier Herren zum Kanzler zurück. Ich ward vorgerufen, — alle wünschten mir Glück, umarmten mich, entdeckten mir das Räthsel, und der Kanzler selbst versprach mir Belohnung, mit dem schärfsten Befehl, den Gesandten nicht zu beleidigen; weil ich im ersten Feuer des Schmerzens, der gerechtesten Rache, und der öffentlich siegenden Tugend drohete, dem Herrn von Golz, auch vor dem Altare den Hals zu brechen.

Ich ward besänftigt; speisete zu Mittag bey dem Kanzler. Mein Blut blieb empört — er that alles, mich aufzumuntern. Seine Gemahlinn stellte sich gleichgültig; fragte mich aber — ob viele Preussen so zu handeln gewohnt wären, wie Herr von Golz? Funck und Schwerdt waren mit bey der Tafel. — Jedermann wünschte mir Glück zum Siege; aber noch wußte niemand den Zufall, welcher mich

vom

vom Jähzorne, und von der ungehörten Verdammung des voreiligen Kanzlers gerettet hatte. Diese Retterinn saß am Tische, und durfte sich nichts merken lassen. — Am folgenden Tage schickte mir der Kanzler ein Geschenk von 2000 Rubeln in das Haus, mit Befehl, mich bey der Monarchinn zu bedanken, welche mir dieses Pflaster für die unschuldig erlittene Verfolgung, als ein Zeichen ihrer besondern Gnade schickte.

Dieß geschah einige Tage nachher; das Geld achtete ich zu der Zeit nicht, aber die liebreichste Monarchinn der Welt machte mich durch ihre bezaubernde Menschenliebe alles vergessen. Die Geschichte ward in ganz Moskau bekannt; und Herr von Golz erschien weder in Gesellschaft, noch bey Hofe. Die Kanzlerinn beschimpfte ihn persönlich auf eine Art, die ich hier aus Bescheidenheit nicht melden will. Graf Bernes der schlaue Piemonteser versicherte mir Rache, ohne daß ich mich darum bekümmern durfte.

Und — was weiter vorgegangen ist, weiß ich nicht; Golz ist seit dieser Zeit wenig in Gesellschaft erschienen. Nach meiner Entfernung aus Rußland ward er krank, und starb an der Auszehrung. Requiescat in pace!

Gewiß aber ist dieser böse Mann Schuld an allen meinen in der Folge noch erlebten Unglücksfällen gewesen. Ich wäre in Rußland einer der ersten Män-

ner im Staatsgebäude geworden. Bestuchef selbst wäre gewiß nicht in das Unglück gerathen, welches ihm und seine Familie einige Jahre nach dieser Begebenheit begegnete. Ich selbst hätte gewiß niemahls das dem Trenckischen Rahmen so gefährliche, so fatale Wien wieder gesehen; durch Vermittelungen des Petersburger Hofes würde ich auch meine in der Folge ererbte große Sklavonischen Güter gewiß nicht verloren haben. Ich hätte angenehme ruhmvolle Tage anstatt der Wiener Verachtung und Verfolgung durchlebt; auch gewiß nicht 10 Jahre im Magdeburger Kerker geschmachtet; vielweniger gegenwärtig um das tägliche Brot in Zwerbach auf meinem einzigen von der Raubsucht geretteten Dorfe, Gedichte und Lebensgeschichte schreiben, ein invalider Major heissen, noch einen armseligen verachteten Schulmeister für meine 2 Kinder abgeben müssen.

Die Folge meiner Erzählung wird dieses aufklären. Gewiß aber ist es, daß ich bis zu diesem Vorfalle nie den mindesten Haß gegen mein Vaterland noch den Monarchen empfand, auch bey keiner mir wirklich günstigen Gelegenheit mich dazu habe brauchen lassen.

Wie wenig kannte der große Friedrich mein Herz! Er [illegible] mich ohne Verbrechen unglücklich gemacht; mich um Kerker nach Glatz unverschuldet auf bloßen Verdacht gegründet verurtheilt. — Ich floh aus denselben nackt und bloß — Er konfiscirte

mir

mir mein väterliches Erbtheil. Nicht zufrieden mit dieſen Drangſalen, wollte er mir auch nicht gönnen, daß ich in einem andern Reiche glücklich werden ſollte.

Noch kann gewiß kein Jüngling auftreten, welcher in ſo kurzer Zeit durch ſich ſelbſt, durch angeſtrengte Arbeit, eigenes Verdienſt und Fähigkeit, aus ſeinem Vaterlande vertrieben, ſo viel Ehre und Beyfall erwarb; ſich ſo große Freunde machte, auch in ſo wichtigen Geſchäften mit unbegränztem Vertrauen gebraucht wurde — Aufgebracht über den Golzſchen Streich, hätte ich aber damahls mein Vaterland in eine Wüſteney verwandelt, falls die Gelegenheit ſich zum Willen gefügt hätte. Ich läugne auch gar nicht, daß ich von dieſem Augenblicke an, in Rußland alles Mögliche that, um die Abſichten des Kayſerlichen Geſandten Grafen Bernes zu befördern, welcher mein einmal angefachtes Feuer zu ernähren, und mich zu brauchen wußte.

Kaum fing ich an laut Unterricht, tiefer in die Geheimniſſe einzuſehen, ſo entdeckte ich bald alle Factionen am Hofe, und daß Beſtucheff und Apraxin ſchen wirklich in Preußiſchem Solde ſtanden, um der Oeſtreichiſchen Parthey die Wage zu halten.

Hieraus allein kann man die Urſache erſehen, welche im Jahr 1762 die Petersburger Auftritte verurſachten; hingegen auch im ſiebenjährigen Preuſſi-

schen Kriege so verschiedene Befehle, Ränke und Widersprüche in der Russischen Hülfsarmee hervorbrachten.

Die Kanzlerinn selbst, welche seit dem Golzischen Streiche weit vorsichtiger mit mir umgehen mußte, sah als ein schlaues Weib alle Kunstgriffe ein, in welche ihr Mann verwickelt war. Meine Begebenheit riß sie ganz von der alten Parthey. Sie liebte mich mit Herz und Seele; entdeckte mir alle Geheimnisse ohne Rückhalt noch Mißtrauen, und blieb bis zu ihrem Unglück, welches während meines Magdeburger Gefängnisses im Jahr 1758 erfolgte, allezeit meine beste Freundinn und Correspondentinn. Hier steckt also der Schlüssel verborgen, wodurch ich alles was bis zum Jahr 1754 und 56 gegen Preussen geschmiedet ward, besser wußte, auch wissen konnte, als viele Minister der interessirten Höfe, welche den projektirten Ausbruch ihrer geheimen Entwürfe ganz allein zu wissen glaubten. Wie manches hätte ich damahls vorhersagen können.

Die wunderbare Verbindung meines Schicksals hat es aber so fügen wollen, daß ich eben da, wo ich die meiste Achtung, den besten Lohn verdient habe; wo ich am eifrigsten hätte sollen gesucht werden, am wenigsten gekannt, auch geachtet wurde.

Da ich 24 Jahr alt war, glaubte gewiß niemand, daß ich im Sozien ohne große Titel leben würde. In Berlin, Petersburg, London, Paris, war ich

ich allezeit unter den Ersten des Staates, und ward von großen Männern gesucht. Hier hingegen bin ich nunmehro bis zur Staffel der Invaliden herabgesanken. Welch ein wunderbares Spiel des tückischen Glückes, wenn es Männer meiner Gattung in ein Land, wohin sie gar nicht gehören, verbannet.

Rußland hätte ich nie verlassen sollen. Dieses war der Hauptfehler aller meiner Unternehmungen, den ich noch gegenwärtig bereue. Dort habe ich in einem Jahre mehr gelernt, mehr Freudentage und Ehre genossen, als in meinem übrigen ganzen Leben.

Ich konnte auch allezeit mehr verrichten, als andere junge Leute, weil ich niemahls länger als 4 bis 5 Stunden schlief. Noch jetzt ist dieses meine Gewohnheit. Wenn ich mich nun auch einen Theil des Tages meinem Vergnügen, auch dem Hofleben überließ, so blieb mir doch noch Zeit genug zur Kopfarbeit, zum Umgange mit gelehrten Männern übrig. So war Hyndfort in Rußland mein Lehrer in Staats- Welt- und Menschenkenntniß; Boerhave hingegen, der damahlige Hofleibmedikus, mein Busenfreund, in physisch- auch gelehrten Untersuchungen, und die Weiber bildeten meine persönlichen Eigenschaften für die Ränke des witzigen Hoflebens, welches ich aber als Weltweiser allezeit floh und verachtete. In des Kanzlers Betragen fand ich viel Veränderung seit dem letzten Vorfalle. Seine Blicke verriethen Aufmerksamkeit auf meine Worte und ganes

zes Betragen. Er ſchien mir mißtrauiſch, und rachgierig; ſeine Frau beobachtete eben das, und es war Zeit andere Entwürfe zu machen. Ich fing wirklich an, eine künſtliche, aber zugleich höchſt gefährliche Rolle zu ſpielen, da auf einmal ein ganz neuer Auftritt in meiner Comödie hervorbrach, und der Vorhang zu meinem Trauerſpiele aufgezogen wurde.

Mein Vetter, der bekannte Pandurenkommandant, war den 4ten Oktober 1749 in ſeinem Arreſte auf dem Spielberge in Brünn geſtorben, und hatte mich mit dem Bedinge zum Univerſalerben eingeſetzt, daß ich keinem andern Herren, als dem Hauſe Oeſterreich dienen ſollte.

Graf Bernes erhielt die Citation zu Antretung der Erbſchaft erſt im Merz 1750. Ich wollte von Wien nichts wiſſen. Das abſcheuliche Beyſpiel eben dieſes meines Vetters ſchreckte mich, deſſen Prozeßquelle, und geleiſtete rechtſchaffenen Dienſte niemand beſſer als mir bekannt waren, weil ich Augenzeuge ſeines Schickſals war. Graf Bernes ſtellte mir aber vor:

Daß das Vermögen meines Erblaſſers weit über eine Million betrage; daß die Monarchinn mir durch ſeine Rekommendation und Unterſtützung gewiß Gerechtigkeit werde widerfahren laſſen, und daß ich für meine Perſon ja keine Feinde in Wien hätte. Beſſer ſey es allezeit eine Million eigenes Vermögen in Ungarn beſitzen, als in Rußland die

glän-

glänzendste Aussicht zu haben, wo ich bereits so viel Glückswechsel gesehen, und die Wirkungen der Familienkabalen kenne. Kurz gesagt: — — Er schilderte mir Rußland gefährlich, und Wien als meinen nunmehr gesicherten Hafen; versprach mir seinen wirksamsten Beystand, weil sein Gesandschaftspostien ohnedieß in eben dem Jahre zu Ende lief, und fügte hinzu: — wann ich einmal reich wäre, dann könnte ich ja Rußland, Aegypten oder die Schweiz zum Wohnplatze wählen; überdieß könne mich ja auch der König von Preussen nirgends weniger verfolgen, als in Oestreich. In allen übrigen Ländern werde er mir Fallgruben zu legen, Gelegenheit finden, welches ich bereits in Rußland erfahren hätte. Wie wäre es, sagte er, wenn die Kanzlerinn Ihnen vom angedroheten Unglück keine Nachricht hätte geben können? Sie wären als der unschuldigste rechtschaffenste Mann nach Sibirien geschleppt worden; Sie hätten ihr Recht nie entdecken noch vertheidigen können, und jedermann hätte Sie in Moskau einen Böswicht, einen treulosen, einen Verräther geheissen. — Das hat der ehrlichste Mann nicht in London zu fürchten. — Wollen Sie nun noch in Rußland bleiben?

Hyndford stimmte aus eben dem Tone; versicherte mich in allen Fällen auf ewig seiner Vaterliebe, und schilderte mir London als den sichersten Hafen, falls ich in Wien nicht glücklich seyn sollte.

Als

Als freyer Britte ſprach er von Sklaverey, erinnerte mich an Münchs und Oſtermanns Schickſal; ſchilderte mir den gegenwärtigen Hof, ſo, wie ich ihn wirklich ſchon kannte; und fragte: — was ich wohl in der That ſeyn auch vorſtellen würde, falls ich das Glück erlangte, dereinſt ein General oder Miniſter in einem ſolchen Lande zu werden.

Alles dieſes machte mich entſchließend. Ich wollte aber, da ich ohnedieß Geld in der Taſche hatte, bey Gelegenheit dieſer Reiſe auch Stockholm, Kopenhagen und Holland ſehen. Indeſſen wollte Bernes meine Ankunft in Wien melden, und mir einen guten Empfang vorbereiten. Er forderte alſo meine Entlaſſung, um meine große Erbſchaft anzutreten. Meine Freundinn that alles mögliche, mich zurück zu halten; wich aber vernünftig meinen Bewegungsgründen. — Ich riß mich ſo zu ſagen gewaltſam aus Ihren Armen, verſprach auf Ehre nach Petersburg als Gaſt zurückzukommen, ſobald ich meine Wienergeſchäfte in Ordnung gebracht hätte. Sie machte ſchon den Entwurf, daß ich durch ihre Anſtalten bey einer Ruſſiſchen Geſandſchaft ſollte gebraucht werden, wo ich meinem Hofe die wirkſamſten Dienſte leiſten könnte. Wir ſchieden in dieſer Hoffnung ſchwermüthig; ſie ſchenkte mir ihr Portrait, und eine Tabatiere mit Brillianten beſetzt, welches erſtere mir 3 Jahre nachher von dem Oeſtreichſchen Reſidenten Abramſon bey meiner Arretirung in Danzig

von

von der Bruſt geriſſen ward, wie ich im zweyten Theile dieſer Geſchichte erzählen werde. — Der Kanzler umarmte mich als Freund, da ich mich beurlaubte, ſogar Apraxin weinte und hielt mich im Arme feſt, da ich Abſchied von ihm nahm; weiſſagte mir auch dabey, es würde mir nirgend ſo gut gehen, als in Rußland, wo ich ſo viele, und ſo mächtige Freunde hätte. Ich würde dieſen Schritt gewiß bereuen.

Nichts half — — ob gleich mein Herz ſelbſt Rußland mit Schwermuth verließ; ob mir gleich alles Wienerunglück ahndete, ſo folgte ich doch der Leitung des Hyndferds und Bernes. — Ich reiſete von Moskau nach Petersburg; dort erhielt ich durch den Wechsler Baron Wolf einen Brief von der Kanzlerinn, der mich beynahe zurückkehrend machte. Sie ſchrieb in einem Tone, der mein ganzes Herz erſchütterte; — ſuchte mich von Wien abzuſchrecken, und ſchloß mir einen Wechſel von 4000 Rubel zur Reiſe bey, falls ich meinem Eigenſinn folgen, und mein gewiſſes Glück mit dem Rücken anſehn wollte.

Ich hatte an Geld und Schmuck gegen 36000 fl. bey mir, folglich ſchickte ich ihren Wechſel zurück, und bath um ihr Andenken, um ihre Gnade und Hülfe für Fälle, wo ich ſie etwa noch bedürfen könnte — — hielt mich nur wenig Tage in Petersburg auf, und reiſete zu Lande nach Stockholm. Von allen Geſandten hatte ich Empfehlungsſchreiben bey mir.

Em-

Ich habe noch vergeſſen zu melden, daß der Sächſiſche Geſandte Hr. von Funck, mein wahrer Freund untröſtlich war; da eigentlich ſeine Unvorſichtigkeit, meine Zeichnung dem Herrn von Golz zu vertrauen, mein ganzes Glück in Rußland zerſtörte, und mich beynahe in das äußerſte Elend ſtürzte. Im Jahre 1772, alſo 22 nach dieſer Geſchichte, traf ich dieſen rechtſchaffenen Mann noch lebendig in Dresden an. Er betrachtete ſich als die wirkliche Urſache aller meiner während dieſer Zeit noch erlittenen Drangſale, und verſicherte mich, daß jede Nachricht von meinen überſtandenen Martern ſeine Seele mit Vorwürfen durchbohrt habe. Wir konnten nicht müde werden, vom Vergangenen zu ſprechen; es war mir ein wirkliches Labſal, ſolchen Mann noch in der Welt nach beſiegten Stürmen wieder zu finden, und alte Freundſchaft zu erneuern.

Nun war ich in Stockholm. Dort bedurfte ich keiner Rekommendation. Die Königinn kannte mich noch als Schweſter des großen Friedrichs aus Berlin. Ich hatte die Ehre, ſie als Braut im Jahre 1743. bis Stettin als Offizier der Garde du Corps zu eſcortiren. Ich erzählte Ihr mein Preußiſch- und Ruſſiſches Schickſal ohne Rückhalt; Sie widerrieth mir aus politiſchen Urſachen allen Aufenthalt in Stockholm, und blieb bis zum Tode meine gnädige Frau; ich

aber

aber reiſete ſogleich weiter nach Koppenhagen, wohin mir Herr von Chaiſe, Däniſcher Geſandter in Moskau Geſchäfte vertrauet, auch Empfehlung mitgegeben hatte. Ich blieb etwa 14 Tage daſelbſt, und ſegelte mit einem Holländiſchen Schiffe von Helſingör nach Amſterdam.

In Koppenhagen genoß ich die Freude, meinen alten ächten Freund den Lieutenant von Bach anzutreffen, welcher meine Flucht aus dem Glatzer Gefängniſſe beförderte, wovon ich in dieſem Bande S. 88. geſchrieben habe. Er lebte im Elende, und hatte Schulden. Ich verſchaffte ihm Protektion durch Erzählung ſeiner edlen Handlung an mir, ſchenkte ihm 500 Dukaten, und hierdurch hat er ſein Glück dergeſtalt befördert, daß er mir noch im Jahre 1776. ſchriftlich herzlich dankte, und 1779. als Oberſter eines Huſarenregiments in Dännemark geſtorben iſt.

Kaum war das Schiff, worauf ich mich befand, um nach Holland zu ſegeln, in der See, ſo entſtand ein Sturm, welcher uns nach Verluſt des Beſaanmaſtes und Bogſpritts, auch einiger Segel, zwang, zwiſchen den Klippen bey Gothenburg Anker zu werfen; und unſere Rettung war ein beſonderes Glück.

Hier lagen wir 9 Tage, ehe wir in die offene See ſegeln konnten. Ich fand in dieſer Zeit den angenehmſten Zeitvertreib für mich, nahm täglich zwey meiner Bedienten mit mir, und fuhr mit der Chaloupe des Schiffs von einer Klippe zur andern:

fing Seekrebſe, und Cabillau, ſtach Rochen, ſchoß Aenten, und brachte alle Abend Proviſion auch Schafmilch von den armen Bewohnern dieſer öden Felſen für das Schiffsvolk.

Es war eine Hungersnoth unter ihnen. Mein Schiffer hatte Korn geladen. Ich kaufte von ihm für etliche hundert Holländiſche Gulden, theilte überall mit, wo ich herum fuhr; gab einem Prieſter hundert Gulden für ſeine elende Gemeinde, der ſelbſt kein Brot hatte, und deſſen Pfarre ihm nach unſerm Gelde nicht 150 fl. eintrug.

Hier genoß ich wirklich die ächte, die reinſte Wolluſt im Wohlthun; ließ viel Geld daſelbſt zurück, welches ich in Rußland ſo leicht, ſo angenehm geſammelt hatte, und wäre vielleicht arm geworden, wenn wir länger dort verweilt hätten.

Tauſend Segen ward mir von dieſem gutartigen Volke nachgewünſcht, und lange hat man in Gothenburg von dem Trenck geſprochen, welchen der Sturm an die armen Schwediſchen Küſten trieb.

Beynahe hätte ich aber bey dieſer edlen Beſchäftigung mein Leben verloren. Ich hatte Getreide an eine bewohnte Klippe gebracht; im Zurückfahren entſtand ein Wind, der mich, weil ich das Steuer nicht gut zu führen wußte, gerade nach der offenen See hinaus trieb. Das Schiff war unmöglich zu erreichen. Ich wollte laviren. — Mein Bedienter war

mit

mit dem Segelumſchlagen zu langſam, der Wind legte ſich drein, und ſchlug die Chaloupe um.

Nun kam es mir abermahle zu Statten, daß mich mein Vater in der Jugend hatte ſchwimmen lehren laſſen. Mein treuer Bedienter half mir eine Steinklippe erreichen, und da mich das anſchwellende Waſſer dieſelbe nicht erſteigen ließ, und ich bereits müde war, gewann er das Ufer, und half mir bey der Hand hinaus. In eben dem Augenblicke waren aber auch ſchon die guten Leute, welche mir nach, und die Chaloupe umſchlagen geſehen, mit ihren Nachen zur Hülfe da.

Ein Kalmuck, ein guter Menſch, den ich aus Rußland mitgenommen hatte, und mein Jäger, verlohren aber ihr Leben dabey. Den erſten ſah ich ſelbſt ſinken, da ich bereits das Ufer gewonnen hatte.

Die guten Schwediſchen Klippenbewohner führten mich nun an das Schiff, brachten auch die Chaloupe wieder an Bord. — Ich ward auf etliche Tage ſeekrank, wir lichteten die Anker, und ſegelten nach dem Texel. Hier ſahen wir bereits die Einfahrt auch die Lootſenſchiffe, als ſich abermahls ein Sturm erhob, und unſer Schiff bis in den Hafen von Bahus in Norwegen trieb, wo wir unbeſchädigt einliefen; Tages darauf wieder mit gutem Winde in See eilten, und endlich glücklich in Amſterdam eintrafen.

Hier hielt ich mich nicht lange auf; hatte aber daſelbſt ſogleich am Tage nach meiner Ankunft einen beſondern Zufall, in welchen mich mein Vorwitz verwickelte.

Ich ſah zu, wie die Harpunirer, welche zum Wallfiſchfange ausfuhren, ſich mit ihren Harpunen oder Wurfſpießen übten. Die meiſten waren berauſcht. Einer unter ihnen, Nahmens Hermannus Rogaar, ihr berühmteſter Händelmacher, und renommirt im Meſſerſchneiden, trat höhniſch zu mir, ſpottete über meinen türkiſchen Säbel, den ich an der Seite trug, und wollte mir endlich einen Naſenſtüber geben; ich ſtieß ihn zurück; der Kerl warf mir die Mütze vor die Füſſe, zog ſein Meſſer, und forderte mich zum Zweykampf heraus; hieß mich einen Aapen Nöcker, und fragte, ob ich ein C. ein Gatz. oder ein Krups im Geſicht haben wollte, — das iſt — Ob ich einen geraden, einen krummen, oder einen Kreutzſchnitt forderte.

Ich war einmal in der edeln Geſellſchaft — hier war alſo kein anderes Mittel, als raufen oder davon laufen. Der baumſtarke ungeheure Kerl ſchimpfte, und ward kühner. Ich wandte mich zu den Umſtehenden, und forderte ein Meſſer. Nein, nein, rief mein Ausforderer. — Nimm du nur dein großes Meſſer, welches du an den Hüften trägſt. — Ich wette 12 Dukaten, du ſollſt dennoch deinen Schnitt in die Backen haben. — Gleich zog ich vom Leder. —

Er

Er ging mir mit seinem Messer zu Leibe. — Mit dem ersten Hiebe flog es aber nebst der Hand auf die Erde, so, daß das Blut mir gerade auf den Leib spritzte.

Hier erwartete ich mein Ende, denn ich fürchtete, vom Pöbel zerrissen zu werden; erstaunte aber, da alles jauchzete, mir Vivat zurief, und mich den Held, den Ueberwinder des unüberwindlichen Hermannus Rogaar hieß. Dieser wegen seiner Stärke und Geschicklichkeit allgemein gefürchtete Kerl ward ausgelacht. — Ein Handelsjude, der ein Zuschauer war, führte mich aus dem Gedränge, und der Pöbel begleitete mich mit Bewunderung bis in meinen Gasthof.

Dieser Zweykampf, welcher mir in Holland Ehre machte, hätte mich anderswo geschändet. Ein Mann, welcher einen türkischen Säbel zu führen weiß, wird gewiß in einem Tage hundert Rogaare mit einem Messer in der Hand verstümmeln. Indessen spiegle man sich an dieser Geschichte. Ich hätte auch leicht unglücklich seyn, und in Pöbels Hände gerathen können; denn wer sich unter die Träber menget, den fressen die Säue. So hat mir mein Vorwitz öfters Händel zugezogen, denen ich durch eine frühzeitige Ueberlegung hätte ausweichen können. Ich verließ mich aber allezeit auf mein Glück im Unglücke, und sah meistens die Gefahr erst dann, wenn sie bereits überstanden war.

Von Amſterdam reiſete ich nach dem Haag. Lord Hyndfordt hatte mich an den Brittiſchen Geſandten daſelbſt, den Lord Holderneß empfohlen; Bernes an den Baron Reiſchach; Herr von Schwart an den Staats-Greffier Fagel; und vom Kanzler hatte ich ein Schreiben an den Prinzen von Oranien ſelbſt. Ich konnte alſo nicht anders als mit aller möglichen Diſtinction empfangen werden. Hätte ich hier nun meine Vortheile genutzt, und wäre mit meinem Gelde, das ich bey mir hatte, nicht nach Wien, ſondern mit meinem offenen Kopfe nach Indien gegangen, wie manche männliche Schwermuthstheäne hätte ich weniger geweint! und welch ein ſicheres Glück würde ich überall gefunden haben, wo Menſchenverſtand Geld erwerben, und wo Redlichkeit und ächte Tugend keine Hofkabbalen, keinen Eigenſinn eines Deſpoten zu fürchten hat! Ich fand aber zu meinem Unglücke im Haag ſchon Briefe vom Grafen Bernes, welcher mir den Himmel in Wien verſicherte, und zugleich die Hofkriegsräthliche Citation zur Erbeserklärung dieſer wichtigen Verlaſſenſchaft beyſchloß. Er meldete mir zugleich, der Hof habe ihn auf ſeine Anfrage und Rekommendation verſichert, daß mir aller Schutz, alle Gerechtigkeit in Wien widerfahren würde; er riethe mir alſo, meine Ankunft zu beſchleunigen, weil die bisherige Adminiſtration der Trenckiſchen Güter mir gewiß wenig

Nutzen verſchaffen würde.

Ich

Ich folgte dem Rathe, eilte nach Wien; und seit diesem Augenblicke hatten alle Freuden meines Lebens ein Ende. Ich gerieth in ein Labyrinth von Prozessen, in die Gewalt böser Menschen, und alle mögliche Drangsale schlugen über meinen Kopf zusammen; welche allein ein Buch erforderten, wenn ich sie der Welt, zur Schande meiner Verfolger, umständlich schildern wollte.

Mein Unglück fing schon mit folgender Begebenheit an. Ein gewisser Herr von Schenck suchte im Haag meine Bekanntschaft. Er befand sich in eben dem Gasthofe, wo ich eingekehrt war, und bath mich, ihn bis Nürnberg mit mir zu nehmen, von wo er nach Sachsen reisen wollte. Ich nahm ihn umsonst mit. Da ich aber in Hanau früh Morgens aus dem Bette aufstand, um weiter zu reisen, war meine Uhr mit Brillianten besetzt; ein Ring, am Werthe von 2000 Rubel; eine Tobacksdose mit dem Portrait meiner besten Freundinn in Moskau; und mein Beutel mit ungefähr 20 Dukaten vom Tische an meinem Bette, gestohlen, und Herr von Schenck unsichtbar. — — Nichts schmerzte mich mehr, als die Tabatiere; Geldverlust habe ich nie geachtet. Der Schelm, dem ich nichts als Gutes erzeigte, war nicht mehr zu erhaschen. Ein Glück war es noch, daß meine Chatoulle mit meiner ganzen Habseligkeit im Koffer eingeschlossen war. — In dieser waren meine Wechsel vom Baron Wolf in Petersburg, und noch

ein Vorrath an barem Gelde. Ich ſetzte meine Reiſe nunmehr ohne Geſellſchaft fort, und kam nach Wien, weiß mich aber nicht zu erinnern, in welchem Monathe es eigentlich geſchah. — Seit meiner Abreiſe von Wien im Jahr 1748 waren ungefähr nun 2 Jahre verfloſſen, bis ich 1750 wieder daſelbſt eintraf. Meine Leſer werden aber finden, daß man in ſo kurzer Zeit unmöglich mehr Fata, mehr Schickſalsveränderungen erleben kann, als die, welche ich ſo kurz als möglich erzählt habe; wobey ich noch ſehr viele minder erhebliche wegen Abkürzung, und um Raum für erheblichere zu gewinnen, gänzlich verſchwiegen habe. Ich bemerke hier nur das, was mit meiner Geſchichte in Verbindung ſteht, und der, welcher bey dem Leſen zu denken gewohnt iſt, wird die Stellen ſchon finden, wo mich Beſcheidenheit ſchweigen macht, oder wo ich kitzliche Staatsränke nicht aufdecken darf, die mir ſogar noch gegenwärtig neue Verfolgungen zuziehen könnten. Nicht jedem Schriftſteller iſt erlaubt, den Monarchen oder ihren Miniſtern öffentlich die Wahrheit zu ſagen. Und da, wo ich wie die Katze um den heiſſen Brey herumgehe, wird man mich keiner kriechenden Schmeicheley beſchuldigen. Ich bin Vater von acht Kindern, und Vaterpflicht überwiegt den Autorſtolz da, wo die trockne Wahrheit neue Verfolgungen gebähren könnte.

Schwe-

Schwerer iſt aber gewiß dem ehrlichen Manne nichts in der Welt, als wenn er dieſe Wahrheiten im Vortrage einer Lebensgeſchichte ſo vermummen muß, daß ſie wirklich Sybilliniſchen Räthſeln gleichen. Dieſes trift beſonders die Erzählung meiner Wiener Begebenheiten, die ich ſo geputzt als immer möglich einkleide, um vielleicht durch Beſcheidenheit mehr für das verlorne Recht meiner Kinder zu bewirken, als bisher mein aufbrauſendes lautes Geſchrey, meine zügelloſe Feder, und mein edler Stolz gegen mächtige Güterräuber für mich ſelbſt zu Wege brachten.

Da aber in Wien ſelbſt von einer Geſchichte, die bereits vor 37 Jahren geſchehen iſt, ſo verſchieden, ſo widerſinnig, ſo nachtheilig für die Ehre des Trenckiſchen Nahmens geſprochen wird; ſo will ich in dieſen Blättern nur das kurz, aber dennoch gründlich vortragen, was in den Protokollen der Gerichtshöfe noch zu finden iſt; ich ſelbſt mit Verpfändung meiner Ehre verſichern, auch vor aufgeklärten unpartheyiſchen Richtern noch gegenwärtig gründlich beweiſen kann; falls mich jemand, wie ich wünſche, zur Rede ſtellen wollte; welches aber ſchwerlich geſchehen dürfte, weil Fürſten lieber begnadigen als belohnen.

Der ehemahlige Panduren-Chef Franz Freyherr von der Trenck, ſtarb auf dem Spielberge im Jahr 1749 den 4ten Oktober im Arreſt.

Irrig glaubt man in Wien, daß sein Vermögen bey dem Urtheile, welches ihn auf den Spielberg schickte, konfiscirt wurde. Nein, er hatte kein Staatsverbrechen begangen, war auch keines beschuldigt, noch weniger überwiesen. Die Sentenz sagt: — seine Güter und Vermögen sollten unter der Administration des von ihm selbst gewählten Hofraths von Kempf, und Baron Pevaczewitz seines Freundes verbleiben; ihm aber alle Jahre die Rechnung seiner Beamten zugeschickt werden. Er war und blieb also bis zum Tode Herr, über sein Vermögen zu disponiren.

Daß er aber am Ende seines Lebens, da er den Tod erwartete, seinen Advokaten, den Doktor Berger zu sich nach Brünn aus Wien berief; daß er durch denselben die Monarchinn bitten ließ, sie möchte befehlen, daß ihm der Spielberger Commandant alle Zeugen und erforderliche Solemnitäten zuließe, um ein gültiges Testament zu errichten;

Dieses heißt eben nicht um die Erlaubniß zu testiren, bey Hofe bitten. In allen Fällen ist hier auch kein Einwurf zu machen. Denn Ihro Majestät die Kaiserinn gab ausdrücklichen Befehl, daß man dem Trenck alle Freyheit sein Testament zu errichten, zulassen solle. Sie erlaubte sogar, daß er nach Gefallen für bessre Verpflegung in seiner Krankheit, sich dürfe zu den Kapuzinern transportiren lassen.

ſen. Dieß war ja ſchon ſo gut als Freyheit; — die er aber nicht annahm.

Es war alſo gar nicht die Frage, ob er ein Teſtament machen könne; ſondern ſein Advokat hatte nur den Auftrag, die Monarchinn zu bitten, ſie möchte das, was er nach Ungariſchen Rechten bey Erkaufung der Herrſchaften Velika und Nuſtak verſäumet, weil er bis daher keinen landüblichen Conſenſum Regium dazu genommen hatte, durch ihre Gnade ſuppliren; weil ſeinem Erben quoad perennalistem Hinderniſſe könnten in den Weg gelegt werden. Eben dieſes erfolgte für den Supplikanten durch den Befehl an den Spielberger Commandanten.

Uebrigens liegt das Kaiſerliche Handbillet noch gegenwärtig bey den Akten des Judicii Trenckiani delegati; wodurch Allerhöchſt Dieſelbe den Fürſten Trautſon zum Präſidenten, den Grafen Hardick und den Hofrath v. Hüttner und Schwandtner, von der Landesregierung; von der Ungriſchen Kammer die Hofräthe von Koller und Nagy; vom Kriegskommiſſariat und Hofkriegsrath, die Hofräthe von der Marck und Stadler; und von der Rechenkammer den Hofrath von Kempf erwählte, welcher letztere nebſt dem Actuario Frauenberg die Adminiſtrationsrechnung führte. Dieſe große anſehnliche Commiſſion war allein zu Berichtigung der Trenckiſchen Verlaſſenſchaft angeordnet — und das Handbillet lautete: Man ſoll des Trencks letzten Willen auf

das

das allergenaueſte pünktlich vollziehen, die Abhandlung beſchleunigen, und den Erben in allen ſeinen Rechten ſchü[illegible]

Es war demnach niemahls die Rede von Confiscation, noch de facultate teſtandi.

Nun will ich aber auch zeigen, wodurch mir dieſe wichtige Erbſchaft dergeſtalt entriſſen wurde, daß ich nicht nur keinen Groſchen vom Trenck erbte, ſondern noch über 60000 fl. von meinen eigenen bonis Avitis für ſeine Legata und Stiftungen aus meinem Beutel habe bar bezahlen müſſe[illegible]

Es wird alſo, wenn dieſes Buch einmahl allgemein bekannt wird, nicht mehr in Wien ohne Grund geſchwatzt werden, daß ich durch Allerhöchſte Gnade von dem auf dem Spielberge geſtorbenen Trenck 76000 fl. geerbt habe, und daß meine gegenwärtige Herrſchaft Zwerbach, die ich von allen Reichthümern noch beſitze, ein Trenckiſch Fideikommiß-Gut ſey; dieſes will ich hier gründlich und wahrhaft erklären, nähmlich: — — —

Der Vater dieſes auf dem Spielberge verſtorbenen Trenck hatte im Jahr 1743, da er als Commandant und Oberſt zu Leitſchau in Ungarn ſtarb, als Ungriſcher Cavalier und Güterbeſitzer ein ſolemnes Teſtament errichtet, in welchem er mich als ſeines Bruders Sohn, ſeinem eigenen Sohne ſubſtituirte, falls dieſer ohne männliche Erben ſterben ſollte.

Die-

Dieſes Teſtament war vom Domkapitel zu Zips verfertigt, von 7 Kapitularen unterſchrieben, und vom Palatino Grafen Palfy ratificiret; folglich ohne Widerſpruch gültig.

Der alte Trenck ſtarb zu Leitſchau 1743. Sein Sohn war damahls Pandurenoberſt im Bayeriſchen Kriege.

Das Zipſer Kapitel ſchickte dieſes Teſtament an den kaiſerl. Hofkriegsrath nach Wien ad exequendum. Dieſer übergab dem Sohne die Verlaſſenſchaft ſimpliciter, ohne für die Sicherheit des Subſtituirten den rechtlichen Curatorem anzuſtellen. Durch dieſes Verſehen konnte aber meinem Subſtitutionsrechte gar nichts präjudicirt noch vergeben werden. Der Trenck übernahm die Erbſchaft ſeines Vaters; hat auch niemahls gegen dieſe klare Subſtitution proteſtiret. — Er ſtarb im Jahre 1749 wirklich ohne Kinder; folglich konnte er auch nie in præjudicium meines per ſubſtitutionem erlangten Rechtes über ſein väterliches Vermögen diſponiren noch teſtiren und clauſuliren. Ich war allezeit hæres ab inteſtato; ja ſogar in caſu confiſcationis hätte ich die Güter ſeines Vaters niemahls verlieren können. Dieſe in Rechten gegründete Wahrheit wird gewiß kein Richter zernichten noch widerlegen.

Mein Spielberger Teſtator wußte alles nur gar zu wohl. Er war, wie ich bereits erzählt habe, mein ärgſter Feind, der mir ſogar nach dem Leben getrach-

tet

tet hatte. Nun will ich auch das eigentliche Räthsel seines arglistigen Testamentes entwickeln.

Dieser in sich selbst böse Mann wollte nicht länger im Gefängnisse leben; er wollte auch nicht um Gnade bitten, wodurch er, wie landkündig ist, sogleich seine Freyheit hätte erhalten können. Er war keineswegs als überzeugter Uebelthäter auf den Spielberg verurtheilt. Seine mächtigen Feinde fürchteten seine Rache mit Recht; er hatte schon im Arrest zu Wien gedroht; sie fanden aber Mittel, ihm den Willen zu fesseln. — Deshalb allein war er das Opfer ihrer Kunstgriffe bey Hofe.

Sein Proceß hatte schon viel gekostet; sein Geitz; seine einmahl verlorne Hoffnung, den Schaden zu ersetzen, oder noch reicher zu werden, erniedrigte seine raubbegierige Seele bis zur Verzweiflung. Seine Ruhmbegierde war unbegränzt; und diese konnte nicht besser befriediget werden, als wann der Pandur als ein Heiliger starb, und nach dem Tode Miracel machte. Dieß war wirklich sein Entwurf; denn er war einer der ärgsten Atheisten; glaubte nichts nach dem Tode aus Ueberzeugung, und gestattete sich alles, weil er ein böses Herz im Busen nährte. — Hierzu kam noch dieses:

Er wußte, daß ich nach seinem Tode sogleich die Verlassenschaft seines Vaters fordern, auch gewiß erhalten würde. Dieser hatte bereits im Jahre 1723

die

die Herrschaft Prestowacz und Pleternitz in Slavonien von seinen aus Preussen erhaltenen Familiengeldern erkauft. Und noch bey seinem Leben kaufte der Sohn mit 40,000 fl. von des Vaters Kapitalien die Herrschaft Pakratz. Diese drey Herrschaften waren also Güter, die auf mich direkte devolvirt waren, und worüber er so wenig, als über die übrigen ererbten Gelder, Mobilien und Häuser seines Vaters testiren noch clausuliren konnte.

Alles Vermögen, das er selbst erworben hatte, stand in Administration; aber 100,000 fl. waren schon für den Prozeß verloren gegangen, und 63 Prozesse und Forderungen waren noch wirklich gegen ihn bey Gericht anhängig.

Nun wollte er auch gerne für 80,000 fl. Legata machen. Wenn ich also nach Wien gekommen wäre, und meine bona avita von seinem Vermögen weggenommen; mich aber um die anhängigen 63 Prozesse gegen seine Massa nicht angenommen hätte, so sah er wohl voraus, daß für seine Legatarien gar nichts übrig bleiben würde.

Er errichtete demnach ein dolöses Testament, um mich noch nach seinem Tode unglücklich zu machen; deshalb ernannte er mich allein zum Universalerben, machte gar keine Erwähnung von seines Vaters Testament, welches ihm die Hände gebunden hätte; verordnete gegen 80,000 fl. Legata und Stiftungen, und suchte sowohl durch die vermäntelte Art

seines

ſeines Todes, als beſonders durch folgende Bedingungen die Monarchinn zur Protektion ſeines Teſtamentes zu bewegen; daß ich

1. die katholiſche Religion annehmen,

2. keinem andern Herrn als dem Hauſe Oeſtreich dienen ſollte, und

3. machte er ſeine ganze Verlaſſenſchaft, ohne das väterliche Vermögen auszunehmen, zum Fideikommiß.

Eben hieraus erwuchs mein ganzes Unglück, und dieſes war ſeine wahre Abſicht. Denn noch kurz vor ſeinem Tode ſagte er zum Commandanten Baron Kottulinsky. — Jetzt ſterb ich mit der Freude, daß ich meinen Vetter noch nach meinem Tode chikaniren, und unglücklich machen kann. — —

Sein in Wien geglaubter mirakulöſer Tod erfolgte auf folgende Art; wodurch er beſonders viele Kurzſichtige ganz für ſeine Abſichten lenkte, die ihn wirklich heilig glaubten.

Drey Tage vor ſeinem Tode, da er vollkommen geſund war, ließ er dem Commandanten ſagen, er wolle ſeinen Beichtvater nach Wien ſchicken, denn der heilige Franciscus habe ihm offenbaret, er würde ihn an ſeinem Nahmenstage um 12 Uhr in die ſelige Ewigkeit abholen. Man ſchickte ihm den Capuziner, den er nach Wien abfertigte; und lachte mit den übrigen.

Am

Am Tage nach des Beichtvaters Abreiſe, ſagte er: — Gottlob! Nun iſt meine Reiſe auch gewiß. Mein Beichtvater iſt todt, und mir bereits erſchienen.

Dieſes beſtätigte ſich am folgenden Tage wirklich. Der Pfaffe war geſtorben. Nun ließ er die Offizier der Brünner Garniſon zuſammen kommen, ſich als Kapuziner konfiren, auch in die Kutte einkleiden; hielt ſeine öffentliche Beichte, und dann eine ſtundenlange Predigt, worin er alles zum Heiligwerden aufmunterte, und den größten aufrichtigſten Büßer ſpielte. Dann umarmte er ſie alle, ſprach von der Nichtigkeit der Erdengüter lächelnd; nahm Abſchied, und kniete nieder zum Gebeth; ſchlief ruhig, ſtand auf, kniete, bethete wieder; nahm um 11 Uhr mittags am 4. Oktober die Uhr in die Hand, und ſagte: Gottlob! die letzte Stunde naher. Jedermann lachte über dieſes Gaukelſpiel eines Mannes ſeiner Art; man bemerkte aber, daß ſein Geſicht auf der linken Seite weiß wurde. Hier ſetzte er ſich nun an den Tiſch mit aufgelehntem Arm, bethete, blieb aber ganz ſtill mit geſchloſſenen Augen. Es ſchlug 12 Uhr; er bewegte ſich nicht; man redete ihn an, und er war wirklich todt.

Nun erſcholl das ganze Land von dem Mirakel: der heilige Franciscus habe den Panduren Trenck in den Himmel geholt.

Die Auflösung des Räthsels und Mirakels ist aber eigentlich diese, und mir allein gründlich bekannt.

Er besaß das Geheimniß des sogenannten Aqua Toffana, und hatte beschlossen, nicht länger zu leben.

Seinem Beichtvater, den er nach Wien schickte, hatte er alle Geheimnisse vertraut, und ihm viel Kleinodien und Wechselbriefe mitgegeben, die er an die Seite geschafft wissen wollte. Ich weiß positiv, daß er einem gewissen großen Prinzen damahls seine Wechsel pr. 200,000 fl. zurückgeschickt und kassirt hat, der mir als rechtmässigen Erben keinen Groschen wieder gab. Der Beichtvater sollte aber ausser Stand gesetzt werden, ihn jemahls zu verrathen, deshalb nahm er seine Giftdose mit auf die Reise, und ward bey der Rückkehr todt gefunden. Er selbst hatte eben diesen Gift genommen, und wußte daher die Stunde seines Todes. — Nun spielte er seine tragische Rolle als Heiliger, um dereinst dem Fierianus oder Crispinus den Rang streitig zu machen. Da er auf Erden nicht mehr der Reichste und Größte werden konnte, wollte er im Grabe angebethet seyn. Versichert war er, daß Mirakel bey seinem Grabe erfolgen würden, weil er eine Kapelle erbaut, eine ewige Stiftmesse fundirt und den Kapuzinern 6000 fl. vermacht hatte.

So ſtarb eigentlich dieſer ganz beſondre Mann im 34. Jahre ſeines Alters, er, welchem die Natur keine Gabe, kein Talent verſagt hatte; der die Geißel der Bayern, und das Schrecken der Franzoſen war; der mit ſeinen verächtlich geglaubten Panduren ſogar gegen 6000 Preußiſche Gefangene geliefert hat. Er lebte als Tyrann und Menſchenfeind, und ſtarb als ein heiliger Schurke.

So war nun die Lage des Trenckiſchen Teſtamentes, da ich im Jahr 1750 nach Wien kam.

Ich erſchien nicht ſo wie einige Verläumder unlängſt in Geſellſchaft geſagt haben, als ein dienſt- und brodſuchender Bettler. Nein, ich hatte die Ruſſiſchen Dienſte verlaſſen, wo ich glücklich war. Der kaiſerliche Geſandte hatte mich überredet, mein gewiſſes Glück zu verlaſſen, um mein Unglück in Wien zu finden.

Ich brachte von meinem Ruſſiſchen Gelde noch gegen 20,000 fl. bares Geld und in Schmuck nach Oeſtreich.

Ich habe während der Wienerprozeſſe noch gegen 15000 fl. aus Berlin, Petersburg, und von meiner Familie in Wien erhalten und aufgeopfert: folglich vom Trenck nicht nur nichts geerbt, ſondern noch über 120,000 von meinem eignen Gelde, und von dem auf mich devolvirten Vermögen jenes Vaters verlohren und zugeſetzt.

Daß aber der Hofkriegsrath im Jahr 1742. die väterliche Verlassenschaft dem Sohne simpliciter übergab; und die sonnenklare Substitution mit höchst strafbarem Stillschweigen überging, das hat dem Trenck gewiß ein Par hundert Dukaten Geschenk gekostet. Ich war aber das schmählichste Opfer dieser rechtlosen Procedur, weil der jetzt neue Hofkriegsrath die Fehler des Alten niemahls aufdekken, noch vermitteln wollte; und mich deshalb unterdrückte, weil seine Vorfahren keine Richterpflicht erfüllt hatten.

Man läugnete mir sogar im Jahr 1764. das ganze Originaltestament, bis ich eine eigene hofkriegsräthliche copiam vidimatam vom Jahr 1751. gezeichnet, aus Preußen, und den Empfangschein desselben aus dem Zipser Kapitel erhielt, welches das Original dem Hofkriegsrath übergeben hatte.

Doch endlich fand sichs auch im Protocoll — half mir aber nichts mehr, weil mir niemand wollte Gerechtigkeit widerfahren lassen; wär ich aber in Magdeburg gestorben, so hätte meine Familie gewiß nichts mehr im Protocoll gefunden.

So verfährt man bey Gerichtshöfen in Wien ungestraft. Wehe demnach dem ehrlichen Manne, welcher sich daselbst nicht in Zeit und Umstände zu schicken weiß.

Ein

Ein Hofrath Zetto verfälschte ja ein Testament für etliche Dukaten Remuneration. Und solche Zetto's leben noch viele ausser dem Zuchthause in Wien.

Nun weiter zur Geschichte.

Bey der ersten Audienz konnte die Monarchinn nicht gnädiger seyn als sie zu seyn schien. Sie sprach von meinem verstorbenen Vetter mit gerührter Achtung; Sie versprach mir allen Schutz und Gnade und sagte, daß Graf Bernes mich Ihr besonders empfohlen hätte. Das Judicium delegatum wurde allein für die Trenckische Verlassenschaft angeordnet. — Sobald ich aber den bestimmten Präsidenten und die Räthe kennen lernte; sobald ich 63 wirklich anhängige Prozesse sah, die ich in Wien ausführen sollte, wo ein ehrlicher Mann eine Lebenszeit bedarf, um nur für einen Recht zu finden; — beschloß ich sogleich, die ganze Erbschaft abzulehnen, auf das Spielberger Testament Verzicht zu thun, und nur allein meine bona avita zu fordern.

Zu dem Ende begehrte ich copiam vidimatam von dem Leitschaulisch Alt-Trenckischem Testamente. Ich erhielt sie. Hiermit erschien ich vor Gericht in Person; erklärte, daß ich vom Franz Trenck nichts verlange; keine Prozesse noch Legata von ihm übernehmen wolle, und allein das Vermögen seines Vaters, laut produzirten legalen Testamentes von der Massa im voraus fordre, welches die drey Herrschaften Pakratz, Prestowatz und Pleternitz ohne

die Kapitalien und Mobilien betraf. Nichts war billiger, nichts unwidersprechlicher als diese Forderung.

Wie erschrack ich aber, da man mir ganz entscheidend im öffentlichen Rathe antwortete: Ihro Majestät die Kaiserinn haben ausdrücklich befohlen:

„Daß, falls Sie nicht alle Bedingungen des „Franz Trenkischen Testamentes erfüllen wol„len, Sie absolut und entschieden von der „ganzen Masse abgewiesen werden, und gar „nichts zu hoffen haben! — —

Was war zu thun? Ich wagte einen Schritt bey Hofe — — ward aber eben so abgewiesen.

Es war einmal beschlossen, ich sollte Römisch-katholisch werden, und so war ich schutz- und hülflos. —

Durch ein Geschenk erhielt ich von einem Pfaffen ein Attestat, daß ich mich bekehrt, und das verfluchte Lutherthum abgeschworen habe. — Ich blieb aber, was ich war, und konnte auch für Millionen mich nie entschliessen, zu glauben, was der Papst will, daß ich glauben soll. Für Geld und Fürstengunst mache ich auch kein Heuchler- noch Gaukelspiel. Um diese Zeit kam auch der General Bernes von seinem Gesandtschaftsposten aus Petersburg nach Wien zurück. — Ich klagte ihm mein bitteres Schicksal. — Er sprach mit

der

der Monarchinn — Sie versprach ihm alles — Er hieß mich Geduld haben; indessen sollte ich alles thun, was man fordere — alle Prozesse übernehmen. Er müsse eilfertig in Familiengeschäften nach Turin reisen; bey seiner baldigen Rückkunft würde er meine ganze Sache auf sich nehmen, und mich gewiß in Oestreich glücklich machen. Dieser Mann liebte mich, wie sein Kind. — Seiner Versicherung gemäß, blieb mir Hoffnung, viel von ihm zu erben, da er weder Kinder noch Verwandte hatte. Er reisete fort, umarmte mich mit nassen Augen väterlich — Kaum war er 6 Wochen abwesend, so lief die Nachricht ein, daß er in Turin von einem Freunde mit Gift in eine bessere Welt befördert sey.

So spielte das Glück mit mir; so entriß es mir meine Stützen allezeit zu einem Zeitpunkte, wo ich sie am nothwendigsten brauchte; welches man in meiner ganzen Lebensgeschichte bey allen Vorfällen bemerken wird.

Auch den Feldmarschall Königseck, Gouverneur von Wien, meinen besten Freund und Protektor, entriß mir der Tod in eben dem Jahre, da er mir helfen wollte. Merkwürdig ist aber dieses gewiß, daß die größten Männer, die Oestreich seit dem Jahre 1747 aufzuweisen hat, mich liebten, schätzten, auch zu befördern suchten. Rechnungsführer, kleine Justizschurken, Fanatiker, Dummköpfe und Pfaffen allein waren, und sind noch meine Feinde. Diese

allein haben alle meine Hoffnung vereitelt, mich arm, und für den Staat unthätig gemacht, auch von allen Geschäften, von Gerechtigkeit und Gnade der Monarchinn zu entfernen gewußt. Gnade habe ich zwar nie gesucht, weil ich nie ein Uebelthäter oder Betrüger war; Gerechtigkeit hätte ich aber verdient zu haben geglaubt, wenn sie mir widerfahren wäre.

Kaum war Bernes von Wien abgereiset, so ereignete sich eine Begebenheit, welche mein Unglück vergrößerte. Der Preussische Minister zog mich im Hause des Pfälzischen Gesandten Herrn von Beckers auf die Seite, und machte mir den Antrag: — Ich sollte nach Berlin in mein Vaterland zurückkehren; der König hätte alles Vergangene vergessen; ich sey bey ihm gerechtfertigt, er würde mein Glück machen, und mir die Trenckische Erbschaft und Güter gewiß verschaffen, wofür er mir mit seiner Ehre Bürge seyn wolle.

Ich antwortete: — daß diese Gnade mir nunmehr zu spät widerführe; — — ich hätte im Vaterlande zu großes Unrecht erlitten — trauete keinem Fürsten auf Erden, dessen Wille alle Rechte der Menschen vernichten kann. — Mein treues Herz für den König sey zu sehr gemißhandelt worden. Mein Kopf könne in der ganzen Welt die Nothdurft verdienen, und ich wolle keiner Gefahr eines unverdienten Gefängnisses mehr unterworfen seyn. —

Er

Er that alles, um mich zu überreden; da aber nichts fruchtete — sagte er mir — mein lieber Trenck! Gott weiß! ich habe es redlich mit ihnen gemeint; ich bin ihnen auch Bürge dafür, daß mein König Sie gewiß glücklich machen wird. — Sie kennen aber Wien nicht, und werden hier nach vielen Processen alles verlieren; auch gewiß verachtet und verfolgt werden, weil sie keinen Rosenkranz bethen können.

Wie viele tausend Mahl habe ich in der Folge bedauert, daß ich damahls nicht nach Berlin zurück kehrte. Ich wäre dem 10jährigen Magdeburgergefängnisse ausgewichen, hätte die Trenckische Erbschaft nicht verloren, meine besten Lebensjahre nicht in Prozessen und Memorialschreiben verhaucht, und wäre im Vaterlande gewiß unter die größten Männer gerechnet worden. Wien war nie der Ort für meine Talente, noch weniger für meine unerschrockene Wahrheitsliebe und Einsichten. Zum Kriechen und Gnadebetteln bin ich zu stolz, ich fühle meinen Werth zu lebhaft. Mein Schicksal wollte es aber so haben, daß ich hier 36 Lebensjahre unbelohnt, ungebraucht verschwenden, auch bey grauen Haaren mit andern wirklich invaliden Oberstwachtmeistern in eine Klasse sollte gesetzt werden.

Sicher aber ist es, daß seit diesem Tage, da der Preussische Gesandte mit mir sprach, auch nichts mehr in Wien für mich zu hoffen war. Der König weiß

die Wege, durch seine Gesandten bey den meisten Höfen Europens zu stürzen, auch zu erheben, wen er will. Der Trenck, welcher ihm nicht mehr traute, nicht mehr dienen wollte, sollte auch nie Gelegenheit finden, wider Ihn zu dienen. Ich bin also durch die dritte Hand bey der Monarchinn als ein Erzkeher, und als ein Mensch geschildert worden, welcher dem Hause Oestreich nie dienen wolle, und nur die große Erbschaft suche, um zum Könige von Preussen zurück zu kehren.

Daß dieses wirklich geschehen sey, werde ich im zweyten Bande dieser Lebensgeschichte gründlich auch unwidersprechlich erweisen. Und falls ich noch eine wahrscheinliche Scene erlebe, dann wird sich mancher öffentlich schämen müssen, welcher mir in Wien verächtlich begegnet ist; die beste Monarchinn zur Ungerechtigkeit verleitete, und jemahls von einem Manne meiner Denkungsart und Fähigkeit schlechte, falsche, oder verrätherische Handlungen argwöhnen konnte. Nein! Mit stolzer erhabner Stirn steh ich hier; hier schreib ich meine Geschichte so, wie sie wirklich wahr ist, ohne Rückhalt. Hier will ich selbst an den öffentlichen Schandpfahl treten, falls mir jemand auf Erden einen untreuen Gedanken vorrücken kann. Dank bin ich zwar da niemand schuldig, wo mir in 36 Jahren kein Recht, keine Achtung, keine Wohlthat widerfahren ist. Und dennoch habe ich allezeit die Ehre dieser Monarchie

auch

auch mit meinem Blute zu befördern gewünscht. Kurz gesagt! Ich diente dem Könige von Preußen bis zum Jahr 1746 eben so treu, so eifrig, als ich seit 1750 bis 1786 in Oestreich gedient habe. Mein Herz ist ohne Vorwurf; meine Handlungen reden: fast alle Höfe Europens sind hiervon überzeugt; und dennoch bleiben meine Güter in Preussen wie bisher, in Ungarn hingegen gewiß auf ewig confiscirt. Welche ruhmwürdige Wirkung des Schicksals für meine Ehre, für den Anspruch meiner Kinder auf mein Recht!

Dergleichen Seitenschritte in diesem Buche sind mir ja bey keiner Gelegenheit übel zu nehmen, wo sich mein Blut, mein ganzes Gefühl empört; wo mein Herz blutet, und die nunmehr grauen Haare mir alle Hoffnung benehmen, noch jemahls einen rühmlichen Sieg zu erwarten, geduldig zu erschleichen, oder durch ächten Heldenmuth zu erzwingen.

Lesen wird gewiß kein Monarch diese meine wahre Geschichte; folglich auch nie die Wahrheit weder erkennen, noch schützen.

Lesen werden mich einige unsrer sogenannten Gelehrten, und in ihren von mir nicht erkauften Recensionen tadeln, schnarchen und Pasquille schreiben; aber gewiß meine Galle nicht rege machen, noch meinen bereits erworbenen Ruf weiter als bis Mußdorf, Appoltau und St. Pölten kränken. Blutsuchende Insecten können den Löwen nicht

durch

durch die Mähne ſtechen; er ſchüttelt den Kopf, und ſchleudert das Geſchmeiß von ſich. Siehe das Titelkupfer!

Leſen werden mich wenig Excellenzien, die ſich lieber die Legende der Heiligen von ihrem Hauskaplan vorleſen laſſen. Leſen und verfolgen, ſchimpfen und drohen werden mir aber die gewiß, welche mich plünderten, bey Hofe verläumdeten, und für den Staat unthätig machten. Ihr Eigennutz, ihre Selbſterhaltung fordert die ewige Unterdrückung aller Tugend und Wahrheit; folglich wird mein Buch gewiß als eines der gefährlichen geſchildert; vielleicht gar zu leſen von allen Beichtvätern verbothen werden.

Leſen wird mich aber das übrige Deutſchland; leſen, bewundern, auch bedauern wird mich die Nachwelt, falls meine Geſchichte nicht das Unglück hat, unter die unwahrſcheinlichen Romane unſrer Zeit deshalb gerechnet zu werden, weil Thereſens und Friedrichs Biographieſchreiber aus erheblichen Urſachen den Trenckiſchen Nahmen nicht einmal genannt haben.

Nun weiter zur Sache.

Ich war nunmehr gezwungen, mich, jedoch allezeit cum reſervatione juris mei, niemahls aber ſimpliciter als Erbe zu erklären; und die Arbeit mit 63 Prozeſſen wurde übernommen. Man weiß, was einer in Wien koſtet, und urtheile jetzt, wie es mir ging, da ich aus der ganzen Trenckiſchen Maſſe binnen

binnen 3 Jahren nur 3600 fl. folglich kaum so viel erhielt, als die Neujahrsgeschenke an Kanzelleyen und Sollicitatoren erforderten. — Wie viel Ballen Papier habe ich nicht in Prozeßakten und Memorialen unnütz verschrieben! Mein aus Rußland mitgebrachtes Geld war also bald geschmolzen; meine Familie in Preussen unterstützte mich; die Gräfinn Bestuschef schickte mir die 4800 Rubel, die ich in Petersburg nicht annehmen wollte.

Aus Berlin erhielt ich Hülfe von meiner alten Freundinn; und dennoch mußte in Wien bey Wucherern Geld gesucht werden, wobey ich oft nach Wienerbrauch 60 Procent verlor. Verwebt in einen Irrgarten von Advokaten- und Räuberränken, forderte mein Ehrgeitz, mich durchzuarbeiten. Alles ward durch eine Herkulesarbeit möglich gemacht; mein eigenes Vermögen aber dabey aufgeopfert, wofür ich am Ende ein elendes Fideikommiß erhielt, welches ich eigentlich nicht erbte, sondern von der Habsucht rettete. Meine edle Zeit ging dabey verloren, die ich angenehmer durchleben, auch rühmlicher und fruchtbarer hätte genießen können. Niemand kann sich aber vorstellen, was meine Seele dabey empfand, wenn ich bey boshaften, dummen Menschen deshalb, weil sie Minister hiessen, oder Hofräthe und Richter waren, um Gerechtigkeit betteln mußte; wenn ich einer Art von Menschen, die nicht einmahl einen Begriff von Tugend

und

und Rechtschaffenheit besitzen; die sich von einem wahrhaft redlichen und uneigennützigen Manne nicht einmahl eine Vorstellung machen können, auch alles in die allerhöchste Gnade des Hofes und seiner Kammerdienerinnen, Ofenheitzer und Seelsorger zurück leiten. — Wenn ich dergleichen Diskasterialmaschinen um einige Bewegung für mein Recht bitten mußte.

In Berlin und Moskau war ich überall unter den ersten des Landes, wegen meiner Wissenschaften geehrt, geachtet, auch gesucht. In Wien hingegen bliesen die Excellenzschaaren die Backen auf, und wollten dem Forestier Trenck kaum Audienz in ihrer Antichambre geben. Ein großperrückichter, durch Referiren reich gewordener, und als Advokat gelehrt gewesener Referent, war sogar des unmaßgeblichen Dafürhaltens, man solle meine eingereichten Memoriale und Schriften zuerst von der Wiener Universität auf gut Deutsch verdolmetschen lassen, damit man sie im Rathe lesen, auch verstehen könne; zugleich aber auch dem Pater Parhammer ex officio auftragen, daß er mich in dem dasigen Kanzelley- und Hofstyl eben sowohl, als im allem seligmachenden Glauben unterrichten solle; wogegen derselbe Gewalt und Vollmacht von hoher Instanz erhalten sollte, alle meine Rechnungsführer und Richter in articulo mortis von allen nur möglichen Sünden loszusprechen.

Man

Man urtheile, wie mir in einem Lande zu Muthe war, wo Männer meiner Gattung so niedrig behandelt werden, so wenig gesucht und gekannt sind! Die Folgen waren ganz natürlich auch vorherzusehen. Ich verlor alles, weil ich nicht kriechen wollte, und wurde verfolgt, weil ich laut die Wahrheit schrie. Hierzu kam noch, daß ich so wenig in die Messe als nach Hofe ging. — Man brachte also dem Gott der Römischen Kirche ein Opfer zum süßen Geruch bey jedem Bescheid auf meine Bittschriften: Das Begehren des Supplikanten findet nicht Statt. — — Dieses war, und ist noch gegenwärtig der gewöhnliche Kanzleystyl in allen Fällen für meine Abfertigung; auch eben so wenig zu bewundern, als wann die Kreisämter den Landständen alles Ernstes, und bey 6 Reichsthaler Pönfall auftragen, daß sie alle Patrioten seyn sollen.

Meine anhängigen 63 Prozesse wurden nun alle innerhalb drey Jahren auf eine Art geendigt, die nach mir gewiß niemand mehr in Wien auch nicht in 50 Jahren bewerkstelligen wird. Wie es aber eigentlich geschehen, dieses muß für diese Blätter ein Geheimniß bleiben.

Genug ich lernte Menschen und Richter so kennen, wie ich sie gerne andern zum Vortheil schildern möchte.

Der Kammerdiener des Präsidenten öffnete mir für etliche Dukaten allezeit das Kabinett des Fürsten vor-

woraus ich durch eine Oeffnung in der Thüre alles so gut, sah, und hörte, als wenn ich selbst im Rathe mitgesessen hätte.

Dieses Mittel war mir oft sehr nützlich, bösen Absichten zu vorzukommen; meine Freunde kennen zu lernen, auch manchen Anschlag zu vereiteln. Hier hab ich zuweilen mich kaum enthalten können hinein zu treten, und sie zu fragen: —

Keris! was macht ihr hier?

Um 9 Uhr war die Stunde der Zusammenkunft; und selten setzte man sich vor 11 Uhr an den Rathstisch. Der Präsident bethete heimlich den Rosenkranz — Einer sprach oder trug vor; die andern sprachen parweise unter sich; dann wurden Stadt- oder Hofgeschichten erzählt, und der Rath war zu Ende. Ueber drey Wochen abermahls Zusammenkunft bestimmt. Nichts entschieden; das hieß ein Judicium delegatum in causis Trenkianis. Endlich kam es zur Hauptsache, an die ich ewig mit Schauder und Abscheu denken werde.

Das Hauptvermögen des Trenck bestand in den Sclavonischen großen Gütern, genannt die Herrschaften Pakratz, Prestowatz, Pleternitz, die er von seinem Vater ererbt hatte, und eigentlich Trenckische Familiengüter waren; dann Velika und Rustak, welche er selbst gekauft hatte; die aber zusammen über 60000 fl. jährliche Einkünfte ihren gegenwär-

wärtigen Besitzern eingetragen, auch eine Strecke von mehr als 200 Dörfern und Höfen betragen.

Zum Besitze Ungrischer Güter gehört nun laut Landesgesetzen:

1 Daß bey dem Ankaufe der Consensus Regius dazu nachgesucht werde.

2 Daß der Verkäufer das Jus perennale cum jure donandi, cedendi, vendendi besitze, und übertrage.

3 Daß der Eigenthümer als Indigena Regni gebohren sey, oder dasselbe gekauft und erhalten habe.

Hat man dieses alles nicht, und stirbt, so nimmt der Fiskus die Güter, und zahlt dem Erben nur die Summam emtitiam oder den Kaufschilling nebst den erweislichen Meliorationen heraus. Oder zahlt demselben die Summam inscriptitiam — das ist, das Kapital heraus, wofür die Herrschaft intabulirt ist.

Ohne weitere Umstände, aus Eigenmacht und Willkühr nahm nun der Ungrische Kammerpräsident Graf Grassalkowitz im Nahmen des Fisci Possession von allen Trenckischen Gütern. Der Braten war fett; nicht sowohl wegen der Güter als der Beute, die dabey zu machen war. Denn mein Vetter hatte aus Bayern, Elsaß und Schlesien verschiedene Schiffsladungen, mit Kaufmannsgütern, Leinwand, Gold und Silber in Stangen gegossen, auf seine Güter geschickt.

Dabey war die prächtige Gewehrkammer, die Sattelkammer, und das große silberne Service des Kaisers Carl des Siebenden, welches alles er aus München mit fortgeschleppt hatte. Auch das große silberne Tafelserservice des Königs von Preußen war dabey. — Man sagt wirklich, daß der Trenckische Schatz in Sclavonien weit mehr im Werth als die Güter selbst betragen haben.

Einer der ehrwürdigsten Männer in der Armee, ein großer General hat mir noch unlängst erzählt, daß aus dem Trenkischen Schatze zu Mihalesze etliche schwere Wagen mit Silber und Pretiosen beladen, weggeführt worden. Er kann noch als Augenzeuge sprechen, er kennt die beyden Panduren, welche des Trenck Vertraute und Schatzbewahrer waren. Diese nahmen bey der allgemeinen Plünderung ein jeder eine Schachtel mit Perlen, flüchteten damit in das Türkische Gebieth, und wurden daselbst reiche Kaufleute. — Meine prächtigen Stutereyen, sogar das Vieh aus den Meyerhöfen ward fortgetrieben: — die Gewehrkammer bestand allein in mehr als 3000 Stück der seltensten Sammlung. — Der Trenck hat selbst gesagt, daß er von Dannhausen und Gersdorf im Glatzischen allein im Werthe mehr als für 50,000 fl. an Leinwand weggenommen, und in Kisten auf seine Güter geschickt hätte. — Kurz gesagt — Alles wurde gestohlen, weggeführt und geplündert; und da Befehl vom Hofe erfolgte, man solle alle Tren-

Treuckische Mobilien nach Wien für den Universalerben liefern, war nichts mehr übrig als Kleinigkeiten, die niemand haben wollte, und zwey alte Preußische Commißgewehre. Ich selbst habe in einem Ungrischen Pallaste einige preußische Gewehre gesehen, die ich positiv kannte, daß sie mir gestohlen waren. Ich kaufte auch in Essek wirklich einige silberne Teller mit dem Preußischen Wapen, die Herr Hofrath D***n verkauft hatte, welcher zur Besitznehmung der Güter bevollmächtigt war, und hierdurch reich wurde; ich nahm die Attestate, welche das wirkliche furtum erwiesen; — schrie in Wien laut, klagte; — — erhielt aber Befehl vom Hofe — Ich sollte gar nichts von dieser Sache bey Allerhöchster Ungnade sprechen, auch nicht mehr nach Sclavonien reisen. Die Haupturſache, warum mir alle Güter so gewaltsam wider alle Ungrische Jura Statutaria entrißen wurden, war eben diese, weil ich bey Uebergabe derselben auch hätte fragen dürfen — Wohin die Mobilien und Schätze transportiret worden — Nach Wien hat man nichts geschickt, und dem Aerario auch keinen Heller dafür berechnet. Es war also nicht Confiscation, sondern wirklicher Raub. Verlohren hab ich einmal alles, und der mir den Verlust verursachte, den heiß ich einen Dieb.

Nun wollte ich die Sache wegen der Güter auf Anrathen einiger rechtschaffenen Ungarn gern zum ordentlichen Prozeß in Ungarn einleiten; forderte

in einer Bittſchrift mein Recht von der Monarchium demüthig — Ich erhielt aber Befehl, ſchlechterdings nicht nach Ungarn zu reiſen, und die Sache wurde dem Judicio delegato Trenckiano in Wien übergeben.

Hier erwies ich nun legaliter ohne Widerſpruch:

1 Daß die 3 Herrſchaften: Pakratz, Prestowatz und Pletermitz gar nicht ad maſſam des letzten Teſtatoris gehörten, auch nullo titulo dem Fisko heimfallen konnten.

2. Ich producirte das Jus perennale auch den Conſenſum Regium für dieſe drey Herrſchaften, die mir ohne alle Widerrede in natura gebührten.

3. Für die andern 2 war auch ein Conſenſus Regius vom Kaiſer Karl da, wovon ich noch folgenden Ausdruck im Kopfe behalten habe, und hier niederſchreibe:

„In caſu etiam reunionis hujus Regni Sla„voniæ cum Hungarico Regno noſtro, hæ „litteræ privilegiales nulla ulteriori confir„matione indigent; ſed pro omni tempo„re futuro eundem debent habere vi„gorem, ac ſi per Cancellariam noſtram „Hungaricam, quarum directione nunc „non utimur, nec uti tenemur, expeditæ „fuiſſent &c.

Kann wohl etwas klärer ſeyn! Die Herrſchaft Velika wurde von der Walſeckiſchen Familie zur Zeit

des

des Türkenkrieges gekauft, da Slavonien als ein erobertes Land angesehen wurde. Der Kaiser gab dem Käufer den Consensum Regium mit obigem Ausdruck: und Trenck kaufte cum jure possidentis die Herrschaft.

Nicht genug! Es ist noch ein Gesetz in Ungarn, welches sagt: — Wenn jemand Güter in Ungarn erbt, der ein hæres extraneus ist, so kann er dieselben nomine der Familien besitzen, welche das jus donandi et vendendi besassen, und seinem Erblasser dasselbe eodem jure, quo possidebant, überlassen.

Nun lebten damals noch die Grafen Walseck, Baron Imsen und Graf Gossau, welche ihre Herrschaften dem Trenck verkauft hatten; folglich konnte der Fiskus in keinem Falle Possession nehmen.

Es geschah aber dennoch via facti.

Man untersuchte mein Recht bey obbemeldetem Judicio delegato, und hat der Monarchinn die Wahrheit für mein Recht referirt. Auf einmal erschien aber folgender Machtspruch vom Hofe — Die Monarchinn schrieb eigenhändig — —

„Der Kammerpräsident Graf Grassalkowith
„nimmt es auf sein Gewissen, daß dem
„Trenck die Güter in Slavonien nicht in
„natura gebühren. Man soll ihm also die
„Summam emtitiam und inscriptitiam
„baar heraus zahlen, auch alle erweisliche

„Meliorationes gut machen, und die Gü-
„ter bleiben der Kammer! — —

Hiermit hatte auf einmal der Proceß und alle Hoffnung ein Ende. Ich hatte in Wien 63 kleine Prozeße mit Aufopferung meines eigenen Vermögens durchgearbeitet, und verlohr die ganze Erbschaftsmaſſe ohne Prozeß. Beati poſſidentes! proficiant! Des Trencks Vermögen will ich gern entbehren; bey mir iſt des Soldaten Beute, und des Miniſters Plusmachen, ſo wie des Räubers Diebſtal gleich bedeutend, gleich wirkſam für den Beraubten. Aber meiner Vorfahren Schweiß, meine bona avita, die Güter, welche ſeit 63 Jahren Trenckiſche Familiengüter waren, dieſe hat man mir ohne eine Grauſamkeit zu begehen, niemals nehmen können. — Geduld; meine Kinder werden dennoch nicht Kammerdiener noch Leibkutſcher des reichen Beſitzers unſrer Güter werden. Und ich hinterlaſſe ihnen mein entriſſenes Recht in vollem Gewichte; das laute Schreyen kann mir aber niemand wehren, ſo lange mir dieſes Recht nicht widerfährt.

Ich beſchuldige den Herrn Kammerpräſidenten nicht, daß er ſich ſelbſt directe in Poſſeſſion meiner Güter geſetzt habe. — Er hat ſie mir aber in allen Fällen contra jura Hungarica entriſſen, und ſie ſeinen Freunden auf ſolche Art in die Hände geſpielt, daß das æravium dennoch bey dem Verkaufe derſelben nicht 150,000 Fl. gewonnen hat. Ich hingegen ver-

verler im innern Werthe ſamt Mobilien gewiß eine und eine halbe Million. Vielleicht eben ſo viel in Mobilien.

Nun betrug die Summa inſcriptitia und emtitia für alle dieſe große Güter nur 149,000 Fl. Dieſe wurden zwar von der Kammer an die Trenckiſche Maſſe bezahlt. Der Herr Präſident fand aber für gut, noch 10,000 Fl. weniger als die Summam emtitiam für Patratz zu bezahlen, unter dem Vorwande, das Vieh wäre daſelbſt weggetrieben worden. Er zog auch von dieſem Kapital noch andre 36,000 Fl. unter folgender himmelſchreyenden Rubrike ab:

Er ſagte nähmlich: der Trenck habe zu Errichtung ſeiner Panduren ſeine Herrſchaften entvölkert. Und wahrend der Zeit da er ſich mit den Feinden ſeiner Monarchinn ſo rühmlich herumſchlug, waren von dieſen Leuten 3600 Mann verlohren gegangen, und nie zurück gekommen. Folglich müßten dem Lande 30 Fl. per Kopf vergütet werden; und hierzu wollte er den Ueberreſt der Summae inſcriptitiæ verwenden. Mit vieler Mühe ward dieſe Forderung, welcher man den Nahmen Sclavoniſcher Exceſſen beylegte, mit 36,000 Fl. alſo per Kopf mit 10 Fl. ausgeglichen.

Ich habe alſo, ob ich gleich vom Pandurenoberſten Trenck keinen Heller erbte, dennoch 3600 Mann, welche im Kriege für die große Thereſia rühmlich ſtarben, die für Sie ſo viele Millionen Con-

tribution in Feindes Ländern einrieben, ſo viele Städte mit dem Säbel in der Fauſt beſtürmten, und ſo viele tauſend Feinde erlegten auch gefangen nahmen, nicht von des Trencks erbeutetem Gelde, ſondern von meinen auf mich direkte devolvirten Familienkapitalien bar bezahlen müſſen. Wird man dieſes Verfahren wohl im Auslande glauben? und dennoch kann ich die rein erprobte Wahrheit mit Verluſt meines Kopfes erweiſen.

Von den übrigen Geldern dieſes Trenckiſchen Güterreſtes wurden ſeine Stiftungen und Legata mit 76000 fl. bezahlt. Es blieben alſo für mich nur 36,000 fl. vom ganzen Sklavoniſchen Vermögen übrig, wovon man noch die Commiſſarien, Adminiſtratoren, und Rechnungsführer remunerirte.

Nun wird wohl bey Durchleſung dieſer Blätter gewiß niemand ſagen, daß ich in Oeſtreich Glück gemacht, oder auch nur einen Groſchen von Treuck geerbet, oder aus allerhöchſten Gnaden erhalten habe. Wenn man nun abrechnet, was ich von Rußland bar mit hieher brachte; was ich von meiner Familie und Freundinn zur Unterſtützung aller Prozeſſe erhielt und verwandte; hierzu die 15000 fl. rechnet, welche ich in der Folge den kaiſerlichen Miniſtern Puchta und Riedt zur Beförderung meiner Freyheit habe bar bezahlen müſſen, überdieß noch 4000 fl. Remuneration, welche nach meiner Magdeburger Gefangenſchaft Ihre Maj. meinem Rechnungsführer

rer schenkte; — so zeigt sich ohne Widerspruch klar, daß meine Herrschaft Zwerbach, die ich gegenwärtig noch besitze, kein Trenckisch Erbtheil, kein Oestreichisch acquirirtes, sondern mein wirkliches Eigenthum sey.

Indessen ging die Abhandlung der Trenckischen Verlassenschaft im Jahr 1763 zu Ende. Und es blieben vom ganzen Reichthum, und nach Abzug der quarta falcidia nur noch 76,000 pro Massa übrig; wovon man mit der abscheulichsten Gewalt gegen alle meine Rechte noch dazu ein Fideikommiß errichtete, mich fesselte, und eben hierdurch auf lebenslang unglücklich machte.

Während meines Magdeburger Gefängnisses wurden hiervon noch 13000 fl. für anhängig gebliebene Processe abgerechnet, folglich blieben mir in allem 63000 fl. übrig.

Hiermit habe ich im Jahre 1779 die Herrschaft Zwerbach gekauft, und noch gegen 6000 fl. für das Oesterreichische Indigenat, für Diploma, doppelte Gülten und Pönale, bar bezahlen müssen. Hier schreibe ich diese Wahrheiten mit Schwermuth für die Rechte meiner Kinder, welche mir noch im Grabe vorwerfen könnten, daß ich Vaterpflicht versäumt habe. Das Uebrige, was hieher gehört, und mein Betragen rechtfertigt; was mir Mitleid und Achtung der richtig abwägenden Nachwelt verursachen

wird, soll der zweyte Band dieser Trauergeschichte aufklären.

Hier will ich nur noch einige Merkwürdigkeiten einrücken, welche dem Leser Stoff zum Denken, auch mein hiesiges Leiden gründlich zu bedauern, Ursache geben werden.

Bey dem Trenckischen sogenannten Kriminalprozesse ist folgende wirkliche Geschichte ein offenbarer Beweis, wie man mit ihm und seinem Gelde verfahren sey.

Ein gewisser Schygrai, ein entsetzlich dummer Bettelbaron, den man überall zum Zeitvertreibe neckte, war im Jahre 1743 bey dem Baron Pejaczewitz zum Essen eingeladen, wo der Trenck auch gegenwärtig war.

Man bleit ihn für einen Narren. Endlich kam die Rede auf den Schlibowiza oder Zweschpenbrantwein. — Trenck sagte scherzend — auf meinen Gütern brenne ich alle Jahre für 30000 fl. Brantwein aus Kühmist. — — Schygrai glaubte — und bath, er solle ihm diese Kunst lehren. — Trenck versprach es — Piaczewitz sagte — ich will Ihnen 30000 Fahren Mist auf meinen Gütern anweisen. Aber woher Holz nehmen, fragt Schygrai — Trenck antwortet: ich geb Ihnen 30000 Klafter Holz dazu. — Nun fordert der sich glücklich und reich glaubende Thor das Versprechen von beyden schriftlich, und erhält es. — Des Trencks Billet lautete so:

„Ich

„Ich Endesgefertigter bevollmächtige hie-
„mit, und erlaube dem Baron Schygrai,
„daß er sich im Walde Tscherra horra dür-
„fe unentgeldlich 30000 Klafter Holz gegen
„diese meine Anweisung schlagen lassen.
Trenck.

Kaum war Trenck todt, so erschien Schygrai mit dieser Anweisung vor Gericht, und forderte sein Holz. Der berüchtigte Agent Bussy war sein Agent, und der Hofkriegsrath sprach das Urtheil, „daß die „Trenckische Masse ihm per Klafter 1 fl. 30 kr. „folglich 45000 fl. sammt Kosten und Gerichts-„aufwand bar bezahlen solle."

Sogar der Befehl zur Verabfolgung dieses Geldes war bereits an die Administration ergangen.

In eben dieser Zeit kam ich aus Rußland nach Wien. Der Trenckische Advokat Doktor Berger zeigte mir in hac causa periculum in mora. Ich eilte zur Monarchinn; erhielt Befehl mit der Zahlung zurückzuhalten. — Und da mir ein besonderes Judicium delegatum gegeben wurde, wohin man alle Prozesse verwies, so machte ichs dennoch möglich, daß diese Sache nicht als res judicata angesehen wurde. Man untersuchte gründlich, fand, daß der Wald Tscherra horra jenseit der Sau in der Türkey liege, sahe das Lächerliche und Ungerechte, und kassirte das schöne Urtheil. Ich weiß aber nicht, wie viel

viel eigentlich Baron Schygrai von diesen 45000 fl. den edlen Herren Referenten und Agenten hatte verschreiben müssen. Gestraft ward aber keiner von beyden; und ich war noch glücklich genug die 45000 fl. zu retten. Wären nicht zufällig Ferien gewesen, und hätte der Agent meine Ankunft in Wien vermuthet, so wäre das Geld schon bezahlt gewesen, und mir das leere Nachsehen, wie in vielen andern dergleichen Fällen übrig geblieben.

Hieher gehöret auch jenes Stückchen, dessen ich oben schon erwähnt habe.

Man hatte nähmlich bey Arretirung des Trenck in die öffentliche Zeitung eingerückt, daß alle, welche an ihm etwas zu fordern, oder gegen ihn zu klagen hätten, sich melden, und tägliche Diäten empfangen sollten. Man kann leicht denken, was für Leute sich einfanden, und wie ihre Zahl anwuchs.

In der That sind gegen 15000 fl. dergleichen Diäten ausgezahlt, und mir in Rechnung gebracht worden. So gar hat man einigen schon a Conto ihrer Forderungen etliche tausend Gulden vorweg bezahlt.

Ob nun gleich im Revisionsprocesse alle auf solche Art erkaufte Kläger erkannt, und mit ihren Prätensionen aufs schimpflichste abgewiesen, auch in Schaden und Kosten verurtheilt wurden, so hat mir doch der erste Richter kein illegal angewiesenes Geld zurück bezahlt: ich verlor mein Geld, und niemand wurde gestraft. Auch sogar das sogenannte Fräulein Schwerin, die im Trenkischen

kischen Criminalprozesse als falsche Zeuginn vom Richter selbst bestochen war, wie ich bereits erzählt habe, hatte 2000 fl. Diäten empfangen, die aber nie berechnet wurden.

So verfuhr man mit dem Trenck und seinem Gelde.

Noch eines dieser Art!

Im Criminalprozesse hatte man ihn beschuldigt, er habe sich Regimentsgelder zugeeignet; ihn wirklich so behandelt, als ob er überwiesen wäre, und a Conto schon 25000 fl. an das Regiment bezahlen lassen, die der Quartiermeister und Major in die Tasche gesteckt hatten.

Nach seinem Tode forderte nun das Regiment 83000 fl. an der Masse. Ich hatte gar keine Schriften in Händen. Noch bis auf diese Stunde hat man mir sogar nicht die Familienschriften in die Hände gegeben.

Nun befand sich eben damals zum Glück der ehemalige Trenckische Regimentsquartiermeister Ruckhardt in Wien. Dieser versicherte mich bey Gott, der Trenck habe gewiß dem Regimente mehr als hundert tausend Gulden vorgeschossen, anstatt daß er etwas schuldig wäre; gab mir auch den Anschlag, wie ich von einigen Hauptleuten des Regimentes noch gute Schriften und gültige Attestate erhalten könnte. Er selbst wolle zugleich auch seine geführte Rechnung in Ordnung bringen.

Ich mußte also eilfertig zum Regimente reisen. Dort erhielt ich so viel Beweise, daß sogleich bey meiner Rückkunft in Wien der Quartiermeister Friederici in Eisen als Falsarius geführt, und in ein Gefängniß gesperrt wurde. Nun ward eine Kriegs-Commissariatscommission ad inquirendum niedergesetzt, wo Herr Hofrath von der Marck präsidirte. Bey dieser zeigte ich meines Vetters Unschuld klar. Der Quartiermeister, und Regimentskommandant hatten über 30000 fl. gestohlen; wurden überzeugt; des Trencks Ehre im Grabe gerettet; und mir zahlte man anstatt 50000 fl. Forderung nun 750 fl bar Geld heraus. — Wie es weiter mit den Dieben und falschen Denuncianten ergangen ist, weiß ich nicht. Ich weiß aber, daß dem ärario nichts ist vergütet worden; daß der Quartiermeister Protektion fand, das Geld behielt, und sogar einige Jahre nach diesem Galgenstreich wieder eine Compagnie gekauft hat. Noch mehr.

Der Trenck hatte ein Husarenkorps zu seinem Infanteriekorps errichtet, und Pferde und Equipage aus seinem eigenen Beutel angeschafft; auch vorgeschossen.

Da er starb, wurden die Husaren reducirt; die Pferde aber und Equipage licitando verkauft. Meine Forderung betrug über 60,000 fl. ich erhielt aber weder Antwort noch Geld. Bey Aufrichtung seiner 3000 Panduren hatte er auch über 100,000 fl. vorgeschos-

geschossen; auch eine Capitulation mit dem Hofe geschlossen, daß nach seinem Tode derselbe seinen Erben entweder 100,000 fl. vergüten oder demselben sein Regiment überlassen sollte.

Er starb; sein Regiment erhielt der General Simschen; dann Budai. Mir ward die Capitulation auf eine solche Art aus den Händen gespielt, die mir keine Censur zu entdecken gestatten würde. Und die 100,000 fl. blieben auf ewig verloren.

Dennoch gibt es noch jetzt schlechte Leute in Wien, die da sagen, der Trenck sey auf den Spielberg geschickt worden, weil er Regimentsgelder angegriffen hätte. Wollte Gott! ich hätte das Geld gerührt und in Händen, welches er für sein Regiment und aus Diensteifer angewendet, vorgeschossen, und verloren hat. Er that aber so viel, weil er es als sein Eigenthum betrachtete. Und so groß immer sein Geitz war, so viel größer und mächtiger war bey ihm doch die Ruhmsucht, und noch wirksamer als diese, die Liebe für seine Monarchinn, für welche er allein weder Geld noch Blut achtete.

Ferner in der Sentenz waren mir die erweislichen Meliorationen, Effecten und Hausrath zu vergüten vorbehalten. Da nun alle diese Güter zur Zeit gekauft wurden, da sie von den Türken in Wüsten verwandelt waren, so hatten die Imsen, Gossau und Walseck, welche sie acquirirten, auch gewiß große Kosten zu ihrer Herstellung verwendet. Alles

dieses

dieses mußte de Jure dem Käufer dieser Güter, dem Trenck, vergütet werden. Man rechne ferner die so großen Herrschaften alle Meyerhöfe, Stutereyen, Viehzucht, Mühlen, Gebäude und Mobilien. Alles vorräthige Getraide und fahrende Habe. Nach meinem nur superficiellen Verzeichniß betrug diese Vergütung allein über 80,000 Fl. Mir ward aber verbothen nach Slavonien zu reisen: der Herr Kammerpraesident erschien aber in Kommissione bey dem Fürst Trautson persönlich. Er trug für alles, samt allen Mobilien auch 3 jährigem Gütterertrag, der mir gleichfalls gebührte, und den er noch zu berechnen hatte, auf 4000 Fl. an. Alles erschrack, sah den Himmel an. — Er stand trotzig auf, und sagte im entscheidenden Tone: Nisi his contentus, nihil accipies; Das ist: wenn Sie dieses nicht annehmen, dann bekommen Sie gar nichts. Alle Beysitzer schlugen die Hände über den Kopf zusammen, bedauerten mich, zitterten vor seiner Präpotenz.

Ich schimpfte und machte das Uebel ärger.

Aus Verdruß und Schmerz machte ich eine Reise nach Venedig, Rom und Florenz; kam nach Wien zurück, wo mir ein Streich widerfuhr, den ich bis zum Grabe nicht vergessen werde.

Ich war in der Herrschaft Lembach bey einem gewissen Hauptmann K....d auf seinem Mayerhofe, da in der Nacht das Landgericht das Haus besetzte, seine Frau arrestirte und examinirte. Erstaunt

über

über diesen Vorfall, fragte ich sie nach dem Verhöre, was denn dieses bedeute, und erhielt zur Antwort, man habe in Wien bey ihrer Schwester einige Stückchen zerschnittener Dukaten im Gewicht von ungefähr 20 fl. gefunden; und da diese gesagt, sie hätte sie von der Schwester in Verwahrung erhalten, so sey sie selbst jetzt befragt worden, woher sie dieses verdächtige Gold genommen habe, und die bestürzte Frau hatte geantwortet; sie habe es auf der Straße gefunden. Ich erschrack für sie über eine Antwort, die ihr gerade allen möglichen Verdacht zuzog; ich wußte auch, daß ihr Mann ein Laborant, ein Chimist war, entschloß mich also kurz, um Freunde aus einer Verwirrung zu reißen; ging zum Landgerichtsverwalter hinaus, und sagte: Herr! Machen Sie keine weitere Untersuchung! das Gold gehöret mir zu, ich habe es der gnädigen Frau geschenkt, und bin Mann und Bürge dafür. Der Verwalter kündigte mir selbst den Arrest an, hatte das Haus mit mehr als 20 Schergen und Bauern besetzt. Ich mußte mir im wehrlosen Falle alles gefallen lassen, blieb Arrestant, und der Verwalter fuhr mit dem Berichte nach Wien.

Nach reifer Ueberlegung fand ich, daß meine Gegenwart in Wien nothwendig sey; wollte auch kein Arrestant von so schlechten Kerlen seyn; ließ also meinen Bedienten in das Zimmer kommen, zwey Pferde in der Stille satteln, lud meine Pisto-

ten, nahm ſie in die Hand, trat heraus, hielt ſie den zitternden Schildwachen vor die Naſe, drohte Feuer zu geben, falls einer die Hand bewegte; ſetzte mich zu Pferde, und ritt nach Wien.

Unweit Wien begegnete mir ſchon der zurückkehrende Verwalter mit zwey Wagen voll Polizeymache. Sie erkannten mich, kehrten um, und ſetzten mir wirklich nach. — Hieraus merkte ich, daß ich Beſchimpfung zu befürchten hatte, und als Delinquent angeſehen ward. Ich ritt alſo bey Wien herum zu einem Freunde nach Eiſenſtadt, ſchrieb ſogleich nach Wien, erhielt Antwort: Es verlaute in der ganzen Stadt, ich ſey ein falſcher Münzer, und wäre durchgegangen. Gleich nahm ich die Poſt, und fuhr gerade nach Wien, um mir ſchleunige Satisfaktion zu verſchaffen. Bey Wechſelung der Pferde zu Hochau kamen mir aber ſchon Kommiſſarien entgegen, arretirten mich, und führten mich nach Wien in Arreſt. Hier ließ man mich 9 Tage unverhört ſitzen. Endlich erſchien der Kommiſſarius. — Ich rechtfertigte mich ſichtbar, und in 24 Stunden war ich in Freyheit.

Das Gericht ſelbſt mußte mir mit Entſchuldigung das Gold queſtionis in mein Haus ſchicken, und in der Wienerzeitung war man gezwungen, öffentlich zu bekennen, daß ſich die Herren Polizeybeamte übereilt, und die Sache von einer unrechten Seite beurtheilt hätten.

Der

Das war meine Satisfaktion. — Ich forderte gröſsere, drohete dem Hofrath M***, welcher mich als einen Spitzbuben behandelt hatte. Die Monarchinn legte sich in das Mittel, und gab mir eine Rittmeisterstelle bey dem Cordualschen Cuirassierregimente.

Dieses sollte ein Pflaster für so tiefe Wunden seyn. Man hatte aber vergessen, wer ich war, eh ich nach Wien kam; wuſste auch nicht, daſs ich bereits in zweyer Monarchen Diensten eine angetragene Stabsoffizierstelle ausgeschlagen hatte, weil ich sicheres Glück und Reichthum in Oesterreich hoffte.

Mifsvergnügt mit meiner Lage, mit meinem ganzen hiesigen Schicksal, verlieſs ich Wien, und reisete nach Ungarn zum Regimente, um daselbst ein besseres abzuwarten.

Mein Oberst der Graf Bettoni war ein rechtschaffener Mann, dessen Vertrauen und Freundschaft ich bald gewann; ich ward gleich der Hauptmitarbeiter desselben, und im Lager 1753 bey Pest gab er der Monarchinn selbst das Zeugniſs, ich habe das meiste für die Ausbildung des Regiments beygetragen.

Die Slavonischen Güter blieben aber dennoch verlohren, und meine Einkünfte waren nie hinlänglich, die Processe in Wien zu bestreiten. Wer jemals in Ketschkemet und an der Teisse oder im Karpatischen Gebirge in Quartier gestanden hat, der kann

leicht urtheilen, wie ein Mann meiner Gattung zufrieden leben konnte, welcher in Berlin und Petersburg mit den größten Männern in der großen Welt zu leben gewohnt war; der nur lebt um seine Einsichten zu erweitern, und in einem Lande mit dem allgemeinen Haufen vermischt, seine besten Jahre verhauchen mußte, ohne etwas zu lernen, ohne Aussicht sich geltend zu machen, ohne sogar ein gutes Buch da zu finden, wo die Censur gar keine gestattete. Der Dienstreiser reizte mich gleichfalls nicht, um materiel zu arbeiten, weil der ganze Verlust meines Vermögens, mein Wohlstand in Rußland und die verächtliche Begegnungsart in Wien mir ständlich vor das forschende Auge der Zukunft schwebte. Ich war also mit vollem Rechte mißvergnügt. Dennoch ward auch im Soldatenrocke mehr als meine Pflicht erfüllt, und noch leben Augenzeugen meines damaligen rühmlichen Betragens. Die Jagd, und der Umgang mit dem Grafen Bettoni, dessen Asche ich verehre, waren meine Erquickungsstunden. Ich reisete mit ihm im Winter nach Wien, fand aber daselbst nichts als Verachtung und Gleichgültigkeit, die ich in vollem Gegengewichte erwiderte. Das Protektionsuchen war nie mein Geschäfte. Ich trotzte allein auf mein Recht, und konnte mich nie entschließen, dasselbe kriechend zu erbitten, oder schmutzige Seitenwege zu suchen, um die Achtung zu erwecken, die mein Betragen durch mich selbst verdiente.

diente. Deshalb blieb ich arm und mit dem besten Willen dem Staate wirksam zu dienen, unthätig. Mein Regimentsinhaber, der alte Feldmarschall Cordua liebte mich, er versprach mir alle seine Protektion. Sein hohes Alter ließ mir aber wenig Aussicht in die Zukunft, und da meinen Feinden nunmehro meine Unterdrückung zum Hauptgeschäfte wurde; da ich zum Gegengewichte keine Freunde suchte, keine Ränke spielte, um solche Kabalen zu vereiteln, die dahin abzweckten, mich für Anderer Privatvortheile arm zu machen — da ich als ein noch in gewissen Hofsünken unerfahrner Mann gleichgültig schlummerte; eigennützige Gegner hingegen arglistig wachten, und jede Gelegenheit mir zu schaden ergriffen, um ihre bereits erkauften Vortheile zu behaupten. Da ich mich allein auf mein Recht, auf meine rechtschaffenen Handlungen, auf meinen innern Werth verließ, und die Eigenliebe mich versicherte, daß ich auch ohne Trenckische Erbschaft keinen Mangel an Brot noch Ehre in unsrer Welt zu befürchten habe, so lange ich meinen Kopf brauchen, meine gewöhnliche Arbeitsamkeit anstrengen, und mein redliches Herz thätig entdecken könnte, — so war ich bey Vorfällen gleichgültig, auch vielleicht nachlässig, die ich hätte ergreifen sollen, auch leicht erhalten können, um nähern Zutritt bey einer Monarchinn zu finden, welche, was mich betraf, von eigennützigen Menschen hintergangen wurde, die mir aber mein Recht gewiß

widerfahren lassen haben, wenn es Ihr noch zu rechter Zeit wäre gehörig vorgetragen worden.

Geschehene Dinge sind aber nicht zu ändern. Gegenwärtig, da ich Kinder habe, und Vaterpflicht erfüllen muß, würde ich als ein erfahrner Welt- und Menschenkenner gewiß auf andre Art mein Recht solicitiren, als vor 24 Jahren, da ich für mich selbst alle Reichthümer verachtete, weil ich das Nothwendige zu verdienen wußte. — Jetzt ist aber alles verjährt — Alle Mühe wäre unwirksam, und ich schreibe dieses nur, um andern zur Lehrschule zu dienen, welche bey Hofe nach den geschriebenen Landesgesetzen ihr Recht formaliter suchen oder meinem Beyspiele folgen wollten. Man schicke sich in Zeit und Umstände! Der trotzige Hülfsbedürftige wird gewiß nicht reich; und der fähige Mann wird nicht gebraucht, wenn er nicht in das Geleise eintreten will, worin man allein zum Zwecke gelangen kann. Man spiegle sich an mir! die Folge meiner Geschichte im 2ten Bande wird dieses Räthsel auflösen. Ich reisete also abermals ohne Trost noch Hoffnung zum Regimente. Was ich aber damals dachte, auch beschloß, mag der Scharfsichtige errathen.

Im Jahr 1754 starb meine Mutter in Preußen im Monat März.

Ich forderte vom Hofkriegsrathe Erlaubniß auf 6 Monate nach Danzig zu reisen, um meine Familienangelegenheiten mit meinen Geschwistern zu vergli-

gleichen, weil in Preußen mein Vermögen, folglich auch alle mögliche Erbschaften konfiscirt waren. Diese Erlaubniß erfolgte, und ich reisete im May nach Danzig, wo ich von neuen in die Preußischen Hände gerieth, und wo sich der zweyte Hauptauftritt meiner Lebensgeschichte anfängt, bey deren Durchlesung jeder fühlende Mensch zurückschaudern, auch gewiß einen Mann bedauern wird, welcher gegenwärtig mit vorwurfsfreyer Seele öffentlich auftritt; seine erlittenen auch rühmlich überstandenen Drangsale treu erzählt; der sie ganz trocken vorzutragen wagen darf, und jetzt bey grauen Haaren zwar die Gelegenheit hat, seine Feinde zu entlarven, zu beschämen, aber bis zum Grabe zu ohnmächtig bleibt, das, was ihm gewaltsam entrissen wurde, als Rechte seiner Kinder zurückzufordern.

Ich reisete nun aus Ungarn, wo ich als Rittmeister in Garnison stand, nach Danzig. Meine Mutter in Preußen war gestorben, und ich hatte meine beyden Brüder und meine Schwester dahin berufen, um unsre Familiengeschäfte daselbst in Ordnung zu bringen. Die Hauptabsicht war aber eine Reise nach Petersburg zu machen, um daselbst meiner Freunde Rath und Hülfe zu suchen, weil die Wienerprozesse und Verfolgungen noch immer forttobten, und meine wenigen Einkünfte, auch sogar meine Rittmeistergage kaum hinlänglich waren, Advokaten und Kosten zu bestreiten.

Besonders merkwürdig ist aber, was mir in der Folge der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Gouverneur von Magdeburg versichert hat, daß er nähmlich wirklich bereits Befehl aus Berlin erhalten hatte, mein Gefängniß zu bereiten, ehe ich aus Ungarn abgereiset war.

Noch mehr! man hatte aus Wien nach Berlin berichtet: der König möchte auf seiner Huth seyn, der Trenck würde sich in der Gegend von Danzig aufhalten, wann Er zum Campement nach Preussen zu reisen, beschlossen hätte.

Kann wohl der ärgste Böswicht auf Erden solche Bosheit erdichten, um einen redlichen Mann zu entfernen, und unglücklich zu machen, damit man den Raub desto sicherer erhalten könne.

Indessen ist es doch wirklich geschehen. Meine noch lebenden Zeugen dieser Wahrheit, sind des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Durchlaucht, und das Berliner Ministerium, aus deren Munde ich die Bekräftigung dieses aus Wien mir damals gespielten Bubenstückes erfahren habe.

Es ist die Bekräftigung dieser Wahrheit hier um so nothwendiger, weil niemand hat begreifen können, warum der große und wirklich großmüthige König in der Folge auf eine so grausame Art gegen mich habe verfahren können, welche das Herz aller Rechtschaffenen empöret, und warum er bis zum Grabe gegen mich allein wirklich unversöhnlich blieb.

Böse

Böse Menschen, welche in Wien mein Gut getheilet hatten, und die zugleich meine Fähigkeit kannten, mir selbst mein Glück zu schmieden; Menschen, die allezeit fürchten mußten, daß ich durch lautes Schreyen endlich auch Gehör bey Hofe finden könnte, um ihre Handlungen zu untersuchen; solche Leute, denen daran gelegen ist, daß ein aufgeklärter, uneigennütziger, ehrlicher Mann allezeit in verächtlicher Unthätigkeit erhalten werde, und nie Gelegenheit finde, sich solche Verdienste im Staate zu erwerben, daß der Monarch ihn lohnen und schätzen muß; dergleichen Leute haben in Berlin mit einem gewissen Herrn von Weingarten, der damals bey dem kaiserlichen Gesandten Grafen Puebla als Gesandschaftssekretair und Hausliebling in Diensten war, im Verständniß gestanden, und durch ihn mein Unglück befördert.

Eben dieser Weingarten, welcher, wie nunmehro weltkundig ist, alle unsere Staatsgeheimnisse verrathen hatte, auch im Jahre 1756 endlich entdeckt wurde, unsere Dienste hingegen mit den Preußischen verwechselte, und bey ausgebrochenem Kriege in Berlin blieb, hat mir damals nicht nur diesen tödtlichen Streich versetzt, sondern auch im März 1755 da er noch im vollen Vertrauen in des Gesandten Hause lebte, meiner Schwester Tod verursacht, und zwey unschuldige Soldaten unglücklich gemacht, wie ich in der Folge meiner Geschichte erzählen werde.

Wahr iſt es demnach unwiderſprechlich, daß ich durch eigennützige Menſchen in Wien verrathen und verkauft wurde, denen daran gelegen war, daß ich ewig ſchweigen ſollte.

In Danzig beſuchten mich nun ſogleich nach meiner Ankunft im Monat May meine beyden Brüder, auch meine Schweſtern, wir lebten 14 Tage vergnügt zuſammen, verglichen uns wegen meines mütterlichen Erbtheils; meine Schweſter rechtfertigte ſich auch vollkommen wegen ihres Betragens, da ich im Jahr 1746 Hülfe bey ihr ſuchte, und aus ihrem Hauſe fliehen mußte, wovon ſchon bereits Erwähnung geſchehen, und wir ſchieden brüderlich, einträchtig von einander.

Inzwiſchen war unſre einige Bekanntſchaft in Danzig der kaiſerliche Reſident Herr Abramſon, an welchen ich aus Wien Empfehlungsſchreiben mitgebracht hatte, und der uns mit Höflichkeit faſt verſchwenderiſch überhäufte.

Dieſer Mann war ein geborner Preuße, und in ſeinem ganzen Leben nie in Wien geweſen, hatte aber durch Rekommendation des Grafen Beſtuchef unſre kaiſerliche Reſidentenſtelle in Danzig erhalten, ohne daß man Bürgſchaft für ſeine Rechtſchaffenheit geſucht, noch ſeine Fähigkeit, Herz ohne Verdienſt geprüft hatte.

Die-

Dieſer war eigentlich das Werkzeug meines Unglücks, und mit dem Preußiſchen Reſidenten Reimer genau verſtanden.

Kaum waren meine Geſchwiſter nach Hauſe gereiſet, ſo war ich entſchloſſen ſogleich zur See nach Rußland zu fahren, um daſelbſt meine alten Freunde zu beſuchen; Abramſon hingegen wußte mich durch tauſend Ränke noch 8 Tage in Danzig aufzuhalten, um die Falle für mich fertig zu machen, in welche ich geſtürzt werden ſollte, wozu er mit Reimern gemeinſchaftlich mitwirkte.

Denn da der König von Preußen meine Auslieferung von dem Danzigermagiſtrate forderte; dieſes aber ohne Beleidigung des kaiſerlichen Hofes unmöglich geſchehen konnte, weil ich als wirklicher Rittmeiſter in deſſelben Dienſten ſtand, auch mit hofkriegsräthlichen und Staatskanzelleypäſſen verſehen war, ſo hat vielleicht eine oder die andere Einwendung das Hin- und Herſchreiben erfordert, welches den Entſchluß verzögerte; und eben deshalb wurde Abramſon gebraucht, um mich noch einige Tage aufzuhalten, bis die letzte Entſcheidung aus Berlin eintraf, und der Magiſtrat in Danzig zu offenbarer Verletzung des Völkerrechts und der öffentlichen Sicherheit bewogen ward.

Weil ich nun ein ſolches Verfahren unmöglich vermuthen konnte, und in ſtolzer Sicherheit lebte, auch Herrn Abramſon für meinen beſten Freund hielt,

hielt, so war es ihm um desto leichter, mich noch einige Tage in Danzig aufzuhalten.

Endlich rückte aber doch der Tag heran, daß ich mit einem eben nach Riga segelfertigen Schwedischen Schiffe abreisen wollte; mein Schicksal hatte aber etwas anders beschlossen.

Abramson betrog mich; er schickte seine Leute auf die Rhede, um die Zeit der Abfahrt zu erfahren, ich verließ mich auf seine Antwort — um 4 Uhr nachmittags sagte er mir, er habe selbst den Schiffer gesprochen, welcher erst am folgenden Tage in die See gehen werde, und denn wollte er mich nach eingenommenem Frühstück in seinem Hause, bis an Bord begleiten. Ich wollte dennoch meine Bagage an das Schiff bringen lassen, und auf demselben schlafen, weil ich eine gewisse innere Unruhe in mir empfand, die mich von Danzig forttrieb, hiervon hielt er mich zurück, riß mich halb gewaltsam mit sich, die Gesellschaft war bey ihm groß und angenehm, ich mußte bey ihm zu Mittag essen auch soupiren und gegen 11 Uhr ging ich nach Hause.

Kaum war ich im Bette, hatte ein Buch vor mir, und las, so klopfte man an meine Thüre, die nicht verschlossen war, und zwey Kommissarien der Stadt von mehr als 20 Grenadieren begleitet, traten so geschwind um mein Bett herum, daß ich keine Zeit mehr hatte, nach dem Gewehr zu greifen, oder mich zu vertheidigen. Meine drey rechtschaffenen

Bedien-

Bedienten, die ich bey mir hatte, waren bereits arretiret, um mir nicht zu Hülfe zu kommen, und es ward mir bedeutet:

„Der löbliche Magistrat sey genöthigt, mich „als einen Delinquenten Sr. Majestät dem „Könige von Preußen auszuliefern."

Man kann sich vorstellen, wie mir in diesem Augenblicke unter Verräthers Händen zu Muthe war. Man führte mich ganz in der Stille in das Gefängniß der Stadt, daselbst blieb ich 24 Stunden; gegen Mittag kam der kaiserliche Resident Abraunson zu mir, stellte sich bestürzt, mitleidig und aufgebracht, kündigte mir an, er habe bey dem Magistrate gegen meine Auslieferung ernsthaft protestiret, weil ich wirklich in kaiserlichen Diensten stände, aber zur Antwort erhalten: Man habe im Jahre 1752 in Wien gar keine Achtung für die zwey Danziger Burgemeisterssöhne Nahmens Rutenberg gehabt, folglich bediene man sich in meinem Falle gerechter Repressalien mit einem kaiserlichen Rittmeister, und könne auch dem Könige von Preußen meine mit äußerstem Ernst und Bedrahung geforderte Auslieferung nicht abschlagen.

Mit diesen Rutenbergen hatte es aber folgende Bewandniß:

Es war eine Verbrüderung in Wien, welche sich den Nahmen der Feigenbrüderschaft gab; diese jungen Leute gaben öffentliches Aergerniß in allen mögs

lichen

lichen Arten von Schwelgerey, Unzucht und Liederlichkeit. Die ganze Rotte wurde bey ihrer Versammlung zu Rusdorf arretiret, und unter diesen mußten die beyden Danziger Burgemeisterssöhne hier öffentlich am Pranger stehen, ob gleich ihr Vater eine große Geldsumme gebothen, und alles mögliche gethan hatte, um diese Beschimpfung abzuwenden. Diese Strafe war nun billig, mich traf aber das Schicksal, daß ich als ein ehelicher Mann, welcher in Danzig kein Verbrechen begangen, keinen Menschen beleidigt hatte, das unschuldige Schlachtopfer des Wiedervergeltungsrechtes werden mußte; welches doch auf mich gewiß weder anwendbar, noch zu entschuldigen war.

Herr Abramson, der im Grunde gar nichts für mich noch seine Pflicht gethan, gar nicht protestirt hatte, sondern vielmehr bestochen, und gemeinschaftlich mit dem Preußischen Residenten als mein Seelenverkäufer mitwirkte, rieth mir nun, ich sollte ihm meine Schreibtafel und Pretiosa vertrauen, weil man mir ohnedieß alles abnehmen würde. — Er wußte, daß ich von meinen Geschwistern gegen 7000 fl. in Wechselbriefen empfangen hatte. Diese übergab ich ihm, behielt aber meine Ringe, die allein bey 4000 fl. werth waren, und ungefähr 60 Louis d'or im Beutel. Er umarmte mich, versprach noch alles zu thun, ja sogar Anstalten vorzukehren, daß der Pöbel meine Auslieferung verhindern sollte, wel-

welche ohnedies erst binnen 8 Tagen erfolgen könnte, weil der Magistrat selbst noch unentschieden über einen so wichtigen Schritt wäre, und ging mit Crokodillenthänen weinend als mein bester Freund davon.

In der folgenden Nacht traten zwey Kommissarien von der Stadt, nebst dem Preußischen Residenten Reimer, und einer Häscherschaar in das Zimmer, ein Preußischer Offizier nebst etlichen Unteroffizieren war dabey, und ich wurde von der Stadt denenselben förmlich übergeben.

Herauf ging sogleich das Plündern an. Reimer riß mir die Ringe vom Finger, nahm mir die Uhr, Tabatiere, und alles weg, was ich hatte. Man gab mir weder einen Rock, noch Hemd von meiner Equipage mit, und führte mich in eine überall zugeschlossene Kutsche, in welche 3 Preußen mit mir einstiegen. Ein Kommando Danziger Miliz umringete den Wagen, und so führte man mich bis an das Thor. Dieses wurde geöffnet, und vor demselben empfing mich ein Haufen Stadtdragoner, welche den Wagen bis Lauenburg an die Pommersche Grenze begleiteten, der so schnell als möglich vorwärts getrieben wurde, und mit 4 Postpferden bespannt war.

Diesen merkwürdigen Tag hab ich aus meinem Gedächtniß verloren, ob er gleich einer der schrecklichsten meines Lebens ist. Es geschahe aber anfangs

Juny.

Juny. In Lauenburg empfing mich ein Preußisches Husarenkommando von 30 Pferden mit einem Lieutenant, und so wurde ich von Garnison zu Garnison bis Berlin transportiret.

Es ist also nicht wahr, was der Danziger Magistrat, und der mit ihm verstandene Resident Abramson nach Wien berichtet hatten: daß ich nähmlich durch meine Unvorsichtigkeit, in der Vorstadt von den Preußen aufgefangen, und fortgeschleppt worden sey.

Noch merkwürdiger ist aber dieses, daß man in Wien, auch sogar nach erhaltener Freyheit, da die Danziger Verrätherey und Mißhandlung der kaiserlichen Uniform von mir klar aufgedeckt, auch erwiesen wurde, weder für meine Satisfaktion, noch Vergütung, noch für die Ehre unseres Staates die mindeste Ahndung unternommen hat. Billig sollte dieses geschehen seyn. Herr Abramson war zwar nicht mehr zu bestrafen, denn während meiner Gefangenschaft hatte er die kaiserlichen Dienste verlassen, und Preußische erhalten, und war von Staffel zu Staffel so tief gefallen, daß er im Jahre 1764 da ich meine Freyheit erhielt; in Königsberg zum ewigen Gefängniß im Zuchthause verurtheilet war; seine reiche Frau hingegen ging betteln.

So habe ich nunmehro fast aller meiner Feinde und Verräther Ende überlebt, und gesehen, auch ohne

ohne persönliche Rache erfahren, daß ächte Tugend und Standhaftigkeit dennoch über Verläumdung und Menschenmacht siegen könne.

Die Folge meiner Geschichte wird mehr dergleichen Beyspiele erweisen — und ich sehe mit innerer Beruhigung auch die, welche noch leben, öffentlich beschämt, oder wohl gar vor mir zittern, weil ihre Schandthaten nun mehr vor den Augen der Welt aufgedeckt sind, und vielleicht noch Monarchen meine Verfolger und Räuber bestrafen werden. Geschieht es nicht, und sterben sie im ruhigen Besitze des mir entrissenen Gutes; so bleibt mir doch die Ehre, daß mich alle rechtschaffene Männer bedauern, die einen Patrioten in Unthätigkeit für den Staat seufzen sehen, in welchem mein Betragen mehr Achtung, mehr Aufmerksamkeit, auch ein besseres Schicksal verdient hat. Genug hiervon im Seitenschritte aus meinem Gleise!

Inzwischen, da man sich überall wunderte, daß meine Monarchinn, in deren Dienste ich von den Danzigern so schändlich gemißhandelt ward, einen so ehrenrührigen Fall so ungeahndet ließ, hätte man doch wenigstens sorgen sollen, daß mir dieser verrätherische Magistrat das mir bey der Arretirung geraubte Geld, Effekten und Wechselbriefe; welches zusammen im Werthe sich auf 11 bis 12 tausend Gulden belief, hätte sollen zurück zahlen. Ich habe mir zwar dieses Recht noch allezeit vorbehalten, und mei-

ne Schuld ist es nicht, daß man einen Verräther und Räuber in Danzig als Residenten akkreditirt hatte, welcher mich, wie einen Joseph in Aegypten verkaufte; nicht einmahl eine pflichtmäßige Protestation bey dem Magistrat vorgebracht, oder gegen meine Auslieferung protestirt, sondern dieselbe vielmehr unterstützte, auch beförderte; so gar im Verständnisse mit meinen Feinden nach Wien berichtet hatte: ich sey von den Preussen aufgefangen, nicht aber förmlich ausgeliefert worden. Vielleicht erregt diese öffentliche Bekanntmachung noch einige Aufmerksamkeit, da nunmehro die Welt entscheiden kann, wer mir wenigstens mein in Danzig geraubtes Gut zurück geben soll, oder bey wem ich oder meine Kinder eigentlich meine Genugthuung für diese Danziger Verrätherey zu suchen haben.

Hat man übrigens in Wien ehmals mit den beyden Bürgermeisterssöhnen Rutenberg gesetzmäßig oder gewaltsam verfahren, so bin ich allezeit das unschuldige Opfer der Danziger Repressalien und Verachtung der kaiserlichen Macht gewesen; eine Genugthuung dafür gebührt mir demnach mit vollem Rechte, weil ich mich auf die Ehre, auf den Schutz des kaiserlichen Dienstes stützend, in einer Reichshanseestadt sicher glaubte.

Genug hiervon! Ich kehre zum Zusammenhange zurück; und erzähle die merkwürdigen Begebenheiten dieser unglücklichen Reise nach Berlin, wie folget: — —

Der

Der Transport ging von einer Garnison zur andern 2 — 3 auch höchstens 5 Meilen. In allen Städten, wo ich eintraf, fand ich Mitleiden, Menschenliebe und alle mögliche Achtung. Nur zwey Tage dauerte die Husarenbedeckung mit einem Offizier im Wagen und 12 Mann um denselben.

Am 4ten Tage kam ich nach N. N. wo der Herzog von Württemberg, Vater der gegenwärtigen Großfürstinn von Rußland kommandirte, und sich seines Regimentes Standquartiere anfingen.

Dieser Herr ließ sich mit mir in Unterredung ein, ward gerührt und behielt mich bey der Tafel, auch den ganzen Tag in seiner Gesellschaft, wo ich gar nicht als Arrestant behandelt wurde. Er ließ mir sogar, da ich seinen Beyfall gewann, Rasttag machen, den ich gleichfalls in Seinem Hause zubrachte, wo alles versammelt war, und die Herzoginn, welche erst vor kurzem geheirathet hatte, mir alle mögliche Gnade, Mitleid und Achtung bezeigte.

Auch den dritten Tag blieb ich noch bey Seiner Tafel. Erst Nachmittag stieg ich nebst einem Lieutenant Seines Regiments in einen offenen Wagen, und ward ohne alle Bedeckung von Ihm allein weiter transportirt.

Ich muß diese Erzählung umständlich vortragen, weil sie den edeln verehrungswürdigen Charakter dieses Herzogs aufdeckt, und zugleich zum Be-

weise dient, daß oft der beherzte, kurz entschloßne Mann verzagt scheinen; der Scharfsichtige blind, und der kluge Mann ein Dummkopf seyn könne.

Fast sollte ich aus dieser Begebenheit schließen, daß mir mein in Magdeburg zu erwartendes grausames Schicksal von der ewigen Vorsehung bestimmt war, dem ich Trotz aller Ahndungen, und aller günstigen Gelegenheiten, dennoch nicht ausweichen konnte. Man darf nur meine Geschichte im ersten Bande von meinen Unternehmungen in Glatz lesen, so wird man zu erstaunen Ursache finden, warum ich im wichtigsten Vorfalle meines Lebens so unentschlossen gleichgültig schlummerte, und dem Abgrunde kaltblütig entgegen ging, den ich so leicht vorbeyschlupfen konnte.

Kurz gesagt! Ich habe erst in der Folge bemerkt, daß der großmüthige Herzog von Württemberg mir Gelegenheit zur Flucht geben wollte, und deshalb ganz besondre Befehle an seine Offizier gegeben haben müsse. Er hätte vielleicht gegen einen Verweis vom Könige erlitten, wenn ich die Gelegenheit benutzte, mich durch die Flucht auf diesem Transporte zu retten. Fünf Tage dauerte die Reise durch die Gegenden, wo sein Regiment in Garnison stand, und überall blieb ich über Nacht in der Offiziergesellschaft, die mich mit Freundschaft und Menschenliebe überhäuften. Ich wurde gar nicht bewacht, schlief in ihren Quartieren, und fuhr mit ihren

ren Equipagen ohne andere Bedeckung als mit dem Offizier selbst im Wagen.

An den meisten Orten geht die Poststraße kaum eine oder 2 Meilen von der Landstraße vorbey. Nichts wäre leichter gewesen, als mich zu retten und zu fliehen. Ich war aber mit Blindheit geschlagen, und derselbe Trenck, welcher sich in Glatz durch 30 Mann durchschlug, um seine Freyheit zu behaupten; der niemals empfunden hat, was Furcht ist, blieb hier 4 Tage lang unentschlossen.

Ich kam in die Garnison eines kleinen Städtchens, wo ein Rittmeister kommandirte. Bey diesem logirte ich im Hause ohne Schildwache. Er that alles, mich mit Höflichkeit und Freundschaft zu überhäufen. Nachmittags ritt er gar mit der Eskadron aus; wie die Preussen gewohnt sind, ohne Sättel auf Decken vor dem Thor spazieren zu reiten. Ich blieb ganz allein im Hause zurück, ging in den Stall, daselbst standen noch 3 Pferde, die Sättel und Zäume hingen dabey. Im Zimmer waren Pistolen, Degen und Gewehr. Ich durfte nur aufstehen, und zum andern Thore hinaus reiten. Ich machte Betrachtungen; wollte entschliessen; und ein geheimer Zug machte mich unentschlossen, kurz gesagt! der Rittmeister kam nach Hause, und schien verwundert, als er mich noch da fand.

Tags darauf fuhr er mit mir ganz allein weiter mit seiner eigenen Equipage. Unterwegs theil er so-

gar in einem Walde still, sahe einige Champignons oder Schwämme, und hieß mich aus dem Wagen steigen, um einige zu suchen und mitzunehmen.

Hier entfernte er sich wohl 100 Schritte von mir, und ließ mir offenbar Gelegenheit zur Flucht, und dennoch fuhr ich mit ihm weiter und ließ mich wie ein Schaf zur Schlachtbank schleppen.

Weil ich mich so gut behandelt, und so unversichtig escortirt sahe, machten sich meine Begriffe ein blendendes Gaukelspiel. Ich bildete mir ein, daß da der Transport gerade nach Berlin ging, mich der König sprechen würde, weil ich ihm damals recht viel von dem bevorstehenden Plane des angezettelten 7jährigen Krieges hätte sagen können, indem das ganze Geheimniß durch die Bestucheſsche Correspondenz vor meinen Augen aufgedeckt war; und daß ich diese Correspondenz führte, war in Berlin besser bekannt, als in Wien. Deshalb glaubte ich nicht, daß ich in Berlin unglücklich seyn würde, und blieb in irrigen und unverdauten Begriffen wirklich mit Blindheit geschlagen.

Doch ach! Wie verwandelte sich meine Hoffnung, mein Traumgebäude in Schrecken und Verwirrung, da ich am 4ten Tage aus den Standquartieren der Württembergischen Dragoner, der ersten Infanterie-Garnison in Cöslin übergeben wurde. Der letzte Offizier von der Württembergischen Escorte verließ mich mit Wehmuth, und nunmehr

wurde

wurde ich dem buchstäblichen Befehl gemäß mit starker Bedeckung, und aller möglichen Vorsicht bis Berlin geführet.

In Berlin erhielt ich ein Zimmer über der Hauptwache auf dem Neuenmarkt, mit zwey Schildwachen bey mir, und einer vor der Thüre. Der König war in Potsdam. In diesem Zustande blieb ich 3 Tage. Am dritten traten einige Stabsoffizier herein, setzten sich um einen Tisch, und machten mir Fragen, deren Ursache ich erst jetzt begreiffe. Zum Beyspiel:

Was ich in Danzig gemacht?

Ob ich den Gesandten des Königs Hrn. von Golz in Petersburg gekannt hätte?

Wer mit mir im Danzigerkomplott verstanden wäre? ꝛc. —

Sobald ich merkte, wo man hinaus wollte, gab ich auf alle Fragen gar keine Antwort. Ich sagte: — Ich sey im Jahre 1745 ohne Verhör noch Kriegsrecht auf die Festung Glatz verurtheilt worden, wo ich mir dem Naturgesetze gemäß eigenmächtig meine Freyheit verschafft hätte.

Jetzt diente ich als Rittmeister der Kaiserinn Maria Theresia. Ich bäthe nunmehr um ein ordentliches Verhör vom Ursprunge meines Unglücks im Vaterlande, dann würd' ich alle Fragen beantworten, und mich rechtfertigen; dieses sey aber keine Procedur, wo man mir neue Gravamina aufbürden wollte,

ohne

ohne meine Vertheidigung anzuhören. — Ich blieb also stumm, und antwortete nichts mehr, weil man mir sagte — man habe hierzu keine Ordre.

Man schrieb noch über 2 Stunden, Gott weiß was. Dann kam ein Wagen vor die Thüre, — man visitirte mich am ganzen Leibe, ob ich etwa Gewehr bey mir hätte, nahm mir ungefähr 13 oder 14 Dukaten ab, die ich noch versteckt hatte, und ward mit starker Bedeckung über Spandau nach Magdeburg gebracht. Hier überlieferte mich der Offizier dem Capitain von der Hauptwache auf der Citadell. Gleich erschien der Platzmajor, und führte mich in das mir bestimmte Gefängniß, welches bereits für mich zugerichtet war. Man nahm mir hier meine Uhr ab, und ein kleines in Brillianten gefaßtes Portrait meiner Freundinn aus Petersburg, welches ich auf dem bloßen Leibe versteckt hatte, und schloß die Thüre hinter mir zu.

Ende des ersten Bandes.

Fridrich freyherr von der Trenck
K.K. Major der Cavall. in seiner 10 Jährigen
Gefängnis und 53 Pfündigen Fesseln in
Magdeburg

Friedrich Freyherrn von der Trenck

merkwürdige

Lebensgeſchichte.

Zweyter Theil.

Tandem bona cauſa triumphat.

Berlin,
bey Friedrich Vieweg dem Älteren
1787.

UNIVERSITÄTS·BIBLIOTHEK·
MUENCHEN

Univ.-Bibl. München

Dieſes Gefängniß war in einer Caſematte, wovon der vordere Theil 6 Fuß breit und 10 Fuß lang, durch eine Zwiſchenmauer abgetheilt war. In der innern Mauer waren doppelte Thüren, und zum Eingang in die Caſematte ſelbſt, die dritte. Das Fenſter in der 7 Schuh dicken Mauer war oben am Gewölbe dergeſtalt angebracht, daß ich zwar Licht genug hatte, aber weder den Himmel noch die Erde ſehen konnte. Gegenüber ſahe ich das Dach des Magazins allein. Inwendig ſteckten eiſerne Stangen, auswendig gleichfalls, und in der Mitte dieſes Mauerfenſters war ein ganz enges Drahtgitter angebracht, welches wegen der hinaufſteigenden Abdachung um einen Schuh kleiner war als das Fenſter ſelbſt; auf ſolche Weiſe blieb es unmöglich hinaus oder hinein zu ſehen. Von auſſen ſtand ein hölzernes Palliſadengitterwerk 6 Schuh von der Mauer, welches verhinderte, daß die

Schildwachen dem Fenster nicht beykommen konnten, um mir etwas zuzustecken. Dabey hatte ich ein Bett mit einer Matratze, welches aber mit Eisen an dem Fußboden befestigt unbeweglich stand, damit ich es nicht an das Fenster rücken und aufsteigen könnte. Ein eiserner kleiner Ofen stand an der Seite der Thüre, und bey demselben ein gleichfalls festgenagelter Leibstuhl. Eisen legte man mir nicht an, hingegen bestand meine Kost in 1½ Pfund Commißbrot und einem Kruge Wasser.

Da ich nun in meiner Jugend einen besondern Freßmagen hatte, und mein Brot weissens so verschimmelt war, daß man kaum die Hälfte genießen konnte: welches vom Geitze des damahligen Platzmajors Rieding herrührte, der bey der großen Zahl der unglücklichen Gefangenen noch Gewinn suchte, so ist es mir unmöglich, meinen Lesern die grausame Folter zu schildern, welche mir ein eilf Monath dauernder unausgesetzter wüthender Hunger verursachte. Ich hätte täglich 6 Pfund Brot begierig eingeschluckt — wann ich nun alle 24 Stunden meine kleine Portion erhielt, so blieb ich nach dem Genuß derselben noch eben so hungrig, als ich vorher war, und mußte abermahls 24 Stunden auf neue Labung

bung warten. Wie gerne hätte ich einen Wechsel auf 1000 Dukaten auf mein Wienervermögen assignirt, um mich nur einmal in trockenem Brot satt zu essen! Kaum gestattete mir der wüthende Hunger einen ruhigen Schlaf, so träumte mir, als ob ich an einer großen Tafel schmauste, wo eben alle Speisen, die ich vorzüglich gerne essen mochte, im Ueberflusse aufgetragen waren. Ich fraß träumend wie ein Nimmersatt; die ganze Gesellschaft erstaunte über meinen Appetit. Der Magen fühlte nichts in Wirklichkeit; desto begieriger fraß ich denkend. Ich erwachte oder vielmehr der Hunger weckte mich, dann schwebten mir die vollen Schüsseln vor die Augen, und dem leeren Bauche blieb die rasende Sehnsucht. Der Hunger, der Trieb der Natur forderten immer mehr, immer reitzender; diese Marter hinderte den Schlaf; um desto fürchterlicher erschien mein grausames Schicksal der in die Zukunft forschenden Seele, welche sich die Dauer unübersteiglich schilderte.

Gott behüte jeden ehrlichen Mann vor einer Empfindung dieser Art. Für den hartnäckigsten Bösewicht wäre diese Folter gewiß unausstehlich. Man kann 8 Tage Mangel leiden, 3 Tage hungern; aber gewiß hat noch kein Mensch auf

Erden eilf Monathe lang so bitter gefastet, daß er sich nicht einmahl halb satt gegessen hätte. Man sollte glauben, wenig essen würde Gewohnheit; ich habe aber das Gegentheil empfunden; mein Hunger stieg mit jedem Tage, und eben diese eilf Monathe waren in meinem ganzen Leben die grausamsten Büttel meiner Standhaftigkeit.

Vorstellung, Bitten half nicht, die Antwort war: es ist des Königs ausdrücklicher Befehl, man darf ihnen nicht mehr geben — der Kommandant General Berk, ein gebohrner Menschenfeind, sagte mir sogar, da ich ihn bath, mir doch wenigstens Brot genug geben zu lassen: "Sie haben lange genug auf des Königs silber- "nem Service Pasteten gefressen, welches ihm "der Trenck bey der Bataille zu Sorau geraubt "hat; nun mag ihnen auch unser Commißbrot "auf ihrem l. v. Sch—hause schmecken. Ihre "Kaiserinn hat ihnen kein Geld geschickt, und sie "sind des Commißbrotes und der Kosten nicht "werth, welche hier auf Sie verwendet werden "ꝛc. — —

Man urtheile, was meine Seele bey solcher Mißhandlung empfand, besonders da ich wohl einsahe, daß mein Gefängniß gewiß nicht von erträglicher Dauer seyn würde.

Die

Die 3 Thüren wurden verſchloſſen, ich blieb meinem Nachdenken troſtlos überlaſſen, und alle 24 Stunden brachte man mir mein Brot und Waſſer um die Mittagsſtunde; die Schlüſſel von allen Thüren waren bey dem Kommandanten. Die inwendige allein hatte ein beſonderes verſchloſſenes Mittelfenſter, durch welches mir meine Bedürfniſſe herein gereicht wurden. Alle Mittwoch aber wurden nur die Thüren geöffnet, und der Kommandant nebſt dem Plazmajor kamen herein zum viſitiren, wenn vorher mein Abtritt durch einen geſchloſſenen Delinquenten gereiniget war.

Nachdem ich dieſes ein Par Monathe hindurch beobachtet hatte, und vollkommen ſicher war, daß in der ganzen Woche niemand in mein Gefängniß kam, fing ich eine Arbeit an, die ich zuvor genau unterſucht hatte, und wirklich möglich fand.

Auf dem Platze, wo der Ofen und der Abtritt ſtanden, war der Boden mit Ziegeln gepflaſtert, und die Wand war der Schwiebbogen zwiſchen meiner benachbarten Caſematte, die niemand bewohnte. Ich hatte nun eine Schildwache vor dem Fenſter, und fand bald ein Par ehrliche Kerle, die Trotz des Verbotes mit mir

sprachen, und mir die ganze Lage meines Kerkers schilderten.

Durch diese erfuhr ich, daß ich leicht entfliehen könne, falls es möglich wäre, mich in diese nächste Casematte hinein zu brechen, wo die Thüre unverschlossen war; dann käm' es darauf an, wenn ich einen Freund mit einem Nachen an der Elbe bereit hätte, oder wenn ich mich durch Schwimmen retten könnte; die Sächsische Gränze wäre nur eine Meile davon.

Hierauf ward nun mein Entwurf gemacht, dessen zergliederte Schilderung dieses halbe Buch füllen würde; ich sage aber dennoch viel, weil die Unternehmung wirklich kolossalisch und unendlich verwickelt, auch merkwürdig war.

Ich arbeitete die 18 Zoll langen Eisen los, vermittelst welcher mein Abtritt an den Boden befestigt war. Die 3 kleinen Nägel inwendig im Kastenblatte brach ich ab; auswendig aber, wo allein visitirt ward, steckte ich die Nägel richtig wieder an ihren Ort.

Hierdurch erhielt ich Brecheisen, hob die Ziegel vom Boden auf, und fand unter denselben sogleich Erde.

Ich

Ich fing alſo den erſten Verſuch an, hinter dieſen Kaſten ein Loch durch den Schwiebbogen zu brechen, welcher 7 Schuh dick war. Die erſte Lage der Mauern waren Ziegelſteine, dann folgten aber ſogleich große Bruchſteine. Nun verſuchte ich erſt, ſowohl die Ziegel des Bodens, als die erſten der Wand genau zu numeriren und zu bemerken, um das Loch wieder akkurat zuzumachen. Dieſes glückte; ich griff alſo weiter.

Am Tage vor der Viſitation ward alles ganz behutſam zugemacht. Beynahe einen Fuß hoch brach ich in die ſichtbare Mauer. Die Ziegel wurden wieder eingeſetzt; der feinſte Kalk wohl verwahrt; der übrige von der Mauer abgeſchabt, die vielleicht hundertmal vorher überweiſſet war, und unmerklich Stoff genug zu meinem Bedürfniß gab. Aus meinen Haaren verfertigte ich einen Pinſel; machte alles gleich; dann den feinen Kalk in der Hand naß, überſtrich, und blieb mit dem bloßen Leibe ſo lang an der Mauer ſitzen, bis alles trocken und der übrigen Wand gleich war. Dann wurden die Eiſen wieder an den Abtritt befeſtigt, und es war unmöglich das mindeſte zu bemerken.

Während der Arbeit lagen Steine und Schutt in meiner Bettſtelle, hätte man nun in der gan-

zen Zeit einmal die Klugheit gehabt, an einem andern Tage als am Mittwoche zu visitiren, so wäre ich sogleich entdeckt worden; da dieses aber binnen 6 Monathen gar nicht geschah, so war mir die Ausführung einer unglaublichen Unternehmung möglich.

Inzwischen mußte ich auf Mittel sinnen, den Schutt aus dem Gefängniß zu schaffen, weil es nie möglich ist, aus einer gebrochenen Mauer alles wieder in den vorigen Raum zu bringen. Dieses geschah auf folgende Art: Kalk und Steine waren auf keine Weise fortzuschaffen; ich nahm also Erde, streuete etwas in mein Zimmer, und trat den ganzen Tag auf derselben herum, daß sie ein feiner Staub wurde.

Diesen Staub streuete ich auf mein Fenster; um herauf zu steigen brauchte ich den losgemachten Abtritt. Dann machte ich mir einen kleinen Stab von Holzsplittern aus der Bettstelle; der Zwirn von einem alten Strumpf diente zum zusammenbinden, und ferne machte ich aus meinen Haaren einen Büschel.

Im mittleren Drahtgitter am Fenster machte ich ein Loch größer, daß von unten her nicht bemerkt werden konnte; dann warf ich meinen Staub ganz dick auf die Fenstermauern, und

schob

ſchob ihn mit groſser Mühe mit meinem Stabe durch das Drahtgitter, bis an den äuſsern Rand des Fenſters.

Dann wartete ich, bis windiges Wetter einfiel, und wann die Windſtöſse am Fenſter in der Nacht vorbey ſtrichen, ſtieſs ich mit meinem Pinſel den Sand hinaus, welcher in die Luft geführt wurde, und von auſsen keine Merkmahle auf der Erde hinterlieſs.

Auf dieſe Art hab ich gewiſs allgemach mehr als drey Centner Erde heraus geſchafft, und mir zur angefangenen Arbeit Luft gemacht.

Da dieſes aber nicht hinlänglich war; ſo halt noch folgendes: Ich machte Würſte von Thonerde, die dem Kothe ähnlich ſahen, trocknete ſie, und wenn man das Schloſs der letzten Thüre am Mittwoch öffnete, dann warf ich ſie geſchwind in den Abtritt; der Arreſtant eilte mit dem Eymer hinweg, ſchüttete aus, und auf dieſe Art wurden gleichfalls alle Woche ein Par Pfund hinaus geſchafft.

Ich machte auch kleine Kügelchen, und blies mit einem Stück Papier, wenn die Schildwache ſpazieren ging, eines nach dem andern weit zum Fenſter hinaus; auf dieſe Art verſchaffte ich Platz, füllte den leeren Erdraum unter dem Bretterbo-

den

den mit Kalk und Steinen aus, und arbeitete glücklich vorwärts.

Unmöglich kann ich aber die Arbeit schildern, die ich fand, nachdem ich ein Par Schuhe tief in die Bruchsteine kam. Meine Eisen vom Abtritt, zuletzt auch die vom Bette waren die beste Hülfe. Eine redliche Schildwache steckte mir einmal einen alten eisernen Ladestock zu, der mir gute Dienste leistete, auch ein Messer, so wie es die Soldaten zu kaufen pflegen, welches eine hölzerne Scheide hat, etwa 2 Groschen kostet, und Knief genannt wird. Dieses letztere hat mir in der Folge unglaubliche Dienste geleistet, wie ich besser unten erzählen werde. Ich schnitt damit Stücke von den Brettern des Bettes ab, und machte Späne, mit welchen ich nach und nach den Kalk zwischen den Steinen heraus arbeitete.

Unglaublich ist es aber, was für Arbeit diese 7 Schuh dicke Mauer mir kostete. Das Gebäude ist uralt, und der Kalk war an einigen Orten ganz petrifizirt, so, daß ich die ganzen Steine in Staub zerreiben mußte. Sechs Monathe lang dauerte die Arbeit unausgesetzt, ehe ich an die letzte Lage kam, welches ich an den Ziegeln erkennen konnte, womit jedes Casemattenzimmer inwendig ausgemauert war.

In

In dieſer Zeit hatte ich nun Gelegenheit mit einigen Schildwachen zu ſprechen; unter dieſen war ein alter Grenadier Nahmens Gerhardt, den ich hier deshalb nenne, weil er in meiner Geſchichte als ein Beyſpiel des gro'müthigſten Menſchen auf Erden erſcheinen wird. Von dieſem erfuhr ich nun die ganze Lage meines Gefängniſſes, auch alle Umſtände, wie ich zu meiner Freyheit gelangen könnte.

Nichts fehlte mir als Geld, um einen Kahn zu kaufen, und auf der Elbe mit ihm nach Sachſen zu fliehen. Durch dieſen rechtſchaffenen Mann gerieth ich in Bekanntſchaft mit einem Judenmädchen Nahmens Eſther Heymannin aus Deſſau, deren Vater daſelbſt auf 10 Jahre im Gefängniſſe ſaß. Dieſes redliche Mädchen, das ich nie ſehen konnte, gewann zwey andere Grenadiere, die ihr Gelegenheit machten, ſo oft ſie bey mir Schildwache ſtanden, mit mir zu ſprechen. Ich machte von meinen Spähnen einen langen zuſammengebundenen Stock, welcher bis vor die Paliſadeneinfaſſung vor dem Fenſter reichte; hierdurch erhielt ich Papier, auch ein Meſſer und eine Eiſenfeile.

Ich ſchrieb an meine Schweſter, die an den einigen Sohn des General von Waldow verheyrathet

rathet war (eben dieselbe, von welcher ich die Geschichte im ersten Bande pag. 132. gemeldet habe, sie wohnte 14 Meilen von Berlin). Dieser Schwester schilderte ich meinen Zustand, gab ihr Instruktion, wie sie für meine Freyheit arbeiten sollte, und bath sie, daß sie diesem Judenmädchen 300 Rthlr. geben sollte, weil ich durch ihre Hülfe Möglichkeit gefunden hätte, aus meinem Kerker zu entfliehen.

Zugleich gab ich ihr einen beweglichen Brief an den kaiserlichen Minister in Berlin, Graf Puebla mit, schloß einen Wechsel von 1000 fl. bey, um sie in Wien einzukassiren, und selbige dieser Heymannunn zu behändigen. Diese 1000 fl. hatte ich ihr zur Belohnung für ihre Treue versprochen. Die 300 Rthlr. von meiner Schwester sollte sie aber mir bringen, und dann nebst ihren Grenadieren meine Anstalten zur sicheren Flucht befördern, welches auch unfehlbar entweder durch mein bereits damals halb fertiges Loch in der Mauer, oder durch Hülfe der Jüdinn und Schildwache mit Durchschneidung meiner Thüren um die Schlösser herum geschehen wäre.

Die Briefe waren offen, weil ich sie nur um den Stock wickeln, und ihr auf diese Art zustecken konnte.

Das

Das arme redliche Mädchen geht also nach Berlin, gerade und glücklich zum Minister Graf Puebla. Er gibt ihr allen Trost, übernimmt Brief und Wechsel, und befiehlt ihr mit seinem Gesandschaftssekretair Herrn von Weingarten zu sprechen, und alles zu thun, was dieser ihr befehlen würde.

Sie geht zu ihm; wird auf das freundlichste empfangen, er fragt sie ganz aus. Sie vertraut ihm den ganzen Entwurf zu meiner Flucht durch Hülfe der beyden Grenadiere, auch daß sie Briefe an meine Schwester nach Hammer bey Köstrin zu tragen habe.

Er fordert diesen Brief, lieset ihn, forscht alles aus, befiehlt ihr sogleich zu meiner Schwester zu gehen und gibt ihr zwey Ducaten auf die Reise, mit dem Befehl, bey ihrer Rückkunft wieder zu ihm zu kommen. Indessen wolle er die Zahlung des Wechsels per 1000 fl. in Wien besorgen, und ihr sodann weitere Instruktion geben.

Das Mädchen geht freudig nach Hammer. Meine Schwester, die Wittwe war, und ihren Mann nicht mehr wie im Jahre 1746 zu fürchten hatte, entzückt über die Nachricht, daß ich noch lebe, gibt ihr 300 Rthlr., und muntert

sie

sie auf, alles mögliche zu meiner Rettung beyzutragen.

Hiermit eilt sie nebst einem Briefe an mich nach Berlin zurück; bringt die Nachricht dem Herrn von Weingarten. Dieser lieset meiner Schwester Brief, fragt ihr alles ab, auch sogar die Nahmen der beyden Grenadiere; sagt ihr, die 1000 fl. wären noch nicht aus Wien angekommen; gibt ihr aber 12 Dukaten, mit Befehl, nach Magdeburg zu eilen, mir die gute Nachricht zu bringen; dann aber sogleich nach Berlin zurück zu kehren, und ihre 1000 fl. bey ihm abzuholen. Das gute Mädchen fliegt nach Magdeburg, geht auf die Citadell, begegnet aber zu ihrem größten Glücke vor dem Thore dem Weibe des Grenadiers, welches ihr mit Winseln und Thränen erzählt, daß ihr Mann nebst seinem Herr bekannten Kammeraden Tags vorher arretirt, in Eisen gelegt und scharf bewacht, festsäßen.

Die Jüdinn hatte einen gesunden Verstand, roch den Braten, kehrte auf der Stelle um, und flüchtete glücklich nach Dessau.

Nun will ich diese Erzählung unterbrechen, und meinen Lesern dieses wichtige und schreckliche Räthsel auflösen. Weil ich nach meiner erlangten Freyheit von eben dieser Jüdinn die ganze Re-

lation

lation schriftlich erhalten, die ich noch gegenwärtig wirklich in Händen habe.

Der Lezationssekretair von Weingarten war, wie bald hernach weltkundig ward, ein Verräther, welchem Graf Puebla zu viel vertraut hatte, der als Kundschafter wirklich in Preußischem Sold stand, und alle Geheimnisse der kaiserlichen Gesandschaft, auch den in Wien entworfenen Kriegsplan an das Berliner Ministerium verrathen hatte. Er blieb auch bey bald darauf ausgebrochenem Kriege wirklich als ein Treuloser in Preußischen Diensten zurück. Mich hatte er verrathen, um den Wechsel pr. 1000 fl. in seinen Sack zu schieben. Dann sicher und erwiesen ist es, daß Graf Puebla meinen Wechsel wirklich nach Wien geschickt, und derselbe ihm den 24ten May 1755. aus meiner Administrationskasse bezahlt, mir auch nach erlangter Freyheit hier angerechnet wurde. Nimmermehr aber kann ich glauben, daß der Minister selbst diese 1000 fl. für sich behalten habe, obgleich in Wien das Geld wirklich von ihm selbst quittirt war, wie in der mir vorgelegten Rechnung zu lesen ist, die ich zum Beweise noch in Händen habe.

Nachdem nun Weingarten das Judenmädchen auf das genaueste ausgekundschaftet hatte, so stürz-

te der Schelm, um 1000 fl. zu erobern, mich in das Verderben, verursachte meiner Schwester Unglück und frühzeitigen Tod, und seine Verrätherey war Schuld, daß ein Grenadier gehenkt wurde; der andre hingegen 3 Tage Gassen laufen mußte.

Das Judenmädchen kam allein glücklich davon. Nach meiner erlangten Freyheit hat sie mir erst Nachricht und Aufklärung von dem ganzen Vorfalle gegeben. In Magdeburg hieß es: — Eine Jüdinn habe von meiner Schwester Geld geholt, und 2 Grenadiere bestochen, um mir durchzuhelfen; einer von ihnen habe es seinem Cameraden vertraut, und sey von demselben verrathen worden. Freylich durfte man in Magdeburg nicht anders sprechen; auch konnte niemand wissen, daß der kaiserliche Gesandschaftssekretair mich in Berlin verrathen hatte. Die treue Verbindung dieser Erzählung entdeckt aber die trockene Wahrheit. Mein Rechnungsbuch von der Wiener Administration zeigt, daß Minister Puebla die 1000 fl. wirklich einkassirt hat und die Jüdinn in Dessau lebt auch noch, welche die redenden Beweise führen kann.

Ihr armer Vater, welcher im Gefängniß saß, empfing mehr als 100 Prügel. Er sollte gestehen,

ob

ob ihm die Tochter nichts vom Complott vertrau't hätte, auch, wo sie hingeflüchtet sey; und starb erbärmlich in seinen Fesseln.

Solches Unheil verursachte ein Schurke. Und wer war Schuld daran? — Die Unvorsichtigkeit des Ministers Grafen Puebla.

Im Jahre 1766, folglich eilf Jahr nach diesem Vorfalle, erhielt ich die erste Nachricht von dieser redlichen Jüdinn, die ohne Weingartens Schelmstück unfehlbar meine Freyheit befördert hätte. Sie bath um die ihr versprochenen 1000 fl.

Ich war damals in der Reichsstadt Aachen, schrieb nach Wien an meinen Agenten Herrn von Weybrach, bath ihn, mit meinem Briefe zu Sr. Excellenz dem General Puebla zu gehen, welcher sich damals in Wien aufhielt, und ihn zu ersuchen, daß er mir meine 1000 fl. zurück zahle, weil die Jüdinn von ihm keinen Groschen und nichts als 2 Dukaten von Weingarten empfangen hätte. Meine Bitte war um so gerechter, weil Se. Excellenz über diese 1000 fl. in Wien selbst quittirt hatten. — Es beliebten aber Se. Excellenz, meinen Commissionair mit der empfindlichsten Grobheit abzuweisen — Se. Excellenz gaben mir gar keine Antwort auf meine trockne deutsche Zuschrift: und kurz gesagt! — Se. Excel-

lenz geruheten gnädigst mich um 1000 fl. Ärmer zu machen.

Ob aber die Erben Sr. Excellenz nicht schuldig wären, mir die 1000 fl. noch gegenwärtig mit Interessen zurück zu zahlen, da sie dieselben wirklich empfangen und einkassirt haben, solches überlasse ich dem gerechten Leser zu beurtheilen. Meine ganze Geschichte wird freylich gründlich erweisen, daß ich dreymal in Wien, eben so wie Joseph in Egypten, verrathen und in Berlin verkauft wurde. Sie erweiset auch, daß ich allein deshalb in Danzig und Berlin unglücklich wurde, weil ich sicher glaubte, die Gesandten, Residenten, und Legations-Sekretaire müßten wenigstens wohl geprüfte Staatsbürger, und keine Spitzbuben oder Seelenverkäufer seyn.

Aber ach! Nicht einmal das mir von ihnen geraubte bare Geld ist mir bis dato restituirt worden; und das persönliche Unglück, welches ihr Betragen mir verursachte, kann mir kein Monarch auf Erden mehr ersetzen.

Erzählen muß ichs aber dennoch in meiner Lebensgeschichte, welche, da es erwiesene Wahrheiten sind, nicht confiscirt werden kann, und die Documente und Beweise, daß Abramson in Danzig, und Weingarten in Berlin untreue Schelme

waren,

waren, kann ich noch gegenwärtig vor jedem Gerichte aufzeigen, und legaliter erproben.

Alle fühlende Seelen unter meinen Lesern bitte ich aber bey dieser Erzählung einige Augenblicke stille zu stehen und zu urtheilen, was meine Seele noch heute, da ich dieses niederschreibe, empfindet.

Ich selbst gerieth durch Weingartens Verrätherey in die ungeheuren Fesseln, die mich noch 9 Jahre folterten. Ein unschuldiger Mensch verlohr am Galgen sein Leben. Meine redliche Schwester hingegen mußte mir auf ihre Kosten das neue Gefängniß in der Sternschanze bauen lassen. Der Fiskus strafte sie um eine Summe, die ich nie erfahren habe. Ihre Güter wurden bald hernach gänzlich ausgeplündert und in eine Wüsteney verwandelt. Ihre Kinder geriethen durch diese Begebenheit in die bitterste Armuth, und sie selbst starb im Kern der Jahre, im 3ten ihres Lebens, von Gram und Verfolgung, durch ihres Bruders Unglück, und durch die Verrätherey der kaiserlichen Gesandschaft zu Grunde gerichtet.

Seliger Schatten einer rechtschaffenen Schwester, eines Schlachtopfers meines schrecklichen Schicksals! Ich war bisher zu ohnmächtig dich zu rächen; Weingartens Blut konnte meine Faust

nicht mehr besudeln: Ich hab ihn gesucht: hätte ich ihn auch am Fuße des Altars gefunden; Er war aber in Sicherheit: Und jetzt fault das Aas dieses Bösewichts bereits im Grabe. — Puebla fehlte aus Dummheit, und seine Berliner Gesandschaft hat dem, der ihn wählte, weder Ehre noch Vortheil geschafft. — Unglückliche Schwester! Hier bring ich dir also mein reines Dankopfer in stummen Buchstaben meiner laut schreyenden Lebensgeschichte. Gott lohne dir vollwichtig, falls jenseit des Grabes noch Lohn zu erwarten ist. Von Monarchen, die mich und dich mit Gleichgültigkeit mißhandeln sahen, haben ohnedies weder wir, noch unsre Kinder Gerechtigkeit oder Lohn diesseits so wenig als jenseit unsrer Gruft zu hoffen. Ruhe sanft edle Seele! Deines Bruders Feinde haben dich ermordet. Brudergefühl empöret noch mein Blut, wenn ich an dich denke, und männliche Schwermuthstränen rollen noch heute auf diese Turte, wenn ich mich als die Ursache deines unschuldigen Leidens und frühzeitigen Todes betrachte.

Dein Schicksal blieb mir im Kerker unbewußt; ich erhielt meine Freyheit; ich suchte dich, um dankbar zu seyn; und fand dich im Grabe. — Ich wollte deinen Kindern lohnen;

und

und fühllose Monarchen hatten mich so arm gemacht, daß es mir unmöglich war, auch diese Pflicht zu erfüllen.

Grausame Lage für einen ehrlichen Mann! — Alles was mich allein betraf, habe ich mit Großmuth verachten, auch überwinden gelernt. Nur das Schicksal meiner Schwester und ihrer ganzen Familie, die durch Weingartens Verrätherey unglücklich wurde, kann ich weder vergessen noch verschmerzen. Mein Auge weint; mein Herz pocht schwermüthig: Und so leicht ich Beleidigungen vergeben kann, die mich allein trafen, so freudig wollte ich mich noch heute in tausend Schwerter stürzen, die meiner gerechten Rache entgegen ständen, und Weingartensche Handlungen vertheidigen wollten.

Genug hiervon! Sogar der rechtschaffene Kaiser Franz vergoß Thränen, da ich Ihm diese schreckliche Geschichte in einer Audienz mit Wehmuth erzählte. Ich bemerkte Sein edles Gefühl: fiel Ihm von reinem Dank erschüttert zu Füßen. — Der bewegte Monarch riß sich los, verließ mich, und ich schlich in Betäubung zur Thüre hinaus.

Vielleicht hätte er mehr gethan, als mich bedauert. Er starb aber bald nach diesem Vorfalle;

und ich erzähle ihn hier, um seiner Asche ein reines Dankopfer zu bringen; um die Nachwelt zu versichern, daß Kaiser Franz ein edles erhabnes Gefühl und ein Menschenherz besaß. — Dieses ist das einige Beyspiel, welches ich in meiner großen Welterfahrung von Fürsten erlebt habe. Friedrich und Theresia, die mich hätten belohnen sollen, starben Beyde ohne mich zu kennen, ohne mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und jetzt bin ich schon zu alt, zu stolz, auch zu gleichgültig, um bey ihren Erben diesen Lohn zu verdienen. Erbitten will ich ihn nicht, weil ich ihn zu verdienen glaube; und um ihn legaliter zu fordern, kenne ich Richter und Advokaten zu gut; habe auch keine Armee zu meinem Beystande, wenn ich mein Recht fordern wollte. - Man verzeihe mir diesen Seitenschritt aus meinem Geleise. Kein ehrlicher Mann, der sich an meine Stelle setzen kann, wird mir denselben übel deuten. Trockne Wahrheit leitet meine Feder; und die Erinnerung einer solchen Begebenheit erschüttert die Seele des Weltweisen, und weckt den Menschen.

Nun weiter zur Sache.

In meinem Kerker erfuhr ich in den ersten Tagen gar nichts. Bald aber kam mein ehrlicher Gefhardt wieder bey mir Schildwache zu stehen. Da aber die Posten verdoppelt waren, und nunmehro zwey Grenadiere meine Thüre bewachten, so war das Sprechen ohne Gefahr fast unmöglich. Indessen gab er mir doch Nachricht von den beyden unglücklichen Cameraden.

Der König kam eben nach Magdeburg zur Revue. Er selbst ist in der Sternschanze gewesen, und hat in aller Eil das neue Gefängniß in derselben für mich zu bauen befohlen, auch die Ketten angeordnet, in die ich geschmiedet werden sollte.

Mein ehrlicher Gefhardt hatte seine Offizier sprechen hören, daß dieses neue Gefängniß für mich bestimmt sey. Er gab mir Wind davon; versicherte mich aber, daß es vor Ende des Monaths nicht fertig seyn könnte.

Ich faßte also den Entschluß eilfertig den Ausbruch meines Lochs in der Mauer zu beschleunigen, und ohne auswärtige Hülfe zu entfliehen.

Möglich war es, denn von meinem Bette hatte ich einen Strick verfertigt, den ich an eine

Kanone anbinden, und mich vom Walle herunter laſſen wollte. Ueber die Elbe wäre ich geſchwommen, und da die Sächſiſche Gränze nur eine Meile entfernt iſt, ſo wäre ich auch gewiß glücklich davon gekommen.

Den 26ten May wollte ich in die Nebenkaſematte herausbrechen. Da ich aber unter den Ziegelboden ſie herausarbeiten wollte, fand ich dieſelbe ſo feſt in einander gefügt, daß ich den Ausbruch auf den folgenden Tag verſchieben mußte. Der Tag brach wirklich heran, da ich müde und matt aufhörte; und wäre jemand zufällig am folgenden hinein gegangen, ſo hätte man das bereits aufgewühlte Loch gefunden.

Schrecklicheꝛ Schickſal! das mich aber in meinem ganzen Leben verfolgt hat, und mich allezeit in den Abgrund ſtürzte, wenn ich alle Hinderniſſe überſtiegen zu haben glaubte.

Der 27te May war ein neuer Unglückstag für mich. Mein Gefängniß war in der Sternſchanze geſchwinder fertig geworden, als man glaubte. Und eben, da die Nacht herein brach, und ich meine Anſtalt zur Flucht machen wollte, hielt ein Wagen vor meinem Gefängniſſe ſtill. Gott! Wie erſchrack ich! Du allein weißt es,

es, wie mir damals zu Muthe war: Schlösser und Thüren wurden geöffnet: In der Geschwindigkeit versteckte ich noch mein Messer zur letzten Nothhülfe an einen geheimen Ort auf dem Leibe, und in eben dem Augenblicke trat der Platzmajor nebst dem Major Du jour und einem Capitain in mein Gefangniß, mit zwey Laternen in der Händen.

Man sprach kein Wort, als — Ziehen sie sich an. Dieß war gleich geschehen. Es war noch meine Cordualsche kaiserliche Uniform — Hierauf reichte mir jemand ein Par Eisen, mit welchen ich mich selbst über Kreuz an Hand und Fuß schließen mußte. Dann band mir der Platzmajor mit einem Tuche die Augen zu; man griff mich unter die Arme, und führte mich in den Wagen. Aus der Citadell muß man nun durch die ganze Stadt und dann erst zur Sternschanze wieder hinaus fahren. Ich hörte nichts als das Geklirr der den Wagen umgebenden Bedeckung, in der Stadt aber einen gewaltigen Zulauf des neugierigen Volks, weil man ausgesprengt hatte, ich sollte in der Sternschanze enthauptet werden.

Gewiß ist es auch, daß verschiedene Leute, welche mich damals mit verbundenen Augen durch

durch die Stadt führen sahen, überall erzählt auch geschrieben haben, daß am 27ten May der Trenck in die Sternschanze geführt, und ihm daselbst der Kopf vor die Füße gelegt sey. Die Offizier der Garnison hatten auch den Befehl, dieses zu bekräftigen, weil niemand wissen sollte, wo ich geblieben war.

Ich wußte es leider! mein Schicksal ließ mich aber nichts merken, und da mir das Maul nicht zugestopft war, stellte ich mich, als wenn ich den Tod erwartete, und redete mit meinen Führern in einem Tone, der sie erschütterte, und ihren Monarchen eben nicht von der vortheilhaftesten Seite schilderte, daß er redliche Unterthanen durch einen Machtspruch ungehört verurtheilen könnte.

Man bewunderte meine Standhaftigkeit in eben dem Augenblicke, da ich den Tod durch die Hand des Büttels zu erwarten schien. Niemand antwortete das mindeste. Ihr Seufzen ließ mich allein Mitleid bemerken. Und gewiß ist es, daß wenige Preußen dergleichen Befehle gerne vollziehen.

Endlich hielt der Wagen still. — Man führte mich aus demselben in das neue Gefängniß. — Man löste mir bey dem Scheine einiger Lichter das Tuch von den Augen. — Aber

o Gott! Wie regte sich mein Gefühl, da mir zwey schwarze, dem Teufel ähnliche Schmiede mit einer Glutpfanne und Hammer bewaffnet, und der ganze Boden mit rasselnden Ketten bedeckt, in die Augen fielen.

Man griff sogleich zum Werke, und beyde Füsse wurden mir mit schweren Holzketten an einen eisernen in der Mauer befestigten Ring festgeschmiedet. Dieser Ring war 3 Schuh von dem Boden erhaben, folglich konnte ich links und rechts etwa 3 Fuß breit eine Bewegung machen. Dann ward mir um den nakten Leib ein handbreiter Ring geschmiedet, welcher mit einer Kette an einer eisernen armdicken Stange hing, die zwey Schuh lang war, und an deren beyden Enden man meine Hände in zwey Schellen befestigte, so wie es im Bilde am Titelblatte dieses 2ten Bandes meiner Lebensgeschichte zu sehen ist. Das ungeheure Halseisen ward mir dießmal noch nicht angelegt, und folgte erst im Jahr 1756.

Nun sagte kein Mensch gute Nacht. Alles ging in fürchterlicher Stille fort, und ich hörte nach einander 4 Thüren mit fürchterlichem Geraffel zuschliessen.

So verfahren Menschen mit dem unschuldigsten Menschen, wenn Menschen, die Fürsten

heis-

heissen, einmal Menschenmißhandlung gebiethen! Gott! Du allein weißt es, wie mir in solcher Lage mein von Verbrechen und Vorwurf freyes Herz pochte.

Hier saß ich ohne Trost und Hülfe, mir allein überlassen, auf dem nassen Fußboden in dicker Finsterniß. Die Fesseln schienen mir unausstehlich, eh ich mich an sie gewöhnte, und ich dankte Gott, daß man mein Messer nicht gefunden hatte, womit ich meinem Leiden in eben dem Augenblicke ein Ende machen wollte. Dieß ist noch ein wahrer Trost des unglücklichen ehrlichen Mannes, daß er über die Vorurtheile des Pöbels erhaben ist, und hiermit kann man dem Schicksal, auch Monarchen Trotz biethen.

Schildern kann meine Feder dem Leser nicht, wie ich in dieser ersten Nacht mit meinem Herzen, mit meinen Entschließungen kämpfte, auch den letzten Entschluß zurück hielt. — Ich sahe wohl ein, daß dieses Schicksal mir nicht auf kurze Zeit bestimmt sey, weil mir der nächst ausbrechende Krieg zwischen Oestreich und Preussen bekannt war, und das Ende mit Gelassenheit abzuwarten, schien mir unmöglich. Dabey hatte ich Ursache zu zweifeln, ob man sich am Ende noch in Wien für mich interessiren werde, weil

weil ich Wien aus Erfahrung kannte, auch wußte, daß die, welche meine Güter daselbst getheilt hatten, gewiß alles mögliche thun würden, um mir die Rückkehr zu wehren. Mit diesen Gedanken verfloß die Nacht. Der Tag erschien, aber nicht in seinem Glanze für mich. Dennoch konnte ich in der Dämmerung meinen Kerker betrachten.

Die Breite war 8 und die Länge 10 Schuh. Neben mir stand ein Leibstuhl; und 4 Ziegel waren in der Ecke in die Höhe gemauert, worauf ich sitzen, und den Kopf an die Mauer anlehnen konnte. Dem Ringe in der Mauer gegenüber an den ich angeschmiedet war, war ein künstliches Fenster in der 6 Schuh dicken Mauer angebracht, in der Form eines halben Zirkels, aber nur einen Schuh hoch, und zwey im Diameter. Von innen ging die Oeffnung aufwärts gemauert, bis an die Mitte, woselbst ein enges Drathgitter befestigt war. Dann lief die Abdachung gegen die Erde hinaus, wo man dieses Luftloch oder Fenster mit dicht an einander stehenden eisernen Stangen eben so wie inwendig versichert hatte.

Da nun mein Gefängniß in dem Graben des Hauptwalles gebaut, von hinten an denselben ge-

gelehnt, inwendig 8 Schuh breit und die Mauer 6 Schuh dick war, so stieß das Fenster beynahe an die Mauer des zweyten Walles; folglich konnte von oben her gar keines, von unten auf aber nur der Wiederschein des Tageslichts in meinen Kerker, besonders durch ein so enges Loch, hereinbrechen, welches dreymal mit Eisen und Gittern versehen war. Mit der Zeit wurde mein Auge aber dennoch so an diese Dämmerung gewöhnt, daß ich eine Maus konnte laufen sehen. Im Winter aber, wo die Sonne gar nicht in den Graben schien, war bey mir ewige Nacht.

Inwendig war vor dem Gitter ein Fenster, wovon die mittlere Scheibe zum Luftloch geöffnet werden konnte.

Neben mir stand ein hölzerner Leibstuhl, der alle Tage ausgetragen wurde, und ein Wasserkrug.

In der Mauer konnte man den Nahmen Trenck von rothen Ziegeln ausgemauert lesen, und unter meinen Füßen lag ein Leichenstein mit dem Todtenkopf, unter welchen ich gleichfalls begraben werden sollte, und mit meinem Nahmen bezeichnet. Mein Kerker hatte doppelte Thüren von zwey Zoll dicken eichenem Holze. Vor denselben war eine Art von Vorzimmer mit einem

Fen-

Fenſter, und dieſes abermals mit zwey Thüren verſchloſſen.

Weil nun der Monarch ausdrücklich befohlen hatte, daß mir durchaus aller Umgang, alle Gelegenheit mit Schildwachen zu ſprechen, ſollte abgeſchnitten werden, damit ich keinen mehr verführen könne; und deshalb der Kerker undurchdringlich gebaut werden müſſe, ſo war der Hauptgraben, in welchem mein Pallaſt prangte, von beyden Seiten mit zwölf Schuh hohen Palliſaden geſchloſſen, und allein den Schlüſſel zu dieſer fünften Thüre hatte der wachhabende Offizier. Mir ſelbſt blieb keine andere Bewegung übrig, als auf der Stelle, wo ich angeſchmiedet war, zu ſpringen, oder den obern Leib ſo lange zu ſchütteln, bis ich warm wurde. Mit der Zeit da ich mich an die ſchweren Feſſeln gewöhnte, konnte ich auch Seitenbewegungen von 4 Schuh machen, wobey aber die Schienbeine litten.

Das Gefängniß war binnen eilf Tagen mit Gips und Kalk ausgeweiſſet worden, und gleich ward ich hineingebracht. Nun glaubte jedermann, daß ich den neuen Mauerndampf in einem ganz verſchloſſenem Loche nicht 14 Tage ausſtehen würde. Ueber dieß ſaß ich beynahe ſechs Monathe lang beſtändig im Waſſer, welches

von dem ungeheuer dicken Gewölbe eben da, wo ich sitzen mußte, beständig auf mich herabträufelte. Ich kann auch meine Leser versichern, daß mein Leib in den ersten drey Monathen gar nicht trocken wurde; und dennoch blieb ich gesund.

So oft man zur Visitation kam, und dieß geschahe täglich um Mittag nach Ablösung der Wache, mußte man vorher die Thüren einige Minuten offen lassen, sonst löschte der erstickende Dunst der Mauer die brennenden Lichter in der Laterne aus.

In diesem Zustande saß ich nun von Freund, Hülfe und Trost verlassen, wo Denken meine einige Beschäftigung blieb, und wo sich in den ersten Tagen, ehe sich die Standhaftigkeit einzunisteln, und mein Herz zu versteinern fähig wurde, nichts als schreckhafte Bilder meinen von Schmerz und Wuth betäubten Begriffen vorspiegelten. Die Lage selbst konnte nicht reitzender zur Verzweiflung seyn, und ich weiß noch heute nicht die Ursache zu finden, welche meinen Arm zurück hielt, da ich doch über alle Vorurtheile wirklich erhaben, niemals die mindeste Furcht vor Vorfällen jenseit des Grabes empfunden habe; und auch niemals entschlossen war, jemand um Rath zu fragen, wenn es Zeit sey aus eben der

Welt

Welt Abschied zu nehmen, in welche ich auftrat, ohne daß mein Wille von irgend jemanden befragt wurde.

Mein Vorsatz war einmal dem Glücke zu trotzen, und meinen Sieg Trotz aller Hindernisse selbst zu erringen. Der Ehrgeitz, mir dereinst diesen Sieg selbst zuzueignen, war vielleicht die stärkste Triebfeder zu diesem Entschluß, welcher endlich durch wiederholte Prüfungen bis zu dem Grade des ächten Heldengeistes heranwuchs, dessen Sokrates im grauen Haare sich gewiß in solchem Gewichte nicht rühmen konnte.

Er war alt, hörte auf zu empfinden, und trank den Giftbecher gleichgültig. Ich hingegen war im Feuer der Jugend, und das Ziel schien auf allen Seiten weit entfernt, wo ich hinstrebte. Die gegenwärtige Art der wirklichen Leibes- und Seelenfolterm war von solcher Art, daß ich von meinem Gliederbaue wahrscheinlich keine Dauer erwarten konnte.

Mit solchen Gedanken rang ich, da es Mittag, und mein Käfich zum ersten Mahle geöffnet ward. Wehmuth und Mitleid war auf jeder Stirne meiner Wächter zu lesen. Niemand sprach ein Wort, auch nicht einmal guten Morgen, und fürchterlich war ihre Ankunft, weil sie mit den

ungeheuern Riegeln und Schlössern an den Thüren, deren sie noch nicht gewohnt waren, bey einer halben Stunde rasselten, ehe die letzte geöffnet wurde.

Man trug meinen Leibstuhl aus, brachte eine hölzerne Bettstelle oder eine Pritsche herein, nebst einer Matratze und guten wollenen Decke; zugleich auch ein ganzes Commißbrot von 6 Pfund, wobey der Platzmajor sagte:

Damit Sie sich nicht mehr über Hunger zu beklagen haben, wird man Ihnen Brot geben, soviel Sie essen wollen. Man setzte einen Wasserkrug von ungefähr 2 Maß dazu, schloß die Thüren zu, und überließ mich meinem Schicksale.

Gott! wie kann ich die Wollust schildern, die ich im ersten Augenblicke empfand, da ich nach eilf monathlichem wüthenden Hunger mich zum ersten Mahl satt essen konnte. Kein Glück schien mir im ersten Genusse vollkommener als dieses, und keine Mühle zermahlt die harten Körner geschwinder, als damahls meine Zähne das Commißbrot. Kein feuriger Verliebter, der lange geschmachtet, fällt begieriger in die Arme seiner ihm bereits übergebnen Braut; kein Tyger hitziger auf seine Beute, als ich im ersten Augenblicke

blicke auf meine Mahlzeit. Ich fraß; ich raſtete; ſtellte Betrachtungen an; aß wieder; fand mein Schickſal ſchon erleichtert; vergoß Thränen; brach ein Stück nach dem andern ab; und noch eh es Abend wurde, war mein Brot im Leibe.

Natur! welches Gefühl iſt mit allen deinen Bedürfniſſen verwebt! welche Wolluſt könnte der reiche Weltbürger genieſſen, wenn er nicht eher zur Tafel ginge, als bis er 24 oder 48 Stunden gefaſtet hätte.

Gewiß, man würde wenig Meiſterköche, wenig koſtbare Leckerbiſſen, die den Gaumen auf einen Augenblick kitzeln, bedürfen, wenn man ſich die Wolluſt im Eſſen durch Hunger verſchaffen wollte. Wie köſtlich ſchmeckte mir oft in meinem Leben ein Stück verſchimmeltes Brot; man mache den Verſuch freywillig, dann wird man mir für Lehren danken, die nur allein geprüfte Erfahrung mit dem wahrhaften probatum eſt geben kann.

Meine erſte Freude dauerte aber nicht lange; und gleich lernte ich, daß ein übertriebner Genuß ohne Mäßigung, Eckel hervorbringt.

Mein Magen war durch ſo langen Hunger geſchwächt; die Verdauung wurde gehemmt;

der ganze Leib schwoll auf; mein Wasserkrug wurde leer; Krämpfe, Koliken und zuletzt Durst mit unglaublichen Schmerzen, folterten mich bis zum andern Tage; und schon verfluchte ich die, welche ich kurz vorher deshalb segnete, daß sie mir satt zu essen gaben. Ohne Bett wäre ich in dieser Nacht gewiß verzweifelt. Meiner grausamen Fesseln war ich noch nicht gewohnt; die Kunst in denselben zu liegen, hatte ich noch nicht so gelernt, wie es mir endlich Zeit und Gewohnheit lehrten. — Ich konnte mich nur auf trockener Matratze sitzend krümmen. — Diese Nacht war eine der grausamsten, die ich je erlebt habe. — Am folgenden Tage, da man meinen Kerker öffnete, fand man mich in einem erbärmlichen Zustande, — wunderte sich über meinen Appetit — trug mir ein anderes Brot an. — Ich protestirte, weil ich keines mehr zu bedürfen glaubte. — Dennoch ließ man eines holen; gab mir zu trinken; zuckte die Achseln; wünschte mir Glück, weil ich allem Ansehen nach nicht lange mehr leiden würde, und schloß die Thüren wieder zu, ohne zu fragen, ob ich anderer Hülfe bedürfe.

Drey Tage verflossen, bis ich wieder den ersten Bissen Brot essen konnte. Indessen war die sonst starke standhafte Seele im kranken Leibe kleinmüthig, und mein Tod wurde beschlossen.

Meine Fesseln waren mir unerträglich, und ich konnte mir keine Möglichkeit vorstellen, mich an dieselben zu gewöhnen, und sie in die Dauer zu ertragen, um Rettung abzuwarten. Der bevorstehende Krieg war mir bekannt, den Frieden aber abzuwarten schien mir unmöglich.

Der König hatte befohlen, mir ein solches Gefängniß zu bauen, welches keiner Schildwache bedürfe, damit ich niemand verführen könne. Kurz gesagt! alles schien mir in den ersten Tagen der stürmenden Schwermuth eben so unausstehlich als unübersteiglich.

Ich fand tausend Gründe, die mich überzeugten, daß es nunmehro Zeit sey, meinem Leiden ein Ende zu machen. Und da mich, wie gesagt, niemand gefragt hatte, ob ich in die Welt kommen und gebohren seyn wollte; so glaubte ich auch, vollkommen berechtigt zu seyn, gleichfalls ohne jemand zu fragen, dieselbe zu verlassen, sobald mein Hierseyn unerträglich wurde.

Theologiſche Streitfragen will ich hier nicht entſcheiden. Wer mich tadeln will, der ſetze ſich an meine Stelle, falls er vermögend iſt ohne eigene Erfahrung richtig und nach dem eigentlichen Gewichte der Umſtände zu urtheilen. Auch im Wohlſtande habe ich den Tod nie geſcheuet, und folglich ſchien er mir in meiner damahligen Lage eine wirkliche Wohlthat.

Mit dieſem Gedanken ſchwanger dünkte mir wirklich eine jede Minute eine unzeitige Geduld und Thorheit; und länger unentſchieden zu warten, eine niederträchtige Zaghaftigkeit. Dennoch wollte ich den erſten Regungen eines verzweifelten Schmerzens noch mit aller möglichen Vernunft ausweichen; mir ſelbſt Zeit laſſen, alle Gründe und Gegengründe mit kaltem Blute abzuwiegen; und deshalb beſchloß ich noch acht Tage zu warten, beſtimmte aber den vierten July zu meinem unfehlbaren Sterbetag.

Indeſſen ſann ich auf alle mögliche Mittel, mir eigenmächtig zu helfen, oder in den Bajonetten meiner Wächter die Seele auszuhauchen.

Gleich am folgenden Tage ward ich bey Eröffnung meiner vier Thüren gewahr, daß ſie nur von Holz waren; und der Gedanke fiel mir ein,

mit

mit meinem aus der Citadell glücklich herüber gebrachten Meſſer die Schlöſſer auszuſchneiden, ſodann aber weiter meine Rettung zu verſuchen. Wäre dann kein Mittel, dann ſey es erſt Zeit, den Tod zu wählen.

Nun ward ſogleich der Verſuch gemacht, ob es möglich ſey, mich von meinen Eiſen zu befreyen.

Die rechte Hand brachte ich glücklich durch die Schelle, obgleich das Blut unter den Nägeln gerann. Die linke aber konnte ich nicht herausbringen. Ich wetzte mit einigen Stücken Ziegelſteinen, die ich von meinem Sitze losſchlug, ſo glücklich an dem nur nachläßig verſchmiedeten Stifte der Handſchelle, daß ich daſſelbe herausziehen, und auch dieſe Hand befreyen konnte.

Der Ring um den Leib war nur vermittelſt eines Hakens mit der Kette an der Armſtange befeſtigt; ich ſtemmte die Füße gegen die Wand und konnte ihn aufbiegen. Nun blieb mir noch die Hauptkette zwiſchen Mauer und Fuß übrig; ich drehete dieſelbe über einander; Kräfte hatte mir die Natur gegeben; ſprengte mit Gewalt von der Mauer weg, und zwey Gelenke zerſprangen auf einmal.

Von Fesseln frey, glaubte ich mich schon glücklich; schnell zur Thüre, suchte im Dunkeln die Spitzen der durchgeschlagenen Nägel um das auswendig befestigte Schloß, und fand, daß ich eben kein großes Stück Holz auszuschneiden hatte, um diese zu eröffnen; gleich nahm ich mein Messer zur Hand, und schnitt unten am Gerüste ein kleines Loch durch, fand die eichenen Bretter nur einen Zoll dick, folglich Möglichkeit alle 4 Thüren in einem Tage zu öffnen.

Hoffnungsvoll eilte ich nun zu meinen Eisen um sie wieder anzulegen; doch, ach Gott! was für Schwierigkeiten waren hier zu übersteigen.

Das zersprungene Gelenk fand ich nach vielem Herumtappen, und warf es in den Abtritt. Mein Glück war, daß man bis dahin gar nicht visitirt hatte, auch bis zum Tage der Unternehmung selbst, nicht visitirte, weil man keine Möglichkeit vermuthete. Ich band also mit einem Stücke von einem Haarbande die Kette zusammen.

Da aber die Hand wieder in die Schelle zurück sollte, war sie vom gewaltsamen Ausziehen geschwollen, und aller Versuch unmöglich. Die ganze Nacht wurde auch an diesem Stifte ge-

gewetzt, der aber so stark verschmiedet war, daß alle Arbeit vergebens blieb.

Der Mittag, die Visitierstunde erschien; die Noth, die Gefahr war da; der Versuch wurde erneuert, die Hand hinein zu zwingen, endlich gelang es mit Foltermartern, und man fand beym Hereintreten alles in Ordnung.

Indessen war es unmöglich die abgeschundene Hand wieder herauszubringen.

Den vierten July ward kaum die Thüre nach dem Visitiren geschlossen, so war auch schon die Hand aus der Schelle hinaus und alle Fesseln glücklich abgelegt. Sogleich ergriff ich mein Messer, und fing die Herkulsarbeit an den Thüren an.

In weniger als einer Stunde war die erste offen, weil sie einwärts aufging und die Querstange nebst dem Schlosse von aussen hangen blieb.

Aber, o Gott! wie schwer ging es bey der zweyten! Das Schloß war bald umschnitten; aber da die Querstange an demselben befestigt war, und die Thüre hinaus geöffnet werden mußte, so war kein anderes Mittel übrig, als sie über der Stange ganz durchzuschneiden.

Auch

Auch dieses ward durch eine unglaubliche Arbeit möglich gemacht; diese Arbeit aber fiel mir desto schwerer, weil alles im Finstern allein durch Greifen bewerkstelligt werden mußte. Meine Finger waren alle wund, der Schweiß floß auf den Boden, und das rohe Fleisch blutete in den Händen.

Nun fand ich das Tageslicht; ich stieg über die halbe Thüre; im Vorgemache war ein offenes Fenster, ich kletterte hinan, und sahe, daß mein Kerker in dem Hauptgraben des ersten Walles gebauet war. Vor mir sahe ich den Aufgang auf denselben, die Wache etwa 50 Schritte von mir, auch die hohen Pallisaden, die noch im Graben vor meinem Kerker zu übersteigen waren, ehe ich auf den Wall kriechen konnte. Meine Hoffnung wuchs, und meine Arbeit verdoppelte sich, da ich zur dritten Thüre griff, die wie die erste inwendig aufging, folglich nur die Umschneidung des Schlosses erforderte. Die Sonne ging unter, da ich auch mit dieser fertig war; die vierte mußte eben wie die zweyte in der Quere durchschnitten werden, meine Kräfte hatten mich aber bereits verlassen, und das rohe Fleisch in beyden Händen machte alle Hoffnung schwinden.

Nach-

Nachdem ich eine Weile gerastet, wurde dennoch auch diese angegriffen; wirklich war bereits bey einem Schuh lang der Schnitt fertig, da meine Messerklinge zerbrach, und hinaus fiel.

Allsehender Gott! wer war ich in diesem schrecklichen Augenblicke! Fand sich wohl jemahls eines deiner Geschöpfe mehr als ich zur Verzweiflung gerechtfertigt? Der Mond schien hell; ich sahe durch das Fenster mit starrem Blicke den Himmel an, fiel auf meine matten Kniee; suchte neuen Muth und Trost, und fand keinen, weder in der Religion, noch in der Weltweisheit.

Ohne der Vorsehung zu fluchen, ohne die mindeste Furcht weder vor meiner Zernichtung, noch vor der Gerechtigkeit eines Gottes, der unsres Schicksals Schöpfer ist, und der mir auch nur menschliche Kräfte in Vorfällen gegeben hatte, welche diese Kräfte weit überstiegen, empfahl ich mich dem möglichen Richter der Todten; ergriff das Stück meines Messers, und durchschnitt mir die Adern am linken Arm und Fuße; setzte mich ruhig in den Winkel meines Kerkers, und ließ mein Blut rieseln. Eine Ohnmacht bemeisterte sich meiner Sinnen, und ich weiß nicht,

wie lange ich in diesem Zustande sanft geschlummert habe.

Auf einmal hörte ich meinen Nahmen rufen, erwachte, und abermahls rief man draussen Baron Trenck!

Meine Antwort war — wer ruft? — Und wer war es? — Mein redlicher GrenadierGeshard, der mir auf der Citadell alle Hülfe versprochen hatte.

Dieser rechtschaffene Mann war über mein Gefängniß auf den Wall hingeschlichen, um mich zu trösten.

Er fragte — wie gehts? -- Ich antwortete, nachdem er sich zu erkennen gegeben — Ich liege im Blute, morgen findet ihr mich todt. — "Was sterben? erwiederte er. Hier ist viel "leichter für Sie zu entfliehen, als auf der Cita"dell. Sie haben gar keine Schildwache, und "ich werde schon Mittel finden, Ihnen Instru"mente zuzustecken. Können Sie sich nur her"ausbrechen, für das übrige lassen Sie mich sor"gen. — So oft ich hier auf der Wache bin, "will ich Gelegenheit suchen, mit Ihnen zu spre"chen. In der ganzen Sternschanze steht nur "eine Schildwache vor der Wache, und eine am "Schlagbaum. Verzweifeln Sie nicht! Gott

"wird

"wird Ihnen noch helfen; verlassen Sie sich "auf mich."

Nach einer kurzen Unterredung wuchs mein Muth. Ich sahe noch Möglichkeit zur Rettung; eine geheime Freude durchdrang meine Seele. — Gleich zerriß ich mein Hemd, verband meine Wunden, und erwartete den Tag, der bald hernach mit heiterer Sonne heranbrach.

Ich lasse hier meine Leser urtheilen, ob es ein bloßer Zufall, oder die Wirkung der Vorsehung war, daß ich in eben dem Augenblicke, da die Seele von mir hauchen wollte, noch Trost und Hoffnung erhielt. Wer rief den ehrlichen Gerhard eben damahls an mein Gefängniß? Denn ohne ihn hätte ich bey Erwachung aus meinem Schlummer, unfehlbar alle meine Adern durchschnitten, um meinen Entschluß zu vollziehen.

Nun hatte ich noch bis Mittag Zeit zu überlegen, was ferner zu thun sey. Was war anders für mich zu erwarten, als daß ich noch ärger gemißhandelt und eingeschmiedet werden müsse, als bisher geschehen war, sobald man meine zerschnittenen Thüren und zernichteten Fesseln finden würde.

Nach

Nach reifer Ueberlegung faßte ich also folgenden Entschluß, der mir glücklich und wider alles Vermuthen gelang. Ehe ich aber diesen erzähle, will ich nur einige Worte von meinem damahligen Zustande vortragen.

Meine Mattigkeit kann ich niemand schildern. Das Blut schwamm im Gefängnisse; und gewiß war nur noch wenig in meinen Adern übrig. Die Wunden schmerzten; die Hände waren von der ungeheuren Arbeit starr und geschwollen; und ohne Hemd stand ich da, weil es zu Verbindung meiner Adern dienen mußte. Der Schlaf überfiel mich, und kaum hatte ich Kräfte aufrecht zu stehen übrig. Indessen mußte ich wachen, um meinen Entwurf auszuführen.

Mit meiner eisernen Armstange stieß ich nun die Ziegelbank leicht auseinander, worauf ich saß, weil sie noch ganz neu gemauert war. Und alle Steine legte ich mitten in mein Gefängniß.

Die inwendige Thüre war ganz offen. Die obere Hälfte der zweyten verstrickte ich an Angeln und Schlosse mit meinen Ketten, so daß keiner hinübersteigen konnte.

Da nun der Mittag heran kam, und man die äußere Thüre öffnete, erschrack jedermann, daß die andre offen war. Man trat in das Vorgemach mit Erstaunen. Nun stand ich an der innern Thüre in der fürchterlichsten Gestalt mit Blut bedeckt, wie ein Verzweifelter da, hielt in einer Hand einen Stein, und in der andern das zerbrochene Messer, und rief — zurück! zurück! Herr Major! Sagen sie dem Commandanten, daß ich nicht länger in Ketten leben will. Er soll mich hier todt schiessen lassen. Herein kommt kein Mensch — Ich werfe und schlage 30 Mann todt, eh einer herein kommen kann — und für mich bleibt mir mein Messer. Sterben will ich hier; und das Trotz ihrer Gewalt.

Der Major erschrack — konnte sich nicht entschließen, und ließ den Vorfall dem Commandanten melden. Indessen setzte ich mich auf meinen Steinhaufen, und erwartete mein fernes Schicksal. Mein geheimer Entschluß zielte aber damahls wirklich nicht mehr auf Verzweiflung, sondern nur auf eine gute Capitulation ab.

Gleich darauf erschien der Commandant, General von Borck, nebst dem Platzmajor und einigen Officieren. Er trat in das Vorgemach;

sprang aber gleich zurück, so bald er mich zum Wurf bereit erblickte. Ich wiederholte, was ich dem Major gesagt hatte; und nun befahl er sogleich den Grenadieren, die Thüre zu stürmen. Das Vorgemach war kaum 6 Schuh breit, und nicht mehr als einer oder zwey konnten meine Verschanzung zugleich angreiffen. So bald ich aber den Arm aufhob, um mein Bombardement mit Steinen anzufangen, sprangen sie wieder zurück. Endlich war eine kurze Stille, nach welcher der alte Platzmajor an die Thüre trat, und nebst einem Feldprediger mich zu beruhigen suchte. Die Unterredung dauerte lange; wer aber von uns die besten Gründe vorbrachte, dieses überläßt meine Feder dem ungefähren Urtheile der Leser.

Der Commandant ward unwillig, und gab Befehl zum Angriff. Der erste Grenadier lag gleich auf der Erde, die andern aber sprangen vor dem Steinregen zurück und hinaus.

Der Platzmajor trat noch einmal herein mit den Worten, "Um Gotteswillen lieber Trenck! "was hab ich an Ihnen verschuldet, daß Sie "mich unglücklich machen wollen? Ich allein "muß verantworten, daß Sie durch meine Un"vorsichtigkeit aus der Citadell ein Messer mit

"her-

"herüber gebracht haben; beruhigen Sie sich, ich "bitte Sie? Sie sind noch nicht ohne Hoffnung "und ohne Freunde."

Meine Antwort war, — aber wird man mich nicht noch ärger mit Fesseln belegen als bisher? — Er ging hinaus, sprach mit dem Commandanten, und gab mir sein Ehrenwort: der ganze Vorfall sollte nicht weiter gemeldet werden, und alles beym alten bleiben. —

Hiermit war nun die Capitulation geschlossen, und meine Verschanzung überstiegen. Man sahe meinen Zustand wirklich mit Menschenliebe und Mitleiden an; visitirte die Wunden; ließ einen Feldscherer holen, der mich verband; gab mir ein anderes Hemd, und ließ die blutigen Steine wegräumen. Indessen lag ich wirklich halb entseelt auf dem Bette, mein Durst war grausam; man labte mich auf des Chirurgi Rath mit Wein; zwey Schildwachen wurden in das Vorgemach gestellet, und so ließ man mich ohne Eisen 4 Tage lang ruhig liegen. Man gab mir auch täglich eine Fleischsuppe zur Labung; wie mich diese erquickte, kann meine Feder nicht schildern.

Zwey Tage hindurch lag ich in immerwährendem Schlummer, und mußte, sobald ich erwachte, trinken, ohne daß ich jemals meinen Durst löschen konnte. Füße und Hände waren geschwollen, und meine Rücken- und Gliederschmerzen fast unerträglich.

Am fünften Tage waren die Thüren fertig, wovon die innere ganz mit Eisen beschlagen ward. Nun schmiedete man mich wieder so, wie zuvor in die Eisen, vermuthlich weil man keine grausameren nothwendig fand; die zersprengte Hauptkette an der Mauer allein, war stärker als die erste. Uebrigens hielt man redlich, was in der Capitulation versprochen war, und bedauerte wirklich mit Wehmuth, daß man laut königlicher Ordre mein Schicksal nicht lindern dürfe; wünschte mir viel Standhaftigkeit und Geduld, und schloß die Thüren zu.

Nun muß ich aber auch meinen Lesern die Art meiner Kleidung schildern. Weil die Arme an eine Stange angeschmiedet waren, und die Füße an die Mauer, so konnte ich weder Hemd noch Hosen ordentlich anziehen; es ward mir also das erstere mit offenen Nähten überall zusam-

sammen gebunden, so wie an meinem Bilde zu sehen ist. Und dieses geschah alle vierzehen Tage. Die Hosen aber waren auf beyden Seiten zugeknöpft. Ein blauer Kittel von grobem Commißtuche, der gleichfalls zusammengebunden werden mußte, bedeckte meinen Leib; ein Par wollene Commißstrümpfe und ein Par Pantoffeln dienten für die Füße. Die Hemden waren gleichfalls von Commiß-Leinewand. Wenn ich mich nun in dieser wirklich fürchterlichen Missethäterkleidung betrachtete, in welcher ich in Fesseln an die Mauer geschmiedet, nach Recht und Mitleid vergebens schmachtete; wann ich in meiner Herzens- und Gewissensprüfung nicht den mindesten Vorwurf fand, wodurch ich jemahls dergleichen Mißhandlung verdient hätte; wenn ich dann zugleich an mein glänzendes Glück in Berlin und Moskau zurück dachte, und die ganze Bürde und Schmach meines gegenwärtigen Zustandes eine Art gerechter Schwermuth hervorbrütete; welche auch den ächtesten Weisen und Helden im Unglücke zur Unthätigkeit, Verzweiflung oder Raserey bewegen kann, dann empfand ich wirklich das, was nur der ganz denken, aber nie schildern kann, welcher in meinem Falle gewesen, und so wie ich gegen Schicksalsstürme gekämpft hat.

Gewiß ist es aber, daß allein der Stolz, die Eigenliebe, oder vielmehr das unbegränzte Vertrauen auf meine gerechte Sache, besonders aber auf meine Entschlossenheit, auf die Kräfte meines arbeitsamen, erfindungsreichen Kopfes, in der Folge mein Leben erhalten haben. Die schwere Leibesarbeiten, der immer unruhige, mit Entwürfen beschäftigte Geist, um meine Freyheit eigenmächtig zu behaupten, erhielten zugleich meine Gesundheit. Und wer sollte glauben, daß man sich in meinen Fesseln dennoch täglich eine Bewegung verschaffen könne. Ich schüttelte nähmlich den Oberleib, und sprang mit den Füßen in die Höhe, bis mir der Schweiß über die Ohren lief. Müde schlief ich ruhig, und oft fiel mir der Gedanke ein; wie mancher General, der alles Ungemach der Witterung im Felde ausstehen muß, wie mancher von denen, die mich in den Kerker stürzten, würden heute wünschen, an meiner Stelle mit ruhigem Gewissen zu schlafen! Wie viel glücklicher bin ich als der, welchen Gicht- und Steinschmerzen Jahre lang im Krankenbette foltern! wie viel zufriedener kann ich meinen Zustand mit vorwurfsfreyer Seele betrachten, als der Uebelthäter, den die Gerechtigkeit zu den Fesseln verdammte, und

dessen

dessen innerer Richter ihm Trost, Ruhe, Hoffnung, auch das Mitleiden rechtschaffener Menschen versagt.

Man wird im Verfolg dieser Geschichte lesen, daß ich oft viel Gold in meinem Kästch heimlich eingemauert hatte, und gerne zuweilen 100 Dukaten für ein Stückchen Brot hergegeben hätte, — daß ich also wirklich Geld hatte, aber keinen Gebrauch davon machen konnte. War ich in diesem Falle nicht mit einem Geizhalse zu vergleichen, welcher bey seinem Geldkasten schmachtet, und gar keine Freude im Wohlthun suchet? Ich konnte ja in meinem Kerker bey meinem verborgenen Gelde eben so stolz, so neidisch, so mürrisch lächeln, als der Mammonsknecht, welcher bey seinen Dukaten ängstlich schwitzt; und noch mehr als dieser, denn ich war vor Räubern sicher.

In der That fand ich in meinem Zustande viel Aehnlichkeit mit einem solchen Geldnarren. Denn ich hatte öfters 400 Louisd'or in meinen Mauern vergraben, und konnte doch dafür kein Stückchen Brot kaufen, um den wüthenden Hunger zu stillen. Verglich ich mich nun in Gedanken mit dem, welcher seine Schätze weder für sich

genießen darf, noch andern mittheilen will, so war ich ein glücklicher Geitziger, welcher öfters Jahre lang nicht aus dem Zimmer geht, und seine Freude im Geldzählen findet.

Wäre jemals der Stolz meine Schwäche gewesen; so durfte ich mir ja nur vorstellen, ich sey ein alter Feldmarschall, welcher am Podagra im Bette gefesselt seufzt, und zwey Grenadier als Schildwachen vor seiner Thüre, Wer da! rufen hört. Mir widerfuhr ja noch mehr Ehre, denn ich hatte in dem letzten Jahre gar viere, die mich bewachten.

Der Ehrgeitz konnte mich ja auch kitzeln, wenn ich mir einbildete, daß sehr viel an mir müsse gelegen seyn, weil man mich so ämsig, so sorgfältig beobachtete; so sicher zu erhalten suchte.

Folterte mich Sehnsucht und Liebe, so empörte sich zuweilen die Leidenschaft bis zur Raserey; endlich siegte die Vernunft. Ich käuete die ehemals genossenen Freuden in Gedanken wieder; wählte eine von meinen gespielten Scenen in der Einbildungskraft nach Belieben und befriedigte so die Natur; schlummerte bey süssen Vorstellungen einer noch zu hoffen möglichen Zukunft ein, und träumete denn zuweilen eben so wol-

wollüstig im Kerker, als der wachende Türke in seinem Serail von den himmlischen Schönheiten.

Gewiß dachte ich auch allezeit in meinen Fesseln größer und edler; gewiß erkannte ich auch den Traum irrdischer Glücksgüter gründlicher, als die, welche mich in diese Fesseln stürzten; auch bewachten. Freyer war ich auch in meinem Gewissen, als viele, die bey Hofe Sklavenfesseln niederträchtig tragen, und die täglich zittern müssen, das zu verlieren, was sie ohne Verdienst durch Arglist erschlichen haben.

Auch die Besitzer meiner Sklavonischen Güter, welche mir von ihnen durch Arglist entrissen worden, und die sie gewiß noch mit Schande genießen, haben vielleicht nie so ruhig von meinem silbernen Service gegessen, als ich mein Commißbrot verzehrte.

Der Mensch, welcher denken und unterscheiden gelernt hat, kann demnach in allen Fällen des tobenden Schicksals noch Trost und Labung in sich selbst finden; wenn er bey genauer Prüfung entdeckt, auch erkennet, daß die, welche am glücklichsten zu seyn scheinen, es am wenigsten wirklich sind, oder dieses Glück weder zu erkennen, noch zu genießen wissen. Kein Uebel ist an sich selbst so groß, als es im ersten Anblicke einer

neu gereitzten Empfindung zu seyn scheint, und ich sage in meinen Gedichten aus geprüfter Erfahrung nicht ohne Grund.

Im Uebel selbst steckt noch ein Preis,
Wenn man ihn nur zu finden weiß.

Glücklich, wer harte Prüfungen des Schicksals so wie ich, ertragen hat, und noch als Lehrer für bedrängte Brüder auftreten kann!

Jüngling! der du dich im Wohlstande sicher glaubst, lis meine Geschichte mit Aufmerksamkeit und Anwendung, wenn ich vielleicht schon im Grabe liege! Lis mit Gefühl, und segne dann meine Asche, wenn du bey möglichen Vorfällen gute Lehren aus meinen Schriften gezogen hast.

Väter! die ihr dieses leset! sagt euren Kindern, daß ich in meiner blühenden Jugend eben so wenig wie sie, die Möglichkeit eines solchen Schicksals glaubte, welches mich getroffen, und bis jetzt verfolget hat. Ich war tugendhaft, ehrgeitzig, mit edlen Grundsätzen erzogen; arbeitete auch im Jugendfeuer mit angestrengtem Eifer, um klüger, auch besser als andre Menschen zu werden. Ich beging nie ein Verbrechen; war Menschenfreund; habe in meinem ganzen Leben niemand, auch sogar kein Mädchen betrogen;

diente

diente dem Vaterlande, auch ausser demselben jedem Staate treu, wo ich Brot fand; bin in meinem ganzen Leben nie berauscht gewesen; war kein Spieler, kein Nachtschwärmer, kein liederlicher Müßiggänger. Und dennoch gerieth ich durch Neid und Fürstenmacht in Umstände, in welchen nur ein Missethäter und wirklicher Böse-wicht seufzen sollte.

Brüder! flieht die Himmelsgegenden, wo der Gesetzgeber sich über die Gesetze hinwegsetzet, und wo Wahrheitliebe und Tugend als Verbrechen gemißhandelt werden können! und könnt ihr nicht nach Geschmack und Vernunft wählen, dann sucht in solchen Ländern so unbekannt als möglich zu bleiben. Bestrebt euch weder nach Beyfall noch Vorzug, noch Ehrenstellen, sonst seyd ihr, so bald man eure Fähigkeit, eure Verdienste bemerket, auch gewiß eben so, wie ich das unfehlbare Schlachtopfer der Verläumdung und der Tag- auch Brotdiebe; man schildert euch verdächtig; dann folgen Machtsprüche; und die reinste Unschuld wird weder Schild noch Waffen gegen böse Menschen finden, die Gewalt zu schaden besitzen, oder Fürstengunst durch Niederträchtigkeit erschlichen haben.

Grei-

Greise! die ihr hier einen Roman zu lesen glaubt! Mein Kopf ist auch schon grau, da ich dieses schreibe; leset mich, ohne deswegen die Welt zu verachten, weil sie an mir undankbar gehandelt hat. Ich habe auch noch gute Menschen gefunden, die mir im Unglücke beystanden. Aber am wenigsten fand ich sie da, wo ich Belohnung verdiente. Euch wünsche ich, daß ihr aus meinen Schriften edel denken, und eben so ruhig sterben lernet, als ich meine Seele, meine vorwurfsfreye Seele von mir hauchen, und vor dem Richter aller meiner Verfolger auftreten werde! Betrachtet den Tod als einen Uebergang von der Bewegung zur Ruhe. Die Welt hat wenig Reitze für den, welcher die Menschen so kennen lernte wie ich! Murret nicht gegen die Vorsehung; sie führte mich durch Stürme zum Hafen; durch Trübsale zur Selbsterkenntniß; und durch Unterdrückung das drängende Gefühl zum Erhabenen. Nur der kann allezeit gleichgültig zum Nichtseyn schreiten, welcher Ursachen fand, mit innerer Genugthuung zu empfinden, daß er hier war. Meine Lebensräder zerbrachen nicht in den Mistpfützen der Welt; sie führten mich in die aufgeklärten Gränzen der Scharfsicht; hier umzieht ein undurchdringlicher Nebel mein zum Forschen

schen gewöhntes Auge. Ich sahe heller als ich sehen sollte; jetzt umwölkt es der schwarze Staar im abgenutzten mechanischen Gliederbaue. Ich werde des Sehens müde; und beneide die wirklich nicht, die blind gebohren wurden, oder bis zum Grabe freywillig kurzsichtig blieben. Wie oft fragte man mich, was hast du gesehen? — Und wann ich die Wahrheit sagte, dann spotteten mich die Unerfahrnen als einen Lügner, und die, welche nicht gesehen seyn wollen, verfolgten mich als einen Sonderling oder Tollkühnen.

Greise! sag ich demnach — Lehrt euren Enkeln den Mittelweg, und sagt mit Gellert — Fritz bedarf nichts, er kommt in der Welt durch seine Dummheit fort.

Betrachtet [illegible]richen, unsre dem Titel nach grosen Mitbürger im Staate, und forscht, wodurch sie es wurden; dann lehrt eure Zöglinge erst, welchen Weg sie zum wahren Glücke wählen sollen, wann ihr zuvor selbst zu entscheiden wisset, worin eigentlich auf Erden das wahre Glück bestehe. Und dieses könnt ihr im fünften Bande meiner Schriften lernen, wohin ich alle die verweise, welche verstehen wollen, was ich hier sagen will.

Sch-

Helden! Leset meinen Macedonischen Helden im sechsten Bande, und schämet euch, wenn ihr die aufgedeckte Wahrheit findet! Monarchen! Die ihr in weitläufigen Staaten nicht alles sehen könnt, und zuweilen auch mit fremden Augen forschen müßt! sehet, daß sogar Preußens aufgeklärter und wirklich einziger Friedrich durch Verläumder und Wahrscheinlichkeit zum grausamsten Machtspruche konnte bewogen werden. Besser tausend Schuldige lossprechen, als einen einigen Unschuldigen verdammen — So dachte Titus. Und besser Titus im Leben, auch in der Nachwelt, als Alexander mit Klytus Blute besudelt heissen, und ganz Asien zittern machen.

Deutsche Recensenten! übt nun eure Tadelsucht an meiner Lebensgeschichte. Genug, die Wahrheit steht auf allen Seiten trocken da. Vermänteln hab ich nie gelernt; und tausend noch lebende Zeugen reden dieser Wahrheit noch das Wort.

Mein Sinnbild im Kerker auch in Freyheit, war eine Eule in der Nacht, wenn die andern Vögel schlafen, mit der Beyschrift:

Gestern

Gestern schiens, ich sey geschaffen
Aller Vögel Spott zu seyn.
Jetzt, da meine Feinde schlafen,
Seh' ich meine Thorheit ein.
Mensch! betrachte hier den Neid!
Alles währt nur eine Zeit.
Lerne von verfolgten Eulen,
Rachsucht durch Verachtung heilen,
Endlich kommt auch deine Nacht,
Die Verleumder schweigen macht.
Und in deinen Trauertagen,
Laß dir von der Eule sagen,
Wie sie über Thoren lacht!

Noch eines meiner Sinnbilder will ich hier anführen, weil es eigentlich hieher gehört.

Der Tyger wird kein Wild zerreissen,
Wenn er sich satt gefressen hat.
Nur Hunde werden niemals satt,
Und wollen nur zur Wollust beissen.
Wo Eigenmacht ein Land regiert,
Da beissen Menschen, wie die Hunde,
Der Sklavepudel kommandirt;
Fasan dient treu, mit leerem Munde.

Par force wird der Hirsch gehetzt,
Und alle, die nach Freyheit wittern.
Der Eitel wird nur hochgeschätzt,
Und darf nicht vor den Hunden zittern.
Der heißt im Staat ein großer Mann,
Der seine Brüder stolz kann plagen.
Weh dem, den solche Hunde jagen,
Und der nicht hundisch denken kann!

Aus dem dritten Bande meiner Schriften, muß ich bey Gelegenheit dieses moralischen Seitenschrittes im Zusammenhange meiner Erzählung, noch folgende Zeilen hier wiederholen, welche meine Trostgründe im Kerker schildern:

Hier in meiner Trauerhöhle
Hält mir die Vernunft das Licht.
Und mit vorwurfsfreyer Seele,
Fehlt es mir an Großmuth nicht.
Wenn Verläumdung zaumfrey wüthet:
Wenn der Trieb zur Welt mich nagt,
Wenn die Ruhmsucht Schwermuth brütet,
Bleibt mein Herz doch unverzagt.
Und weil das mich nicht verdammet,
Wird die Zeit mein Richter seyn.
Urtheil, das vom Pöbel stammet,
Macht mich weder schwarz noch rein.

Un-

Unglück ist ja kein Verbrechen;
Strafe schimpft nicht; nur die That.
Die gerechte Welt soll sprechen,
Was der Trenck verdienet hat.
Mancher trägt der Fesseln Last,
Den die reinste Tugend schmücket
Und der Scheim, dem alles glücket,
Wohnt verehret im Pallast.
Wer im Kerker edel denket,
Und im Unglück lachen kann,
Bleibt, wird gleich sein Recht gekränket,
In sich selbst ein grosser Mann.
Der Verdienste wahrer Lohn,
Stammt nicht von der Fürsten Thron.

Genug hiervon. Ich schreite zur Verbindung meines Vortrages, und sage, daß ich nunmehr nach dieser fehlgeschlagenen Unternehmung zur Flucht und wirklich wunderbaren Erhaltung meines Lebens, erst gründlich zu moralisiren anfing; und je tiefer ich nachsann, je mehr Trostgründe fand ich in mir selbst; je mehr Standhaftigkeit meine Leiden zu ertragen, und günstigere Gelegenheit zur Rettung abzuwarten.

Mein ehrlicher Grenadier Gefhardt hatte mich mit frischer Hoffnung beseelt. Ich beschäf-

tigte mich demnach mit Denken und neuen Entwürfen, um mir eigenmächtig zu helfen. Man hatte mir, um mich näher zu beobachten, eine Schildwache vor die Thüre gesetzt; und hierzu wurden allezeit die sogenannten Vertrauten, oder verheiratheten Landskinder gewählet; die ich aber, wie die Folge meiner Geschichte erweisen wird, leichter und sicherer zu meinem Beystande überreden konnte, als fremde Flüchtlinge. Denn der Pommer ist redlich und autwillig; folglich leicht zum Mitleiden zu bewegen und dahin zu locken, wohin man ihn haben will.

Indessen fing ich an, mich an meine anfangs unerträglichen Fesseln allgemach zu gewöhnen. Ich lernte meine langen Haare aufkämmen, auch endlich sogar sie mit einer Hand zu binden. Mein Bart, der nie rasirt wurde, hatte mir bereits in so langer Zeit ein fürchterliches Ansehn gegeben. Ich fing an, ihn auszurupfen. Die Schmerzen waren empfindlich, besonders um den Mund herum. Aber auch dieses ward Gewohnheit, und in den folgenden Jahren alle 6 Wochen oder 2 Monathe bewerkstelligt, weil die mit der Wurzel ausgerissenen Haare wenigstens einen Monath bedürfen, ehe sie von neuen hervorkeimen, und eben

so

ſo lange, bis man ſie wieder mit den Nägeln ausreiſſen kann.

Ungeziefer hat mich nie gequält; die groſſe Feuchtigkeit von der Mauer muß ihrer Entſtehung zuwider geweſen ſeyn. Geſchwollen war ich auch nie, weil ich mir Bewegungen, wie bereits oben gemeldet, zu verſchaffen wuſte. Bloß die immerwährende Dämmerung war mir unerträglich.

Uebrigens hatte ich zuvor viel in der Welt geleſen, gelernt, auch bereits geſehen und erfahren; folglich fand ich allezeit Stoff, meine Gedanken von Schwermuth zu entfernen, und durchdachte den meinen Ideen ſich ungefähr vormahlenden Gegenſtand in eben der Verbindung, und in aller ſeiner Ausdehnung eben ſo treffinnig, als ob ich denſelben in einem Buche durchläſe, oder auf das Papier niederſchriebe.

Gewohnheit brachte mich endlich ſo weit in der Denkkraft, daß ich ganze Reden, auch Fabeln, Gedichte und Satyren componirte, ſie mit lauter Stimme vor mir ſelbſt wiederholte, zugleich auch meinem Gedächtniſſe dergeſtalt einprägte, daß ich nach erlangter Freyheit im Stande war, gegen zwey Bände ſolcher künſtlichen Arbeit aus meinem Kopfe niederſchreiben.

So gewöhnt an Kopfarbeiten ohne Feder und Papier, verflossen mir die Trauertage wie Augenblicke. Und die Folge meiner Erzählung wird zeigen, wie eigentlich diese Arbeit mir auch im Kerker Achtung und Freunde, endlich auch die Erlaubniß auf Papier zu schreiben; Licht, und sogar die Freyheit zuwege brachte.

Alles dieses habe ich meinen in der Jugend durch strengen Fleiß erlernten Wissenschaften zu danken.

Ich rathe demnach allen meinen Lesern treulich, ihre Zeit eben so, wie ich anzuwenden. Reichthümer, Ehrenstellen und Glücksgüter kann jeder Monarch auch dem nichtswürdigsten und unfähigsten Menschen geben, auch wieder willkührlich wegnehmen, und in nichts verwandeln, aber mit aller Fürstenmacht keinen Gelehrten noch Rechtschaffenen machen; hingegen aber auch dem das nicht nehmen, was er ihm nicht geben kann.

Wie schön hat es demnach die Vorsehung verordnet, daß alles, was wir uns selbst geben können, Tugend, Wissenschaften und Arbeitsamkeit, ewig auch unser eigen bleiben, und weder Schicksal noch Welt uns dieselben schwächen, oder entreissen können. Dagegen aber alles das, was

uns

uns andre geben können, oder was man durch fremde Schwächen zu erhaſchen weiß, auch nur ein Traumgebäude iſt, welches jeder Zufall zerſtören, und uns das Eigenthum nehmen kann.

Auch ſogar Friedrichs Macht und Zorn, die ganze Legionen ſchlug, und Kriegesheere vernichtete, konnte mir im Kerker, und in Sklavenfeſſeln weder Ehre noch Seelenruhe, noch Großmuth und Standhaftigkeit ſchwächen. Ich trotzte aller Gewalt, geſtützt auf meine gerechte Sache; fand in mir ſelbſt Waffen zum Widerſtande, ſiegte zuletzt dennoch, und erſcheine gegenwärtig vor den Augen der richtig abwägenden Welt als ein Märtyrer der Tugend, als ein ruhmwürdiges Vorbild zur Nachahmung, und als ein gemißhandelter ehrlicher Mann mit erhabner Stirne, welche Fürſten und Verläumder beſchämet.

Die, welche mich drückten, vermodern ſchon im ſchimpflichſten Grabe; auch die, welche mich in Wien arm machten, und meine Richter waren, leben im Zuchthauſe, wie Krügel und Zetto, oder betteln Brot, wie Gravenitz und Doo. Meine reichen Güterbeſitzer ſind auch nicht ſo glücklich als ich, und müſſen da mit Schaam und Verwirrung die Augen niederſchlagen, wo ich oder meine arm gemachten Kinder mit vorzüglicher

Achtung und Ehre eintreten, und unser entrisse-nes Recht von jedem ehrlichen Manne bedauern sehen.

Muthig also Jüngling zur Arbeit! (denn ohne Arbeit kann sich niemand unzerstörbare Schätze sammeln.) Muthig sag ich, zur Arbeit, die ihren Lohn in sich selbst findet. Und wenn dich dann Schicksalsstürme treffen, dann folge meinem Beyspiele, lerne von mir im Unglücke lachen, und suche, wo möglich, ohne Erfahrung durch mich klug, redlich und, wenigstens im Alter, glücklich zu werden!

Ich kann übrigens mit überzeugter Gewißheit jeden Leser versichern, daß mir auch im Kerker die Jahre wie Tage verflossen. Nur zuweilen, wenn die Sehnsucht nach dem Genuß der schönen Welt erwachte, wenn die Triebe der Natur sich nach der edlen Freyheit drängten, wenn mein Ehrgeiz bey Betrachtung niederträchtiger Fesseln sich empörte, wenn ich meine Feinde siegreich, und meine Güterräuber im Wohlstande betrachtete, oder wenn ein Anschlag zur Flucht mißlang; — dann empfand ich Augenblicke, die zur Raserey und Verzweiflung reitzten, dann fühlte ich die ganze Bürde meines Zustandes. Wenn

ich

ich mich aber wehr- und schutzlos fand, wenn ich empfand, daß eben die Monarchinn, durch deren Dienst allein ich so tief gefallen war, mich im Unglücke gefühllos verließ; wenn ich an Zeiten zurück dachte, wo mein Wohlstand blühete; wenn ich mir vorstellte, daß mancher rechtschaffene Mann aus der grausamen Art meiner Strafe, mich als einen Missethäter beurtheilen könne, und mir alle Wege zur Rechtfertigung abgeschnitten waren — — O Gott! wie pochte dann mein Herz! Was hätte ich in diesen Augenblicken empörter Schmerzen nicht unternommen, um meine Feinde zu beschämen? Rache und Wuth rangen dann in meiner Seele gegen Gelassenheit und Geduld; dann hatte alle Weltweisheit ein Ende, und Sokrates Giftbecher wäre für mich eine Wohlthat gewesen.

Ohne Hoffnung ist der Mensch ein Unding. Wahrscheinlichkeit fand ich bey allen Vernunftschlüssen wenig für meine Rettung. Ich verließ mich aber auf mich selbst, auf meine Kunstgriffe, und auf meinen redlichen Grenadier Gebhardt, hoffte auch gewiß, mich eigenmächtig aus meinen Fesseln zu befreyen.

Der Hauptgrund zu meiner Erhaltung war die Liebe. Ich hatte einen Gegenstand in

Oeſterreich hinterlaſſen, und wollte noch für ihn in der Welt leben. Mein Gedicht im 2ten Bande meiner Schriften: Der gefangene Damon an Doris betitelt, erweiſet, wie ſtark dieſe Leidenſchaft in mir wirkte. Ich wollte meinen Gegenſtand weder verlaſſen, noch betrüben. Mein Daſeyn war ihm und meiner Schweſter noch nützlich, die für mich ſo viel gewagt, gelitten, auch verloren hatte. Für dieſe beyden Perſonen wollte ich alſo mein Leben erhalten; für dieſe war mir kein Schickſal unüberſteiglich, keine Geduld unerträglich — — Aber ach! — — Da ich nach 10 Jahren meine Freyheit wirklich erhielt, fand ich beyde ſchon im Grabe, und genoß die Freude nicht mehr, für deren Erwartung allein ich ſo viel ertragen hatte.

Uebrigens war mein Wahlſpruch zur Rechtfertigung aller Unternehmungen, die meine Flucht befördern konnten, dieſer — —

Wer in das Waſſer fällt, der ſchwimmt ja an das Land:
Wenn Maſt und Ruder bricht, dann ſucht der Schiffer Strand.
Ein Vogel, wann es glückt, wird aus dem Netz fliegen;
Und wer entfliehen kann, ſoll nicht in Feſſeln liegen.

Unge-

Ungefähr drey Wochen nach meiner letzten Scene, wo ich zu entfliehen suchte, kam mein ehrlicher Gefhardt zum erstenmal zu mir auf die Schildwache; weil man, um mich näher zu beobachten, einen Grenadierposten vor meine Thüre gestellt hatte. Und eben hierdurch erreichte ich meinen Zweck, auswärtige Hülfe zu finden, ohne welche alle Rettung unmöglich war.

Die erste Unternehmung hatte zu viel Aufmerksamkeit verursacht, da ich ein Gefängniß, welches mit Zuziehung so vieler Projektmacher und mit aller möglichen Vorsicht besonders für mich erbaut war, und von jedermann so undurchdringlich geglaubt wurde, schon am neunten Tage, nachdem man mich hinein gesperrt, durch 18stündige Arbeit zernichtet hatte.

Kaum war mein Gefhardt zum erstenmal bey mir auf dem Posten, so hatten wir freye Gelegenheit zur Unterredung. Denn, wenn ich mit einem Fuße auf dem Bettkasten stand, reichte mein Kopf bis an das Luftloch im Fenster. Er schilderte mir nun die ganze Lage meines Kerkers; und der erste Entwurf wurde gemacht, mich unter den Fundamenten desselben, die er

bauen gesehen, und nur 2 Schuh tief beschrieb, auszubrechen.

Vor allen Dingen mußte ich Geld haben. Dieses wurde auf folgende Art bewerkstelligt.

Er steckte mir nach der ersten Ablösung einen Draht zu, nebst einem Blatte Papier, welches um denselben gewickelt war. Dann ein Stück eines dünnen Wachsstockes, welches alles recht gut durch mein Drahtgitter hinein ging. Schwefel, Licht, und brennender Schwamm kam auch glücklich durch; eine Feder gleichfalls. Nun hatte ich Licht; stach mir in den Finger, und mein Blut diente zur Tinte.

Hier schrieb ich nun nach Wien an meinen ächten Freund, den damaligen Hauptmann von Ruckhardt; schilderte mit wenig Worten meinen Zustand, assignirte ihm 3000 fl. auf meine Kasse, und veranstaltete die Sache auf folgende Art.

Er sollte 1000 fl. zur Reise behalten, und den 15ten August positiv in Gummern, einem Sächsischen Städtchen, nur 2 Meilen von Magdeburg gelegen, eintreffen. Daselbst sollte er an eben diesem Tage um die Mittagsstunde, sich mit einem Briefe in der Hand sehen lassen. Ein

Mensch

Mensch würde ihm daselbst begegnen, welcher eine Rolle Rauchtabak in der Hand tragen würde, diesem sollte er 2000 fl. in Golde einhändigen, und dann wieder nach Wien zurückkehren.

Gefhardt erhielt eben diese Instruktion; und meinen Brief auf eben die Art durch das Fenster, wie er mir das Papier hineingesteckt hatte; schickte sein Weib mit demselben nach Gummern, und bestellte ihn glücklich auf die Post.

Nun stieg mein Muth mit jedem Tage; und so oft Gefhardt auf den Posten zu mir kam, wurden alle mögliche Anschläge gemacht, und alle Vorkehrungen zur Flucht getroffen.

Endlich erschien der 15te August. Es verflossen etliche Tage, ehe er wieder Schildwache bey mir stand. Wie hüpfte aber mein Herz, da er mir auf einmal zurief — — alles ist glücklich von Statten gegangen.

Da er abends wieder kam, wurde nun alles abgeredet, auf welche Art er mir das Geld zustecken könne.

Ich konnte bis an das Drahtgitter mit zusammengefesselten Händen nicht greifen; das Luftloch war auch zu klein. Es wurde also beschlossen, bey nächster Wache sollte er Calefaktordienste

dienste verrichten; dann aber bey Fällung meines Wasserkruges das Geld hinein, und mir zustecken.

Dieses wurde glücklich vollzogen. Aber wie erstaunte ich, da ich in demselben anstatt 1000 fl., die ganze Summe von 2000 fand; wovon ich ihm doch die Hälfte zu nehmen, erlaubt hatte.

Nur 5 Pistolen fehlten; und er wollte durchaus nicht mehr annehmen, weil er genug zu haben glaubte.

Ehrlicher Mann! Und das that ein Pommerscher Grenadier. Wie selten ist dein Beyspiel! —— Dein Nahme sey auch mit meinen Schriften, mit meinem Schicksale verewigt. Denn nie fand ich in meiner großen Welterfahrung eine so große uneigennützige Seele.

In der Folge habe ich ihn dennoch, aber mit Mühe überredet, die 1000 fl. ganz anzunehmen. Meine Geschichte wird aber erzählen, daß er sie nicht genossen hat, und daß sein dummes treuloses Weib sich selbst etliche Jahre nachher unglücklich machte. Sie litte aber allein; er hingegen gar nichts; weil er zu eben der Zeit im Felde stand, und ungestraft davon kam.

Nun

Nun hatte ich Geld, meine Anschläge auszuführen. Es wurde also der erste Entwurf gemacht, mich unter den Fundamenten des Gefängnisses auszubrechen.

Dieses geschahe auf folgende Art:

Zuerst mußte ich frey von Ketten seyn. Gefhardt steckte mir ein Par feine Feilen zu. Die Kapsel an der Fußschelle war so weit gemacht, daß ich sie bey einem viertel Zolle vorwärts ziehen konnte. Nun feilte ich inwendig das hineinpassende Eisen aus. Je tiefer ich dieses ausschnitt, je weiter zog sich die Kapsel herab, bis endlich das ganze inwendige Eisen, wo die Kette durchlief, ganz durchschnitten war. Dann zog ich dasselbe sammt den Fesseln heraus, war hierdurch frey, weil die Schelle aufging; die Kapsel hingegen blieb auswendig ganz. Hierdurch wurden die Füße von der Mauer frey; und es war unmöglich, bey der genauesten Visitation den Schnitt zu finden, weil man nur das äussere beleuchten und untersuchen konnte. Die Hände zwang ich alle Tage durch Zusammendrückung biegsamer, und brachte sie beyde glücklich aus den Schellen. Dann umfeilte ich das verschmiedete Gewinde, machte mir von einem aus dem Boden gezogenen, einen Schuh langen Nagel einen Schlüssel, und

wand

wand damit nach Belieben die Schrauben auf und zu; so, daß man bey dem Visitiren nicht das mindeste merken konnte. Der Ring um den Leib hinderte mich nicht. An der Kette aber, welche denselben an der Armstange befestigte, wurde ein Stück in der Mitte eines Gelenkes ausgeschnitten; und das nächst anschliessende an einem Orte dünner geschliffen, so, daß ich es durchstreifen konnte. Auf diese Art war ich von Fesseln frey. Mittags, wenn man visitirte, rieb ich etwas nasses Commißbrot auf dem rostigen Eisen, um ihm die Farbe desselben zu geben; dann schloß ich das offene Gelenk mit diesem Teige, ließ ihn an dem warmen Leibe über Nacht trocken werden und bestrich hernach den Ort mit Speichel, um ihm den Eisenglanz zu geben. Durch diese Erfindung war es unmöglich, den durchgeschnittenen Ort zu kennen, so, daß ich mit jedermann wetten will, daß ohne mit dem Hammer auf jedes Gelenk zu schlagen, niemand sehen kann, welches zerbrochen ist.

Nun konnte ich mich losmachen, wie ich wollte. Das Fenster ward nie visitirt. Ich machte also die beyden Haken los, womit es in der Mauer befestigt war; die aber alle Morgen wieder eingesteckt, und wohl mit Kalk verstrichen

strichen wurden. Dann ließ ich mir Eisendraht von meinem Freunde zustecken und versuchte, ob ich ein neues Drahtgitter flechten könnte. Auch dieses brachte ich zu Stande; folglich schnitt ich in der Mitte der Fenstermauer, wohin man nie sahe, das ganze Gitter aus, und lehnte das meinige an die Stelle. Hiermit war meine Communikation mit den Schildwachen offen, und ich erhielt frische Luft in den Kerker. Dann ließ ich mir alle erforderliche Instrumente zustecken, erhielt auch Licht und Feuerzeug; hängete meine Decke inwendig vor das Fenster, damit man kein Licht brennen sah, und konnte folglich inwendig arbeiten, wie ich wollte, weil von aussen niemand hineinsehen konnte.

Endlich, nachdem alles veranstaltet war, griff ich zum Werke.

Der Fußboden meines Kerkers war nicht von Stein, sondern 3 Zoll dicken eichenen Bretern, wovon man die obere Lage nach der Länge, die andere über die Quere, und die dritte wie die Obere übereinander gelegt hatte. Folglich war der Boden, das Holzwerk 9 Zoll dick, und mit halben Zoll breiten, auch bey einem Schuh langen Nägeln, in einander befestigt.

Wenn

Wenn ich nun oben um den Kopf herum ein wenig Luft machte, so diente meine eiserne dicke Stange zwischen den Händen am besten, dieselben heraus zu heben. Schliff ich sie sodann auf meinem Leichensteine, so war der beste Meissel fertig, um die Breter durchzuschneiden.

Nun wagte ich den ersten Schnitt, der aber oben über einen Zoll breit werden mußte, um in die Tiefe zu arbeiten.

Sobald dieses geschehen, zog ich das Stück Bret, welches gegen 2 Zoll dick unter die Mauer reichte, heraus; beschnitt es sodann von unten so weit, daß es oben genau zusammenpaßte; schmierte die Ritze mit Brot zu, streute Staub darüber, und fand, daß es unmöglich war, ihn beym Visitiren zu bemerken.

Hierauf arbeitete ich unten her mit weniger Vorsichtigkeit, und wurde bald mit diesem dreyfachen Boden fertig.

Hier fand ich nun einen feinen weissen Sandgrund, auf welchem die ganze Sternschanze gebaut ist.

Die Menge von Holzsplittern ward sehr mühsam und sorgfältig unter die untere Breter eingetheilt.

Ohne

Ohne auswärtige Hülfe konnte ich nun keine weitere Arbeit anfangen. Denn, wenn man einen lange Jahre hindurch festgelegenen Grund durchwühlet, bringt man das nie in die Oeffnung zurück, was hinausgeworfen wurde.

Mein Grenadier mußte mir also etliche Ehlen Leinwand zustecken. Hiervon machte ich mir 6 Schuh lange Würste, welche zwischen die eisernen Stangen durchgezogen werden konnten.

Diese füllte ich mit Sand; und so oft Gelegenheit in der Nacht war, und mein Gehardt Schildwache stand, schob ich sie hinaus, welcher sie denn vorsichtig leer machte, und hin und wieder unmerklich ausstreuete.

Sobald ich Luft hatte, ließ ich mir alle erforderlichen Instrumente zustecken, ja sogar Pulver und Bley, auch ein Par Sackpistolen, Messer, und ein Bajonett. Alles dieses fand sichern Raum unter dem Fußboden.

Dann fand ich aber, daß das Fundament meines Kerkers nicht zwey, sondern vier Schuh tief lag.

Um nun so tief hinunter zu steigen, und das Fundament unten her zu durchwühlen, und dann wegzubrechen, war Zeit, Arbeit und Vorsicht

nöthig, weil ich leicht gehört werden konnte. Alles ward aber dennoch möglich gemacht.

Das Loch, in welches ich so tief hinunter steigen mußte, war also 4 Schuh tief, und mußte so weit seyn, daß ich in demselben knien, arbeiten, und mich bücken konnte. Was für Mühe es koste, oben auf dem Boden zu liegen, und dann 4 Schuh tief den Kopf und Leib hinunter zu beugen, um den Sand mit den Händen hinaus zu werfen, ist unbeschreiblich; und erfordert Versuch, um sich einen Begriff davon zu machen. Inzwischen mußte es dennoch täglich, wenn ich arbeitete, geschehen, um an das Fundament zu kommen. Bey der Visitation war aber alles wieder hineingeworfen, und, um alles von aussen, auch meine Ketten wieder in Ordnung zu bringen, brauchte ich gewiß etliche Stunden Zeit. Das Beste war, daß ich mir einen Vorrath von Licht und Wachsstöcken angeschafft hatte. Da aber mein Gehardt öfters nur in 14 Tagen einmahl zu mir auf den Posten kam, so verzögerte sich meine Arbeit gewaltig. Und da das Sprechen aller Schildwachen bey Galgenstrafe verbothen war, wollte ichs nicht wagen, einen neuen Freund zur Hülfe zu suchen, um nicht verrathen zu werden.

Im-

Indessen litt ich in diesem Winter ohne Ofen gewaltige Kälte. Mein Herz war aber fröhlich, weil ich Aussicht zur Rettung sahe, und jedermann erstaunte über meine Munterkeit.

Gerhard steckte mir auch Mundprovision, meistens in geräucherten Würsten und Fleische zu. Dieses stärkte meine Kräfte. Und wenn ich nicht in der Mauer arbeitete, so hatte ich Papier und Licht; schrieb, dichtete, und machte Satyren. Folglich verfloß die Zeit, und ich war auch im Kerker vergnügt.

In dieser schlummernden Zufriedenheit ereignete sich aber ein Zufall, welcher beynahe alle meine Hoffnung vereitelt hätte, und dessen Erzählung fast unglaublich scheinen wird.

Gerhard hatte mit mir gearbeitet. Eben in der Morgenstunde, da er abgelöset ward, und ich mein Fenster wieder einsetzen und befestigen wollte, fiel mir dasselbe aus den Händen, und 3 Scheiben zerbrachen.

Vor der Ablösung kam er nicht mehr auf den Posten. Es war auch nicht mehr Zeit mit ihm zu sprechen, und Entwürfe zu machen. Ich saß also wohl eine Stunde in Verzweiflung, und in tausend Entwürfen betäubt da. Denn gewiß hätte man sogleich das zerschlagene Fenster gese-

hen, wohin ich in Fesseln gar nicht reichen konnte, folglich weiter visitirt, und das eingesetzte und nur angelehnte Drahtgitter gefunden.

Ich faßte also den Entschluß. Und da eben die Schildwache an meinem Fenster sich mit Pfeifen beschäftigte, redete ich dieselbe mit folgenden Worten an:

"Camerad! habt Mitleiden, nicht mit mir, "sondern mit einem eurer Cameraden, der un"fehlbar gehenkt wird, wenn ihr mir nicht bey"steht. Für einen geringen Dienst will ich euch "gleich 30 Pistolen aus dem Fenster hinaus wer"fen — —"

Er schwieg etliche Augenblicke — — — Dann sagte er ganz leise:

Hat er denn Geld?

Gleich zählte ich 30 Pistolen, und warf sie ihm hinaus.

Nun war die Frage, was zu thun sey?

Ich erzählte mein Unglück mit dem Fenster, steckte ihm in Papier das Maß zu, wie groß die Scheiben geschnitten seyn müßten. Zum Glück war der Kerl entschlossen, auch witzig, und die Pallisadenthüre im Graben am Tage durch Gleichgültigkeit des Offiziers nicht verschlossen. Er ließ sich von einem Cameraden auf eine hal-

halbe Stunde ablösen, lief in die Stadt, und steckte mir kurz vor seiner Ablösung die Scheiben glücklich zu; wofür ich ihm noch 10 Pistolen hinauswarf.

Bey der Visitation zu Mittag war nun alles wieder in Ordnung; mein Glaserhandwerk meisterlich vollbracht, und mein redlicher Gefhardt gerettet.

So vermag Geld alles in der Welt; und gewiß ist dieser Vorfall einer der merkwürdigsten in meiner Geschichte. Den Mann, welcher mir diesen großen Dienst leistete, hab ich nie wieder gesprochen.

Wie bange indessen dem Gefhard gewesen, ist leicht zu erachten. Er kam nach etlichen Tagen wieder auf den Posten zu mir, und erstaunte über den glücklichen Ausschlag noch mehr, da er den Mann, der ihn damahls abgelöset, kannte, welcher fünf Kinder hatte, und der vertrauteste alte Mann in der Compagnie war.

Nun ging die Arbeit vorwärts. Das Fundament ward von unten her leicht weggebrochen. Gefhard war aber durch diesen Vorfall so schüchtern geworden, daß er tausend Schwierigkeiten und Einwendungen fand, je mehr sich mein Loch

seinem Ausbruche näherte, und ich die Anstalten zur Flucht mit ihm vorkehren, und abreden wollte. Er bestand schlechterdings darauf, ich bedürfe äußerer Hülfe, um sicher fortzukommen, und nebst ihm nicht unglücklich zu werden. Es ward also folgendes beschlossen, welches aber eben meine Anschläge, und saure 8 monathliche Arbeit zernichtete.

Ich schrieb abermahls nach Wien an meinen Freund Ruckhard; assignirte ihm Geld, und bath ihn, er solle abermahls in Gummern erscheinen, und dann zu bestimmter Zeit 6 Tage nach einander mit 2 ledigen Reitpferden an dem Glacis bey Kloster Bergen in der Nacht bereit stehen, um mir weiter zu helfen. Alles sey zu meiner Flucht fertig.

Binnen diesen 6 Tagen nun hätte Gefhardt schon Mittel gefunden, den Posten bey mir zu erhalten, oder zu tauschen; folglich lebte ich nunmehro, aber leider! nur 3 Tage lang, in der süssesten und sichersten Hofnung.

Denn ach! es war meine Rettung noch nicht von der Vorsehung beschlossen — — — Gefhardt schickte sein Weib nach Gummern mit dem Briefe — — Dieses dumme Weib sagte zum Postmeister: ihr Mann habe einen Prozeß

in

in Wien, und er möchte die Güte haben, und diesen Brief sicher bestellen, wofür sie ihm 10 Reichsthaler in die Hand drückte.

Der Sächsische Postmeister argwohnte aus dieser Freygebigkeit natürlicher Weise ein Geheimniß; öffnet den Brief, sieht den Inhalt, und anstatt ihn zu befördern, oder bey möglichem Argwohn ihn nach Dreeden an seinen Herrn zu schicken, wird er ein Verräther, und bringt ihn dem Gouverneur in Magdeburg. Dieser war damahls der Herzog Ferdinand von Braunschweig, und eben gegenwärtig.

Wie erschrack ich aber, da etwa um 3 Uhr Nachmittags, der Herzog selbst mit einem großen Gefolge in mein Gefängniß trat, mir meinen Brief vorzeigte, und mit einer gebiethenden Stimme fragte: wer mir diesen Brief nach Gummern getragen habe?

Meine Antwort war — — — Ich kenne ihn nicht.

Gleich ward die allerschärfste Visitation vorgenommen. Schmiede, Zimmerleute, Maurer traten herein, und nach einer halben Stunde Arbeit, fand man weder mein Loch im Boden, noch das mindeste an den Ketten. Am Fenster allein entdeckte man das falsche vorgesteckte

Drahtgitter, welches auch sogleich mit Bretern verschlagen, und nur ein Luftloch von etwa 6 Zoll breit in demselben gelassen wurde.

Nun fing der Herzog an zu drohen — — Ich antwortete mit Standhaftigkeit: ich habe die Schildwache nie gesehen, welche mir diesen Dienst geleistet, auch nie nach dem Nahmen gefragt, damit ich ihn nie unglücklich machen könne.

Endlich, da alle Vorstellungen bey mir nichts wirkten, sagte der Gouverneur mit einem liebreichen Ernst — — —

Trenck! Sie haben immer geklagt, Sie wären nie verhört, noch gesetzmäßig gerichtet worden. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie sollen sogleich beydes erhalten, und ich lasse Ihnen sogleich alle Eisen abnehmen, sobald Sie mir den Mann nennen, welcher Ihnen diesen Brief bestellet hat.

Hierauf antwortete ich mit männlicher Standhaftigkeit — — Gnädiger Herr! Jedermann weiß, daß ich diese Mißhandlung in Fesseln an meinem Vaterlande nicht verdient habe. Mein Herz ist vorwurfsfrey. Ich suche Rettung, wo, und wie ich kann — — Dann

aber

aber, wenn ich Ihnen den mitleidigen Mann nennen könnte, welcher mir aus Menschenliebe beygestanden hat; dann, wenn ich mein Glück durch fremdes Unglück zu befördern, niederträchtig genug dächte; nur dann verdiente ich in gegenwärtigen Fesseln als ein Schurke zu verschmachten. Machen Sie übrigens mit mir, was Sie wollen und sollen. Denken aber dabey, daß ich noch nicht ganz verlassen, und noch Rittmeister in der Armee bin, und Trenck heiße.

Der Herzog stutzte, drohte, ging hinaus; und wie mir hernach erzählt ward, hat er draussen gesagt:

Ich beklage ihn, und bewundere seine Standhaftigkeit.

Inzwischen war es für einen so klugen Herrn ein großes Versehen, daß er diese Unterredung, die ziemlich lange dauerte, und die ich hier nur kürzlich berühre, vor der ganzen Wache mit mir hielt. Dieses setzte mich in ein solches Vertrauen bey allen gemeinen Soldaten der ganzen Garnison, weil sie sahen, daß ich keinen verrieth, daß nunmehro die Bahn gebrochen war, in der Zukunft bey einem jeden Hülfe und Achtung zu finden. Besonders, da der Herzog sagte, er

wisse, daß ich Geld versteckt, auch wirklich bereits unter Schildwachen ausgetheilt habe.

Kaum war eine Stunde vergangen, so hörte ich ein großes Geräusch vor meinem Gefängniß. Ich lauschte; und was war es? Ein Grenadier hatte sich an den Pallisaden meines Kerkers mit seinem Haarbande erhängt.

Der Officier von der Wache kam noch einmahl mit dem Platzmajor herein, um eine Laterne abzuholen, die man vergessen hatte. Im Hinausgehen sagte er mir heimlich — — Es hat sich schon so eben einer von ihrem Complott erhängt.

Wie erschrack ich; weil ich nicht anders glaubte, als es müsse mein ehrlicher Gerhardt seyn.

Nach einer tiefsinnigen, schwermüthigen und kurzen Ueberleaung fiel mir bey, was mir der Herzog versprach, falls ich ihm den Mann nennen wollte, der meinen Brief bestellt hatte — — Ich klopfte also an die Thüre, und forderte den Offizier zu sprechen. Er kam an das Fenster, fragte was ich wollte — — — Und ich sagte — — Er möchte dem Gouverneur melden, man solle mir Licht, Tinte, Papier und Feder herein

herein geben, so würde ich ihm allein mein ganzes Geheimniß schriftlich entdecken.

Dieß geschahe — — Und gegen Abend wurden meine Thüren geöffnet; man brachte mir Tinte, Feder, Papier und Licht, gab mir auch eine Stunde Zeit, schloß wieder zu, und ging davon.

Nun setzte ich mich nieder, schrieb auf meinem Leibstuhl, und wollte den Nahmen Gefhardt nennen, weil ich ihn gewiß todt glaubte. Die Hand zitterte aber, und all mein Blut drang mir zum beklommenen Herzen.

Ich stand auf, trat an das Fensterloch, und rief — —

Mein Gott! ist denn kein Mensch so redlich, mir den Nahmen des Mannes zu sagen, welcher sich jetzt erhängt hat, damit ich viele andere vom Unglücke erretten kann? — —

Das Fenster war noch offen, und ward erst am folgenden Tage vernagelt. Zugleich warf ich 5 Pistolen in ein Papier gewickelt hinaus — — Und sagte — — Freund! nimm dieß Geld, und rette deine Cameraden, oder geh hin, verrathe mich, und lade Blutschulden auf dich.

Man

Man hob das Papier auf; eine kurze Stille mit einigen Seufzern folgte — — — Gleich aber hörte ich eine leise Stimme.

Er hieß Schütz, von Ripps Compagnie.

Gleich schrieb ich Schütz, anstatt Gefhardt: ob ich gleich den ersten Nahmen nie nennen gehört hatte, und mit ihm in gar keiner Verbindung stand — — — So bald meine Schrift fertig war, rief ich nach dem Lieutenant. Man kam herein, empfing den Brief; nahm nur Schreibzeug und Licht weg, und schloß die Thüren zu.

Der Herzog hatte aber den Braten gerochen, daß ich mit mehreren müßte verstanden seyn. Es blieb also alles mit mir bey dem Alten, und ich erhielt weder Verhör, noch Kriegsrecht.

In der Folge habe ich folgende Umstände erfahren, welche dieses fast unwahrscheinliche Räthsel entwickeln. Nähmlich — —

Da ich noch in der Citadell saß, kam einst eine Schildwache auf den Posten vor mein Fenster, läsierte, fluchte und sagte laut: Der Teufel hole den vermaledeyeten Preußischen Dienst, — — Wenn nur der Trenck meine Gedanken wüßte,

er

er sollte gewiß nicht lange in seinem verfluchten Loche sitzen.

Gleich ließ ich mich in Unterredung ein, und diese fiel dahin aus: daß, wenn ich ihm nur Geld geben könne, um einen Kahn zu kaufen, mit welchem wir über die Elbe fahren könnten, so wollte er meine Schlösser bald durchfeilen, meine Thüren öffnen, und mich erretten.

Ich hatte kein Geld, gab ihm aber einen brillantenen Hemdknopf, der etwa 500 fl. werth war, und den man bey mir nicht gefunden, auch nicht vermuthet hatte.

Er hat sich aber bey mir nicht wieder gemeldet, und mich betrogen. Oft stand er nach diesem Schildwache bey mir; ich kannte ihn an der Westphälischen Aussprache; redete ihn an, erhielt aber nie Antwort.

Nun muß dieser Mensch meinen Hemdknopf verkauft, und etwa das Geld haben sehen lassen — —

Wie nun der Herzog von mir wegging, hat der wachhabende Lieutenant diesen Schütz angefahren und gesagt — — Du bist gewiß der Spitzbube, der des Trencks Briefe bestellt; denn

du

du hast seit langer Zeit viel Geld verludert, und Louisdore sehen lassen. Wo hast du diese hergenommen? — —

Schütz erschrickt — — hat kein gutes Gewissen — — argwohnt, daß ich ihn verrathen würde, weil er mich betrogen hatte; — — — kommt eben zur Ablösung auf den Posten zu mir — — nimmt sein Haarband in der ersten Betäubung, und erdrosselt sich vor meiner Thüre an den Pallisaden.

Welche wunderbare Fügung des Schicksals in dieser Begebenheit? Es strafte den Betrüger ein ganzes Jahr nachher, da er mich hintergangen hatte, und hierdurch allein ward der ehrliche Gerhardt gerettet.

Man hatte indessen meine Schildwachen verdoppelt, um mir das Hülfesuchen schwerer zu machen — — Gerhardt kam zwar wieder zu mir auf den Posten, hatte aber kaum Gelegenheit, etliche Worte ohne Gefahr zu sprechen. Er dankte mir für die Verschwiegenheit, wünschte mir Glück, und sagte, daß die Garnison in wenig Tagen in das Feld marschiren würde.

Wie erschrack ich bey dieser Nachricht! Mein ganzer Entwurf zur Rettung war abermahls vereitelt.

eitelt. Ich faßte aber bald frischen Muth, weil meine Minirung nicht entdeckt war, und ich noch bey 500 fl. Geld, auch Vorrath von Licht, und alle Instrumente bey mir wohl versteckt hatte.

Es dauerte auch nicht 8 Tage nach dieser Begebenheit, da wirklich der siebenjährige Krieg losbrach, und die Regimenter in das Feld rückten.

Der Major von Weyner kam zum letzten Mahl herein, und überlieferte mich dem neuen Major von der Landmiliz, Rahmens Bruckhausen, welcher der gröbste Flegel, und ärgste Dummkopf auf Erden war. Dieses Mannes werde ich noch öfters Erwähnung thun — — und seinen Charakter kann man in der Satyre im zweyten Bande meiner Schriften lesen, unter dem Titel — — Das Schicksal des Herrn Majors Kilian von Mops.

Nun verlohr ich alle meine alten Majors und wachhabenden Lieutenants, die mir alle ohne Ausnahme mit möglichster Achtung und Menschenliebe begegnet waren; und war ein alter Gefangener in einer neuen Welt.

Indessen wuchs mein Muth, weil ich wußte, daß sowohl Offizier als Gemeine einer zusammengeraf-

geraften Landmiliz, leichter zu bestechen sind, als die regulirten Soldaten. Hiervon fand ich auch bald als Menschenkenner die Gründlichkeit meiner Begriffe.

Es waren nur 4 Lieutenants erwählt, welche in Bewachung der Sternschanze abwechseln sollten. Und es dauerte nicht ein Jahr, so hatte ich drey davon in meinem Verständnisse.

Kaum aber waren die Regimenter in das Feld gerückt, so erschien der neue Commandant General von Borck in meinem Gefängniß, in Gestalt eines gebietherischen grausamen Tyrannen.

Es war ihm vom Könige ernsthaft aufgetragen worden, mit seinem Kopfe für meine Person zu haften; dagegen erhielt er Erlaubniß mit mir zu verfahren, wie er wolle.

Nun war der Mann ein wirklicher Dummkopf; ein Mensch mit einem gefühllosen Herzen, und ein materieller Sklav seiner Ordre. Dabey aber schüchtern, furchtsam und mißtrauisch; folglich bebte sein Herz, so oft er die Sache möglich glaubte, daß ich aus seinen Fesseln entfliehen könne. Uebrigens hielt er mich wirklich für den ärgsten Bösewicht und Vaterlandsverräther, weil sein Monarch mich so grausam verurtheilte,

theilte, und so unbegränzt mißhandeln ließ —— Seine Barbarey gegen mich war demnach auf seinen Charakter und auf seine niedrige Seele gestützt.

Er trat also in mein Gefängniß, nicht als ein Offizier zu einem unglücklichen Offizier, sondern als ein Büttel zu einem Missethäter. Gleich erschienen Schmiede, und legten mir ein handbreites ungeheures Eisen um den Hals, welches mit einer schweren Holzkette an der Fußschelle befestigt wurde.

Noch wurden zwey leichte Nebenketten an dem Ringe desselben befestigt, wie es in meinem Bilde am Titelblatte zu sehen ist; wobey ich wie ein Bär an der Kette herumgerissen ward. Mein Fenster ward zugemauert, bis auf ein kleines Luftloch, und endlich nahm er mir sogar mein Bett weg, gab mir kein Stroh, und verließ mich unter tausend Schmähworten auf meine Souveräninn, ihre ganze Armee, und auf mich selbst, wobey ich ihm aber kein Wort schuldig blieb, und ihn bis zur Raserey erbitterte.

Man stelle sich nun meine Lage in den Händen eines solchen Wütherichs vor! Mein Glück, meine einige Hoffnung war noch diese, daß

man das in der Fußschelle ausgefeilte Eisen nicht entdeckt hatte; folglich waren alle Ketten am Fußringe unbedeutend, und zugleich abgelegt. An Instrumenten sowohl, als an Licht, Feuerzeug, und Papier, hatte ich einen guten Vorrath. Und ob es gleich unmöglich war, bey doppelten Schildwachen in den Graben hinaus zu brechen; so blieb mir dennoch die Aussicht übrig, daß ich noch leicht einen wachhabenden Offizier durch Geld zu fernerer Hülfe gewinnen, und einen Erretter, so, wie in Glatz, finden könne.

Wären die Befehle des Monarchen buchstäblich vollzogen worden, so war mir alles unmöglich. Denn, laut derselben sollte mir alle Communikation mit Menschen abgeschnitten werden.

Zu dem Ende sollten die 4 Schlüssel von meinen Thüren, auch in vier verschiedenen Händen seyn. Einer bey dem Commandanten, der andre bey dem Platzmajor, der dritte bey dem Major du Jour, und der vierte bey dem Lieutenant von der Wache.

Folglich hätte ich nie Gelegenheit gefunden, mit jemanden allein zu sprechen. Im Anfange ward alles getreu vollzogen, ausser, daß

der

der Commandant ſich nur alle 8 Tage ſehen ließ.

Dann kamen ſo viele Kriegsgefangene in Magdeburg an, daß der Platzmajor ſeinen Schlüſſel dem Major du Jour übergeben mußte, und der Commandant blieb gar aus; weil die Citadell bey einer halben Stunde von der Sternſchanze entfernt war.

Nun ſaß in dieſer Sternſchanze auch nebſt mir der Preußiſche General von Wallrabe, gleichfalls ſeit dem Jahre 1746 im Arreſt. Er hatte aber im Innern derſelben ſein eigenes Haus, und 3000 Reichsthaler jährlich zu verzehren.

Bey dieſem mußte der Major du Jour nebſt dem wachhabenden Offizier zu Mittag eſſen, und blieb meiſtens bis gegen Abend bey ihm zur Geſellſchaft.

Mit der Zeit wurden dieſe Herren bequem, oder hatten Mitleiden mit mir, und gaben dem wachhabenden Lieutenant die Schlüſſel, wenn bey mir viſitirt werden ſollte.

Hierdurch erhielt ich allgemach die Gelegenheit, allein mit ihnen zu ſprechen, die ſie endlich ſelbſt ſuchten, auch fanden. Eben hieraus entſprangen die Folgen meiner Unternehmungen, die ich noch in möglichſter Kürze vortragen will,

um den Leser nicht mit Arrestantenkunstgriffen zu ermüden.

Es waren nur 3 Majors und Lieutenants, welche abwechselten, und die Borck hierzu ausgesucht und befehligt hatte.

Indessen war mein Zustand schrecklich. Mein Halseisen mit den ungeheuern Ketten hinderte mich an aller Bewegung, und losmachen durfte ichs noch nicht, bis ich nach etlichen Monathen die Stellen beobachtet hatte, wo man alles sicher glaubte, und nie visitirte.

Das grausamste war, daß man mir das Bett genommen hatte. Ich saß also auf dem Boden mit an die feuchte Mauer angelehntem Kopfe und mußte die Fesseln am Halseisen beständig mit einer Hand halten, weil sie mich entweder würgten, oder hinten am Genick die Nerven drückten; folglich Kopfschmerzen verursachten. Da nun die Stange zwischen beyden Händen allezeit die eine hinunter hielt, wenn die andre auf das Knie gestützt, die Halsfesseln erleichterte, so erstarrte mein Blut, und die Arme wurden so schwach, daß man sie wirklich schwinden sahe. Man kann sich auch vorstellen, wie wenig ich in solcher Lage schlafen und ruhen konnte.

Endlich überwog das Ungemach meine Leibes- und Seelenkräfte, und ich verfiel in eine schwere hitzige Krankheit.

Der Tyrann Borck blieb unbeweglich, und wünschte nur meinen Tod zu befördern, um der Sorge meiner Bewachung überhoben zu seyn — — Hier empfand ich erst, was eigentlich ein kranker Gefangener ohne Bett, ohne Erquickung, ohne Trost und Menschenhülfe ist. Die größte Seele, alle Vernunftschlüsse unterliegen da, wo der Gliederbau geschwächt wird; und mein damahliges Gefühl empört noch gegenwärtig mein Blut, wenn ich es auf diesen Blättern dem Leser schildern will.

Da ich aber einmal beschlossen hatte, mein Schicksal abzuwarten, männlich zu trotzen, auch noch immer Hoffnung zur möglichen Flucht vor mir sahe, überdieß wenn der Friede erfolgen würde, mich nicht ganz verlassen glaubte, so ertrug ich mehr als ein Weltweiser in meinem Falle dulden würde, der im Kerker Pistolen bey sich hatte.

Meine Krankheit dauerte bey zwey Monathen. Ich wurde so schwach, daß mir kaum Kräfte übrig blieben, um meinen Wasserkrug an den Mund zu bringen. Wer kann sich denken, was ein

Mensch leidet, der ohne Bett noch Stroh, in schweren Fesseln an allen Gliedern zwey Monathe lang auf der Erde im feuchten Kerker sitzet; der nichts als trockenes Commißbrot, und keinen Tropfen Suppe zur Labung erhält; den kein Arzt besucht, kein Freund tröstet, und der ohne Arzney und Menschenhülfe in solchem Zustande gesund werden muß.

Die Krankheit selbst ist Plage genug, um den Starken kleinmüthig zu machen. Und was litt zugleich bey mir die Seele in einem Zustande, den noch kein Bösewicht auf Erden so grausam erlitten hat. Hitze und Kopfschmerz, und der im Eisen verschwollene Hals brachten mich bis zur Raserey; und in solchen Anfällen waren Füße, Hände, und Leib wund gerissen — — Genug hiervon! Der lebendig Geräderte, welcher ohne Gnadenschlag auf dem Rade sterben muß, empfindet gewiß nicht, was ich zwey ganze Monathe hindurch fühlen mußte. Endlich erschien ein Tag, an den ich nur mit Schauder und Schrecken denken kann. Ich saß in der größten Hitze und Blutwallung, wo die Natur mit ihrer Zerstöhrung rang; und da ich trinken wollte, fiel mein Krug aus der Hand, und zerbrach. Nun mußte ich 24 Stunden warten, ehe ich wieder zu trinken erhielt.

erhielt. In dieser schrecklichen Lage hätte ich meinen Vater ermordet, um sein Blut zu lecken. Gerne hätte ich zuletzt meine Pistolen hervorgesucht, die Kräfte fehlten aber, mein fest verwahrtes Loch aufzubrechen; hauptsächlich hielt mich mein Ehrgeiz zurück. Ich wollte nicht im Kerker sterben, und wie ein jeder Schurke oder wirklicher Missethäter begraben werden.

Da man am folgenden Tage visitirte, hat man mich wirklich todt geglaubt, weil ich die Zunge aus dem Halse lechzend heraus gestreckt, ganz in Ohnmacht da lag. Man labte mich, fand Leben, und o Gott! mit welcher Begierde verschlang ich das Wasser aus meinem Kruge.

Man füllte ihn von neuen, wünschte mir Glück, daß mich der Tod bald von meiner Qual retten würde, und ging wieder davon. Indessen hatte man in der Stadt so rührend von meinem Zustande gesprochen, daß sich alle Dames, auch die Stabsoffizier der Garnison vereinigten, und den Tyrannen Bork bewogen, mir mein Bett wieder zu geben.

Wirklich ward ich von dem Tage an, da ich so bittern Durst gelitten, und so viel auf einmal trank, täglich stärker, und bald wieder zu aller Menschen Erstaunen, gesund.

Das Herz meiner Inspektionsoffizier hätte ich gewonnen, und nach 6 monathlichen schweren Leiden ging die Hoffnungssonne auf einmal wieder für mich auf.

Einer von den Majors vertraute dem Lieutenant Sonntag die Schlüssel. Er kam allein zu mir; sprach vertraut, schüttete mir sein Herz aus; klagte über Schulden, Mangel und Noth. Ich gab ihm 25 Louisdor. Und hiermit war unsre Freundschaft, und unser ewiges Bündniß geschlossen.

Allgemach wurden alle drey wachhabende Offizier meine Freunde. Sie saßen Stunden lang bey mir, wenn ein gewisser Major die Inspektion hatte, den ich gleichfalls ganz auf meine Seite zu ziehen wußte. Endlich kam es so weit, daß er selbst halbe Tage bey mir zubrachte.

Er war arm; ich gab ihm einen Wechsel auf 2000 fl., und hiermit war die Bahn gebrochen, um neue Unternehmungen anzufangen.

Geld war nothwendig; ich hatte unter die Offizier bald alles ausgetheilet, und in meiner Casse waren nicht mehr 100 fl.

Gleich fand sich Gelegenheit, ein gutes Projekt auszuführen.

Des Hauptmanns von K***, der Majorsdienste that, ältester Sohn war kassirt, brotlos, und sein Vater klagte mir seine Noth; ich schickte ihn zu meiner Schwester unweit Berlin. Diese gab ihm 100 Dukaten. Er kam zurück, und brachte mir die Nachricht von ihrer Freude; er hatte sie auf dem Todbette angetroffen; und sie schrieb mir in wenigen Zeilen, daß mein Unglück und die Berliner Verrätherey im Jahr 1755 ihre Armuth, auch nunmehrige zweyjährige Krankheit zuwege gebracht hätten. Sie wünschte mir Glück zur Rettung, und empfahl mir ihre Kinder; ist aber wieder besser geworden; hat den Obersten von Pape zum zweyten Manne gewählt; und starb im Jahre 1758. Ihre wahre Geschichte will ich nicht erzählen, weil sie der Asche Friedrichs keine Ehre macht, und mein eigenes Herz durch neue Erinnerung an das Vergangene, unversöhnlich machen könnte.

Nun kam K***n freudig mit Geld zurück. Alles ward mit dem Vater abgeredet. Ich schrieb an meine große Freundinn, die Kanzlerinn Gräfinn Bestuschef, auch an den Thronfolger Peter nach Petersburg; empfahl den jungen Menschen bestens, und bath um mögliche Hülfe für mich.

K*** reiſete nach Hamburg, von da nach Petersburg, ward ſogleich Hauptmann, bald darauf Major durch meine Empfehlung, handelte auch ſo redlich, daß ich wirklich durch einen Hamburger Kaufmann, welchen der alte K*** kannte, und zur Correſpondenz gewählt hatte, 2000 Rubel erhielt, welche mir die Kanzlerinn ſchickte. Er ſelbſt aber war in Petersburg für dieſen Dienſt reichlich beſchenkt worden, und hat ſein Glück gemacht.

Dem ehrlichen alten K*** welcher ein armer Teufel war, gab ich gleich 300 Dukaten, und er iſt bis zum Grabe mein dankbaker Freund geblieben. Eben ſo viel ward allgemach unter die Offizier ausgetheilet; und Lieutnant Glotin trieb es gar ſo weit, daß er die Schlüſſel dem Major zurückſtellte, ohne meine Thüren zuzuſchlieſſen, und halbe Nächte bey mir im Kerker zubrachte. Der Wache gab er von meinem Gelde zu trinken — — ſo ging alles eine Zeitlang nach Wunſch, und der Tyrann Borck wurde betrogen.

Man ſteckte mir Licht zu, gab mir Bücher und Zeitungen zu leſen. Meine Tage verfloſſen wie Stunden; und ich ſchrieb, las, und beſchäf-

tigte

tigte mich so gut, daß ich fast meinen Zustand vergaß.

Nur allein, wenn der dumme grobe Major Bruckhausen die Inspektion hatte, mußte alles behutsam zugehen. Der andere Major, Nahmens Z*** ward auch allgemach mein Freund. Ich gewann ihn als einen Geitzhals, weil ich ihm versprach, seine Tochter nach erlangter Freyheit zu heirathen, und ihm mit meiner Handschrift 10000 fl. versicherte, falls ich im Kerker sterben sollte.

Endlich kam es so weit, daß mir der Lieutenant Sonntag heimlich andere Handschellen machen ließ, welche so groß waren, daß ich die Hände bequem herausziehen konnte. Dieß konnte leicht geschehen, weil die Lieutenants allein, und kein andrer, meine Eisen visitirten. Alles war den alten ähnlich, und Bruckhausen war zu dumm, um etwas zu bemerken.

Alle übrige Fesseln konnte ich nach Belieben ablegen. Wenn ich also meiner Gewohnheit nach, Bewegung machte, so hielt ich die Ketten in der Hand, machte damit eben das Gerassel, und betrog die aufpassenden Schildwachen.

Das

Das Halseisen allein durfte ich nicht losmachen; es war auch viel zu kennbar zugeschmiedet. Es ward aber das obere Gelenk durchgeschnitten, so, daß das nächste durchgezogen werden konnte, und auf bereits von mir bemeldete Art mit Brot vorsichtig zugeschmiert. Folglich konnte ich nach Belieben meine Fesseln alle ablegen, und ruhig schlafen.

Kaltes Fleisch und Würste trug man mir gleichfalls heimlich zu; mithin war meine Lage ganz erträglich.

Nun fing ich auch an, für meine Freyheit zu arbeiten. Unter den drey Offizieren war aber leider! keiner, der das Herz hatte, für mich zu thun, was Schell in Glatz that, nähmlich mit mir von der Wache fortzugehen. Das benachbarte Sachsen war in Preussischer Gewalt, desto mehr Gefahr fand sich im Fliehen; und alle mögliche Vernunftschlüsse blieben bey solchen Leuten vergebens, die nichts wagen, und ganz sicher gehen wollten. Der Wille war bey Glotin und Sonntag gut; aber der erste war eine feige Memme, und der andere ein Skrupulant, der hierdurch seinen Bruder in Berlin unglücklich zu machen glaubte.

Ich hatte doppelte Schildwachen; folglich war es unmöglich, durch mein Loch, welches unter dem Fundament seit 2 Jahren fertig war, vor den Füßen derselben auszukriechen, noch weniger die 12 Schuh hohen Pallisaden im Graben vor den Augen der Wächter zu übersteigen.

Es ward demnach folgender Entwurf gemacht, der zwar Herkulesarbeit erforderte, aber gewiß möglich zur Ausführung war.

Der Lieutenant S*** hatte ausgemessen, daß von dem Orte, wo ich das Loch in meinem Boden fertig hatte, bis in den Eingang zur Gallerie im Hauptwalle 37 Schuh zu durchbrechen waren. Da nun mein Gefängniß an denselben stieß, so konnte ich unter den Fundamenten des Walles, neben dem Graben bis in denselben fortarbeiten, und da der Grund in feinem weissen Sande bestand, so war es um desto möglicher.

Sobald ich in diese Gallerie gelangen konnte, war meine Freyheit gewiß. Man unterrichtete mich, wie viel Schritte ich rechts und links zu gehen hatte, um in diesem Souterrein die Thüre zu finden, welche in den zweyten Wall führet. Dann hätte mir der Offizier an dem zu meiner Flucht, fest-

festgesetzten Tage, diese Thüren heimlich geöffnet. Allenfalls hätte ich Licht, Brecheisen und Bohrer bey mir gehabt, um alle Hindernisse zu heben, und dann mußte mir die Vorsicht und Geld weiter forthelfen.

Die Arbeit ward also angefangen, und dauerte über 6 Monathe. Ich habe bereits gesagt, wie schwer es fiel, das Loch, wo ich hinunterstieg, mit den Händen auszuschöpfen; denn jedes Instrument hätten meine Schildwachen rauschen gehört. Kaum hatte ich das Fundament hinter mir weggebrochen, und das alte Loch damit gefüllt, so fand ich, daß der Hauptwall wirklich kaum einen Fuß tiefes Fundament hatte, welches ein Hauptfehler einer so wichtigen Festung ist. Mir ward die Arbeit leichter, weil ich die Grundsteine meines Kerkers höher wegnehmen konnte, und nicht so tief zu arbeiten hatte.

Im Anfange ging das Werk vortreflich; ich konnte in einer Nacht bis 3 Schuh vorwärts arbeiten, so lange ich Raum hatte, den ausgegrabenen Sand wieder hinein zu bringen.

Kaum war ich aber 10 Fuß vorwärts, so empfand ich erst die Beschwerden. Denn ehe ich anfing, mußte zuerst das Loch, wo ich hinunterstieg,

stieg, mit der Hand ausgeleeret werden, welches schon etliche Stunden Arbeit erforderte. Dann mußte jede Hand voll Sand aus dem Kanal geholt werden, um auszuräumen, und weiter vorwärts zu miniren. Alles lag auf einem Haufen im Gefängniß, und mußte auf eben die Art, wie ichs herausgebracht, alle Tage wieder hineingeschafft werden.

Auf diese Art habe ich berechnet, daß, da ich einmal über 20 Schuh hinein gearbeitet hatte, binnen 24 Stunden gegen 1500 bis 2000 Klafter in der Erde auf dem Bauche kriechen mußte, um den Sand heraus und wieder hinein zu bringen. War ich dann hiermit fertig, dann mußte erst jede Ritze in meinem Fußboden genau ausgeputzt werden, daß man beym Visitiren den schneeweissen Sand nicht bemerken konnte. Dann ward erst der aufgebrochene Boden, und zuletzt die Fessein in Ordnung gebracht. Wenn ich nun auf diese Art einen Tag gearbeitet hatte, war ich so abgemattet, daß ich allezeit die drey folgenden ruhen mußte.

Um weniger Raum zu bedürfen, war mein Canal so enge gemacht, daß ich ganz eingedrängt kriechen mußte, und nicht einmal die Hand auf den Kopf bringen konnte. Ueberdieß

mußte alles mit nacktem Leibe geschehen, weil man das schmutzige Hemd bemerket hätte. Der Sand war auch ganz naß, weil man 4 Schuh tief schon Wasser findet, wo der grobe rauschende Kiessand anfängt.

Endlich fiel ich auf den Gedanken, mir Sandsäcke zu machen, weil ich dieselben geschwind heraus und herein bringen konnte. Die Offizier steckten mir zwar Leinwand zu, welche aber nicht hinlänglich war, und bey etwaniger Entdeckung zu viel Aufsehen gemacht hätte, woher so viel Leinwand in meinen Kerker gekommen sey.

Ich griff also zuletzt mein Bett an, legte mich in dasselbe, wann Bruckhausen visitirte, als ob ich krank sey; zerschnitt Strohsack und Bettlaken, und machte Sandsäcke.

Zuletzt, da ich mich dem Ausbruche näherte, war es fast nicht mehr möglich, mit der ungeheuern Arbeit fertig zu werden. Und oft saß ich in meinem Gefängnisse so ermüdet auf meinem Sandhaufen, daß ichs unmöglich glaubte, alles wieder hinein zu schaffen, und wirklich beschloß, die Visitation abzuwarten, ohne mein Loch zuzumachen. Ja, ich kann versichern, daß mir in 24 Stunden nicht so viel Zeit übrig blieb, ein

Stück

Stück Brot ruhig zu essen, wenn ich alles wieder in Ordnung haben wollte.

Kaum hatte ich aber eine Weile schwermüthig gerastet, so munterte mich der bisher glückliche Fortgang auf, die letzten Kräfte zu wagen. Ich griff von neuen an, und ward dennoch fertig; aber öfters kaum 5 Minuten vor dem Visitiren.

Da ich nun nur noch 6 bis 7 Schuh vom Ausbruche entfernt war, ereignete sich eine wunderbare Begebenheit, welche alles vereitelte.

Ich arbeitete, wie gesagt, unter den Fundamenten des Walles neben dem Graben, wo die Schildwachen standen.

Alle meine Eisen konnte ich ablegen, nur das um den Hals blieb mit dem daran hängenden Hacken fest, und war im Arbeiten, wo ichs festband, losgegangen; folglich hatte eine Schildwache das Klimpern in der Erde, ungefähr 15 Fuß weit von meinem Kerker, gehört. Sie hatte den Offizier herbeygerufen; man legte das Ohr auf die Erde, und hatte mich in derselben die Säcke hin- und herschieben gehört. Am folgenden Tage ward es gemeldet; und der Major, der eben mein bester Freund war, trat nebst dem

Platzmajor, einem Schmid und Maurer herein.

Ich erschrack; der Lieutenant winkte mir daß ich verrathen sey. Nun ging die Visitation an — — Kurz gesagt — — Die Offizier wollten nicht sehen; der Schmid und Maurer fanden alles ganz. Hätte man mein Bett visitirt, so wäre der halbe Strohsack und das Bettlacken vermißt worden.

Der Platzmajor war dumm, und hielt die Sache für unmöglich — — Er hatte also draussen der Schildwache, die mich belauschte, gesagt — — Du Esel! hast einen Maulwurf, aber nicht den Trenck in der Erde gehört. Wie wär es möglich, daß er so weit aus seinem Kerker arbeiten könnte? Und hiermit ging alles fort.

Jetzt war es nicht mehr Zeit zu säumen. Wäre man nur einmal abends zur Visitation gekommen, so hätte man mich bey der Arbeit gefunden. So klug war aber niemand binnen 10 Jahren. Denn Commandant, Platzmajor, und Bruchhausen waren kurzsichtige, elende Menschen; die andern hingegen wünschten mir alle Glück, und wollten nicht sehen.

Ich

Ich hätte drey Tage nach dieſem Vorfalle ſchon ausbrechen können; da ich aber eben an des Bruckhauſen, meines einzigen Feindes Inſpektionstage entfliehen wollte, um ihm einen Streich zu verſetzen, ſo hatte dieſer Schuft mehr Glück als Verſtand. Er war etliche Tage krank, und K*** mußte ſeine Dienſte verrichten.

Endlich erſchien er bey dem Viſitiren. Kaum war nun die Thür geſchloſſen, ſo griff ich zur letzten Arbeit; weil ich die letzten 3 Schuh nicht mehr den Sand herausbringen durfte, ſondern immer vorwärts zum Ausbruche arbeiten, und denſelben hinter mir durchwerfen konnte.

Man ſtelle ſich vor, wie ängſig ich wühlte.

Mein Schickſal wollte aber, daß eben die Schildwache, die mich vor etlichen Tagen in der Erde gehört hatte, wieder bey mir auf dem Poſten ſtand.

Dieſer von Ehrgeiz gekitzelt, weil man ihn einen Eſel geheiſſen, und er mich dennoch gewiß gehört hatte, legt ſich auf den Bauch, und hört mich abermals hin- und herkriechen. Er ruft den Cameraden: Sie melden es — Der Major

wird gerufen. Er erscheint; hört gleichfalls alles; geht jenseit der Palliſaden; hört mich nahe an der Thüre wühlen, wo ich eben in die Gallerie herausarbeiten wollte. Gleich wird diese Thüre geöffnet; man geht mit Laternen hincin, und lauert auf den herauskommenden Fuchs.

Da ich nun von unten her den Sand wegarbeite, und die erſte Oeffnung gewann, ſahe ich Licht, auch die Körper derer, die mich erwarteten.

Welcher Donnerſchlag für mich! Ich war verrathen; kroch alſo mit größter Mühe durch den hintergewühlten Sand zurück, und erwartete mein Schickſal mit Schrecken und Schauder; hatte aber dennoch die Gegenwart des Geiſtes, daß ich meine Piſtolen, mein Geld, meine Inſtrumente, Papier, Licht, auch etwas Geld unter den Fußboden verbarg, welchen ich allezeit wieder durchſchneiden konnte.

Mein meiſtes Geld war aber in verſchiedenen in den Boden, auch in das Thürgerüſte eingebohrten, und wieder gut zugeſchmierten Löchern verſteckt, und nichts ward gefunden. Hin und wieder aber waren in den Ritzen des Bodens kleine Feilen, auch Meſſer verborgen.

Kaum

Kaum war ich fertig, so rasselten die Thüren. Man kam herein, und fand den Kerker bis oben an mit Sand und Sandsäcken angefüllt. Die Handschellen aber, nebst den Stangen hatte ich in Eil angelegt, um ihnen glauben zu machen, daß ich mit denselben in der Erde gearbeitet hätte. Sie waren auch dumm genug, alles zu glauben; und hierdurch gewann ich schon einen Vortheil für die Zukunft.

Niemand war geschäftiger dabey, als der grobe dumme Bruckhausen. Er machte viele Fragen; ich gab ihm keine Antwort, ausser, daß ich ihn versicherte, daß vor etlichen Tagen schon der Ausbruch vollzogen wäre, wenn sein Glück ihn nicht hätte krank werden lassen. Und allein deswegen, weil ich ihm hätte den Possen spielen wollen, sey ich gegenwärtig unglücklich — — Dieß hat ihn auch wirklich so schüchtern gemacht, daß er in der Folge höflicher ward, und mich wirklich zu fürchten anfing, weil ich alles möglich zu machen wußte.

Die Nacht war da; es war unmöglich, den Sandhaufen hinaus zu schaffen — — — Der Lieutenant und die Wache blieben also bey mir. Ich hatte große Gesellschaft; und am Morgen erschien ein Schwarm Arbeiter, welche das in-

wendige Loch zuerſt ausfüllten. Dann wurde daſſelbe ausgemauert, und die durchſchnittene Bohle in des Fußbodens Oberfläche neu gemacht. Der Tyrann Borck kam gar nicht, weil er eben krank war; ſonſt wäre es mir viel ärger ergangen.

Am Abend deſſelben Tages waren die Schmiede auch ſchon mit ihrer Arbeit fertig. Alle Feſſeln wurden ſchwerer gemacht, als die erſten. Und anſtatt der Schelle über den Fußeiſen, wurden dieſelben mit Schrauben zuſammengezogen, und verſchmiedet.

Alles übrige blieb beym Alten. Bis zum folgenden Tage ward noch am Foßboden gearbeitet. Ich konnte abermals nicht ſchlafen, ſo, daß ich vor Müdigkeit und Schwermuth zu Boden ſank.

Mein größtes Unglück war, daß man mir wieder das Bett wegnahm, weil ich es zu Sandſäcken zerſchnitten hatte. Ehe man nun die Thüren zuſchloß, viſitirte mich Bruckhauſen und der Platzmajor bis auf den nackten Leib. Sie hatten mich öfters gefragt — — Wo ich denn alle Inſtrumente hergenommen hätte? — — Meine Antwort war — — Meine Herren. der Teufel iſt mein beſter Freund; er bringt mir

mir alles, was ich brauche. Wir spielen auch ganze Nächte Picket miteinander, und er bringt mir auch Licht. Sie mögen mich bewachen, wie sie wollen, so wird er mich doch aus ihrer Gewalt erretten.

Sie erstaunten; die andern lachten. Endlich da sie alles auf das genaueste durchgesucht und die letzte Thüre zugeschlossen hatten, rief ich: — — Meine Herren! kehren sie zurück! Sie haben etwas Wichtiges vergessen.

Indessen zog ich eine versteckte Feile aus dem Boden heraus — — und sagte bey ihrem Eintritte — — Ich habe Ihnen nur beweisen wollen, daß der Teufel mir alles bringt, was ich bedarf — — Man visitirte wieder — — und schloß zu. Unterdeß daß man an vier Schlössern arbeitete, hatte ich ein Messer, und 10 Louisdor hervorgesucht, weil ich mein Geld an verschiedenen Oertern versteckt hatte. Das meiste lag unter dem Boden.

Ich rief sie noch einmahl herein — — Sie kamen mit Murren und Fluchen zurück. Und nun gab ich ihnen Geld und Messer.

Ihre Verwirrung war unbegränzt. Ich hingegen lachte und spottete nur bey allem meinem Unglücke über so kurzsichtige Wächter;

und bald war ich durch sie in der ganzen Stadt, besonders bey dem Pöbel, als ein Zauberer und Schwarzkünstler, dem der Teufel alles zutrage, ausgeschrieen.

Ein gewisser Major Holzkammer, ein höchst eigennütziger Mensch, benutzte dieses falsche Gerücht. Ein vorwitziger dummer Bürger hatte ihm 50 Thaler angetragen, wenn er ihm nur erlaube, mich durch die Thüre zu sehen, weil er gerne einen Hexenmeister sehen möchte.

Holzkammer vertraute mir das Geheimniß, und wir vereinigten uns, diesem Bürger eine Nase zu drehen.

Alles war veranstaltet; er hatte mir eine ganz abscheuliche Larve, mit einer ungeheuern Nase, herein gegeben.

Sobald ich nun die Schlösser raffeln hörte, steckte ich die Larve vor das Gesicht, und stand in Zwerggestalt da.

Der Bürger erschrak, und wich zurück. Holzkammer sagte — — Geduld! wenn wir in einer Viertelstunde zu ihm gehn, so hat er wieder eine andre Gestalt. Dieß geschah — — Nun hatte ich mein Gesicht ganz weiß angestrichen, und stand im Hemde da, wie ein ausgezehr-

zehrtes Gespenst, mit niedergeschlagenen Augen — — Gleich zog er sich wieder zurück, und kam zum drittenmahl — — Jetzt hatte ich meine Haare unter der Nase zusammengeknüft, und eine zinnerne Schüssel auf die Brust gebunden — — Wie die Thüre aufging, stand ich vor derselben in schrecklich drohender Gestalt, und schrie mit donnernder Stimme — — Zurück Schurken! oder ich drehe euch allen die Hälse um.

Alles lief abgeredeter Maßen davon, und der vorwitzige, um seine 50 Thaler betrogene Bürger, zuerst.

Soviel ihn nun auch der Major bath, keinem Menschen ein Wort von dieser Begebenheit zu sagen, weil es auf das schärfeste verbothen war, niemand in die Sternschanze zu führen; so vergingen doch wenige Tage, und man sprach in allen Bierhäusern von meiner Zauberkunst; sogar der Bürger ward genannt, der mich in einer Stunde in dreyerley Gestalt gesehen, und noch viele andere Abenteuer dazu gelogen hatte. Die Sache kam vor das Gouvernement. Er ward citirt, befragt, und nannte den Major, welcher ihm diesen Gefallen erzeigt hatte; erboth sich sogar

zu einem Juramente, daß er dieſes wirklich geſehen habe, und berief ſich auf die Augenzeugen.

Holzkammer hatte deswegen Verdruß, und mußte etliche Tage Hausarreſt leiden.

Wir hatten aber hernach manches Gelächter über dieſen luſtigen Einfall, welcher viel von mir ſprechen machte. Beſonders, da bisher niemand begreifen konnte, wie es möglich ſey, daß ich Trotz aller Aufſicht, Feſſeln und Wächter, dennoch faſt all- Jahre neue Unternehmungen zur Flucht vollziehen, und alle, die meinen Kerker viſitirten, mit Blindheit ſchlagen könne.

Univ.-Bibl. München

Hieraus ſieht man, wie der leichtgläubige betrogen wird, und wie leicht Mirakel und Gaukelſpiele zu erfinden ſind; woraus eigentlich alle Geſpenſter- und Hexengeſchichten entſpringen.

Nach dieſer fehlgeſchlagnen Unternehmung, die länger als ein Jahr Zeit erforderte, und mich ſo geſchwächt hatte, daß ich wirklich einem lebendigen Gerippe ähnlich ſahe, würde die Schwermuth ſich gewiß aller meiner Seelenkräfte bemeiſtert haben, wann mir nicht die weitere Hoffnung zur möglichen Flucht, die ſich auf meinen wachhabenden Offizier, und bereits gewonnenen Freund ſtützte, friſchen Muth eingeflößt hätte.

Das

Das ärgſte für mich war der Verluſt des Bettes. Ich empfand auch bald die Wirkungen davon, verfiel abermahls in eine ſchwere hitzige Krankheit, in welcher ich gewiß umgekommen wäre, wenn die Majors und Offizier mir nicht alle mögliche Hülfe und Menſchenliebe erzeigt, und den Commandanten betrogen hätten. Der einige Bruckhauſen blieb Menſchenfeind, und ein blinder Sklave ſeiner erhaltenen Ordre. Am Tage, wenn er die Inſpektion hatt, wurden allein die ſtrengſten Befehle beobachtet; und von meinen Eiſen durfte ich mich nicht eher losmachen, bis ich einige Wochen die Oerter beobachtet hatte, wo er allein in ſeiner Dummheit viſitirte. Dann aber durchſchnitt ich die Gelenke, wo ich ſicher war, und verſtrich die Oeffnungen wieder mit meinem Brote eben ſo, wie ich bereits erzählt habe. Die Hände konnte ich allein herausziehen, beſonders, nachdem die ſchwere Krankheit alles Fleiſch vom Leibe verzehrt hatte.

Ein halbes Jahr verfloß, ehe ich meine Kräfte wieder erhielt, und zu einer neuen Herkulesarbeit greiffen konnte.

Endlich fand ich auch ein Mittel, den Bruckhauſen vom Kettenviſtiren abzuhalten, ſo, daß

er

er dieſes Amt allein dem wachhabenden Offizier überließ. Er hatte eine feine Naſe — — Wenn ich nun die erſten Schlöſſer raſſeln hörte, ſo machte ich durch meinen neben mir ſtehenden Leibſtuhl einen ſolchen Geſtank, daß er zurücktrat; endlich gar vor der Thür ſtehen blieb.

Bey einer Gelegenheit, wo er von Stolz aufgeblaſen, an einem Tage zu mir eintrat, da eben ein Courier mit der Nachricht einer gewonnenen Bataille eingeritten war, ſchimpfte und läſterte er ſo grob gegen alle Oeſtreicher, auch ſogar gegen meiner Souveräninn Perſon, daß ich endlich bis zur Wuth aufgebracht, dem neben mir ſtehenden Lieutenant den Degen von der Seite riß, und ihn an die Wand geſpießet hätte, wenn er dem Stoße nicht durch einen Sprung zur Thüre hinaus, ausgewichen wäre.

Von dieſem Tage an, war der Grobian ſo furchtſam, daß er ſich nicht mehr zum Viſitiren an mich heranwagte, ſondern allezeit zwey Mann mit kreuzweiß gefälltem Gewehr und Bajonetten vor ſich treten ließ, hinter welchen er an der Thüre ſtehen blieb.

Auch dieſer Vorfall war mir nützlich, weil ich niemand als ihn bey der Viſitation zu fürchten hatte.

Weil ich hier von diesem Manne etwas sage, so empfehle ich meinen Lesern die vorerwähnte Satyre, die ich auf ihn verfertigte. Und, um zu zeigen, wie seicht sein Verstand war, auch wie verächtlich ich ihm begegnete, will ich unter andern nur ein lächerliches Stückchen erzählen.

Ich fand nähmlich, da ich in der Erde minirte, eine 24pfündige Kanonenkugel, und legte dieselbe mitten in mein Gefängniß.

Er kam zur Visitation, und da er sie gewahr ward, fragte er mit Verwunderung — — Was Himmelschwerenoth ist das? — Meine Antwort war

„Es ist etwas von der Munition, die mir „mein Teufel liefert. Nächstens werden auch „die Kanonen ankommen, und dann sollen „Sie allein die Schwerenoth kriegen, auch „erfahren, was der Trenk ist — — —

Er stand erstaunt da; hat es gemeldet, und war so dumm, daß er nicht einmal urtheilen konnte, auf was Art eine solche Kugel natürlicher Weise in mein Gefängniß kommen konnte.

Die oben gemeldete Satyre habe ich auf ihn gemacht, da der verstorbene Landgraf von Hessenkassel Gouverneur in Magdeburg war, und ich be-

bereits Erlaubniß zu schreiben hatte; wie ich weiter unten erklären werde. Der Landgraf, welcher den Reckel kannte, ließ sie sich durch ihn selbst vorlesen; und seine Kurzsicht war so groß, daß er selbst mitlachte, und den Sinn gar nicht begriff, obgleich alle seine Waidsprüche darin angebracht, und ein Theil seiner wirklichen Geschichte, auch sein ganzer Charakter darin nach dem Original geschildert war. Der Landgraf dem sie sehr gefiel, hat mir das Manuskript davon nach meiner erlangten Freyheit, mit meinem Blute geschrieben, selbst zurück gegeben, um es mit meinen übrigen Schriften bekannt zu machen; und Major Mops, den ich im Leben nie fürchtete, sondern nur verachtete, weil er nebst dem Commandanten Borck der einige in meinem Vatrelande war, welcher wirklich Wollust an meinem Leiden empfand; kann auch in seinem Grabe, welches ihn bereits deckt, über meine Federgeburten nicht mehr zürnen.

Im Zusammenhange meiner Geschichte muß ich folgendes erinnern. Zu eben der Zeit, da mein Anschlag zur Flucht mißlang, kam ein gewisser General von Krusemarck zu mir in das Gefängniß, mit welchem ich als Kornet der Garde du Korps ehemals in vertraulicher Brüderschaft

ge-

gelebt hatte. Dieser fragte mich im gebietherischen Tone, ohne Freundschaft, Achtung und Mitleiden zu zeigen, unter andern auch: wie ich mich beschäftigte, auch ob mir die Zeit nicht lang werde.

Meine Antwort war eben so trotzig und verächtlich, als seine Frage; weil mich alles mögliche Unglück niemahls erniedrigen, noch niederschlagen konnte — — Ich sagte demnach — — daß ich mich auch in Gedanken zu beschäftigen wisse, und von Denken müde, vielleicht in meinen Fesseln angenehmer von meiner gerechten Sache träume, als die, welche mich mißhandelten — — Er erwiederte — — „Wann Sie in Zeiten Ihren eigensinnigen Kopf gezwungen, und den besten König um Gnade gebethen hätten, so würden Sie vielleicht in andern Umständen seyn. Wer ein Verbrechen begangen hat, und noch dazu trotzet, und sich eigenmächtig durch Verführung königlicher Soldaten loshelfen will, der verdient kein besseres Schicksal, als das Ihrige ist.“

Hierauf gerieth ich in gerechten Zorn — — und antwortete: Herr! Sie sind General des Königs, und ich bin noch wirklicher Rittmeister der Kaiserinn Theresia, die mich wird zu schützen, vielleicht auch noch zu retten, wenigstens aber zu

rächen

rächen wissen. Mein Herz ist vorwurfsfrey; und Sie selbst kennen mich, daß ich diese Fesseln nie verdient habe. Ich hoffe also auf die Zeit, und meine gerechte Sache, als ein ohne Verhör und legales Verfahren durch Verläumdung verurtheilter ehrlicher Mann. Und in dieser Gestalt, wird der Philosoph allezeit seinem Tyrannen zu trotzen wissen — — —

Er ging scheltend und drohend mit den letzten Worten hinaus.

„Man wird den Vogel schon anders „pfeifen lehren."

Bald darauf erfolgte die Wirkung dieses edeln Besuches. Es kam Befehl, man sollte mir den Schlaf hindern, und mich alle Viertelstunden durch meine Schildwachen anrufen, und wecken lassen. Womit man auch sogleich den Anfang machte.

Dieß fiel mir unerträglich, bis ichs gewohnt wurde und auch im Schlummer antwortete. Und diese Grausamkeit hat 4 Jahre hindurch gedauert, bis endlich ein Jahr vor meiner erlangten Freyheit der großmütige Landgraf von Hessenkassel, als damaliger Gouverneur, derselben ein

ein Ende machte, und mir den ruhigen Schlaf wieder gönnte.

In diesem Zustande verfertigte ich das Trauerlied, welches gleichfalls im 2ten Bande meiner Schriften zu finden ist, und wovon ich hier nur einige Zeilen einrücke — — —

Weckt mich nur ihr meine Wächter,
Wenn die Viertelstunde schlägt!
Treibt mit mir ein Spottgelächter!
Lauscht nur, ob mein Faß sich regt!
Um den grausam starren Willen,
Eurer Obern zu erfüllen.

Weckt mich, ihr Tyrannenknechte!
Denn ihr thut nur, was ihr müßt.
Aber den, der ohne Rechte,
Meiner Unruh Ursach ist,
Wird sein böses Herz schon wecken,
Und mit Vorwurfslarven schrecken.

Weckt mich alle Viertelstunden!
Ruft nur meinen Nahmen laut.
Ritzt mir stets die alten Wunden
Wann euch vor der That nicht graut.
Doch, so oft ihr mich hier störet,
Glaubt, daß Gott eu'r Brüllen höret!

Allen, die in Fesseln liegen
Wird der Schlaf ja noch erlaubt;
Niemand stört dem sein Vergnügen,
Der sich träumend glücklich glaubt.
Mir allein wird es verhindert,
Daß der Schlaf mein Leiden lindert.

Jeder Ruf, der hier erschallet,
Spricht: — — Trenck, denk dein Schicksal nach!
Und wenn mir das Herzblut wallet,
Regt den Schmerz die große Schmach.
Kaum erquickt der Schlaf die Glieder,
Weckt mich schon die Schildwach wieder.

Ach ihr bittern Grausamkeiten
Laßt nur alle Zügel los!
Martert mich auf allen Seiten,
Dann ich bin vom Schatze bloß.
Aber dennoch nicht verlassen,
Denn ich kann mich selbst noch fassen.

Wer mit großem Geiste denket,
Ist im Unglück niemals klein.
Und der mich so tief versenket,
Wird auch mein Erretter seyn.
Wer auf Gott und Tugend stützet,
Bleibt im Kerker auch beschützet.

Weckt mich also! weckt mich Freunde!
Denn ich wache stets im Geist.
Und wer weiß, wer meinem Feinde
Morgen anders handeln heißt?
Auch ob die, die mich so strafen,
Noch so ruhig, wie ich schlafen?

Ey, so ruft in Gottes Nahmen!
Weckt mich, bis der Tag anbricht!
Bis Gott endlich Ja und Amen,
Wenn ich zu ihm seufze, spricht.
Denn, er hält noch für mein Hoffen,
Kerker, Welt, mir Himmel offen.

Wer aber eigentlich diesen Befehl gegeben hatte, dessen Beyspiel man noch in keiner Geschichte gelesen hat, dieses darf ich der Feder nicht vertrauen. Ein Major, der mein Freund war, und der mir gern meinen Zustand erleichtern wollte, gab mir den Rath, ich sollte auf das Zurufen gar nicht antworten; man könne mich dazu auf keine Art zwingen. Dieser Rath glückte — — ich vollzog ihn, und schloß hierdurch die Kapitulation, daß man mir endlich mein Bett wiedergab, und unter dieser Bedingung that ich, was man wollte, und ließ mich wecken.

Gleich nach dieser Anordnung ward der wirklich gegen mich grausame und aufgebrachte Commandant General von Borck krank, im Gehirne verrückt, folglich von seinem Amte abgesetzt; und Oberstlieutenant von Reichmann ein wahrer Menschenfreund, ward an seiner Stelle Commandant.

Um eben diese Zeit flüchtete auch der Hof selbst aus Berlin, und Ihro Majestät die Königinn, der Prinz von Preussen, die Prinzessinn Amalia, der Marggraf Heinrich, wählten Magdeburg zu ihrer Residenz. Nun ward auch Major Meps höflicher, als zuvor; vermuthlich, weil er bey Hofe gehört hatte, daß ich noch nicht ganz hülflos und verlassen sey, und noch dereinst meine Freyheit erhalten könne.

Tyrannen und Dummköpfe sind gewöhnlich auch feige und verzagte Menschen. Vielleicht bewog also die Furcht eines möglichen Vorfalles auch diesen Bruchhaufen, mir mit mehr Achtung zu begegnen, welche ich auch bald verspürte.

Reichmann, der redliche neue Commandant, konnte zwar an meinen Fesseln, und an meiner wirklich schrecklichen Lage nichts abändern noch erleichtern. Er gab aber Befehl, oder sahe vielmehr durch die Finger, daß die Inspektionsoffi-

ziers

ziers mir anfänglich nur zuweilen, endlich aber täglich die innern zwey Thüren öffneten, um mir frische Luft, auch Tageslicht auf einige Stunden zu vergönnen — — Mit der Zeit ließen sie dieselben gar den ganzen Tag offen, und schlossen sie nur, wenn sie des Abends von Wallrabe in die Stadt gingen.

Bey dieser Gelegenheit fing ich an, auf meinen zinnernen Trinkbecher mit einem ausgezogenen kleinen Bretnagel zu zeichnen, endlich Satyren zu schreiben, zuletzt gar Bilder zu graviren; und brachte es in dieser Kunst so weit, daß meine gravirten Becher, als Meisterstücke der Zeichnung und Erfindung theurer, als Seltenheiten verkauft wurden, und der beste gelernte Graveur meine Arbeit schwerlich übertreffen wird.

Der erste Versuch war, wie leicht zu erachten, unbedeutend. Man trug aber meinen Becher in die Stadt; der Commandant ließ ihn weiter sehen, und mir einen neuen geben — — Dieser neue gerieth besser, als der erste. Dann wollte jeder Major, der mich bewachte, einen haben; ich ward täglich geschickter, und ein Jahr verfloß mir bey dieser Beschäftigung, wie ein Monath. Zuletzt erhielt ich sogar wegen dieser Becherarbeit die Erlaubniß Licht zu brennen; welches

auch bis zu meiner endlichen Befreyung unausgesetzt fortdauerte.

Laut Gouvernementsbefehles sollte zwar ein jeder Becher dieser Art, demselben überbracht werden, weil ich an denselben alles schrieb, oder in Bildern hieroglyphisch vorstellte, was ich von meinem Schicksale der Welt wollte bekannt machen. Es ward aber dieser Befehl nicht vollzogen, und die Offiziers, welche mich bewachten, trieben einen Handel damit; verkauften sie auch zuletzt bis auf 12 Dukaten, und nach meiner erlangten Freyheit ist ihr Werth so hoch gestiegen, daß man sie in verschiedenen Ländern Europens in den Kabinetten der Seltenheiten, noch gegenwärtig findet.

Einen davon hat der verstorbene Landgraf von Hessenkassel vor 12 Jahren meiner Frau zum Andenken geschenkt. Ein anderer, welchen ich in Paris gesehen, ist auf eine wunderbare Art aus den Händen der verwittweten Königinn Majestät, dahin gekommen. Beyde habe ich mit allen darauf befindlichen Sinnbildern und Beyschriften treulich kopirt, und am Ende des 2ten Bandes meiner Schriften angezeigt. Wer nun diesen gelesen hat, der allein kann urtheilen, wie künstlich diese Becher gearbeitet sind.

Einer

Einer davon gerieth zu Magdeburg in die Hände des Fürſten Auguſt Lobkowitz, welcher damals gefangen war. Dieſer brachte ihn nach Wien, und Se. Majeſtät der hochſelige Kaiſer hatte ihn unter ſeinen Kabinetsſtücken verwahret. Zufällig fand ſich unter andern ein Bild auf dieſem Becher, welches einen Weinberg mit arbeitenden Menſchen vorſtellte. Unter demſelben war folgende Inſchrift — —

Mein Weinberg war gebaut; ich ſah' ihn keimen, blühen.
Die Hoffnung reifer Frucht beſeelte mein Bemühen.
Doch ach! ich pflanzte nur. Ein Ahab trinkt den Wein,
Und mein Verhängniß will, ich ſoll ein Rabot ſeyn.

Ma Vigne fleuriſſoit par mes ſoins & travaux;
J'eſperai des beaux fruits pour le prix de mes maux.
Mais malheur pour Nabot! Jeſebel l'a cherie,
Et pour boire mon Vin, me fait perdre la vie.

Dieſes auf die bibliſche Geſchichte vom Nabot, Ahab, und Jeſebel, und zugleich auf mein Schickſal in Wien anſpielende Sinnbild hat bey der ſcharfſichtigen, groſsdenkenden Maria Thereſia ſo lebhaften Eindruck gemacht, daſs Sie ihrem Miniſter ſogleich Befehl gab, auf alle mögliche Art für meine Errettung zu ſorgen. Vielleicht hätte Sie mir auch meine mir entriſſenen Güter wieder gegeben, wenn die Beſitzer derſelben weniger Gewalt und Kredit beſeſſen, oder, wenn Sie ſelbſt nur noch ein Jahr länger gelebt hätte! Indeſſen hab ich doch meiner Becherarbeit zu danken, daſs man auch endlich in Wien an mich zu denken anfing, und mich nicht ſchuzlos verlieſs.

Auf eben dieſem Becher ſtand auch ein Sinnbild, welches einen Vogel im Käfich in einer Türkenhand vorſtellt; mit der Beyſchrift:

Ce n'eſt pas un moineau
Gardé dans cette cage:
C'eſt un de ces oiſeaux
Qui chantent dans l'orage.

Ouvrez amis des ſages!
Briſez fers & verroux!
Ses chants dans vos boccages
Rejailliront pour vous!

ingleichen!

Le roſſignol chante, voici la raiſon,
Pourquoi qu'il eſt pris: pour chanter en priſon.
Voyons le moineau, qui fait tant de dommage,
Jouir de la vie, ſans craindre la cage.
Voila un portrait
Qui montre l'effet
Du bonheur des frippons, du deſaſtre des ſages.

Wunderbar iſt aber doch die Geſchichte mit dieſen Bechern. Denn bey Lebensſtrafe war verbothen, mit mir zu ſprechen, oder mir Tinte und Feder zu geſtatten, und dennoch uſurpirte oder erſchlich ich allgemach die offene Erlaubniß alles in Zinn zu ſchreiben, was ich der Welt von mir ſagen wollte, und erſchien hierdurch vor den Augen derer, die mich vorher nie kannten, in der Geſtalt eines unterdrückten brauchbaren

Mannes. Meine Becher erwarben mir Achtung und Freunde, und dieser Erfindung habe ich größtentheils meine endlich erlangte Freyheit zu danken.

Nun muß ich aber auch noch etwas sagen, um ihren Werth zu erheben. Ich arbeitete bey Lichte auf glänzendem Zinn, und erfand die Kunst, den Bildern durch die Art der Striche, Licht und Schatten zu geben. Durch Uebung wurden zuletzt die Abtheilungen von 32 Bildern so regulär, als ob sie mit dem Zirkel abgemessen wären.

Die Schrift war so fein, daß sie nur mit Vergrößerungsgläsern gelesen werden konnte.

Weil beyde Hände an eine Stange angeschmiedet waren, und ich nur eine brauchen konnte, lernte ich den Becher mit den Knien halten.

Mein einziges Instrument war ein geschliffener Bretnagel; und dennoch findet man sogar auf dem Rande doppelte Zeilen Schriften.

Uebrigens hätte diese Arbeit mich zuletzt zum Narren oder blind gemacht. Jedermann forderte Becher; und ich saß, um gefällig zu seyn, gewiß täglich 18 Stunden bey der Graviernng. Das Licht blendete auf dem glänzenden Zinn; und

und die Erfindung aller Zeichnungen und Stellungen griff zugleich mehr, als man glaubte, die Denk- und Einbildungskraft an, weil ich kein Original vor mir, und in meinem Leben nichts von der Zeichenkunst gelernt hatte, als das, was zur Militär- und Civilarchitektur erforderlich ist.

Genug hier von diesen zinnernen Bechern gesagt, die mir so viel Ehre und Vortheil verschafften, auch manche Trauerstunde verkürzen halfen. Das ärgste dabey war das ungeheure Halseisen, welches nebst seinen schweren Ketten mir die Nerven am Nacken drückte, und täglich Kopfschmerzen verursachte. Ich ward auch wirklich zum dritten Mahl krank, weil ich zu viel fraß, und eine Braunschweiger Wurst, die mir ein Freund heimlich zusteckte, mir eine Indigestion verursachte, wovon ich beynahe gestorben wäre. Es erfolgte ein Faulfieber, und binnen 2 Monathen sah ich einem Todtengerippe ähnlich; ob mir gleich von den wachhabenden Offizieren Arzney, auch zuweilen warmes Essen gegeben ward.

Nun war es aber auch wieder Zeit, an meine Freyheit zu denken, und eine neue Unternehmung zu wagen. Mein Geld, welches

ich

ich hin und wieder versteckt hatte, war ausgetheilt, und unter dem Fußboden, den ich erst aufbrechen mußte, lagen nur noch 40 Louisdors versteckt.

Der alte Lieutenant Sonntag war lungensüchtig, und nahm als Invalide seinen Abschied. Diesem gab ich Reisegeld, und schickte ihn nach Wien mit der besten Rekommendation, ihm so lange jährlich aus meiner Kasse 400 fl. zu geben, bis ich meine Freyheit erhielte, oder er leben würde. Sein Auftrag war, bey der Monarchinn eine Audienz zu suchen, und Mitleiden, auch Beystand für mich anhaltend zu sollicitiren. Dabey gab ich ihm eine Anweisung, 4000 fl. für mich von meinem Gelde zu empfangen, und mir dieselben über Hamburg an den Kapitän von Knoblauch zu übermachen, der mir sie heimlich zugesteckt haben würde. Ich empfahl ihn dem Hofrath von Kempf, welcher während meines Gefängnisses, nebst dem Hofrath von Hüttner, die Administration meines Vermögens führte.

Doch ach! niemand wünschte in Wien meine Zurückkunft. Man hatte bereits angefangen, mein Gut zu theilen, worüber man nie Rechnung ablegen wollte. Der gute Lieutenant

Sonn-

Sonntag ward also als ein Kundschafter oder Espion arretiret, und etliche Wochen hindurch im Gefängnisse gemißhandelt. Endlich gab man ihm, da er nackt und bloß war, 100 elende Gulden, und ließ ihn über die Gränze bringen.

Der redliche Mann, ein schmähliches Opfer seiner Treue und Redlichkeit, hat also die Monarchinn nicht sprechen können, ist elend und kümmerlich zu Fuße nach Berlin gegangen, wo er sich noch ein Jahr lang heimlich bey seinem Bruder aufgehalten und gestorben ist.

Er schrieb sein Schicksal dem ehrlichen Knoblauch, und ich hab ihm noch durch eben denselben aus meinem Kerker 100 Dukaten geschickt.

Man urtheile, wie mir bey solchen Nachrichten aus Wien, von meinem Zufluchtsorte zu Muthe ward.

Es ereignete sich aber ein Vorfall, daß ein Freund, den ich jedoch ewig nicht nennen werde, mich durch Hülfe eines andern wachhabenden Lieutenants heimlich besuchte. Durch diesen erhielt ich 600 Dukaten, und dieß ist auch eben der Freund, welcher durch eben diesen Kanal noch im Jahre 1763 viertausend Gulden dem kaiserlichen Gesandten in Berlin, Baron Riedt

zur

zur Beförderung meiner Freyheit bar bezahlt hat, deſſen ich weiter unten Erwehnung thun werde. — Nun hätte ich wieder Geld.

Um eben dieſe Zeit rückte die Franzöſiſche Armee bis auf 5 Meilen an Magdeburg heran. Dieſe wichtige Feſtung, die damalige Seele der ganzen Preußiſchen Macht, welche wenigſtens 16000 Mann zur Beſatzung fordert, hatte nicht 1500 zur Vertheidigung. Die Herren Franzoſen hätten demnach ohne alle Gegenwehr hinein marſchiren, und dem ganzen Kriege ein Ende machen können. Meine Hoffnung wuchs auch bey ihrer Annäherung, weil mir die Offiziers alle Neuigkeiten hinterbrachten. — Aber, wie groß war meine Beſtürzung, da mir ein Major erzählte: es wären in der Nacht 3 Wagen in die Stadt gekommen, dieſe hätte man mit Geld beladen zurück geſchickt; und ſogleich zogen ſich die Feinde von Magdeburg zurück.

Dieſe Anmerkung kann ich meinen Leſern auf Ehre, als eine poſitive Wahrheit, zur Schmach des damals kommandirenden Franzöſiſchen Generals verſichern. Der Major, welcher es mir erzählte, war ſelbſt Augenzeuge; und ob es gleich hieß, das Geld ſey zur Armee des Königs geſchickt worden, ſo hat doch jedermann hieraus

leicht

leicht schließen können, wohin es bestimmt war, weil die Wagen ohne Bedeckung zu eben dem Thore hinaus fuhren, wo die Franzosen nicht weit davon standen.

So ward damals Maria Theresia von ihren getreuen Bundesgenossen betrogen, und man weiß auch in Paris, wer dieses Geld empfangen, auch getheilt hat.

Da auch diese Hoffnung für mich fehlschlug, und ich auch von meiner Freundinn der Kanzlerinn in Rußland nichts mehr zu hoffen hatte, von der man mich in Zeitungen lesen ließ, daß sie nebst ihrem Manne und dem Feldmarschall Apraxin, wegen Verrätherey und Verständnisses mit dem Berlinerhofe, nach Siberien geschickt und unglücklich geworden sey; so verfiel ich auf ein neues fürchterliches Project, mich zu retten.

Die ganze Magdeburger Garnison bestand damals nicht aus 900 Köpfen Landmiliz, die alle mißvergnügt wären. Ich hatte 2 Majors und 2 Lieutenants auf meiner Seite, und die Wache in der Sternschanze, wo ich saß, bestand nur aus 15 Mann, welche auch meistens bereit waren, meinem Winke zu folgen.

Vor dem Thore der Sternschanze war das Stadtthor nur mit 12 Mann und einem Unteroffizier besetzt, und gleich an demselben lag die Casematte, in welcher 7000 Kroaten als Kriegsgefangene eingesperret waren.

In unserm Verständnisse war noch ein kriegsgefangener Hauptmann, Baron K — y begriffen, welcher ein Complott machte, mit demselben zu einer bestimmten Stunde in einem gewissen Hause, nicht weit vom Thore sich versammeln und meine Unternehmung unterstützen wollte.

Ein anderer Freund wollte für seine Kompagnie Gewehr und Patronen unter einen falschen Vorwand in seinem Quartier bereit halten. — Kurz alle Vorkehrungen waren so getroffen, daß ich auf 400 Gewehre sichere Rechnung machen konnte.

Dann wäre mein wachhabender Offizier zu mir herein gekommen, hätte die etwa uns verdächtigen zwey Mann zu mir auf die Schildwache gestellt, und ihnen befohlen, mein Bett heraus zu tragen. Indessen wäre ich hinaus gesprungen, und hätte diese Schildwachen eingesperret.

Klei-

Kleider und Waffen wären für mich bereit gewesen, und zuvor in mein Gefängniß getragen worden.

Dann hätten wir uns des Stadtthors bemeistert, ich aber lief in die Lasematte, und rief den Kroaten als Trenck zu, das Gewehr zu ergreifen. Meine andern Freunde brachen indessen auch los; und kurz gesagt! der ganze Anschlag war so ausgearbeitet, daß er unmöglich fehlschlagen konnte. Magdeburg, das Magazin der Armee, die königliche Schatzkammer, Zeughaus, alles gerieth in meine Gewalt, und 16000 Mann Kriegsgefangene, die damals in der Stadt lagen, waren hinlänglich, den Besitz zu behaupten.

Die gründlichsten Geheimnisse zur Ausführung dieses Unternehmens darf ich meiner Feder nicht vertrauen, genug gesagt, daß alles mit der größten Vorsicht und Sicherheit eingefädelt war. Nur muß ich hier noch erinnern, daß in den Sommermonathen die Garnison deswegen so schwach war, weil die Bauern damals wegen Mangel an Arbeitern, den Kapitains einen Gulden täglich für jeden Beurlaubten bezahlten, und die Beurlaubten selbst dennoch

gut befriedigten. Der Commandant ſah aber den Kapitains durch die Finger.

Nun nahm ein gewiſſer Lieutenant G***, Urlaub, als ob er ſeine Aeltern in Braunſchweig beſuchen wollte. Ich gab ihm Reiſegeld, und er eilte nach Wien.

Dort hatte ich ihn an die Hofräthe von Kempf und H— r addreßirt, ihm nur einen Brief mitgegeben, worin ich 2000 Dukaten von meinem eigenem Gelde forderte, und verſicherte, daß ich hierdurch bald in Freyheit ſeyn, auch mich der Feſtung Magdeburg bemeiſtern würde. Alles übrige umſtändlich ſollte dem Ueberbringer mündlich geglaubt werden.

G***e kommt in Wien glücklich an; man thut tauſenderley Fragen an ihn; beſonders aber forſcht man nach ſeinem Nahmen.

Er gibt ſich zum Glück einen andern, [der denn auch wirklich verrathen wurde.] — Endlich gibt man ihm den Rath, ſich nicht in ſo gefährliche Unternehmungen zu miſchen, ſagt ihm: es ſey ſo viel Geld nicht in meiner Kaſſe, und fertigt ihn mit 1000 Gulden ab, anſtatt ihm die von mir verlangten 2000 Dukaten zu geben.— Hiermit kehrt er zurück, bekommt aber Wind;

und war so vernünftig, daß er Magdeburg nicht wieder sah.

Denn kaum war er 4 Wochen abwesend, so trat der damalige Gouverneur, Erbprinz von Hessenkassel, der unlängst verstorbene regierende Landgraf in mein Gefängniß, hielt mir meinen Brief und Projekt, das ich nach Wien geschickt, vor die Augen, und fragte, wer diesen Brief bestellt habe, und wer die Leute wären, die mich befreyen und Magdeburg verrathen wollten?

Ob nun derselbe direkte an den König geschickt worden, oder durch einen graden Weg in die Hände des Gouverneurs gerathen ist, habe ich nie entdecken können; genug, ich war verrathen, und zwar abermals in Wien verrathen und verkauft. Die eigentliche Ursache war wohl diese: daß die Herren Administratores meines Vermögens so gewirthschaftet hatten, als ob ich wirklich todt sey. Sie wollten also lieber auch die 2009 Dukaten einschlucken, als durch derselben Auszahlung mir Gelegenheit verschaffen, meine Freyheit zu behaupten, und zwar auf eine solche Art, daß der Hof mich belohnen, mir mein entrissenes Gut wieder geben, und die Herren Vormünder zwin-

gen müßte, mir Rechenschaft von ihrem Haushalten abzulegen. Dieses war aber eben nicht ihre Sache, und deshalb ward ich abermals das Opfer der Verrätherey meiner geglaubten Freunde.

Die Vorfälle, welche mir in Wien selbst bey meiner wirklich erlangten Freyheit begegneten, und die ich weiter unten trocken hin erzählen werde, bestätigen diesen Argwohn ohne Widerspruch, und noch bis auf diese Stunde bin ich unbelohnt geblieben.

Die Schurken starben zwar nicht am verdienten Stricke; sie sind aber bereits alle todt, ich hingegen lebe noch, zwar arm gemacht auch gedrückt, jedoch als ein ehrlicher Mann, dessen öffentlich bekannt gemachte Geschichte nunmehro seinen Verräthern und Güterräubern eine dreyfache verdiente Schandsäule bauet; ob gleich ihre lachenden Erben meinen Kindern vom geraubten Gute nichts zurück gezahlt haben.

Man stelle sich nun meine Bestürzung vor, da der Gouverneur mir meinen Brief vorzeigte. — Ich behielt indeß Gegenwart des Geistes, und leugnete gerade weg meine Handschrift, schien auch über einen so arglistigen Streich ganz erstaunt.

Der

Der Landgraf ſuchte mich zu überzeugen, und erzählte mir ſogar den Inhalt des mündlichen Auftrages, welchen der Lieutenant Kemnitz in Wien ſollte vorgetragen haben, um Magdeburg in des Feindes Hände zu ſpielen. — Hieraus erkannte ich die Verrätherey klar. Weil aber kein Lieutenant Kemnitz in der Garniſon exiſtirte, und ſich mein Freund zum Glück nicht ganz in Wien aufgedeckt und dieſen falſchen Nahmen gegeben hatte, ſo blieb alles ein nicht zu entwickelndes Räthſel; um ſo mehr, da das Ganze unwahrſcheinlich ſchien, und niemand glauben konnte noch wollte, daß ein Arreſtant meiner Art, und in meiner Lage, die ganze Garniſon gewinnen oder übermannen könne.

Der gute und beſte Fürſt verließ meinen Kerker, und ſchien mit meiner Ausflucht zufrieden zu ſeyn, beſonders da ſein Herz keine Freude am Unglücke der Menſchen empfand.

Indeſſen erſchien am folgenden Tage eine ganze Commiſſion in meinem Gefängniße. Es ward ein Tiſch herein getragen, an welchem der Commandant Herr von Reichmann ſelbſt präſidirte.

Man klagte mich als einen Landesverräther an. Ich beharrete darauf, meine Handschrift zu läugnen. Beweise und Zeugen zur Confrontation waren nicht da. — Und auf die Hauptfrage einer beschuldigten Verrätherey, antwortete ich ad Protocollum — —

„Ich sey kein Uebelthäter, sondern ein redlicher Patriot, welcher durch Verläumdung, ohne Verhör noch Kriegsrecht oder legale Procedur in diese Fesseln gerathen sey. Der König habe mich bereits im Jahre 1746 kassirt, und mir mein väterliches Erbtheil konfiszirt. Ich hätte demnach dem Naturgesetze gemäß Brot und Ehre außer meinem Vaterlande suchen müssen, auch beydes in Oestereich gefunden, wo ich noch wirklicher Rittmeister sey, und meiner Monarchinn die Treue geschworen hätte.

„Verrätherey habe mich in Danzig von neuen ohne ein Verbrechen gegen den König begangen zu haben, in das Magdeburger Gefängniß gestürzt. Hier sey ich als ein Uebelthäter gemißhandelt, und bleibe mir nichts übrig, als meine Freyheit zu suchen, wie ich könne.

„Wenn

„Wenn nun auch in dieſer alleinigen „Abſicht ganz Magdeburg zu Grunde ginge, „und tauſend Menſchen ihr Leben verlöhren, „welche dieſe meine Freyheit verhindern „wollten, ſo wäre ich keiner Verrätherey „zu beſchuldigen. — Mein Hauptargu„ment wäre dieſes; —

„War ich in Glatz mit Recht verurtheilet, ſo bin ich ein Böſewicht, der verdiente „Feſſeln brechen will — bin ich aber un„ſchuldig verdammt, und iſt mir kein Fehl„tritt, vielweniger ein Verbrechen erwieſen, „ſo ſind alle Folgen gerechtfertigt, durch „die ich mich aus Gewalt eigenmächtig zu „retten ſuche. Uebrigens ſey ich dem Kö„nige von Preußen keine Treue, keine Pflicht „ſchuldig, welcher mich ungehört verdammt „und mir Ehre, Brot, Vaterland und „Freyheit durch einen Machtſpruch entriſ„ſen habe.“ —

Hiermit war das Verhör geſchloſſen, nichts ward erwieſen noch aufgedeckt, und alles blieb beym alten.

Weil man aber doch Offizier in Verdacht hatte, ſo wurden die drey, welche mich bisher bewacht hatten, umgetauſcht, und ich verlor

auf solche Art zwey meiner besten Freunde. Es währete jedoch nicht lange, so hatte ich schon wieder zwey andere durch Geld gewonnen; welches mir leicht fiel, weil ich den Nationalcharakter kannte, und zur Landmiliz nur arme oder unzufriedene Offizier gewählt werden.

Alle Vorsicht des Gouverneurs war demnach vergebens; und im Grunde des Herzens wünschte mir damals schon jedermann, daß ich Mittel finden möchte, meine Freyheit zu behaupten.

Ewig werde ich auch die Großmuth und Nachsicht nicht vergessen, welche der edel denkende Landgraf in diesem kitzlichen Falle an mir bewies. Ich habe etliche Jahre nach demselben ihm in Kassel persönlich gedankt; bey dieser Gelegenheit sehr viel von ihm selbst erfahren, was meinen Argwohn auf die Winerverräther bestätigte; fand bey ihm viel, recht viel Gnade, Vertrauen und Achtung, wurde mit besonderer Distinktion empfangen, und werde seine nunmehro im Grabe ruhenden Gebeine mit ächter Dankbarkeit verehren, auch sein Andenken mit meiner Geschichte zu verewigen suchen, weil ich im Unglücke an ihm einen Menschenfreund fand. Denn da ich kurz nach dieser Begebenheit aber-

abermals in eine schwere Krankheit verfiel, schickte er mir seinen Arzt, und von seinem Tische; ließ mich 2 Monathe hindurch nicht von meinen Schildwachen wecken, auch das Halseisen abnehmen, — worüber er wirklich einen harten Verweis vom Monarchen ertragen hat, wie er mich in der Folge mündlich versicherte, da ich ihn in meiner Freyheit sahe.

Ich hätte nun noch einen ganzen Band mit Erzählungen von noch zwey andern Hauptunternehmungen zur Flucht zu schreiben, will aber meine Leser nicht mit Wiederholungen von einerley Gegenstand ermüden, besonders da ich den Raum für merkwürdigere Vorfälle bedarf. Ich will also beyde nur ganz kurz vortragen.

Sobald ich wieder einen wachhabenden Offizier auf meiner Seite hatte, machte ich den Entwurf zu eben dem Loche wieder auszubrechen, wo der erste Anschlag mißlang.

Da es mir nicht an Instrumenten fehlte, so waren Fesseln und Fußboden bald wieder durchgeschnitten, auch alles so gut vorgekehrt, daß ich mich vor keiner Visitation fürchten durfte.

Hier fand ich nun gleich mein verstecktes Geld, Pistolen, und alle Bedürfnisse. Es war aber

unmöglich, vorwärts zu arbeiten, ehe ich nicht einige Centner Sand heraus geschafft hatte.

Dieses geschah auf folgende Art:

Ich machte zwey verschiedene Oeffnungen in den Fußboden; die eine war der falsche, die andere der wirkliche Angriff.

Dann warf ich einen großen Haufen Sand in mein Gefängniß, machte aber das Loch mit aller Vorsicht wieder zu.

Hierauf arbeitete ich bey der andern so laut, so unvorsichtig, daß man mich draussen unfehlbar in der Erde wühlen hören mußte.

Um Mitternacht wurden plötzlich alle Thüren geöffnet, und man fand mich bey der Arbeit, bey welcher ich selbst überfallen zu werden wünschte. — Niemand begriff, warum ich unter der Thüre ausbrechen wollte, wo dreyfache Schildwachen standen. Die Wache blieb bey mir im Kerker; am Morgen aber kamen etliche Arrestanten, welche den Schutt mit Karren hinaus führen mußten. Das Loch ward wieder zugemauert, und mit neuen Brettern geschlossen. Meine Fesseln wurden mir wieder von neuen angeschmiedet. Man lachte über eine unmög-

liche

liche Unternehmung, nahm mir zur Strafe mein Licht auch mein Bett weg, welches mir indeß nach 14 Tagen beydes wieder gegeben ward.

Das rechte Loch aber, wo ich die meiste Erde hinaus geworfen hatte, würde niemand gewahr und da Major und Lieutenant meine Freunde waren, so wollte auch niemand bemerken, daß man dreymal mehr Sand ausführte, als die gefundene Oeffnung fassen konnte. Nunmehro glaubte man aber nach einer so lächerlichen als unmöglich scheinenden Unternehmung, daß es die letzte seyn werde, und sogar Bruckhausen ward im Visitiren ganz nachläßig.

Nach etlichen Wochen kam der Gouverneur nebst dem Commandanten zu mir; anstatt aber wie Borck zu drohen und zu schmähen, sprach der Landgraf ganz gütig mit mir, versicherte mich seiner Vorbitte und Protektion bey erfolgendem Frieden, sagte mir auch, daß ich mehr Freunde habe, als ich selbst glauben könne, auch daß der Wiener Hof mich nicht verlassen habe.

Mein Vortrag, meine Erklärung erschütterte seine Seele, und rührte ihn bis zu Thränen, die er vergebens verbergen wollte. In diesem Augenblicke bemeisterte sich die Freude aller meiner Sinnen; ich warf mich ihm zu Füßen, redete

wie

wie Cicero, und fand einen Fürsten, der edel dachte.

Er versprach mir alle mögliche Erleichterung; ich hingegen gab ihm mein Ehrenwort, daß ich nichts mehr zur Flucht unternehmen wolle, so lange er Gouverneur in Magdeburg bliebe. Die Art meines Vortrages war für ihn überzeugend, und sogleich befahl er, mir das ungeheure Halseisen abzunehmen, ließ mir das zugenagelte Fenster wieder öffnen, befahl die inwendigen Thüren täglich zwey Stunden offen zu lassen, ließ mir einen kleinen eisernen Ofen in den Kerker setzen, den ich selbst von inwendig heitzen konnte; gab mir auch bessere Hemden, die mir die Haut nicht wund rieben; befahl auch, mir ein Buch weißes Papier herein zu geben. — Auf dieses durfte ich meine Gedanken und Gedichte zum Zeitvertreibe niederschreiben. Dann sollte der Platzmajor die Blätter zählen, damit ich keine mißbrauchen könne; und mir wieder andere weisse, gleichfalls gezählte zurück geben.

Tinte aber wurde mir nicht gestattet, ich stach mir also in die Finger, ließ Blut in einen Scherben laufen; wenn es geronnen war, ließ ichs wieder in der Hand erwärmen, das fliessende ablaufen, und warf die fibrosen Theile weg.

Auf

Auf dieſe Art hatte ich nicht nur gute flüſſige Tinte zum ſchreiben, ſondern auch zugleich Farbe zum mahlen.

Nun war ich alſo Tag und Nacht mit Bechergraviren, oder Satyrenſchreiben beſchäftiget, und hatte nunmehro offene Gelegenheit, alles vorzutragen, was ich wollte, meine Talente zu entdecken, auch Mitleiden und Achtung zu erwecken, beſonders da ich wußte, daß meine Gedichte, Sinnbilder und Gedanken zuweilen öffentlich bey Hofe vorgeleſen wurden, und Ihre königliche Hoheit die Prinzeſſinn Amalia, auch die großmüthige Königinn ſelbſt einen Gefallen daran bezeugten.

Bald erhielt ich Aufträge, gewählte Gegenſtände zu bearbeiten. Und eben der Mann, welchen der Monarch lebendig begraben wiſſen wollte, deſſen Nahmen ſo gar niemand nennen ſollte, hat wirklich nie mehr gelebt, noch von ſich ſprechen gemacht, als da er in dieſem Grabe ſeufzte. — Kurz geſagt! — Man fing an mich näher kennen zu lernen. Meine Schriften rührten, und haben mir auch wirklich die Freyheit zuwege gebracht.

Meinen mühſam erlernten Wiſſenſchaften, meiner Gegenwart des Geiſtes in großen Gefahren, habe ich demnach alles zu verdanken.

Die-

Diese konnte mir Friedrichs Macht nicht nehmen, und durch diese allein erhielt ich das, was sein Zorn und Machtspruch mir auf ewig zu entreissen gesonnen war. Ich erhielt, sage ich, meine Freyheit, obgleich der aufgebrachte Monarch bey verschiedenen Vorbitten allezeit geantwortet hatte: C'est un homme dangereux, durant que j'existe, il ne verra pas le jour, oder: „Es ist ein „gefährlicher Mensch, so lange ich lebe, soll er „das Tageslicht nicht wieder sehen."

Und dennoch hab ichs zugleich mit ihm noch 22 Jahre lang gesehen, und mit allgemeinem Beyfalle im größten Theile Europens gesehen, ohne mich anders, als durch behauptete Tugend und Rechtschaffenheit an einem Monarchen zu rächen, welcher mich nur mißhandelte, weil er mich nicht kannte; einen übereilten Machtspruch nicht widerrufen, und seinem Volke unfehlbar scheinen wollte. Auch in allen meinen seitdem erschienenen Schriften, habe ich ihn nur zu besänftigen, auch seine Ehre, seine Seelengröße zu rechtfertigen gesucht. Er starb, überzeugt von meiner Rechtschaffenheit, aber dennoch ohne mich zu belohnen; welches vielleicht allein deswegen geschahe, weil er dieses nie nach dem Maß der Beleidigung vollwichtig

wichtig erfüllen zu können glaubte. — Dennoch ruhe seine Asche in Frieden, weil ich meinem Schicksale die erworbenen tiefen Einsichten und den allgemeinen Ruhm zu danken habe, welcher mich gegenwärtig auf allen meinen Schritten begleitet. Unglück bildet Männer, und geprüfte Tugend ist wirksamer, als die im Müssiggange schlummernde Theorie und Praxis im Weltlaufe; auch die Wissenschaften setzten mich über alle Vorurtheile hinweg, und meine Nachwelt hätte von mir wenig gelesen, noch gelernt, wenn ich bis zu diesem grauen Haar allezeit glücklich gewesen wäre. Freylich heißen meine alten Cameraden Excellenzen und Feldmarschälle; ich habe aber die Titel entbehren gelernt; ich bin in Erfahrung, Scharfsicht, und durch meine Kopf- und Federarbeit ein exzellenter Mann in Wirklichkeit geworden, und überall, wo ich erscheine, fragt man nur: warum ist denn der Trenck weder Staatsminister noch General? — Selige Zufriedenheit, die ich nunmehro ganz ohne Stolz zu empfinden gelernt habe! Dreymal selig meine Beruhigung nach Stürmen im Hafen der Weisheit, wenn meine Schriften unglückliche Menschen trösten; Vorwitzige abschrecken; Scharfsichtige vergnügen, und feurige Jünglinge von Ausschweifungen

gen

gen zurück halten, oder Hülfsbedürftige belehren können.

Ich kehre nunmehro in meinen Kerker zurück, wo ich nach der letzten Unterredung mit dem Landgrafen, ruhiger als mancher Fürst in seinem Pallaste mein Schicksal abwartete, und mich mit meiner Becherarbeit und mit der Feder beschäftigte. Die Hoffnung wuchs mit jedem Tage, und da man mir die Zeitung zu lesen gab, sahe ich den Frieden als das Ziel meiner Wünsche nähern. So lebte ich fast 18 Monathe in stiller Gelassenheit, ohne eine neue Unternehmung zu wagen.

Der regierende Landgraf zu Kassel starb aber, und Magdeburg verlor seinen großmüthigen Gouverneur. Der Commandant von Reichmann war indeß auch ein Menschenfreund, und zeigte Mitleiden und Achtung für mich. An Büchern fehlte es mir nicht, folglich waren alle meine Minuten beschäftigt, und die Zeit strich ungefühlt vorbey, da mir Kerker und Fesseln bereits zur Gewohnheit wurden, und die künftig gewiß zu hoffende Freyheit, sich mir aufs angenehmste träumend auch wachend vorspiegelte.

Ich schrieb in dieser Lage den Macedonischen Helden; das Gedicht: Der Traum und die Wirklichkeit, welche in meinen öffentlichen Schriften bekannt geworden sind. Ich schrieb auch die Fabeln, welche man im ersten Bande derselben findet, und die meistens mein eigenes Schicksal schildern. Die merkwürdigsten aber sind: der unglückliche Hund, — der Kanarienvogel, — der Bauer und die Nachtigall, — die Nachtigall und der Bauer, — der unglückliche Zeisig, — die rachgierige Fliege, — der Esel und der Hirsch, und andere mehr, die man daselbst nachschlagen kann, weil sie eigentlich zu dieser Lebensgeschichte gehören.

Die meisten und besten Schriften, die ich in dieser Zeit schrieb, sind verloren gegangen. Der Geist arbeitete im Kerker mit mehr Empfindung, und die Ausdrücke waren lebhafter, als gewöhnlich ein freyer Mensch in seiner bequemen Studierstube schreiben kann. Vielleicht daß ich in Berlin noch etwas wieder finde, und meine damaligen Gedanken der scharfsichtigen Welt mittheilen kann. Erhalten habe ich nichts davon, als was nach erlangter Freyheit mir noch im Gedächtnisse klebte, und sogleich niedergeschrieben wurde. Einen Band mit meinem Blute

geschrieben erhielt ich vom Landgrafen in Hessen-Kassel zurück, da ich ihm meine erste persönliche Aufwartung in Kassel machte.

Ich habe aber gewiß acht Bände mit meinem Blute geschrieben, die ich schwerlich je wieder finden werde.

Nun ereignete sich der Vorfall in Rußland, daß Elisabeth starb; Peter änderte das Verbindungssostem, Katharina stieg auf den Thron, und erzwang den Frieden.

Sobald ich hiervon Nachricht hatte, wollte ich mich auf alle Fälle in Sicherheit stellen. In Wien war durch den redlichen Hauptmann K*** meine Correspondenz offen, man versprach mir Hülfe, gab mir aber zugleich zu verstehen, daß meine Güterbesitzer und Rechnungsführer das Gegentheil bearbeiteten. — Ich wagte nun noch einmal, einen Offizier zu überreden, mit mir zu entfliehen. — Umsonst! ich fand keinen Theil mehr. Der Wille war gut, aber Muth zur Ausführung fehlte.

Ich öffnete also mein altes Loch, wo ich bereits etwas Raum gemacht hatte, und meine Freunde halfen mir auf allerhand Art etwas Sand herausschaffen. Mein Geld war ziemlich geschmolzen, man versahe mich mit allen erforderlichen

derlichen Instrumenten, mit frischem Pulver, auch einem guten Degen.

Alles ward unter den Boden versteckt, den niemand mehr visitirte, weil ich so lange ruhig gewesen war.

Mein Anschlag war dieser:

Ich wollte den Frieden abwarten, falls ich aber durch denselben nicht gerettet würde, dann sollte mein unterirrdischer Gang bis zur Gallerie im Walle fertig seyn, da ich denn nur in derselben die Oeffnung machen, und entfliehen durfte.

Zur vollkommenen Sicherheit war folgendes abgeredet.

Ein alter Lieutenant von der Landmiliz hatte in der Vorstadt ein kleines Häuschen von meinem Gelde gekauft, wo ich mich allenfalls verbergen konnte.

Zu Gummern in Sachsen, eine Stunde von Magdeburg, standen zwey gute Pferde, welche ein Freund bereit hielt, und ein ganzes Jahr auf mich daselbst warten mußten. Die Abrede war diese, daß sogleich nach wirklich erfolgtem Frieden in jedem Monathe, den 1ten auch den 15ten, mein Freund an dem Glacis vom Kloster Bergen auf und ab reiten, und auf ein gewisses Signal mir zu Hülfe eilen sollte.

Nun kam es nur darauf an, mich durchzubrechen, um auf alle Fälle bereit zu seyn.

Ich durchschnitt also einige obere Bretter auf eben die Art, wie die ersteren; nahm allgemach die ganze doppelte untere Lage, die 6 Zoll dick war, weg; zerschnitt sie mit meinem Meissel in Stücken, verbrannte diese im Ofen, und füllte den hierdurch gewonnenen leeren Raum mit dem Sande aus meinem unterirrdischen Kanal; so gewann ich fast den halben Weg.

Dann steckten mir meine Freunde einen Vorrath von Leinwand zu, wovon ich Sandsäcke machte, die ich geschwind ein und ausschieben konnte; auf diese Art kam ich glücklich bis an die Gallerie zum Ausbruche. Dann ward alles geschlossen, fest gemacht; und so gut verwahret, daß ich bey der genauesten Visitation nichts zu befürchten hatte, weil ich vom untern Holze überall soviel stehen ließ, daß das obere befestigt blieb. Die oben durchschnittenen Bretter waren alle doppelt fest genagelt, und verursachten keinen Verdacht, besonders da die neu ankommende Garnison nicht einmal wissen konnte, ob sie ganz oder stückweise gelegt waren.

Während dieſer ſchweren Arbeit, die mich wieder ganz entkräftet hatte, ward wirklich Frieden, und bey Einrückung der alten Feldregimenter verlor ich alle meine Freunde und Rothhelfer auf einmal.

Nun muß ich aber, ehe ich weiter ſchreite, eine ſchreckliche Begebenheit erzählen, an die ich nicht ohne Schauder denken kann, und wovon ich eben ſo oft fürchterliche Träume hatte, als ich ſie irgendwo erzählen mußte.

Da ich unter den Fundamenten des Walles arbeitete, und eben im Begriff war, einen Sandſack heraus zu ziehen, ſtemmte ich mich mit einem Fuße gegen einen großen Stein hinter mir, ſo daß derſelbe herunter fiel, und mir die Rückkehr verſperrete.

Wie groß war mein Schrecken, da ich lebendig in der Erde begraben lag. Nach kurzem Hin- und Herdenken fing ich an, ſeitwärts den Sand wegzuarbeiten, um mich umwenden zu können; zum Glücke hatte ich vor mir noch etliche Fuß Raum; dieſe füllte ich mit dem Sande, den ich unter und neben mir wegwühlte. Es ward aber die Luft ſo dünne, daß ich mir tauſendmal den Tod wünſchte, und alle Verſuche machte, mir die Kehle zuzuhalten.

Endlich war weitere Arbeit unmöglich, der Durst beraubte mich meiner Sinnen; so oft ich in den Sand biß, fand ich wieder etwas Luft; die Beängstigung vermag aber keine Feder auszudrucken; und meiner Rechnung nach, habe ich gewiß 8 Stunden in diesem fürchterlichem Zustande zugebracht. Welch ein grausamer Tod! welch eine mit Graus erfüllte Nacht für mich! ich ward ohnmächtig, erholte mich wieder, arbeitete weiter; nun stand aber die Erde schon vor mir bis an die Nase gefüllt, und ich hatte keinen Raum mehr übrig, um Platz zur Wendung zu machen. — Dennoch gelang es, ich krümmete mich zusammen, und mein Loch war weit genug, um in demselben umzukehren.

Nun kam ich an den herabgestürzten Stein welcher den ganzen Kanal ausfüllte. Hier fand ich etwas mehr Luft.

Ich wühlte unter diesem Steine ein tiefes Loch aus, und zog ihn in dasselbe herein, so daß ich über denselben wegkriechen konnte, und glücklich wieder in mein Gefängniß kam.

Es war schon heller Tag, da dieß geschahe und meine Kräfte hatten mich so verlassen, daß ich mich niederlegte, und ausser Stande glaub-

te,

te, allen Schutt wieder hinein zu bringen und mein Loch zuzumachen.

Kaum hatte ich aber eine halbe Stunde gerastet, so war meine Standhaftigkeit schon wieder da. Ich griff zum Werke, vollzog es glücklich; und kaum war ich fertig, so rasselten meine Schlösser zur Visitationsstunde.

Man fand mich bleich wie einen Todten; ich klagte über Kopfschmerzen, und etliche Tage lang lag ich an einem Husten und Mattigkeit so krank, daß ich glaubte, meine Lunge müsse angegriffen seyn. Die Gesundheit kam aber mit den Kräften wieder, und diese Nacht war unter allen meinen erlebten schrecklichen Stunden die allerabscheulichste. — Lange Zeit träumte mir, als ob ich lebendig in der Erde läge; und noch jetzt, da ich bereits 23 Jahre in Freyheit lebe, schreckt mich zuweilen eben der Traum von dieser wirklich erlebten Nacht.

So oft ich nach dieser Begebenheit wieder zu meiner Arbeit in die Erde kriechen mußte, hängte ich mir allezeit ein Messer um den Hals, um bey einem solchen abermahligen Vorfalle meine Qual zu verkürzen. Wirklich aber waren an diesem Orte, wo der Stein hinuntergestürzt war, viele andere wackelnd, unter denen ich allezeit durch-

kriechen mußte; und dennoch geschah es noch viele hundert Mahl und nichts hielt mich zurück, um meinen Zweck zur Freyheit zu erreichen.

Da ich, wie bereits gemeldet worden, mit meinem unterirrdischen Kanal bis zum Ausbruche fertig war, und der Frieden wirklich erfolgte, schrieb ich alle mögliche Briefe nach Wien an meine Freunde, besonders ein bewegliches Memorial an meine Souveraininn; nahm von meinen bisherigen Wächtern, die mir nichts als Liebe und Gutes erzeigt hatten, und noch vor der letzten Ablösung mir alles zusteckten, was ich bedurfte, um mir selbst zu helfen, den zärtlichsten und rührendsten Abschied; und die gewöhnlichen Feldregimenter der Magdeburger Garnison rückten wirklich ein.

Ehe aber dieses geschah, verflossen etliche Wochen, und ich erfuhr, daß General Ried vom Wienerhofe nach Berlin als Gesandter ernannt war.

Nun kannte ich die Welt aus geprüfter Erfahrung, wußte auch, daß dieser Herr allezeit Geld brauchte. Deshalb schrieb ich ihm einen beweglichen Brief, bath ihn, mich nicht zu verlassen, und mehr für mich zu thun, als vielleicht sein Auftrag von Wien fordre. Zugleich schlo ich eine Anweisung auf 6000 fl. bey, welche ihm

in

in Wien von meinem Gelde sollten bezahlt werden, und 4000 fl. hat er sogleich von einem meiner Verwandten hierzu empfangen, den ich hier nicht nennen darf.

Diesen 10000 fl. habe ich eigentlich meine erst 9 Monathe nachher erfolgte Freyheit zu danken, denn meine in Händen habende Wienerrechnung erweiset, daß die 6000 fl. schon im April 1763 von meinen Administratoren auf Hofbefehl für Ordre des General Riedt, an die Staatskanzelley des Fürsten Kaunitz bar bezahlet worden. Die andern 4000 fl. habe ich nach meiner erlangten Freyheit meinem Freunde, der sie vorgeschossen hatte, dankbar zurück gezahlt.

Ich hatte nun, noch ehe die Garnison abzog, bereits Nachricht, daß im Hubertsburger Frieden nichts für mich geschehen war. Unser damaliger Bevollmächtigte hatte erst nach bereits ratificirten Artikeln ganz kaltblütig meinetwegen mit dem Preußischen Minister, dem gegenwärtigen Grafen von Herzberg gesprochen, aber nichts ernsthaft betrieben, noch sollizitirt. Von Berlin gab man mir aber die Versicherung, für mich ernsthaft bey dem Könige zu arbeiten; und auf dieses Versprechen konnte ich mehr bauen, als auf die Wienerprotektion, welche mich 10 Jahre

hindurch so hülflos, so verächtlich im Unglücke verlassen hatte. Deshalb beschloß ich noch drey Monath zu warten, ob etwas erfolgen würde; dann aber erst eigenmächtig aus meinem Gefängnisse zu entfliehen.

Die Ablösung der Garnison geschahe; und nun war alles neu für mich. Die Offizier von der Wache waren alle Edelleute, und schwerer zu gewinnen, als die Landmiliz; und die Majors vollzogen ihre Befehle buchstäblich. Ich brauchte zwar keinen mehr zu meinen Entwürfen; mein Herz sehnte sich aber nach Freunden, an die es nun schon gewöhnt war; auch hatte ich wieder nichts als mein Commißbrot zur Nahrung, weil mir niemand mehr das mindeste zusteckte.

Die Zeit fing mir an lang zu werden. Man hatte zwar bey der Uebergabe alles genau visitirt, und nichts gefunden; es war aber doch möglich, daß eine klügere Untersuchung alles entdecken, und meine Anschläge vernichten konnte. Ein ungefährer Zufall hätte dieses leicht verursachen können, den ich hier als etwas besonders erzählen muß.

Ich hatte seit zwey Jahren eine Maus so zahm gemacht, daß sie den ganzen Tag auf mir herum spielte, und mir aus dem Munde fraß.

Ich

Ich bemerkte an diesem kleinen Thiere so entschiedene Merkmahle einer mehr als mechanischen Seele, daß ich nicht wagen darf, meine Beobachtungen hier nieder zu schreiben. Die Theologen würden schnarchen; die Mönche grunzen; und die Weltweisen, welche der menschlichen Seele allein denkende Kräfte, den Thieren aber nichts als den sogenannten Instinkt beymessen, würden mich einen Mährchenschreiber heißen, oder wohl gar als einen Ketzer aus der gelehrten Zunft verstoßen, verkleinern und anfeinden.

Wenn ich lebe, so erscheint ohnedieß eine Abhandlung aus meiner Feder, welche diesen Stoff bearbeiten soll. Und da wird meine Maus und eine Spinne gewiß in einer merkwürdigen Rolle auftreten.

Diese wirklich kluge Maus hätte mich nun beynahe unglücklich gemacht. Sie hatte bey der Nacht an meiner Thüre genagt, und Kapriolen in meinem Zimmer auf einem hölzernen Teller gemacht. Die Schildwachen hörten es, und riefen den Offizier; dieser hört auch, und meldet weiter: es gehe in meinem Gefängnisse nicht richtig zu — — Auf einmal wurden mit Anbruche des Tages meine Thüren eröffnet, und Platzmajor, Schlösser, und Maurer traten herein. Man

fing

fing an, alles auf das genaueste zu durchsuchen. — — Boden, Mauern, Ketten, auch mein Leib ward visitirt; man fand aber nichts — — Endlich fragte man mich, was ich die verwichene Nacht gearbeitet und gepoltert hätte. Ich hatte die Maus selbst gehöret, und klagte das arme Thier an. Gleich ward befohlen, sie abzuschaffen. Ich pfiff, und sie kam auf meine Schulter gesprungen; nur bath ich für ihr Leben; der wachhabende Offizier nahm sie mit sich in sein Zimmer, mit dem heiligsten Versprechen, er wollte sie einer Dame schenken, wo es ihr ganz gut gehen sollte.

Als er sie dort hatte; ließ er sie im Wachzimmer laufen. Sie war aber für keinen andern Menschen zahm, als für mich, und hatte sich gleich versteckt.

In der Nacht hatte sie, wie die Schildwachen am folgenden Morgen meldeten, an meiner äußern Thüre beständig genagt, auch waren die Merkmale sichtbar.

Zu Mittag, da man zum visitiren herein kam, und damit beschäftigt war, lief mir auf einmal meine Maus die Beine herauf, auf die Schulter, und machte allerhand Sprünge, um ihre Freude zu bezeugen.

Hierbey ist zu merken. Sie lief nicht heraus, sondern ward in einem Schnupftuche

Tags

Tags vorher in das Wachzimmer getragen; welches gegen 100 Schritte von meinem Kerker entfernet war. Wie fand sie nun ihren Herrn wieder? Wie wußte sie die Stunde, wo am Tage visitirt ward, und wo offene Thüren zu finden waren?

Und dennoch ist es wahrhaftig, und wirklich geschehen.

Jedermann war erstaunt, und wollte diese Maus haben; der Major nahm sie seiner Gemahlinn mit. Diese hatte ihr einen schönen Käfich machen lassen, worin sie aber nicht gefressen, und nach einigen Tagen todt gefunden worden.

Ich war wirklich wegen des Verlustes dieses gesellschaftlichen Thieres einige Tage ganz unruhig. Da ich aber fand, daß sie an einem Orte am Fußboden, wo ich den Querschnitt mit Brot und Staub verstrichen, dieses Brot so abgenagt hatte, daß meine Wächter bey der letzten scharfen Visitation wirklich mit Blindheit geschlagen waren; oder nicht sehen wollten, daß das Bret durchschnitten war, — — so erkannte ich das nothwendige Opfer meiner treuen Gesellschafterinn, und meine Wächter waren beruhigt, auch überzeugt, daß ich nichts für meine eigenmächtige

Be-

Befreyung unternommen hatte, noch wagen dürfe.

Dieser Vorfall mit der Maus aber beschleunigte meinen Entschluß. Ich wollte nicht 3 Monathe warten.

Da ich nun bereits meine Anstalten erzählt habe, laut welcher ich in jedem Monath den 1 und 15ten Tag festgesetzt hatte, wo die Pferde ausserhalb der Festung auf mich warteten, so verstrich der 1 August allein deshalb, weil ich den redlichen Major von Pfuhl, welcher mir mehr Menschenliebe als die andern erzeigte, und an eben diesem Tage die Inspection in der Sternschanze hatte, nicht unglüklich machen wollte.

Es wurde aber der 15. August hierzu festgesetzt, und länger wollte ich nicht warten.

Mit diesem festen Entwurfe verflossen einige Tage in Sehnsucht, denjenigen abzuwarten, an welchem ich mich eigenmächtig retten konnte.

Auf einmal ereignete sich ein Vorfall, welcher einer der merkwürdigsten in meiner Lebensgeschichte ist.

Der Major du Jour, welcher sonst allezeit selbst mein Gefängniß aufzuschließen gewohnt war, mußte eiligst in die Stadt, wo Feuerlärm

geschlagen wurde, und gab dem Lieutenant die Schlüssel, um bey mir zu visitiren.

Dieser kam herein; sahe mich mit Mitleiden an, und fragte. — — Aber lieber Trenck! haben Sie dann in sieben Jahren unter den Landmilitzoffizieren keinen Erretter, wie den Schell in Glatz finden können — — — Meine Antwort war. — — Mein Freund! Freunde solcher Art sind selten zu finden. — — Am Willen hat es keinem gefehlt; jeder wußte, daß er durch mich glücklich werden konnte. — — Aber keiner hatte Herz genug im Leibe, eine entschlossene Unternehmung auszuführen. Geld hab ich ihnen genug gegeben — — Aber wenig Hülfe von ihnen erhalten. — —

Wo nehmen Sie dann das Geld her? — — Von Wien mein Freund, durch geheime Correspondenz, die sie mir beförderten; und noch gegenwärtig bin ich damit für einen Freund versehen. Kann ich ihnen damit Dienste leisten? Mit Freuden. Und ich fordre nichts von ihnen — — Gleich zog ich 50 Dukaten aus einem Loche heraus, welches in der Schwelle des Thürgerüstes hierzu gebohret war, und gab sie ihm. Er weigerte, nahm sie aber endlich mit Schüchternheit an; — — versprach, sogleich wieder zu kommen:

men; ging hinaus, hängte die Schlösser nur verblendet vor, und hielt Wort. Nun erklärte er sich offenherzig, daß er ohne dieß Schulden halber desertiren müßte, und längst den Vorsatz gefaßt hätte; könne er mir also mit forthelfen, so wäre er zu allem bereit. Ich sollte ihm nur den Entwurf zur Möglichkeit machen. Wir blieben bey zwey Stunden allein zusammen, das Projekt war bald gemacht, approbirt, möglich, auch zur glücklichen Ausführung sicher gefunden; besonders da ich ihm sagte, daß meine Pferde in Gummern bereit ständen.

Gleich war Brüderschaft und ewige Freundschaft geschlossen. Ich gab ihm noch 50 Dukaten, und niemals mochte er so viel Geld in seiner Gewalt gehabt haben. Denn alle seine Schulden, weshalb er desertiren wollte, betrugen nicht 200 Reichsthaler. Da er aber von Hause gar nichts hatte, so war es unmöglich, dieselben von seiner Gage zu bezahlen. Unsere Abrede war mit wenig Worten diese.

Er solle sich vier Schlüssel anschaffen, welche denen von meiner Thüre nur im äußern Anblicke ähnlich wären. Diese sollte er am Tage, da wir unser Vorhaben ausführen wollten, verwechseln; weil sie indessen, da der Major bey dem arretirten

ten General Wallrabe zu Mittage speiſte, in der Wachſtube verwahrt waren.

Alsdann ſollte er, ſo bald der Major in der Stadt wäre, ſeine Grenadiere theils auf einige Stunden beurlauben, theils in allerhand Aufträgen in die Stadt ſchicken — — am Schlagbaume den Poſten einziehen, dann aber zu mir herein kommen, und meinen beyden Schildwachen befehlen, mein Bett heraus zu tragen.

Indem ſie hiermit beſchäftigt wären, wollte ich hinausſpringen, und dieſe Leute in meinen Kerker einſperren; dann ſetzten wir uns ungehindert auf die zur beſtimmten Stunde bereit gehaltenen Pferde, und gallopirten nach Gummern.

Binnen 8 Tagen bey ſeiner zweyten Wache ſollte alles bewerkſtelliget werden.

Kaum hatten wir ſo viel abgeredet, als die Schlagbaumſchildwache für den ankommenden Major in das Gewehr rief. Eiligſt ſprang er hinaus, ſchloß die Thüren, und der Major ging zum Wallrabe hinein.

Nun war ja kein Menſch glücklicher, als ich in meinem Kerker. Dreyfache Hoffnung lag jetzt vor mir, meine Freyheit unfehlbar zu erhalten. Die mir zugeſicherte Vermittelung des kaiſerlichen Geſandten in Berlin, mein bereits ferti-

ges unterirrdisches Loch, und der neue Lieutenant von der Wache.

Berauscht von Freude und Aussicht in eine glückliche Zukunft, bin ich vielleicht in eben den Augenblicken, da mein Verstand am thätigsten wählen, auch entscheiden sollte, meiner Beurtheilungskraft beraubt gewesen, oder die Eigenliebe hat mich betäubt, daß ich einen Entschluß faßte, welcher jedem vernünftigen Leser so unüberlegt, als verwägen, dummdreist und bedauernswerth scheinen wird.

Ich gerieth auf den thörichten Gedanken, die Großmuth des großen Friedrichs auf die Probe zu setzen. Fände ich diese nicht, schlüge dieser Anschlag fehl, dann hätte ich in allen Fällen meinen Lieutenant zum gewissen Erretter.

Diesem tausendfach beweinten Entwurf gemäß, in den ich mich selbst verliebt hatte, und weshalb ich mit Sehnsucht den Tag erwartete, redete ich den mittags zur Visitation hereintretenden Major auf folgende Art an:

„Ich weiß Herr Major, daß der Gouverneur, „der großmüthige Herzog Ferdinand von Braun„schweig gegenwärtig in Magdeburg ist. (Dieses „hatte mir mein Freund gesagt) gehen sie sogleich „zu ihm, und sagen ihm: Er möchte zuvor mein

„Ge-

„Gefängniß visitiren, die Schildwachen verdop-
„peln lassen, und dann befehlen, zu welcher Stun-
„de am hellen Tage ich mich außer den Werken der
„Sternschanze auf dem Glacis bey Kloster Ber-
„gen in vollkommener Freyheit sollte sehen lassen.
„— — Wäre ich dieses zu bewerkstelligen im
„Stande, dann hoffte ich auf die Protektion des
„Herzogs; welcher diesen Auftritt dem Könige
„melden sollte, um ihn dadurch von meinem rei-
„nen Gewissen, und allezeit rechtschaffenen Hand-
„lungen zu überzeugen."

Der Major erstaunte; sahe den Lieutenant an, und glaubte wirklich, ich wäre im Gehirne verrückt, weil ihm der Vortrag lächerlich, und die Ausführung meines Anerbiethens schlechterdings unmöglich schien. Ich beharrte aber ernsthaft auf meiner Bitte. Er ritt in die Stadt, und kam nebst dem Commandanten Herrn von Reichmann, dem Platzmajor Riding und dem andern Inspektionsmajor zu mir zurück; mit der Antwort: — —

„Der Herzog ließe mir sagen: wenn ich das,
„wozu ich mich anheischig mache, zu bewerk-
„stelligen im Stande sey, dann versichre er
„mich seiner ganzen Protektion, auch der Gnade

„des Königs, und wolle mich sogleich von allen „Fesseln befreyen.“

Nun forderte ich die Bestimmung der Stunde im vollem Ernste. — — — Noch scherzte man, und hielt alles für unmöglich. — — Endlich hieß es, ich sollte sagen, auf was Art, ohne es auszuführen. Es wäre genug, wenn ich die Möglichkeit erwiese. — — Im Weigerungsfalle würde sogleich mein ganzer Fußboden aufgebrochen werden, und man würde Tag und Nacht Wache in mein Zimmer stellen. Der Gouverneur wolle sich nur von der Möglichkeit überzeugen, aber keinen wirklichen Ausbruch gestatten.

Nach langem Capituliren, und den heiligsten Versicherungen, warf ich ihnen auf einmal alle meine Fesseln vor die Füße; öffnete mein Loch, gab ihnen mein Gewehr, und alle meine Instrumente, auch zwey Schlüssel zu Ausfallthüren in den unterirrdischen Galerien. Ich hieß sie in die erste, 37 Schuh weit von meinem Kerker gehen, und mit dem Degen den Ausbruch sondiren, welcher in wenig Minuten geschehen könnte. Dann sagte ich ihnen jeden Schritt, den ich inwendig zur Thüre in jeden Wall zu gehen hätte. Beyde waren seit 6 Monathen unverschlossen, zu den andern gab ich ihnen die Schlüssel. — — Endlich

lich entdeckte ich ihnen auch, daß ich an dem Glaceis bey Kloſter Bergen auf jeden Wink Pferde bereit habe, deren Stall ſie aber zu entdecken auſſer Stande wären.

Sie gingen hinaus; ſahen; kamen wieder herein; machten Fragen und Einwürfe, die ich ſo gut beantwortete, als ein Ingenieur, der die Sternſchanze gebaut hatte. Dann traten ſie wieder hinaus; wünſchten mir Glück; blieben etwa eine Stunde weg — — kamen ſodann wieder, ſagten mir, der Herzog ſey erſtaunt über den erhaltenen Bericht, wünſchten mir noch einmahl Glück, und führten mich hinaus ohne Feſſeln, und in das Zimmer des wachhabenden Offiziers.

Am Abend kam der Major zu uns, gab ein herrliches Soupee, und verſicherte mich, nunmehr werde alles gut gehen. Der Herzog habe bereits nach Berlin geſchrieben.

Am folgenden Tage ward aber die Wache verſtärkt; zwey Grenadier traten in das Offizierzimmer als Schildwachen; die ganze Wache lud ſcharfe Patronen vor meinen Augen; und kurz geſagt: — — Man machte Vorkehrungen, als ob ich eine Unternehmung, wie zu Glatz machen wolle; ſogar die Zugbrücken wurden am hellen Tage aufgezogen.

Dann sahe ich vor meinen Augen sogleich eine Menge Menschen an meinem Kerker arbeiten, viele Wagen mit Quadersteinen hinunter fahren — — Indessen waren die wachhabenden Offizier freundlich und liebreich gegen mich; die Tafel war gut; wir assen zusammen, aber ein Unteroffizier und zwey Mann blieben beständig bey uns im Zimmer, folglich waren alle Unterredungen sehr behutsam. Dieses dauerte vier oder fünf Tage, bis endlich mein neuer Freund, auf den ich mich ganz verließ, zu mir auf die Wache kam. Er schien der alte zu seyn, die Augenzeugen gestatteten uns wenig Unterredung. Indessen gewonnen wir doch zuweilen Gelegenheit. Er war erstaunt über meine unzeitig gemachte Entdeckung, sagte mir: der Herzog wüßte gar nichts davon, und in der ganzen Garnison hieß es — — man habe mich abermals bey dem Ausbrechen erhascht.

Hier ging mir ein Licht auf, aber leider! zu spät. Ich versicherte meinen Freund, ich habe allein alles das deßhalb gethan, weil ich mich nunmehr auf sein mir gegebenes Wort verließe. — — Er betheuerte, versprach alles; und nunmehro war mein Muth unbegränzt; meine Rache aber gegen ein so niederträchtiges Verfahren des Commandanten im Herzen beschlossen.

Bin-

Binnen acht Tagen war der neue Bau meines Gefängnisses fertig; der Platzmajor erschien nebst dem Major du Jour, und man führte mich wieder in meinen Kerker zurück. Hier ward ich nur mit einem Fusse an der Mauerkette befestigt, die aber noch einmahl so schwer, als die vorige war. Alle übrige Fesseln wurden mir nicht wieder angelegt.

Der Fußboden war nunmehr mit großen Quadersteinen ausgepflastert, und folglich das Gefängniß wirklich undurchdringlich gemacht. Bloß das Geld welches in den Thürgerüsten und in der Ofenröhre versteckt war, blieb gerettet; ungefähr 30 Louisdor, die ich am Leibe trug, wurden gefunden, und weggenommen.

Da man mich nun wieder anschmiedete, sagte ich dem Commandanten in einem erbitterten Tone:

„Ist das die Folge des herzoglichen Ehren„wortes! hab ich solche Mißhandlung für meine „Großmuth verdient? Ich weiß aber schon, daß „man falsch rapportirt hat. Die Wahrheit wird „aber dennoch offenbar werden, und Schurken „beschämen.

„Nunmehr erkläre ich ihnen aber, daß sie „den Trenk nicht mehr lange in ihrer Gewalt haben werden. Und baueten sie mir einen Kerker

„von Stahl, so sollen sie mich nicht fest hal„ten. — — —

Man lachte über meine Drohungen. Reichmann aber sprach mir Muth zu, hieß mich hoffen, und sagte: ich würde vielleicht bald auf eine gute Art meine Freyheit erhalten.

Ich pochte hauptsächlich auf die mir allein bekannte Hülfe meines neuen Freundes, und war vielmehr vermögen und drohend als niedergeschlagen und kleinmüthig; welches jedermann in Verwunderung setzte.

Ich muß aber auch hier dem Leser das Räthsel auflösen, warum man eigentlich so unerwartet mit mir verfuhr. Denn nach meiner erlangten Freyheit reisete ich nach Braunschweig, und erfuhr vom Herzoge selbst, daß die damals über mich bestellten Herrn Majore demselben nicht die Wahrheit rapportirt, sondern um einem Verweis wegen nachläßigen Visitirens auszuweichen, ihm gemeldet, sie hätten mich bey der Arbeit ertappt, und bey genauer Untersuchung gefunden, daß ich ohne ihre Wachsamkeit gewiß entflohen wäre. Einige Zeit nachher habe der Herzog aber die Wahrheit erfahren; dem Könige den Vorfall gemeldet, und von dieser Zeit an

habe

habe der Monarch nur auf Gelegenheit gewartet, um mir die Freyheit wieder zu geben.

So geht es in unſerer Welt leider mit den edelſten Handlungen. Sie werden ſelten im wahren Lichte dem vorgetragen, welcher über Verdienſte entſcheidet; und in dieſem treu erzählten Falle war ich das wirkliche Opfer eines unzeitigen Ehrgeitzes. Die, welche mich bewachten, ſchämten ſich, daß ſie ſo blind viſitirt hatten, und um einen kleinen Verweis zu meiden, der doch keinem unter ihnen einen weſentlichen Schaden zugefügt haben würde, ward der redliche Trenck zur Schlachtbank geführt. So iſt es mir in meinem Weltlaufe in manchen Unternehmungen der edelſten Gattung ergangen, wo ſo gar Freunde meine Offenherzigkeit mißbrauchten, und ſich den Lohn meiner Arbeit zugeeignet haben.

Nun ſaß ich von neuen in meinem Kerker; mein Herz empörte ſich gegen den fühlloſen Monarchen, noch mehr aber gegen den grauſamen Gouverneur. Und beyde waren doch hintergangen, auch unſchuldig an der Urſache meiner Klagen.

Ich hoffte nun Tag und Nacht auf den erſten Eintritt meines gewiſſen Erretters. Wie erſchrack ich aber, da an dem Tage ſeiner beſtimm-

ten Wache, ein anderer Lieutenant herein trat.

Noch schmeichelte ich mir, daß ungefährer Zufall ihn nur für dieses Mahl zurück gehalten hätte. Allein ich wartete wohl drey Wochen vergebens; er kam gar nicht wieder. Fragen durfte ich nicht; endlich erfuhr ich, daß er von den Grenadieren abgegangen sey, folglich die Sternschanzwache nicht mehr zu versehen hatte. — Ob ihn nun etwa sein Entschluß für mich gereuet, ob er zu verzagt zur Ausführung war, ob die von mir ihm gegebenen 100 Dukaten ihn auf andere Gedanken gebracht und sein Glück befördert haben, alles das ist mir unbekannt, und ich verlange es auch auf ewig nicht zu wissen. — Lieset er jemals im Wohlstande dieses Buch, und hat mich wirklich hintergangen, so lese er zugleich hiermit meine herzliche Verzeihung; und schätze mich noch deswegen im Grabe, daß ich ihm nie geschadet habe. Ein andrer, den er so im Unglücke stecken gelassen hätte, und zwar nach so theuern Versicherungen, und wirklich empfangenem Handgelde, würde vielleicht rachsüchtig gewesen seyn.

Ich bin noch allezeit der Meinung, daß nachdem er seine Schulden bezahlen konnte, ihn die

die Unternehmung gereuet, und er deshalb seine Sternschanzwache vertauscht habe. Oder vielleicht hat er sich einem Cameraden vertrauet; und dieser hat mit einem Staabsoffizier die Sache so vermittelt, daß er nicht mehr zu mir auf die Wache kommen konnte. Unglück genug für mich, daß er ausblieb; nunmehr aber hatte wirklich alle meine Hoffnung ein Ende.

Jetzt fing ich erst an, meinem grausamen Schicksale nachzudenken und meine Thorheit, meinen unzeitigen Stolz bitterlich zu beweinen. Die Schwermuth bemeisterte sich wirklich aller meiner Sinne. Nunmehro hatte ich mir selbst mein unübersteigliches Schicksal beyzumessen. Ich konnte fast ein halbes Jahr hindurch ungehindert, und ohne alle Gefahr aus meinem Kerker entfliehen; alle mögliche Verfälle waren gehoben, und nichts stand mir entgegen — Meine eigene Schuld, mein blindes Vertrauen auf Menschengroßmuth, auf Freundes Hülfe, vereitelte aber alle meine Hoffnung und stürzte mich in einen Zustand, aus dem mich wirklich nichts mehr retten konnte.

Neun Jahre hindurch fand ich, Trotz aller Vorkehrungen, meinen Kerker undurchdringlich

zu

zu machen, noch allezeit Mittel in meiner Erfindungskraft; jetzt aber hatte ich ſelbſt alle meine Ausſicht in die Zukunft vereitelt, und mich allein als die Urſache meines künftigen Leidens zu betrachten. Tauſend Vorwürfe nagten nunmehr an meiner tief gebeugten Seele, und gewiß hätte ich zu leben aufgehört, wenn mich nicht noch die Erwartung einer auswärtigen Hülfe aus Wien oder Berlin zurück gehalten hätte.

Die Stabsoffizier merkten bald, daß ich meine ganze Heiterkeit und gewöhnliche Standhaftigkeit zu verlieren anfing. Ich ward tiefſinnig, mürriſch und ſchwermüthig, arbeitete auch wenig mehr an meinen Bechern; und ſchrieb nur Klaglieder oder verzweifelnde Trauroden.

Ehemals konnte mir niemand einen andern Troſt geben als dieſen — „Geduld mein lieber „Trenck! es kann doch wenigſtens nicht ärger „werden."

Oder man machte mich hoffen, der König könne ja nicht ewig leben — Trauriger Troſt für einen Mann in meiner Lage! Ward ich krank, ſo wünſchte man mir Glück, daß mein Leiden bald ein Ende haben würde. — Ward ich, zu aller Menſchen Bewunderung, wieder

ge-

gesund, dann beklagte man mich, daß ich noch nicht gestorben sey, und noch länger meine Foltern dulden müsse. — Welcher Mensch meiner Gattung auf Erden war wohl jemals in ein solches Schicksal verwebt, als das meinige war? Meinem immmer beschäftigtem Kopfe; meinen mechanischen Herkulesarbeiten, wobey ich die Glieder in Bewegung brachte; und meiner Kunst, die Herzen meiner Wächter zu gewinnen, der Tyrannen Wuth zu trotzen, und der Gewalt mit List zu begegnen; — meinen eigenen Kunstgriffen allein, sag ich, hab' ichs zu danken, daß ich solch ein zehnjähriges Leiden rühmlich überstand; auch eben an dem Orte, wo niemand mehr wissen sollte, daß ich noch lebte, wirklich mehr lebte; mir mehr Freunde, Kenntnisse auch Beyfall erwarb als jemals; endlich aber als ein ächter Held im Unglücke aus meinem unverdienten Gefängnisse in die Welt trat; die Verläumdung besiegte; den aufgebrachten bis zum Grabe unversöhnlichen Monarchen besänftigte; der endlich müde ward mich zu martern; und gegenwärtig nach besiegten Schicksalsstürmen, im Hafen der Weisheit meine ganze Geschichte in trockner Wahrheit zu meiner Rechtfertigung öffentlich schreiben darf.

Der

Der Friede war bereits seit 9 Monathen geschlossen; und noch erfolgte nichts für mich. Eben aber, als ich mich schon wirklich ohne Rettung verloren glaubte, brach mit dem 24. December mein Erlösungstag heran.

Es war gerade zur Zeit der Wachparade, als der königliche Lieutenant von der Garde, Graf v. Schlieben, als Courier in Magdeburg eingeritten kam, und den Befehl brachte, daß ich sogleich meines Arrests entlassen seyn sollte.

Die Freude auf dem Paradeplatze, auch in der ganzen Stadt war allgemein, weil mich jedermann schätzte, bewunderte und bedauerte.

Der Commandant glaubte mich schwächer, als ich war; und wollte mir diese frohe Nachricht nicht auf einmal beybringen, um durch jähe Freude keine Wallung in meinem Blute zu verursachen — Wie wenig kannte er aber meine Gegenwart des Geistes in allen Vorfällen des Lebens, die wirklich durch Gewohnheit des immer mit mir spielenden Glückswechsels bis zum höchst möglichsten Grade einer philoschphischen Standhaftigkeit, oder wohl gar bis zur Verachtung aller irrdischen Vorfälle herangewachsen war. Nichts, kein möglicher noch so plötzlicher Vorfall kann mich erschüttern. Selbstruhm stinkt; — Aber

noch

noch war ich nie stolz im Glücke, nie kleinmüthig im Unglücke; nie unentschlossen in großen Gefahren; und hierzu fordre ich alle die als Zeugen auf, welche mich in allen Vorfällen gesehen, oder persönlich, auch dem allgemeinen Rufe nach gekant haben.

Jezt rasselten auf einmal meine Thüren; ich erblickte den Commandanten; dann drängte sich ein Schwarm Menschen herein, die mich alle mit heiterm, lachendem Gesicht anblickten. Ich war verwundert; — Jezt sagte der erste:

Mein lieber Trenck! heute habe ich zum ersten Mahl die Freude, Ihnen eine gute Nachricht zu bringen — Der Herzog Ferdinand hat endlich bey dem Könige ausgewirkt, daß man Ihnen ihre Fesseln abnehmen soll — gleich trat auch der Schmid herzu und fing seine Arbeit an —

Sie werden auch ein besseres Zimmer erhalten, fuhr er fort; — hierauf fiel ich ihm in die Rede —

Ich bin also gewiß in Freyheit, und sie wollen mir nur die Freude nicht auf einmahl beybringen. Sagen sie mir die trockne Wahrheit! Ich weiß, mich zu mäßigen —

Ja,

Ja, war die Antwort, Sie sind frey! — Gleich umarmte er mich zuerst, und die anderen folgten.

Nun fragte man mich — was wollen sie für ein Kleid? — Meine Uniform erwiederte ich; — der Schneider war schon da, und nahm das Maß. Morgen früh, sagte Herr von Reichmann, Meister! muß die Uniform fertig seyn. Er entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit, wegen des heiligen Abends und Christfestes — gut, hieß es, der Herr sitzt morgen mit seinen Gesellen in diesem Loche, wenn das Kleid nicht fertig ist — Gleich war es möglich, und heiligst versprochen.

So bald der Schmid fertig war, führte man mich auf die Wache in das Offizierzimmer. Hier wünschte mir jedermann von Herzen Glück, und der Platzmajor ließ mich das gewöhnliche Jurament aller Staatsgefangenen schwören.

1. Daß ich mich an niemand rächen wolle.
2. Daß ich weder die Sächsischen noch Preußischen Gränzen betreten.
3. Noch von allem, was mir geschehen, schreiben oder sprechen; und

4. Daß

4. Daß ich, so lange der König lebe, keinem Herrn weder im Militari noch Civili dienen wolle.

Hierauf gab mir der Graf Schlieben einen Brief von dem kaiserlichen Minister in Berlin, dem General Riedt, ungefähr folgendes Inhalts:

„Daß es ihn herzlich freue, Gelegenheit gefunden zu haben, bey dem Könige meine Freyheit zu bewirken. Nun sollte ich aber alles „willig und freudig thun, was der Graf Schlieben von mir fordern würde, welcher befehligt „sey, mich bis nach Prag zu begleiten:

Schlieben sagte nun — „Lieber Trenck! Ich „habe Befehl, Sie diese Nacht von hier in einem „verdeckten Wagen über Dresden nach Prag zu „begleiten, und nicht zu gestatten, daß Sie auf „der Reise mit jemanden sprechen. General „Riedt hat mir 300 Dukaten behändigt, um „alle Kosten zu bestreiten. Ich will sogleich einen Wagen kaufen. Da aber heute nicht alles „fertig werden kann, so ist mit dem Herrn Commandanten die Abrede genommen, daß wir „erst künftige Nacht von hier abreisen werden.

Nachdem ich alles freudigst versprochen, blieb der Graf Schlieben bey mir; die andern gin-

gen nach einer kurzen Unterredung in die Stadt, und ich speiste zu Mittag nebst dem Major du Jour und wachhabenden Offizier bey dem General Walrabe in seinem Arreste; wo dieser Greis erst im Jahre 1774 nach 28 jährigem, aber sehr erträglichem Gefängnisse gestorben ist. Indeß hatte er sein Schicksal verdient.

Nun war ich frey, ging überall spazieren in den Werken, um mich an Luft und Licht zu gewöhnen; suchte auch in meinem Kerker mein noch versteckes Geld zusammen, welches noch gegen 70 Dukaten betrug.

Die ganze Wache ward herrlich traktiret. Jedem Mann gab ich einen Dukaten, meinen Schildwachen, die eben auf dem Posten standen, als ich frey ward, jedem 3 Dukaten; unter die abgelößte Wache ließ ich 10 Dukaten austheilen; dem eben wachhabenden Offizier schickte ich ein Geschenk aus Prag.

Den Ueberrest meines Geldes behändigte ich dem Weibe meines ehrlichen Grenadiers Gerhardt. Dieser war gestorben, und sie hatte während der Zeit, da er zu Felde war, einem jungen Burschen vertraut, daß sie 1000 fl. von mir empfangen habe; dieser war mit dem von ihr erhaltenen Gelde unvorsichtig, ward untersucht, und

und verrieth das Weib, welches deshalb zwey Jahre im Zuchthause zugebracht hatte.

Der Mann aber kam ungestraft davon, weil er nicht gegenwärtig war. Hätte er Kinder hinterlassen, so würde ich gewiß noch heute für sie sorgen.

Der Wittwe des Mannes, welcher sich bey meinem Kerker im Jahre 1756. erhenkte, gab ich 30 Dukaten, die mir Schlieben verabfolgen ließ.

Die ganze Nacht war ich unruhig, und meine Wache fröhlich; bey der ich den größten Theil derselben zubrachte.

Am Morgen des Weinachtsfestes hatte ich Besuch von allen Stabsoffizieren der Garnison; in der Stadt durfte ich aber nicht erscheinen. Mittags war ich mit Stiefeln, Uniform und Degen ganz gekleidet, und gefiel mir selbst im Spiegel. Mein Kopf war aber von Entwürfen, Freude und Glückwünschen so betäubt, daß ich mich wirklich von den Vorfällen der ersten Tage gar nichts mehr zu besinnen weiß.

Was für Betrachtungen konnte ich nicht bey diesen Veränderungen anstellen. Ich war, ich blieb ja derselbe Mann, der ich im innern Werthe

noch vor 24 Stunden im Kerker gewesen war. Und welch ein gewaltiger Unterschied im Betragen, auch in den Gesichtszügen aller derer, die mich vorher so streng bewachten? Nun ward ich geehrt, geliebt, gesucht, geschmeichelt — Und warum? Weil ich nicht mehr die Fesseln trug, die ich doch nie verdient hatte.

Welt! was sind die Menschen in einem despotischen Staate? Was sind ächte Verdienste, reine Tugend da, wo Machtsprüche über unsern Werth, über unser Schicksal entscheiden?

So rückte der Abend heran; Graf Schlieben erschien mit dem Wagen, der mit 4 Postpferden bespannt war; und wir fuhren, nach genommenem wirklich zärtlichem Abschiede zum Thore hinaus.

Wer hätte mich aber wohl jemals glauben machen können, daß ich bey der Abreise von Magdeburg noch Thränen vergiessen würde; wie doch wirklich geschehen ist.

Es ist auch ein wunderbares Räthsel, wenn ich sage, daß ich 10 Jahre lang in Magdeburg lebte, ohne jemahls diese Stadt gesehen zu haben. Und dennoch ist es wahr.

Mit Reiſekleinigkeiten will ich kein Blatt füllen. Mein Gefängniß hatte 9 ganze Jahr, 5 Monath und etliche Tage gedauert. Wenn ich nun hierzu den Arreſt in Glatz von 17 Monathen rechne, ſo habe ich in allen eilf Jahre, und zwar die beſte Zeit, den Kern meiner Jahre im unverdienten Kerker elend zugebracht, die mir kein Monarch auf Erden wieder geben, noch vergüten kann. Dabey iſt mein Leib geſchwächt worden, ſo, daß ich gegenwärtig im Alter die Folgen meiner überſtandenen Martern erſt zu empfinden anfange, wenn das Bett mein Kerker wird.

Jeder Leſer wird nunmehr glauben, daß mit dieſer Epoche auch meine Drangſale ein Ende haben. Ich verſichere aber auf Ehre, daß ich noch lieber auf 10 Jahre nach Magdeburg in mein Gefängniß zurück kehren, als alles das noch einmal ertragen wollte, was mir nach meiner erlangten Freyheit in Oeſterreich, beſonders in den letzten 6 Jahren widerfahren iſt, wo die Krügel, und Zetto meine Referenten und Kuratoren waren.

Vielleicht komme ich noch in Lagen und Umſtände, wo ich noch einen dritten Band meiner Lebensgeſchichte nachtragen, und alles das treu ohne Gefahr und Rückſicht erzählen darf, was

ich seit dieser Freyheit binnen 22 Jahren; besonders in diesen 6 letzten in Wien erlitten, ertragen und abgeschüttelt habe.

Hier melde ich vorläufig nur das, was ich in zweydeutigen Ausdrücken zu berühren wagen darf — — — Siege habe ich zwar bereits über alle meine Feinde erfochten, aber alle Hoffnung ist verloren, daß ich disseit des Grabes meine verdiente Lorbeerkrone da erhalten werde, wo der mit gerechtem Stolz Bittende keinen Lohn zu erwarten hat und meine Ansprüche an Recht und Genugthuung schon verjährt sind. Unglaublich unwahrscheinlich sind freylich alle Begebenheiten, die ich noch in diesen Blättern summarisch vortragen will. Ich habe aber für jede Frage den legalen, auch gerichtlich zu behauptenden Beweis in Händen, und in meiner Vorrede des ersten Bandes schreibe ich wohlbedächtig: — — —

„Trage ich Unwahrheiten in diesem Buche vor, so haue mir der Büttel die Hand vom Rumpfe, mit welcher ich geschrieben habe; und die Nachwelt heisse mich noch im Grabe einen Schurken."

Mit dieser vorläufigen Erinnerung, schreite ich nun zur Fortsetzung meiner Geschichte.

Den

Den 2ten Januar kam ich nebst dem Grafen Schlieben glücklich in Prag an. Dieser übergab mich noch an eben dem Tage dem Herzog von Zweybrücken, dahmaligem Gouverneur von Prag.

Er empfieng mich liebreich, auch gnädig; wir speisten zwey Tage nach einander bey ihm, und ganz Prag war neugierig, in mir den Mann kennen zu lernen, der stark genug war, so viel Ungemach 10 Jahr hindurch zu überstehen. Ich empfing daselbst 300 fl. von meinen Gelde; schickte dem General Riedt die 300 Dukaten zurück, die er dem Grafen Schlieben zu meiner Equipirung und eilfertigen Reise gegeben hatte; und die er in seinem Briefe von mir verlangte, ob er gleich bereits zehntausend Gulden von mir bar empfangen hatte; bezahlte dem Schlieben die Rückreise; reichte ihm ein Geschenk, und schaffte mir einige Nothdurft an. Nachdem ich etliche Tage in Prag gerastet hatte, brachte eine Estafette von Wien, die ich N. B. mit 40 fl. aus meinem Beutel bezahlen mußte, den Befehl an das Gouvernement, daß ich sogleich unter guter Bedeckung von Prag nach Wien als Arrestant sollte gebracht werden. Mein Degen ward mir wieder abgefordert; der Hauptmann Graf Wela nebst zwey kommandirten Unteroffi-

teroffizieren ſetzten ſich mit mir in einen Wagen, den ich kaufen mußte; und führten mich gefangen nach Wien.

Ich nahm noch 1000 fl. in Prag auf, um dieſe Koſten zu beſtreiten, und mußte ſogar in Wien dem Hauptmann 50 Dukaten für ſeine Rückreiſe bezahlen.

Niemand kann ſich vorſtellen, was mein Herz bey dieſer Begegnung empfand. Ich ſollte im Triumph als ein ſeinem Lohne entgegeneilender redlicher Patriot nach Wien reiſen, der das Schlachtopfer ſeiner Treue war, und ward als ein Miſſethäter behandelt.

Man brachte mich in die Kaſerne als Arreſtant. Daſelbſt ward ich in das Zimmer des Lieutenant von Blonket geführt; welcher Befehl hatte, mich an niemand ſchreiben, auch mit niemanden ſprechen zu laſſen, als mit dem, welcher vom Herrn Hofrath Kämpf oder Hüttner ein Erlaubnißbillet aufweiſen könnte.

Welches leicht zu entwickelnde Räthſel! — beyde waren während meiner Gefangenſchaft die Adminiſtratoren meines Vermögens geweſen.

In dieſem Zuſtande lebte ich 6 Wochen. Endlich ſprach der damalige Regimentscommandant

von

von Poniatowsky, der gegenwärtige Feldmarschallieutenant Graf D'Alton mit mir Ich überzeugte ihn von meinem gegründeten Argwohne, warum ich eigentlich in Wien Arreſtant ſey. Dieſem rechtſchaffenen Manne allein habe ich zu danken, daß der gottloſe Entwurf meiner Feinde, mich auf ewig als einen im Gehirn verrückten Menſchen in der Feſtung Grätz einzuſperren, fehlſchlug. Ich habe in meiner Freyheit kein Recht gegen dieſe böſe Menſchen erhalten können. Hätten ſie mich nur einmal von Wien weggebracht, ſo war ich gewiß verloren, und mußte im Narrenhauſe verſchmachten.

Die Monarchinn hatte man glauben gemacht, ich ſey halb raſend, und tobe und wüthe beſtändig mit den entſetzlichſten Drohungen gegen den König von Preuſſen. Da nun eben die Römiſche Königswahl vor ſich gehen ſollte, ſo wäre gewiß zu befürchten, daß ich in meiner Tollkühnheit und Rachſucht etwa dem Preußiſchen Geſandten einen Affront mache; welches Folgen nach ſich ziehen könne. Uebrigens habe ja auch der General Riedt in Berlin dem Könige verſprechen müſſen, daß ich mich in Wien gar nicht ſollte ſehen laſſen, und daß man mich in guter Aufſicht und Verwahrung halten ſollte. — Die Großdenkende

Maria Thereſia fühlte Mitleiden; fragte, ob mir nicht zu helfen ſey? Die Antwort war, man habe mir bereits verſchiedene Mahl zur Ader gelaſſen; ich bliebe aber allezeit ein höchſt gefährlicher Menſch.

Ueberdieß ſey ich ein Verſchwender, weil ich binnen 6 Tagen in Prag 4000 fl. aufgenommen, auch durchgebracht hätte. Man müſſe mir demnach Kuratores anordnen, und mich vor Ausſchweifungen zu verwahren ſuchen.

So ſpricht der Schurke vor dem umnebelten Throne, wenn er rechtſchaffene Männer von demſelben entfernen, und für ſich ſelbſt im Trüben fiſchen will.

Nun ſprach der damalige Obriſt D'Alton von mir und meinem Schickſale bey Hofe mit der Oberhofmeiſterinn Gräfinn Paar, welche eine ehrwürdige und edeldenkende Frau war.

Indem tritt des verſtorbenen Kaiſers Majeſtät zur Gräfinn ins Zimmer. Man ſpricht von mir. — — Der Monarch fragt? — — Ob ich dann ganz verwirrt ſey, und gar keine gute Intervalle habe? D'Alton ſagt — — Euer Majeſtät! Er iſt jetzt ſieben Wochen in meiner Kaſerne, und allezeit der vernünftigſte, gelaſſenſte Mann geweſen, den ich in meinem Leben

gekannt

gekannt habe. Es müssen große Intriguen hinter dem Geheimnisse verborgen liegen, daß man ihn als einen Narren behandelt, auch so bey Hofe schildert. Ich bin Bürge dafür, daß er es nicht ist.

Am folgenden Tage schickte der Kaiser den Grafen von Thurn, Oberhofmeister des Erzherzogs Leopold zu mir, um mit mir zu sprechen. Hier fand ich nun gleich meinen Mann, einen rechtschaffenen aufgeklärten Weltweisen und redlichen Deutschen. Diesem erzählte ich, wie ich während meines Gefängnisses zweymal in Wien sey verrathen und verkauft worden. Ich erwieß ihm deutlich, daß meine Administratores mir auch noch den gegenwärtigen tödlichen Streich versetzen, und mich als einen Narren einsperren wollten, damit sie mich lebenslang unter ihrem Curatorio halten könnten. — — Wir sprachen wohl zwey Stunden, und sehr viel; weit mehr als mir die Klugheit in diesen Blättern zu sagen gestattet. Sein Herz, sein ganzes Vertrauen war für mich gewonnen; und bis zum Grabe ist er mein Freund geblieben. Er ging fort, versprach mir allen Schutz; — kam am folgenden Tage wieder, und führte mich zur Audienz bey Sr. Majestät dem Kaiser.

Hier

Hier sprach ich nun frey von der Leber weg. Die Audienz dauerte über eine Stunde; endlich ward der Monarch so gerührt, daß er vom Stuhle aufstand, und eiligst in das Nebenzimmer gehen wollte. Ich ward gewahr, daß ihm Thränen aus den Augen fielen. — — Gleich gerieth ich in einen wahren Enthusiasmus der Freude; umpfing seine Knie; und noch wünsche ich, daß ein Rubens oder Apelles, diese Scene zum ewigen Nachruhme des fühlenden Monarchen, und eines bis in das innerste seiner Seele gerührten ehrlichen Mannes vor dem Throne eines gefühlvollen Fürsten in wahrer Gestalt hätte schildern können. Meine Feder ist zu schwach, Ausdrücke zu finden, die mein dankbares Herz gerne mit allem Feuer hervorbringen möchte, um den Kaiser Franz in seiner damaligen Gestalt der Nachwelt verehrungswürdig zu machen. — — — Ich ward stumm; mein Auge, meine Thränen sprachen. — — Der Kaiser riß sich von mir los, und ich schlich mit erschüttertem Gefühl, und mit einer Art von Wollust zur Thüre hinaus, welche nur der Menschenkenner und wahrhaft ehrliche Mann zu empfinden vermögend ist.

Niemals bleibe die Seele eines guten Fürſten unbelohnt! Franz war in meinen Augen durch dieſen Auftritt allezeit größer, als Cäſar und Friedrich der Große, ob ihn gleich die Welt unter die ſchwachen Fürſten rechnet. Ich bin Bürge dafür, daß er groß dachte. Und hätte ihn mir der Tod nicht zu eben der Zeit entriſſen, da er mich wirklich ſeiner Gnade und Achtung werth fand, ſo würde ich meine in Ungarn verlornen Güter längſt zurück erhalten haben.

Ich fuhr im Taumel der Freude in meine Caſerne. Am folgenden Tage erſchien aber ſchon der Befehl, daß ich meines Arreſtes entlaſſen ſey. — — Ich ging nebſt dem Grafen D'Alton zur Gräfinn Paar, die mich zu ſehen verlangte, und durch ihre Vermittelung erhielt ich die erſte Audienz bey meiner Monarchinn, im Kabinett.

Unbeſchreiblich iſt die liebreiche Art, mit welcher mich dieſelbe empfing. Wie ward ich bedauert, wie gnädig meine Standhaftigkeit und Treue geprieſen! Ich konnte gar nicht zum Vortrage kommen. Ihre Huld kam mir zuvor, und ließ mir keine Zeit, meine gerechten Klagen vorzubringen.

Sie sagte, sie wisse alles, was für gottlose Streiche mir in Wien gespielt wären; Sie fordre aber von mir: — — Ich sollte gar nichts vom Vergangenen sprechen, meinen Feinden verzeihen; alle neue Verdrüßlichkeiten fliehen, und meine Rechnungsführer grade hin absolviren. — Ich wollte sprechen. — — Ich bitt ihn, hieß es, klag er mir über nichts; Ich weiß alles; thue er nur, was ich von ihm fordere. — Ich werde ihm gewiß alles ersetzen. — — Er braucht, er verdient Ruhe, — — —

Was war zu thun? In das Narrenhaus gehen oder unterschreiben, was man fordert? — Gleich erhielt ich Befehl mit dem Herrn von Pistrich zum Hofrath von Ziegler zu gehen. Es geschahe; Ich ward auf den andern Tag bestellt, und mußte in beyder Gegenwart folgendes unterschreiben.

1. Daß ich das Trenkische Testament für gültig erkennen,
2. Daß ich auf die Sclavonischen Güter renunziren, und mich allein der Monarchinn Gnade überlassen,
3. Daß ich meine Kuratores und Rechnungsführer solennissime absolviren,
4. Und mich nicht in Wien aufhalten wolle.

Iſt es wohl möglich mehr von einem Manne zu fordern, der Lohn verdient hatte? Heißt das nicht Gewalt, wenn man unterſchreiben, oder ins Gefängniß kriechen muß?

Und wahrlich iſt man auf ſolche Art mit mir verfahren. Wahr bleibt es ewig, daß die beſte Monarchinn an mir groß und edel zu handeln verhindert ward. — — Wahr iſt es auch, daß man mich allein deshalb keiner Achtung würdig glaubte, und willkührlich mißhandeln ließ, weil ich keine Meſſe hören wollte, und meine Güterbeſitzer unter dem Schutze der Jeſuiten ſicher waren.

Ich ſage hier nicht, was ich damals in meinem empörten Herzen beſchloß. Meine Eigenliebe verſicherte mich aber, daß ich in allen Ländern Europens mit meinem arbeitſamen Kopfe, mit meinen erlernten Wiſſenſchaften, durch Tugend und treue Erzählung meines Schickſals Brot und Ehre erwerben könnte. Ich hatte damals keine Kinder, folglich war mir aller Verluſt, auch das Ueberbleibſel meines Vermögens gleichgültig.

Mit Recht mißvergnügt, beſchloß ich demnach ſchon damals, Oeſterreich auf ewig zu fliehen. Schmutzige Wege zum Throne konnte mein

mein auf Recht gegründeter Stolz zu ſuchen ſich nicht entſchließen. Ich fehlte alſo allezeit in der Art dieſes Recht zu ſolliziren; und eben hieraus allein erwuchs mein Verluſt, auch mein Unglück; weil ich meinen Feinden nicht mit gleichen Waffen begegnen wollte; dieſe hingegen mir dieſelben allezeit argliſtig aus den Händen zu winden wußten, und mich als einen unzufriedenen, unruhigen Kopf, bey Hofe, wie in den Gerichtsſtellen ſchilderten; wo aufgeklärte redliche Männer meiner Gattung ewig nichts zu hoffen haben.

Der Schmerz über mein Wiener Schickſal nagte aber dennoch heimlich in meiner gefühlvollen Seele. Ich hatte ſo viel in der Welt für die Ehre gethan, auch gelitten. Jetzt aber, da ganz Deutſchland aufmerkſam war, welchen Lohn ich von meiner Monarchinn erhalten würde, ſaß ich in Wien im Arreſt, und ward wie ein Wahnſinniger der Curatel ſolcher Leute überlaſſen, die mich geplündert hatten.

Schon war ich im Begriffe, die Gränzen zu ſuchen, als ich in eine tödliche Krankheit verfiel, welche mich beynahe ins Grab geriſſen hätte. Die Monarchinn erfuhr meinen Zuſtand, empfand Mitleiden, und ſchickte mir ihre Hofärzte, auch ſogar einen Barmherzigen Bruder

als Krankenwärter; die ich aber alle am Ende aus meinem eigenen Beutel dar habe bezahlen müssen. Mein selbst gewählter Doktor hätte mich gewiß wohlfeiler hergestellt.

Dieß hieß Gnade und Distinktion.

Dann erhielt ich, ohne es zu begehren, vom Hofkriegsrathe das Patent als Oberstwachtmeister, wofür ich aber die Jura bezahlen mußte, Von der Wirklichkeit blieb ich ausgeschlossen, und an dem Titel war mir wenig gelegen, der mir bereits um 10 Jahr früher in andern Diensten angetragen worden.

Merkwürdig ist aber, was mein Majorspatent betrifft, daß in demselben folgender Ausdruck steht; —

Ihre Majestät hätten in Betreff meiner, ungeachtet des langwierigen Gefängnisses bezeugten rühmlichen auch unverfälschten Treue und Diensteifers; dann in Erwägung meiner besondern Talente und guten Eigenschaften, mir den Charakter eines kaiserlichen Majors zu ertheilen gnädigst geruht.

Sollte man bey solchen Ausdrücken nicht für mich den Generalscharakter, oder die Rückgabe meiner Sclavonischen Güter erwarten?

Und was folgte? — — Der Titel eines Invaliden Majors, nachdem ich bereits vor 15 Jahren als Rittmeister gedient hatte.

Meine Schuld war es auch gewiß nicht, daß ich in Danzig von dem kaiserlichen Residenten Adramson; in Berlin von dem kaiserlichen Gesandschaftssekretair Weingarten; und in Wien zweymal von solchen Menschen verrathen und verkauft, auch unglücklich gemacht ward, denen daran gelegen war, mich arm, auch für den Staat unthätig zu machen. — — Dieses Patent war also keine Gnade für einen Trenck; besonders da ich nunmehro seit 23 Jahren noch kein anderes erhalten habe, und noch immer Herr Major geheissen werde.

Ueberhaupt war dieses damahls auch keine Belohnung für mich; zu einer Zeit, wo viele junge Offizier das Majorspatent um etliche tausend Gulden kaufen konnten. Hätte man vielmehr meine Rechnungsführer gezwungen mir nur 30000 fl. von dem mir entrissenen Gelde zurück zu geben, so würde ich davon eine Obersten Stelle haben kaufen können, und unsre großen Generale wären jetzt meine Cameraden. Ich aber hätte von meiner Generalsgage rechtschaffene Kinder für den Staat erzogen; wäre von den Krügel und

Zei-

Zetto und Fillenbaum und D — r nicht so barbarisch chikaniet worden; und würde noch heute nicht unter die Invaliden der Monarchie gerechnet werden; die doch viel Invaliden meiner Gattung bedarf. — — Der Eigennutz meiner Feinde forderte aber, daß ich unthätig bleiben sollte, und dieß war genug, mich zu entfernen.

Merkwürdig bleibt noch; daß ich nunmehr seit 36 Jahren, da ich in kaiserlichen Diensten lebe, noch keinen wirklich großen oder ehrlichen Mann, keinen General oder Befehlshaber, keinen Minister, noch Präsidenten zum Feinde hatte, außer dem Grafen Grassalkowitz, der mir mein Vermögen nahm, ohne mein Feind zu seyn. Keiner hat noch jemals im ganzen Staate meinen Lebenswandel getadelt; kein im innern Werthe großer, kein rechtschaffener Mann, hat anders als mit Achtung und Mitleiden von mir gesprochen.

Wer waren also, und wer sind noch meine Verfolger? Hauptsächlich die Jesuiten und Mönchsfreunde. Ferner etwa ein eigennütziger Advokat, der gerne mein Curator seyn wollte; oder ein Rechnungsführer, der Protektion suchte, um nicht gehängt zu werden. Oder solche Justizreferenten, die in der Folge des Landes ver-

wiesen wurden, oder als sich reich gestohlene Schurken starben; oder die noch gegenwärtig im Zuchthause als rechtmäßig bestrafte Uebelthäter arbeiten; oder solche Leute, die noch alle eben das Schicksal zu erwarten haben, weil Joseph gerecht ist, und erst in das innere Heiligthum seiner verdeckten Böswichter hell zu sehen anfängt, welche bisher der Tugend und dem ächten Patriotismo den Zutritt zum Throne zu verriegeln wußten, oder den ehrlichen Mann, durch ihre untereinander verwebte Gewalt abzuschrecken, oder wohl gar zurück zu stoßen vermögend waren. Nur Schade! daß der Schleyer, welcher ihre Bubenstücke verbarg, für mich zu spät aufgedeckt wird, weil ihn die Sonne der Wahrheit beleuchtet, und wegbrennt, da ich bereits wirklich Invalide zu werden anfange, und nichts mehr unternehmen will.

Gott segne ihnen das, was sie mir und meinen Kindern entrissen haben, und gebe ihnen langes Leben mit dem Besen in der Hand; damit die andern noch in den Gerichtsstellen verehrte Collegen gleicher Art, sich an ihrem Beyspiele schrecken, und künftig die rechtschaffensten Männer und wärmsten Patrioten nicht aus Oestreichs Gränzen treiben, oder das Recht der Wittwen und Wai-

Waiſen, und Hülfsbedürftigen, nicht nach Willkühr mißhandeln, oder dem redlichen aber kurzſichtigen und Bequemlichkeit liebenden Präſidenten nicht Naſen drehen können.

Gott gebe! ſag ich, daß nach mir keiner in ſolche Hände geräth! Gott gebe! daß unſer beſter Monarch auch endlich mit Verwunderung frage: warum, oder wodurch denn eben im Reichshofrath der Graf Grävenitz; im Hofkriegsrath Herr Hofrath von Brügel zu Brügelſtein; und im Juſtizkollegio Militari Mixto Herr von Zetto und — — des Trenks Referenten wurden, und ihm den Herrn von Fillenbaum zum Curator aufgeſtellt haben. — —

Solche Gattung von Menſchen allein hat mich in Wien verfolgt, arm gemacht, auch von allen Geſchäften zu verdrängen gewußt. Kein ehrlicher Mann war noch nie mein Feind. Dergleichen Inſekten haben nun überall ihre Freunde in den höhern Gerichtsſtellen; und bey Hofe etwa eine Kammerfrau, oder einen Ofenheizer, oder Hofbereuter, welcher zu gelegner Zeit ſagt: — der Trenck iſt mit nichts zufrieden; er klagt über alles; er iſt ein unruhiger Kopf; er ſpricht ſchlecht von den Gerichtsſtellen; und iſt noch dazu gut Preußiſch geſinnt. Denn noch geſtern hat

er widersprochen, daß wir jezt die ganze Preußische Macht mit unsern Ulanen allein zernichten könnten.

Solche niedrige Gattung von Menschen, sag ich, hat mich müde gemacht, und verursacht, daß man schon längst in vielen Ländern Europens mit Verwunderung fragte: — warum ist denn der Trenck nur Oberstwachtmeister in Oesterreich! warum wird er gar nicht gebraucht? —

Genug hiervon an diesem Orte; man wird von diesem Stoffe noch mehr lesen.

Ich ward gesund, suchte Audienz, fand sie aber nicht wieder.

Ich präsentirte mich dem Fürsten Kaunitz, — dieser Herr, der mich nie gekannt hat, betrachtete mich von seiner Höhe als ein kriechendes Insekt unter dem Schwarm anderer Insekten. Ich hub meinen Kopf empor, sahe nicht rückwärts, und ging zur Thüre mit Stolz hinaus. — Bey dem Thore unten hielt jemand die Hand auf, und gratulirte mir zur Audienz.

Ich ging zum Feldmarschall; dieser redete mich mit den merkwürdigen Worten an: — Mein lieber Trenck! wann Sie nicht kaufen können; so wird es unmöglich seyn, Sie jezt in der Wirklichkeit bey der Armee anzustellen. Sie sind

auch

auch zu alt, um unſer ſchweres Exerzitium noch zu lernen.

Wohl bemerkt! ich war damals 37 Jahre alt.

Meine Antwort war kurz dieſe: — Euere Exzellenz irren ſich in meiner Perſon; ich bin nicht hergekommen, um angeſtellt zu ſeyn, denn als Major bin ich nicht Willens zu dienen; zum kaufen aber haben mir meine Curatores das Geld genommen, und wenn ich auch Millionen hätte, ſo wollte ich ewig keine Titel kaufen. — Auch hier ging ich mit Achſelzucken zur Thüre hinaus.

Nun wandte ich mich an die Monarchinn mit einem Memorial, welches geleſen zu werden verdiente, wenn es der Raum hier anzubringen geſtatten wollte.

Ich ſagte von den Sklavoniſchen verlornen Gütern gar nichts, bath aber

1) Daß diejenigen, welche ganze Centner Silber und Gold von meinen Gütern weggeſchleppt, und weder mir noch dem Aerario Rechenſchaft davon abgelegt hatten, angehalten werden möchten, mir wenigſtens einen Theil davon zurück zu geben.

2) Daß man mir die 36000 fl. heraus zahle, welche mir illegal von meinen bonis avitis

genommen, und zu einem Hospital in Wien angewendet worden.

3) Daß man mir die 40000 fl., die Graf Grassalkowitz unter dem falschen Titel: Sklavonischer Exzessen, zur Bezahlung der 4000 Panduren-rekruten, welche im Dienste der Monarchinn erschossen wurden, oder verloren gingen, von meinem Allodialvermögen abgezogen und zurückgehalten hatte, billiger Weise zurückgäbe. Ich war ja nicht schuldig, Unterthanen Trenkischer Güter, die im Kriege als Soldaten rühmlich starben, aus meinem Privatbeutel denjenigen zu bezahlen, welche mir die Trenkischen Güter ganz entrissen hatten.

4) Ich bath auch, mir die 15000 fl. zu restituiren, die man zu den Böhmischen Fortifikationen von meinem Kapital genommen hatte. Ich bath zugleich um die 15000 fl. die man dem ehemaligen Trenkischen Regimente indebite bezahlte.

5) Ich verlangte eine Vergütung von 12000 fl., die mir bey meiner Arretirung in Danzig durch die Verrätherey des kaiserlichen Residenten Abramson geraubt wurden; ingleichen eine öffentliche Genugthuung vom

Dan-

Danziger Magistrate, da mich derselbe zur Schmach des kaiserlichen Dienstes, und mit Verachtung desselben so schändlich an die Preußen mitten in ihrer Stadt auslieferte. — — —

Alles dieses, und noch weit mehr dergleichen Artikel, forderte ich mit vollem Rechte, weil derselben in dem mir vor einigen Wochen abgezwungenem Revers gar nicht gedacht worden war.

Ich forderte auch von den bey der Ungarischen Kammer anliegenden 76000 fl. meiner Kapitalien, die landüblichen Interessen zu 5 Prozent, so, wie sie ein jeder genossen hatte; und die allein über 20000 fl. betrugen, weil man mir nur 5, endlich gar nur 4 berechnet hatte.

Ich forderte hauptsächlich die Bezahlung meiner Effekten in Sklavonien, auch die Vergütung der erweislichen Meliorationen, die mir doch per Sententiam selbst zugesprochen waren, und über 80000 fl. betrugen.

Ich forderte — ich bath um Richter — ich sollizitirte demüthig, nur um Vergütung einiger dieser unwiedersprechlich richtigen Artikel — erhielt aber — Nichts; — auch niemals Antwort noch Resolution auf mehr als hundert dergleichen bey Hofe eingereichten Bittschriften.

Nun muß ich doch auch etwas von meinen Rechnungsführern sagen, und was während meines Arrestes geschehen ist.

Ich hatte im Jahre 1750. in Wien ein Haus gekauft, welches in der Teinfaltstraße zwischen dem Klepperstall und dem Hamiltonischen Hause lag. — Der Kaufschilling war 16000 fl.; hierauf hatte ich gleich, auch in verschiedenen Ratis ungefähr 13000 fl. bar bezahlt, und die Quitungen unter meine Schriften aufbewahret.

Da ich nun 1754. nach Danzig reisete, wo ich in die zehnjährige Gefangenschaft gerieth, ließ ich meine Schriften nebst meiner Equipage zurück.

Indessen ist der Oberst, Quartiermeister und alles im Regimente gestorben, wovon ich Rechenschaft fordern konnte. — Und bis auf diese Stunde habe ich nichts anders erfahren können, als daß man meine Schriften an meine Administratores nach Wien eingeschickt habe. Von aller meiner Habseligkeit, Pferden und Equipage weiß niemand, wo sie geblieben sind.

Nach meiner Befreyung aus Magdeburg suchte ich mein Haus, und fand es nicht mehr. War dieses möglich?

Der-

Derjenige, welcher sich meiner hinterlassenen Schriften bemeistert hatte, muß sich mit dem Verkäufer dieses Hauses verstanden, und ihm alle seine Quitungen zurück gegeben haben. Dann hat er den ganzen Kaufschilling gerichtlich eingeklagt; — und kurz gesagt, — ich fand mein Haus in fremden Händen, und noch dazu von meinem Gelde gegen 6000 fl. für Interessen und Gerichtskosten berechnet; folglich Haus und Geld auf ewig ohne Rettung für mich verloren.

Wem beweise ich aber jetzt den gespielten Betrug? —

Noch ein anders Stückchen zum Beweis:

Ich hatte einen gewissen Lieutenant von Schröder, der in Glatz meinetwegen desertirte, in Wien zwey Jahre hindurch aus meinem Beutel erhalten, und ihn endlich als Hauptmann bey der Fürst Esterhazyschen Garde in Eisenstadt versorgt, auch equipirt.

Dieser war während meines Arrestes durch seine Schuld unglücklich geworden, kassirt, und ging betteln.

Nun fand ich in der Administrationsrechnung folgenden Artikel:

„Dem

„Dem Hauptmann von Schröder 1600 fl.
„in Kapital und Interessen nebst Gerichts-
„kosten bezahlt. —

Ich wußte aber am besten, daß ich diesem Menschen nie einen Heller schuldig war, noch schuldig seyn konnte; einwenden durfte ich auch nichts, weil ich die Rechnungsführer zu absolviren, wie bereits gesagt, gezwungen wurde.

Nach 4 Jahren erhielt ich erst zufällig Licht.

Ich fand und erkannte diesen Schröder von ungefähr, da er bey St. Stephan um Almosen bettelte; redete ihn an; nahm ihn mit nach Hause, und fragte ihn, ob er diese 1600 fl. wirklich empfangen habe?

Seine Antwort war — Ja.

Niemand glaubte, daß Sie jemals das Sonnenlicht wieder sehen würden. Ich wußte, daß Sie mich liebten, und mir gerne Gutes gethan hätten; folglich mir, da alles für Sie verloren war, auch etwas in meiner äußersten Noth gönnen würden.

Ich wandte mich an den Doktor Berger, versprach ihm die Halbscheid, und er brachte es so weit, daß ich ein Jurament ablegen durfte, Ihnen 1000 fl. ohne Handschrift geliehen zu haben; hierauf empfing ich das Geld vom Herrn von F***r,

dem

dem ich einen Antheil Tockayer für die Frau von H***r schenken mußte.

Bravo! so haben meine Curatores gewirthschaftet.

Ich könnte mehr dergleichen Geschichtchen hier bekannt machen; es empört sich aber noch mein Blut bey jeder Erinnerung. Etwas muß dennoch zu näherer Beleuchtung von den Curatoren selbst gesagt werden.

Herr Hofkammerath Kempf von Angret war Administrator meines Vermögens; und Herr Hofrath von Hüttner Referent.

Herr von Kempf substituirte sich den Rechnungsführer Herrn Frauenberger. Dieser ward auch Herr Von, und diente als Buchhalter in Prag bey dem Kriegskommissariate während des Krieges; folglich konnte er für mich in Wien nichts besorgen, und ordnete den Herrn von Krebs zu seinem Subsubstituten. Ob dieser nicht noch einen andern Subsubstituten gebraucht habe, weiß ich nicht.

Dann war Herr Doktor von Beracker zum Fideikommißkurator ernannt, wo doch wirklich de Jure kein Fideikommiß existirte. Doktor Berger war auch noch über alles dieses der Fideikommißadvokat, und alle waren remunerirt.

Was

Was hatten aber alle diese Herren für wichtige Geschäfte? — Ich hatte 76000 fl. in Banko und bey der ungarischen Kammer anliegen; alle Jahre mußten die Interessen erhoben, und zum Kapitale angelegt werden. Sonst war schlechterdings nichts zu thun, und jeder ehrliche Mann hätte solche Kleinigkeit gratis verrichtet.

Herr von Kempf wollte aber seinem alten Hauspostillion und Vertrauten einen fetten Braten zutheilen; deshalb ward er Rechnungsführer. Während des Krieges konnte man leicht durch bares Geld gegen Kupferamts- und Bankopapier reich werden, und das war die Sache meiner Curatoren.

Nach zehnjährigem Gefängnisse hätte ich an ersparten Interessen, bey einem ehrlichen Manne, der den Nutzen mir zugewendet, gewiß 60000 fl. im Vorrathe gefunden.

Jetzt fand ich aber nichts, als die 3000 fl. die ich in Prag zu Transportkosten empfing. Alles andere blieb für mich auf ewig verloren; und sogar vom Kapitale fehlten gegen 7000 fl. die arglistig in die Rechnung verwebt und gestohlen waren.

Frauenberger und Berger starben reich, und da der Oberadministrator den schützen mußte, wel-

welchen er sich substituirt hatte, so sollte ich als Narr eingesperrt werden, damit der Substitut ein ehrlicher Mann bleiben könnte.

Dieses ist eigentlich der Schlüssel zu meinem abgezwungenen Revers, und die Frau von F*** war ehemals Kammerfrau bey Hofe, wußte folglich den Zugang zum Throne zu finden, der mir versperrt war.

Nicht genug! sondern nachdem ich mit Zwang die Rechnungsführer absolvirt hatte, erschlich der Herr Administrator bey Ihrer Majestät noch dazu, durch Vorstellung, daß dieselben zwar absolvirt, aber noch nicht remunerirt wären, den Machtspruch: — daß ich dem Herrn Frauenberg 4000 fl. Remuneration bezahlen sollte.

Dieser legte sogleich Arrest auf meine halben Einkünfte und Pension, kein Widerspruch wurde angehört; folglich war ich gezwungen, kümmerlich zu leben, und Oesterreichs Gränzen zu fliehen; wo von 67000 fl. Kapital mir noch 63006 übrig blieben, und diese mit Arrest, Fideikommißbürde, nnd Curatel verstrickt wurden.

Keine Prozedur hatte mich mehr geschmerzt, als diese; da ich eben dem Manne, der mich

arm

arm gemacht hatte, noch 4000 fl. Remuneration zu bezahlen gezwungen war.

Die Monarchinn ließ mir zwar, während meiner schweren Krankheit, meine Rittmeistergage für die 10 Jahre meiner Gefangenschaft, als eine besondere Gnade auszahlen; welche gegen 8000 fl. betrug. Sie bestätigte mir auch diese Gage, als eine ewige Pension.

Ich werde aber in der Folge erweisen, daß ich nunmehr seit 23 Jahren nicht einen Groschen von dieser Pension genossen habe. Curatels Chikanen; erzwungene Reisen nach Wien, und Gerichtskosten; Agenten und Advokaten haben mir alles entrissen. Und von den 8000 fl. verlor ich gleich gegen 3000 fl., die mir während der Krankheit gestohlen wurden. Die Krankheit selbst fraß viel weg, weil die mir geschickten Hofärzte dreyfach bezahlt werden mußten; und das übrige erforderte meine Equipirung, und durchaus neue Einrichtung. Dabey hatte ich noch über 8000 fl. zu bezahlen, die mir Freunde im Magdeburger Unglücke vorgeschossen hatten, wovon General Riedt in Berlin, 4000 fl. empfing.

Meiner Schwester Kinder, die meinetwegen unglücklich geworden, habe ich auch nicht verlassen; ihnen

Ihnen bis jetzt aber nicht einmal das zurückzahlen können, was mir ihre Mutter im Unglücke bar zugesteckt hatte.

„Und dennoch hießen mich Schurken in Wien „einen Verschwender, einen Mann, der mit „nichts zufrieden sey.

Ob mir übrigens meine Rittmeistergage nicht mit vollem Rechte gebührte, mag die Welt entscheiden, sobald sie in diesem Buche gelesen hat, daß ich mit kaiserlicher und hofkriegsräthlicher Erlaubniß nach Danzig gereiset war. Daß aber die Danziger so wenig Achtung für die kaiserliche Uniform bezeigten; daß mich der kaiserliche Resident daselbst verrieth, und ausplünderte; dieß war ja nicht meine Schuld. Ich war also in allen Fällen nichts weniger, als ein andrer kriegsgefangener Offizier. — Und fragt man nach den geleisteten Diensten, so werden wenige auftreten, welche mehr gethan haben, als ich, sogar im Kerker. Denn hätten mich die Wiener Schufte nicht verrathen, so wäre Trenck Meister von Magdeburg geworden.

Uebrigens betrug auch diese zehnjährige Gage bey weitem nicht so viel, als ich allein den kaiserlichen Ministern für die Beförderung meiner Freyheit bar bezahlt hatte. Und dennoch

hieß es bisher überall, Ihre Majestät die Kaiserinn hätten mich aus Magdeburg errettet. — Nein, positiv nein! Denn der Friede war schon seit 9 Monathen, ohne an mich im Ernste zu denken, geschlossen, und bey der laulichen Erinnerung an meine Person, hatte der König bereits zweymal meine Freyheit abgeschlagen.

Die wahre Geschichte ist eigentlich diese:

So haben sie mir Ihre königl. Hoheiten, der Prinz Heinrich von Preußen und der Herzog Ferdinand von Braunschweig; auch hauptsächlich der Staatsminister, Graf von Hertzberg, mündlich erzählt, auch versichert, nähmlich:

General Riedt hatte bereits seit 6 Monathen 10000 fl. von mir in der Tasche, und dachte vielleicht nicht mehr an mich. An einem Ballatage aber, den 21 Dezember war der König bey vorzüglich fröhlicher Laune. Ihre Majestät die Königinn, die Prinzessinn Amalia, und der jetzt regierende Monarch, redeten den kaiserlichen Minister an.

Jetzt sey es Zeit, für den Trenck zu sprechen. — Sogleich suchte er Gelegenheit, fand sie, und der König sagte Ja. — Dieses Ja verursachte wirklich in der ganzen Gesellschaft eine

so

so allgemeine Freude, daß sie dem Monarchen selbst mißfiel. — Das übrige, welches am meisten hierzu beygetragen hat, mag der bescheidene Leser aus meiner Geschichte errathen, oder sich wichtige Verbindungen denken.

Ich habe zwar viel gesagt, — die Bescheidenheit heißt mich jedoch das Wesentliche verschweigen. — Ob man aber in Wien mich jemals im Ernste zurück haben wollte, solches beweiset die Prozedur mit mir nach meiner Rückkunft nur gar zu sichtbar. Meine eigenen Kunstgriffe, meine Berliner Freunde, und mein bares Geld allein, haben mich aus Magdeburg befreyet; und vielleicht hat der König selbst jene hohen Personen gereizt, daß sie den General Riedt an seine Pflicht erinnerten, und ihm Gelegenheit gäben, auch endlich an mir edel und gerecht zu handeln. Punktum! über diesen Gegenstand, der nicht ewig Räthsel bleiben wird.

Uebrigens muß ich hier noch einige Worte von mir selbst sagen; daß ich nähmlich in den ersten Wochen nach erlangter Freyheit mir wirklich selten gegenwärtig, und meistens in den tiefsinnigsten Gedanken zerstreuet war. Ich hatte mich im Arreste an das Denken so gewöhnt, daß sinnliche Gegenstände mir nur als Träume erschie-

nen. Oefters blieb ich auf der Straße stehen; besahe mich; zweifelte an meinem Daseyn; und biß mich in den Finger, um mich zu überzeugen, daß ich lebe und wache.

Niemand hat wohl je das Hofgetümmel an Gallatagen so lächerlich gefunden, als ich. Tausend Menschen warteten in allerhand buntfärbigen Kleidern und Gestalten auf etwas, welches sie sehen wollten, — die Thüre öffnete sich — eine alte ehrwürdige Matrone trat heraus, sie lächelte — alles lächelte unterthänigst mit. — Sie sprach etliche Worte, vielleicht vom Winde und Wetter, mit einem Manne, der ein rothes Käppchen und rothe Strümpfe trug, — bald wieder mit einem Aesop, der ganz unbedeutend schien; alles drängte sich hervor, um eben die Ehre zu genießen; — die Matrone ging in ihr Zimmer zurück, dann war auf einmal ein Gemurmel und Geschrey, wie in einer Synagoge. — Und das hieß man Appartement, wo die gelehrten Männer, und die besten Patrioten keinen Zutritt haben, weil sie keinen Schlüssel an der Hüfte tragen dürfen; der — nicht einmahl den Abtritt bey Hofe aufschließt.

Wie himmelweit war ich durch reifes Denken über alle diese Vorurtheile erhaben; —

und

und wie wenig Ursache findet der, der die Großen der Erde zu bewundern; der die wahre Größe der Seelen zu suchen, zu schätzen, auch zu finden gelernt hat, und Träume von Wirklichkeit zu unterscheiden weiß. Hier bemerkte ich, daß ich ein Weltweiser geworden war, der bey Hofe nichts taugte; und eben deßhalb entfernte ich mich bisher von demselben, so gut als möglich.

Ich genoß in Wien nach meiner Krankheit auf dem Walle spazieren. Die Frühlingsluft, der heitere Himmel, erfüllten meine Seele mit Empfindung der edeln Freyheit; eine gewisse Art der Freude, die ich niemand schildern kann! Die Lerche trillerte ihr Morgenlied, und mein Herz pochte schnell mit jedem Pulsschlage. — Das wallende Blut rollte schnell in meinen Adern, — kurz gesagt! in diesem Augenblicke empfand ich, daß ich ein Mensch war. — Nun begegne mir, was immer noch geschehen kann, dacht' ich bey mir selbst; wenn nur meine Füße, mein Wille, mein Herz nicht gefesselt sind, und wenn ich nur die Sonne als ein freyer Mensch sehen, oder so wie diese Lerche sich willkührlich von der Erde entfernen kann, wo unsrer Freyheit Netze gestellet werden. Hier dankte ich Gott mit gerührter Seele,

beschloß, von Wien zu entfliehen, und mir einen Winkel zu suchen, wo die Tugend keine Fürstenmacht, noch Verläumder und Machtsprüche zu fürchten hat.

Kam ich in große Gesellschaft, so betäubte mich alles Geschwätz, und die vielen Lichter wirkten so lebhaft auf meine Augennerven, daß ich mit Kopfschmerzen und Ekel schwermüthig nach Hause ging.

Nun ereignete sich die Gelegenheit zufällig, daß ich meinen Zweck erreichen konnte.

Der Feldmarschall Loudon reisete nach Aachen, um daselbst die Bäder zu brauchen. Diesen Mann hatte ich allezeit verehrt, auch persönlich geliebt, da er noch Landurenhauptmann bey meines Vetters Regiment war. Er nahm Abschied von der Oberhofmeisterinn Gräfinn Paar. Ich kam dazu; gleich darauf trat die Monarchinn in das Zimmer; man sprach von Loudons Reise, und sie sagte mir: Trenck! ihnen wäre das Bad in Aachen auch nothwendig, um ihre Gesundheit herzustellen. Gleich war ich bereit, folgte ihm in ein Par Tagen nach, und begleitete ihn sodann bis dahin; wo wir gegen 3 Monathe blieben.

Wir

Wir waren daselbst beyde seltsame Geschöpfe. Ihn wollte jedermann wegen seines großen Kriegsglückes, mich aber wegen meines überstandenen großen Unglücks kennen lernen — — Die Gesellschaft dieses ehrwürdigen Mannes war eine Erquickung für meine mißvergnügte Seele. Er kannte Wien so gut, als ich aus geprüfter Erfahrung; und hat durch Großmuth und Standhaftigkeit seine Feinde besiegt; sein Schicksal also seinem eigenen Betragen zu danken.

Die Lebensart in Aachen und Spaa gefiel mir, wo Menschen aus allen Ländern auftreten; und auch regierende Fürsten, um nicht allein zu bleiben, mit Menschen von allerhand Ständen und Gattung Umgang suchen müssen. Ich fand daselbst in einem Tage mehr Freunde, mehr Achtung, mehr Vergnügen, als ich in meinem ganzen Leben in Wien gefunden habe.

Kaum war ich 4 Wochen daselbst, so ließ mir die Oberhofmeisterinn Gräfinn Paar, welche bis zum Grabe meine Freundinn und Beschützerinn war, schreiben — —, daß Ihre Majestät die Kaiserinn für mich gesorgt hätten, und mich glücklich machen würden, so bald ich nach Wien zurück käme. Ich forschte durch Kundschafter, worin dieses Glück bestehen sollte; konnte aber

nichts entdecken; hoffte also alles von meiner Monarchinn, die mein Schicksal kannte. Indessen starb der Kaiser Franz in Inspruck. — — Dieß beschleunigte die Rückreise des Generals Loudon, und ich folgte ihm auf dem Fuße nach Wien.

Gleich ging ich zur Gräfinn Paar, und durch sie erhielt ich in wenig Tagen eine Audienz.

Die Monarchinn betrachtete mich mit gnädigen Blicken, und redete mich mit folgenden Worten an — — Trenck! ich will ihm zeigen, daß ich Wort halte; ich habe für sein Glück gesorgt, ich will ihm eine reiche sehr vernünftige Frau geben. — —

Gnädigste Souveraininn! war meine Antwort, ich kann mich nie entschließen zu heirathen. — — Und wenn es ja geschehen sollte, so habe ich bereits in Aachen gewählt! — — — Wie? hat er schon eine Frau? — — — Nein Ew. Majestät, noch nicht — — — Ist er versprochen? — — Ja Ew. Majestät. — — Das hat nichts zu bedeuten; Ich will alles ausmachen; denn ich habe ihm die reiche Wittib des Herrn von N. N. bestimmt, die mit meiner Wahl zufrieden ist. Ein gescheides Weib, und

sie

sie hat 50,000 fl. Einkünfte. Er braucht eben eine solche Frau, um ruhig zu leben. — — Ich erschrack; der liebenswürdige Gegenstand war eine 63 jährige alte Bethschwester, ein Weib das ich genau kannte, das im höchsten Grade vom Geitze besessen, und dabey dumm und zänkisch war. — — Ich erschrack, und antwortete — — Ich muß Ew. Majestät die Wahrheit sagen — — Diese möchte ich nicht, und wenn sie alle Schätze der Erde besässe. — — Ich will nicht unglücklich, sondern glücklich seyn — — In Aachen hab ich gewählt, und mein Ehrenwort gegeben, und ich will auch ein ehrlicher Mann bleiben — — — Hiermit hatte die Audienz ein Ende. Die erzürnte Monarchinn, die es wirklich gut meinte, sagte mir mit einer gewissen Verachtung: sein Eigensinn verursacht all sein Unglück; folg er seinem Kopf; Ich wünsch ihm Glück — — hiermit war ich abgefertigt und sahe mein Urtheil für ewig gefällt.

Wenn ich jemals durch ein altes Weib mein Glück hätte machen wollen, so konnte dieses schon im Jahre 1750 in Holland mit drey Millionen geschehen. Es war also dieses Anerbiethen ein trauriger Ersatz für meine Sklavoni-

schen Güter, auch erlittenen anderweiten Verlust und Drangsale. Noch weit unmöglicher war ein solcher Entschluß, da ich in Aachen wirklich verliebt war; da mir Vernunft, eigenes Wohl, Geschmack, Schönheit und ein edler Charakter dahin winkten, um im Eheſtande glücklich zu seyn.

Versprochen war ich damals noch nicht mit meiner gegenwärtigen Frau; es war aber bereits im Herzen beschlossen, daß ich nach Aachen zurück kehren, und meinen ernsthaften Gegenstand erst näher wollte kennen lernen.

Der Feldmarschal Loudon, der sie kannte, hat viel dazu beygetragen. Er kannte mein Herz, auch meine feurigen Entschließungen. Er wußte, daß ich eine heimliche Rache im Busen trug, und leicht in neue Verwickelungen gerathen könnte. Er rieth mir; und Professor Gellert, mein Freund, den ich in Leipzig besuchte, und befragte, rieth es mir auch — — daß ich meinen, zu großen Unternehmungen fähigen Leidenschaften durch einen vernünftigen Eheſtand ein Gebiß anlegen; mir allein Ruhe suchen, und mich von allen Geschäften der großen Welt entfernen sollte.

Ich

Ich folgte diesem Rathe, welcher mit meinen Wünschen übereinstimmte; kehrte im Dezember 1765. nach Aachen zurück, und verehlichte mich mit der jüngsten Tochter des ehemaligen daselbst regierenden Burgemeisters de Bröe zu Diepenbendt. Er war bereits todt, und hatte ehedem von eigenen Mitteln in Brüssel gelebt, wo auch meine Frau gebohren und erzogen ist; — — wurde auch in Aachen auf eine besondere Art durch Liebe der Bürgerschaft gezwungen, dieses Ehrenamt anzunehmen.

Er stammte aus einem alten adelichen Geschlechte in der Grafschaft Artois in Flandern, und seine bey Aachen begüterten Vorfahren hatten, ich weiß nicht, aus war für Ursachen, das Reichsritterliche Diplom von Wien erhalten. Die Mutter meiner Frau war eine Schwester des Vicekanzlers in Düsseldorf, Baron Roberts, Herrn zu Roland.

Man weiß in Wien nicht, daß nach den Fundamentalgesetzen ehemals in Aachen einer von den zwey regierenden Burgemeistern allezeit ein guter alter Edelmann seyn mußte; der andre ward aus dem Bürgerstande gewählt. Mein Schwiegervater blieb also ein Edelmann, wie

er

er es zuvor war, ehe er aus Gefälligkeit die Burgemeisterstelle annahm.

Und folglich dürfen meine Kinder ihren Geburtsrechten gemäß, sich ihrer Mutter nicht schämen, und können in allen Fällen ihre Ahnen aufweisen.

Meine Frau ist mit mir im größten Theile Europens bekannt, und hat sich überall den rühmlichsten Beyfall erworben. Sie war dabey jung und schön, tugendhaft und redlich. Sie hat mir eilf Kinder gebohren, wovon noch 8 leben; auch alle mit eigenen Brüsten aesäugt, und rühmlich erzogen.

Gott gebe, daß ich sie versorgen kann, wie sie es verdienet, und wie ichs verpflichtet bin! denn durch meine Verfolgung hat sie während unsers 22 jährigen Ehestandes viel mitgelitten.

In meinem letzten kurzen Aufenthalte in Wien wagte ich einen neuen Schritt; ich suchte eine Audienz bey unserm gegenwärtigen Kaiser Joseph; sprach von meinem Schicksale, besonders von den gründlichen Kenntnissen, die ich mir von den Mängeln seiner Staaten erworben hatte; fand Aufmerksamkeit und einen Monarchen, der sich unterrichten wollte, um sein

Volk

Volk glücklich zu machen; erhielt Befehl, ihm meine Gedanken schriftlich aufzusetzen. Dieses geschahe in 19 ganzen Bogen trockenem Deutsch, worin ich jedem Gegenstande im civil- militair- und ökonomischem Fache seinen rechten Nahmen gab.

Dürfte ich diese Schrift jemals dem öffentlichen Druck übergeben; sie würde mir gewiß Ehre machen, auch erweisen, daß der Monarch sie nicht unbenutzt gelassen, und viele wichtige Entwürfe aus derselben wirklich bewerkstelligt wurden.

Indessen bis ich dieses vielleicht bekannt machen darf, lese man den fünften Band meiner sämmtlichen gedruckten Schriften. In diesen hab ich einen Theil meiner damaligen Gedanken verwebt, und so vorgetragen, daß man das übrige errathen kann.

Der Monarch nahm diese Schrift gnädig auf; ich bath bloß, sie geheim zu halten, weil ich in derselben Männer mit Nahmen genannt hatte, die mich von neuen unglücklich machen könnten. Auch das, was mir selbst in diesen Ländern begegnet war, und ich in diesen Blättern nur dunkel und mit möglicher Enthaltsamkeit angebracht habe, übergab ich Höchstdemselben

ben mit den gründlichſten Beweiſen, in Hoffnung bey neu aufgehender Staatsſonne mehr Licht für mein Recht zu finden.

Alles ward gnädig aufgenommen; blieb jedoch bisher für mich ohne Wirkung; ich aber eilete damals nach Aachen.

Im erſten Jahre begegnete mir daſelbſt nichts beſonderes. Ich lebte ruhig; und da mein Haus ein Sammelplatz aller großen und umgangswürdigen Fremden war, welche die Bäder daſelbſt zu brauchen hinreiſen, ſo fing ich an, bekannter in der großen Welt zu werden, und machte mir überall Freunde der edelſten auch erhabenſten Gattung; beſuchte auch den Profeſſor Gellert aus Leipzig; zeigte ihm meine Manuſkripte, und fragte ihn um Rath, in welchem Fache ich mit Beyfall in der gelehrten Welt aufzutreten wagen dürfe. Er wählte vorzüglich meine Fabeln und Erzählungen, tadelte aber die übertriebene höchſt gefährliche Freymütigkeit in meinen Staatsſchriften.

Ich bin ihm nicht gefolgt; und habe deshalb viele Verdrießlichkeit n erdulden müſſen.

Nun gebahr mir im Dezember 1766 meine Frau ihren erſten Sohn. Hier nahm ich Gelegenheit, und ſchrieb folgenden Brief nach Wien

an

an den jungen Monarchen, unſern gegenwärtig mit Ruhm herrſchenden Kaiſer. Dieſer Brief iſt im achten Bande meiner Schriften, unter dem Titel Beliſarius an den Kaiſer Juſtinian in verdeckter Geſtalt zu finden, und bereits in dem zweyten Bande meines Menſchenfreundes abgedruckt worden. — — Der kurze Auszug deſſelben iſt dieſer:

„Ich habe hier in Aachen mit Ew. Majeſtät „Vorwiſſen eine Frau genommen; und heute „hat ſie mir einen Sohn gebohren, dem ich in „der Taufe den Nahmen Joſeph gegeben habe. „Der hieſige kaiſerliche Kämmerer und Oberſter „Baron Rippenda vertrat Ew. Majeſtät Stelle; „es iſt geſchehen, ohne Dero gnädigſte Bewilli„gung hierzu erbethen zu haben; meine Eigen„liebe ſchmeichelt mir aber, daß ich dieſelbe von „einem Monarchen erwarten darf, der mein „Herz und Schickſal kennet, und von dem ich „durch mein Betragen eine günſtigere Zukunft, „Lohn, Schutz und Achtung zu erwarten habe.

„Ich werde dieſen Sohn für Ew. Majeſtät „Staaten erziehen; und ihn lieber Gift mit der „Muttermilch trinken, als die Grundſätze ſeines „Vaters entbehren laſſen. Gnädigſter Kaiſer! „er heißt deſſen ungeachtet nicht Joſeph nach

„Wie-

„Wiener Gebrauch; denn so lange ich lebe, be„darf er nichts. Wenn ich aber sterbe, so heißt „er Joseph, um seinem Monarchen zu sagen, „daß er der Sohn und rechtmäßige Erbe der bey„den Trenck sey, deren große Güter in Sklavo„nien durch offenbare Ungerechtigkeit in fremde „Hände gerathen sind.

„Gnädigster Herr! den ich als künftigen „Schutzgott des Erben meines Schicksals ver„ehre! Erfreuen mich Ew. Majestät mit einer „huldreichen Aufnahme dieses neuen Weltbür„gers, und lassen mich zugleich bemerken, ob ich „meine patriotischen Schriften und Staats„pflichten noch ferner Dero scharfsichtigen Be„urtheilung vorlegen darf? Meine Wiener Fein„de werden mir zwar täglich gefährlicher, ich „setze mich aber auf Höchstdero Gerechtigkeit, „und bin in allen möglichen Vorfällen des Glückes

Ew. kaiserlichen Majestät

allerunterthänigster und treuer Patriot

Trenck.

Auf diesen Brief erhielt ich nun folgende Antwort, die ich aus erheblichen Ursachen hier bekannt mache, weil sie eigenhändig geschrieben war, und in meinen Händen ist.

Lieber

Lieber Oberſtwachtmeiſter Baron Trenck!

"Ich nehme in Gnaden auf, daß Sie, obwohl "ohne mich vorhero darum zu fragen, ihrem Soh- "ne den Nahmen Joſeph beygelegt, auch den Ober- "ſten Rippenda gewählt haben, um bey der Taufe "meine Stelle zu vertreten. Zu einem Merkmahl "meiner Ihnen künftig zuwenden wollenden "beſten Geſinnung, mache ihnen hiermit zu "wiſſen, daß ich ihre Gage künftig nicht in Wien, "ſondern in Brüſſel zu beziehen, aus erheblichen "Urſachen angewieſen habe.

"Ihre patriotiſchen und mir wohlgefälligen "Schriften können Sie fortſetzen, und mir ein- "ſchicken, weil ich die Wahrheit allezeit gerne "leſe; lieber wird es mir aber ſeyn, wenn ich ſie "in natürlicher Geſtalt, als in ſatyriſcher Einklei- "dung leſen kann.

Ich bin Ihr

Joſeph.

Bald hernach erhielt ich Befehl, mit Sr. Majeſtät Kabinetsſekretair Baron Röder in Correſpondenz zu bleiben. Was nun ſeitdem geſchehen, und geſchrieben worden, bleibt für dieſe Blätter ein Geheimniß. Genug hier geſagt! daß

mein beſter Wille, dem Staate thätig und ohne allen Eigennutz zu dienen, bey allen Vorfällen abermals vereitelt ward, weil aufgeklärte redliche Köpfe meiner Gattung zu hell ſehen, zu trocken vortragen, zu ſtolz auf eigenem innern Werth beſtehen, folglich den Gnadenweg verfehlen.

Ich habe weit mehr als meine Pflicht erfüllt. Vielleicht ſieht man noch nach durchgebrochenen Nebeln der Vortheile und des Neides, was ich thun wollte, auch hätte ausrichten können. In dieſem Falle hinterlaſſe ich Kinder im Staate, um die Früchte meiner treuen Arbeit einzuärnten; und ſchweige da mit Ehre und innerer Beruhigung, wo Kenner meines Schickſals für mich ſeufzen werden.

Im Jahre 1767 ſchrieb ich den Macedoniſchen Helden in Aachen, welcher in ganz Deutſchland nunmehr eben ſo bekannt iſt als der Eulenſpiegel. Er machte meiner Feder Ehre; mir ſelbſt aber neuen Verdruß und Verfolgungen. Dennoch hat es mich nie gereut, daß er da iſt. Ich ſelbſt habe die Zufriedenheit genoſſen, dieſes merkwürdige Gedicht fünf regierenden Monarchen perſönlich zu behändigen, und keiner hat es verbrennen laſſen. Meine Souveraininn allein

war

war wider den Innhalt sehr aufgebracht; besonders daß ich sogar dem Könige David die trockne Wahrheit gesagt hatte; und die Jesuiten fingen an, mich öffentlich zu verfolgen.

Im Jahre 1768 begegnete mir folgender Auftritt, den ich hier nur concentrirt erzähle:

Ich gab einem Freunde den Auftrag, in Brüssel meine vierteljährige Gage einzukassiren, und erhielt zur Antwort: — Es wäre ein Verboth vom Hofkriegsrathe aus Wien auf meine Gage gelegt, weil ich daselbst verurtheilt worden, dem Agenten Bussy einen alten Wechsel pr. 700 fl. cum sua causa, das ist, mit 17jährigen Interessen zu bezahlen.

Bussy war nun ein landkündiger Betrüger; ich wußte positiv, daß ich keinem Menschen auf Erden einen Gulden schuldig war; doch also den Braten, und reisete mit Extrapost nach Wien, um den Betrug aufzudecken. Hier fand ich nun nirgends Gehör noch Ausweisung. Es hieß nun *res jam judicata est*, und alle Ausflüchte wären zu spät, weil der Hofkriegsrath selbst das Urtheil gesprochen hätte.

Ich ging zum gerechten Kaiser Joseph, verpfändete Kopf und Ehre, daß ich offenbaren Betrug erweisen wolle, und bath um Revision und

Restitution dieses Prozesses, weil mir nie, nicht einmal eine Klagschrift, noch Recognition dieses gewiß falschen Wechsels zugefertigt war — Ich erhielt diese Gnade. Der Befehl ward gegeben, und ich erschien bey dem Judicio militari mixto als der ersten Instanz. Mein Agent war der Herr von Weyhrach, ein redlicher Mann.

So bald er zu reden anfing, und um Termin zur Recognition des Wechsels bath, drohte ihm Herr Referent von Zetto: — Wenn er die Trenckische Sache zu vertheidigen sich unterstände, würde man ihn zum Profoßen schicken — Er antwortete standhaft; deswegen bin ich hier, und bin überzeugt, daß die Trenckische Sache gerecht ist — dann wurde Silentium imponirt, und es geschahe nichts.

4 Monathe lag ich in Wien, ehe der erste Termin zur Vorzeigung des eingeklagten Wechsels zu Stande kam. Man hoffte, ich würde so lange nicht in Wien aushalten.

Nun erschien derselbe, sichtbar falsch. An drey Stellen radirt und durchlöchert — und kurz gesagt, es war ein offenbarer Filou-Streich. Sogar das eingeklagte Vidimus war falsch — Jedermann im Rathe gestand, daß dieser Wechsel eine offenbare Nullität sey; cassirt, auch der Klä-

ger

ger gezüchtiget werden müsse. Herr von Zetto ließ aber die Partheyen abtreten, und dann erschien der Rathsschluß durch seine Vermittelung.

"Das diese Sache in einen förmlichen schrift-
"lichen Prozeß müsse eingeleitet werden.

Hierdurch gewann man Zeit, Spitzbubenstreiche zu spielen. Ich mußte nach Aachen reisen, und vier ganze Jahre verstrichen, ehe die sonnenklare Sache zum Spruch kam. Indessen hatten zwey Pfaffen, wirkliche Klosterbeichtväter, falsche Juramente abgelegt, daß sie Augenzeugen gewesen wären, da mir das Geld bezahlt worden. Und am Ende erwies ich, daß der producirte Wechsel ein Datum hatte, wo ich schon ein Jahr im Magdeburger Gefängnisse saß, und gar nicht in Wien seyn konnte. Noch ärger: sogar erwies mein Agent in Actis, daß stante lite die Protocolle auch der Wechsel-Vidimus verfälscht worden. Herr von Zetto war Referent, und positiv selbst nebst Herrn Bussy der Mitfabrikant dieses falschen Wechsels. Ich aber war zu wachsam, und mein Agent zu redlich, um diesen Prozeß zu verlieren. Drey Mahl mußte ich von Aachen nach Wien mit schweren Kosten reisen, um zu rechter Zeit Hauptstreiche zu verhindern. — Endlich war man dennoch gezwungen zu sprechen:

Ich gewann den Prozeß; der Wechsel ward für falsch, erklärt; die Kosten aber mußte ich tragen, die mir über 3500 fl. zu stehen kamen; weil der Agent Bussy nichts hatte; am Leibe nicht gestraft wurde, und von Wien endlich als ein Spitzbube durchging.

Herr von Zetto blieb aber Referent; und hat mich seitdem in dieser Gerichtsstelle noch 18 Jahre hindurch barbarisch geschoren; bis er endlich vor wenig Wochen seines Richteramtes entsetzt, und zur Zuchthausarbeit verurtheilt w. [illegible]en ist.

Alles, was übrigens in diesem merkwürdigen Prozesse vorgefallen ist, sollte billig in einem besondern Traktate in Wien gedruckt, und zum Schrecken und Scheusal der bedrängten Tugend, bekannt gemacht werden. Die Akten und Beläge dazu liegen bey obbemeldetem Herrn Agenten von Wehrach; und ich wünsche, daß dergleichen Fälle sich ewig nicht mehr in kaiserlichen Gerichtshöfen ereignen möchten. Ich bin vielleicht der einzige, welcher in Wien einen solchen Prozeß gegen die Gerichtsstelle selbst zu gewinnen im Stande war; der auch Muth genug hatte, sich, um einen Schurken zu überzeugen, ganze Gerichtshöfe, wo auch die ehrwürdigsten Männer sitzen, zu Feinden und Verfolgern zu machen;

wel-

welches ich in der Folge bitter genug empfunden habe. Zetto iſt für mich, für viele weinende Wittwen und Waiſen allezeit viel zu ſpät geſtraft worden und ſeine infamſten Handlungen ſind noch unbekannt.

Hiervon habe ich etwas in dieſem Buche ſagen müſſen, weil dieſer Prozeß damals in Wien viel Lärm machte; wovon ich zwar viel Ehre, aber auch ſehr große Koſten und Verdrießlichkeiten ertragen mußte. Uebrigens machte ich, ſo oft ich nach Wien reiſte, bey Hofe neue Verſuche für meine Hauptſache; indeß allezeit ohne Wirkung, auſſer daß man mich näher kennen lernte, und mehr bedauerte.

Meine Kenntniſſe erweiterten ſich indeſſen täglich, und nirgends hat ein Mann meiner Gattung beſſere Gelegenheit dazu, als in Aachen und Spaa, wo eigentlich der Zuſammenfluß aller Nationen iſt. Früh ſprach ich in meinem Hauſe mit einem Lord von der Oppoſitions-Parthey, und nachmittags mit einem Königsfreunde und Parlamentsſprecher; dann mit einem ganz unpartheyiſchen klugen Mann aus eben dieſem Lande; — Folglich konnte niemand beſſer die Wahrheit entwickeln, als ich.

Allgemach fing man an, mich als einen Staatskenner zu suchen, und bey dieser Gelegenheit fand ich selbst die beste Aufklärung. — Ich unternahm einen Handel mit Ungarischem Weine nach Engelland, Frankreich, Holland, und dem Reiche. Hierdurch hatte ich Gelegenheit alle Jahre große Reisen zu machen; und da sich meine persönlichen Bekanntschaften täglich durch die Zusammenkünfte in Aachen und Spaa erweiterten, wo ich Gelegenheit hatte, den Fremden in meinem Hause Höflichkeiten zu erzeigen, so fand ich auch in allen Ländern, wo ich hinkam, Freunde und Beförderer meiner Absichten.

Meine Wienereinkünfte blieben daselbst fast gänzlich für Prozeße, Curatoren und Agenten zurück; das übrige vernichteten die erzwungenen Wienerreisen, wo ich dreymal auf Befehl des Hofkriegsraths persönlich mit schweren Kosten zu erscheinen gezwungen wurde, und niemals das mindeste für mich bewirken konnte.

Man schilderte mich endlich als einen gefährlichen Mißvergnügten, der nicht mehr in den Erblanden leben wolle. Und hierdurch hatten meine Feinde offenes Feld, mir zu schaden. Ich blieb aber in allen Fällen und Trotz aller Verfolgungen ein ehrlicher Mann in allen Ländern, wo

ich

ich lebte; wußte mir meine Hausnothdurft ohne Niederträchtigkeit noch Hofgnaden zu verschaffen, und wo ich hinkam, war jeder begierig mich kennen zu lernen. In Wien allein blieb ich ungesucht, ungekannt, und ungebraucht.

Die Engelländer suchten mich besonders in Aachen wegen der Jagdlust, und kamen aus London mit Hunden und Jagdpferden, um bey mir Wölfe und wilde Schweine zu jagen, die es in ihrem Vaterlande nicht gibt. Dagegen brachte ich öfters ganze Sommer auf ihren Landgütern, auch in Schott- und Irrland zu; und lernte die Nation, auch diesen ganzen Staat gründlich kennen.

Der Churfürst von der Pfalz hatte mir ein Jagdrevier im Jülichschen gegeben, und der immediate Reichsgraf von Mörode Weoterlos überließ mir seine Jagd und Schloß willkührlich zu meinem Vergnügen; wo ich alles in Ueberfluß hatte. Die Beschützung dieser Jagdgerechtigkeit, die nunmehr meine Pflicht war, verursachte mir zugleich große Verdrießlichkeiten. Das Beste dabey war, daß man dort nicht viel Jagdprozesse führt, sondern ein jeder sein Recht mit dem Gewehr in der Faust beweiset, und eben das war meine Sache.

Bey dieser Gelegenheit muß ich meinen Lesern auch eine besondere Geschichte erzählen, die mich in der ganzen Gegend als einen Erzzauberer, als einen Mann berühmt machte, der sich kugelfrey, fest; auch Nebel und Witterung machen konnte. Der Vorfall war dieser:

Ich gerieth in Streit mit dem Churpfälzischen Präsidenten Baron von Blankart, eines kleinen Jagdbezirkes halben. Das Recht war ganz auf meiner Seite. Ich schrieb ihm also, daß ich am Tage, den ich dazu bestimmte, früh um 10 Uhr auf dem streitigen Platze erscheinen, und meine Pistolen auch Degen mitbringen würde; hoffte also, Ihn daselbst persönlich zu finden, und mir Satisfaktion für die ehrenrührige Art seines Angriffes zu verschaffen.

Ich erschien zu bestimmter Stunde nebst zwey Jägern, und zwey Freunden aus der Gegend; fand aber mit Erstaunen den strittigen Platz mit mehr als 200 bewaffneten Bauern besetzt.

Was war zu thun? Ich schickte einen Jäger hinüber, und ließ der feindlichen Armee bedeuten; wenn sie nicht Platz machten, so würde ich Feuer geben. Es war im August, der Tag war hell und schön; in eben dem Augenblicke verfinstert sich aber zufällig die Luft, ein dicker undurchdring-

dringlicher Nebel brach herein, — und mein Jäger kam mit der Nachricht zurück, daß alles in der größten Bestürzung davon gelaufen sey, so bald er seine Bothschaft zu eben der Zeit gemeldet, da gerade der Nebel hereingebrochen sey.

Ich benutzte diesen Augenblick; rückte heran; fand niemand, ließ feuern, und marschierte bis auf das Schloß meines Gegners, wo ich das Jagdhorn zum Triumph auf seinem Hofe blasen ließ. Man fing an in der Entfernung gleichfalls zu feuern, der Nebel hinderte aber, daß jemand gesehen werden konnte.

Mit dieser Genugthuung ging ich nach Hause, wo bereits die falsche Nachricht eingelaufen war, und meine Frau alteriret hatte, daß ich nebst einer Menge Verwundeten in die Stadt geführt würde. Es war aber niemanden ein Haar beschädigt.

Nun lief das Gerücht schon durchs ganze Land, daß ich ein Zauberer sey, und mich durch Nebel unsichtbar gemacht hätte; 200 Augenzeugen schwören darauf. Gleich predigten alle Mönche in Aachen, Jülich, und Köln von öffentlicher Kanzel diese Geschichte; lästerten, schimpften, und warneten das Volk vor dem Erzhexenmeister und Lutheraner Trenck.

Die-

Diesen Vorfall benutzte ich bey einer andern Gelegenheit, die ich selbst wohlbedächtig veranstaltete.

Ich ging in die ungeheuren Waldungen der Grafschaft-Monjoye auf die Wolfsjagd, und lud Bauern und Bürger zu dieser Hauptjagd ein. Wir machten am ersten Tage einige kleine Treiben; gegen Abend aber ging ich mit einem Schwarme von mehr als 40 Schützen in die einsame Kohlbrennerhütte schlafen, Wein und Branntwein war in Vorrath da.

Abends sagte ich — — Kinder! ein jeder muß jetzt die Ladung aus seinem Gewehr ausziehn, oder ausschießen und frisch laden, damit morgen kein Gewehr auf einen Wolf verfagt, und sich niemand entschuldigen kann; dieß geschah und alle Flinten und Büchsen wurden in eine Nebenkammer gesetzt, dann ward getanzt, gefressen und gesoffen. Indessen schlichen meine Jäger in die Kammer, und zogen alles Bley aus den Röhren; luden frisch, aber blind, und manchem doppelt, um ihm eine gute Ohrfeige zu geben. Einige kennbare Kugeln oder gehacktes Bley steckte ich in meine Tasche.

Am Morgen folgte mir der ganze Schwarm auf die Jagd; unterwegs fingen einige an, die

die mein Geheimniß wußten, von meinen Hexereyen, von Nebel und Feſtmachen mit den Bauern zu ſprechen. Ich kehrte mich um, und fragte, was ſchwatzt ihr da? — mein Jäger antwortete: — —

Niemand will glauben, daß Euer Gnaden Kugeln auffangen können. — — Ich lächelte, und rief einem zu — — ſo probire, und ſchieß auf mich. — — Er wollte nicht — — mein Jäger riß ihm das Gewehr aus der Fauſt, und ſchoß? — — Ich parirte mit der Hand, und rief: — — wer will probiren, der ſchieße, aber einer nach dem andern. Gleich ging das Feuer an — — Ich machte allerhand Wendungen dabey, und ließ ſie alle ſchießen. Wohl zu bemerken, daß ich vollkommen ſicher war, weil meine Leute im Hinausgehen wohl beobachteten, daß niemand etwas an der vermeinten Ladung verändern konnte. Einige bekamen von der heimlich angebrachten doppelten Ladung ſolche Stöße, daß ſie mit Schrecken zu Boden fielen, und den Zauberer erſtaunt betrachteten. Nun trat ich vorwärts, und hielt in der Hand einige kennbare Kugeln, und gehacktes Bley, mit den Worten: — — ſucht heraus, was einem jeden zugehört! — —

Hier

Hier ſtand alles unbewegt! — einer nach dem andern nahm ſein Gewehr auf die Schulter, und ſchlich nach Hauſe. Ich behielt nur wenige bey mir, und machte mit ihnen eine glückliche Jagd.

Am Sonntage predigten ſchon die Mönche in Aachen, und im ganzen Lande von meiner Schwarzkünſtlerey, und alle Augenzeugen dieſer Begebenheit ſchwören noch heute, daß ſie auf mich geſchoſſen haben; daß ich ihr Bley mit der Hand aufgefangen und ihnen zurück gegeben habe.

So wird die dumme Welt betrogen, und eben hierdurch ſchwört jedermann in der Gegend von Aachen, Jülich, Maſtricht und Kölln, daß ſich der Trenck feſt machen, und Kugeln ausparriren kann. — — Dieſes Vorurtheil hat mir in der Folge gewiß zehnmal mein Leben gerettet, da mich alle Pfaffen von der Kanzel in einem Lande vogelfrey erklärten, das von Straßenräubern wimmelte, und wo in einem Jahr 160 Menſchen lebendig gerädert, geviertheilt, und verbrannt wurden; oder wo man für einen Dukaten einen Menſchen in die andere Welt kann expediren laſſen.

Nun folgt in dieſem Zuſammenhange die wunderbarſte Geſchichte, wie ich in einer ſolchen Ge-

Gegend, in einer Stadt, wo 23 Klöſter, Kirchen und Domkapitel herrſchen; wo das Volk den Mönch wie einen Gott verehrt, dennoch etliche Jahre hindurch mein Leben wunderbar erhalten habe.

Der Mazedoniſche Geld hatte ſchon die ganze Pfafferey gegen mich empört. Ich ſchrieb im Jahre 1772 in Aachen die Zeitung, und die Wochenſchrift: der Menſchenfreund betitelt, in welcher ich ungeſcheut dem Aberglauben die Larve vom Geſicht abzureiſſen bemüht war. Damals war es wirklich Verwegenheit, wenn ein apoſtoliſcher Major unter Thereſens Zepter, in einer Stadt, die von Mönchen unumſchränkt beherrſcht wird, gegen Vorurtheile in meinem Tone zu ſchreiben wagt.

Gegenwärtig, da Joſephs Toleranz auch Preßfreyheit erlaubt, finden ſich Broſchürenſchreiber genug, die hin und wieder die gröbſten Mißbräuche mit ſatyriſcher Feder angreiffen; oder Auszüge aus Büchern hervorſuchen, die zu Luthers Zeiten geſchrieben wurden. Ich hingegen kann mich rühmen, daß ich in der allergefährlichſten Zeit die Römiſche Hierarchie in ihren Grundpfeilern anzugreiffen wagte; daß ich der erſte Deutſche bin, welcher ohne Schutz noch Unterſtützung

ſtützung, allein mir ſelbſt überlaſſen, eine ſolche Gährung zum Vortheil der Aufklärung am ganzen Oberrhein, auch in den Oſterreichiſchen Staaten verurſachte, welche die gegenwärtige glückliche Ausſicht in die Zukunft beleuchtet.

Man leſe dieſe meine Schriften; gewiß findet man in denſelben kein Wort gegen die reine Lehre Chriſti, noch gegen die Moral der Religion. — — Ich ſchrieb nur gegen den ſpottwohlfeilen Ablaß, gegen den Geiz des Römiſchen Hofes, und gegen die zügelloſe Völlerey, Raub- und Mordſucht, Müßiggang, und Betrügereyen der Aachner Kleriſey; die ſich ſogar in der Kirche vor dem Altar untereinander blutig ſchlugen. Ich ſchrieb als Moraliſt; und da geſunde Moral eben nicht reiche noch gehrte Mönche macht; ſo predigten auf einmal der Erzprieſter und 9 andere Pfaffen an einem Sonntage, mit Benennung meines Nahmens, daß ich ein Zauberer, ein Freygeiſt ſey, welchen jedermann Gott und der Kirche zu Ehren ermorden dürfe. Der Jeſuit Pater Zünder genannt, erklärte mich gar vogelfrey, — und der Tag ward beſtimmt, wo vor meinem Hauſe meine Schriften ſollten verbrannt, und mein Haus geſchleift, auch alle Bewohner deſſelben vertilgt werden.

Mei-

Meiner Frau wurden Briefe zugeſchickt, ſie ſollte mit den Kindern flüchten, und ſich in Sicherheit ſetzen. Dieß geſchahe mit Furcht und Schrecken. Ich aber blieb nebſt zwey Jägern, und 84 geladenen Flinten; die ich auf die Gallerie vor dem Fenſter hinaus ſetzte, damit niemand an meiner ernſthaften Vertheidigung zweifeln ſollte. Ich wohnte dem Rathhauſe gegenüber; der Tag des beſtimmten Angriffs rückte heran; und Pater Zünder mit meinen Schriften in der Hand, nebſt allen Studenten der Stadt waren bereit zum Angriffe.

Die andern Mönche hatten den Pöbel und die Zünfte aufgewiegelt; es ſollte ein Generalſturm gemacht werden; — — weil ich mich aber an der mit Gewehr bepflanzten Gallerie ſehen ließ, hatte niemand das Herz, ſich auf dem Markte zu zeigen.

So verging Tag und Nacht — und nichts geſchahe.

Am Morgen brach zufällig Feuer in der Stadt aus; anſtatt mich zu fürchten, eilte ich mit meinen zwey Jägern, aber heimlich wohl bewaffnet zur Hülfe, — machte ein Spalier mit Waſſereimern; und alles war mir gehorſam. Auf der andern Seite that Pater Zünder mit ſeinen

Studenten eben das. Ich näherte mich ihm allgemach, und schlug ihn mit einem ledernen Waffreimer auf die geweiheten Ohren, als ob es von ungefähr geschehen wäre; und niemand wagte mich anzugreiffen. Ich ging mitten durch den Schwarm ohne die mindeste Scheu zu zeigen; alles nahm den Hut ab, lachte! und sagte guten Tag Herr Trenck! — — — So denkt, so handelt der Pöbel, da wo er sich nicht gefürchtet sieht. Das Volk in Aachen ist fanatisch dumm; aber zu feig, jemanden zu ermorden, der noch freye Hände zur Gegenwehr hat.

Nach dieser Begebenheit war alles ruhig.

Unweit Heerlen, da ich nach Mastricht ritte, pfif mir eine Kugel im hohlen Wege bey den Ohren vorbey, unfehlbar war sie von Pfaffenverfolgung abgedrückt worden.

Bey Kloster Schwarzenbruck, wo ich auf der Jagd war, lauerten drey Dominicaner auf mich hinter einer Hecke; der Platz ward mir von einem ihrer Kollegen, der öfters mit mir auf die Jagd ging, verrathen. Ich war mit meiner Doppelflinte auf meiner Huth; kam nahe heran, ward sie gewahr, und rief ihnen mit schrecklichem Tone zu. — Schießt Schurken! aber schießt ihr mich nicht todt, so soll euch der Teufel

das Licht halten. Sie liefen in Schrecken alle drey davon; einer schoß, und streifte mir den Hut nahe am Kopfe; ich schoß, und einer stürzte zu Boden: diesen trugen sie weg; er war tödlich verwundet, ist aber wieder geheilt worden; und gleich darauf mit einer Kuhmagd durchgegangen.

Mit Gift konnten sie mir nicht beykommen; ich aß nirgends als zu Hause. Im Jahre 1774 ward ich aber auf dem Wege nach Spaa im Limburgischen von 8 Straßenräubern angegriffen; es war Regenwetter, meine Flinte steckte im Futteral, und um das Gefäß meines Türkischen Säbels war zufällig die Schnur gezogen, so daß ich in Eil nicht ziehen konnte, und mich mit der Scheide schützen mußte. Ich sprang aus dem Wagen, schlug vor mir alles mit tödlichen Streichen nieder; mein treuer Jäger schützte mich von hinten; so machte ich mir Platz, sprang in den Wagen und eilte davon. Kurz hernach ward einer von diesen Kerlen gehenkt, und sagte aus: ihr Beichtvater habe ihnen ewigen Ablaß versprochen, wenn sie mich todtschlagen würden; erschießen könne mich niemand, weil mich der Teufel fest mache.

Mit diesem Vorurtheile eingenommen hätten sie mich deßhalb nur mit Prügeln angegriffen.

Meine Geschwindigkeit sey ihnen aber zuvorgekommen; und sie hätten zwey Todte begraben, die ich mit dem schweren Säbel erschlagen hätte.

Ich selbst kam mit einem Schlag auf den Arm, und einem auf der Schulter davon; mein Jäger aber hatte einen Steinwurf an dem Schenkel.

So weit ging die Wuth der aufgebrachten Klerisey; und dennoch wird kein vernünftiger Mann in meinen damaligen Schriften, auch nur ein Wort wider die reine Lehre Christi finden. Ich berührte allein einige grobe Mißbräuche in derselben; griff die Betrügereyen der Mönche, ihren kriminellen Lebenswandel in Aachen, Kölln und Lüttich an, wo sie ärger als die Kannibalen, wie die Mastschweine in den Pfützen der Unwissenheit wühlten. Ich wollte meinen Mitbürgern die christlichen Pflichten lehren; eben dieses schadete der unersättlichen Römischen Herrsch- und Habsucht, und das war genug, um sie gegen mich zu empören.

Bey meiner Monarchinn war nun auch nichts mehr für mich zu hoffen, wo der Beichtvater mich bereits als einen Erzketzer und Verfolger der allein seligmachenden Kirche, mit aller möglichen Priesterlist geschildert hatte. —

Richt

Nicht genug! ganz Wien ward durch Blendwerk überzeugt, ich sey ein unruhiger Kopf, und ein höchst gefährlicher Mann im Staate. — Diese Begriffe hegen noch gegenwärtig alle die von mir, welche meine Schriften nie gelesen haben, und die mich nicht persönlich kennen. Eben dieß war die Ursache, warum ich in allen Gerichtshöfen so bitter verfolgt und gemißhandelt wurde, denn in jedem derselben allezeit sitzen gewiß einige Fanatiker oder böse Menschen. Die ersten glaubten, Gott ein süßes Opfer zu bringen, wenn sie mich drücken oder verfolgen könnten; die letztern hingegen sind Feinde der Wahrheit, im unerschrockenen Vortrage, weil ihr Interesse, ihre Wohlfahrt die Tugend, und den reinen Patriotismus zum Schlachtopfer fordert. Indessen konnte niemand hindern, daß mir meine Schriften viel eintrugen, und in ganz Deutschland mit großem Beyfalle verbreitet wurden. Die Aachnerzeitung stieg im ersten Jahre so weit, daß für das zweyte Jahr gegen 4000 Exemplare bestellt wurden, und für jedes hatte ich einen Dukaten reinen Gewinn.

Die Herren Reichspostmeister, welche aus ihren Postamtszeitungen einen großen Gewinn ziehen, wurden nun neidisch, da die Aachner

alle übrigen vernichtete; und gleich entstand die verbrüderte Verfolgung. Ich muß aber auch sagen, warum meine Zeitung so berühmt wurde.

Ich kannte die meisten Höfe und Staatsverbindungen, und hatte die größten Männer zu Correspondenten; folglich konnte ich, anstatt geschehene Dinge anzukündigen, die künftigen voraus sagen. Dabey war mein Vortrag angenehm; und in Staatssachen allzeit zweydeutig, so daß die Folgen meistens auf meine Vorspiegelung gedeutet werden konnten.

Prinz Karl aus Schweden, erster Bruder des Königs, zeigte mir bey seinem Aufenthalte in Aachen und Spaa ein unbegrenztes Vertrauen, und ich begleitete ihn in Holland. Bey dem Abschiede in Mastricht, wo ich ihn in die unterirrdischen Gänge führte — sagte er mir — Trenck! wenn der König mein Vater stirbt, so wird mein Bruder souverain, oder wir verlieren alle drey die Köpfe.

Der König starb, und einige Zeit nachher, schrieb mir Prinz Karl im Postscript: die Sache, wovon wir in Mastricht sprachen, wird nächstens unfehlbar vollzogen werden, und dann kommen Sie nach Stockholm. — — —

Gleich

Gleich ließ ich in die Aachner Zeitung drucken:

daß in Schweden eine Revolution ausgebrochen sey, und der König die Souverainität wirklich behauptet habe.

Die andern Zeitungen fingen an, sich über diesen Artikel aufzuhalten; ich ließ aber in die meinige drucken:

daß man für alles, was in der Aachner-Zeitung unter dem Titel Aachen, als Original gedruckt würde, tausend Dukaten Wette in Depositum dem anbiethe, welcher die Wahrheit in Zweifel ziehen wollte — und gleich darauf kündigte man den Vorfall wirklich aus Schweden an.

Dieses war ein Zufall, der vonungefähr glückte, aber meine Zeitung überall akkreditirte.

Die Pohlnische Theilung habe ich gleichfalls um 6 Wochen früher angekündigt, als sie anderswo bekannt wurde. Der Zufall aber, wodurch ich dieses wissen konnte, bleibt für diese Blätter ein Geheimniß.

Wegen der Vertheidigung der Königinn Mathildis in Dännemark, hatte ich große Händel.

Auch das Französische Ministerum beschwerte sich, daß ich in einem Artikel geschrieben hätte:

die drey Adler hätten, da sie den Pohlnischen Bären rupften, keine Feder aus ihren Flügeln verlohren, womit man im Versaillerkabinette schreiben könne. Seit Mazarins Tode schriebe man daselbst nur mit Gänsefedern. — — —

Endlich schrieb ich auf specielles Begehren Sr. Majestät des Königs von Pohlen die ganze wahrhafte Geschichte des entworfenen Königsmordes; nannte sogar den Nuntius, welcher diesem Mörder im voraus die Generalabsolution hierzu in der Muttergotteskapelle gegeben hatte. — — —

Nun war Feuer im Dache, — Rom selbst forderte Widerrufung, der Nuntius in Köln spie Gift und Flammen, drohte mit Exkommunikation; meine Monarchinn selbst legte sich in das Mittel.

Ich erhielt aus Warschau sogar das Zeugenverhörprotokoll zu meiner Rechtfertigung; drohete mit öffentlichem Druck desselben, stand unbewegt mit erhabenem Kopfe. — — Auf einmal ward alles still, und die stürmenden Fledermäuse verloren sich vor dem Glanze der Wahrheitssonne, in ihren Schlupfwinkeln.

Ich

Ich trug die Ehre davon; hingegen wuchs die Macht meiner Verfolger, und niemand unterſtützte mich. Das Schickſal aller Reformatoren traf mich, die ihren Lohn erſt jenſeit des Grabes zu erwarten haben, wenn ſie nichts mehr davon empfinden.

Meine Souverainin ſchrieb an den Reichsoberpoſtmeiſter, und befahl ihm, daß er die Aachner Zeitung in allen ſeinen Poſtämtern verbiethen ſollte. Ich erhielt Wind davon; und hörte mit dem neuen Jahre ſelbſt auf; ſchrieb aber einen kleinen Traktat über die Theilung von Pohlen — — der Beyfall fand, mir aber auch neue Feinde auf den Hals lud.

Unterdeſſen, daß alles dieſes vorging, waren die Pfaffen nicht müßig. — Der Aachner Magiſtrat beſtand meiſtens aus Leuten vom niedrigſten Pöbel; und der Schöppenſtuhl aus Ignoranten oder wirklich nichtswürdigen Kerlen, (wovon ich nur allein den Baron Lambert und de Witte ausnehme). Das Lächerlichſte iſt, daß dieſes Geſindel ſich den Titel von öffentlich zu geben erfrechet; — als da ſind: von Klotz, von Lommeſem, von Moß, von Fürth, von Garzweiler ꝛc. ꝛc. die der Fiskus in Wien alle rechtſchaffen ſtriegeln ſollte.

Diese sahen, daß ich in Wien wenig Schutz fand, glaubten folglich, mich ungestraft beleidigen zu können; und mich hierdurch aus ihrer Gegend zu entfernen, wo ich ihnen zu hell in die Karte sahe, und ihre Betrügerey mit dem Gute aller rechtschaffenen Bürger kannte. Besonders wußte ich auch, daß die Schöppen, Klotz und Fürth nebst dem Voigtmajor Geyer, die Depositenkasse mit 40,000 Thaler bestohlen und unter sich getheilet hatten. Ich war diesen elenden Geschöpfen folglich ein gefährlicher Mann, welcher der betrogenen Bürgerschaft die Augen öffnen konnte.

Man suchte also Händel mit mir, und schickte mir unter einem vom Zaum gebrochenen Vorwande einen Schergen in das Haus, der mich persönlich auf das Rathhaus citirte.

Nun ist reichskündig, daß kein Reichsmagistrat einen kaiserlichen Stabsoffizier zu persönlicher Erscheinung vorladen darf. Mein former Competent war der Hofkriegsrath in Wien, mit dessen Erlaubniß ich in Aachen in meiner Uniform lebte. Noch ist dieses wohl zu bemerken: wenn ich auch nun als wirklicher Bürger in Aachen, ohne Charakter lebte, so darf doch kein Scherge in eines Bürgers Haus hinein treten,

sondern muß an der Thürschwelle stehen bleiben, und die Citation ankündigen.

Dieses geschah bey mir dolore nicht. Der Scherge war dreymal in meinem Hause gewesen, da ich ausgegangen war; und anstatt die Citation abzugeben, forderte er persönlich mit mir zu sprechen. Man meldete ihn mir zum vierten Mahle; ich ging hinunter, und der Kerl stand vor mir mit dem Hut auf dem Kopfe, vor meiner Uniform, welches er gegen den ärmsten Bürger nicht thun darf.

Ich schlug ihm den Hut vom Kopfe, und warf ihn mit einem Fußtritte auf den Hintern, zur Thüre hinaus; wozu ich nach allen Reichsgesetzen als Bürger, und noch weit mehr in meiner kaiserlichen Uniform berechtigt war.

Nun schickte der Magistrat sogleich eine grundfalsche Klage an den Reichshofrath nach Wien ein. In dieser Klage hieß es trocken weg — — Ein gewisser Bürger Nahmens Trenck, hätte sich auf die gröbste Art gegen seine Obrigkeit vergriffen. Er gebe vor, er sey kaiserlicher Major, und widersetze sich deshalb ihrer Jurisdiktion, wolle auch nur vom Hofkriegsrathe in Wien allein abhängig seyn — — man frage daher an, was Magistrat zu thun habe.

Nun fiel ich zum Unglück in die Hände des Reichshofraths Grafen Grävenitz — — dieser war schon bestochen, referirte grundfalsch, daß ich gar nicht als kaiserlicher Major anzusehen sey, weil ich wirklich in Aachen ein eigenes Haus besitze, und mich als Bürger der Jurisdiktion unterworfen hätte. — — — Ich ward gar nicht befragt; und das schimpflichste Konklusum gegen die kaiserliche Uniform, fiel dahin aus:

„daß ich platterdings allein der Aachner „Jurisdiktion unterworfen sey."

Ich nahm die Post, eilte nach Wien; nahm vom Magistrate selbst das Attestatum mit, daß ich kein Haus in Aachen besitze, auch nie das Bürgerrecht angenommen; sondern in kaiserlicher Uniform daselbst rühmlich gelebt hätte.

Ich erhaschte auch zufällig einen Originalbrief vom Graf Grävenitz an den Postmeister Heinsberg, der mich gleichfalls in einer grundfalschen Forderung gerichtlich belanget hatte. In diesem schrieb er: „daß zwar alles Recht auf „meiner Seiten sey, er soll sich aber auf ihn ver„lassen, daß ich keines erhalten würde. Er wolle „mich schon durch Verzögerung müde zu ma„chen wissen."

Ich

Ich wandte mich an den Hofkriegsrath, fand aber keinen Schutz, weil der Reichshofrath ihn schon gesprochen hatte, und die Sentenz exequirt war; welche billig mit meiner Militairobrigkeits-kommunikative härte verfahren, und nie einseitig sprechen sollen.

Ich wandte mich nach Hofe mit dem Grävenitzischen Briefe, um Partheylichkeit zu beweisen — — fand aber kein Gehör, weil ich eine ganze Gerichtsstelle anzuklagen schien; und der Referent durfte nicht Unrecht haben.

Ich begegnete seinem Mitreferenten bey Hofe — — dieser spottete meiner, und ich hieß ihn einen Schurken, weil er auf ein falsches Referat, einseitig zur Schmach der kaiserlichen Uniform, konkludirt hatte. Dadurch macht ich meine Sache nicht besser; denn hieraus erwuchs Personalhaß bey der ganzen Gerichtsstelle, die nunmehr ihr Conclusum manuteniren mußte, weil Grävenitz damals noch nicht reif zur Cassation ward, welches erst 8 Jahre hernach, also viel zu spät für mich und mein Recht erfolgte.

Sobald aber die Aachnerschurken sahen, daß ich gar keinen Schutz in Wien fand, verurtheilten sie mich als einen ungehorsamen Bürger, der nicht auf ihre Citation erscheinen wollte, zu

300 Goldgülden Strafe, und vollzogen auch das Urtheil in meiner Abwesenheit, indem sie durch gedrohte Exekution meine unschuldige Frau zwangen, das Geld zu erlegen.

Ich reisete nach Aachen — — im äußersten Grade über ein solches Verfahren aufgebracht, schrieb ich an den Hofkriegsrath nach Wien; und sagte: da laut reichshofräthlichen Konklusi, die kaiserlichen Staabsoffizier der Willkühr der Reichsmagistrate platterdings mit Schmach überlassen wären; so fragte ich hierdurch an:

„Ob, falls es dem Magistrate beliebte, mir „25 Prügel geben zu lassen; ich dieselbe „auf der Uniform geduldig empfangen „solle?“

Das Dekret dieses Memorials war:

„Das Begehren des Supplikanten findet „keine Statt.

Ich antwortete hierauf, so wie ein Mann meiner Gattung in dergleichen Fällen antworten soll. Und hierbey blieb es.

Auch der Postmeister Heinsberg in Aachen benutzte diese Gelegenheit; ich stand mit ihm in Rechnung wegen der Zeitung, und er hatte eine Handschrift von mir in Händen, daß er mir 1000 Rthlr. auf Rechnung bezahlt habe.

Diese

Diese 1500 Rthlr. klagte er beym Magistrate, als eine Schuldforderung zu einer Zeit ein, da er wirklich 2300 Thaler von meinem Gelde in seiner Casse hatte. Und dennoch erhielt er die Sentenz, und zwar ohne alle legale Prozedur, und ohne mich anzuhören — — daß ich ihm diese 1000 Thaler bezahlen solle; und mein Geld behielt er auch, wie bisher.

Ich appellirte an den Reichshofrath — — — hier gerieth ich abermals in Grävenitz Hände. Er hatte 100 Dukaten Geschenk vom Postmeister erhalten, und folglich ward mir nach vierjährigem Aufschub, die Appellation abgeschlagen. Indessen hatte mir dieser Heinsberg auf seinen ersten Spruch sich stützend, in Kölln einen Ungrischen Weintransport, gegen 3800 Thaler am Werthe, auf dem Rheine, gegen alle Reichsgesetze arretiret; denselben nicht zu Gerichtshänden, sondern in seines Bruders Keller gelegt, wo er rein ausgesoffen worden, und für mich auf ewig verloren bleibt. — Er hatte in Aachen ein Kapital meiner Frau von 6000 Rthlr. die seit 8 Jahren in Deposito zu meinem größten Schaden ohne Interesse lagen, mit Arrest belegt.

Gewiß

Gewiß macht aber dergleichen kaltblütiges Verfahren der Wiener Militair-Obrigkeit, der kaiserlichen Uniform wenig Ehre. Merkwürdig ist noch dieses, daß der damalige Kriegspräsident, bey dem ich laut klagte, und um die meinem Rechte, meiner Ehre gebührende Protection bath, mir zur Antwort gab:

"Mein liebe Trenck! Was ist Ehre auf der "Welt. Man muß unsre Errgott und hei- "lige Mutter aufopfern. Man verdien Him- "mel, besser als Ehre auf die Welt. Wer "weiß, warum Gott will, daß Sie soll Un- "reckt leiden. Ick kann nit helf Ihro Ma- "gestät haben befohlen. — — —

Ich deponirte selbst beym Magistrat eine Stadtobligation von 3000 Thaler zur Sicherheit, bis zu ausgemachter Sache, und forderte Relaxative der andern Arreste, und Zahlung meines bereits, laut gerichtlich erwiesener Dokumente in Kölln ausgesoffenen Weines. — — Nichts half, alles blieb 8 Jahre hindurch arretirt. — — Ich gab 15 Gravamina beym Reichshofrath ein, wodurch ich die Partheylichkeit und Nullitäten des Aachner Schöppengerichts, legaliter erwies. — — Nichts half! Grävenitz drang durch.

Ich

Ich mußte die 1000 Thaler bar mit Intereſſen bezahlen. Und all mein Wein und Geld in der Caſſe des Heinsberg, iſt für mich auf ewig verloren; weil der letzte Oberrichterſpruch entſchied:

"daß ich mich mit meiner Klage an die Ma-
"giſtrate von Aachen und Köln wenden ſolle.
"Was dieſe entſchieden, ſey in rem judica-
"tam erwachſen, und mir aller Appell abge-
"ſchlagen.

Nun erweiſen meine Akta, daß ich Kläger, Magiſtrat aber der beklagte Theil ſey, gegen welchen ich 15 grobe Attentate und Gravamina, gegen alle Reichsgeſetze legaliter, und ohne allen möglichen Einwurf mit Atteſtatis erwieſen habe — — Und eben dieſer Magiſtrat, ſoll nun Judex in propria cauſa ſeyn.

Was hab ich zu erwarten? Ich habe dieſen Proceß deshalb liegen laſſen, und meine Frau und Kinder verlieren durch dieſe himmelſchreyende Prozedur, gegen 18000 fl. ohne meinen erlittenen Schimpf, Proceßkoſten, und anderweiten in meinem Weinhandel hieraus erwachſenen unerſetzlichen Verluſt.

Vielleicht würde erſt nach 50 Jahren Recht geſprochen werden. Es iſt alſo beſſer, die fer-

nern Kosten in der Tasche zu behalten, und den Raub solchen Schurken überlassen, welche die Gerechtigkeit arglistig zu hintergehen wußten, und die Wege kennen, wodurch man im Reichsgerichte einseitig und falsche Conclusa erkaufen kann. Meine Sache ist sonnenklar; die Acta sprechen, folglich wird mich niemand über erwiesene Wahrheiten zur Rede stellen. Herr Graf von der Lippe, des Grävenitz hitziger Vertheidiger, hat bereits Ursache gefunden, sich öffentlich zu schämen. Mein Geld bleibt aber verloren, und schwerlich wird der naseweise Graf aus Wien spatzieren reisen, um dem Trenck in freyer Luft zu begegnen.

Aus dieser wahrhaft treuen, den Akten gemäßen, täglich zu erprobenden Erzählung, sieht der redliche Leser, wie ein einziger schlechter Mann, der als Referent auf dem Richterstuhle sitzt, die ganze ehrwürdige Reichsgerichtsstelle zu offenbarer Ungerechtigkeit verleiten könne.

Vielleicht setzt dereinst mein Sohn diesen Prozeß fort, um seinem Monarchen zu erweisen, wie sein ehrlicher Vater gemißhandelt, und warum er so laut zu schreyen gezwungen ward.

Im Jahre 1778 kam ich in Wien zufällig mit dem Graf Grävenitz zusammen, der mich vorher nie

nie gesehen hatte. — — Mit nassen Augen, und gerührtem Herzen sagte er mir — — Trenck! ich verdiene alles, was sie wider mich gesprochen und geschrieben haben. Ich bin hintergangen worden; werden sie mein Freund! vergessen sie das Vergangene — — ich will alles wieder gut zu machen suchen — —

Ich umarmte ihn gerührt — — er hat auch wirklich sein Wort gehalten. Da er aber im Rathe auftrat, und nunmehr die Wahrheit für mein Recht referirte — — — fiel ihm Jemand in die Rede, und sagte — — — Herr Graf! sie sprechen vielleicht jetzt für den Trenck aus eben solchen Ursachen, wie in der Palmischen Sache. — — —

Hierauf mußte er das Maul halten, weil er unlängst überzeugt worden, daß er in verschiedenen Fällen Geschenke angenommen hatte. — — Und ich war das Schlachtopfer dieser Begebenheit, wobey der Erinnerer seinen auf Fanatismus gegen den ketzerischen Trenck gegründeten Haß an mir auszuüben Gelegenheit fand. Oder vielleicht erinnerte er sich noch nach 30 Jahren an ein Kompliment, welches ich ihm im Kempfischen Hause machte, da er mir in Liebessachen einen Mitbuhler spielen wollte.

Vor zwey Jahren ward endlich der Herr Graf Grävenitz von unserm Monarchen gründlich erkannt, vom Reichshofrathe kassirt, aber leider! zu spät für mich — — und lebt jetzt, wie die meisten meiner Feinde verachtet in Armuth und Schmach im Königreiche Pohlen. Ist es aber nicht ein besonderes Schicksal für mich, daß ich eben bey allen Gerichtsstellen in solcher Referenten Hände gerathen mußte, von welchen gegenwärtig bereits einer kassirt ist, zwey andere aber im Zuchthauskittel die Wiener Straßen kehren müssen. Wäre ich wohl unglücklich gewesen, wenn diese Gattung von Richtern schon vor 20 Jahren den Besen in der Hand, anstatt der Referentenfeder geführt hätten? Ist mir nicht gegenwärtig auch diese kleine Genugthuung erlaubt, daß ich ihre hochedelgebohrne, und vor kurzem noch so furchtbare Nahmen, für alle Rechtsbedürftige, auch in diesen Blättern nennen, auch verewigen darf? Wären sie nicht bereits am Schubkarren, und säßen noch zufällig auf ihren Gerichtsstühlen; wer dürfte so wenig als vor 10 Jahren sagen, was sie verdienen? — — Ich habe sie schon damals gekannt, auch ohne Scheu genannt — und deshalb erhielt ich den Nahmen eines unruhigen Kopfes, welcher kaiserliche Gerichtsstellen zu

ver-

verläumden wagt — — Iſt es aber wohl meine Schuld, daß ich ſie eher kannte, als ſie die Ehre genoſſen, von unſerm gerechten Monarchen auf der rechten Seite gekannt zu werden.

Hiermit ſey der Vorhang über meinen reichshofräthlichen und Aachner Prozeß gezogen, und ich bitte Gott, daß er jeden ehrlichen Manne vor dergleichem Prozeß behüte. Ich werde dieſen gewiß bis zum Grabe nicht vergeſſen; weil das Geld meiner unſchuldigen Frau ein Opfer dieſer ſchändlichen Prozedur wurde, und mich ſolche Männer arm machten, die ich nie beleidigte, und deren Achtung ich gewiß verdiente, wenn ſie mich näher gekannt hätten. Punktum! — — —

Vom Jahre 1774 bis 1777 brachte ich meine Zeit meiſtens mit Reiſen, in allen Engliſchen und Franzöſiſchen Provinzen zu, und ich ward durch meine Schriften ſo bekannt, daß ich mich in London und Paris hätte können für Geld ſehen laſſen.

Herr Franklin, der Amerikaniſche Miniſter, ward mein Buſenfreund; und ſowohl er, als der Kriegsminiſter Graf Saint Germain, auch der Staatsminiſter Vergennes, machten mir die vortheilhafteſten Vorſchläge nach Amerika zu reiſen.

Frau und Kinder hielten mich allein ab — ich hätte aber gewiß ihr Glück besser in einem andern Welttheile, als in Europa gemacht.

Auch der verstorbene Landgraf von Hessenkassel, mein besonders gnädiger Herr; eben der, welcher als Erbprinz zur Zeit meiner Gefangenschaft, Gouverneur in Magdeburg war, und mir so viel Gutes erzeigt hatte; trug mir an, ein Kommando unter seinen Truppen in Amerika anzunehmen; ich gab aber zur Antwort:

"Gnädiger Herr! mein Blut wallt nur "in meinen Adern für die Freyheit. Nie "werd ich helfen Sklaven machen; — ich "würde also mit Dero braven Grenadie- "ren gewiß die Parthey der Amerikaner "ergreifen."

Im Jahre 1775 schrieb ich in Aachen den zweyten Jahrgang meiner bekannten Wochenschrift — Der Menschenfreund betitelt.

Das Eis war bereits gebrochen, die Bürgerschaft hatte gelesen, war klüger geworden, und die ausgelachten Mönche fingen schon an, sich vor mir zu verkriechen. Ich hatte schon Anhang; und der Erzpriester, welcher raisonnirt hatte, bekam Prügel.

Alles,

Alles, was sie thun konnten, geschahe nunmehro im Beichtstuhle; so, daß in diesem Jahre viele wohlhabende Leute, aus der Gegend von Kölln, Bonn, Düren und Düsseldorf zu mir nach Aachen kamen, um heimlich mit mir zu sprechen. Wenn ich dann fragte, was sie wollten? war die Antwort — — ihre Geistlichen hätten sie versichert, daß ich eine neue Religion lehre, wo man sich dem Teufel verschreiben müsse, dann aber Geld genug von mir erhalten könne. Sie wollten also diese Religion von mir annehmen, wenn sie nur Geld erhielten, und dem Teufel würde sodann ihr Beichtvater schon eine Nase zu drehen wissen — — — Kinder! Freunde! erwiderte ich — ihr seyd von euren Pfaffen betrogen. Diese sind eigentlich eure Teufel. Ich wenigstens kenne keine boßhaftern. Wäre dieses wahr, daß ich eine neue Religion für die Herren Teufel durch Geld errichten könnte, so wären eure Bischöfe und Priester gewiß die ersten, welche bey mir katholisch würden. — — Ich bin ein guter Christ, ein ehrlicher Mann, meine Freunde! geht in Gottes Nahmen nach Hause, erfüllt eure häuslichen Pflichten, dann braucht ihr keinen Teufel, der Geld bringt. Laßt euch nur von euren Pfaffen nicht um euern letzten Groschen betrügen;

und rupft dem geweihten Lügner den Bart, der euch zu mir nach Aachen geschickt hat! — — —

So weit geht die Franziskanerbosheit — daß sie mich nunmehro, um mich bey dem Volke verhaßt zu machen, im Beichtstuhle als einen Zauberer und Religionsschänder schilderten. Sie haben aber nichts bey dem Trenckischen Kriege gewonnen, und wurden zuletzt das Gespött des Pöbels: so, daß einige zu mir kamen, und mich bathen: ich möchte ihnen eine schöne marianische Predigt am Tage der Empfängniß Mariä, machen.

Noch eines hab ich am gehörigen Orte, von der hohen Aachner Obrigkeit zu sagen vergessen.

Der Schöppengerichtspräsident daselbst, so genannter Voigt und Meyer, welcher ein Sohn des Wechslers Geyer ist, und jetzt Baron von Geyer heißt; hatte im Jahre 1778 in Amsterdam, nebst einem getauften Juden und noch einem Kavalier seiner Gattung, einen Holländischen Kaufmann um 80000 fl. filoutirt, weil diese noble Gesellschaft das Churpfälzische Wappen nachgestochen, falsche Reskripte aus Düsseldorf fabrizirt, auch falsch ratifizirte Kontrakte produzirt hatte.

Geyer ward in Amsterdam ertappt, und sollte gehenkt werden; entfloh aber aus dem

Kerker

Kerker, durch Hülfe eines treuen Bedienten, und kam wieder nach Aachen, wo dieser saubere Herr noch bis diese Stunde als Churpfälzischer Vogt und geheimer Rath angestellet ist, und im Schöppengericht präsidirt. —— Vor 3 Jahren ward er auch überwiesen, daß er die Depositenkasse geplündert hatte.

Seine schöne Frau war aber ehemals generis communis, und hat ihm viele Freunde bey Hofe, gemacht. Das ist der feine Kerl, dessen Bericht in Wien sidem publicam gegen einen Trenck gefunden hat. Pfuy der Schande!

Indessen hatte ich immer meinen Weinhandel mit so gutem Erfolge fortgesetzt, daß ich bereits in London, Paris, Brüssel, im Haag und in Hamburg meine Magazine, und gegen 40,000 fl. gewonnen, auch die vortheilhafteste Aussicht für mich in England zu hoffen hatte.

Ein einziger unglücklicher Tag warf aber auf einmal alle meine Arbeit über den Haufen, und auch als Kaufmann suchte das Glück an mir seine Tücke auszuüben.

Ich war persönlich in London, und ward durch einen Betrüger (in London Schwindler genannt) so schändlich berückt, daß ich auf einmal 1800 Guinees auf eine Art verlor, deren treue

Erzählung der Nation wenig Ehre machen wird. Die Schuld lag eigentlich an meinem Schwager, einem jungen Menſchen, der die Weine abfolgen ließ, ehe er das Geld in Händen hatte. In England iſt aber gar kein Geſetz gegen ſolchen Betrug. Es heißt überhaupt —— traue niemanden, ſo wirſt du nicht über Betrug zu klagen haben. —— Und da ich wirklich betrogen war, und bey meinen Freunden Rath und Hülfe ſuchte, ward ich von allen verſpottet; die ſich freueten, daß ein Engländer einen Deutſchen betrügen konnte. Dieſen Vorfall umſtändlich zu ſchildern, geſtattet mein Raum nicht, den ich noch für merkwürdigere bedarf. Etwas muß ich aber doch hier davon ſagen, weil wir ſo ſehr von der Würde der Brittiſchen Nation, und von ihrer Gerechtigkeit eingenommen ſind.

Da ich um meinen Wein betrogen war, eilte ich ſogleich zum Richter der Stadt, Herrn John Fielding ——— dieſer kannte mich, und ſagte mir ſogleich, er wiſſe ſchon durch ſeine Kundſchafter, daß ich von den Schwindlern grob betrogen ſey. Er wiſſe auch die Häuſer ſchon, wo mein Wein vertheilt zu finden wäre —— Mir zu Liebe, wollte er alſo etwas beſonderes thun, und mir ſtarke Hand von der Polizey mitgeben,

um

um wieder zu nehmen, was ich noch finden könnte — — Ich wußte aber nicht, daß er selbst schon 200 Bouteillen von meinem besten geraubten Tockayer in seinem Keller liegen, und mitgetheilt hatte — — das übrige war nur eine Fallgrube, die mir der edle Richter selbst legte, welcher mit den Schwindlers den Raub theilet; die feinsten für seinen Nutzen erhält, und nur die dummen und ungeschickten aufsenken läßt.

Er gab mir nun einen sogenannten Konstabel oder Polizeyoffizier nebst 6 Untergebenen; und befahl ihnen zu thun, was ich fordern würde. Ich selbst hatte zum Glück rasende Kopfschmerzen, und konnte nicht mitgehen; gab also meinem Schwager den Auftrag, der auch besser Englisch als ich sprach.

Nun führte ihn der Polizeybediente an eines Juden Haus, und sagte zu meinem Schwager — Herr! in diesem Hause sind die Weine versteckt — — die Hausthüre war am hellen Tage zugeschlossen — — wohl zu merken! alles vorsetzlich, um mich zu fangen.

Der Konstabel sagte nun — — stossen sie die Thüre auf, mein Herr! — — g'leich war sie offen — — Der Jude kam im verstellten Schrecken herbey gelaufen, und fragte: was wollt ihr

Her-

Herren? — — mein Schwager sagte, ich will meine gestohlnen Weine — — Antwort — — was euch gehört mein Herr, das nehmt! thut mir aber keine Gewalt, denn ich habe den Wein gekauft — — Mein Schwager geht nebst der Polizey in das Gewölbe (denn Keller haben die Londner nicht) und findet einen großen Theil meiner Weine. Gleich schreibt er an Sir Fielding, er habe meinen Wein gefunden, was er damit machen solle? Fielding antwortet nur mündlich: — — er soll sie dem geben, dem sie gehören. Nun nimmt mein Schwager Wagen, und schickt die Weine in meine Wohnung.

Auf eben die Art führte ihn die Polizey in ein anders Judenhaus. Es geschieht eben das, mit eben den Umständen, und so kommt er zu Mittag fröhlich mit dem Weine zu mir.

Am folgenden Tage kommt eben der Konstabel von der Policey; sagt, er habe mit meinem Schwager zu sprechen. Es geht mit ihm unter dem Vorwande, daß er zu Herrn Fielding kommen solle. Kaum ist er auf der Strasse mit ihm, so berührt er ihn mit dem weissen Stabe, und nimmt ihn als einen Räuber in das Gefängniß.

Wohl

Wohl zu merken, daß in London niemand von der Polizey im Hause arretirt werden kann, Sobald er aber auf der Straße ist, und ihn der Konstabel mit dem Stabe berührt, ist er ohne Rettung gefangen, und alles Volk hält ihn an, wenn er laufen will.

Ich sahe aus dem Fenster dem Spektakel zu, und konnte nicht helfen; fuhr aber sogleich zu Fielding, und fragte, was dieses zu bedeuten habe.

Hier saß der Schurke im Richtertone da; sagte, mein Schwager sey wegen Räuberey und Filouterie kriminaliter angeklagt, auch schon überwiesen — — die Juden oder Schwindlers hätten alle geschworen, daß sie diesen Wein von mir gekauft hätten. Es sey meine Schuld, wenn ich mich nicht hätte bezahlen laßen, und die Englischen Rechte nicht kenne. Sechs Schwindler hätten geschworen, daß sie den Wein richtig bezahlt hätten. Dieß hätte er nicht gewußt, sonst würd er mir die Polizey nicht bewilligt haben. Mein Schwager hätte noch dazu die Thüre aufgesprengt, und den Wein, der nicht ihm gehörte, mit Gewalt weggenommen. Dieß sey legaliter erwiesen, folglich ein offenbarer gewaltsamer Einbruch und Räuberey

Er

Er rieth mir also in Eile 1000 Guineen Caution für meinen Schwager zu stellen, daß er sich bey Kingsbank, oder bey dem Obergerichte zur Verantwortung auf jedesmahliges Begehren stellen wolle, sonst sey sein Prozeß bald gemacht, und in wenig Tagen würde er aufgehenkt.

Man urtheile, wie mir zu Muthe war, so gottlos gemißhandelt zu werden; und wie gerne ich einem solchen Schurken als Oberrichter der Stadt London den Degen durch die Brust gebohret hätte.

Ich eilte zu einem Advokaten, der mein Freund war; dieser sagte mir eben das, und hieß mir eiligst Caution schaffen, dann wolle er schon die Sache ausführen.

Ich ging zum Lord Mansfield — — gleichen Bescheid.

Ich suchte alle meine großen Freunde auf, die Parlamentsglieder waren, alle lachten, daß ich mich hätte betrügen lassen, und in London Handel triebe, ohne die Gesetze zu kennen.

Lord Grosvenor, mein specieller Freund, sagte mir: — — schicken sie andre Weine nach London! wir wollen sie alle so gut bezahlen, daß sie ihren Schaden bald einholen werden. — Dieß war Nationalkarakter; ich bin auch gewiß, daß er

Wort

Wort gehalten hätte; ich besaß aber nicht den Vorschuß dazu.

Endlich ging ich zu meinem Weinhändler Etert, Plaskett und Kompagnie, wo ich noch einen Vorrath von mehr als 1000 Guinees an Weinen liegen hatte. Diese stellten die Caution für meinen Schwager; und binnen 4 Tagen hatte ich ihn in Freyheit.

Indessen hatte Fielding die Polizey nebst den Juden in mein Haus geschickt, mir alle meine Weine, die ich hatte, wegführen lassen; und den Juden, als ein ihnen geraubtes Gut zurück gegeben.

Die Juden drohten sogar, mich als den Hehler dieses ihnen geraubten Weines gleichfalls arretiren zu lassen.

Ich eilte daher aus London, und fuhr von Dower nach Calais. Von da aber nach Paris, wo ich in Eil allen meinen Weinvorrath für den halben Preis verkaufte, meine Wechsel damit honorirte, und dem ganzen Weinhandel ein Ende machte.

Im November schickte ich meinen Schwager nach London zurück, um den Prozeß zu führen. — — Aber die Schwindler hatten sich auf die Seite gemacht; der Advokat forderte

derte 100 Pfund voraus, um den Prozeß zu führen. Kurz gesagt — mein Schwager kam mit neuen Reisekosten von 70 Pfund leer zurück. Und für die geleistete Caution behielten Steert und Plaskett alle meine Weine, machten mir Apothekerrechnung, und alles war verloren.

So verfahren die Engländer mit einem Deutschen, und ich hatte noch so viele Freunde in London.

Zur Bestätigung meiner Geschichte in dieser Stadt, könnte ich einen ganzen Band anfüllen. Ich will aber nur noch eine Erzählung ganz kurz machen.

Ein Deutscher Violinmacher war in London, bereits fertig zur Abreise, und hatte eine silberne Kaffekanne die er seiner Frau mitbringen wollte, gekauft, die in seinem Zimmer auf dem Tische stand. — — Es wird angeklopft, zwey Juden treten hinein — — einer davon läßt sich mit ihm in Unterredung ein, und bestellt Violinen; der andere schnipft indessen die Kaffekanne vom Tische weg, und geht davon.

Der Deutsche sieht sich um, vermißt die Kaffekanne, — der andere Jude sagt: — mein Freund! sey er ruhig! geh er nur mit mir, mein Camerad soll sie ihm gleich wieder geben.

Viel-

Vielleicht hat er nur geſcherzt, er iſt ein Erz-Spaßvogel.

Der gute Mann geht mit dem Juden. Dieſer führt ihn in ein Zimmer, wo 4 andere Juden ſind; und ſeine Kaffekanne ſteht auf dem Tiſche. Er greift zu, und ſagt: — Gott lob! daß ich ſie wieder finde — — der Jude ſagt kein Wort, und der Deutſche geht nach Hauſe mit ſeiner Kanne. Gleich gehen die 5 Rabbiner als Zeugen zum Richter, und beſchwören: es ſey ein Deutſcher in ihr Zimmer gekommen, und habe ihnen eine ſilberne Kanne geraubt. — — Die Wache geht mit — man tritt zum Deutſchen herein. Der Jude ſagt: das iſt meine Kaffekanne. — Die andern als Zeugen ſagen ja, das iſt ſie.

Der Deutſche wird als Dieb arretirt, weil er keine Zeugen für ſich hatte, und auf der 5 Juden Zeugniſſe zum Strange verurtheilt.

Ich habe ihn ſelbſt im Gefängniſſe geſprochen; die ganze Geſchichte aus ſeinem Munde gehört, und den ehrlichen Mann von ruchloſen Engländern wirklich aufhängen geſehen.

Was ſagen nun meine Leſer von dieſer hochgeprieſenen Nation; die im Grunde aus tau-

send Ursachen, unsre ganze Verachtung verdient.

Genug von den stolzen und meistens raubbegierigen Britten gesagt, die uns und alle Nationen, wie ihre Neger mißhandeln würden, wenn wir unter ihre Gewalt zu gerathen, das Unglück haben sollten.

Es bleiben mir noch einige Auftritte in Aachen zu erzählen übrig, für die ich den Raum bedarf.

Im Jahre 1776 kam der Schwedische General Sprengtporten nach Aachen. Dieser hatte die ganze Revolution zum Vortheile des Königs entworfen, auch die Ausführung befördert; ward auf einmal mißvergnügt, verließ Schweden plötzlich, und kam mit der tiefsten Hypochondrie geplagt in die Aachner Bäder.

Da er nun für Schweden der gefährlichste Mann war, der sogar dem Könige selbst, nach der Revolution vor der Fronte seines Garderegiments zu sagen sich erfrechte:

"So lange Sprengtporten den Degen in "der Hand hält, hat der König nichts zu "kommandiren. —

Man fürchtete, er würde nach Rußland gehen, und ich erhielt im Nahmen des Monarchen

narchen vom Prinzen Karl den Auftrag, alles mögliche zu thun, um seine Bekanntschaft zu machen, und ihn nach Schweden zurück zu bringen.

Nichts war schwerer als dieses Geschäft, mit einem Manne, dessen Hochmuth unbegränzt, und dessen Eigensinn ihn mit dem größten Verstande wirklich zum Narren machte; der über dieß alles verachtete, was nicht Schwede war.

Mein Betragen um ihn zu gewinnen, war wirklich ein Meisterstück der Politik. Kurz gesagt — ich erhielt seine ganze Freundschaft, sein unbegränztes Vertrauen, und brachte ihn wirklich glücklich und zufrieden, auch mit dem Könige ausgesöhnt, nach Stockholm zurück.

Im Jahre 1776. kam der königlich Preußische Staatsminister Graf von Hertzberg nach Aachen, um daselbst die Bäder zu gebrauchen. Ich genoß die Ehre seiner Bekanntschaft und seines Umganges täglich ganze drey Monathe hindurch, und begleitete diesen wahrhaft großen Mann überall. Seiner Großmuth habe ichs zu danken, daß ich gegenwärtig in meinem Vaterlande mit Ehre und Beyfall auftreten darf; und meine Kinder werden, so oft sie dieses lesen, an die Grundsätze einer ächten Dankbarkeit mit Ehrfurcht denken,

die ich ihren zarten Herzen bis hieher einzuflössen, für meine erste Pflicht erkannte.

Uebrigens brachte ich meine Zeit in Aachen und Spaa, die mir von den großen Reisen übrig blieb, nie müßig zu, und da ich in meiner Wochenschrift auch die Spieler- und Spitzbubengesellschaft ernsthaft angriff, welche daselbst alle Fremde und Einwohner mit bischöflicher und magistratischer Erlaubniß auf die schändlichste Art plündern; da ich auch die fremden großen Herren kannte, welche nach Spaa kommen, um mit diesen Beutelschneidern vereinigt, den Raub zu theilen, so gerieth ich in neue Gefahr, von einem dieser Verwägenen ermordet zu werden; denen nichts mehr übrig bleibt, sobald ihr wahrer Charakter öffentlich aufgedeckt ist. Meine wunderbare Erhaltung gegen Mönchswuth und Spitzbubenargliſt erweiset aber, daß reine Tugend, ein unbefleckter Lebenswandel, und ernsthafte Gegenwart des Geistes, überall den Kopf empor tragen kann, und zuletzt alle Anschläge niederträchtiger Böswichte zernichtet.

Freylich lebte ich bey immerwährendem Kampfe und Verfolgungen unruhig; es reuet mich aber nichts, was ich in diesem Fache gethan habe. Manchen jungen Menschen, manchen braven

Mann

Mann, der in Spaa seine Gesundheit suchte, warnte ich vor dem Spiele, hielt ihn zurück, lehrte ihn alle Betrüger persönlich kennen, auch meiden. Dieses war der Spielergesellschaft so nachtheilig, daß der Bischoff zu Lüttich selbst, der 40 Procent vom ganzen Gewinne genießt, dagegen aber die Schelme protegirt, mir 500 Louisd'or jährlicher Pension proponiren ließ, wann ich von Spaa wegbleiben wollte; und 3 Prozent vom ganzen Gewinne, wann ich so wie der Oberste N***t, einen Adjudanten und Werber für die Spieltische mit abgeben wollte.

Man kann urtheilen, was ich antwortete, und eben deshalb wollte mich die heilige Kirche excommuniziren.

Da ich nun 16 Jahre hindurch den größten Theil des Sommers in Spaa mit meiner Familie lebte, so ward mein Haus allgemach der Zusammenfluß aller großen und rechtschaffen denkenden Fremden, und die reine, beste Gesellschaft blieb allein für mich; welches zwar den Neid dsto mehr gegen mich aufbrachte, mir aber den Aufenthalt daselbst desto angenehmer machte, weil ich hierdurch in ganz Europa in meiner wahren Gestalt bekannt wurde.

Nun muß ich aber auch eine Begebenheit erzählen, welche Hofmänner, Hofränke, und Menschenkunstgriffe schildert; auch erweiset, daß ein ehrlicher Mann für sich allezeit nichts vortheilhaftes thue, wenn er sich in Sachen mischt, die ihn direckte nichts angehen. Wie manche Widerwärtigkeit hätte ich weniger erdulden dürfen, wenn ich weniger edel denken konnte! Wie mancher Verfolgung wäre ich ausgewichen, wenn ich mehr für meine eigene Ruhe gesorgt, und mich nie um fremde Geschäfte bekümmert hätte.

Hier folgt die Erzählung abgekürzt, aber im Wesentlichen treu, und so geschildert, wie ich den Beweis noch heute führen kann.

Der regierende Burgemeister Kahr in Aachen, hatte es durch seine List so weit gebracht, daß er wirklich eben so unumschränkt, als ein Sultan in Orient, in einer freyen Reichsstadt herrschte. Alle ehrliche Leute waren unterdrückt, und seine Rathsmitglieder bestanden aus dem Schaum des niedrigsten Pöbels, über die er willkührlich gebiethen konnte.

Der Pfälzische Voigt und Mayer hingegen, der Baron Geyer war ein sehr schwacher Mann, zugleich aber ein Pfaffenknecht, ein Fanatiker, und folglich zu aller möglichen Niederträchtigkeit

fähig.

fähig. Seine Frau schonte ihres Mannes Ehre wenig, und damals hatte sie neben einem jungen Kanonicus, noch den Churpfälzischen Oberjägermeister Baron Blankart zum erklärten Liebhaber.

Diese Madame Geyer hatte einen Ehrenstreit mit der Schwester des regierenden Burgemeisters, und ihrem Anhange; Baron Blankart war der Schwager des Jülich und Bergenschen damaligen Ministers Grafen Goldstein; und um den Schimpf seiner Dulcinea zu rächen, rückten auf einmal 2000 Mann Churpfälzische Truppen auf Execution in die Stadt.

Die Sache kam zu einem Reichsprozeße, wobey Kahr kein Geld schonete; das ihm nicht zugehörte. Es wurde eine kaiserliche Commißion ernannt, welche die Stadt aussog, und dem Kuhrfürsten den Beutel zugleich fegte.

Nun war einer der strittigen Artikel quæstionis, daß Goldstein den Magistrat hindern wollte, die Hazardspiele zu privilegiren. Da indeß dieser Prozeß 5 Jahre dauerte, ließ Herr von Goldstein selbst vor der Stadt die Pharaobanque halten, woran er den Magistrat verhinderte. Herr von Geyer, auch der Pfälzische Commißarius Knapp, waren mit in der edeln

Spielcompagnie — — und diese Herren zogen ihren Eigennutz dem Churfürstlichen Interesse, auch der Menschenpflicht vor. Sie suchten also, um diesen infamen Gewinn zu geniessen, die ewige Dauer des Prozesses, zogen das Churfürstliche Geld, ruinirten die Stadt, und thaten nichts.

Auf der andern Seite hatte der Burgemeister Kahr eben dieselben Absichten; denn er wollte, daß der Prozeß, so lange er lebe, dauern solle. Hörte er aber auf, und die Bürgerschaft erkannte, daß er allein durch seinen starren Eigensinn diese großen Kosten und Händel der Stadt verursacht hätte, so war er gewiß abgesetzt, entehrt, und in die Ersetzung des Schadens verurtheilt. Beyde Theile wollten also kein Ende haben; und Stadt und Churfürst waren betrogen.

In dieser Lage, und da ich alles als Augenzeuge kannte, sprach ich mit den andern Burgemeistern Baron Wilre und Herrn von Richtrich. Ich forschte von ihnen, unter welchen Bedingungen die Stadt sich mit Churpfalz vergleichen wolle. Der Streit wegen des Lombards, und wegen der Malzweyhe waren die Hauptartikel.

Nun nahm ich die Post, fuhr nach Manheim, machte meinen Entwurf schriftlich, ging nach Hofe,

Hofe, und bath den Churfürsten, der mir allezeit besonders gnädig war, um eine Privataudienz in seinen eigenen Angelegenheiten. Gleich ward ich auf den andern Tag bestellt.

Die verwittwete Churfürstinn von Sachsen war eben angekommen; mit dieser unterredete ich mich den ganzen Nachmittag; bey welcher Gelegenheit ich ihr auch die eigentliche Absicht dieser Reise entdeckte.

Am folgenden Tage erschien ich zu bestimmter Stunde in dem Vorzimmer bey Hofe. Es war aber kein Kammerherr da, um mich anzumelden. Der Churfürst kam um 11 Uhr heraus, redete mich an, und sagte: Trenck! ich habe heute zwey Stunden auf sie gewartet — — Gnädiger Herr, war meine Antwort: es war kein Kammerherr da, mich anzumelden. — — Er schien hierbey unruhig, und bestellte mich auf den folgenden Morgen. Ich erschien, und es geschah eben das; ich konnte nicht gemeldet werden.

Es war an diesem Tage Appartement; der Churfürst redete mich an. — Hier sagte ich ihm, daß ich Hofintriguen fürchte, man wolle mich hindern, mit ihm allein zu sprechen. — Er befahl mir also wieder zu kommen, und mich durch jeden Kammerdiener anmelden zu lassen.

Ich war schon frühe um 8 Uhr in der Antichambre, fand aber bereits den alten Minister Beckers daselbst, welcher mich freundschaftlichst bey der Hand nahm, und zum Churfürsten hinein führte.

Wohl zu merken! es war der Freund des Ministers Goldstein, den er selbst ein Par Jahre später stürzte. Damals war ihm aber noch daran gelegen, daß sein Herr von der Aachner Sache nicht die Wahrheit von mir erfahren sollte.

Ich merkte bald, was diese Begleitung bedeutete. Der wirklich gütige Karl Theodor that mir verschiedene Fragen. Endlich sagte ich ihm die Ursache meiner Reise, und trug die ganze Sache in ihrem wahren Lichte vor. — — Er war so davon überzeugt und eingenommen, daß er mir zur Resolution gab: — — Mein lieber Trenck! ich weiß, daß sie es redlich mit mir meinen, auch daß sie mir die reine Wahrheit vorgetragen haben. Meinetwegen gebe ich ihnen also Gewalt und Vollmacht, die ganzen Aachner Händel, die mir so viel Geld und Verdruß kosten, nach ihrem Gutbefinden, gütlich zu vergleichen, und dann von der Commission ratificiren zu lassen. — —

Der

Der alte Minister erschrack, lächelte mit einer Hofmiene, und erwiederte: — Gnädiger Herr! wenn Baron Trenck diese Vollmacht öffentlich erhält, so beleidigen Euer Durchlaucht ja alle Commissarien, die bereits an diesem Werke arbeiten, und dazu verordnet sind. Er kann ja zu Dero Besten unter der Hand arbeiten, und seinen guten Willen für Dero Interesse dennoch vollziehen. — —

Hier merkte ich deutlich, was die Glocke geschlagen hatte. Ich kannte die Manheimerregierungsart; der Churfürst wankte schon; deshalb zog ich mein schriftliches Projekt aus der Tasche, übergab es zu eigenen Händen, und bath um entscheidende Resolution. Hiermit ging ich mit bedeutenden Gesichtszügen, wodurch ich unvermerkt zeigte, daß Beckers Gegenwart mir nicht gefiel, zur Thüre hinaus.

Ich ward bey Hofe zum Essen eingeladen, blieb aber im Wirthshause; gegen Abend ließ mich der Kanzler Reibeld rufen. Dieser war der Antagonist des Ministers Becker.

Bey dem Eintritte sagte er mir — Baron Trenck! ich habe Befehl, ihnen im Nahmen meines Herrn alle seine Gnade und Zutrauen zu versichern. Er billigt alles, was sie ihm schriftlich

in der Aachner-Sache vorgetragen haben; und ich habe den Auftrag mit ihnen zu conferiren, auch ihnen die Churfürstliche Vollmacht zu übergeben.

Wir sprachen ein Par Stunden, und ich ward auf den andern Tag wieder bestellt. Hier wurde alles abgeredet; ich erhielt eine unbegränzte Gewalt und Vollmacht mit schriftlicher Instruktion. Jedoch befahl er mir, dem Minister Beckers nichts davon zu sagen. — — Beckers lud mich zum Essen ein, überströmte mich mit Freundschaftsversicherungen, wollte mich nicht weglassen, führte mich in die Opera. — Sobald ich aber nach Hause kam, nahm ich die Post, und eilte nach Aachen.

Beckers war mir aber schon zuvor gekommen, und hatte den Herrn Knapp schon von meinem Auftrage benachrichtiget, um mein Vorhaben, zum größten Nachtheil seines Herrn, und seinem Freunde Goldstein zu Gefallen, zu vereiteln.

Ich habe auch in der Folge entdeckt, daß am Tage vor meiner Ankunft in Aachen, der geheime Rath Knapp, der Voigt Geyer, der Burgemeister Kahr, und der kaiserliche Commissair Ludowici eine geheime Zusammenkunft gehalten, und sich miteinander verglichen hatten, allem Vergleiche entgegen zu arbeiten. Dem letztern

war

war auch viel daran gelegen, dieſe Streitſache zu verlängern, weil er täglich nebſt ſeinem Commis 20 oder gar 24 Thaler Diäten zog, ohne die Geſchenke, welche man ihm von beyden Seiten zuſteckte.

Nun kam ich ſtrendig nach Aachen, ſchrieb ſogleich an den Burgemeiſter Kahr, und lud ihn ein, ſogleich den Rath zuſammen zu rufen, und mir die Stunde zu beſtimmen, wenn ich ihnen eine gute Bothſchaft bringen könnte.

Sechs Tage verfloſſen ohne Antwort; endlich ſchickte er zu mir, und ließ mich bitten, auf das Rathhaus zu kommen.

Ich erſchien mit meiner Vollmacht in der Taſche, anſtatt aber den Rath verſammelt zu finden, war der Burgemeiſter Kahr allein da. — Hier ſagte ich ihm — mein Herr! ich ſehe deutlich, daß die gute Bürgerſchaft verrathen und verkauft iſt. Mit ihnen habe ich nichts zu ſprechen. — Hier ſehen ſie meine Vollmacht, (die ich ihm wieß) ich wollte der Stadt, wo ich ſo lange gewohnt habe, Dienſte leiſten. Jetzt haben ſie ſich mit den Feinden der Stadt verglichen, um für ſich im Trüben zu fiſchen. — — Profitiat! Ich waſche meine Hände; Die Welt ſoll aber erfahren, daß die Aachner Obrigkeit Verräther ſind. — — —

Hie

Hiermit ging ich stolz zur Thüre hinaus.

Nun hatte aber bereits der Kahrische Anhang heimlich in allen Wirthshäusern ausgesprengt, ich sey in Manheim gewesen, um die Stadt an Churpfalz zu verrathen, und zu verkaufen. Nach Wien aber wurde geschrieben, ich hätte gegen die Ehre der kaiserlichen Commissarien Anschläge geschmiedet.

Goldstein, Knapp und Geyer hingegen hatten nach Manheim gemeldet, ich hätte den Kuhrfürsten hintergehen wollen, und sey heimlich mit dem Burgemeister Kahr verstanden.

Welche verfluchte Intrigue!

Ich schrieb an Reibeld — Dieser antwortete mir. — — Ich sey bey dem Churfürsten verläumdet worden, als ob ich wider sein Interesse arbeite.

Ich schrieb an Beckers. Dieser gab eben die Antwort, meldete aber dabey, daß er mich besser kenne, daß er seinen Herrn eines andern überzeugt, und dieser auch wirklich um mir ein öffentliches Merkmahl seiner Gnade zu geben, meinen zweyten Sohn Leopold zum wirklichen Lieutenant in seinen Truppen ernannt habe, welche Ehre noch keinem Ministerssohn widerfahren wäre, weil der Churfürst keinem Kinde ein Offi-

ziers-

zierspatent gebe, welches mir mit nächster Post zugefertigt werden solle; ich sollte mich also bey demselben bedanken. Uebrigens bedauere er sehr, daß böse Menschen in Aachen meinen Anschlag vereitelt hätten.

Wohl zu merken! der alte Schuft hatte es selbst gethan, und veranstaltet.

Nun ging ich sogleich zornig und aufgebracht zu dem Voigte Baron Geyer, und sagte: Jetzt will ich noch heute nach Mannheim, und muß durchaus wissen, wer der Schurke ist, welcher nach Mannheim berichtet hat, ich sey mit Kahr im Verständniß; und dem soll der Teufel den Hals brechen.

In eben dem Augenblicke lag dieser schlechte Kerl vor mir auf den Knieen, und sagte zitternd — — Ich bins: „Ich habe es einberichtet. Um „Gottes und aller Heiligen willen, verzeihen sie „mir lieber Trenk! Ich hab es so übel nicht ge„meint, und nicht geglaubt, daß Sie es jemals „erfahren würden." — — —

Warum hast du denn den schlechten Streich gemacht? Kerl! war meine Frage. — — Weil Knapp es von mir begehrt hat, war seine Antwort. — Das Uebrige will ich hier aus Bescheidenheit von dieser Unterredung verschweigen.

Nun

Nun fuhr ich abermahls mit der Post nach Manheim.

Bey meinem Eintritte in das Cabinett des alten Ministers Beckers fragte er mich sogleich — — Haben Sie das Patent für Dero Herrn Sohn richtig erhalten? — — — Antwort — — Nein, — — Gleich rief er: Herr geheimer Sekretair! gehen sie herein! Ist das Patent für des Baron Trencks Herrn Sohn nach Aachen laut meines Befehls noch nicht expedirt? — — Er stammelte — — Sie sahen sich an. — Er verstand seinen Herrn, und sagte: Ja, vorgestern ist es auf die Post gegeben worden.

Nun mein Freund! hub er an, müssen Sie, sobald ich angezogen bin, mit mir nach Hofe fahren, und sich bey dem gnädigsten Herrn bedanken. — — Dieß geschahe. Ich fuhr mit ihm; er führte mich in das Cabinett, und ich bedankte mich. — — Der Churfürst gab mir in den gütigsten Ausdrücken die Versicherung, daß er bey allen Gelegenheiten mir und meinen Kindern Merkmahle seiner Achtung und Zuneigung erweisen wolle. — — Ich dankte — — erzählte ihm alles, was zu meines Entwurfs Vereitelung zu Aachen geschehen war. — — Der unentschiedene Herr schwieg; sahe seinen Minister an; Ich

zuckte

zuckte die Achseln, und bedauerte den besten Herrn in solchen Händen.

Gewiß ist es aber, daß der Churfürst 50000 Thaler Kosten ersparet, und noch dazu einen rühmlichen Vergleich erhalten hätte, wenn seine eigenen Leute aus Ehrgeiz und niederträchtiger Gewinnsucht mein Projekt nicht scheitern machten. Ich war klüger, und redlicher wie sie; ich hatte ihnen in die Karte gekuckt, und mit Männern meiner Gattung war dem damaligen Pfälzischen Ministerio eben nicht gedient.

Nun kehrte ich nach Aachen zurück, fand aber das Patent für meinen Sohn nicht, und hab es auch niemals erhalten.

Welcher Schurkenstreich für einen Minister!

Ich habe seitdem alle Wege zum gerechten Churfürsten gesucht; man hat ihn aber an aller Einsicht verhindert, ich erhielt keine Antwort, und weiß Gott, was man ihm seitdem glauben gemacht. Ich selbst wollte nicht wieder nach Manheim reisen, wo mir vielleicht persönliche Streiche hätten können gespielt werden, schrieb aber meine Meinung dem alten Minister Beckers in so trockenem Deutsch, daß ihm gewiß sein eigenes Herz gesagt haben muß — — Beckers, du hast verdient. — — Da ich nun auf 5 Manheimer Re-

sen, wohin ich dreymal gerufen worden, mein eignes bares Geld aufgegeben hatte — — so forderte ich wenigstens diese Vergütung, und gar nichts von den tausend Louisd'or, die mir der Kanzler Reibeld versprach — — Ich wandte mich auch an den gegenwärtigen Minister des Churfürsten in Wien — — erhielt aber bis jetzt nichts, gar nichts, und bin an dem Pfälzischen Hofe hintergangen, auch für mein redliches Herz schlecht belohnt worden.

Folglich kann man mir diese öffentliche Bekanntmachung der reinen, und täglich zu erweisenden Wahrheit nicht übel deuten.

Falls Herr Knapp noch lebt, so wird er mir diese kleine Genugthuung für seine schlechten Streiche nicht übel deuten. Der ganze Vortrag ist zu seiner Schande wahr. Uebrigens erinnere ich ihn hierbey an die Badenberger Sache, wo er als Referent der ganzen unschuldigen Gemeine die einträgliche Steinkohlenbergwerke aus den Händen wand, und sie dem Voigt Steinhaus, und dem Schöppen Klotz in Aachen auf himmelschreiende Art zuspielte; dann aber erst als Compagnon mit ihnen zusammentrat und den Raub theilte; welches ich selbst in Manheim anhängig gemacht habe.

Uebri-

Uebrigens spiegle sich jeder Leser an dieser Geschichte, wo ich mit dem edelsten besten Willen auf beyden Seiten als ein Betrüger gemißhandelt, und der gröbste Undank mein Lohn wurde. Wehe dem, welcher sich in die Intriguen eines fremden Ministerii mischen, und einen Fürsten aufklären will, der nichts sehen mag.

Man lese im ersten Bande die Schäfermoral, unter meinen Fabeln: (sie war nebst der Abhandlung vom wahren Adel, die im 2ten Bande pag. 94. zu finden ist, für den Manheimer Hof gemacht,) und lerne aus meinem Beyspiele klug werden, und sich nie in fremde Händel mischen.

Nun war ich müde in Ruhe zu leben, verließ das undankbare Aachen, und reisete nach Wien, um mir in Oesterreich ein Landgut zu kaufen, auch daselbst mit gänzlicher Entfernung von allen Welthändeln die wahre Ruhe des Weisen zu genießen; meine Talente aber allein der Landwirthschaft zu widmen.

Die Bayerischen Händel kamen eben in Gährung, ich kannte die wahre Quelle derselben, reisete zuerst nach Paris, wo ich Geschäfte hatte, sprach daselbst mit dem Minister; und durch wenig halbe Worte verstand ich schon, was eigentlich Herr von Ritter damaliger Pfälzischer

Minister in Wien für eine Hauptrolle spielte. — — Er war mein alter Freund, seit 30 Jahren. — — Nunmehr konnte ich ihm aber als ein wahrer Oestreichischer Patriot nicht mehr besuchen. — — und ich weiß auch, daß er vom Minister Beckers Befehl erhalten hatte, mich zu meiden, weil ich zu viel wußte.

Der Großherzog von Florenz mein gnädigster Herr kam nach Wien. Ich ging zu ihm, sagte ihm, was ich damals vielleicht allein in Wien wußte. Er reisete zur Armee nach Böhmen. — — Ich schrieb ihm alles, was ich ihm gesagt hatte. Schickte den Brief durch eine Estafette, die ich bezahlte, zur Armee. Er hat ihn dem Monarchen gezeigt; und für mich erfolgte Nichts. Genug, ich habe in allen Vorfällen mehr als meine Pflicht erfüllt, und mein innerer Richter verspricht mir, wo nicht Lohn, doch Ruhe im Alter.

Hiernach fand ich nicht für gut in Kriegszeit außer Land zu bleiben, und kaufte für mein Geld die Herrschaften Zwerbach und Grabeneck nebst dem Amte Knocking und dem freyen Sitzenhofe in der Gegend bey Mölck in Oestreich für 51,000 fl. welche mit den übrigen Kosten der Lehn- und Landmannschaftstaxen auf 60000 fl. zu stehen kamen.

Das

Das ganze Gut war total ruinirt, und mein Fleiß, meine Industrie und mein Geld sollte den Werth erheben.

Um diesen Kauf zu endigen, mußte ich mit schweren Kosten eilf Monathe in Wien sollizitiren. Herr von Zetto, der gegenwärtig im Zuchthause lebt, und Referent war, ernannte mir seinen besten Freund zum Curator Fideicommissi; und mein Gut mußte deshalb allein Trotz aller Rechte ein Fideicommis seyn, und bleiben, damit Herr Referent und Herr Curator mich in ihrer ewigen Contribution erhalten konnten. Denn in einem Jahre wurden mir gegen 6000 fl. auf die arglistigste Art aus dem Beutel geschöpft, die ich ohne einen Curator für meine Kinder hätte erhalten können.

Ich reisete also im May 1780 nach Aachen. Meine Schwiegermutter starb daselbst im July, am Ende September erschien ich in Wien, nebst meiner Frau und allen meinen Kindern, zum erstenmal.

Sie machte der Oberhofmeisterinn ihre Aufwartung, und erhielt gleich Audienz bey der Monarchinn. Sie hatte das Glück, ihren ganzen Beyfall und ihre Gnade zu erhalten; und niemand würde es mir glauben, wenn ich schrei-

den wollte, was sie ihr in dieser Audienz gesagt, und für Versicherungen ihrer Huld gegeben hat. Sie stellete sie selbst der Erzherzoginn als ein Muster rechtschaffener Weiber vor, und befahl der Obersthofmeisterinn sie überall bekannt zu machen.

Sie fügte noch hinzu: — — — Sie hat gar nicht mit ihrem Manne in meine Länder kommen wollen, jetzt will ich ihr aber beweisen, daß sie hier vergnügter als in Aachen leben kann, — — und so weiter!

Am folgenden Tage schickte sie den Herrn von Pistrich zu mir in das Haus, mit einem Dekrete, wo sie ihr eine Pension von 400 fl. versicherte, und ließ ihr dabey sagen, sie würde schon mehr thun.

Meine Frau hatte für mich um eine Audienz gebethen; gleich ward sie bewilligt, und gleich erhielt ich sie.

In dieser sagte sie mir: — Er hat dreymal bey mir Sein Glück in Händen gehabt, und allezeit von sich gestossen. — — Diese Audienz dauerte lange; Sie sprach als Mutter, und verlangte meine Kinder zu sehen, mit dem Beysatze: Von einer so rechtschaffenen Mutter müssen gewiß auch gute Kinder erzogen werden. — —

Nun

Nun kam die Rede auf meine Schriften. Hier sagte sie: — Was könnte Er mit Seiner Feder für gutes in meinen Ländern stiften, wenn Er für die Religion schreiben wollte.

Kurz gesagt! Ich konnte mir nunmehr zu einer glücklichen Zukunft alle Hoffnung machen, blieb noch einige Zeit in Wien, wo meiner Frau mehr Ehre und Achtung widerfuhre, als vielleicht noch keiner fremden Dame widerfahren ist.

Wir reiseten bald nach Zwerbach, auf meine gekaufte Herrschaft, und lebten ruhig. Da wir aber eben nach Wien reisen wollten, um bey Hofe um einigen Ersatz meines ehemaligen Güterverlustes zu solicitiren, und der Monarchinn Gnade zu benutzen, starb die große Theresia, und alle unsre Hoffnung war wieder vereitelt. Ich habe vergessen zu erzählen, daß mir gleich nach der günstigen Audienz Ihre Königliche Hoheit die Erzherzoginn Maria Anna den Auftrag im Nahmen der Monarchinn gab: ich sollte die geistlichen Werke des Abts Beaudrand aus dem Französischen in das Deutsche übersetzen. Meine Antwort war: — Uebersetzung sey zwar nicht meine Sache; ich arbeite lieber Original, würde aber Ihrer Majestät Befehl mit Freuden vollziehen.

Gleich griff ich zur Arbeit; nahm etwas aus Beaudrand, das meiste aber war mein Original; allein unter dem Titel der Uebersetzung war die Censur günstiger.

Binnen 6 Wochen war der erste Band schon gedruckt, und die Monarchinn fand ihn vortreflich. Der 2te folgte gleich; diesen übergab ich selbst. Sie fragte — Ob er so gut gerathen sey als der erste. Meine Antwort war — Ich hoffe, daß dieser besser gefallen wird — Nun, sagte Sie — ich habe in meinem Leben nichts schöneres gelesen; wunderte sich auch, wie es möglich sey, so gut und so geschwinde zu arbeiten. Ich versprach alle Monathe einen Band.

Ehe aber der dritte fertig wurde, war Theresia todt, und meine Hoffnung mit Ihr im Grabe.

Auf Ihrem Todtenbette hatte Sie beständig befohlen, man solle Ihr die Trenckischen Schriften vorlesen, und ungeachtet der Beichtvater, Prälat der Dorotheer, von allem was ich verlohren hatte, gründlich unterrichtet, auch überzeuget war, so hat er doch in diesen letzten Augenblicken, und eben, da es noch die vortheilhafteste Zeit war, für mein Recht zu sprechen, gar nichts gethan, und niederträchtig geschwiegen,

gen, ungeachtet er es mir heiligst bey Gelegenheit zu thun, versprochen hatte.

Nach dem Tode wurde mir sogar von der Censur erlaubt, auch von Ihrer königlichen Hoheit der Erzherzoginn befohlen, diese Wahrheit im Vorberichte des dritten Bandes drucken zu lassen, und das war mein ganzer Lohn für diese Arbeit.

Schrecklich ist aber wirklich mein Schicksal. Denn 31 Jahre hindurch sollizitirte ich vergebens um mein Recht, weil die Monarchinn von bösen oder eigennützigen Menschen hintergangen, und gegen mich als einen Erzketzer eingenommen war. Im 32sten glückte es meiner Frau, sie vom Gegentheil zu überzeugen. Sie stand im Begriffe mir alles zu ersetzen, auch meine Kinder glücklich zu machen — und stirbt ohne das mindeste vollzogen zu haben.

Glück! wie spielst du mit uns Menschen? Beynahe sollte ich die Prädestination glauben; doch nein; ich selbst fehlte in der Art bey Hofe Recht zu suchen. — Ich wollte es erst dann als eine Gnade erkennen, wenn es mir wirklich widerführe. — und da ich meinen Irrthum erkannte, war es schon zu spät, verjährte Rechte gelten zu machen. Gegenwärtig

weiß ich erst aus trauriger Erfahrung, daß Monarchen lieber begnadigen, als belohnen. Weil mein Herz mir aber nie sagen konnte, daß ich ein Uebelthäter sey, der Gnade bedürfte, so habe ich diese auch nur durch meine Handlungen zu verdienen gesucht; und das war eigentlich die Ursache, warum ich allezeit unglücklich blieb; auch weil ich nie Seitenwege suchte; meinen Feinden offenes Feld einräumte, mir zu schaden, und sich selbst in den Besitz meiner Güter festzusetzen. Nun aber ist alles zu spät; ich bedarf Ruhe, und will keine neuen Herkulesarbeiten unternehmen.

Für meine Kinder habe ich diese wahrhafte Lebensgeschichte, die mir selbst gleichwohl noch neue Drangsale und Verfolgungen zuziehen kann, geschrieben. Sie mögen dieselbe zu ihrem Nutzen bey Gelegenheit anwenden. Man hat sich gewaltsam aller meiner Schriften bemeistert; deshalb hab ich mich des öffentlichen Drucks bedient, damit mir niemand im Grabe vorwerfen könne, daß ich Vaterpflichten versäumt habe. Genug, alle ehrlichen Leute, die dieses lesen, werden ihre Freunde seyn, und ich habe Ihnen solche Grundsätze eingeflößt, daß sie eben so wie ich, das nothdürftige zu verdienen, den Ueberfluß,

fluß hingegen werden zu entbehren wissen. Dieß sey ihr Erbtheil anstatt unsrer großen Sklavontschen Güter. Ich habe auch in diesen Blättern gründlich bewiesen, daß keiner von ihren Verfahren ein Verräther war, weder in Oesterreich noch in Preussen; für das übrige wird Gott, und mein allgemein erworbener guter Ruf sorgen.

Kaum war Maria Theresia todt, deren Asche ich deshalb verehre, weil Sie wenigstens in ihren letzten Lebenstagen den Willen hatte, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; so verfertigte ich auf ihren Tod eine Trauerrede und eine Ode, wo die Sprache des Herzens mir den Beyfall der Kenner erwarb; und meine Lebensgeschichte beweiset, daß ich Ihr auch unbelohnt und unterdrückt, gemißhandelt, dennoch als ein ehrlicher Mann treu, und mit ächten patriotischem Eifer gedient habe. Daß ich aber mit aller meiner Fähigkeit und besten Willen in Unthätigkeit blieb, und nie für Sie thun konnte, was ich wollte, ist nicht meine Schuld: Ein andrer an meiner Stelle hätte weniger gethan, und würde vielleicht doch ein Minister oder kommandirender General geworden seyn. Sie ruhe in Frieden, und mein Friede ruhet gewiß ewig in meinem Herzen,

zen und Nachrufe diſſeits auch jenſeit des Grabes.

Meine Frau hatte ihre Penſion, welche die Monarchinn allein in Betracht unſrer erlittenen Drangſale, und wegen unſrer zahlreichen Kinder gab, nicht länger als 9 Monathe genoſſen.

Der neue Monarch vermiſchte ſie mit andern vielleicht unwürdigen, die dem Staate zur Laſt fielen, und nahm ſie ihr. Vielleicht weiß er noch heute nichts davon, weil ich gar nicht ſollicitirt habe. Es that mir aber weh; doch vielleicht hat ſie mehr zu hoffen, wann die mir erpreßten Seufzer dereinſt ſein Landesvaterherz rege machen, oder ihm durch dieſe meine letzte Schriften bekannt werden.

Es blieb mir nun nichts übrig, als mich in meinem Zwerbach zu begraben, und in der Landwirthſchaft meine Nothdurft zu ſuchen.

Vorher wagte ich aber einen Schritt, um auf allen Seiten meine Pflicht zu erfüllen, und bey unſerm gegenwärtig regierenden Monarchen zu forſchen, was ich in der Zukunft von Ihm zu hoffen hätte.

Deshalb übergab ich Ihm folgendes Memorial:

Gnä-

Gnädigster Kaiser!

"In meinen öffentlich im Jahre 1772 in Aa-
"chen gedruckten Schriften, wovon ich Höchst-
"denenselben bereits im Jahre 1765. den we-
"sentlichen Inhalt im Manustript zu gnädig-
"ster Einsicht übergab, schrieb ich im zweyten
"Bande.

> "Der Thron muß zu bestimmten Stun-
> "den für jeden bedrängten Unterthan offen
> "stehen. Wer aber alsdann dem Monarchen
> "Lügen vorträgt, oder ohne Grund klagt;
> "oder Gnade ohne Verdienst zu erschleichen
> "sucht, — der müßte ohne Nase und Ohr
> "am Pranger stehen. —

"Gnädigster Monarch! Ich will der erste in
"Dero Staaten seyn, welcher sich selbst das
"Urtheil spricht, wenn ich nicht gründlich er-
"weisen kann, daß mir unter der Regierung
"der großen Maria Theresia viel Unrecht ge-
"schehen ist, und daß ich ein großes Vermögen,
"das mir rechtmäßig gebührt, durch Präpotenz
"und illegales Verfahren verlohren habe.

"Bitte demnach demüthigst um die Be-
"stimmung eines Richters, vor welchem ich
"meine

"meine Beweise führen kann, und bin in dank-
"barster Ehrfurcht!

Euer kaiserlichen Majestät.

unterthänigst treuer Knecht

Trenck.

Was folgte hierauf? — Gar nichts; und meine Bitte blieb unentschieden.

Bald darauf zog der Monarch alle Hospitalfundationen in Wien ein. Sein System war gerecht und gut. Nun hatte mein verstorbener Vetter, wie ich bereits im ersten Bande dieses Buchs erwähnt habe, eine Fundation von 36000 fl. für die Armen in Bayern errichtet, die durch ihn und seine Panduren unglücklich wurden. Da ich aber von Ihm nichts geerbt habe, und diese Fundationsgelder mir von meinen bonis Avitis gewaltsam entrissen wurden, worüber er niemals disponiren konnte, so bath ich den Monarchen, diese 36000 fl. nicht zur allgemeinen Armenkasse zu geben, wohin sie auf keine Weise, sondern nach allen Rechten allein mir und meinen Kindern zugehörten; Wir wären eigentlich die Menschen, die der Trenck arm gemacht habe; und sey von seinem Vermögen nichts zu dieser Fundation übriggeblieben, sondern es sey mein mir gewaltsam entrissenes Geld.

Aber

Aber ach! — Das Memorial kam vor jemand, welcher von dem wahren Zusammenhange der Sache gar nicht unterrichtet war. Es schien Ihm vielleicht auch zu mühsam, der Wahrheit nachzuforschen. Man entschied also nach wenig Tagen, ohne die mindeste Untersuchung und ohne mich zu befragen, im gewöhnlichen Tone bey allen meinen binnen 36 Jahren eingereichten Bittschriften:

Das Begehren des Supplikanten findet keine Statt. Und hiermit bleibt auch diese Hoffnung verloren.

Nun war ich kaum bey meiner Landwirthschaft, so zeigte mir das Glück auch hier seine Tücke. Denn binnen 6 Jahren habe ich zweymahl totalen Hagelschlag; ein Jahr Mißwachs und sieben Ueberschwemmungen, Schaafumfall, auch alle mögliche Widerwärtigkeiten erlitten.

Die Herrschaft war ganz in Verfall gerathen, ich mußte gleich Teiche reinigen, das Schloß bewohnbar herstellen, drey Meyerhöfe in Stand setzen, neues Vieh, auch alles Wirthschaftsgeräth anschaffen. — Hierdurch ward ich arm, besonders da durch reichshofräthliche Procedur

mei-

meiner Frauen Geld in Aachen und Kölln verloren ging.

Die unglücklichen Bauern konnten nicht Zahlung leisten; ich sollte vorschießen, und das ausstehende Contributionale wuchs sammt dem Poenali heran. Ich habe nebst meinen Söhnen eigenhändig mitgearbeitet. Und meine gute Frau, die in der großen Welt zu leben gewohnt war, die sich ganz mir und ihrer Mutterpflicht aufopferte, behalf sich selbst nebst acht Kindern ohne Magd. Kurz gesagt, wir lebten arm und wirklich kümmerlich, so daß wir mit eignen Händen unser tägliches Brodt verdienen mußten, und hätte der Monarch, der alle Winkel seines Staates durchsucht, sein Auge auch von ungefähr nach Zwerbach gewandt, er würde den Wohnsitz der Tugend, Arbeitsamkeit und Bürgerpflichten gesehen haben, und ich hätte gewiß einmahl aufgehört, so bitter zu leiden.

Genug ich habe keinen niederträchtigen Schritt auf dem controllor Gange machen wollen. Ich habe mir selbst geholfen, und der Monarch welcher mich wirklich drückte, hat mich nie kriechen gesehen. Verdient habe ich bey Ihm gewiß weit mehr Achtung, und ein weit günstigeres Schicksal. Uebrigens ist es nicht meine Schuld, wenn ich bey allen Gelegenheiten die Folgen voraussagte, weil

ich

ich heller zu sehen, auch richtiger zu urtheilen gelernt habe, als die Wiener Großsprecher. Wahrheit habe ich überall ohne Rücksicht behauptet; und da, wo ächte Menschenliebe nicht die wahre Grundlage menschlicher Handlungen ist, mied ich die Luft, verkroch mich in meinem Zwerbach; seufzete, sagte gar nichts; schrieb viel; fürchtete niemand; und wünschte bald Gelegenheit, mich so weit als möglich zu entfernen.

Das größte Uebel, welches mich in meinem Leben getroffen hat, war gewiß die Begegnungsart, mit welcher meine hiesige Militairobrigkeit mit mir verfuhr, weil Zetto und Krügel in beyden Stellen Referenten waren. Zetto hatte mir einen Curator auf den Hals geworfen, der mich wie eine Melkkuh aussog; und da ich nichts mehr zu geben hatte, fingen sie an, mich mit deponiren, sequestiren, administriren und exequiren zu foltern. Binnen 2 Jahren mußte ich 19mal persönlich in Wien erscheinen, und allezeit 14 Posten auf meine Unkosten reisen, welches allein meine Einkünfte zernichtete. Dabey mußte ich alle 6 Jahre hindurch einen Agenten bezahlen, der mit dem sogenannten Curator zankte, und ganze Ballen Schriften wechselte, die ich am Ende immer auf beyden Seiten bezahlen mußte. —

Wollte ich eine Sache beschleunigen, so mußte das Referat durch die dritte Hand mit guten Dukaten betrieben werden. — Referirte der Herr College, so blieb das Referat 14 Monathe liegen. Dann erschien es, wurde falsch vorgelesen, und ein untergeschobenes an die obere Stelle geschickt, wodurch sogar ein Conclusum bewirkt wurde, in welchem sich der Herr Referent des Ausdrucks bediente:

"Mich von Zwerbach zu delogiren.

Diese Art von Bedrohung ist wohl noch in keinem Justizcollegio geschrieben worden. Vielleicht wird aber auch zu seiner Zeit mein drohender Delogirer eben so wie Herr von Zetto vom Richterstuhle delogirt, und mit ihm ins Zuchthaus logirt werden, damit solche Leute die Gewalt verlieren, rechtschaffene Staatsbürger meiner Gattung aus Oesterreichs Gränzen zu delogiren.

Endlich mußte ich auch das Indigenat in Oesterreich mit barem Gelde kaufen, um Herr und Landmann zu werden. Ich ließ meinen Stammbaum aus Preussen kommen, wo die Trenck seit 400 Jahren unter die alten Familien gehören. Der Minister Graf von Hertzberg schickte mir selbst das Attestat. — Und obgleich die Trenck

auch

auch schon in Ungarn seit 100 Jahren Herrschaften besessen haben, und mir das Indigenat mit vollem Rechte gebühret, ward dennoch mein Agent gerichtlich befehligt, das Ritterdiploma für mich zu sollicitiren, und ich mußte dafür 2000 fl. mit scharfer Executionsdrohung bar bezahlen. So ist man mit mir in Wien verfahren, und das war der Lohn meiner treuen Arbeit, den ich ewig nicht vergessen werde.

Es hieß sogar in einem Decret. Ein Preussischer Edelmann sey keiner in Oestreich. — Lieber Gott! Wer kennt aber nicht diesen himmelweiten Unterschied? Wer lacht nicht mit mir, da wo jeder Kammerdiener, auch wirklich niederträchtige Mensch das Diplom des Reichs-Ritter-Adels mit 1200 elenden Gulden bezahlen kann, und kein anderes Verdienst als Geld bedarf, um den Grafen- auch sogar wie P** und Grassalkowitz den Fürsten-Titel zu erkaufen.

Nunmehro ist aber alles abgeschüttelt; das Uebel ist überstanden, und ich habe Ruhe, seitdem die Herren Referenten, die mich drückten, den Besen in der Hand tragen. Vielleicht erhalten sie bald mehr Gesellschaft — —

Da ich nun für mich nichts mehr vom Hagelschlag noch Curatoren abwarten wollte, weil ich in

meinem Kopfe, in meiner Feder ein sicheres Treibhaus für meine Bedürfnisse besitze, so beschloß ich im vorigen Jahre meine sämmtlichen Gedichte und Schriften und meine Lebensgeschichte in 3 Bänden öffentlich herauszugeben.

Dieser Vorsatz ist binnen 14 Monathen ganz erfüllt worden. Meine Arbeit findet in ganz Deutschland Beyfall, erwirbt mir auch zugleich Achtung, Ehre und Geld, und ich bin nunmehro fest entschlossen, meine übrigen Lebensjahre ganz unabhängig von Prozeßen, Curatelen und Gerichtsstellen, ohne Referenten, Agenten noch Befehlshaber zuzubringen; so zu leben als ob ich gar kein anderes Eigenthum auf Erden, als meinen Kopf besäße, und allein durch meine Schriften Nothdurft, aber auch zugleich Beyfall zu verdienen suchen.

Hierzu bedarf ich weder Vaterland, noch Titel, weder Protection, Hofgnaden, noch Herrschaft; kein eigenes Haus, keinen bestimmten Wohnplatz, folglich auch keine Uniform, keinen Fideicommiß-Curator, und bin gegenwärtig ein freyer Weltbürger, der keinem Fürsten auf Erden verpflichtet ist, und seinen Kindern in gangbaren Schriften auch ein papiernes Erbgut hinterlassen will, welches niemand confisciren kann.

Den

Den 22. August lief endlich die Nachricht ein, daß der große Friedrich diese Welt verlassen habe. Der gegenwärtig regierende Monarch, der größte unter allen Menschenfreunden, welcher Augenzeuge meines Schicksals im Vaterlande war, schickte mir sogleich einen Kabinetspaß, um mit sicherem Geleite nach Berlin zu reisen. Alle alte Confiskation ist gehoben, und mein Bruder in Preussen hinterläßt sein ansehnliches Vermögen meinen Kindern.

Ich reise demnach nunmehro mit kaiserlicher Erlaubniß in mein Vaterland, von welchem ich seit 42 Jahren verdrängt und verstoßen war. Ich reise dorthin, nicht als ein begnadigter Uebelthäter, sondern als ein ehrlicher Mann, der seine Rechtschaffenheit öffentlich durch Handlungen, durch Beweise und Schriften erwiesen hat, um den Lohn des Gerechten einzuärnten. Dort finde ich meine Freunde, meine Blutsverwandte, auch alle, die mich im Unglück kannten; und umarme sie, nicht als ein untreu gewesener Staatsbürger, sondern als ein Märtyrer ächter Tugend, der seine verdienten Lorbern von allen Menschenkennern zu erwarten hat, und dort gewiß einen großmüthigen Regenten findet.

Welche

Welche Wonne bey diesem neu erlebten, und seit 40 Jahren mit Eifer bearbeiteten Auftritte meine Seele empfindet, wenn sie in die endlich durch Standhaftigkeit erwartete Zukunft blickt, dieß kann die Beredsamkeit einer mit dem lebhaftesten Gefühle gereizten Feder nicht ausdrucken.

Neue Epoche für meine Geschichte; neue Auftritte in meiner Rolle, die ich schon mit der letzten Trauerscene zu beschliessen glaubte. Der Vorhang ist nunmehro für mich aufgezogen. Ich erscheine in aufgeheiterter Gestalt abermals auf der grossen Weltbühne, und auf dieser soll und will ich jetzt erweisen, daß ich in Wirklichkeit das bin, was ich in meiner Lebensgeschichte von mir selbst geschrieben habe. Grosse Unternehmung für einen grauen Kopf, der Ruhe und Entfernung von Weltgeschäften bedarf, die ihn grau und müde im langwierigen Kampfe machten! Mein ganzer bereits unter dem Schirme ächter Weltweisheit schlummernder Ehrgeiz erwacht aber gegenwärtig von neuen. Er durchwühlt die Eingeweide einer gefühlvollen Seele, und reizt mich noch die letzten Kräfte anzuspannen, um den Lohn, welchen bisher mein Herz allein fühlte, auch für die zu erringen, denen ich meinen Nahmen mit

meinen

meinen Rechten, mit meinem Nachrufe hinterlaſſe; für die, deren Daſeyn ich verurſachte, ohne ihre Bewilligung vorher zu fordern; für die, denen mein trauriges Vorbild unſere Welt als eine Hölle in tauſend Schreckbildern ſchildern würde, falls ſie allein rückwärts oder in das Gegenwärtige blicken wollten, und nicht von mir gelernt hätten, in die Zukunft zu ſehen, und den Lohn der Tugend vielleicht erſt jenſeit des Grabes zu erwarten. — Für meine acht Kinder ſag' ich, will ich noch leben, für ſie den Weg zur Ehre durchbrechen, den mir meine Rahmenlaſſer bahnten, und den ich ſelbſt ſo kummervoll als redlich und rühmlich betreten habe. — — Gegenwärtig habe ich für mich den Weltſchlamm mit geprüfter Kühnheit durchgewatet, und ſchleudere den abgetrockneten Staub in die Augen der Niederträchtigen, die mich in ihren Miſtpfützen erſticken wollten.

Stolz erſcheine ich am Hafen des Siegers als ein erfahrner Schiffer, der meinen noch miterudernden Brüdern die gefährlichſten Klippen in unſerm Weltmeer anzeigen kann, an denen ich oft ſcheiterte, aber nie zu Grunde ging, weil ich ſchwimmen, und eigenmächtige Rettung zu ſuchen gelernt habe.

Möglich iſt es, aber wahrſcheinlich nicht, daß ich von dieſem Hafen noch einmal zurück geworfen werde. Auch für dieſen möglichen Fall bin ich vorbereitet. Schon lange hatte ich gegründete Urſachen, jeder aufgehenden Sonne zu fluchen, und ihr mit Schrecken und Schauder entgegen zu ſehen. Für mich ſelbſt iſt der Tod wirkliche Wohlthat, weil ich ihn als den ſicherſten Führer von der Bewegung zur Ruhe erkenne; auch nach demſelben keine ſchreckende Träume mehr zu fürchten habe, die aus Erinnerungen des vergangenen entſpringen. Meine Kinder fühlen aber noch ihr Jugendglück, ihre Freude im Daſeyn, und vielleicht werde ich denn willkührlich zu leben aufhören, wenn ich auch meine Vaterpflicht erfüllt habe.

Dann folgt vielleicht noch ein merkwürdiger Nachtrag zu dieſer romanenähnlichen Lebensgeſchichte, wo ich die aus Beſcheidenheit hin und wieder vermäntelten Stellen in wahrem Lichte ſchildern darf.

Mein Gott! mein ewiger Richter, den ich mir denke, ließ mich Menſch werden, um durch bittere Erfahrung meiner Mitbürger Lehrer zu ſeyn. Mein Nervengebäude war mit ſolchen Säften befeuchtet, welche ſtarke Leidenſchaften rege machen; ſtark ward meine Seele, um gro-

ße

se Gegenstände zu durchdenken; stark mein Gedächtniß durch unausgesetzte Anstrengung; stark mein Gliederbau, um große Bürden des grausamsten Schicksals standhaft zu ertragen.

Könnte ich das glauben, was Paulus in seiner Epistel an die Römer von den Gefäßen des Zorns schreibt, die Gott von Ewigkeit her zur Qual geschaffen hat; dann wäre die Erde eine Hölle für den, welchen das traurige Loos trift. — — Weit gefehlt! ich betrachte ihn als Weltweiser mit Ehrfurcht, mit aufgeklärten Augen, als einen guten Gott ohne Leidenschaft, Ehrgeiz, Zorn, noch Rache und Habsucht, und fühle gegenwärtig Ursache, ihm zu danken, daß er mich durch Stürme zum Hafen führte, und mich den gegenwärtigen Zeitpunkt erleben ließ, wo mein Herz mich des zeitlichen Lohns versichert.

Werde ich auch dann noch seyn, und noch empfinden, was ich war, da ich Trenk hieß; werde ich noch ein wirklich fühlendes Etwas seyn, wenn die erborgten Theile der Natur, die meine Bestandtheile zusammenfügten, verdünstet sind, und im Kreislaufe eben dieser Natur, zur Bildung neuer Körper dienen. Werde ich dann noch eine Gottheit sehen, wenn meine Augen vermodert sind, und meine Zunge unserm

Weltvater nichts mehr vorstammeln kann, weil die Bewegung ihrer Muskeln den Gaumen nicht mehr berühret, auch die Fibern meines Gehirns sich keine Bilder von Gegenständen mechanisch vorzuspiegeln vermögen: o! dann gelangt mein geläuterter Geist, der sich keine Schandthaten noch Verbrechen vorzurücken weiß, unfehlbar zu der Gemeinschaft der seeligen Geister, die von einem gerechten Gott ihre verdiente Lorbeerkrone gewiß zu erwarten haben, und für menschliche Schwachheiten, die aus unseren Wachsthumsröhren, oder aus Beschaffenheit unserer Temperamente entspringen, welche Gott eben so, und nicht anders bauen wollte; so habe ich auf Erden genug erlitten, folglich jenseit des Grabes nichts mehr von einem guten Gott zu fürchten, welcher mich als Mensch und nicht als Engel in eine Welt auftreten ließ, wo das Gute mit dem Bösen seinem Willen gemäß vermischt seyn sollte.

Dieß ist mein Glaubensbekenntniß, nach dessen Folgerungen und Grundsätzen ich lebte, auch zu sterben entschlossen bin. Uebrigens erfüllte ich in allen Vorfällen Menschen- und Bürgerpflicht; war oft zu gut, zu freygebig, vielleicht auch zu stolz oder zu eigensinnig, um da zu

biegen

biegen, wo ich leicht durch unzeitigen Widerstand hätte brechen können. Eine edle Wißbegierde verursachte mir viel schlaflose Nächte, weil ich glaubte, daß der denkende Mensch seine Einsichten erweitern, auch so viel möglich ist, leben und wachen soll: den Schlaf hab ich für die ewige Nacht erspart.

Konnte ich in unserer Welt nie in das Fach eintreten, wohin ich eigentlich gehörte, um dem Staate wirksam zu dienen, der mich hätte brauchen wollen; so habe ich vielleicht nur in der Art gefehlt, wie man zu seinem Zweck gelangen soll, und im 60sten Lebensjahre ist es zu spät, neue Entwürfe zu machen. Ich erkenne meinen Fehler ohne Schamröthe; ich mache mir sogar eine Ehre daraus, öffentlich zu sagen, daß ich auch nur ein Mensch, aber ein Mensch der edelsten Gattung war.

Freude wird meine Seele noch erquicken, wann mein Vorbild, meine treuen Lehren vorwitzige Jünglinge, die meine Schriften lesen, tugendhaft, folglich klüger und glücklich machen.

Freude wird noch meinen grauen Kopf verjüngen, wenn unerfahrne Greise besser denken, auch edler handeln und ruhig sterben lernen.

Freude

Freude werde ich noch empfinden, wenn bösartige Menschen durch meine Aufmunterung, gute Staatsbürger, Weichlinge arbeitsam, Unwissende belehrt, Sklaven, Freydenket, und abergläubige Gaukler ächte Christen werden.

Meine Leser, die durch redliche Aufdeckung meiner Geschichte meine Freunde werden, denen empfehle ich nicht mich, weil ich nichts mehr bedarf, wohl aber meine rechtschaffene Frau und guten Kinder. Mein ältester Sohn ist Lieutenant bey dem Laszy Toskanischen Kavallerieregiment, und macht meinen Grundsätzen Ehre. Der zweyte dienet nunmehr dem Könige Fridrich Wilhelm von Preußen, und ist Fähnrich beym Posadowskyschen Dragonerregimente; er verspricht eben das; der dritte ist noch ein Kind. Meine Töchter werden auch vernünftige Männer glücklich machen, weil Tugend und Zärtlichkeit in ihre Erziehungs-Anlage eingeimpfet sind. Und vielleicht denken noch Monarchen an das zurück, was mir ohne mein Verschulden geschehen ist, und meiner Asche gebühret. Mit diesem Trost verlaß ich die Welt ruhig.

Und hiermit erkläre ich öffentlich;

Daß ich mich an keinem Feinde anders als mit Verachtung rächen werde; daß ich alles Vergangene gern, zwar schwer vergesse, aber dennoch meiner Erinnerung möglichst entferne; daß ich auch

von

von Monarchen keine Ehrenstellen, und keine Gnade suche, weil ich kein Verbrechen begangen habe; auch daß ich als ein freyer Mensch leben und sterben will, so sterben, sag ich, wie ich gelebt habe.

Nie war ich in meinem Leben berauscht; nie war ich ein liederlicher Jüngling, nie ein verachtungswürdiger Mann. Niemand ward durch mich betrogen, und dennoch gerieth ich ohne mein Verschulden in die Strafe des schändlichsten Missethäters.

Beklage mich gerechter scharfsichtiger Leser, und lerne an meinem Vorbilde manchem Schicksale ausweichen, worein mich Vorwitz, oder zu wenige Behutsamkeit verwickelt haben.

Wer aus unzeitigem Ehrgeitz zu viel unternimmt; wer sich in Dinge mischt, wozu er nicht gerufen wird; wer unsere Welt, unsere Mißbräuche reformiren will, der wird gewiß ein Märtyrer seiner Tugend, und vielleicht auch nicht den Lorberkranz im Grabe erhalten, den ich noch mit hebendem Kopfe gegenwärtig zu tragen die Ehre genieße. Besser ruhig ungekannt im Hafen leben, als durch Herkuleskräfte im Weltmeere ein berühmter Schiffer zu heissen.

Ein Schiffer, der viel Sturm besiegt,
Lebt in dem Hafen nur vergnügt.
Ein Weiser, der viel übertrug,
Genießt sein Glück gedoppelt klug,
Und fühlt, wie süß die Ruhe schmeckt,
Wenn ihn kein Sturm im Weltmeer schreckt.

Aus meinen Sinnbildern gehört auch dieses hieher.

Ein Schiff geht in die See, und kämpft mit Sturm und Fluth,
Das andere ladet aus, und der Matrose ruht.

Be-

Betrachten wir uns selbſt, Welt, Glück und unſer Leben,
So kann uns dieſes Bild viel Stoff zum denken geben.
Der Tag des Todes iſt viel beſſer als die Nacht,
Da uns der Mutterleib zu Weltmeers Schiffern macht.
Wohl dem! der hier mit Ruhm die Stürme überwindet,
Und in der Ewigkeit des Hafens Ruhe findet.

Ich ſchließe hier meine Lebensgeſchichte am Vorabend, da ich nach Berlin abreiſe; und von meiner rechtſchaffnen Frau, von meinen Kindern Abſchied nehme.

Gott gebe! daß ich für ſie reiſe! Gott gebe, daß mir keine neuen Auftritte begegnen, wodurch ich noch einen vierten Band zur Fortſetzung dieſes Trauerſpiels zu ſchreiben bewogen werden könnte. In beſter Hoffnung und Ausſicht in die Zukunft ſchlieſſe ich dieſen mit folgenden Zeilen:

Wenn der Pöbel ſchnarcht und tadelt!
Genug, wenn uns die Tugend adelt,
Und das Herz kein Vorwurf nagt.
Wer nicht Seelengröſſe kennet,
Und die Schmeichler Helden nennet
Der hat nie den Trenck beklagt,
Groß den Kleinen Geiſt belachen,
Heißt, ſich groß bey Weiſen machen.

Geſchrieben im Schloß Zwerbach,
den 18. Dezember 1786.

Erklärung

der Feſſeln und des Kerkers.

a. Das handbreite Eiſen um den Hals, worin die ganze Kettenlaſt hing, und die ich Tag und Nacht mit einer Hand in die Höhe halten mußte, weil die Laſt die Nerven am Halſe klemmte.

b und c. Zwey Schellen über dem Ellenbogen, welche hinterwärts mit einer Kette am Halseiſen befeſtigt waren.

NB. Dieſe habe ich nicht 4 Wochen getragen. Sie wurden mir abgenommen, da ich krank ward.

d. Ein eiſerner breiter Ring um den Leib, wo in h eine Kette befeſtigt war, die bey g auf der Handſtange auf und ab lief.

e und f. Die zwey Handſchellen, welche ſo wie ſie hier gezeichnet ſind, an einer 2 Schuh langen, einer Zoll dicken eiſernen Stange g angeſchmiedet waren ſo daß ich nur die Spitzen der Finger zuſammenbringen konnte.

i. Ein eiſerner Ring in der Mauer, an welchem ich angeſchmiedet war.

k und m. Dreyfache leichtere Ketten, die alle in einem großen Ringe in l am rechten Fuße zuſammen kamen, und eine ungeheure Laſt verurſachten.

n. Mein Leibſtuhl, auf dem ich ſitzen konnte.

o. Mein Waſſerkrug.

p. Mein Leichenſtein mit dem eingehauenen Todtenkopfe, und meinem Nahmen Trenck. Unter dieſem ſollte ich begraben werden, nachdem er mir 10 Jahre lang zum Bette gedient hatten.

Nachricht.

Beym Verleger dieser Lebensbeschreibung wird im April eine Fortsezung und nähere Erläuterung dunkler Stellen dieser Geschichte im Drucke erscheinen, welche von solchen Lesern gefordert worden, deren Wille ein Befehl für den Verfasser ist. Der allgemeine Beyfall, mit welchem seine trockenen Wahrheiten aufgenommen worden, verpflichtet ihn, denselben mit Ehrgeiz zu verdienen. Seine Dankbarkeit und innere Beruhigung für die ihm in Berlin widerfahrne Gnade und Achtung ist unbegränzt.

Im Ende dieses hiermit angekündigten 2ten Bandes soll eine Bibitte und Ehren-Erklärung im Geschmacke der Rabenerischen Satyren folgen, welche gewiß nicht mißfallen wird.

Es sind auch die Trenckischen Gedichte und Schriften bey demselben zu finden, wovon jeder Band 16 Gr. kostet. Der Inhalt derselben ist folgender:

1. Band. Fabeln, Satyren und Erzählungen.
2. Band. Gedichte im Gefängniß.
3. Band. Eine Abhandlung von dem erkauften und wahren Adel, im satyrischen Tone geschrieben.
   Eine Abhandlung über die Hindernisse des Rectifications-Werkes in Oesterreich, welche die Staats-Mängel aufdeckt.
4. Von der National-Tapferkeit. Dieses Buch zeugt von der militairischen Kenntniß des Verfassers in allen Ländern Europens, und ist allen Soldaten nützlich.
5. Vom wahren Glück und Unglück der Menschen. Eine moralisch-politisch und philosophische Schrift, wovon der eigentliche Schlüssel nur den Scharfsichtigen kenntbar ist.
   Dieser Band wird als der merkwürdigste unter allen seinen Schriften anzumerken.
6. Der Macedonische Held, ein sehr frey geschriebenes Gedicht; dann das jüngste Gericht, ein schreckliches Gemählde nach Young, und G. danken über den Tod.
7. Geistliche Schriften, die auf Befehl für Ihre höchstseelige Maj. die Kayserin Maria Theresia geschrieben wurden.
8. Das Schicksal der Frau Justitia in allen Staaten Europens, ein merkwürdiges Gedicht.
   Und verschiedene kleine Gedichte, Briefe und Staatsbilder.

Friedrich Freyherrn von der Trenck

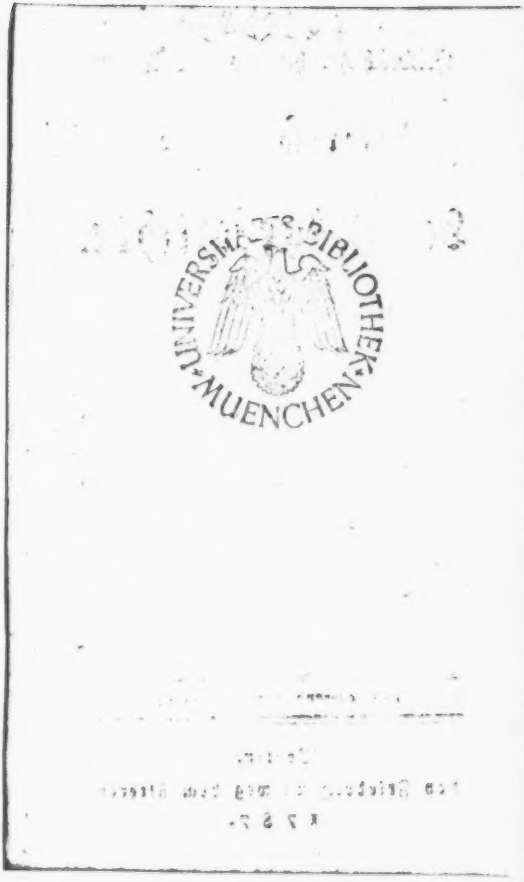
merkwürdige

Lebensgeſchichte.

Dritter und letzter Theil.

Mit allergnädigſten Privilegio.

Berlin,
bey Friedrich Vieweg dem ältern.
1787.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

An

Se. Königl. Majestät

von Preussen

Friedrich Wilhelm II.

Monarch!

Bayerische Staatsbibliothek München

bey dem ich Gnade fand!
Da, wo mich Friedrichs Machtſpruch kränkte:
Der mir die Lorbeerkrone wand,
Und meines Schickſals Wendung lenkte.
Herr! Deſſen Großmuth mir erlaubt,
Der Welt das, was ich war, zu zeigen;
Der mir mein Menſchenrecht nicht raubt,
Nicht zwingt, die Wahrheit zu verſchweigen.
Monarch! Hier lieſ't die kluge Welt,
Wie Wohlthat reinen Dank erhält.

Wenn meine Feder Fürſten preiſt,
Dann muß er Fürſt zu ſeyn verdienen.
Wer nur durch Zufall König heißt:
Dem Sultan, dem nur Sklaven dienen;
Bey dem die Tugend Haß erweckt,
Der ſich gerecht und gut läßt nennen,
Und was er nie begehrt zu kennen,
Durch Larven Hülfe liſtig deckt:
Der anders handelt, als er ſpricht:
Dem ſchreib ich nie ein Lobgedicht.

Des grauen Dichters Geist wird matt:
Doch warmer Dank weckt reges Feuer.
Wer so, wie ich, empfunden hat,
Der sieht den Weltlauf ohne Schleyer.
Er sieht der Preussen sichres Glück
In ihrem Edeln Wilhelm blühen.
Er sieht, daß vorwärts wie zurück
Für sie viel Hofnungs-Funken glühen.
Ihn täuscht kein Fürstlich Gaukelspiel.
Wer scharf sieht, der sieht oft zu viel.

Gottlob! Ich fand hier in Berlin,
Das Uhrwerk künstlich aufgewunden;
Für das, was Friedrich möglich schien,
Hat Wilhelm Wirklichkeit gefunden.
Was Eigenmacht durch Zwang erwarb,
Erhält nun Großmuth, wahre Güte.
Und da der Held auf Lorbern starb,
Erscheint sein Stammbaum in der Blüthe;
Der sicher reife Früchte bringt,
Wenn nur des Gärtners Fleiß gelingt.

Sey

Sey glücklich, Herr! in Deiner Wahl!
Du findeſt Stof, um gut zu wählen;
Die Macht beruht nicht in der Zahl,
Da, wo dem Gegner Köpfe fehlen.
Tritt ein geliebter Fürſt voran,
Dann wanken Artarerrens Knechte.
Wer edle Ruhmſucht reizen kann,
Bleibt ſicher Sieger im Gefechte.
Dein Volk braucht weder Stock noch Strick;
Wo Ehrgeiz ſpornt, wer weicht zurück?

Will Herrſchſucht Deine Ruhe ſtöhren;
Dann zeige, was ein Cäſar kann!
Den Kriegsgott, den Tyrannen, ehren,
Sieht Titus mit Verachtung an.
Durch Frieden wird ein König groß,
Den Mäßigung als Weiſen ſchmücket.
Wohl dem, den in der Ruhe Schooß
Der Menſchen Wohlfahrt nur entzücket!
Wohl dem, der, wo der Friede lacht,
Aus Unterthanen, Fürſten macht!

Dies Buch, das ich in Preuſſen ſchrieb,
Sey hiermit Deiner Huld geweihet!
Dir iſt der Wahrheit Zeuge lieb,
Der keine Wahrheits-Folgen ſcheuet.
Ich ſchrieb nur das, was mir geſchah.
Könnt ich das, was Du thun wirſt, ſchreiben,
Was ich hier für die Zukunft ſah:
Mein Buch würd Preuſſens Kronik bleiben.
Wo das, was Friedrich mir gethan,
Ein Wilhelm nur erſetzen kann.

Hiermit wirft ſich zu Füßen

Ew. Königl. Majeſtät

allerunterthänigſt gehorſamſter
Vaſall
Friedr. Fryh. von der Trenck,
Kayſerl. Königl. Major.

Berlin,
den 1. Auguſt
1787.

Ich

Ich fand in Berlin noch die Copie eines Gedichtes, welches ich im Jahr 1762, im Magdeburger Gefängniß Ihro Majestät dem Könige, als damaligen Kronprinzen, durch den Major von Baxen zu Füßen legen ließ, und huldreich aufgenommen wurde. Ich glaube, daß es sich hieher schickt, auch bekannt gemacht zu werden verdienet. Es wurde bey der Gelegenheit verfertigt, da Friedrich Wilhelm Magdeburg verließ, und seinen ersten Feldzug mit dem großen Friedrich mitmachen mußte. Die Folge hat gezeigt, und wird noch zeigen, daß ich diesen Herrn schon damals kannte, und das vorsagte, was die gegenwärtige Welt richtig angewendet findet. Mögte doch der gütige Monarch sich meiner damaligen Lage, auch seines damaligen großmüthigen Versprechens erinnern, und mir die bisherige Erfüllung desselben ganz empfinden lassen! So schrieb ich vor 25 Jahren von Ihm:

Reif, edle Frucht gekrönte Ahnen!
Zeug hin! fleug hin zu Friedrichs Heer!
Ulisses reicht Dir sein Gewehr:
Und Pallas führet Deine Fahnen.
Wenn Jupiter Dir selber lehrt,
Der Brandenburger Blitze führen:

Wenn Wilhelm, Friedrichs Lehren hört,
Wer taugt mehr Länder zu regieren,
Als solch ein Schüler, wie Du bist,
Der seines Meisters würdig ist?

Die Kinderjahre sind verflossen.
Der junge Prinz tritt in die Welt.
Den Schauplatz schmückt ein neuer Held,
Und pflanzet Ruhm in Tugendsprossen.
Fort Herr! vom Magdeburger Wall,
Der Dich bisher als Kind beschirmet,
Nun bist Du selbst ein General,
Der stolzer Feinde Schanzen stürmet;
Und diese Stadt, die Dich bewacht,
Schützt nun Dein Arm durch eigne Macht.

Du darfst nicht im Virgile lesen,
Was Hector, was Achilles heißt,
Was man an Deinen Vätern preist,
Sind Titus und Trajan gewesen.
Die Muster sind so groß so schön,
Daß niemand sie wird größer zeigen;
Du wirst in Ihren Spuren gehn,
Und Ihnen suchen nachzusteigen.
Fürwahr, der Zweck ist niemals klein,
Wer Friedrichs Ruhm will würdig seyn.

Dies

Dies hofft der Preuß von Deinen Gaben:
Und diese Hoffnung macht ihn kühn,
Sie werden einen Antonin
Nach Cäsars Siegen an Dir haben.
Des starken Atlas schwere Last,
Die Friedrich für Dich unternommen,
Wird nun mit Dir auch angefaßt,
Um leichter an das Ziel zu kommen.
Lauf hin! Ihm nach, zum Arbeitsmeer!
Und schöpft die Zwietrachts-Sümpfe leer!

Nur fort von hier! Bellona winket,
Sie hält den Lorbeerkranz bereit;
Beschäme, stürze, was der Neid
Mit falschen Farben fruchtlos schminket!
Es funkelt schon die Heldenglut,
Aus unsres edeln Wilhelms Augen,
Er kommt, Er siegt, Er sieht, Er ruht,
Und wird zu Krieg und Frieden taugen.
In dieses jungen Croesus Schatz
Ist kaum für noch mehr Herzen Platz.

Wer Dich nur sieht, und gründlich kennet,
Sieht Dir mit naßen Augen nach.
Ruft herzlich Vivat! heimlich ach!
Weil er Dir seine Ruhe gönnet.

Nur

Nur Du allein zeugst freudig aus:
Du träumeſt ſchon von nahen Siegen,
Der alte Adler ſchützt ſein Hauß,
Der junge ſoll zur Sonne fliegen.
Fleuch hin! Vollbring ein Meiſterſtück!
Und komme bald bepalmt zurück!

Doch Herr! denk im Geräuſch der Waffen,
An mich bedrängt verlaßnen Mann;
Dein Menſchenherz, das fühlen kann,
Wird ja bey meiner Qual nicht ſchlafen.
Laß dieſe Adern-Dinte *) nicht,
Die Feder und Papier beſudeln;
Es kann, es will mit Dank und Pflicht
Für Deinen Ruhm noch nützlich ſprudeln.
Ich ſinke ſchon: Herr rette mich!
Dann lebt, und ſtirbt der Trenck für dich.

* * *

Gottlob! Ich wurde im Jahr 1763 gerettet. Ich lebe in Freyheit, und habe dieſes Buch in Berlin geſchrieben, auch drucken laſſen.

*) Weil ich mit meinem Blute das Gedicht geſchrieben hatte.

Vor-

Vorbericht.

Der faſt unglaubliche Abgang meiner Lebensgeſchichte in ganz Deutſchland, beſonders in denen Oeſtreichiſch- und Preußiſchen Staaten, iſt das ſicherſte Merkmal ihres erhaltenen Beifalls; und ich wäre ohne Empfindung, wenn nicht reiner Dank alle meinen Ehrgeiz rege machte, um das zu verdienen, was mir von allen Seiten von rechtſchaffenen Männern zu meiner Seelenberuhigung geſchrieben wurde.... Auch ſogar da, wo die Tadelſucht durch Recenſionen

sionen die besten Schriften durchhechelt, blieb ich bisher wissentlich verschont, auch bedauert, weil vielleicht die treue Erzählung meines sonderbaren Schicksals, entweder Mitleiden oder Achtung und Bewunderung verursachten.

Mancher hätte vielleicht dieses Buch unter die Klasse solcher Romanen gerechnet, die in erdichteter Einkleidung Vorfälle erzählen, welche nie geschehen, oder aus verschieden Gegenständen zusammengestoppelt sind, um aus Lügen wenigstens einige Wahrscheinlichkeit hervorzuweben, und denen zu gefallen, die gerne Abentheuer oder Mährchen zum Zeitvertreibe lesen.

An der Warheit meines Vortrags hingegen durfte kein Weltkenner, noch Vernünftiger zweifeln, sobald man überzeugend sahe, daß mein Buch wirklich in Wien und Berlin mit Censur und Privilegio öffentlich gedruckt

und

und verkauft wurde. Ein sichereres Siegel dieſer durchaus reinen Warheit kann wohl kein Buch erwarten noch aufweiſen, deſſen Inhalt ſich auf Thatſachen beziehet, welche beyde Höfe ohnfehlbar gegründet erkennen müßen, weil mir ſogar zu ſchreiben erlaubt iſt, daß ich nirgends Gerechtigkeit gefunden habe, und von beiden mißhandelt wurde. Deſtomehr Ehre für beide jetztregierende Monarchen, wann ſie dem Bedrängten dergleichen Schriften allgemein bekannt zu machen erlauben. Deſtomehr Beruhigung für mich, da ich die Quelle, ſo wie den Zuſammenhang meines ganz beſondern Schickſals, ſo frey als offenherzig vortragen durfte. Auch Männer, die mich drückten, oder arm und dem Staate unthätig machten: Männer, die noch wirklich in Ehrenſtellen leben, durfte ich nennen oder kenntbar ſchildern.

Kei-

Keiner davon hat sich noch beklagt: keiner nähere Beweise gefordert. Sicher kann man demnach glauben, daß ich alle diese legalen Beweise in Händen habe; sonst hätte ich dergleichen in die Augen leuchtende Schilderungen nie gewagt, weil ich noch in beiden Staaten begütert bin, in beiden meine Kinder vertheilt habe, die mit Achtung und vorzüglicher Ehre, so wie ihr Vater aufgenommen wurden; auch in beiden noch sichern Lohn und Gnaden zu erwarten haben.

Joseph und Fridrich Wilhelm wissen Verdienste zu schätzen, auch öffentliche Lügner oder verwägene Verläumder zu züchtigen; Ehre und Genugthuung genug für mich, wann sowohl in Wien als in Berlin mein Buch gar gelesen, gründlich wahr geglaubt, auch mit Eifer und Beifall aufgenommen wird.

Man

Man wird ſich wundern, daß noch ein dritter Band unter dem Titel Lebensgeſchichte hervorkommt, und vielleicht Eigennutz argwohnen. Ich rechtfertige mich aber mit folgenden Urſachen.

1. Eine große Prinzeſſin in Berlin, welcher ich das Schickſal des Lieutnants von Schell erzählen mußte, der mich ſo wunderbar aus dem Glatzer Gefängniſſe rettete, fand daſſelbe ſo intereſſant, daß Sie mir die Bekanntmachung auftrug. Ihr Wille iſt Befehl für mich, und Ihre mir erzeigte Gnade wird mir ewige Ehrfurcht einflößen.

2. Da ich im November in Ungarn war, forderten mich alle rechtſchaffene Männer auf, ich ſollte die Geſchichte ihres Landmannes, des verſtorbenen Pandurenobriſten Trenck, für die Nachwelt, auch für die vaterländiſche und meine Familienehre deutlicher, als im erſten Bande

geſchehen iſt, bekannt machen. Die beſondre Liebe und Perſonal-Zuneignng, welche mir dieſe wirklich in allen Verhältniſſen ehrwürdige Nation bezeigte, bewog mich, ihren Willen zu vollziehen. Gott gebe! daß alle redliche Ungarn, welche unter Thereſens Scepter ſo rühmlich als mein Vetter bluteten, kein ſolches Schickſal erleben, als das war, welches ihn auf dem Spielberge gefeſſelt hielt, und anſtatt verdienten Lohn als einen Böſewicht verſchmachten ließ. Gott gebe! daß meine Schriften, die ſie ſo gerne leſen, auch ihr Herz zu meinen Vortheile lenken, und ich ihre mir ſo koſtbare Freundſchaft in allen Fällen verdienen, auch bis zum Grabe erhalten könnte.

Der dritte Bewegungsgrund dieſes Vorſatzes, entſtand aus einigen neuen Entdeckungen, die ich bey meinem Auftritte im Vaterlande, ſowol

wol in Berlin als in Preußen zufällig machte, und die zur Erläuterung einiger dunkeln Stellen in denen erſteren etwas beitragen. Ich fand auch einige Gedächniß-Irrthümer, die ich in dieſem verbeſſere; glaube demnach, daß auch dieſe nähere Aufklärung, ſo wie der ganze Inhalt des Buches, meinem bereits erworbenen Rufe nicht nachtheilig ſeyn, und daß man vielleicht eine weitere Fortſetzung fordern wird, wozu ich noch Stof genug in Händen hätte.

Den letzten Raum füllet eine Abbitte und Ehrenerklärung an alle diejenigen, welche ich etwa durch meine freymüthige Schreibart beleidigt haben ſollte, im Rabneriſchen Tone.

Dieſe hin und wieder beiſſende Satyre wird von ſcharfſichtigen gewiß mit Vergnügen geleſen werden. Dagegen werden aber viele, welche meine erſten zwey Bände bewunderten und

schätzten, mit diesem weniger zufrieden seyn, besonders aber werden die Klosterbibliotheken denselben schwerlich einkaufen. Er ist aber nun einmal da, und da ich ihn nicht in meiner Studierstube mit Tiefsinn, sondern auf meiner weiten Reise stückweise, nach Gelegenheit, in verschiedener Laune flüchtig, ja sogar ohne Copie, so wie alles in die Feder floß, niedergeschrieben; auch, um mein Versprechen zu erfüllen, eilfertig zum Druck befördert habe: so erwarte ich Nachsicht von denen, die meine Lage kennen, und Unterstützung da, wo ich für meinen grauen Kopf endlich Ruhe bedarf, nachdem ich selbst erkenne, daß meine Schreibsucht mich wirklich bisher gehindert hat, dieselbe zu erlangen, oder zu genießen. Ich werde vermutlich bald entweder noch lauter schreyen, als jemals, oder man wird von dem gar nichts mehr lesen noch hören,

hören, der durch Stürme den Hafen fand, und den Zweck des ehrlichen Mannes und ächten Weltweiſen wirklich erreichet, auch Urſache gefunden hat, entweder dankend, oder ſeufzend zu ſchweigen.

Geſchrieben in Königsberg in Preuſſen 1787.

Inhalt.

1. Fortsetzung und Erläuterung der Lebensgeschichte. . . Seite 1

2. Lebensgeschichte des Panduren-Anführers Franz Freyherrn von der Trenck, als eine Beilage. . . 119

3. Lebensgeschichte Alexanders von Schell. Eine moralisch-merkwürdige Erzählung. . 191

4. Abbitte und Ehrenerklärung an alle diejenigen, die ich etwa durch meine Schriften beleidigt habe; ohne Reue noch Leid da, wo die Wahrheit laut spricht. . 227

5. Abschiedsode von Berlin. . . 237

Ich

Ich beſchloß den zweyten Band meiner Lebensgeſchichte mit meiner vorgeſetzten Reiſe nach Berlin, wozu mir der großmüthige Friedrich Wilhelm auf mein Anſuchen Seinen Cabinetspaß nach Wien ſchickte. Gleich war ich freudigſt bereit, ſelbige zu unternehmen: mein allezeit widriges Schickſal warf mich aber auf das Krankenlager, wo wenig Hofnung übrig blieb, mein Vaterland wieder zu ſehen, und eine Epoque zu erleben, woran ich 20 Jahre lang mit aller möglichen Vorſicht und Mühe gearbeitet hatte. Beynahe wäre ich mit dem großen Friedrich zugleich begraben worden, und hätte weder den zweyten, noch dieſen Band ſchreiben können, folglich den Sieg nie erfochten, den ich gegenwärtig rühmlich erlebt habe.

Nach vielen überſtandenen Hinderniſſen, mußte ich zuerſt eine Reiſe nach Ungarn unternehmen: die mich wirklich erquickte, und eine der angenehmſten meines Lebens war.

Ich fand überall, beſonders in Ofen und Peſth eine wahre Seelenberuhigung, die nur der ehrliche Mann in vollem Gewichte empfinden kann, welcher nur der redlichen, aufgeklärten und rechtſchaf-

schaffenen Beyfall zu verdienen ſucht. Dieſen fand ich daſelbſt in ſolchen Merkmalen ächter Freude und Vertrauens bey dieſer wirklich ehrwürdigen Nation, daß ich nicht Worte finden kann, um ihnen das Gefühl meiner Seele im wärmſten Wunſche für Ihre Wolfahrt dankbar auszudrücken, und auch meine Erben ihrer Achtung wü dig zu machen. Ueberall wo ich eintraf, oder mich nur ſehen ließ, folgte mir das Volk mit einer Art von Liebe und Bewunderung nach, welche gewöhnlich nur ſolchen Männern widerfährt, die unter die würdigen Väter des Vaterlandes gerechnet werden. Meinem allgemein erworbenen Rufe der Art, wie ich meine großen Güter in Sklavonien verlohren hatte: vielleicht auch noch den vaterländiſchen Verdienſten meines auf dem Spielberge im Unglück verſchmachteten Vetters: und beſonders meinen überall bekannten Schriften habe ich vermutlich dieſe Freude zu danken, die mir gewiß ewig unvergeßlich bleiben wird. Eben dieſe Ehre wiederfuhr mir bey dem gröſten Theile der Magnaten, auch in der Armee, wo man mich überall mit Freundſchaftsbezeigungen und Vertrauen überſtrömte.

Das ſind die Folgen rechtſchaffener Handlungen, das ſind auch zugleich die ſichtbaren Merkmale

male edler Empfindung bey einem Volke, welches Tugend und Standhaftigkeit zu schätzen weiß. Hab ich nicht Ursache, stolz zu seyn? hiermit laut zu danken? auch zugleich meine Kinder denen zu empfehlen, die vielleicht noch, wenn ich schon im Grabe seyn werde, über ihre mir entrissene Rechte in Ungarn urtheilen sollen, oder ohne Präpotenz entscheiden dürfen. Bis dahin bin ich für mich selbst zufrieden, auch belohnt, wenn ich als ein Martyrer meiner in allen Fällen bezeugten unerschrockenen Warheitsliebe bedauert werde. Gewiß aber sagt niemand in Ungarn, dem Trenck ist Recht geschehen: ausser diejenigen, deren persönlicher Eigennutz leiden würde, fals es mir jemals widerführe, woran ich aber sehr zu zweifeln vollwichtige Ursachen habe. Alles ist bereits verjährt: alte Hofresolutionen fesseln den Richterspruch redlicher Männer, und die Besitzer meiner schönen Güter sind zu mächtig, zu sehr in solche Verbindungen accreditirter Feinde verwebt, daß ich auch nur die mindeste vortheilhafte Aussicht in die Zukunft bemerken, oder Gebrauch davon machen könnte. Ich wünsche: Gott weiß es! mit reinem patriotischen Herzen, daß alle Familien, die durch Trenckische Güter reich worden, dem Staate eben so viel Dienste leisten möchten, auch zu leisten fähig

wären, als die arm gemachten, und aus Ungarn verdrängten Trencke geleistet haben, oder noch hätten leisten können und wollen, wenn man ihren Werth, ihre Absichten, ihren besten Willen noch zu rechter Zeit gekannt hätten. Und da ich allem Anscheine nach die, welche mich in diesem Lande schätzten, schwerlich mehr in dieser Welt wieder sehen werde: so nehme ich mit diesem Blatte zugleich rührenden Abschied, und werde meine letzten Tage so zu verhauchen wissen, daß ich den besten Nachruf bey einem Volke verdiene, dessen Asche ich gerne mit der meinigen vermischt hätte. Gott befördre ihren Wohlstand! und segne alle wahre Freunde ihres Vaterlandes: behüte auch jeden redlichen Ungarn vor solchen Schicksalen, die ich erleben, auch wehrlos seufzend erdulden mußte!

Merkwürdig bleibt aber dies, die Croaten wurden bisher unter die rohen ungesitteten Völker gerechnet. In Wien hingegen spricht man überall von Aufklärung und Normal Schullehrern. Indeßen kann ich doch meine Leser auf Ehre versichern, daß ich in Croatien allein mehr Pränumeranten auf meine Schriften fand, als im gelehrten Wien, und in Ungarn weit mehr, als

in

in allen Oestreichschen Erbländern zusammengenommen.

Sichtbares, entschiedenes Merkmal, wohin sich gegenwärtig die Aufklärung lenkt! Sie erscheint auch sicher im hellern Glanze bey einem Volke, welches den Willen hat, sich zu unterrichten, als da, wo man noch dumm genug ist, den Beichtvater zu fragen, ob man aufklärende Schriften lesen dürfe. Das letztere habe ich in Wien am meisten bemerkt, wo viele Pränumeranten die ersten Bände zurück brachten, und ihr Geld wieder forderten, weil ein Mönch gesagt hatte, daß sie höchst gefährlich zu lesen wären. Viele, ja sogar Hofräthe haben sie für etliche Kreutzer an Bücherhändler verkaufen lassen, oder dem Seelsorger zum Verbrennen übergeben; die Ungarn hingegen haben sie begierig gelesen, und mir für den belehrenden Unterricht, für die Aufdeckung mancher Vorurtheile herzlich gedankt. Meine Lebensgeschichte selbst wurde in Wien allein gleichgültig gelesen, und unter die chimerischen Romane gerechnet. Nirgends aber als bey Ungarn allein fand ich ächte Freundschaft, wahres Mitleiden, auch wirklichen Beystand. Hätte eben das ein Engländer in London geschrieben, es wäre nicht beym Lesen und Wünschen geblieben. Der Staat

selbst hätte aufgemerkt, gelohnt, Ersatz des Verlustes bewerkstelligt, und Lords und Matronen würden in ihren Testamenten für dessen Ruhe und Unabhängigkeit sorgen, der sie durch sich selbst verdienet hat.

Wir guten Deutschen Schriftsteller müssen noch gegen Censur und Kritik kämpfen, wenn wir Warheiten schreiben und die Ungerechtigkeit aufdecken wollen. Und wann das Buch Abgang findet, dann stehlen diebische niederträchtige Nachdrucker noch dazu, was dem arbeitenden ehrlichen Manne gebühret. Jedermann sucht wohlfeile Preise, und da dergleichen privilegirte Schurken, keine Mühe noch Auslagen haben, so ziehen sie den Gewinnst allein vom geraubten Gute, und erscheinen dennoch unter ehrlichen Männern in verbrüderter Gesellschaft; kaufen auch noch wohl Adelbriefe und Diplomata in Wien, von diesem so schmutzig, so niederträchtig erworbenen Gelde... Und die Polizey lacht da gleichgültig, wo man einen Menschen als Dieb bestraft, der um seinen hungrigen Magen zu füllen, ein Brod gestohlen hat. Da, sag ich, lacht die Polizey, wo man die Wissenschaften mit Zunftarbeiten vermischt: ihren Werth, ihren Einfluß in die wesentliche Macht der Staaten mißkennt, und folglich lieber

unter-

unterdrükt als befördert. Den brauchbaren Schriftsteller arm machen, nicht beschützen, oder seinen Fleiß nicht durch Achtung oder Belohnung aufmuntern, und seiner Arbeit Früchte einem raubsüchtigen Nachdrucker ungekraft überlassen; ... das heißt im eigentlichen Verstande, grobe Unwissenheit, Mangel an Staatskenntnissen, oder Gleichgültigkeit in den wesentlichen Hauptstücken eines gesunden Staatscatechismus.

Mangel an Lehrern, verursacht Mangel an Gelegenheit, den Verstand aufzuklären. Zu wenige Unterstützung wirksamer Talente, entfernt brauchbare Geister, die, weil Wissenschaften wenig Achtung erwerben, entweder in stürmenden Leidenschaften verbrausen, oder sich nur mechanisch für ihre Nothdurft beschäftigen müssen. Unbelohnter Fleiß reizt zur Gleichgültigkeit, und da, wo das gelehrte Fach leer steht, werden die Köpfe und Bibliotheken nur mit theologischen Streitschriften angefüllt. Wer gewinnt? Rom. Und wer verliert? Der Staat, dem brauchbare Männer da fehlen, wo Kanonen und Kriegstaktik zwar zernichten und erobern können, aber nicht zu erhalten noch zu benutzen vermögend sind.

Aus gründlichen und practischen Gelehrten entstehen scharfsichtige Lehrer für Pflanzschulen. Aus diesen tritt nur selten ein angenehmer und fruchtbringender Schriftsteller hervor. Muß dieser aber um das tägliche Brod schreiben, dann sinkt sein Muth, dann schreibt er viel und desto nachläßiger, um mehr Bogen zu verkaufen. Hierinnen eben steckt die Auflösung, warum die Welt mit so viel Büchern und Brochüren überschwemmt wird, warum kurzsichtige Leser so übel zu wählen wissen, warum die großen Herren gar nicht, oder mit Ekel lesen, und warum wirklich gute Schriften dem Verfasser so wenig als dem Staate Nutzen bringen, welcher ihren Werth anzuwenden weiß.

Man verzeihe mir diesen Seitenschritt aus meinem Gleise, und erlaube mir hier noch dieses anzumerken: daß des allgemeinen Tadlers Schriften oder die sogenannten Kritiken den Anfänger niederschlagen: dem wirklich Gelehrten aber nur da schaden, wo richtiges Urtheil fehlt. Indessen gewinnt der Recensent, wie der Verleger dieser Stachelschriften allezeit, wenigstens eben so viel als der gute Schriftsteller; weil der, welcher Gellerts Schriften kaufte, auch gern lesen will, wie weit die Bosheit der Menschen gute Werke lästern könne,

könne, oder der Vorwitz reizt, um auch die Flecken in der Sonne ohne Fernglas zu sehen. Er glaubt sie auch wirklich da zu sehen, wo ein argliſtiger Himmelsbeſchauer ſie beobachtet zu haben verſichert. Die Grammatik-Scrupulanten, die Kommadirektoren und Silbenzähler ſind die Lächerlichſten für den, welcher nur Gedanken und Lehrſätze ſchreiben wollte. Indeſſen muß auch dieſe Gattung von Inſekten Nahrungsſaft ſuchen: und aus dem Unflath eines Schmetterlings, werden Raupen gebrütet, die Blüthe und Frucht abfreſſen. Wie wäre es aber, wenn deshalb der eigennützige Gärtner den Baum ſelbſt vernachläßigt, und hiedurch ſeine ewige Unfruchtbarkeit verurſacht. Noch ärger, wenn ihn der Dumme gar ausrottet, und einen Dornzweig an ſeine Stelle pflanzt. Nach dieſer vielleicht auffallenden Anmerkung, die jedem beleidigten uneigennützigen Schriftſteller erlaubt iſt, trete ich wieder in die Verbindung meines Vortrages.

Ich reiſete den 5ten Januar von Wien und kam nach Prag.

Hier fand ich beynahe eben das, was mir in Ungarn widerfuhr. Man hatte meine Schriften faſt überall geleſen: der Bürger zeigte mir Vorwitz und Mitleiden, auch Liebe, und die Großen

des Landes überhäuften mich mit Achtung, Höflichkeit und Freundschaftsbezeugungen. Auch dem schönen Geschlechte daselbst dank ich laut mit reiner Ehrfurcht, für die mir bezeigte Hochschätzung. Diese Art edler Empfindung für einen nunmehr leider nur in Lehrergestalt auftretenden Greis, macht ihren gefühlvollen Seelen Ehre; und ich wünsche dem noch zu wirksamer Liebe, zum Genusse der schönen und reitzenden Welt so würdigen, als gefühlvollen Jünglinge von Herzen Glück, wenn er solche Eroberungen zu machen auch zu erhalten weiß, wo das Herz durch Zärtlichkeit erhalten, und der lieöreiche Umgang durch geläuterten Witz seine sinnlichen Vergnügungen befördern, zugleich aber auch seinen Verstand ausarbeiten, seine Sitten bilden, und seine moralischen Tugenden, so wie seine persönlichen Eigenschaften ausbilden kann. Selig ist der Mann! welcher in solche Hände geräth! Seitdem ich Prag kenne, würde ich gewiß zu wählen wissen. Mein Schicksal entfernt mich aber aus einer Stadt, wo ich vielleicht Balsam für meine alten Wunden im menschlichen Umgange gefunden hätte: und die letzten Stunden meines Lebens in einer Gesellschaft verhauchen könnte, wo man aus der Erfahrung solcher Greise, die allen solchen sinnlichen Freuden abgestorben

ſtorben zu ſeyn ſcheinen, noch angenehme Vortheile im geſellſchaftlichen Leben zu finden glaubt.

Dieſes iſt meine neue mit Dank erfüllte Schilderung vom gegenwärtigen Prag, wo ich auch im Fache der Staatsmänner, der Landesväter und der Wiſſenſchaften ſolche Männer gefunden habe, die ich in Prag nicht geſucht hätte. Ich fand ſie wirklich; ich verehre ſie, und wünſche dem Monarchen Glück, ſals er überall ſo gut zu wählen Stoff findet, auch dergleichen Mitarbeiter erhalten, zu lohnen und zu ſchätzen weiß.

Nun ſetzte ich, mit Wehmut nach Prag zurück ſehend, meinen Weg nach Berlin fort, nachdem ich meinen Sohn einen hofnungsvollen Jüngling, umarmt hatte, welcher als Lieutnant bey dem zweyten Carabinier-Regimente mit Ehre und Beifall dienet.

Er ſahe ſeinen grauen Vater nebſt ſeinen beiden Brüdern, die für Preuſſiſche Dienſte beſtimmt waren, abreiſen.

Er empfand dieſe Trennung im vollen Gewichte. Ich erinnerte ihn an ſeine Pflicht für den Staat, den er dient. Zugleich aber auch an mein, und ſeines Oheims ſchaudervolles Schickſal in Oeſtreich, und an die Beſitzer unſrer rechtmäßigen Güter in Ungarn. Er ſchauderte zurück: ein rührender Vaterblick erſchütterte ſeine Seele....

Thrä-

Thränen füllten seine Augen... Das jugendlich wallende Blut empörte sich... schoß durch die Nase: und seine mit Ungestüm hervorbrechende Worte waren....

Vater! Bey Gott! Ich werde in allen Fällen zeigen daß ich unsres Namens würdig bin... Wer Sie beleidigt, der soll durch meine Faust bluten... Entzückender Auftritt! Süße Wonne für ein fühlendes Vaterherz, der in seinem Sohne zugleich einen Freund umarmt! Seine Brüder weinten: ich weinte mit. Und hier hatte ich Gelegenheit, Grundsätze einzuprägen, die gewiß eine ewige Richtschnur ihrer Handlungen bleiben werden... Ich erinnere sie hiermit noch an ihre heilige Verbindung, wann sie dereinst diese meine Lebensgeschichte lesen, und ich bereits im Grabe schweige. Jeder Monarch, dessen Dienst sie wählen, kann auf Treue, Dienstfeifer und wirksame Talente sichre Rechnung machen. Edler Ehrgeiz ist aber ihr Sporn: folglich wird sich keiner verächtlich begegnen, noch mißhandeln lassen. Und nur in diesem Falle vollziehen sie meine Absichten und Wünsche für ihre Wolfahrt.

Auf der Reise nach Dresden wurde mein Wagen bei Peterswalde von einem Berge bei der Nacht dergestalt hinuntergeworfen, daß der Spannagel

los ließ, und die Räder oberwerts zu stehen kamen. Bald hätte ich das Genick gebrochen und Berlin nicht gesehen... Mein Sohn hingegen beschädigte sich am Arme. In Berlin schlug die Rose dazu, und dieser Zufall hinderte, daß ich ihn erst nach 4 Wochen dem Monarchen vorstellen konnte.

Kaum war ich in Berlin angekommen, so empfing mich der weltbekannte große Staatsmann und Minister Graf von Hertzberg, dessen Beifall und Achtung ich mir längst bey persönlicher Bekantschaft in Aachen erworben hatte, mit aller nur möglichen Güte. Wer diesen wirklich auch ohne Titel im innern Werthe verehrungswürdigen Mann so wie ich kennt, der wünscht dem Staate Glück der ihn zu schätzen und zu brauchen weiß. Seine Scharfsicht in Staatsgeschäften ist unbegränzt: Seine scholastische sowol als practische Gelehrsamkeit, Kenntniß in Sprachen, auch in allen Gattungen erhabner Wissenschaften, sind bewundernswürdig. Sein mündlicher Vortrag ist reine Beredsamkeit: seine Feder Original; sein Karakter edel: und sein Herz gefühlvoll: sein Eifer für das Vaterland so gar aufbrausend: seine Liebe für den Monarchen nicht auf Vorurtheil gegründet: seine Arbeitsamkeit unermüdet: seine Standhaftigkeit

tigkeit männlich: sein Betragen im gesellschaftlichen Leben liebreich, ohne allen Ministerialstolz: auch im ökonomischen Fache ist Er gewiß der erste Kenner, der erste Haus- und Landwirth in den Preussischen Staaten. Er spricht im Vorsitze bey der Berliner berühmten Academie der Wissenschaften eben so lehrreich, als mit seinem Freunde ohne Zurückhaltung, und mit dem Landmann eben so herablassend, als mit dem Hülfsbedürftigen trostreich.

Auf sein Wort kann sich auch der Feind seines Vaterlandes verlassen. Preussens dauerhafte Macht ist die Zielscheibe seiner Wünsche: aber zur Machiavellischen Politik ist sein Deutsches Herz unfähig. Arglistigen Gegnern weiß er auszuweichen: drohenden mit Trotz zu begegnen, auch drohende Ungewitter durch kluge Vorsicht zu entfernen. Seine schweren Amtspflichten erfüllt er alle selbst: sucht seine Größe nicht in prächtigen Gastmalen, noch glänzenden Equipagen zu zeigen: bereichert den Staat, wo er kann, und ist gerne ein armer Mitbürger in demselben, wann er das allgemeine Ganze glücklich sieht. Sein Landgut Brietz bey Berlin ist kein Chantelouppe, aber ein Muster für Patrioten, die Wirthschaft lernen wollen. Hier genießt

nießt Er alle Mittwoch seine ihm von strenger Arbeit übrigbleibenden Erquickungsstunden. Dem Monarchen kostet er jährlich nur 5000 Rthl. für so wichtige Dienste. Er lebt folglich wirthschaftlich, aber dennoch seinem Stande gemäß, da glänzend, wo es Ehre und Wohlstand fordern. Hierzu hilft sein eigenes selbst erwirthschaftetes Vermögen; nicht, nach Ministerbrauch, der allgemeine Schatz. Er lebt folglich in unausgesetzter Anstrengung seines Fleisses eben nicht beneidenswürdig, und wird auch nicht reich sterben.

Das ist eigentlich der merkwürdige Mann in Preussens Geschichte, den ich hier ohne Schminke schildre. Der Mann, welcher unter des Großen Friedrichs Scepter so viel gebraucht wurde: so viel zu seiner Größe beytrug: so viel Einfluß in die Europäische Cabinette zu finden wußte; so viel Aufmerksamkeit der denkenden Welt für sich erweckt: und der allein die Ehre und das Vertrauen genoß, bey seinem sterbenden Könige ein Zeuge seiner letzten Handlungen, und aller seiner Empfindungen zu seyn: der aber in seinem ganzen Leben von eben diesem Könige alle Gnade und Achtung, aber niemals das mindeste Geschenck erhalten, noch abgebettelt hat. Das ist der Mann, dessen persönlichen Umgang ich zwey

Monate

Monathe lang in Aachen und Spaa täglich allein zu genießen das Glück hatte: dessen Beifall ich mir erwarb, dessen Wohlfahrt meine Seele wünscht, und dessen Erinnerung mir allezeit heilig seyn, und Ehrfurcht erwecken wird. Vollwichtig sey im Vaterlande seine Belohnung! und niemals nage der Neid an seinen Verdiensten, oder beunruhige seinen grauen Kopf dann, wann Er Ursache fühlt, auch endlich für sich selbst zu leben, oder seine Bürde rühmlich abzulegen, die schwerlich ein Nachfolger, so wie Hertzberg aufladen, tragen, noch zu erleichtern wissen wird.

In seinem Hause widerfuhr mir alle mögliche Ehre. Beym Gastmahle, welchem ich beiwohnete, war ich in Gesellschaft der gelehrtesten Männer der Academie, wo ich alle die kennen lernte welche Wissenschaften in Preussischen Staaten gemeinnützig, und ihrer Bestimmung Ehre machen: und nichts schmeichelt meiner Eigenliebe lebhafter, als daß sie mich ihrer Freundschaft würdig fanden. Etliche Tage nach meiner Ankunft, wurde ich am Courtage durch den Oberkammerherrn, Fürst Sacken, dem Monarchen vorgestellt, weil es in Berlin nicht der Gebrauch ist, daß ein Fremder von dem Minister seines Hofes, dem er dient, präsentirt wird. Ich er-

erſchien alſo in Kaiſerlicher Uniform, als ein gebohrner Preuſſiſcher Vaſall bey Hofe.

Der Monarch empfing mich mit ſichtbarer Huld: und aller Augen waren auf mich gerichtet. Jeder ohne Ausnahme both mir die Hand: hieß mich willkommen im Vaterlande, und dieſer Auftritt war eben ſo rührend für mich, als merkwürdig für die auswärtigen Miniſter, welche mit Bewunderung fragten, wer denn wohl der Oeſtreichiſche Officier ſey, den man in Berlin ſo liebreich, und mit ſichtbaren Merkmalen der Freude empfange. Der gütige Monarch ſelbſt bezeigte ein edles Wohlgefallen, da Er mich mit Glückwünſchern umringt ſahe. Unter andern trat auch der königliche verehrungswürdige Generallieutenant der Cavallerie und Chef der Gensd'armes, Herr von Prittwitz, herbei, umarmte mich, und ſagte laut:

„Das iſt der Mann, welcher, um ſich ſelbſt zu „retten, mich unglücklich machen konnte, und „es dennoch nicht gethan hat.

Beſtürzt bey dieſer öffentlichen Erklärung, fragte ich um die Auflöſung dieſes Räthſels, und erhielt zur Antwort:

„Ich habe Sie, mein lieber Trenk, auf dem „unglücklichen Transporte von Danzig nach „Magdeburg, im Jahr 1754 als Lieutenant füh-

„ken müssen. Unterweges ließ ich mein Com-
„mando zurück, und fuhr mit Ihnen wider mei-
„ne erhaltene Ordre, ganz allein im offenen Wa-
„gen. Ich gab Ihnen so gar Gelegenheit, zu
„entfliehen: Sie konnten es wirklich thun, und
„thaten es nicht. In der Folge habe ich erst
„die Gefahr gesehen, in welcher ich war, falls
„Sie weniger großmüthig gedacht hätten. Ge-
„wiß aber wäre ich unglücklich geworden, wenn
„dem Könige ein solcher Arrestant durch meine
„Nachläßigkeit entwischt wäre, den er so gefähr-
„lich, als strafwürdig glaubte. Ich danke Ih-
„nen also nunmehro hier öffentlich, daß Sie
„mich damit verschoneten, und bin Ihr ver-
„bundener Freund."

Meine Leser dürfen nur auf den ersten Band dieser Geschichte zurück denken, so werden sie in der Erzählung von meiner Arretirung in Danzig, diesen Vorfall angemerkt finden. Ich wußte aber, da ich dieses schrieb, noch nicht, daß der großmüthige Mann, welcher mir damals so wohl wollte, der gegenwärtige General v. Prittwitz war: Daß sich derselbe aber dieses Vorfalls erinnerte, macht ihm desto mehr Ehre, weil er es laut bezeu-get... Ob aber mein damaliges Betragen in ei-ner so critischen Lage, wirklich aus Großmuth

ent-

entſprang, dieſes werden alle die in Zweifel ſtellen, welche nicht wiſſen, daß ich auch im Kerker hätte entfliehen können, wenn ich die hätte betrügen wollen, die in meine Rechtſchaffenheit Vertrauen ſetzten. In Glatz war ich ſo gar als Staatsgefangener auf der Jagd, ein Freund lag an meiner Statt im Bette, und ich kam in den Kerker als ein ehrlicher Mann zurück. In Magdeburg kennt man in ähnlichen Falle meinen Karakter ohne Widerſpruch. Ich habe überall Proben gezeigt, daß ich auf fremdes Unglück mir meinen Wohlſtand gründen wollte. Ob aber damals, da ich nach Danzig geführt wurde, just allem Großmuth wirkte, hieran zweifle ich ſelbſt. Die vertrauliche Art, mit welcher man mir begegnete, machte mich ſicher. Mein gutes Gewiſſen ließ mich keine Magdeburger Feſſeln erwarten..... Und kurz geſagt! mein Schickſal wollte es ſo haben, daß ich zehn Jahre hindurch, im Kerker gemartert werden ſollte. Hätte ich dieſes vorher geſehen, oder auch nur vermuthen können, dann wäre ich vielleicht entflohen, und der damalige Lieutenant von Prittwitz deßwegen caſſirt worden, weil Er mich ohne Commando transportirte, folglich Schuld an meiner Flucht geweſen wäre.

In allen Vorfällen meines Lebens habe ich gewiß eine unbegränzte kurze Entschlossenheit, ja bis zur Verwegenheit in großen Gefahren, erwiesen. Auf dieser Reise allein schlummerte ich ganz gleichgültig, und ließ mich, wie ein dummes verzagtes Lamm, zur Schlachtbank führen. So ist der Menschen Bestimmung verwebt, die dem, welcher die Knoten auflösen will, immer unbegreiflicher in ihren wunderbaren Verbindungen erscheint, und gewiß auch für den Mann ohne Vorurtheile, ein ewiges Räthsel bleiben wird! Warum war ich just in dem gefährlichsten Zeitpunkt meines Schicksals so kaltblütig, so unentschlossen? oder wohl gar leichtsinnig, da, wo ich zwischen Kerker und Freiheit entscheiden konnte? Verzagt, furchtsam war ich gewiß niemals; warum aber eben damals, wo ich gar keine Gefahr hätte scheuen sollen, mir selbst zu helfen?

Der klügste Mann forsche nach der Ursache! Er wird eben so wenig in diesem Gedanken-Labyrinthe Entwickelung entdecken, als ich bisher finden konnte. Warum ist mancher wirklich kühne Soldat, der bey hundert Gelegenheiten allen Gefahren entgegen gieng, zuweilen bey einem ungefähren Zufalle so unentschlossen als die feigste Memme gewesen, und verlor seine erworbene

Ehre

Ehre in einem ungünstigen Augenblicke? Woraus entsteht die eigentliche bravoure journaliere bey manchem an sich selbst beherzten Manne? Unsre Launen wirken verschieden nach der Beschaffenheit der die Nerven reizenden Säfte... oder vielmehr der Mechanismus des Körpers lenkt unsern Willen so, wie unser Magen diese Säfte verdauet hat. Leidet der Sanguinens an Verstopfung, dann hat er keine Lust zu tanzen. Und schwitzt man im Dampfbade, dann will man weder denken noch kämpfen, oder Sturm laufen.

Dieses sind die mechanischen Ursachen. Was aber im Ganzen genommen nun eigentlich dahin leite, wohin wir bestimmt zu seyn scheinen, dieses ergrüble ein Kopf, der weiter sieht als der meinige, und suche Zuflucht bey seinem Schutzengel, oder bey des Geisterschwärmer Schwedenbergs Mitschwärmern, die sich mit Traumgebäuden und Schattengaukeleyen da zu beschäftigen wissen, wo kein Körper zu denken ist, welcher einen Schatten verursachen könnte. Punktum!

Sobald ich bey Hofe vorgestellt war, beobachtete ich das gewöhnliche Ceremoniell, und der Kayserliche Gesandte Fürst Reuß, führte mich bey allen auswärtigen und einheimischen Ministern und in alle Häuser ein, wo man Visite zu machen

pflegt,

pflegt. Ich wurde bey den königlichen Prinzen, bey der regierenden und verwittweten Königinnen Majestät, in allen Palläſten der Königlichen Familie mit solcher Gnade und Achtung aufgenommen, die mir eine ewige Achtung und Dankbarkeit und Ehrfurcht einflößt, und ewig unvergeßlich bleiben wird. Ihro Königliche Hoheit der Prinz Heinrich, der weltbekannte große Bruder des großen Friedrichs, ließ mich zur Privataudienz rufen, unterhielt sich lange mit mir, und ich genoß die Ehre seines warmen Mitleidens für das Vergangene, und die Versicherung seiner Protection für die Zukunft, wurde zum Privatconcerte eingeladen, und soupirte bey Hofe.

Im Pallaste S. K. H. des Prinzen Ferdinand genoß ich eben diese Begegnung, wurde auch daselbst sehr oft zur Tafel und zur Abendgesellschaft geladen, wo Seine kronenwürdige Gemahlinn, Sich an meinen Erzählungen von überstandnen Schicksalen, und meinen practischen Weltkenntnissen vergnügte, mich auch mit Gnadenbezeugungen überhäufte.

Das Haus dieses Herrn ist ein wirkliches Muster der Erziehung junger Prinzen und das Vaterland hat die gewissesten Früchte von diesen Herren

zu

zu erwarten, die gewiß mehr verſprechen als man gegenwärtig vielleicht von ihnen erwartet.

Sie ſind zum Soldatenſtande beſtimmt, und ihr Leib iſt zu allem Ungemach vorbereitet und abgehärtet, die jeder gemeine Gewehrträger in allen Vorfällen erdulden muß. Sie reiten, ſchwimmen, ſind allen Witterungen ohne Verzärtelung ausgeſetzt, und zu allen Kriegsübungen abgehärtet. Ihr Wuchs iſt eben deshalb wie die Ceder am Libanon, und ihre Seele iſt eben ſo erhaben gebildet.

Den Fürſtenſtolz kennen ſie nur von den verächtlichen Seiten. Ihr Herz iſt für die Freundſchaft gebildet, und ihre Seele ſehnt ſich nach verdientem Beyfall und Ruhm für rechtſchaffene Handlungen, die Sie gewiß in allen Vorfällen vollziehen werden. Herrliche Ausſicht für einen Staat wo ſie ihre Rolle dereinſt zu ſpielen gebohren, und beſtimmt ſind!

Schmeicheley hat nie meine Feder beſudelt. Ich verehre aber die großdenkende ſcharfſichtige Mutter, welche keine hochmüthige Müſſiggänger ſondern brauchbare Prinzen für ihr Vaterland erzogen hat: und mit der königlichen Hoheit zugleich den ehrlichen Mann, den arbeitſamen, wißbegierigen Menſchen zu vereinigen wußte.

Ich habe diese Herren sehr oft gesehen, und darf mir auch ihrer Achtung schmeicheln. Meine geprüfte Schilderung ist demnach nicht verdächtig. Ich habe noch zu wenig gesagt. Auch die Wahl derer, die sie in allen Wissenschaften unterrichten, die ihre persönlichen Eigenschaften ausarbeiten, ihren Verstand aufklären, ihre Talente richtig anzuwenden; Ihre Leidenschaften beherrschen, Ihre Einsichten erweitern, Ihre Menschenliebe zu benutzen und zu begeistern bestellt sind, war wirklich die glücklichste, und zeugt von der Scharfsicht der Wählenden sowohl, als von der edeln Absicht ihrer Bestimmung.

Wie himmelweit ist diese Erziehungsart von denen unterschieden, die ich bey andern Höfen Europens mit Achselzucken und Wehmuth gesehen habe; wo man entweder Weichling, oder eigensinnige Despoten und Menschenfeinde erzieht.

Und wie lächerlich erscheinen dem Auge des Weisen solche zum Herrschen geborne Hoheiten, die den Menschenhaufen, welchem sie, was den innern Werth betrifft, nicht würdig sind, die Schuhriemen aufzulösen, mit Majestätischem Stolz mißhandeln, die Backen mit Pavianblicken aufblasen, und sich bey ihrer wirklich pigmäischen Seelengröße, als große Herren im Spiegel bewundern.

Wohl

Wohl dem Staate! wo die Fürſten wiſſen, daß der Staat nicht ihr Eigenthum iſt, ſondern, daß Sie für denſelben da ſind. Würde uns wohl irgendwo die eiſerne Peitſche der unbegränzten Eigenmacht als Sklaven geißeln können, wenn nicht blödſichtige Niederträchtigkeit bereits unſre Muttermilch vergiftet hätte, und die Zahl der Klügern ſo unbedeutend auf den kriechenden Pöbelſchwarm wirkte? Geduld! Indeſſen bleibt es gewiß, daß ein von ſeinem Volke geliebter Fürſt allezeit ſich und ſein Land glücklicher machen wird, als der mächtigſte Tyrann, der bloß gefürchtet ſeyn will.

Meine Freude ward in Berlin am lebhafteſten gereizt, wann ich am Courtage nach Hofe fuhr. Ganze Haufen der Bürgerſchaft waren am Eingange verſammelt, und wann einer ihnen ſagte: das iſt Trenck; dann rief man mir: Willkommen im Vaterlande! zu; viele reichten mir die Hand, und ihr naßes Auge zeigte mir, daß ſie ſich mit mir freueten. Wie manche gefühlvolle Scene dieſer Art widerfuhr mir nicht in allen Geſellſchaften dieſer Reſidenz? Ein begnadigter Uebelthäter hat wol dergleichen Auftritte nicht zu erwarten. Das iſt nur der Lohn des Gerechten; und dieſer widerfuhr mir gewiß in allen Preuſſiſchen Ländern im Vollgewichte.

Welt! betrogne Welt! von der Wahrscheinlichkeit hintergangen, durch Vorurtheile geleitet; Was ist dein Lob, dein Tadel? Beide leiten ihre Richtschnur nach der Laune eines unempfindlichen, oder sanftmüthigen Fürsten. Beide schöpfen ihre Quellen aus dem allgemeinen Rufe. Erschien wol jemals auf Erden ein redenders Beyspiel als ich von dieser Warheit. Ich lag in Magdeburg in schweren Uebelthäterfesseln an die Mauer geschmiedet: schmachtete zehn Jahre hindurch nach Gerechtigkeit: litt mehr als glaubliches Ungemach, Hunger, Elend, Kälte, Blöße, Verachtung. Warum? Weil ein König durch Verläumder betrogen, mich strafbar glaubte. Wo noch dazu ein wirklich weiser König mich allein deßhalb so barbarisch mißhandelte, weil Er mich mißkannte. Und weil ein kluger König, nachdem Er wirklich seinen Irrthum erkannte, keinen Vorwurf einer Uebereilung dulden wollte: so versteinerte sich sein Herz bis zum Eigensinn, und stieg durch meinen männlichen Trotz gereitzt, bis zur Grausamkeit. Fast jedermann wußte damals schon, daß ich unschuldig litte, und gar kein Verbrechen begangen hatte. Dennoch schrie alles, Kreutzige! warum? Weil das Urtheil von Friedrichs Throne gesprochen ist. Weil er es haben wollte, so wurde ich als Mißethäter

chäter betrachtet. Meine eigenen Blutsfreunde schämten sich sogar, meinen Namen zu führen. Mein leibliche Schwester wurde criminaliter behandelt, weil sie mir im Unglück beistehen wollte; niemand durfte laut sagen, daß er mein Freund sey, daß ich Mitleid verdiene, noch weniger daß sich der König geirret habe. . . . Kurz! ich war der verachteste und verlassenste Mensch in allen Preussischen Staaten. Wäre ich in diesen Martern gestorben, dann stände auf meinem Grabe die Schandsäule mit der Beyschrift,

„Hier liegt der Verräther und Böfewicht
„der seines Adels unwürdige Trenck.

Nun stirbt der König Friedrich. Auf einmal verwandelt sich die Scene. Ein neuer König besteigt den Thron, und ich erscheine wie ein auf einmal verwandelter Schmetterling in Berlin. Meine Lebensgeschichte trit mit mir an das Tageslicht; die Augenzeugen meines ehmaligen Schicksals leben noch: sie bezeugen die Wahrheit laut: sie umarmen mich brüderlich, und die irrig allgemeine Verachtung ist gegenwärtig die Quelle einer allgemeinen Hochschätzung und Bewunderung.

Große des Reichs, die mich vor 30 Jahren, ja noch vor wenig Monathen, da Friedrich lebte, nicht eines Anblicks gewürdigt hätten; die nicht

einmal

einmal glauben durften, daß ich bedauernswürdig sey: umarmen mich herablassend brüderlich, und wünschen mir Glück, weil mir Friedrich Wilhelm Gerechtigkeit widerfahren läßt, und Friedrich ohnmächtig es zu verhindern, im Grabe liegt.

Ich bin indessen eben derselbe Mann, der ich vor 40 Jahren war. Nie hatte ich ein Verbrechen begangen. Und nun erzeigt man dem Ehre, welcher noch vor kurzem unwürdig geglaubt wurde, im Vaterlande genannt zu werden.

Bestimmen nun wohl unsre Handlungen den Werth des Mannes? Entscheidet wohl reine Tugend das Schicksal, den Lohn des Gerechten? Gewiß nicht in solchen Ländern, wo die willkührliche Eigenmacht in der Gewalt eines Fürsten ist.

Friedrich war unstreitig der klügste, der scharfsichtigste dieser Gattung in Europa; aber auch zugleich der eigensinnigste und unempfindlichste da, wo er Widerstand bemerkte, oder die Unfehlbarkeit zu vermänteln möglich war. Dieses war sein Fehler. Allezeit groß für den, welchen das traurige Los traf, ein Gefäß des Zornes für die zu werden, welche durch Gnadenwahl von Ihm zu Beförderung seiner Absichten bestimmt waren.

Miß-

Mißtrauen iſt eine Tugend für Monarchen, die wenigſtens weniger als kurzſichtigleichtgläubige wollen betrogen ſeyn. Was findet aber bey einem ſolchen die Verläumdung nicht für offene Wege, der Tugend zu ſchaden? Ich war ſtark genug, um alle möglich Zeitern zu ertragen. Ich lebte auch lange genug, um den Tod eines gekrönten Feindes abzuwarten, deſſen ungeheueren Kriegesheeren und unumſchränktem Willen ich nichts als Geduld und Standhaftigkeit entgegen zu ſetzen hatte... Wie viele ſind aber indeſſen in Kerkern verſchmachtet, die gleiches Schickſal mit mir erlitten, und die gegenwärtig ihre Geſchichte nicht mehr erzählen, oder ſo wie ich im öffentlichen Drucke ſchildern oder bekannt machen können. Wie mancher war noch ein ſchmähliches Schlachtopfer des Eigenſinnes, deſſen Kinder gegenwärtig zu Gott um Rache ſchreien, oder nicht einmal laut ſprechen dürfen, weil ſich der beleidigte Todte nicht mehr rechtfertigen kann, und ſein Proceß ohne Protokoll mit der Execution angefangen und geendigt wurde. Wie fürchterlich klang ehmals das Donnerwort Ordre in den Ohren des Bedrängten, dem man keine Rechtfertigung geſtattete? Was heißt Ukaſe in Kurland: oder tel eſt notre bon plaiſir in Frankreich: oder Allergnädigſte Hofre-

Hofresolution im süßen Tone einer wohlthätigen Landesmutter wohl anders, als Ordre vom Generalcommande in einer militairischen Monarchie.

Verfluchte Wirkung niederträchtiger Hofschmeichler! die ihren irrdischen Gott Unfehlbarkeit glauben machen: und ihm den falschen Grundsatz einprägen... daß ein Monarch über die Gesetze erhaben, daß das ganze Land, welches Er beherrscht, sein Eigenthum sey, und der Unterthan sein Recht nur aus allerhöchster Gnade erwarten, oder kriechend erbitten müße.

Unser zu Gott, in allen rechtschaffenen Herzen, aufsteigendes Gebet, sollte demnach allein zum Gegenstande die allgemeine Wohlfahrt der Menschen, unser Menschenrecht zu erbitten suchen. Wir sollten gemeinschaftlich wetteifern, um denen, die uns beherrschen die willkührliche Eigenmacht, wo nicht einzuschränken, sie doch gefährlich und verächtlich zu schildern. Unsre Priester sollten da reine Dankopfer auf den Altar bringen, wo ein wohlthätiger Fürst alle Machtsprüche ungültig erklärt, oder wo in keinem Falle Alexander oder Carl der Zwölfte auftreten darf. Wehe dem Monarchen! welchen der Eroberungsgeist herumpeitscht! Wehe dem Lande! wo ein Don Quixote Riesen auffordert, und mit den Windmühlen

mühlen kämpfen will! Wehe dem Volke, welches für Tollkühnheit bluten muß, oder gebraucht wird, um andre Völker unglücklich zu machen! Wehe endlich dem Herrn, der nur von Sklaven gefürchtet seyn will, der lieber strafft als lohnt, oder nur um seine Lieblingsleidenschaft zu befriedigen, seine Herrengewalt anwendet.

Herrschsucht und Blutbegierde bleiben allezeit verschwistert. Und ich sage mit vollem Rechte in meinem macedonischen Helden:

In seinen Augen sind die Menschen seine Bienen,
Die nur geschaffen sind, um ihm allein zu dienen.
Sein Wille bleibt ihr Recht. Der edle Heldenmuth,
Der durch Soldaten herrscht, gewöhnt zuletzt die Wuth.
Wer mit der Menschen Recht und ihren Köpfen spielet,
Was Wunder, wenn er nichts von ihren Seufzern fühlet?

Wer wenig Bienen hat, schont, wenn er Honig bricht,
Wer viele Stöcke raubt, der schont die Bienen nicht.

Anstatt kriegerische Fürsten durch Siegeslieder zu erheben, durch unsern Arm zu unterstützen, sollten wir vielmehr den friedliebenden suchen und verehren.

Man nenne mir aber gegenwärtig einen Winkel in Europa, wo nicht Ludwigs des vierzehnten Friedrichs, oder Peters Vorbild zur Nachahmung gewählt wird. Die lettres de cachet, die Ordres, und die Knutweitsche sind die Dolmetscher aller Gesetzbücher. Die Richter über unser Recht und Handlungen, tanzen so, wie dem Tanzbären vorgepfiffen wird, und schlagen lieber tapfer in die Volkskanaille, als daß sie den Prügel auf ihren eigenen Rücken abwarten.

Nicht raisonnirt! so entscheidet der Korporal den Vorwitz des ehrwürdigsten Grenadiers. Nicht raisonnirt! bleibt der Wahlspruch der Justizreferenten, wann Hofresolution schon entschieden hat. Nicht weiter raisonnirt, dummdreister Trenck! denkt gewiß jeder scharfsichtige Leser dieses Buches — wirf lieber die Feder in das Feuer, als daß du selbst im Staatsinquisitionsgerichte als ein Wahrheitsmärtyrer gebraten wirst.

Ich will diesem guten Rathe treulich folgen. Ein andrer hüte sich, sich die Finger so zu verbrennen, wie ich es bereits empfand, oder lasse erst dann die

die Produkte seiner Feder drucken, wann er selbst nichts mehr davon lesen und empfinden kann.

Mir fließen allezeit unbemerkt Nebengedanken in die Feder, und führen mich aus dem Geleise der Erzählung, wann die Erinnerung des Vergangenen das Blut schneller umtreibt, und der gefühlvolle Geist sich solcher alten Wundenschmerzen erinnert, die bey mir niemals zuheilen und benarben können. Ich sollte der Vernunft gemäß, für meine eigene Ruhe dergleichen Zeilen wegstreichen. Doch ach! die Eigenliebe wirkt, ich kann nie Reue und Leid empfinden, weil ich trockene Wahrheit geschrieben habe Ich will ein Original von Autor seyn, und das ärgste Uebel ist, daß ich niemals Copien mache von allem was für den Druck bestimmt ist: hierzu fehlt mir Zeit und Ordnung. Eben deswegen verdienen meine Schriften mit Recht den Tadel aller Buchstabenkritiker sowohl, als meiner Freunde, die mir mehr Mäßigung mehr Klugheit wünschen, wann die Gedanken in eine ungezäumte Feder fließen.

Auch meine gegenwärtige Lage bleibt demnach noch immer, und gewiß bis zum Grabe, so kritisch als unentschieden. Warum? In Wien verlor ich mein großes Vermögen durch einen Machtspruch des Hofes, und binnen 36 Jahren, da ich als ein

ehrlicher Mann daselbst diene, auch gern wirksamer für den Staat gedienet hätte, ist mir niemals die mindeste Gnade oder Achtung widerfahren. Ich sprach und schrieb dagegen frey, schrie laut, und fand kein Gehör. Was Wunder wenn man mich unter die Unzufriednen rechnet, und folglich Mißtrauen in mich setzet, da man meinen wahren Karakter, meinen Werth verkennt, meine reine Absicht mißdeutet? Was Wunder, wenn auch der aufgeklärte Kaiser Joseph, dem ich so viel deutliche Merkmale meines warmen Diensteifers in allen Vorfällen zeigte, mich deshalb unbeschützt, unbelehnt läßt, weil ich

1) schon alt bin, folglich invalide scheine, und unter diejenigen Staatsfrüchte gerechnet werde, wovon nur noch die Schalen zum wegwerfen übrig geblieben sind. — Irrig geurtheilt! — Ich fühle noch Säfte, noch Stärke der Muskeln, die in eben dem Staatskörper circuliren und mitwirken könnte: wenn nur die Herzstärkungen gesucht würden, die Maschine in Bewegung zu bringen.

2) Weil die mir widerfahrne Beleidigung so groß ist, daß man sich nicht mehr die Mühe geben will, vollwichtige Genugthuung hervor zu suchen. Man glaubt aber irrig, daß ich nicht

auch

auch mit wenigem zufrieden seyn würde, da ich gar zu gut erkenne, daß ich nie alles zu hoffen habe.

3) Weil die Staatsklugheit will, man soll den unterdrücken, welchen man beleidigt hat, und dessen Verstand fähig ist, sich gelten zu machen.

4) Weil Hofwächter den gerne entfernen, der ihnen in die Karten gucken, oder ihre geheimen Entwürfe durch öffentliche Bekanntmachung vereiteln kann.

5) Weil alle Referendarien, Justizpächter, Beichtväter, und privelegirte Hofbrenndiäser auch kennen, folglich nie gestatten werden, daß meine Wahrheitsliebe dem Gerechtigkeit suchenden Fürsten die Wege zeigen könne, welche in die Schlupfwinkel leiten, wo eigentlich die beste Pflanzschule für starke, wohlverdiente Arbeiter im Zuchthause zu finden wären. Ich habe zwar schon einige genannt, noch ehe sie mit dem Besen in der Hand zu ihrer gegenwärtigen Bestimmung gelangten; damals hieß ich ein unruhiger Kopf, welcher sogar die Ehrfurcht gegen allerhöchste Gerichtsstellen frevenlich aus den Augen setzt. Ist es aber wohl meine Schuld, wenn ein schlechter Kerl zufällig den Hof-, Reichshof- oder Regierungsrathstitel erschleicht: wenn er

in der Gerichtsstelle sitzt, wo er mich ungestraft mißhandeln kann, weil er weiß, daß ich ihn kenne. Ist es aber denn wohl ein Verbrechen, wenn ich ihn einen Schurken nenne, ehe der Monarch weiß, oder sehen will, daß er wirklich ein Schurke ist. Ich erwies ja schon vor 16 Jahren, daß der Hofrath Zetto ein Falsarius war. Ich erwies es in actis et factis in in der Gerichtsstube. Dennoch blieb er noch 16 Jahre Referendarius und ordnete mir einen Curatoren, der von ihm Vollmacht erhielt, mich zu schikanæen. Sollte ich nun wohl deshalb widerrufen, was ich gesagt hatte, weil das Collegium den Schurken noch so lange in ihrer Gesellschaft dulden wollte? Gott behüte mich vor solcher Niederträchtigkeit! — Eben deshalb, weil ich die Quelle meiner Verfolgungen kenne, bleibt mir wenig Hoffnung übrig, und ich bin kein Hase, der gerne dahin zurück kehrt, wo er gesetzt wird, weil er nicht wagt über den Gesichtskreis seiner Geburtsfelder zu laufen.

6) Die letzte und Hauptursache, warum ich wenig erhalten werde, ist wohl diese: weil ich nichts suche oder fordere, auch seitdem ich Gleichgültigkeit bemerkt habe, gar nichts als Unabhängigkeit wähle, und zu erhalten streben werde; weil

weil mich in diesem Falle, da wo ich gar keinen Dank schuldig bin, auch gar keine Amtspflichten fesseln.

7) Uebrigens habe ich durch meine Reise nach Berlin allen Verläumdern Stoff gegeben, mich verdächtig zu schildern. Ich lache herzlich über ihre vergeblichen Bemühungen. Mein Betragen daselbst, wo ich in Kaiserlicher Uniform auftrat, hat sie eben so beschämet, als die naseweisen Kundschafter, die im vorigen November, da ich nach Ungarn reisete, an einige Große des Reiches schrieben: Man möchte die Schritte des Trenck in Ungarn beobachten. — Elende! blödsichtige Neider meiner Tugend! Ihr werdet mir kein Haar krümmen, und meinen bereits bis zum 60sten Lebensjahre behaupteten Ruf eines redlichen Mannes gewiß nie zu mindern noch weniger zu zernichten fähig seyn. Ich schreite vorwärts wie der Elephant unter Heuschrecken. Meine grauen Haare sollen mit keinen Vorwürfen einer wankelmüthigen, verrätherischen, oder rachgierigen Seele befudelt werden. Ich bin und bleibe bis zum Grabe ein guter Weltbürger; und kein Mogul, kein Sophi, kein Sultan wird mich für seine allerunterthänigsten Dienste anzukörnen vermögend seyn.

Ich werde keine von meiner Scharfsicht entdeckte Staatsgeheimniße deswegen einem andern verrathen, damit er mich in seinem Fache kranken könne, dem zu schaden, der mich beleidigte. Nein, ewig nein! Ich war nie ein bezahlter Kundschafter, und will auch kein belohnter Schurke seyn. Ich trete an beiden Höfen, in Berlin wie in Wien, mit der erworbenen Ehre eines Staatsmärtyrers auf, und trage den Kopf stolz empor, wo andre sich hinter Larven vor mir verstecken müssen, will aber weder ein Oesterreichischer noch Preußischer Partheygänger werden, nachdem ich ohne Widerspruch erwiesen habe, daß ich von beyden Höfen Lohn und Achtung verdient habe. Diese habe ich erlangt: der Lohn aber bleibt mir noch zu erwarten übrig, in soweit er meine beschloßene Ruhe befördern wird. Meine Segel sind eingezogen, die Stürme im Weltmeere sollen mich nicht mehr herumschleudern, und ich suche nunmehr den Hafen wo mein abgenutztes Schiff am Anker vermodern soll.

Muthig also zur Arbeit beiderseits ihr Herren Hofkabalisten! befördert mir diese Ruhe, und steckt dem Teufel ein Licht auf, damit er keine Teufelsstreiche in euren Theatralrollen mache, und nicht

gar den Vorhang aufziehe, ehe Hanswurst angekleidet auftreten kann, oder ehe sich Columbine geschminkt, und Pantalon die violetten Strümpfe angezogen habe.

Ich lege hiemit einen öffentlichen Eid ab, daß ich mich ewig in keine Welthändel mischen will. Kruman soll meinetwegen ewig krumm bleiben. Ich suche keine Titel, keine Hofstellen; ich will keinen Fürsten aufklären, weder mißtrauisch noch klüger machen; ich will weder im Kabinet noch in der Antichambre gesehen seyn, auf keinem Paradeplatze commandiren, aber auch keines Feldmarschalls unterthänigst gehorsamer Knecht seyn. Ich will in meinem selbstgewählten Winkel ungekannt, nur ein ruhiger Zuschauer unsrer Weltbühne seyn, wo ich unter die Garricke und Schröder gerechnet wurde, da ich noch mitspielte. Auszischen soll mich niemand, wenn mich Altersschwächen lähmen, oder verdiente Bequemlichkeit auf dem Lehnstuhle erhält. Ich will nichts tadeln, oder aus Eigennutz loben; sondern nur denen mit treuem Herzen danken, welche etwas zu meiner Ruhe beitragen, und mir in Wien oder Berlin wenigstens einen fühlbaren Lohn für treue Arbeit, oder einigen Ersatz des Verlohrnen rechtmäßig zu Wege bringen, oder aus Gnaden erbitten wollen.

Für solche Männer will ich Loblieder dichten, die mir diesen einzigen Wunsch befördern helfen; und nie soll es sie gereuen, sich den Trenk verbindlich gemacht zu haben.

Als ein ehrlicher Mann trat ich jetzt nach rühmlich besiegten Stürmen, in Berlin auf. Man ist überzeugt, daß ich kein Feind des Vaterlandes war, und meinem Geschlechte, meinen Mitbrüdern Ehre machte. Ich erschien hier in Kaiserlicher Uniform. Auch die Pflichten desselben sind erfüllt. Und nun reiset der in Preussen gebohrne Trenk, nach Oesterreich zurück, um Vaterpflicht zu erfüllen, nachdem er auch dort mehr gethan hat, als man von einem beleidigten Manne erwarten sollte.

Nun weiter zur Berliner Geschichte.

Nach einigen Tagen, da ich dem Monarchen vorgestellt worden, und bei der regierenden Königinn souperet hatte, wo mir derselbe mit besonderer Distinction begegnete: bat ich um eine Privataudienz, und erhielt den 12ten Februar Abends, folgenden Brief:

Votre lettre du 9.de ce mois vient de m'être remise; en réponse à laquelle, Je suis *bien aise* de vous dire, que si vous voulez vous rendre demain après-midi à cinq heures chez moi, Je pourrai avoir *le plaisir* de vous voir & de vous par-

parler. En attendant Je prie Dieu quil vous ait en ſa ſainte & digne garde.

Berlin le 12 Fevr. 1787.

Fréderic Guillaume.

P. S. Après avoir ſigné la préſente, Je trouve plus à ma commodité de vous appointer pour demain matin à neuf heures, de ſorte que vous voudrez bien vous rendre vers ce tems marqué dans l'appartement nommé la *Marmor-Kammer.*

Für Deutſche Leſer lautet dieſer Brief ſo:

Ihren Brief vom 9ten dieſes Monats habe ich erhalten, und iſt es mir lieb, Ihnen antworten zu können, daß wenn Sie morgen Nachmittag um 5 Uhr zu mir kommen wollen, ich das Vergnügen haben werde, Sie zu ſehen und zu ſprechen. Unterdeſſen behalte Gott Sie in ſeinem heiligen und würdigen Schutze.

Friedrich Wilhelm.

P. S. Nachdem ich dieſen Brief ſchon unterzeichnet hatte, finde ichs bequemer für mich, Sie auf morgen früh um 9 Uhr zu mir zu beſtellen. Sie dürfen Sich alſo nur um dieſe beſtimmte Stunde in der ſogenannten Marmorkammer einfinden.

Man urtheile nun mit was für Begierde ich diese gewünschte Stunde erwartete. Ich fand diesen wahrhaften Tyrus ganz allein, und die Unterredung dauerte länger als eine Stunde.

Gott! wie herablassend! wie liebreich ist dieser Monarch! wie groß, wie edel wußte Er mich über das Vergangene zu beruhigen, und wie bemeisterte sich die Versicherung Seiner Gnade meiner ganzen Seele. Er hatte bereits meine ganze Lebensgeschichte selbst gelesen. Er war selbst als Prinz von Preussen in Magdeburg Augenzeuge aller meiner Martern und meiner Unternehmungen zur Flucht. Er erinnerte sich mancher Vorfälle, und hatte auch schon die noch lebende Augenzeugen gesprochen, welche die reine Wahrheit meiner Erzählung und mein unschuldiges Leiden bestätigten. Ewig werde ich an diese glückliche Stunde denken. Sie versüß aber auch. Er verließ mich mit Merkmalen seiner für mich entschiedenen Achtung und Huld. Mein Auge sah zurück, mein Herz blieb aber in der Marmorkammer bey einem Fürsten, der edeler Empfindungen fähig ist, und meine Wünsche für Seine Wohlfahrt sind unbegränzt.

Ich habe seitdem den größten Theil Seiner Staaten durchreiset. Wo ist aber wohl jedermann zufrieden? Viele klagten mir über Bedrü-

drückungen, schwere Zeiten, oder unbelohnten Fleiß. Ueberall gab ich aber zur Antwort:

Meine Freunde! Werft euch bey jeder aufgehenden Sonne auf die Knie, und dankt Gott daß ihr Preußische Unterthanen seyd. Ich bin einer der größten und geübtesten Welt- und Menschenkenner, und ich versichre euch auf Ehre: ihr seyd glücklicher als irgend ein Volk in Europa. Es ist nirgends besser als hier; überall gibt es zuweilen Ursachen zu seufzen: Ihr habt aber einen König, der nicht eigensinnig, nicht herrschsüchtig, weder geitzig noch grausam ist. Er wünscht, er will seines Volkes Glück in friedlichen Wohnungen: und falls Er irgendwo irret, dann ist gewiß sein Herz nicht Schuld daran, wenn jemand dadurch leidet.

Dafür verbürge ich öffentlich meine Ehre. Und man weiß, daß meine Feder nie der Schmeicheley beschuldigt werden konnte. So sieht mein forschend Auge: so denkt mein Herz: so schreib ich überzeugte Wahrheit ohne Schminke und Rücksicht.

Da nun das Augenmerk aller Kabinette Europens gegenwärtig am meisten auf Berlin gerichtet ist; da man überall gerne wissen möchte, ob Friedrich Wilhelm das aufgethürmte Staatsgebäude des großen Friedrichs zu erhalten wissen werde: so will ich

hier

hier nicht sagen was ich glaube, sondern nur melden, was ich gründlich sahe, und ohne Gefahr, dereinst ein Lügner zu heißen, schreiben darf.

An geschickten Architecten, an Zöglingen für Gesellen und Meisterkenntnisse, an gutem Willen mitzuarbeiten, an Materialien zum Baue, an Künstlern zum äußern Schmucke, an Pflanzschulen für lernende fehlt es in Preussen gewiß nicht. Der wärmste Patriotismus glimmt in allen Adern. Man kennt die Triebfeder des großen klugen Friedrichs in dieser wirklich wunderbaren Kunstmaschine; und wird sie vermuthlich auch nach eben der Richtung zu erhalten suchen. Geschieht dieses unverrückt, dann ist für Babels Thurm keine Sprachenverwirrung zu fürchten; und die ihn zerstören wollen, haben große Schwierigkeiten zu übersteigen. Noch steht alles eben so fest, als zu Friedrichs Zeiten; und gegen große Donnerwetter stehen die metallenen Gewitterableiter überall am rechten Orte.

Im Kabinette arbeitet noch ein Hertzberg, welcher eben so denkt, schreibt und handelt als vor etlichen Jahren. Der König will, daß gegen seine Unterthanen Gerechtigkeit ausgeübt werde, und wird schwerer strafen, als man von seiner Güte vermuthet, wo er betrogen wird. Die Schatzkammer ist gefüllt.

Die

Die Armee ist noch die alte, und allen Aussichten nach wird Reichthum, Industrie und Bevölkerung nicht fallen, sondern steigen. Man befördre nur den Handel durch wolbedachte Kommerztraktate mit fremden Völkern, wecke Industrie durch Belohnungen, verbanne alle Monopolia, sorge für geringe Preise der Lebensmittel, unterstütze Fabriken, plündre den Arbeiter nicht durch schwere Auflagen, lohne Fleiß und Tugend, strafe mit Gerechtigkeit, zeige überall Sanftmuth und Güte, dulde keinen Gewissenszwang, befreye alle Fremde von der Rekrutirung, halte heilig Wort im Versprechen, dann öffne man alle Gränzen. Nur die Taugenichts und Böswichte werden hinauslaufen, und gute Menschen werden ihren Büttel fliehen, ihr Vaterland verlassen, und in die Preussischen Staaten eilen, wo der treue Arbeiter seines Lohnes, seines Eigenthums versichert ist.

Was den Monarchen selbst betrifft, so ist seine Schilderung diese. Sein Wuchs ist groß und schön, Sein Ansehen majestätisch, und alle Seine persönliche Eigenschaften würden ihn in die Zahl der liebenswürdigsten Männer erheben, wenn Er auch nicht König wäre. Er ist freundlich ohne Falschheit; liebreich, angenehm im gesellschaftlichen Umgange; groß wo er zeigen muß, daß er

König

König ist. Sein Herz ist der edelsten Empfindungen fähig; Sein Ton nicht gebietherisch; Seine Sprache sonorisch; Sein Gang fest und männlich, und seine Seele ganz Güte, ganz zum Wohlthun geneigt, um Glück in dem Glücke zu empfinden, das Er andern bereiten kann.

Er ist freygebig, aber kein Verschwender, und weiß, daß ohne ordentliche Wirthschaft der Preussische Staat seine Macht nicht erhalten kann. Er hat keinen Eroberungsgeist, will niemanden schaden, wird sich aber auch gewiß nichts nehmen lassen, oder vor Drohungen zurück weichen.

Daß er im erforderlichen Falle Soldat, auch ein großer Feldherr sey, hat Ihm sein großer Lehrmeister und Vorgänger schon das Zeugniß gegeben. Er weiß auch, wie nothwendig es ist, daß der König in einem kriegerischen Staate auch ein Soldatenfreund seyn müsse.

Der weise Friedrich, welcher Wissenschaften liebte, auch selbst gelehrt war, hat sie dennoch in seinen Ländern nicht befördert. Der Deutsche hätte unter Ihm die Deutsche Sprache vergessen können; die Französische Interecur schien Ihm besser. In Königsberg, wo fast der ganze Nordische Adel ehemals studierte, fehlen jetzt Professores und Studenten. Die ersten sind nicht geachtet,

und

und werden schlecht bezahlt, und die letztern gehen nach Göttingen und Leipzig. Allem Anscheine nach wird aber der jetzige Monarch, der kein Gelehrter ist, die Lehrschulen besser versorgen, damit Er keinen Mangel an geschickten Leuten für Feder und Justiz empfinden müße; besonders da der Adel ohne Ausnahm in der Armee dienen muß, und wenige für die Wissenschaften übrig bleiben, denen es wirklich an Mitteln und Gelegenheit fehlt, ihren Verstand auszubilden. Mit dem Degen in der Hand allein spielt man aber eine verächtliche Rolle im Kabinette, und Friedrich Wilhelm will sein Volk nicht mit dem eisernen Zepter allein für die Schlachtbank bilden. Er will nicht Sultan unter Sklaven seyn. Furcht und Leichtsinn, Dummheit und Aberglauben stützen nur den Despoten. Er will nur Monarch und zwar ein guter Monarch seyn, folglich wird Er aus Ehre und Liebe die ächte Vaterlandspflichten zu wecken suchen. Hierzu gehört Aufklärung. Diese folgt aus Verbreitung der Wissenschaften: folglich werden Preussens Academien bald wieder zu blühen anfangen, die Friedrichs Militairsystem ganz herabgesetzt hatte.

Uebrigens ist dieser König ein vollkommener Menschenfreund. Er wird gewiß keinen Menschen martern, noch in Gefängnissen schmachten oder miß-

mißhandeln laſſen. Die Knutpeitſche wird nie den Preuſſiſchen Rücken in das Sklavenjoch biegen. Sogar bey den Soldaten verabſcheut er die barbariſche Stockprügel. Seine Officier werden nicht kreutzweiſe geſchloſſen: die knechtiſche Subordination iſt verbannt, und der Adel des Herzens wird die Vorzüge zu Ehrenſtaffeln beſtimmen. Wer einen ſolchen Fürſten betrügt, der muß gewiß ein ſchlechter Menſch ſeyn, und iſt doppelter Züchtigung werth. Gott gebe! daß Seine Fürſtenſeele überall Nahrung für ihre Beruhigung finden! Gott gebe! daß Sein Volk immer einen ſolchen Befehlshaber verdiene, und Ihm würdig lebe. Gott gebe! daß Er noch lange regiere, und daß die Wahl Seiner Mitarbeiter allezeit auf ehrliche und aufgeklärte Männer falle! Dieſes iſt mein treuer Wunſch. Das iſt die Schilderung eines Monarchen, den ich nicht verehre weil Er Monarch iſt, ſondern weil Er Monarch zu ſeyn verdienet, um Tugend und Verdienſt zu lohnen, und gute Menſchen glücklich zu machen.

Nach dieſer erſten Audienz ließ Er mich noch einmal rufen; ſprach ſehr viel mit mir, und beſtärkte die erhabenen Begriffe, welche mir die erſte Unterredung von Ihm eingeflößt hatte. Ich bin

auch

auch überzeugt, daß ich Ihn auf allen Seiten ohne Vorurtheil kenne.

Den 11. Merz präsentirte ich Ihm abermals bey einer Privataudienz meinen Sohn, welchen ich für seinen Dienst bestimmt hatte. Er ernannte ihn sogleich zum Officier bey dem Posadowskyschen Dragoner-Regimente, welches ich mir besonders ausbath. Nun ist bekannt, wie selten ein Anfänger im hiesigen Dienste sogleich Officier werden kann, ohne vorher Fahnenjunker gewesen zu seyn. Es war also eine besondre Gnade und Distinction, und Er hat mehr zu erwarten, weil mir der gütige Monarch seine Beförderung versprochen hat.

Ich habe gewiß auch schon das Vergnügen, ihn bey der Revue in Welau vor seinem Zuge zu sehen, und seine Staabsofficier hoffen viel von seinem Diensteifer: ich habe also nunmehro einen Sohn bey dem zweyten Oestreichschen Carabinier- und den andern in Preussen bey dem ersten Dragoner-Regimente in wirklichen Diensten angebracht, und Vaterpflicht erfüllt. Die Zeit wird lehren, in welchem Lande der Trenckische Name mehr geachtet, oder welcher von beiden zuerst einen Theil meines verdienten Lohnes erhalten wird. Wo dieses geschieht, dahin wird der andre folgen. Und den dritten kann meinetwegen der Großsultan nehmen, wenn

er weiß, wozu man meine Zöglinge brauchen kann, und Ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ich an keinem Hofe in Europa für mich selber finden konnte. Uebrigens sind alle meine Kinder ganz freygeborne Menschen, und keines Monarchen Vasallen. Ihr Vaterland ist die freye Reichsstadt Aachen. Verpflichtet, gefesselt ist demnach Ihr Wille nicht, den Staat zu wählen, wo sie Ehre und Brod verdienen wollen.

Ich selbst habe in Oestreich nichts Gutes genossen. Man nahm mir alles, was zu nehmen möglich war, und ließ mir nichts, als das, was man mir gar nicht nehmen konnte. Ich war Capitain gewesen, eh ich in diese Dienste trat, und nach 36 Jahren heiße ich Herr Major. Weniger konnte ich also auch nicht werden. Ich habe weit mehr als meine Pflicht erfüllt, und mein grausames Unglück im Gefängniß erlitten, nicht weil ichs verdiente und durch meine Schuld, sondern weil ich von Oestreichschen Residenten, Gesandschaftsverräthern, und Wiener Feinden verrathen, geplündert und verkauft wurde. Ersatz, Lohn, und Achtung habe ich nie erhalten. Meine beste Lebensjahre sind fruchtlos aufgeopfert, die mir kein Monarch wiedergeben kann: und auch für meine Kinder ist bis hieher nichts geschehen, das mich

Ver-

verbindlich machen könnte. Alles hat ſich ungeſtraft in meine Güter getheilt: ich mußte noch dazu beſtändig gegen Verfolgung, Perſonalhaß, Betrüger, Verläumder, Pfaffenarglist, Curatoren, Referendarien, Advokaten und accreditirte Töſewichte kämpfen und meine Lebenszeit in Nahrungsſorgen, Kummer und Gefahren zubringen; wovon man die überzeugenden Beweiſe in den erſten Bänden dieſer Lebensgeſchichte mit Erſtaunen wird geleſen haben. Das beſte Siegel der Wahrheit iſt dieſes, daß ſie in Wien ſelbſt mit Cenſurfreyheit gedruckt, öffentlich verkauft, und ohne Widerſpruch begierig geleſen werden. Auch in Berlin, in meinem Vaterlande, führen meine Schriften eben dieſes Siegel: ſie ſind privilegirt, und durchaus als gerechte Vertheidigung meiner Ehre geſchätzt. Verſchiedene Augenzeugen leben noch, und noch gegenwärtig könnte ich vor dem allerſtrengſten Kriegsrechte ohne Widerſpruch erweiſen, daß ich unſchuldig gelitten habe, und allein durch übereilten Machtſpruch verurtheilt wurde.

Wunderbar iſt dieſes gewiß, daß innerhalb 42 Jahren von denen acht Officieren, welche im Jahr 1745 mit mir bey der Einzigen Eſquadron Garde du Corps dienten, nur einer geſtorben iſt.

Obriſtlieutenant Graf v. Blumenthal lebt in Berlin, Herr von Pannewitz iſt Kommandeur des Johanniter-Ordens: beide haben mich mit Freundſchaft und Höflichkeit umarmt; beide wiſſen alle Umſtände, wie mich Jaſchinsky bey dem Monarchen unglücklich machte. Herr von Wagnitz iſt Generallieutenant in Caſſel. Dieſer war mein Zeltkamerade; wußte und ſahe alles, was mir geſchehen iſt; Kalkreuter und Grothuſen leben noch auf ihren Gütern, und Jaſchinsky ſelbſt lebt auch noch in Königsberg, aber gekannt, verachtet, und als ein abgelebter Greis im Lehnſeſſel von Vorwürfen und Krankheiten gefoltert. Ich habe ihn nicht beſucht, glaube auch nicht, daß Er mich zu ſehen wünſche. Indeſſen hat Er anſtatt verdienter Strafe, ſeit 40 Jahren 1000 Rthl. Penſion genoſſen, folglich dem Staate 40000 Rthl. gekoſtet. Ich hingegen habe durch ihn mein väterliches Erbgut verloren, 42 Jahre hindurch die Einkünfte entbehrt, und noch bis dato keinen Erſatz erhalten.

Das iſt der Welt Lauf. Friedrich nahm dem brauchbarſten redlichſten Staatsbürger ſein rechtmäßiges Gut: und ſütterte mit einem Theile davon den Verläumder deſſelben Jaſchinsky.

Ich bin demnach gegenwärtig in Berlin nicht als ein begnadigter Uebelthäter aufgetreten, ſondern

dern als ein Mann, deſſen gerechte Sache nunmehr vor den Augen Europens aufgedeckt, gedruckt, und erwieſen iſt. Der großmüthige gegenwärtige Monarch hat meine Rechtfertigung durch Seine mir öffentlich bezeigte Gnade beſiegelt. Er erwies, daß Er ohne Eigenſinn gerecht iſt: alle Herzen waren für mich geſtimmt: aller Augen auf den Märtyrer von Friedrichs Irrthum gerichtet: und ſo erſchien gekrönte Standhaftigkeit im Vaterlande auch ohne Triumphwagen ſiegreich, ohne Wiedererſtattung des verlornen, reich genug, um alle Vergnügungen einer innern Seelenberuhigung zu genießen.

Der Zeit, und dem edeln Gefühl eines ſcharfſichten Monarchen, bleibt das, was mir noch fehlet, überlaſſen. Er iſt freygebig: ich bin zu rechtmäßig ſtolz, um mit Hülfsbedürftigen zu betteln. Friedrich mein Verfolger liegt im Grabe, und kann mir nichts mehr von dem wiedergeben, was Er mir mit Grauſamkeit nahm. Meine Geſchichte würde der Seinigen unauslöſchliche Flecken anhängen, wenn ich mich an Todten rächen wollte: und die Welt weiß, daß er als der klügſte König dennoch zuweilen Sich von Leidenſchaften beherrſchen ließ, und von der Wahrſcheinlichkeit da betrogen werden konnte, wo Er glaubte, es lohne die

Mühe nicht, für eines Menschen Recht weitläufige Untersuchungen anzustellen. Freilich erkannte Er den Irrthum: sein Herz ließ mir Gerechtigkeit widerfahren: Er bedauerte mich aber vielleicht nur, weil die Sache schon zu weit gekommen war: und seine Ehrsucht sich nicht bis zum Widerruf erniedrigen konnte. Schrecklicher Grundsatz für einen Herrscher! der sich schämet da Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wo Er durch Uebereilung beleidigt hat: oder der Befehle, Gesetze und Entwürfe, die wirklich dem Staate, oder einigen Mitgliedern nachtheilig sind, aus Eigensinn allein deßhalb nicht abändern will, um nur beym blöden Volke unfehlbar zu scheinen: oder der sich schämet, sich selbst des Mangels an reifer Ueberlegung in Dingen zu beschuldigen, deren Folgen kein Menschenverstand vorzubauen noch vorherzusehen fähig ist. Der unversöhnliche Friedrich da, wo Er seinen Ehrgeiz beleidigt glaubte, liegt aber nunmehr ohnmächtig im Grabe, Er konnte mir zwar auch im Leben die Bekanntmachung meiner Geschichte so wenig, als das Urtheil der ohne Brille forschenden Welt verhindern. Hier durfte mich niemand nennen, niemand sagen, daß er mein Freund war. Alle Fürsprache war fruchtlos, und die meisten glaubten mich wirklich strafbar, weil ich Strafen eines

Uebel-

Uebelthäters erlitten hatte. Nunmehr iſt aber der Vorhang aufgedeckt; und Friedrich Wilhelm freuete Sich, da ſeine Unterthanen mich mit offenen Armen und heiterem Geſichte bey Hofe empfingen. Er kennt auch nunmehr meine ganze Seele: und wird gewiß ein gütiger Monarch für meine Kinder ſeyn, die ich für ſeinen Dienſt beſtimmt habe. Für mich ſelbſt ſuche ich nichts, und will meinen Feinden keine Urſach zur Verläumdung, wohl aber zur Reue eigener Schande, und Bewunderung geben. Niemand ſoll jemals ſagen können.. Der Trenck hat aus Eigennutz für ſich Vortheile genoſſen: In Berlin hieß ich ehmals ein Ueberläufer, der ein Oeſtreichiſches Herz im Buſen trägt. In Wien hingegen ſagten die Hofohrenbläſer und Beichtväter, denen an Unterdrückung meiner Perſon, und Entfernung vom Vertrauen des Monarchen viel gelegen war... Der Trenck iſt gut Preuſſiſch geſinnt.

Ich war aber überall ein ehrlicher Mann, der niemals ſchaden wird, wo er nicht nützen kann. Kein Vortheil, keine Ruhmſucht ſoll mich irgendwo reitzen, eine Parthey zu wählen. Ich habe Volksvertrauen, der großen Männer Achtung in beiden Staaten gewonnen. Dieſes ſey meine Zielſcheibe, meine Ehre, auch mein Lohn, und

von beyden unabhängig, und geschätzt will ich in der Gesellschaft der todten Redlichen erscheinen: folglich wird man da, wo meine Knochen begraben werden, gewiß keine Schandsäule finden: und meine Grabschrift wird heißen.

„Schade! daß man den ehrlichen Trenck zu spät „für ihn, zu spät für uns gekannt hat!

Seitdem ich nun in diesen Ländern lebe, und nichts als ächte Freundschaftsbezeugungen genieße, haben nun die Herren Zeitungsschreiber, vermuthlich aus den besten Absichten, oder um mir Gefälligkeit zu erzeigen, in ganz Deutschland lauter Neuigkeiten von mir geschrieben, die alle nicht wahr sind.

Man schrieb: ich habe eine große Pension in Berlin erhalten; und ich versichere auf Ehre, daß ich nie eine gesucht habe.

Es hieß sogar, meine älteste Tochter sey Gouvernante der jungen Herrschaften bey Hofe geworden. Vermuthlich war es Satyre eines scherzenden Correspondenten; denn meine älteste Tochter ist erst 15 Jahr alt, und bedarf noch selbst einer Gouvernante. Vielleicht mag man hin und wieder irrig glauben, daß ich niederträchtig genug sey, um für baare Bezahlung von falscher Prahlerey gereizt, gedruckte Lügen ausbreiten zu lassen.

Viel-

Vielleicht glaubte mancher Zeitungsfabrikant mir hierdurch einen Gefallen zu erzeigen, wenn er wenigstens das, was eigentlich geschehen sollte, als würklich geschehen ankündigte. Vielleicht geschah es aus Schalkhaftigkeit, Neid, Anstiftung oder Begierde, mir zu schaden, vielleicht aus gutem Wunsch und Willen. In allen Fällen ist mir aber kein Gefalle geschehen, und es wäre mir weit lieber für meine Ruhe und Wohlfahrt, wenn ich weniger beobachtet würde, um der Mißgunst auszuweichen, und im Stillen meine Vortheile zu erhaschen, ehe sie von bösen Menschen verhindert und vereitelt werden können: welche allezeit nach Kräften da entgegen arbeiten, wo der aufrichtige und zugleich aufgeklärte Mann das ganze Vertrauen des Fürsten zu erhalten droht.

Ich bitte aber alle die, welchen daran gelegen ist, beweglich, wir in meinen Privatabsichten deßhalb nichts in den Weg zu legen: weil ich heiligst versichere, daß ich diese Ehre niemahls suchen werde. Beneiden werd ich auch dessen Glück nie, der lebenslang ängstlich sorgen muß, das zu behalten, was er ohne Verdienst erschlichen hat. Der Protector unwürdiger Menschen fessele seine Sklaven nach Belieben, die seinem Stolze Opfer schuldig sind. Ein Mann meiner Gattung bleibt himmel-

weit von der Schmeicheley entfernt; und wer den Monarchen nur trockene Wahrheit sagt, oder ihren Lieblingsleidenschaften nicht das Wort spricht: der baut gewiß kein Nest bey Hofe, wo nur junge Habichte für wehrlose Tauben ausgebrütet werden; wo schädliche Sperlinge liebliche Sänger heißen, und die edle Nachtigall nur im Käfig ihre Klaglieder pfeifen darf.

Ich begnüge mich mit dem guten Bewußtseyn meines innern Richters, und will nur im innern Werthe ehrwürdig seyn. Diese Zufriedenheit habe ich erlebt, und mehr als viele wirklich große Männer genossen.

Fast täglich erhielt ich Glückwünsche und Briefe aus allen Deutschen Provinzen. Schöne Briefe von Unbekannten, worin das Herz spricht. Briefe, die einen ganzen Band füllen würden, und bekannt gemacht zu werden verdienten. Meine bekanntgemachte Lebensgeschichte hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Ich danke allen Herren Recensenten, welche mir ohne Scheelsucht Gerechtigkeit widerfahren ließen; und die Zweifler oder Tadler werden von selbst beschämt, und mit Verachtung gelesen werden, wann die Folge erweiset, daß ich nichts als reine Wahrheit geschrieben habe. Daß aber meine Geschichte manche

che Unwahrscheinlichkeit erzählt: daß sie mehr einem erdichteten Roman, als einer unpartheyischen Biographie ähnlich scheint, dieses ist nicht meine Schuld, wenn ich dergleichen seltsame Vorfälle erleben, also laut erzählen mußte. Ich schrieb sie noch dazu selbst: folglich kann mich Eigenliebe und Autorstolz da verdächtig machen, wo man die wahre Ursache dieser Unternehmung nicht kennt oder mit Vorurtheilen gegen einen Schriftsteller in propria causa eingenommen ist. Ich wäre aber ein Nichtswürdiger, wenn ich durch Unwahrheiten ein Publikum hintergehen wollte, bey welchem alle meine Schriften, so wie mein Betragen bereits allgemeinen Glauben und Beifall erworben haben.

Nur ein gelehrter Schuft sucht seine Leser zu berücken. Ein Windbeutel erzählt, um groß zu scheinen, ein Hungriger schreibt, um vom Buchhändler Brod zu erhaschen. Ein Bösewicht, der mit Recht gezüchtigt wurde, will ehrlich scheinen und seine Schande verlarven. Mich reitzte keine von diesen Ursachen zum schreiben, und eben deshalb wünscht man mir von allen Seiten Glück.

Unter der großen Zahl dieser Zuschriften, erlaube man mir folgende hier nebst meiner Antwort einzurücken, die ich von dem gelehrten und würdi-

würdigen Herrn Profeſſor Bahrdt aus Halle erhielt.

Hier iſt ſie . . . .

Zuſchrift des Herrn Profeſſoris Bahrdt aus Halle, 1787 den 10ten April.

Mann! der mit wahrer Rieſenkraft
Gelebt, gekämpft, geſiegt:
Des Seele aus ſich alles ſchafft,
Vor Großen nie ſich ſchmiegt!

Empfange, edler Deutſcher Mann!
Den glühendheißen Dank
Von dem, der manchen Kampf begann,
Wie Du mit Leiden rang.

Auch mich traf einſt der Menſchheit Peſt
Und tödtete mein Glück;
Auch mich trieb oft der [illegible] Weſpenneſt
Von meiner Bahn zurück.

Auch meine Hitze führte mich
In manches Labyrinth:
Und edler Stolz hat oftmahls ſich
Zu meinem Fall entzünd't.

Auch

Auch ich war Feind der Heuchelei
Und ſagte Wahrheit dreiſt:
Auch ich floh Speichelleckerey,
Die Fürſtengunſt verheißt.

Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land,
Trieb mich die Prieſtertück:
Ich lebte groß und weltbekannt,
Beym dürftigſten Geſchick.

In Friedrichs Staaten floh ich dann
Und ſuchte Ruh und Schutz:
Doch hier auch ſtand der ſchwarze Mann
Und tobte, mir zu Trutz.

Acht Jahre hab ich unter Laſt
Und Sorgen nun verlebt,
Und ohne Ruh und ohne Raſt
Nach Nutzbarkeit geſtrebt.

Bloß — bloß durch meines Geiſtes Kraft
Und unausſprechliche Geduld
Hab ich mir Brodt und Ruhm verſchaft,
Doch nie — Miniſterhuld.

Denn, auch in Friedrichs Staaten war
Der Pfaffen Haß mein Fall:
Und jener Orthod — oxen Schaar
Mein Unglück überall.

Verkannt,

Verkannt, in falſches Licht geſtellt,
Lebt ich, ſtets unterdrückt.
Gelegenheit zum Dienſt der Welt
Ward ſchändlich mir entrükt.

Jezt — da ich abgezehrt und krank
Mein Schickſal überſann
Und ganz mit Harm und Sorgen rang
Vernimm — was da begann.

Dein Leben — Deutſcher Männer Zier!
Gerieth in meine Hand.
Ich las — las wieder und — Heil mir!
Da war es, wo ich Balſam fand.

Da ſah ich Leiden ohne Zahl
Und Seelengröſſe, die,
Selbſt bei der ausgeſuchteſten Qual,
Dir Troſt und Muth verlieh.

Da ſtärkte mich Dein großes Bild
Beſeelte mich mit Muth.
Da fühlt ich — meine Leiden mild
Und — meinen Stolz in Gluth.

Da wacht' in mir die Hoffnung auf,
Die nie Dein Herz verließ.
Da gab ich allen Kummer auf
Der ſonſt mein Herz zerriß.

Empfange — edler Deutscher Mann,
Den glühendheissen Dank!
Du bleibst, so lang ich dichten kann,
Mein Lied und mein Gesang.

Stehst einst vor Deinem König Du
Im glücklichen Moment,
So sprich dieß Wort zu meiner Ruh;
„Dort schmachtet das Talent! —

„Dort lebt im Dunkeln und verkannt,
„Ein Mann von Kraft und Fleiß;
„Herr König, reich ihm Deine Hand
„Und trokn' ihm Thrän und Schweiß."

Ich seh's, in Deiner Seele glühe
Der edle Entschluß schon!
Ein Menschenfreudenschöpfer sieht
In sich den süßten Lohn.

Anwort an Herrn Professor Bahrdt in Halle.

Dein Brief mein Freund hat mich gerührt:
Denn wo das Herz die Feder führt.
Da fühlt ein Mann wie ich Vergnügen.

Kein

Kein Eigendünkel blendet mich
Ich fühle, was Du fühlst für Dich,
Und lehrt mein Vorbild Helden siegen
Dann hat mein Rennlauf das vollbracht,
Was Menschen groß bey Weisen macht,
Die nie im Drangsal unterliegen.

Mehr wollt' ich nie; dieß ist mein Lohn:
Den fand ich auch vor Wilhelms Thron,
Viel Ehre... nichts was ich verloren.
Der Hofmann kriecht für Gunst und Geld:
Wer Recht sucht, hat den Weg verfehlt
Wer trotzt, vor dem schließt man die Ohren.
Was bleibt mir? .. Ruhm für meinen Kampf.
Und meinen Erben? Hoffnungsdampf:
Der Thor ist nur zum Glück geboren.

Zum Wohlthun, auch fürs Vaterland,
Wo ich der Klugen Beifall fand,
Muß Herz und Wunsch in Ohnmacht trauern
Am Throne glänzt kein Wahrheitsfreund;
Wer so wie ich, vor ihm erscheint,
Auf den wird jeder Schurke lauern.
Er wird entfernt.... sucht er Gehör,
Dann suchet ihn der Fürst nicht mehr.
Und höchstens wird man ihn bedauern.

So gehts mir wirklich überall,
Mein Freund! Der Ruf iſt nur ein Schall,
Den Zeitungsſchreiber falſch verbreiten.
Ich fand für mich in keinem Staat,
Ein fruchtbar Feld für meine Saat,
Wo alle Elemente ſtreiten;
Und werd auch hier verkannt und klein,
Mir und Bedrängten unnütz ſeyn,
Hoff' auch umſonſt auf beſſre Zeiten.

Du klagſt auch über Prieſterliſt;
Wer weiß ob Du nicht Urſach biſt?
Wer ihre Herrſch- und Habſucht ſtöhret,
Wer gegen Vorurtheile ſpricht,
Der kennt den Zweck des Mannes nicht,
Der manchen klugen Kopf bethöret.
Sein Eigennutz wirkt, was er thut,
Und den trifft frommer Rache Wuth,
Der einen ſchwarzen Schelm entehret.

Er lenkt der blöden Fürſten Herz:
Er fühlt nie Schmerz bey fremden Schmerz:
Die Tugend muß ihm ſklaviſch dienen.
Monarchen ſind ihm unterthan;
Was Wunder? wenn der große Mann,
Stets kleinen Fürſten klein geſchienen?

Iſts möglich? flieh ihr Wipergift,
Eh Dich der Ketzer Urtheil trifft,
Sonſt kann Dein Glücksbaum niemals grünen.

Was nutzt uns, wagt man die Gefahr;
Die Welt bleibt immer, was ſie war,
Der Pöbel will im Irrthum wühlen.
Wer blöde Menſchen zweifeln macht,
Der wird zum Danke ausgelacht,
Und wird der Kirchen Bannſtrahl fühlen.
Ein Hund belle, weil er wachen ſoll:
Der Räuber ſagt: — der Hund iſt toll.
Klug ſchweigen hilft den Zweck erzielen.

Geduld! Mein Ziel iſt bald erreicht.
Ein Mann, der ſtill zum Grabe ſchleicht,
Der kann dem Neide nur entweichen.
Mich traf das Loos der Ruhe nicht;
Im Weltmeer rudern ward mir Pflicht;
Und Stürmen muß kein Starker weichen.
So hab' ich wie ein Cook geſchifft,
Bis mich auch Cookens *) Schickſal trifft;
So geht es uns, und unſres gleichen.

Was

*) Cook, der berühmte Schiffahrer, der neue Länder entdecken ſuchte, wurde auf den Sandwichs-Inſeln von einem Wilden ermordet.

Was iſt des Lebens Gaukelſpiel?
Wer alles hat, der hat nicht viel
Im Traumgebäude zu verlieren.
Wer dieſes kennt, ſchläft da nur gut,
Wo Leidenſchaft und Seele ruht,
Kein Irrwahn kann ihn ſchüchtern führen.
Ich lache; — lach Du auch mit mir!
Und klopft der Tod an unſre Thür,
Dann wird uns Todten Recht gebühren.
Das Recht, das nie die Welt verſagt,
Macht nie Verluſt und nie verzagt,
Den ſelbſt verdiente Palmen zieren.

Schanaulacky,
bey Königsberg in Pr. Fr. Freyhr. v. d. Trenck.
d. 30. April 1787.

P. S. Leſen Sie in dieſer Antwort die Sprache des Herzens, werther Herr Profeſſor, auf Dero mir zugeſandtes Lobgedicht; ſo laſſen Sie derſelben Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie glauben, daß ich eben ſo denke und handle, als ich ſchreibe. Folglich iſt mein Einfluß bey Hofe eben ſo unbedeutend in Berlin als in Wien und Conſtantinopel.

Unter allen Zuſchriften dieſer Art hoff ich meine Leſer nicht zu ermüden, wenn ich noch eine bekannt

mache, die vielleicht seine und meine Absicht erreichen kann, wenn sie da zufällig gelesen wird, wo eine wohlthätige Seele das, was ich wagen darf, in Erfüllung bringt, und für einen wirklich Hülfsbedürftigen spricht, dessen Schreibart einen Mann von großen Talenten entdeckt.

Ich erhielt einen Brief von einem Ungenannten. Dieser forderte mich auf, für seinen Freund in Berlin zu sprechen, und schloß mir acht Briefe bey, die ihm eben dieser Freund zugeschrieben hatte, mit der Bitte, sie nicht bekannt zu machen, um dem Manne nicht zu schaden, und nur in der Berliner Zeitung drucken zu lassen: daß ich die Briefe von einem Ungenannten aus Schlesien richtig erhalten habe, und in der Sache selbst nichts thun könne, dieses ist aus erheblichen Ursachen durch die Zeitung nicht geschehen. Es wird mir aber von ihm nicht übel gedeutet werden, wenn ich drey davon in diesem Buche zu lesen gebe, die ihm gewiß nicht schaden können, zugleich aber ein Opfer des Schicksals schildern, welches in seiner Art neu ist, und vielleicht dem Bedrängten Vortheile oder thätige Hülfe erwecken kann.

Geschiehts, so kenne ich den Mann persönlich, welcher mir seinen Namen verbergen will, und

werde

werde ihn zu finden wiſſen, um ihn zu unterſtützen, wenn man mir Hülfe für ihn zuſchickt, oder ihn kennen will. Geſchiehts nicht, dann hat man doch rührende, gut geſchriebene Briefe geleſen, die wenigſtens Mitleiden da erregen werden, wo meine eigene Lage mir nicht geſtattet, Fürſprecher eines andern zu ſeyn, oder Unglückliche zu erquicken.

Der Erſte dieſer Briefe dieſes Unglücklichen, den ich zur Bekanntmachung wähle, iſt folgender:

Neuland, den 12. Febr. 1717.

Freund.

Ich dachte Dich durch mein letztes ſo beruhigt zu haben, daß ich mir ſchmeichelte, in einem ruhigen Beſitze meiner Sorgen mit meinem Ideenkrame ungeſtöhrt forttändeln zu können, und ſiehe da, Deine unbegränzte Menge von Gegengründen, von Vorſtellungen und Vorwürfen, greifen mich ſo unvermuthet an, daß ich faſt geneigt wäre, ohne Streit zu fliehen, und Dich im Beſitze des Schlachtfeldes zu laſſen. Da aber Feigherzigkeit, wie Du weißt und öfters überzeugt wurdeſt, eben nicht die ſchwache Seite meiner Seele iſt: ſo muß ich mich mit Dir noch einmal einlaſſen, Du möchteſt ſonſt urtheilen, daß mich Jahre, überſtandnes Ungemach, ſowohl an Verſtandskräften

als an Nerven geschwächt, und unter die zahllose Reihe von verzagten Weichlingen gedrängt hätte. Zu den Waffen also!

Den Herrn Baron Trenck, diesen gleich mit die möglichste Verbindung menschlicher Schicksale durchwanderten Mann; diesen Mann unter ächten, diesen viel umfassenden Geist, welcher den Zeitpunkt erlebte, da zu glänzen, wo er verworfen, da bewundert zu seyn, wo Verachtung seine Begleiterinn, da lautsprechend gehört zu werden, wo ehmals jedes Wort von ihm Mißdeutung war — diesen Mann wählest und achtest Du für den Feuerhaken, welcher mich der wütenden und alles verzehrenden Flamme entreissen soll. Freund, Du schwärmest! Hast Du vorher eine Vergleichung zwischen ihm und mir gemacht? Hast Du die verschiedenen Umstände unserer Lebensgeschichte mit dieser Vergleichung so durchwebt, daß sie treffend werde? Und wenn ich Dir auch alles dieses geschehen zu seyn nachgeben müßte, so entsteht dennoch diese wichtige Frage: Hast Du die Kraft untersucht, welche hier wirken soll? Ich lernte diesen Dulder, diesen angenehmen Gesellschafter im Jahr 1754 zufällig in Wien persönlich kennen. Seine äußere gute und männliche Bildung verspricht nach dem Sokratischen Wink eine schöne

Seele,

Seele, und diese glaube ich auch, daß sie ihm ganz eigen sey. Aber dieses ist auch alles, was ich von ihm denke, aber erwarten kann ich von ihm nichts.

Laß mich einige Züge zur Erläuterung der Dir oben vorgelegten Fragen machen: denn ausführlich mag und will ich nicht seyn, sonst müßte ich meine Lebensgeschichte schreiben.

Baron Trenck war so viel ich weiß, ein vermögender junger Mann, dieses und sein jugendliches Feuer, durch schmeichelhafte Hoffnung berühmter und damals mächtiger Verwandten angefachet, machten Ihn gegen seinen König, dem er damals diente, kühn: und diese einzige Handlung war die Grundursache vieler übeln, nur Jammer und Elend über ihn verbreitenden Folgen.

Ich hingegen, ein Sohn eines vermögenden Schlesischen Edelmannes, erbte nicht die Tageslöhnung eines Soldaten, denn unser Vermögen wurde noch in meinen Kinderjahren ein Raub der ungerechten Gewalt, und der sich hinter die scheinheilige Tugend verbergenden Rache. Dir ist das Schicksal meines Vaters bekannt. Du weißt es, in welcher Achtung er bey der großen Kayserinn Theresia stand: weißt aber auch, wie wider ihn erdichtete Wunder seinen Fall bewirkten. Er wurde von seiner mit Mühe und Arbeit errungenen Höhe,

in die Kluft des Bedürfnißes geschleudert: bis ihn bey Anfang des siebenjährigen Krieges ein königlicher Unterthan dem Oestreichschen Hofe als einen gefährlichen Vertrauten Schwerins, den er doch niemals gekannt, schilderte. Man griff den 60 jährigen Greis in Jägerndorf, schlepte ihn auf die Vestung Grätz in Steyermark, reichte ihm zwar dort seine nothwendige Nahrung; er sahe aber aus seinem Kerker in sieben Jahren die Sonne weder auf noch niedergehen. Kaum wurde ich Jüngling, da dieses verging. Die gewisse Unschuld meines guten Vaters machte mich verwegen, um sein Vertheidiger vor dem Throne der sonst gerechten Monarchinn zu werden. Man erhörte mich aber nicht: ich erhielt nur Erlaubniß und Vermögen für ihre Rechte im Soldatenrock zu bluten: und in diesem Stande lernten wir uns beide kennen: in diesem umarmten wir uns beide das erstemal als stimmende Freunde, allein diesem Stande entrissen mich nicht meine, sondern die Feinde meines Vaters. Was mir die Monarchinn schenkte, entrissen mir Ihre Regierer. Bey Nacht und Nebel wurde ich ohne jemandes Wissen, ohne Befragen oder Proceß gefangen, und mit noch zwey andern Opfern der Ränke, auf erwehnte Vestung Grätz gebracht. Hier saß ich sechs volle Jahre in der Blüthe

meiner

meiner Jugend, unter einem fremden mir beigelegten Namen, wie ein Uebelthäter mit sieben Schlöſſer verwahret. Nach wieder hergeſtelltem Frieden wurde Trenck, mein Vater und ich, doch auf verſchiedne Weiſe entlaſſen. Erſterer erhielt ſeine Freyheit auf Anſuchen Thereſiens: und auch dieſe sorgte ſogleich für ihn. Wir hingegen wurden vermöge des Ausdrucks von Amneſtie in Friedenstractaten als geweſene Staatsverbrecher, ohne die geringſte vorhergegangene Unterſuchung ob es wahr oder falſch ſey, auf dem Auslöſungsplatze in Oedenburg vorher zur Schau aufgeführt und dann entlaſſen. Noth, Dürftigkeit und die bitterſte Armuth waren die Folgen unſers unſchuldig überſtandnen Leidens. Ich hatte nicht nur die Geſundheit verloren, ich war ein Krüppel geworden, weil ich durch den Skorbut einen Kinnbacken verlohren hatte. Dem Groſſen Friedrich ſchickte ich die unläugbarſten Beweiſe meiner ausgeſtandenen Drangſale, meines unheilbaren Zuſtandes, in den ich ſeinetwegen gerieth und bath um Brod, um nicht nebſt meinem Vater zu verhungern, aber auch hier blieb der ſonſt wohlthätige König unempfindlich. Einen Grafen von Gellhorn, welchen man nach der Einnahme von Breslau gleichfalls als einen Staatsgefangnen nach Brätz geſchickt hatte, erweckte die Vorſicht zu mei-

nem Erretter. Er hatte während ſeiner Gefangenſchaft dennoch den allgemeinen Ruf von meinen Leiden und meiner Unſchuld gehöret, kaum erfuhr er meine Freyheit, ſo reichte er mir auch ſeinen unterſtützenden Arm. Er wurde mehr als mein Freund: er wurde mein Wohlthäter, mein Ernährer und ſchenkte mich der menſchlichen Geſellſchaft wieder, der ich abgeſtorben war.

Ich muß die Ausführung dieſes Briefes bis zum nächſten Poſttage verſchieben: die Wiedererinnerung zurück gelegter Tage des Schmerzens, ritzt die Wunden auf: ſie bluten noch, hindern mich aber nicht Dich zu verſichern, daß ich ewig bin

Dein Freund.

Zweyter Brief.

vom 24ſten Februar 1787.

Freund!

Da mich Gründe auf die Erfahrung geſtützt, daß alles vergänglich ſey, wieder beruhigen: ſo muß ich, um Wort zu halten, den Faden meiner Erzählung wieder anknüpfen.

In Anſehung perſönlicher Leiden und Duldung ſo denke ich wenigſtens, nicht weniger gelitten zu haben, als Trenck. Ich weiß die ſeinige nur aus unbeſtimmten Erzählungen, und dieſen ſey meine

trau-

traurige Erfahrung an die Seite gesetzt. Vier Jahre war mein Gesellschafter ein Königlich Preussischer Obrister von Hallasch. Er war im Gehirne verrückt, und glaubte, er sey der tausendjährige Weltheiland; nährte meinen Geist mit Narrheiten, die ich beständig anhören, mitbilligen, oder gewaltige Thathandlungen von ihm erdulden mußte, weil er stärker war als ich. Alles was mich belehren, trösten, beschäftigen oder aufmuntern konnte, jeder Blick nach Menschen, jedes Buch war mir verbothen und verweigert. Noch jetzt betrachte ich es als ein Wunder, daß ich nicht selbst in des Narren Gesellschaft verrückt wurde. Vier harte Winter durchlebte ich, ohne von den Sonnenstrahlen, vielweniger durch die Wärme eines Ofens die mindeste Linderung wider Kälte und Blöße zu erhalten.

Ein wirklich verrückter Mann fühlte mehr Menschheit, als der gesunde Verstand meiner Bewahrer. Hallasch, dieser fühlbare Narre liehe mir seinen Mantel zur Decke, da mir jene ein Bund Stroh versagten: ungeachtet mir Hände und Füße bereits unempfindlich waren.

Man nannte unser Behältniß ein Z[illegible]mer, und es war ein Kloack. Der dampfende Dust durchdrang endlich mein Blut, vergiftete dasselbe, und

und ich verlohr den größten Theil einer Kinnbacke, durch die Hände eines ungeschickten Wundarztes, nachdem er mich mit lachenden Gesichtszügen drey Viertel Jahre als einen Preussischen Verräther und Staatsverbrecher täglich gemartert hatte. Auch wir wurden durch eine viertelstündlich brüllende Schildwacht in der nächtlichen Ruhe gestöhret, und öfters durch das Geschwirre der eröfneten Schlösser und Riegel von der eintretenden Wache erschreckt.

Schottendorf war unser Commendant und Tyrann. Ein Mann, der mir die in dem Hause meiner Aeltern genossene Wohlthaten mit Grausamkeit vergalt. Die Sichel der Zeit hielt ihn für reif, und schnitt ihn ab. Er ist jetzt verfault; und ich lebe noch. Tormentini und Galer folgten ihm in der Würde und Gewalt, nicht aber in der Unempfindlichkeit und in dem Bauernstolz. Wir wurden unter ihnen zwar mit Behutsamkeit, jedoch mit sorgsamer Achtung behandelt. Unentgeldlich genossen wir nun Luft: auch reines Wasser. Und sie wusten jeder heimlichen Kränkung, die der Gefangene mit seinem täglichen Brodte einschlucken mus, Einhalt zu thun, auch unserm Leiden Schranken zu setzen. Ewig wird mir das Andenken dieser beyden würdigen Männer theuer und heilig seyn.

So

So sehr ich aber auch ihre Tritte segne, so sehr übertraf sie dennoch im gewissen Verstande Rottenstreiner der Stabs-Profos.

Ohne Erziehung, ohne andre Grundsätze als die, welche natürlicher Menschenverstand gewähret, sahe er die ihm anvertraueten Gefangenen als seine Kinder an: und anstatt sich an ihnen zu bereichern, erwies er ihnen Wohlthaten. Ich selbst genoß sie noch 2 Jahre, nachdem Hallasch entlassen worden; hätte doch auch dieser redliche Mann auf einer seiner Denkart angemessenen Stuffe stehen können.

Ich schildere hier Freund! in flüchtigen Federzügen Leiden, vor denen der sie zufällig sehende Monarch zurück beben würde, wenn auch Blutart des Wüterichs in seinen Adern flöße.

Theresia wollte es gewiß nicht so: und doch geschah es: Allein sie war Mensch, und konnte nicht, wie die Gottheit alles sehen.

Aus der Dir hier vorgelegten Schilderung des Trenck, und meiner selbst, wirst du nun wohl den Grund des Unterschiedes sehen, der in unsern beyden Geschichten zu zwey sich ganz entgegengesetzten Wirkungen führen mußte.

Trenck trat aus dem Kerker, unter ein ihn vor Mangel und Verachtung deckendes Schild. Der

Tag

Tag seiner Freyheit, war auch der Tag seines Sieges. Ich hingegen wurde den Stürmen der Armuth, und aller möglichen Schmach Preis gegeben.

Der im Kerker niedergebeugte Geist des Trenck erholte und erhob sich wieder, da ihn keine Nahrungssorgen in seinem Fluge hemmten, nicht im gesellschaftlichen Umgange beugten, sondern vielmehr erhoben: nicht von seines Gleichen hinwegdrängten, und zu Reichen hinstiessen, die ihre Mittheilungen nur für mühsame Arbeit, von Speisen, mit denen sie nur Ihren Stolz mästen, verkaufen. — Freund! ich durchwachte Nächte, nicht in wollüstigen Empfindungen, sondern in mühsamen Arbeiten, um an dem wieder auflebenden Tage nicht betteln zu dürfen, hier arbeitete ich für Richter, die weder Gesetze kannten, noch der natürlichen Billigkeit in ihren bösartigen Herzen zu wirken, Raum gestatteten. Dort berichtigte ich Rentrechnungen, in denen man in jedem Tittel den Herrn, welchem sie vorgelegt wurden, als einen betrogenen Dummkopf erkannte. An diesem Orte bezahlte mir der Kenner eine mit Fleiß verfertigte Zeichnung mit Groschen: und in jenem füllte mir ein im Goldzählen Gelehrter die Hand mit Golde für ein Geschmiere. Der außerordentliche Fall in Olmütz nöthigte

bethigte mich endlich ein Weltprieſter zu werden. Ein hier in Schmeichlerkünſten glänzender Biſchoff, ſahe meinen Kopf für das Meduſenhaupt an: drückte mich in mein geliebtes Vaterland zurück; tanzte auf den Trümmern meiner zernichteten Hoffnung und rühmte ſich dennoch mein Freund zu ſeyn. Hier in meinem Vaterlande ſind nun meine Handlungen, meine Denkart, meine erlebte Drangſale bekannt. Dürfte ich hier beſchreiben und nicht vergleichen, ſo würdeſt Du, wie jeder, den Knecht mit dem Freyen verwechſeln; Du würdeſt meinen Geiſt in vollkommener Freyheit, und meine Glieder in Feſſeln ſehen. Folgt nun aus dem hier geſagten nicht in natürlicher geprüfter Ordnung dieſes: — Trenck erinnert ſich ſeiner Trübſale nur noch, um aus denſelben Vortheile für ſich und die Seinigen zu ziehen. Ihn drückte nur Elend, von Menſchen abgeſondert, niemals war er aber meines Wiſſens in Freyheit von Noth und Nahrungsſorgen niedergeſchlagen. Er wurde bedienet, nicht aber, ſo wie ich, in die Nothwendigkeit gedrängt, bösartigen Geitzigen, Dummen und Stolzen, demüthig aufzuwarten. Der Erſte Tritt in ſeine Freyheit war im Aufſtehen, und er durfte vor denen nicht kriechen, die Verachtung verdienen, ſich auch vor denen nicht

bücken,

bücken, die jeden gekrümmten Rücken als den Tragsessel ihrer Hoheit betrachten. Bey Menschen nicht um Brod betteln, die den Flehenden verschmähen, wenn er auch in jedem Verstande mehr innern Werth, als sie selbst haben, besitzet. Denke Dir nun, bester Freund! diesen Trenck und mich ihm gegenüber; und dann frage die Erfahrung; sie wird Dir antworten. Jeder sorge für sich: niemand suche für einen andern, wenn er noch für sich selbst zu suchen hat. Kein Mensch flehe bey einem Fürsten für den dritten! Sey demnach zufrieden, so wie ich! Bedaure mich! Gib mir aber keinen Rath solcher Art: denn er stützet sich auf Menschen, die im Wohlthun ihre Wollust empfinden; und diese hofft man vergebens zu finden. Man wünscht — aber beym Wunsche bleibt es. So sehr ich aber auch der Wünsche satt bin, die auf mich selbst Bezug haben, so bin ichs doch in denen nicht, Dir thätig zeigen zu können, daß ich für Dich eine dankbare Seele habe

Dein Freund
N. N.

Dritter Brief.

Von ebendemſelben.

Deine ſtets für mich bezeigte Freundſchaft erneuert jeden Augenblick ihr thätiges Seelenvermögen, und wird einem wahren Wucherer ähnlich, der ſich des kleinſten Gewinſtes mit jedem begierigen Blicke bemeiſtert; du ſucheſt wie ein Schatzgräber in jedem Vorfalle mit Mühe, eine für meine übertragene Leiden würdige Vergeltung. Glaubſt Du aber nicht, daß der ſchlaueſte Wucherer vom Scheine betrogen, mit erwucherten falſchem Gelde ſeine Sammlung häuft: und zuweilen eben ſo wie der Schatzgräber zur Vergeltung ſeiner fruchtloſen Arbeit, anſtatt den geſuchten Kaſten zu finden, ſein Haus zuſammen ſtürzen ſieht, deſſen Grundveſte er unvorſichtig, von Gelddurſt betäubt durchwühlte.

Erlaube mir dieſe Vergleichung auf mich anzuwenden, mir wenigſtens ſcheint ſie ſehr treffend. Erblickſt Du ſie aus einem andern Geſichtspunkte ſo iſt vielleicht die Urſache hierin verdekt, weil ich zu fürchten, Du hingegen viel zu hoffen für mich findeſt. Die Zeit mein würdiger Freund, ſtellte mich von den mir durch fühlloſe Menſchen gemachten Wunden vor der Welt in ſolcher Geſtalt wieder her, daß die, welche mich nur in der Ober-

fläche betrachteten, den in diesen Wunden noch wütenden Eiter nicht erblickten. Würde der durch äußerlichen Glanz, durch Schmeichler, durch unempfindliche Rathgeber, nur zum Sinnlichen gewöhnte Begriff der Großen, von denen meine Leitung, meine Unterstützung abhängt, seinen eigenen Einsichten, nicht mehr als meinen Vorstellungen, als jedem freinden Berichte von meinem Zustande Glauben beymessen? würde mich nicht, um deutlich zu reden, sein nur ohngefehr auf mich geworfener Blick einer Unwahrheit beschuldigen? würde wohl meine unternommene Arbeit etwas anders seyn als ein Traumgebäude, in welches mich der Kitzel eitler Hoffnung gereitet hätte? Ich würde nicht nur eben so wie bisher, den Druck des Mangels dulden, sondern noch dazu unter der Last einer mich schmähenden Zurückweisung liegen müssen.

Freund! Du kennest mein weiches, fühlbares, aber zu jeder Erduldung auch der kleinsten Beschimpfung unbändiges Herz. Und dennoch willst Du mich zu einem Schritt bewegen, ja gar dazu auffordern, welcher, wenn ich ihn thäte, mich, wo nicht in einen Abgrund stürzen, doch zu einem Fall verleiten könnte, dem ich durch kluge Zurückhaltung und Geduld wenigstens ausweichen kann.

Ich

Ich glaube nunmehr, mein Beſter, Dir erwieſen zu haben, daß die Dir verſprochene Vergleichung ächt und treffend ſey. Laß mich nun noch einige Worte von meiner Furcht und Deiner Hoffnung ſagen. Du hoffeſt, weil Dir bereits verſchiedene Ausſichten in die unſichere Zukunft glückten: Ich hingegen fürchte, weil mir bisher nichts gelang. Du lenkeſt den Geſichtskreis Deiner Wünſche gegen einen beſtimmten Punkt: und es beruht auf Deiner Willkühr, wo Du dieſen hinſtellen willſt. Ich hingegen ſtehe auf dem Punkte, welchen der Mathematikus ein Zero nennt, wenn er von unbegreiflichen Kleinigkeiten reden will. Fällſt Du? ſo kannſt Du nicht aus Deiner Grundlinie, gewiß aber nicht aus Deinem Zirkel fallen, ich aber würde immer in ein fremdes Gebieth fallen müſſen und vielleicht in die Gewalt eines Tyrannen gerathen, der mich von neuem geiſſeln, als einen Staatsverbrecher brandmarken und mit allen Empfindungen möglicher Marter eines langſamen Todes ſterben laſſen würde.

Die Stimme der Tugend tönet zu leiſe mein Freund, als daß ſie durch das wellenartige Geräuſch bey Hofe bis zum Ohre des Selbſtherrſchers dringen könnte. Ich fürchte zu keiner Zeit die auf mich ſtürmende Macht gewaffneter Feinde. Aber

ich fürchte die geiſtliche Geiſſel. Auch die Sultane ſtehen unter derſelben. Wer ſollte alſo wohl einen milden guten Fürſten bewegen, für mich einige Worte des Heils niederzuſchreiben? Iſt wohl Trenck in der Lage, daß er ſich in fremde Händel miſchen, oder für Bedrängte ſprechen kann? gewiß nicht. Wir haben alſo beide geträumet. Du in guten Geſinnungen und ich, indem ich mich hierüber mit Dir in einen Briefwechſel einließ. Wäre er mein Freund, wie Du, vielleicht könnte ſeine große Weltkenntniß Wege finden, um mich zur Beruhigung zu leiten; um deſto leichter, weil ich wenig bedarf. Verbirg ihm alſo meinen Namen, bis er Dich befragt. Schweigt er? ſo iſt es ein ſicheres Zeichen ſeines Unvermögens, denn wer ihn kennt, zweifelt gewiß nicht an ſeinem beſten Willen. Wenigſtens ſchade mir nicht durch fehlgeſchlagne Entwürfe und ſtöre meine Seelenruhe nie durch leere Hofnungsträume, wetteifern wollen wir auf unſern bereits angebauten Feldern. Lebe wohl. Liebe mich! ich verdiens

A. A. E.

Dieſe Briefe hab ich hier eingerückt, um einem bedrängten Manne, deſſen Feder Menſchenverſtand entdeckt, auf irgend eine Art nützlich zu ſeyn, falls jemand meiner Leſer Gelegenheit ſuchte, Wohlthaten

ten einem Hülfsbedürftigen zu erzeigen. Ich werde ihn ſchon zu finden wiſſen, wenn ich Urſache habe, ihn zu ſuchen.

Noch eine Zuſchrift muß ich hier beyfügen, die ich geſtern aus Pohlen gleichfalls ohne Unterſchrift erhielt.

Reſchow en Gallicie, le 30. Avril 1787.

Monſieur!

Tous les coeurs ſenſibles qui ont eu l'avantage de Vous connoître durant votre ſéjour en Autriche, prennent la part la plus épurée à la juſtice qu'on Vous rend, & aux diſtinctions marquées dont on Vous comble à la Cour de Berlin, & que nous apprenons par la voie des feuilles publiques. Il eſt bien conſolant Monſieur pour l'humanité de voir, que les reſſources de conſolation Vous viennent du même endroit, où la barbarie la plus effrainée d'un deſtin inconcevable fit naître l'amertume de Vos ſouffrances, ſi naïvement détaillées dans l'Hiſtoire de Votre Vie, qui ſe trouve déjà dans les mains de tout le monde ſenſé dans notre canton des ours: & qui a été arroſé de mes larmes en la liſant à trois repriſes conſécutives. J'eſpere d'avoir bientôt la continuation écrite aux bords de la bienfaiſante Sprée. Ah, Monſieur! il faudroit

être cuiraſſé comme le premier Navigateur dont parle Horace, pour ne pas être pénétré d'eſtime & de compaſſion à l'égard d'un honnêt-homme littérateur éclairé, brave Militaire, & bon citoyen, en réflechiſſant ſur les maux que Votre fermeté unique ſavoit braver & ſurmonter. Vous méritez qu'on trace ſur Votre tombe & portrait les lignes que ma muſe m'inſpire dans ce moment:

La mort même a ſes maux ſouvent inexorable
Voulut les prolonger, en arrêtant ſa main.
Il ne put expirer... non... Phiſtoire & la fable
Ne nous ont point offert de plus cruelle deſtin.

Permettez que je Vous communique en même tems, ce que je répondis à la Princeſſe Czatoryska, Dame d'un mérit ſupérieur, lorsqu'elle me demanda une eſquiſſe cathégorique de Votre Hiſtoire imprimée.

Jouet d'un ſort affreux, ſans l'avoir mérité
Trenck ſut intéreſſer les ames reſpectables,
La conſtance l'arme de l'intrépidité
Pour le placer au rang des hommes reſpectables.
On eut la cruauté de lui ravir ſes biens:
La Calomnie offrit ſes trames les plus viles.
Son coeur & ſon eſprit furent les ſeuls ſoutiens,
Qui le font triompher en dépit des Zoiles.

Il dut d'un Iaſchinsky, d'un Borck, d'un traitre
d'O.
Souffrir ſans offenſes la criante avanie.
Le malheureux talent d'un Krügel d'un Zetto
Parut mettre le comble à ſon ignominie.
Ils ont paſſés, ces Monſtres reconnus:
Rien ne peut rétablir leur indigne mémoire.
Leur victime ſurvit: & le droit des vertus
Lui fait atteindre enfin au temple de la gloire.
Tout finit ici bas, la joie & la douleur.
Ami de la ſageſſe, il réſiſte au malheur.
Le mépris de ſes coups & ſon plaiſir unique:
Hélas! n'envions pas ces mortels couronnés!
Pour eux très rarement il exiſte un azyle.
Aux conſeils d'un Impie ſans ceſſe ils ſont livrées
Une injuſte ſentence eſt funeſte & facile.

Je vous conjure, Monſieur, d'agréer l'aſſurance ſincère d'un homme qui Vous reſte inconnu, & qui vous admire avec l'elite de nos Polonois éclairés, cette aſſurance d'une conſidération reſpectable qu'on n'accorde qu'au vrai mérite & avec laquelle je ſuis

Votre ami ſans me nommer.

Dieſen Brief hab ich hier eingerückt, um demjenigen laut zu danken, welcher mir ſeinen Namen

verborgen hat, um keine angemessene Antwort auf eine so schmeichelhafte Zuschrift zu fordern.

Ich empfinde den Werth edler Seelen im vollen Gewichte, und falls die Prinzessinn Czatorynska diesem Zeugnisse geglaubt hat, so wird Sie in meinen Blättern das lesen, was mein gefühlvolles Herz für erhabene Seelen empfindet, die mich und mein Schicksal bedauern.

Mit Briefen solcher Art könnte ich mehrere Bogen füllen, sie gehören aber für eine andre Sammlung. Ich fand in Berlin noch verschiedene alte Freunde und Freundinnen. Unter andern kam ein alter Invalide zu mir, welcher im Jahr 1746 da ich zu Glatz im Arrest saß, und mich, wie bereits im ersten Bande erzählt, auf eine verzweifelte Art durch die Wache schlug, eben vor meiner Thüre auf der Schildwacht gestanden hat, und den ich die Treppe hinunter warf.

Ein andrer Invalide besuchte mich, der mir im Magdeburger Kerker geholfen hatte Sandsäcke heraus zu schaffen.

Nun rückte aber die Zeit heran, daß ich Berlin verlassen mußte, um meine Reise in das Vaterland nach Preussen anzutreten. Am Vorabend dieser Abreise genoß ich noch das Glück über zwey Stunden bey Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessinn Amalia,

Schwe-

Schweſter des groſsen Friedrichs zuzubringen. Dieſe wirklich groſse Frau, welche wegen ihrer Scharfſicht allein die Ehre genoſs, Friedrichs ganze Liebe und ſein unbegränztes Vertrauen zu beſitzen, die mich in allen Drangſalen meines Lebens ſchützte, und mich mit Wohlthaten überhäufte: die auch im Grunde das meiſte zu meiner Befreyung beigetragen hatte, und mich während meines jetzigen Aufenthalts in Berlin nicht als einen fremden Officier, ſondern als einen alten Patrioten und Freund aufnahm, und diſtinguirte: befahl mir, ich ſollte ſogleich an meine Frau ſchreiben, und ihr auftragen, daſs ſie nebſt ihren beiden älteſten Töchtern im Junio nach Berlin kommen ſollte. Sie verſprach mir die Verſorgung dieſer Töchter; auch im Teſtament an meine Frau zu denken.

Bey dem Abſchiede ſogar fragte Sie mich mit den liebreichſten Merkmalen einer gefühlvollen Seele:... Ob ich zu meinen gegenwärtigen Reiſen auch mit Geld verſehen ſey?... Meine Antwort war: Ja. Ich bedürfe jetzt nichts, empfehle aber meine Kinder.... Dieſer mit ſichtbarer Empfindung vorgebrachte Ausdruck erſchütterte.... Die Edle Fürſtin gab mir Zeichen, daſs Sie mich verſtünde; nahm mich bey der Hand mit den Worten: Kommen ſie bald zurück, Freund! Ich will Sie gern

bald wieder sehen... Hiermit eilte ich mich fort... Vielleicht fühlte ich eine gewiße Ahndung, die mich noch etliche Tage in Berlin hätte zurück halten sollen, wo ich ohnfehlbar große Vortheile für meine Kinder durch meine Gegenwart befördert hätte. Mein übler Genius trieb mich aber fort. Und fünf Tage nach meiner Abreise wurde diese Edle Fürstinn vom Tode überrascht: folglich mein ganzer Entwurf, die Hauptabsicht meiner Reise, vereitelt.

Ist dieses nicht ein neues Merkmal, daß mein Schicksal in seinen Tücken gegen mich bis zum Grabe fortwüten will. Man lese nur meine Geschichte mit Aufmerksamkeit. Es erhebt mich bis zum höchsten Gipfel der wahrscheinlichsten Aussicht in eine glückliche Zukunft: und wenn ich glaubte, nun sey es Zeit den Anker zu werfen, und im Hafen der Ruhe zu genießen, dann schleuderte mich ein neuer unerwarteter Sturm in das Meer der Sorgen zurück... Vermuthlich habe ich demnach für die Zukunft eben das zu erwarten. Und wenn mir gleich jeder sehnsüchtige Menschenfreund diese endlich verdiente Ruhe bey grauen Haaren wünscht: so wird es doch wohl wahrscheinlich überall bey dem Wunsche bleiben. In Wirklichkeit etwas gutes für mich zu vollziehen, hat der heilige Geist noch bisher keinem Fürsten ein-

eingeflößt, keinen guten Geiſt zu bewerkſtelligen bewogen. Und wann Freunde die mir wohlwollten, den wirklichen Vorſatz gefaßt hatten, mich zu unterſtützen, oder auch nur nach dem Tode zu begünſtigen, dann wurden ſie durch argliſtige Menſchen zurück gehalten, oder verſchoben den beſten Willen bis ſie ohne denſelben zu vollziehen vom Tode überrumpelt wurden. Ich könnte in meiner Geſchichte noch manche ganz beſondre Fälle dieſer Art erzählen, wo beſonders bey manchem die Herren Beichtväter mir allezeit die tödlichen Streiche verſetzten. Bey dieſem letzten war es aber wol allein meine Schuld. Ich hätte den günſtigen Zeitpunkt beſſer benutzen ſollen. Die Gefahr war da: die Gelegenheit war auch da ſie zu benutzen. Ich war aber zu ſicher, oder zu ſaumſelig, oder zu blöde, oder vielmehr zur Unzeit zu großmütig um eigennützig zu ſcheinen. Geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern. Ich muß glauben die Vorſehung habe mir kein Glück beſtimmt. Und das iſt der beſte Troſt für den, der viel glaubt. Da ich aber in die Zahl der Zweifler gehöre, ſo bin ich überzeugt daß ich manche Gelegenheit zur Wolfahrt durch unzeitige Zurückhaltung verſäumt habe. Satan iſt wenigſtens nicht Schuld daran. Denn er weiß daß mich kein Vorfall auf Erden

bis

bis zur Verzweiflung bringen kann. Er erhaltet also meine geplagte Seele durch dieses Mittel nicht, und stärkt nur meinen Muth in großen Trübsalen. Hat Gott es aber so beschlossen, daß mir auf Erden gar kein Glück begegnen soll, und daß ich mich allein mit Hofcomplimenten, mit dem allgemein erworbenen Beifalle und Mitleiden geistig begnügen muß, und von der besten Monarchen Großmuth für mich allein nichts zu erwarten ist. Dann will ich mich in mein Verhängniß schicken, und mit der Ehre zufrieden seyn, daß ich glücklich zu seyn verdient hätte.

Gehört aber Reichthum, thätige Unterstützung dazu um glücklich zu seyn? so bleibt mir gewiß wenig zu erwarten übrig, weil mein Winter keinen Frühling mehr zu erwarten hat, und ich meinen Glauben als ein verstockter Zweifler nicht mehr unter dem Gehorsam einer unsichern Hofnung gefangen nehmen kann. Um aber neue Entwürfe für einen nach Welt und Schulregeln entworfenen Plan auszuführen ist meine Zeit zu kurz: mein Rücken für Hofcomplimente zu steif: mein Kopf zu eigensinnig, und meine Seele zu stolz auf ihren innern Werth. Indessen ruhe der Geist Amalizens in Frieden. Genug Ihr Wille war gut: Ihr Verstand scharfsichtig, und es würde mir nicht

an

an Stoff fehlen Anmerkungen über Friedrichs Biographie zu schreiben, wenn ich erst etliche Jahrhunderte in Ihrer Gesellschaft jenseits des schwarzen Styx werde zugebracht haben, wo man geschehene Dinge mit wenigem Rückhalt, und ohne Gefahr auf die Finger geklopft zu werden, schreiben darf. Bis dahin wird wohl wahrscheinlich meine Feder bey der Hand ruhen: es sey dann daß besondre Ursachen noch einmal meinen Ehrgeiz empörten, mir durch neue Wahrheiten, neue Verfolgungen zuzuziehen. Und hiervor behüte mich unser lieber Herr Gott, der gewiß an der Unruhe seiner Geschöpfe keinen Gefallen haben kann, und der noch lebenden Fürsten Herz so zu lenken wissen wird, daß sie mir endlich auch etwas Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Nun weiter zur Geschichte.

Ich reisete von Berlin den 22sten März nach Königsberg, hielt mich ein paar Tage bey dem regierenden Maggrafen von Brandenburg Schwedt auf, der mich mit Gnaden und Achtung empfing, mir auch im Magdeburger Kerker Wohlthaten erzeigt hatte. Von da kam ich bey Soldin nach Schildberg, zum Herrn von Sidau, welcher die Tochter meiner geliebten Schwester, eben der von Waldau geheirathet hatte, von welcher ich im ersten

Bande

Bande so viel erzählt habe. Ich fand einen rechtschaffenen Mann, der die Tochter dieser durch mein Schicksal unglücklich gewordenen Schwester glücklich macht; wurde mit offenen Armen empfangen: und sahe seit 42 Jahren zum erstenmale Blutsfreunde und Verwandte.

Ehe ich dahin kam begegnete mir eine unvermuthete Freude in — wo der Generallieutnant von Kowalsky mich umarmte, dieser ehrwürdige Mann war im Jahr 1746 bey der Glatzer Garnison Lieutenant, und Augenzeuge als ich die Capriole vom Walle herunter machte. Er hat meine Geschichte gelesen und da ihm Hauptvorfälle davon bekannt waren, so empfing er mich mit untrüglichen Merkmahlen einer wahren Hochschätzung, die man nur von einem Mann seiner Gattung erwarten kann, welcher reine Wahrheit geschrieben hat. Also abermals ein untrüglicher Augenzeuge meines Schicksals, auf dessen Beyfall ich sichre Rechnung machen und diejenigen hinweisen kann, die an meiner treuen Erzählung von meinen Glatzer Unternehmungen vielleicht nur deshalb gezweifelt haben, weil sie sich eben nicht geneigt fühlen, im gleichen Falle eben das auszuführen zu wagen, noch zu erzählen. Von hier kam ich nach Landsberg an der Warthe; hier fand ich meinen Schwager, den

Obri-

Obristen von Pape, Commandeur des Götzischen Dragoner-Regiments, der meine verstorbene Schwester zur zweyten Ehe geheirathet hatte. Auch hier fühlte ich einen Freudentag. Im ganzen Lande wo ich durchreisete, wurde ich mit Bewunderung angesehen, liebreich empfangen und alle wünschten mir herzlich Glück, zur rühmlichen Wiederkehr ins Vaterland.

In den meisten Garnisonen der Städte fand ich Verwandte: überall sollte ich mich aufhalten. Und gewiß ist es, daß noch kein Mensch auf Erden mehr Ehre genoß, mehr Achtung in einer ganzen Monarchie erworben hat als ich. Mein allgemein bekanntes unschuldiges Leiden hat mir eine unbegränzte Hochschätzung zu Wege gebracht und meine Seele wäre undankbar, wenn sie unempfindlich bey solchen Begegnungen bleiben könnte.

Das ist mein Lohn: mein fühlbarer Lohn für rechtschaffene Handlungen. Ein Lohn, welcher nicht aus Fürstengnade, sondern aus selbst verdienten Beyfall stammet. Ein solcher Lohn, den nur allein die ächte Tugend erwarten kann, den ich wirklich erlebt, und im vollen Gewichte empfunden habe. Ein Lohn sag ich, den mir auch des mächtigen Friedrichs Haß zwar verschieben, aber nicht hindern konnte, weil ich stark genug war

um,

ihn zu erleben. Lege ich nun diesen, gegen alle überstandene Drangsale die mich seit 42 Jahren trafen, in eine Wagschale, so überwigt die gegenwärtige kurze Ehre und Freude, alle Schmach und Schmerzen des vergangenen. Und es ist mir wirklich lieb, daß mich das Schicksal mit solchen Wunden schlug, die ich nun geheilt sehe und mit Narben prangen kann, die den Werth des Helden im Siege bestimmen.

Ich diene nunmehr dem Vaterlande zum Lehrer und Muster. Ahmet mir in gleichen Schicksale nach Brüder! erzählet euren Kindern meine Geschichte zum Vorbilde! saget laut, daß meine Knochen eine Grabstelle bey unsern Vätern verdienet hätten, und da mich mein Schicksal von diesen ehrwürdigen Gräbern entfernet; da ich unter euch meinen grauen Kopf nicht bis zur Grube tragen kann und vermuthlich da sterben werde, wo Neid, Verläumdung, Blödsicht und Habsucht den besten Staatsbürger mißhandeln; so sey euch meine Asche heilig: mein Herz geehrt und mein Andenken werth. Ich lasse meinen Sohn zurück: seht in ihm meine Rechtschaffenheit fortgepflanzt und unterscheidet ihn von den Kindern solcher Väter, die nichts im Vaterlande gelitten oder verloren haben.

Schwer-

Schwerlich werde ich da, wo ich den größten Lohn verdiente, jemals eben die Ehre genießen, die mir in Preußen widerfuhr. Man betrachtete mich dort aus einem falschen Gesichtspuncte, und ich fühle keinen Trieb mehr, mir die Mühe zu geben, da, wo man mich bisher verkannte, in solcher Gestalt aufzutreten, wo mich niemand mehr mißhandeln kann. — Auch dort ist der große Haufen mir persönlich eben so geneigt als hier. Ich werde bewundert aber nicht geschätzt; bedauert aber nicht unterstützt: geehrt aber nicht belohnt. Die Mächtigen allein haben den Staar für mich und wollen nicht sehen, meinetwegen aber schlage sie Gott mit ewiger Blindheit, genug daß ich sie sehe, kenne und verachte, auch allenfalls ihren Ferngläsern nur in Zwerggestalt erscheinen werde.

Gellert sagt:

Wer ist der Große, der dich ehrt?
Sprich! kennt Er der Verdienste Werth?
Setz ihn im Geist aus seinem Stande!
Vielleicht fällt Dir sein Beyfall klein,
Vielleicht hältst Du ihm werth zu seyn,
Nunmehr für eine Schande.

Ich machte in Berlin auch eine Entdeckung, die mich aufklärt, einen Irrthum zu widerrufen,

den man auf der ersten Seite im ersten Bande dieser Geschichte findet. Da ich dieses schrieb, war ich durch falschen Bericht der Meinung, der ehmalige General-Postmeister von Derschau in Berlin, sey meiner Mutter Bruder und eben der gewesen, welcher im Jahr 1742 Oberamtsrath in Glogau und nachher Präsident in Ostfriesland war. Ich habe gefehlt, dieser Derschau, meiner Mutter Bruder ist noch gegenwärtig am Leben und Präsident zu Aurich in Ostfriesland — der Generalpostmeister war aber ein Sohn des sogenannten Alt-Derschau, der als General starb und nur ein weitläuftiger Vetter meiner Mutter war: der sogenannte Jung-Derschau, der ein Regiment in Burg hatte, war auch nicht der Bruder sondern Geschwister Kind mit meiner Mutter: eine ihrer Schwestern hatte den Obristlieutnant von Ostau geheirathet, dessen Sohn, der Präsident Ostau jetzt auf seinen Güthern zu Lablack in Preußen wohnt.

Dieses habe ich hier anmerken wollen, um einen gewissen Mann zurecht zu weisen, welcher wegen dieses an sich selbst unbedeutenden Irrthums, da ich seit 45 Jahren vom Vaterlande entfernt lebe, das alberne Vorurtheil faßte, meine ganze Lebensgeschichte müsse erdichtet seyn. Gleichgültig über seinen Tadel oder Beyfall, bessere ich nach näherer

näherer Aufklärung diesen Fehler: und glaube daß kein Derschau Ursache hat, sich zu schämen mit der Trenckischen Familie verwandt zu seyn, die in Preußischen Staaten seit 300 Jahren mit den ältesten Geschlechtern verbunden, auch in der Geschichte den wahren Adel des Herzens erwiesen hat.

Auch habe ich geirret, da ich in der Erzählung von meiner Glatzer Flucht einen gewissen Lieutnant von Mollinie in Verdacht hatte, als habe er mich damals in Braunau ausgekundschaftet, und dem General Fouquet verrathen, nein! der rechtschaffene Mann lebt noch als Capitain im Brandenburgischen, er war über diesen Verdacht empfindlich: hat sich bey mir vollkommen gerechtfertiget: Ich bitte ihn hiermit um Verzeihung: wir sind vollkommen verglichen und verstanden, er war und blieb mein Freund. Und der, welcher mich damals eigentlich ausgekundschaft hatte, ist der Capitain von Nimschofsky, vom Fouquetschen Regimente, mein eigner Vetter gewesen, welcher mich in Braunau unter Freundschaftslarve besuchte und mich eigentlich verrathen hatte.

Ich erhielt auch einen wunderbaren Brief von einem gewissen Lieutenant Herrn von Brodowsky, dieser sonderbare Mann findet sich beleidigt, daß

ich seine Mutter in meiner Geschichte genannt habe und fordert Widerrufung: aber lieber Gott! Widerrufen brauche ich wol nie, wo ich Wahrheit schrieb, die niemand beleidigen kann, und vor Drohungen aller Art, hab ich noch nie gezittert.

Bescheidene Leser sehen wohl daß die Ehre der damaligen Madame Brodowsky in Elbing, gewiß nicht beleidigt ist, wenn ich erzähle, daß ich ihr nicht gleichgültig war.

Herr Samuel Brodowsky, war mein Instructor in meines Vaters Hause, wurde Auditeur bey dem Golzischen Regimente in Elbing, dort fand ich ihn im Jahr 1747 wo er mir als ein rechaffener Freund beystand, mich in sein Haus aufnahm, auch bis zu meiner Mutter selbst mitreisete, um mir thätige Hülfe zu holen. Nie war also wohl meine Absicht, diesen ehrlichen Mann im Leben, vielweniger im Grabe zu beleidigen. Seine Frau war jung, feurig und schön: der Mann alt, gleichgültig und ein mürrischer Gelehrter.

Wer Welt, Menschen und Leidenschaften kennt, der wird gewiß nie behaupten wollen, daß auch nur eine Fürstliche Familie auf Erden lebe, deren Mütter alle bis zum 18ten Geschlecht hinauf keine fremde Reiser in ihren hohen Stammbaum gepflanzt haben. Ich habe auch noch nie gehört

daß

daß es einen Sohn beleidigen kann, wenn seine Mutter liebenswürdig war und neben ihrem alten Manne einen Freund liebte. Meine Mutter hatte auch einen Liebhaber, aber ich will nach 40 Jahren weder untersuchen noch behaupten, daß sie ganz unempfindlich seyn konnte.

Nur ein schlechter Mann spricht von todten Freunden übel. Und die Elbingische gegenwärtige Matronen, welche vor 40 Jahren die Madame Brodowsky noch persönlich gekannt haben, werden schwerlich ein Jurament ablegen, daß Sie niemals verliebt war. Es muß denen, die sich hierüber aufhalten, auch unbewußt seyn, was ich damals wegen dieses Hauses für eine ernsthafte Verdrüßlichkeit mit dem Herrn General Golz hatte, der mit mir mehr, als mit Herrn Brodowsky zu eifern schien. Um desto sonderbarer ist die Aufforderung seines Herren Sohnes zum Wiederrufe.

Gerechtigkeit laß ich allezeit sowohl dem Vater als der Mutter widerfahren. Sie waren meine Freunde: folglich wünsch ich aufrichtig Gelegenheit zu haben, ihren Namenserben gefällig zu seyn. Ich werde aber ewig und in keinem Falle erklären, daß etwas erdichtet oder falsch sey, was ich einmal in meiner Lebensgeschichte als Wahrheit geschrieben habe.

Ein vernünftiger Mensch kann gewiß nicht aufgebracht seyn, wenn jemand sagt... Deine Mutter hat mich geliebt. In diesem Falle hätten wir alle viel zu thun, wenn wir als don Quischotte für die Keuschheit der Großmama mit Windmühlen Tourniergefechte anstellen wollten. Zum Proceß kommen dergleichen Händel auch nicht. Die Augenzeugen sind alle todt, oder sahen nichts: ich selbst leide schon am Staar, Madame Brodowsky hat sich nie beleidigt geglaubt, wenn ihr jemand sagte, daß ich ihr Hausfreund war. Vierzig Jahre sind verflossen, die Präsumption ist wirklich da. Und ich habe ja auch in meiner Erzählung selbst nicht gesagt, daß meine damalige Freundinn eine Ehebrecherin war, oder daß ich le moment du berger benutzt habe.

Die Ehre einer Familie steckt nicht in der gerühmten Keuschheit unserer Ahnen. Ich bin auch nicht Schuld, daß Eva in den Apfel biß. Isaac war dennoch ein hochgelobter Patriarch, ob gleich Sarah seine Mutter viele Nächte im Serail des Königs Abimelech zubrachte. Man lieset auch nicht, daß er jemals mit dem Kronprinzen dieses Abimelechs einen Proceß geführt habe, ob gleich in Abimelechs Kronick stehen soll, daß Madame Sarah ihn lieb hatte. Vielleich hatte auch Joseph

andre

andre Urſachen als ich, den Mantel bey der ſchönen Potiphare im Stiche zu laſſen. Und welche Geſchichte erzählt wol, daß jemals ein junger Pharao dem Joſeph oder ſeinem Geſchichtsſchreiber einen Proceß habe machen wollen, weil ihn die Frau Mama lieber hatte als den alten Pharao. Der Sohn des Herrn Brodowsky meines jugendlichen Lehrers, der ohnedieß ein ſtrenger Theolog war, und mir folglich die Geſchichte Abrahams und der beiden Joſephe ſo erbaulich auslegte, wird demnach von mir keine Beweiſe fordern, wo man ſelten Augenzeugen ſucht noch findet, und mit meiner Erklärung zufrieden ſeyn, wenn ich auch hiermit das bekräftige, was ich im erſten Bande von ſeiner Mutter ſchrieb, die ich ſelbſt unter die rechtſchaffene Frauen rechne, und als meine Freundinn noch im Grabe hochſchätze. Genug ich habe ihre Tugend nie auf Proben geſetzt, oder in Zweifel geſtellt, und ſchrieb auch nie aus thörichter Prahlſucht, daß ich meinen Mantel im Stiche ließ. Freundſchaftspflichten erfüllte ich allezeit ſogar mit Skrupel. Dieß wollte ich eigentlich auch in dieſem ſchlüpfrigen Falle von mir ſagen. Nur Pariſer Windbeutel rühmen ſich mit Gunſtbezeugungen auch da, wo ſie mit Naſen-

stüber abgewiesen werden. In dieser Lage war ich Gottlob! nie. Ich fand überall wo ich suchte, erzählte aber nie wo ich fand.

Herr Brodowsky hat ja mit mir nie geeifert. Warum sollten es dann seine Kinder thun. Er sahe nichts: und sie werden noch weniger sehen können, was geschahe, ehe ihnen die Mutter ein paar Augen nebst dem ganzen Leibe und Kopfe an des Tages Licht gebahr. Gleichgültig ist es aber allezeit dem Gebornen, wer ihm eigentlich die Augen gemacht hat.

Dieses habe ich auf den mir zugeschickten Brief antworten wollen. Und für die Einwohner der Stadt Elbing will ich eben keinen Tractat schreiben, um zu erweisen, daß in Elbing nie ein Mann Hörner getragen habe. Vielleicht verklagten mich in diesem Falle sogar Burgemeister und Rath, als ob ich ihre Mütter und Großmütter beleidigt hätte, weil sie weder nach Pariser Geschmack, noch so keusch als die Mademoiselle Maria Magdalena gelebt hätten, die doch als eine wirklich große Heilige auch in Elbing verehrt wird.

In Puncto Castitatis spreche ich selbst, was meine Person betrift, die Madame Brodowsky heilig. Ich will aber selbst dabey den Geruch der Heiligkeit verdienen, weil ich bey einem liebenswürdigen

Weib-

heiligen Weibchen, meine eigene Heiligkeit durch Enthaltſamkeit verdient habe. Von dieſer Heiligkeit werde ich mich aber wol durch keine Marter, vielweniger durch Drohungen abſchrecken laſſen, die vernünftige Leſer meiner Schriften vielleicht nur in Elbing gegen mich aufbringen können. Wollte aber auch ein Elbingiſcher Schriftſteller ſich hierüber in Controvers-Schriften mit mir einlaſſen: ſo finde ich den Geſichtskreis, wo ich Beifall ſuchen ſoll, für mich zu enge. Die große Welt die mich geleſen hat, würde dieſe Schriften ſchwerlich kaufen... Und wenn man in Elbing allein an der Wahrheit meiner Erzählung zweifeln ſollte, werde ich gewiß keine Schutzſchriften deßhalb drucken laſſen, und bin bei Tadel gleichgültig, den ich nicht verdiene, noch jemals ahnden will. Genug alſo zur Antwort auf den erhaltenen Brief.

Nun habe ich auf ſpeciellen Befehl eines großen Herren noch etwas in dieſe Blätter einzurücken, was ich im zweyten Bande übergangen hatte, weil ich die Leſer durch zu viel Weitläuftigkeit in meinen Gefängnißränken nicht müde machen wollte. Dieſer Herr war Augenzeuge in Magdeburg da der Vorfall geſchah. Er iſt wirklich luſtig, und mich wundert es ſelbſt, daß ich ihn

anzumerken vergeſſen habe. Es war die vorletzte Unternehmung zur Flucht. Die Umſtände ſind folgende

Weil es auf keine Art mehr möglich war Sand und Erde aus meinem Kerker heraus zu ſchaffen, ſo machte ich nach abermals durchgebrochenem Fußboden und Fundamenten ein Loch gerade in den Graben hinaus, wo alle drey Schildwachen ſtanden. Dieß geſchahe in einer ſtürmiſchen Nacht; und konnte durch den feinen Sand leicht in ein paar Stunden geſchehen. So bald ich hinaus gegraben, zog ich allen Sand ſtill hinein, nahm einen Pantoffel, und warf ihn an die Paliſaden hinaus, als ob ich ihn im Ueberſpringen verloren hätte. Dieſe Paliſaden von 12 Schuh hoch waren quer über den Hauptgraben geſetzt, und innerhalb dieſer waren meine Schildwachen eingeſchloſſen. In der Ecke aber, wo ich ausbrach, ſtand kein Schilderhaus.

So bald dieſes geſchehen, kroch ich in mein Gefängniß zurück, und machte mir unter dem Fußboden ein anderes Loch, worin ich ſitzen und lauern konnte. Hinter mir aber füllte ich den Kanal zu, ſo daß mich niemand ſehen konnte.

Der Tag bricht an; die Schildwachen ſehen das Loch. Es wird gemeldet: der Officier läuft

beſtürzt

beſtürzt herbey: man ſieht den Pantoffel, folglich war der Trenck glücklich auch über die Paliſaden gekommen, und nicht mehr da.

Gleich kommt der Commandant aus der Stadt mit der ganzen Litaney: die Allarm-Kanonen werden gelöſet: die Nachſetzer ſprengen im Lande herum: alle Veſtungswerke und Souterrains werden viſitiret. Nichts half; ich war glücklich entwiſcht. Unmöglich konnte ich dieſes ohne Vorwiſſen der Schildwachen unternommen haben. Die ganze Wache, auch der Officier wurde arretirt: und das Erſtaunen war unbegränzt.

Ich ſaß indeſſen in meinem Loche, hörte jedes Wort: mein Herz pochte vor Freude, und der Ausgang meines Anſchlags ſchien mir ſchon gewiß. Unfehlbar hätte man in der folgenden Nacht keine Schildwachen mehr vor meinen Käfig geſtellt: dann wäre ich im Ernſt aus meinem Loche hervorgekrochen, und gewiß glücklich nach Sachſen entflohen. Mein Schickſal war aber grauſam genug auch dieſe Hoffnung zu vereiteln, da bereits alles überſtiegen zu ſeyn ſchien.

Alles ging gut, und nach Wunſch: die ganze Garniſon kam in die Sternſchanze, um das Wunder anzuſtaunen. Dieſes dauerte bis nachmittags gegen 4 Uhr. Endlich kommt ein Fähndrich

drich von der Landmiliz, ein Kind von 15 bis 16 Jahren, der sehr klein und schwächlich war, hingegen mehr Witz als alle andre besaß. Dieser steigt in das Loch hinunter, betrachtet die Oeffnung nach dem Graben hinaus, und findet sie zu klein; versucht durch zu kriechen. Es war unmöglich. Gleich entschied er, es könne nicht seyn daß ein starker Mann meiner Gattung durch diese Oeffnung herausgekommen sey, und läßt sich ein Licht geben.

Nun hatte ich dergleichen Vorfall nicht vermuthet. In meinem Loche wurde mir die Luft zu warm, und ich hatte unter dem Fußboden den zugestopften Kanal geöffnet. Kaum hatte der Fähndrich Licht unten, so erblickte er mein weisses Hemd: sahe näher, griff zu, und erhaschte mich bei dem Arm.

Hier war der Fuchs im Baume gefangen. Es entstand ein Gelächter, ein Triumph. Wie mir aber dabey zu Muthe war, da ich mich schon wirklich in Freyheit glaubte und von neuen ohne Hoffnung in meine Fesseln geschmiedet wurde, dieses läßt sich denken, aber nicht mit der Empfindung schildern, die meine Seele erschütterte.

Die Erfindung gefiel besonders denen, die mir einen glücklichen Ausschlag gewünscht hatten und eben

eben dieſe haben mich bewogen, dieſe Erzählung im gegenwärtigen Bande nachzutragen.

Nun zum abgebrochenen Zuſammenhange.

Ich ſetzte nun meine Reiſe nach Preußen fort und traf den 4ten April in Königsberg ein, wo mich mein Bruder mit Sehnſucht erwartete. Man kann ſich denken wie lebhaft die brüderliche Umarmung nach einer 42jährigen Abweſenheit aus dem Vaterlande war; von 4 Geſchwiſtern, die ich hinterließ, fand ich noch dieſen, der im Wohlſtande auf ſeinen Güthern lebt und Menſchenpflichten erfüllt: deſſen Kinder aber alle im Grabe liegen. Mit vollkommener Herzensberuhigung, lebte ich mit ihm und ſeiner würdigen Frau 14 Tage in Königsberg, dann aber noch 6 Wochen auf ſeinen Güthern.

Dieſe Tage gehören unter die glücklichſten meines Lebens, täglich umringt mit Blutsfreunden, Enkeln und Urenkeln aus der Nachbarſchaft, mit Vettern und Verwandten, die mich alle bewillkommeten, genoß ich eine Zufriedenheit in meiner Seele, die nur der Edle nach beſiegten Stürmen im Hafen der Weiſen empfindet. Hier ſah ich überzeugend wie ruhig der Alte da leben kann,

wo sein Name unter die ersten des Landes gehöret und die meisten Familien mit ihn verschwägert oder verwandt sind. Man ist wirklich nirgends besser als zu Hause bey gewissen Jahren: wenn man zuvor die Menschen in fremden Ländern so wie ich, kennen lernte, und in ihrem Umgange ächte Freundschaft suchen wolte. Hier erfuhr ich nun erst gründlich was während meiner Abwesenheit vorgegangen war. Der Zorn des Großen Friedrichs hatte sich auf alle meine Geschwister verbreitet; mein älterer Bruder nach mir war im Jahr 1746 da ich unglücklich wurde, Standartenjunker bey dem Kiowschen Cürasier-Regimente, er diente 6 Jahre, wohnte 3 Battaillen bey und weil er Trenck hieß, blieb er im Avancement zurück, endlich müde des Wartens nahm er den Abschied, heyrathete und lebte auf seinem Guthe Meicken, wo er vor drey Jahren gestorben ist und zwey Söhne hinterlassen hat, die dem Trenckschen Namen Ehre machen. Er selbst war nach allgemeinem Zeugnisse ein Mann, der dem Staate gewiß gute Dienste in seinem gewählten Fache geleistet hätte, er war aber mein Bruder, deshalb allein wollte der König nichts von ihm wissen. Mein jüngster Bruder hatte sich auf Wissenschaften gelegt, wurde vom Minister zu einer Civilcharge als ein besonderer

Mann

Mann vorgeschlagen, der König schrieb aber auf den Bericht:

Es ist kein Trenck zu etwas nutz.

So hat meine ganze Familie durch meine unschuldige Verdammniß leiden müßen. Dieser Bruder wählte nun das Landleben, und lebt unter den ersten im Königreiche, wohlhabend, zufrieden geachtet, und unabhängig.

Auch auf meine Schwester, die den Sohn des Generallieutnants von Waldow geheyrathet hatte, und seit 1749 als Witwe lebte, erstreckte sich der Haß des Monarchen.

Ich habe bereits in meiner Geschichte öfters Gelegenheit gehabt, sie zu nennen. Die gute Frau wurde, wie bereits erwehnt, von dem kayserlichen Gesandschaftssecretair Weingarten im Jahr 1745 verrathen, daß sie mir im Kerker zu Magdeburg Hülfe geleistet hatte. Deßhalb litte sie Bedrückungen solcher Art, die sogar ihre Kinder unglücklich machten.

Sie besaß die schöne Hammerische Güter bey Landsberg an der Warte. Dort wurde von den Russen alles in einen Steinhaufen verwandelt. Sie flüchtete mit ihren Effecten nach Küstrin. Dort wurde bei der Belagerung alles verbrannt.

Und

Und die preußische Armee selbst verwüstete die schöne Waldungen.

Nach dem Kriege unterstützte der König alle ruinirte Familien im Brandenburgschen. Sie allein erhielt nichts, weil sie meine Schwester war. Sie wandte sich an den König, und erhielt zur Antwort: Sie sollte sich an ihren lieben Bruder halten.

Sie starb im Kern der Jahre, nachdem Sie kurz vorher den jetzigen Obristen von Pape zur zweyten Ehe gewählt. Auch ihr Sohn ist im vorigen Jahre als Hauptmann des Götzischen Dragonerregimentes gestorben.

So litten alle meine Geschwister nur deßwegen, weil ich ihr Bruder war. Was kann mir wol auf Erden alle traurige Folgen meines Schicksals ersetzen, die meine unschuldigen Verwandten traf. Sollte man wol glauben, daß der große Friedrich sich eben so wie der große ergrimmte Zebaoth an Kindern und Kindeskindern rächen konnte. Was geht es mich an, daß Adam vom verbotenen Apfel aß. Fand Friedrich nicht Stof genug, mich allein zu quälen. Warum war ihm denn sogar der Name Trenck bis zum Grabe unausstehlich. Man durchdenke meine ganze Lebensgeschichte: so wird dieses Räthsel unbegreiflich bleiben.

Ich

Ich wollte die Ruthe, die mich unschuldig züchtigte, nie niederträchtig küssen. Ich suchte ihr eigenmächtig auszuweichen. Dieß allein war mein Verbrechen.

Im Jahr 1753 wandte sich ein gewisser Rittmeister von Derschau, Halbbruder meiner Mutter, subrepticie an den König, gab fälschlich vor, er sey mein nächster Verwandter und Lehnsfolger, und bat, ihn mit dem mir confiscirten Gute Groß-Scharlack zu belehnen.

Der König forderte von der Kammer in Königsberg Bericht. Man meldete, daß noch wirklich zwey Brüder von mir am Leben wären. Scharlack sey ein altes Familien-Stammgut, und gebühre meinen Brüdern, aber nicht dem Derschau.

Meine beiden Brüder meldeten sich nun als die nächsten Lehnsfolger, und der König schenkte ihnen mein Gut Scharlack, nach Lehnsrechten zu besitzen.

In Gefolge dieses wurde mein Gut licitirt. Der jüngste Bruder kaufte es, zahlte dem andern Bruder baar aus, den Schwestern gleichfals; bezahlte auch auf speciellen Hofbefehl die Schulden, welche sich meldeten, und die eigentlich falsch und erschlichen waren; weil ich meines Wissens nichts schuldig war, und im 19ten Jahre meines Lebens ja noch wirklich unter der Vormundschaft

stand, da mir mein Gut confiskirt wurde. Quo jure also Schulden bezahlt wurden, ist mir ein Räthsel; fordern konnte damals ein jeder leicht, weil ich nicht befragt werden konnte. Eben so ging es ohnfehlbar auch mit der Uebergabe der Vormundschaft an den Fiskus, wiewohl ich meine Hrn. Vormünder als rechtschaffene Männer kenne und verehre. Dieser hat es auch 8 Jahre lang besessen, aber bei der Uebergabe an meinen Bruder gleichfalls keinen Groschen berechnet.

Die Frage ist nur diese. Der gegenwärtige Monarch hat mich durch ein gnädiges Reskript an seine Regierung, mit Aufhebung der Confiscation wieder in Possession meines Gutes gesetzt. Ich fordre dieses nur zurück. Mein Bruder sagt: ich habe gekauft und ausgezahlt, bin in Possessione legitima, habe meliorirt, und Scharlack ist jetzt 3 auch 4 mal mehr werth, als da es confiscirt wurde. Der Fiscus zahle mir den jetzigen Werth, dann kann es nehmen, wer da will. Ich kann dabey nichts verlieren, wann der jetzige König dir das zurückgibt, was mir der Hochsel.ge verkaufte.

Dieß ist nun die Frage, die noch in Berlin entschieden werden soll. Mein Bruder hat keine Kinder, und gibt ohnedieß Groß Scharlack nach seinem Tode meinen Kindern zurück. Folglich

erzeigt

erzeigt mir der Monarch jetzt keine Gnade oder Gerechtigkeit dadurch, wenn mein Bruder wirklich hierzu gezwungen werden könnte. Ich verlange auch auf solche Art keine Restitution des Verlornen, weil es mir ohne königliche Gnade von selbst zufällt... Hebt der edeldenkende König deßhalb die Confiscation auf, weil Er überzeugt ist, daß mir Gewalt und Unrecht geschah; dann kann ich auch de jure um die durch 42 Jahre verlornen Einkünfte bitten. Diese aber habe ich nicht von meinem Bruder sondern von dem Fiscus zu fordern.

Will mir der Fiscus aber den damaligen Kaufschilling meines Gutes erlegen, so geschieht mir das gröste Unrecht, weil alle Güter in Preussen seit 1740 drey auch vierfach im Werthe gestiegen sind.

Soll dasselbe aber erst nach meinem Tode meinen Kindern zufallen, so geschieht mir weder Recht noch Gnade im gegenwärtigen: denn ich erhalte hiedurch für mich nichts zurück, und muß noch dazu die jetzt laufenden Einkünfte bis zu meinem Tode entbehren, da mein Bruder dieses Gut um 4000 Rthl. verpachtet hat, und man ihm dasselbe de jure nicht abnehmen kann, da er titulo emtionis die Acquisition gemacht hatte. Nach seinem Tode gibt es aber der König meinen Kindern nicht wie-

der, weil mein Bruder selbst per testamentum da er keine Erben hat, ihnen sein erworbenes Vermögen hinterläßt.

In dieser Lage ist nun meine Sache in Berlin. Die Folge wird zeigen wie sie der gütige Monarch entscheiden wird. Ich habe gebeten, der Fiscus möchte Groß Scharlach schätzen lassen, meinen Bruder befriedigen und mir dasselbe in natura gegenwärtig restituiren. Mein Bruder besitzt noch andere Güther und kann sodann bey seinem Tode disponiren wie er will.

In allen Fällen ist aber dennoch der Zweck meiner Reise erreicht. Mein Bruder ist mein Freund, und Vater meiner Kinder geworden. Mein Sohn dient bereits dem Könige und ist hier versorgt. Meine Ehre ist im Vaterlande gerechtfertigt und der Sieg über mein Schicksal wenigstens in Preussen entschieden.

Edeldenkender Leser! wünsche mir Glück und lerne aus meiner Geschichte, daß im Uebel selbst noch ein Preis stecke, wenn man ihn nur zu finden weiß. Schon im 19ten Lebensjahre verlohr ich alles, was ein Mensch auf Erden verlieren kann, nur allein die Ehre und mein standhaftes Herz nicht, welche mir keine Fürstenmacht rauben konnte. Ich habe mein Guth 42 Jahre entbehrt: ich empfand die bitter-

bitterſten Folgen des Mangels ohne Niederträchtigkeit begangen zu haben; und war im Ueberfluſſe bis zur Verſchwendung unvorſichtig, betrogen ward ich ſehr oft, ich betrog ſelbſt aber niemand. Die ſich in meine großen Güther getheilt haben, müſſen ſich vor mir ſchämen. Ich hingegen trage den Kopf auch bey Hofe empor. Ich ſchreibe trockene Wahrheiten ohne Rückhalt, ohne Anſehen der Perſonen, die mich beleidigten, und meine Schriften ſind geduldet und privilegirt. Ich war verachtet, verworfen, verurtheilt, und erhielt ſogar im Kerker, im tiefſten Schlamme menſchlicher Erniedrigung die Achtung, den allgemeinen Beyfall der klugen Welt. Monarchen mißhandelten mich, weil ſie mich nicht kannten, jetzt kennen Sie mich und ich finde Gehör, Schutz, auch Ehre und Gnade.

Gott! der unſer Schikſal lenkt! Du haſt mir durch Stürme zum Hafen geführt. Reiner Dank durchglüht meine gefühlvolle Seele; behüte jeden Menſchen vor dergleichen Schickſal, wie das meinige war, wenn es ihn aber treffen muß, dann gib ihm eben die Waffen, womit ich endlich meinen Sieg errungen habe. Behüte alle Europäiſche Staaten vor Machtſprüchen! und entferne die Orientaliſche Eigenmacht von unſeren Gränzen. Stürze, beſchame, zernichte den Menſchenfeind: gib allen

Justizverdrehern, allen Hofräthen, die Schurken sind, hier auf Erden den Zuchthausbesen in die Hand; in jener Welt schicke sie aber dahin, wo fromme Böswichte niemanden schaden können. Dieses Buch, meine traurige Geschichte, diene dem Verwegenen und Bedrängten zur Lehre, stärke die verzagten und erschüttere das Herz der Monarchen. Dem Tode trete ich nunmehro lachend entgegen, meine Pflichten sind erfüllt, mein Zweck ist erreicht, meine Ruhe ist verdient, mein Herz ist vorwurfsfrey, meine Nachwelt wird mein Andenken segnen, und nur der Fühllose, der Bösartige, der Hofzauckler, der Betrüger und Mönch, wird über meine Schriften schnarchen. Jede Stunde, die ich noch zu leben habe, sey der Menschenliebe gewidmet: für mich selbst bedarf ich wenig. Mein Kopf sehnt sich nach Ruhe und habe ich diese auch vielleicht erst jenseit des Grabes zu hoffen, so will ich doch bis dahin weder murren noch klagen; ich will still, aber gekannt dahin schleichen, wohin ich im Jugendfeuer sturmlaufen wollte. Hilf, gütiger Gott! daß ich den heutigen Vorsatz auch bis zum Tage, wenn ich zu seyn aufhöre, vollziehen möge. Und das sey das Ende meiner Lebensgeschichte.

Franz

Franz Freyherrn von der Trenck

Kayſerl. Königl. Obriſten, Partheygängers und erſten Anführers der ſogenannten Panduren,

wahrhafte Lebensgeſchichte

ſummariſch geſchrieben

von

Friedrich Freyh. von der Trenck

als

eine Beylage zu ſeiner Biographie.

Franz Freiherr von der Trenck wurde im Jahr 1714 zu Calabria in Sicilien gebohren, wo damals ſein Vater Obriſtlieutenant und Commandant war, welcher nachher zu Leitſchau in Ungarn als Obriſter und Commandant im Jahr 1743 ſtarb, und die Herrſchaften Kretowack, Sleternitz und Pakratz, in Sklavonien, auch ein anſehnliches Vermögen in Ungarn beſaß. Er hieß Johann, und war meines Vaters leiblicher Bruder, folglich in Königsberg in Preuſſen geboren, wo unſre Familie bereits ſeit den Zeiten der Deutſchen Ordensritter bekannt und begütert iſt.

Seine Mutter war eine v. Kettler aus Curland, es ist mir aber unbekannt, aus welchem Hause sie abstammete. Genug dieser Trenck dessen Geschichte ich hier schreibe, war von Vater- und Mutter-Seite ein stiftsfähiger alter Edelmann, und wir hatten beide einen Großvater in Preußen. Folglich war er nicht, wie seine Feinde in Wien ausgesprenget hatten, eines Sklavonischen Räubers Sohn. Denn sein Vater, welcher dem Hause Oestreich 68 Jahre mit Distinction gedienet hatte, starb in Leitschau als Obrister, und nahm benarbte Wunden als ein rechtschaffner Soldat in das Grab.

Dieser hinterließ nun seinen einzigen Sohn Franz, der zu der Zeit, da er starb, auch schon Obrister war, und gegen Theresens Feinde mit weltbekannter Distinction dienete.

Von seinen Jugendjahren schreibe ich nichts. Seine Lebensgeschichte, die er im Jahr 1747 im Wiener Arrest herausgab, ist mit solchen Kleinigkeiten angefüllt, und so elend geschrieben, daß ich hier nun sehr wenig davon sage: ich trage nur das vor, was ich von glaubwürdigen Zeugen von seinen Feinden selbst gehöret, oder selbst geprüft und gesehen habe.

Der alte Vater war nur Soldat, in den einzigen Sohn verliebt, und dabey im höchsten Grade geitzig.

geitzig. Seine Erziehung wurde folglich versäumt, und alle seine Leidenschaften blieben ungezähmt.

Da ihm nun die Natur wirklich ausserordentliche Talenten mitgetheilet hatte: da sein Vater für damalige Zeiten reich war, und der feurige Jüngling sich ungefesselt fühlte: so mußten auch nothwendig große Ausschweifungen folgen. Alle Arten von Mäßigung blieben ihm unbekannt: und ein entsprechendes Glück folgte ihm in allen Unternehmungen. Diese waren aber unbegränzt, durch gar keine Grundsätze der Tugend und Menschenliebe geleitet, oder eingeschränkt. Geld- und Ehrgeitz beherrschten seine ganze Seele; weil ihm alles gelang, so erlaubte er sich auch alles, und da seine kriegerische Neigung mit der Unempfindlichkeit eines wirklich bösen Herzens vereinigt war, er auch in einem Zeitpunkt auf die Weltbühne trat, wo allein Blut und Schwerd das Schicksal der Völker entschieden: so wurde der Befehlshaber Räuberischer Völker durch ganz natürliche Folgen ein gefühlloser Menschenfeind, und Wüterich: ein gefährlicher Feind, und treuloser Freund.

Sein Temperament war cholerisch-sanguinisch, folglich zur Wollust so wie zum Ehrgeitze und zur Tapferkeit geneigt. In großen Gefahren kurz entschlossen, sich in allen Fällen gegenwärtig, und

da die Cholera herrschte, unempfindlich und bis zur Raserey grausam, unversöhnlich, habsüchtig, argliſtig, erfindungsreich, immer mit großen Aussichten beschäftigt; nur dann aber, wenn das Sanguinische vorschlug und zur Freude reißte, war er eigensinnig, verliebt, liebreich, zärtlich, anhaltend, aber durch Stolz gereizt sogar kriechend um seinen thierischen Zweck zu erreichen. Jede Eroberung machte aber eine neue Explosion seiner unbegränzten Herrschsucht, und wo er standhaften Widerstand fand, da hörte er sogar auf, geitzig zu seyn. Eine vernünftige Frau, hätte demnach allein diesen besondern Mann für Tugend, Rechtschaffenheit und Menschenliebe bilden können. Sein Wille war aber schon in zarter Kindheit nie gebändigt worden: alles, was er unternahm, war geglückt, folglich glaubte er auch nichts unmöglich. Deshalb war er ein verwegner Soldat, der alles zu unternehmen fähig war, und aller Gefahr lachend und trotzig entgegen ging. Um desto höher stiegen seine Entwürfe zur Größe, da Ruhmsucht die Zielscheibe aller seiner Handlungen wurde: um so gefährlich war er bey jeder möglichen Hinderniß, wo alles seinen Absichten weichen mußte, ihm auch jeder Weg seinen Zweck zu erreichen gleichgültig schien. Wehe demnach seinem

Univ.-Bibl. München

nem Gegner, der durch Bitten oder Demuth sein Mitleiden rege zu machen glaubte.

Er hatte von seinen Kinderjahren an nur rohe ungesittete Croaten gekannt, die damahls raubbegierig und blutdürstig waren, und nur durch Zwang und barbarische Prügel im Zaum gehalten werden konnten. Der beständige Umgang mit solcher Gattung von Menschen bildete demnach aus ihm einen wahrhaften Tyrannen, um so mehr da er unternahm, sie durch thierische, knechtische Furcht zur militärischen Subordination zu leiten, und aus Räubern Soldaten zu bilden.

In seiner körperlichen Gestalt hatte die Natur alle ihre Wohlthaten verschwendet. Seine Größe war sechs Schuh und drey Zoll, mit wirklich riesenmäßiger vollkommener Proportion. Sein Wuchs schön, seine Gesichtsbildung angenehm und männlich, seine Stärke fast unglaublich: denn er hieb dem stärksten Ochsen mit seinem Säbel den Kopf ab, hatte es auch in der türkischen Uebung so weit gebracht, daß er Menschenköpfe wie Rüben abhieb. Dabey war sein Ansehen in den letzten Lebensjahren fürchterlich, weil er im Bayerischen Kriege bey einem feuerfangenden Pulverfasse halb gebraten, und sein Gesicht so verbrannt wurde, daß es voller schwarzer Flecken blieb.

Im

Im gesellschaftlichen Umgange war er der angenehmste Mann in der Welt, sprach sieben Sprachen sehr geläufig, liebte Scherz, besaß eine besondere Gegenwart des Geistes für witzige Einfälle, verstand die Musik, hatte eine angenehme Stimme, sang künstlich, so daß er auf dem Theater hätte sein Brod verdienen können, und wußte einnehmend auch gefällig zu seyn. Hingegen da wo er gebieten konnte, war er ein Ungeheuer.

Sein Auge entdeckte dem Kenner bald eine arglistige Seele, und sein Zorn war Wuth, ohne Mäßigung. Sein mißtrauischer Karakter wirkte bey allen Vorfällen, weil er andre so beurtheilte, wie er selbst für sie dachte. Eigennutz und begierige Habsucht blieben aber immer seine Hauptschwächen; da wo etwas zur Vermehrung seiner Schätze zu hoffen war, wirkte weder Tugend, Religion, Menschenpflicht noch Ehre; und im ein und dreißigsten Lebensjahre, da er gegen zwey Millionen im Vermögen besaß, gieng sein Geiz schon so weit, daß er täglich nicht einen Gulden verzehrte, und sich selbst die Nothdurft abbrach. Da er nun im Kriege allezeit die Avantgarde führte, folglich in feindlichen Ländern überall offene Gelegenheit zum Nehmen war; da er zum Raube geneigte Völker führte, so waren die bekannten Folgen

gen in der Plünderung von Bayern, Schlesien und Elsas ganz natürlich. Er allein kaufte von allen seinen Leuten den Raub für geringen Werth, und schickte beladene Schiffe auf seine Güter. Erhaschte irgendwo einer seiner Officiere eine gute Beute, dann war er schon sein gewisser Feind, und er wurde so oft in das feindliche Feuer geschickt, bis er endlich todtgeschossen wurde, und der Herr Obriste Universalerbe wurde, der sich alles mögliche selbst zueignete.

In allen militairischen Wissenschaften kannte ihn jedermann als den ersten Meister. Er war ein grosser Ingenieur, und sein Adlerblick wußte sogleich das Terrain zu durchforschen, auch jede Höhe und Entfernung richtig zu beurtheilen. Hieraus erwuchsen seine kriegerischen Vortheile, die ein guter Partheygänger am besten benutzen kann, wenn er die Gegenden genau kennt, abwägt und untersucht, wo der Krieg geführt wird. Ueberall blieb er der erste. Sein Leib war abgehärtet um alle mögliche Beschwerden leicht zu erdulden. Keine Gelegenheit entwich seiner Wachsamkeit, alles wurde benutzt, und was Tapferkeit nicht hatte entscheiden können, das wurde durch die schlaueste Arglist bewerkstelligt. Verbindlichkeit gestattete ihm sein Stolz nicht, er war deshalb

halb nach Grundsätzen undankbar, weil sich alle Triebfedern edler Handlungen, auf seinen Eigennutz zurückzogen, er selbst aber der Mittelpunkt für die Absichten der ganzen Schöpfung blieb. Da nun ein entschiedenes Glück zugleich alle seine Unternehmungen begünstigte, so schrieb er nothwendig auch alles das, was nur von ohngefehr geschah, seinen persönlichen Verdiensten zu: wußte keinen Freund zu suchen, zu schätzen, noch zu erhalten; folglich blieb er auch gleichgültig verlassen, wo er Hülfe bedurfte.

Indessen war er doch allezeit in seinem Fache ein brauchbarer und vorzüglicher Mann im Staate. Seine Liebe und Ehrfurcht, sein Diensteifer für die große Theresia waren unbegränzt, und allein in dem Falle, wo er den Ruhm ihrer Waffen ausbreiten konnte, war er wirklich vermögend sich selbst, und alle seine Lieblingsneigungen aufzuopfern. Hiervor kann ich Bürge seyn, weil ich ihn genau geprüft habe: wenn gleich die wahre Geschichte von Theresens Kriegen seinen verdienten Ruhm vermänteln wollte. Ein Geschichtsschreiber meiner Art, hält sich nicht bey unbedeutenden Kleinigkeiten auf. Er schildert zuerst den wahren Karakter seines Gegenstandes, seine Tugenden, Fehler und Neigungen ohne Schminke. Und dann

erzählt

erzählt er erſt Thathandlungen: die ſodann der Leſer richtiger abwägen kann, wenn er ihre Quellen im Manne ſelbſt zu finden weiß.

So ſollten auch die Biographien unſrer Helden und Monarchen geſchrieben werden, damit ihre Nachfolger aus dem vorgelegten Spiegel ſich ſelbſt beurtheilen, auch ihre Fehler verbeſſern könnten. Schmeichelei, Eigennutz oder Gefahr und Obergewalt ſind aber die Hinderniſſe aller lauten Warheit. Die Abſichten des Schriftſtellers ſind auch oft auf Habſucht und Bogenzahl gegründet, um ein dickes Buch theurer zu verkaufen. Man erzählt deßhalb Kleinigkeiten weitläuftig, und weicht vorſätzlich von einem concentirten Vortrage ab, wo mit wenig Worten viel geſagt werden kann.

Meine Art Lebensgeſchichte zu ſchreiben, gleicht keinem Romane, und ſetzt die genaue perſönliche Kenntniß deſſen voraus, der mein Gegenſtand iſt. Wie wenige kennen aber den Herrn gründlich, den ſie nur nach Zeitungsberichten, oder für den Geſchmack des großen Haufens ſchildern wollen.

Ich ſchreibe eigentlich von Trenck aus folgenden Urſachen: Er hat die Ehre genoßen, der erſte Bilder und Anführer regulirter Sklavoniſcher Völker zu werden. Unter ſeinem

Com-

Commando erwarben sie Ruhm, und stützten die Macht des Oestreichischen Staates. Die Croaten bluteten: er selbst blutete verschiedenemal mit ihnen auf dem Schlachtfelde: und diente als ein rechtschaffener Soldat eben so furchtbar, als eifrig und redlich.

Durch die Verfolgungen niederträchtiger Feinde in Wien, mit denen er seine Beute nicht theilen wollte, verlohr er Ehre, Freiheit, auch nicht nur sein eigen erworbenes Vermögen, sondern sogar auch unser Familienerbtheil in Ungarn. Er starb als ein rechtmäßig verurtheilter Bösewicht wirklich im Kerker: und Schurken hatten sogar ausgesprengt, und Dummköpfe glauben noch wirklich, er habe den König von Preussen gefangen gehabt, und ihn gegen Bestechung wieder heimlich freygelassen. Auch Ungarn könnten demnach argwöhnen, daß ein Ungar ihr Landsmann wirklich ein Verräther gewesen sey.

Diese rechtschaffene Nation will ich demnach durch meine Feder und gründliche Beweise überzeugen, daß der Treuck Ehre, Mitleiden und Achtung im Vaterlande verdienet hat. In den ersten zwey Bänden meiner Geschichte ist dieses bereits geschehen, auch gut geheissen worden, weil ich mich erboten habe, die Beweise dessen, was ich ge-

gesagt habe, durch Acta und Protocolle legaliter zu erweisen; falls der Monarch gereizt würde, die wahren Umstände dieses jedem ehrlichen Manne verabscheuenswürdigen Vorfalles untersuchen zu lassen, und eben so zu verfahren, als gegenwärtig für meine Ehre und Rechtfertigung in Berlin geschehen ist. Der todte Trenck kann zwar nicht sprechen. Ich aber, der die reine Warheit vertheidige, lebe noch wirklich, und bin zum Beweise erbötig.

Trenck schrieb zwar seine Lebensgeschichte selbst, da er während des Processe im Arsenal zu Wien im Arreste saß, und hatte in den letzten zwey Bogen trocken weg erzählt, wie man im sogenannten Kriegsrechte unter seinem ärgsten Feinde, dem Grafen Loewenwalde mit ihm verfahren war. Dieser fand aber zu mächtige Freunde, und diese Blätter wurden in Wien aus dem Buche gerissen, und öffentlich durch den Nachrichter verbrannt. Vertheidigen konnte er die Wahrheit damals nicht, weil er unter der unbegränzten Gewalt seiner Gegner seufzte. Ich hingegen habe eben diese Blätter im ersten Bande meiner Geschichte buchstäblich eingerückt; und bin noch gegenwärtig erbötig, aus seinen in Händen habenden Proceßacten, und aus den gerichtlichen Protocollen zu zeigen, daß

alles, was er hiervon schrieb, wirklich wahr gewesen ist. Er wurde damals auf den Spielberg geschickt, weil man von einem beleidigten Manne viel befürchtete, welcher alles zu unternehmen fähig war. Er starb auch wirklich wehrlos als ein Schlachtopfer ungerechter Richter. Er ist todt, und kann seine Ehre nicht mehr vertheidigen.

Eben dieses ist meine Pflicht, ob er gleich als mein ärgster persönlicher Feind und Urheber aller meiner erlittenen Drangsale gestorben ist. Ein Mann seiner Gattung verdiente in einem Staate, dem er so große Dienste geleistet hatte, ein ganz anderes Schicksal. Gegen denselben hatte er kein Verbrechen begangen, und alle seine rechtschaffene Landsleute sollten ihm Ehrensäulen bauen. Seine Feinde, die ihn stürzten, liegen bereits verächtlich im Grabe. Man hat sie alle kennen gelernt, aber zu spät für den unglücklichen Trenck: und die welche seine Güter theilten, ihn aber als ein Mastschwein schlachteten, um seinen Speck zu genießen, hätten besser gethan, wenn sie Juden geblieben wären, die keinen Speck fressen dürfen. Gott gebe ihnen gute Mast! Es wachsen viel Eicheln auf den Sklavonischen Gütern, schwerlich wird ihnen aber eine so fette Nahrung einen gesunden Menschenverstand, noch weniger ein edles gefühlvolles

volles Herz wachsen machen. Wenigstens bis hieher hat man in ihren Geschlechten noch keinen Trenckischen Kopf für den Staat hervorkeimen gesehen, und von dem Adel ihres Herzens werde ich schwerlich etwas vom bereits Genossenen zurück erhalten. Proficiat Ew. Excellenz in Fürstlichen Gnaden, und hohen Magnaten... Alle diese Titel sind aus Trenckischer Casse bezahlt worden. Mir blieb vom rechtmäßigen Gute nichts übrig. Aber die Ehre meines Vetters im Grabe zu retten, blieb mir vorbehalten, und dieses Recht allein hat mir alle eure Kabale und Familienprotection, euer Reichthum und accreditirter Wohlstand bey Hofe nicht verhindern können.

Ich habe frey geschrieben, und erwiesen, daß der Trenck von euch geplündert wurde; daß er dem Hause Oestreich als ein ehrlicher Mann mit Treue und Eifer gedienet, und nicht auf dem Paradeplatze, nicht in der Gerichtsstube, sondern mit dem Degen in der Faust für das Vaterland die Soldatenrolle rühmlich gespielet hat, und daß er eben so wenig den König von Preußen als den Kayser von Marocco gefangen hatte, folglich nicht als Landesverräther auf den Spielberg verurtheilt wurde, sondern ein wirkliches Opfer des Neides und der Obergewalt solcher Leute war, die man

nie bevollmächtigen sollte, über Verdienste und Rechtschaffenheit zu urtheilen.

Es ist aber geschehen. Er ist todt... Wer aber noch auf Erden lebt, und mir unter die Augen mit dem Vorwurfe treten darf, daß jemals der Ungarische oder Preußische Trenck der Verrätherei fähig war, oder in Wien und Berlin Strafe verdiente, der darf mich nicht lange suchen, um a priori sowol als a posteriori Beweise zu sehen, daß uns beiden Unrecht geschehen ist. Nach diesem vorläufigen Vorberichte schreibe ich erst zum Zusammenhange der entwortenen Geschichte.

Trencks Vater war ein abgelebter geitziger Greis und guter Mann. Der Sohn hingegen ein ungebändigter feuriger Jüngling, der Geld brauchte, um nach seinen Lüsten zu leben. Er machte viele lustige Streiche, und diente als Fähndrich bey einem mir unbekannten Infanterieregimente.

Hier ging er zu einem Beamten der Güter seines Vaters, und forderte Geld. Er weigerte; und Trenck spaltete ihm den Kopf. Es erwuchs ein Proceß, er wurde beigelegt, und da im Jahr 1736 der Krieg zwischen Kurland und den Türken ausbrach: so warb er mit Erlaubniß des Wiener Hofes eine Esquadron Husaren, und trat mit derselben in Russische Dienste, so ungern auch

der

der alte Vater ſeinen einzigen Sohn vermiſſen wollte.

In dieſem Kriege diente er nun mit ganz beſonderem Vorzuge, und gewann die vollkommene Protection des Feldmarſchall Münnichs; machte ſo glückliche als verwägene Partheygängerſtreiche gegen die Tartarn, daß er bald in der Armee berühmt, und nach dem Feldzuge Major wurde.

Bey einer Gelegenheit, wo die Türken vor der Fronte herum ſchwärmten und das Regiment aufmarſchirt war, erblickte er einen Vortheil, und rief dem Obriſten Rumin zu, er ſollte mit dem Regimente ſogleich einhauen, und die ſichtbaren Vortheile benutzen.

Der verzagte Obriſte gab zur Antwort... Ich habe keine Ordre dazu. Trenck bath um Erlaubniß, nur mit ſeiner Eſquadron einzuhauen, und erhielt ſie nicht... Gleich gerieth er in Wuth, weil er bisher keinen Widerſpruch oder Unterwürfigkeit gekannt hatte, und rief dem Regimente zu... Wer ein braver Kerl iſt, der folge mir nach. Ungefehr 200 Mann preſſten vor; er ſetzte ſich an die Spitze, verurſachte ein empfindliches Blutbad, ſchlug den Feind, und kehrte von Freude trunken mit Köpfen und Gefangenen ſiegreich zurück.

So bald er vor die Fronte des Regiments kam sprengte er auf den Obriſten los; hieß ihn einen Ruſſiſchen ꝛc. und prügelte ihn mit der Karbatſche, ohne daß er ſich zur Gegenwehr ſtellte.

Die Sache wurde angeklagt, Trenck arretiret, und ihm der Criminalproceß gemacht.

Hier wurde er verurtheilt arquebuſiret zu werden, und ſein Todestag war bereits beſtimmt. Am Tage vor der Execution ritt aber der Feldmarſchall Münnich zufällig oder vorſetzlich dem Zelte vorbey, wo er geſchloſſen und gefangen ſaß. Trenck erblickt ihn, drängt ſich vor, und redet ihn auf folgende Art an.

Erlauben Euer Excellenz doch nicht, daß ein fremder Cavalier hier deshalb ſchimpflich ſterbe, weil er einen feigen Ruſſen geprügelt hat. Geſtatten Sie mir, daß ich mein Pferd ſatteln laſſe und den Tod von den Händen bewaffneter Feinde mit dem Säbel in der Fauſt ſuchen darf.. (Die Tartarn waren eben im Scharmützel mit den Vorpoſten beſchäftigt) Der Feldmarſchall zuckt die Achſeln und ſchweigt.... Trenck redet ihn nochmals beherzt an, und ſagt, wenn ich allein drey Köpfe zurück bringe, habe ich Pardon, Euer Excellenz? Die Antwort war: Ja.... Gleich war das Pferd geholt, er ſprengt fort, und kommt allein

mit

mit 4 Köpfen an die Mähnen des Pferdes angeknüpft und mit einer leichten Wunde an der Schulter zurück.... Münnich umarmt ihn, und setzt ihn als Major bey einem andern Regimente.

Hier hat er wirklich Wunder der Tapferkeit gezeigt. Unter andern wurde er einst von einem Tartarn durch den Bauch gespießt. Er ergriff den aus dem Leibe hervorstehenden Spieß, brach ihn mit seiner gewöhnlichen riesenmäßigen Stärke ab, gab dem Pferde die Sporn, und kam glücklich davon, wurde auch bald geheilet, und ich selbst habe die beiden Narben gesehen, folglich kann ich die Wahrheit eines so besondern Vorfalles auch bestätigen. Wie ich denn auch alles dies Rühmliche von seiner ausserordentlichen Verwegenheit, und Gegenwart des Geistes im Jahr 1746 von den Officieren gehört habe, die mit ihm damals dienten, und Augenzeugen waren.

Er diente auch in diesem Feldzug mit Ehre, wurde mit einem Pfeile in den Schenkel verwundet, und gewann die ganze Liebe des Feldmarschals, zugleich aber auch den Neid aller National-Russen. Endlich traf ihn ein neues Unglück, kurz vor dem Ende dieses blutigen Krieges. Sein Regiment war aufmarschirt, der Feind schwärmte herum, er bath seinen Obristen um Gotteswillen, er möchte attaquiren.

quiren. Dieser war wieder ein Russe, weigerte und Trenck gab ihm eine Ohrfeige. Er rief den Leuten zu, ihm zu folgen. Da diese aber keine Ungarn, sondern Russen waren, blieb alles stehen, und er wurde arretiret.

Nun verurtheilte ihn das Kriegsrecht zum Tode, und alle Hoffnung zur Rettung war verloren; so gerne ihn auch der General begnadigt hätte, so war es doch unmöglich, weil er selbst ein Fremder war, und durch Partheilichkeit alle bereits murrende Russen beleidigt hatte.

Der Executionstag brach heran. Er wurde zum Todschießen ausgeführt, der Feldmarschall hatte es aber so angestellt, daß eben, da der letzte Augenblick heran nahete, der Feldmarschal Löwenthal nebst seiner Gemahlin herbey fuhr. Trenck benutzte den Augenblick: redete beherzt und beweglich, man hielt Einspruch für ihn, und er erhielt Gnade, hingegen wurde er verurtheilt, nach Siberien zur Arbeit geführt zu werden.

Er protestirte gegen dieses Urtheil. Der Feldmarschal schrieb nach Petersburg, und der Befehl kam... Er sollte cassirt, und aus den Russischen Staaten verwiesen werden.

Dieses geschahe Man führte ihn über die Gränze, und er reisete zu seinem Vater nach Ungarn.

Hier

Hier heirathete er nun die Tochter des Feldmarschal-Lieutenants Baron Tillier, aus den ersten Häusern in der Schweitz.

Ihre Brüder waren die beiden Generallieutenants, wovon der eine im siebenjährigen Kriege mit Ruhm und in besondern Gnaden der Monarchinn starb, der andre aber commandirender General in Croatien war, und noch gegenwärtig lebt, auch ein Infanterie-Regiment besitzt, welches seinen Namen führt.

Mit dieser Frau lebte er nicht lange. Sie war schwanger, er führte sie seinem wilden Temperamente gemäß in den Morast auf die Jagd, sie war dergleichen nicht gewohnt, und starb ohne Erben zu hinterlassen.

Trenck konnte bey seinen kriegerischen Neigungen nicht müßig seyn. Die Gelegenheit fehlte im allgemeinen Frieden. Er unternahm also den Entwurf, die Räuber in Sklavonien auszurotten. Nun muß man vorläufig wissen, was dieses eigentlich für Leute waren, die noch niemand vor ihm ernsthaft anzugreifen gewagt hatte, ob sie gleich das ganze Land in Contribution setzten, und die grausamsten Handlungen begingen.

Sie hatten ihre Anführer, die man Harambacha nannte: diese wurden von den stärksten, klügsten,

und verwegensten der Nation gewählt. Ihre Gesetze waren so strenge, daß der mindeste Fehler mit dem Strange gestraft wurde. War einer von ihnen in einem Dorfe verrathen, so hat man kein Beispiel, daß in demselben auch nur ein Kind im Mutterleibe geschont worden. Ihre Rache hatte keine Gränzen, und wann die ganze Bande verunglückte, so mußte der neue Harumbacha zuerst den Ort vertilgen, wo man seine Vorfahren beleidigt hatte.

Sie waren wirkliche Partheygänger, unterhielten ihre Kundschaften in der Türkey: überfielen daselbst die Türkische Räuberhaufen, und nahmen ihnen die Leute ab, oder mordeten und plünderten die reisenden Kaufleute. Dieses alles erregte im ganzen Lande ein allgemeines Schrecken. Niemand wagte ihren Haß zu erwecken, und alle Güterbesitzer zahlten ihnen eine kleine Contribution, um ihre Herrschaften vor den Türkischen Räubern zu schützen. Wo dieses geschah, da lebte Herr und Unterthan ruhig und vollkommen sicher. Weil sie in allen Fällen sich ein Gesetz daraus machten, ihr Wort zu halten. Die Zahl war unter jedem Bacha bestimmt, und wann einer abging, so suchte jeder starke und geschickte junge Bursche eine erle-

erledigte Stelle, weil er bey ihnen nicht arbeiten durfte und in Ueberfluß zu leben hatte.

Sie gingen folglich im ganzen Lande frey, sogar mit silbernen großen Ringen und Knöpfen bewaffnet und kennbar herum, kam es auch bey angestellten Verfolgungen von der Polizey zum Handgemenge mit regulirten Soldaten, so hatten sie meistens die Oberhand, und blieben in den großen Waldungen, wo ihnen allein alle Zugänge bekannt waren, vor Anfällen gesichert, verheerten aber desto mehr die Wohnungen der geplagten Einwohner.

Mit dieser ganz besondern Gattung von Menschen fing nun der Trenck seine militairische Operation an, und brauchte hierzu seine eigene Herrschafts Panduren und Unterthanen, zuletzt wurde er da, wo er es forderte, mit Militaircommando unterstützt, weil er sich in Wien erboten hatte, dieses Gesindel auszurotten. Nun ging das lebendige Spießen und Rädern an. Und vielleicht erfordert dieser Krieg mehr Muth, mehr Vorsicht und Klugheit, als bey großen Heeren im Schlachtfelde. Hierzu war er geboren: Tag und Nacht wachsam: schlau erhascht er dann und wann einen auf Spur und Kleppjagden. Die Söhne und Väter der Räuber mußten bluten. Er verfuhr

mit

mit ihnen nach der äuſſersten Grauſamkeit und war dabey keinen Augenblick ſicher, in ihre Hände durch Verrätherei ſeiner eigenen Leute zu gerathen.

Nur zwey Geſchichten will ich hier erzählen, die eigentlich den Karakter des Mannes ſchildern.

Er hatte den Vater eines Harumbacha lebendig ſpieſſen laſſen, und patrouillirte Abends an dem Ufer eines Baches, der die Gränze ſcheidet. An dem andern begegnet ihm der Räuber ſelbſt mit ſeinen Leuten. Es war Mondlicht. Dieſer ruft ihm zu:

Trenck! Ich kenne deine Stimme; du haſt meinen Vater geſpieſst; du verfolgſt uns, wie ein Schurke hinterliſtig und grauſam. Haſt du ein Herz im Leibe, ſo gehe über den Steg herüber. Ich ſchicke meine Leute zurück. Lege du alles Gewehr ab, ſo wie ich, nur deinen Säbel bringe mit, und dann wollen wir ſehen, wer den Platz behält.

Nach genommener Abrede ſchickt er ſeine Leute zurück, legt ſein Gewehr ab, und Trenck geht über den Steg. Beide greifen zum Säbel. Trenck aber erſchieſst ihn mit einer verborgen gehabten Piſtole verrätheriſch, und trägt ſeinen Kopf herüber, den er auf einen Pfahl ſtecken lieſs. Ob dieſe Handlung gegen einen ſo edeln Räuber lobenswürdig

würdig war, mag der Leser beurtheilen. Indessen wurden sie auf allerhand argistige Art in das Garn gelockt, und mein Vetter wurde das Schrecken und die Geißel dieser schädlichen Leute.

Eines Tages ist er auf der Jagd, hört Musik in einem einzelnen abgelegenen Hause seines Unterthans: ist durstig, geht hinein, und findet Hochzeitgäste bey Tische. Sogleich setzt er sich hinzu und ißt mit, ohne zu wissen, daß in diesem Hause der Räuber Zusammenkunft war.

Indem er gegen der Thüre über an einem langen schmalen Tische sitzt, treten zwey riesenmäßige Harumbachen bewaffnet herein. Er erschrickt. Seine Flinte stand an der Wand. Der Räuber besänftigt ihn aber gleich mit den Worten:

Wir haben dich und deine Unterthanen nie beleidigt, Trenck! und du verfolgst uns mit solcher Grausamkeit auf die niederträchtigste Art. Wir denken edler; friß dich ruhig satt mit uns. Wir könnten dich gleich an der Wand ohne Gegenwehr todschießen, fürchte aber nichts. Wenn wir gegessen haben, dann wollen wir mit dem Säbel in der Faust sehen, wer von uns eine gerechte Sache hat, und ob du so tapfer, so unüberwindlich bist, als die Leute sagen.

Hier-

Hiermit ſetzten ſie ſich gegen ihm über zu Tiſche, und eſſen und trinken fröhlich mit. Wie dabey dem Trenck zu Muthe war, iſt leicht zu erachten, weil er nicht wiſſen konnte, ob ohne dieſe handveſte Kerle nicht noch drauſſen ihre Gehülfen bereit ſtunden, um ihn zu martern. Er zieht demnach unbemerkt ſeine Sackpiſtolen heimlich aus der Taſche hervor, richtet ſie beyde unter dem Tiſche auf den Bauch ſeiner Gegner, drückt ſie zugleich los, ergreift den ganzen Tiſch, wirft ihn über ſie hinauf, und ſpringt glücklich zur Thüre hinaus. Im Herausſpringen nimmt er noch ein Gewehr des Räubers mit, welches ſie an die Thüre geſtellt hatten. Einer davon wälzt ſich im Blute, der andre arbeitet ſich hinter dem Tiſche hervor, läuft ihm wütend nach. Trenck läßt ihn anlaufen, ſchießt ihn mit ſeiner eigenen Flinte todt, haut ihm den Kopf ab, und bringt ihn zu ſeinen Leuten nach Hauſe.

Hiedurch verlohren nun die Räuber ihre beſten Anführer und folglich auch den Muth, ſo daß ſie auf allen Seiten niedergehauen wurden, und haufenweiſe in das Türkiſche Gebieth flüchteten.

Nun brach eben der Krieg im Jahr 1740 los, wo alle Ungarn zum Gewehr griffen, um ihre Königinn, ihre ſchöne geliebte Gebieterinn zu retten.

Trenck

Trenck schrieb nach Wien, erbot sich, ein Panduren-Freykorps aufzurichten, und fordert Generalpardon für alle Räuber, welche dabey Dienste nehmen wollten. Er erhielt, was er suchte; machte diesen Pardon bekannt, und die Werbung nahm den Anfang. Nur wenige schlugen sich dazu. Er warb aber eigene Unterthanen, formirte ein Corps von etwa 500 Mann, ging den Räubern von allen Seiten auf den Leib, und trieb sie zwischen der Sau und Sarsawa in die Enge. Hier entschlossen sie sich nun zur Capitulation. Diese erfolgte, und gegen 300 Mann nahmen Dienste unter seinen Panduren.

Die meisten dieser Leute waren nur 6 Fuß groß, geübte verwegene Soldaten und konnten alle schwimmen, auch ganze Meilen weit wie die Rehe im Walde laufen. Dieses mußte ein jeder können, und gelernt haben, ehe er aufgenommen wurde.

Es ist demnach nicht zu verwundern, daß ein kluger Anführer dergleichen Leute im Kriege zu allem brauchen, und Wunder der Tapferkeit und Kühnheit mit ihnen bewerkstelligen konnte. So lange auch noch einige von ihnen bey so häufigen Gefechten übrig blieben, waren die Panduren gewiß in allen Vorfällen gefährliche Leute. Unter ihnen aber Disciplin, Ordnung und Subordination ein-

zu-

zuführen, dieſes konnte nur allein ein Trenck zu Wege bringen, welcher den Nationalkarakter kannte, und ſie durch wollüſtige Tage und Raubſucht dahin zu lenken wußte, wo er Siege und Vortheile erfechten wollte. Iſt der Officier dieſer Völker nicht ſelbſt kühn in großen Gefahren: ſteht er nicht an ihrer Spitze, und verſpricht ihnen Plünderung, und Speck genug zum Schmauſe, dann wird er ſie ſchwerlich vorwärts bringen. Bemerken ſie, daß er ſich fürchtet, dann thun ſie gar nichts, rebelliren und laufen nach Hauſe. Er mußte demnach, um dergleichen Leute zu brauchen, nicht nur ſelbſt mit ihnen grauſam verfahren, ſondern ihnen auch wirkliche Grauſamkeiten durch die Finger ſehen. Hiedurch allein erreichte er ſeine Abſicht, machte ſich bey Oeſtreichs Feinden furchtbar, und leiſtete ſeiner Monarchinn wichtige Dienſte.

Im Jahre 1741, da ſein Volk noch ganz roh war, ereignete ſich folgender Vorfall: Er exercirte mit ſeinem Regimente, und ein ganzer Zug gab ſcharf Feuer auf ihn, tödtete auch ſeinen Läufer, der neben ihm ſtand, und ſein Pferd. Gleich ſprang er hervor, ging raſend auf den Zug los, zählte 1. 2. 3. 4., und hieb dem 4ten den Kopf herunter. Dies geſchah bey dreyen: hierauf ſprang aber ein Harumbaſcha aus dem Gliede her-

hervor, zog den Säbel, gieng ihm auf den Leib und sagte: Ich habe auf dich geschossen, jetzt wehre dich deiner Haut. Alles stand unbewegt. Trenck griff ihn an, und hatte das Glück ihn niederzuhauen. Nun wollte er die Execution bey dem 4ten Manne fortsetzen: das ganze Regiment aber griff zum Gewehr, und spannte den Hahn. Die Rebellion war wirklich da. Gleich ergriff er den Säbel und hieb rechts und links ein. Diese Entschlossenheit schreckte. Alles rief, halt! fiel auf die Knie und versprach Gehorsam. Er umarmte einige brüderlich, hielt eine kurze Anrede nach dem Nationalgeschmack an sie, und von dieser Zeit an waren seine Leute überall unüberwindlich, wo er selbst zugegen war.

Man bemerke diese Geschichte, und schließe auf den Mann, welcher in solcher Gefahr so entschlossen zu handeln vermögend ist. Dennoch wurde er zuletzt das Schlachtopfer solcher Männer, die den Soldaten nicht zu beurtheilen wußten, weil sie in ihrer Uniform in Wien grau wurden, ohne sie mit Blut zu bespritzen, und zogen ihn in einen Criminalprozeß, weil er Grausamkeiten ausgeübt hätte.

Man betrachte aber den Trenck in seiner Lage als Befehlshaber eines Menschenhaufens, der allein

vom Raube zu leben gewohnt war, und in Feindes Land alles zu nehmen sich berechtigt glaubt. Ein Volk, welches den Tod am Galgen nie fürchtet, das keine Unterwürfigkeit kannte, und auf einmal im regulirten Soldatenzwange dienen und fechten soll. Für die Ehre thut ein solcher nunmehr priviligirter Räuber gewiß nichts. Sein Anführer muß demnach bloß seine Raubsucht zu benutzen suchen, um ihn in das Schlachtfeld zu bringen; denn sieht er keinen Vortheil für sich selbst, so thut er gewiß nichts auf allerhöchsten Befehl, oder für den Herrendienst. Hierzu taugt der Türke, aber der schlaue Sklavonier gewiß nicht: der aller Gefahr ausweicht, wo er nichts gewinnen kann.

Nun brauchte Trenck Officiere, gleichfalls von besonderer Gattung. Sie mußten vorzüglich kühn und klug seyn, um solchen Leuten zu befehlen. Als Partheygänger mußten sie mehr Ungemach als alle andre regulirte Soldaten dulden; auch täglich den Feind aufsuchen, und ihr Leben wagen. Hiezu fand er wenige geneigt und geschickt, mußte also im Anfange alles annehmen, was ihm vor die Hand kam.

Da er nun überall selbst gegenwärtig war: so kannte er die feigen Memmen gleich, und jagte sie

ſie auch ohne weitere Umſtände oder Kriegsrecht vom Schlachtfelde weg, wenn ſie ſich in Gräben und Schlupfwinkel verſteckten, oder nicht an der Spitze ſeiner Panduren Sturm laufen wollten. Dieſe Zahl, meiſtens von ſchlechten Kerlen, vermehrte ſich: ſie liefen nach Wien, ſchrieen und klagten.

Dort wachten Trencks Feinde und Neider, weil ſein Geiz nicht geſtattete, daß er von ſeiner großen Beute, nach Wiener Brauch etwas mit der dortigen Militairobrigkeit theilte. Eben hieraus entſtand eigentlich zuletzt der Proceß, welcher alle ſeine Entwürfe vereitelte, und ihn ſelbſt perſönlich unglücklich machte.

Kaum war er mit ſeinen Sklavoniſchen Völkern in Oeſtreich eingerückt, ſo ereignete ſich gleich offene Gelegenheit Lorbeern einzuernden. Die Franzöſiſche Armee wurde bey Linz weggeſchlagen. Trenck war überall an der Spitze, verfuhr grauſam mit den Gefangenen und gab im Schlachtfelde keinem Pardon. Schon der äußere fürchterliche Anblick ſeiner Panduren ſchreckte, und ihr barbariſches Verfahren, ihr ſtürmiſcher Angriff, ihre argliſtigen, im Räuberleben gewöhnte Streiche verurſachten eine unerwartete Wirkung. Trenck war klug, wachſam, kriegeriſch, wußte jeden

Vortheil zu nutzen, folglich war er auch gleich auf dem Schauplatze bekannt und berühmt. Er gewann das Vertrauen, die Liebe des Prinzen Carl und die ganz besondere Achtung des commandirenden Feldmarschals Graf Kewenhüller, der den Mann zu schätzen, und in seinem gehörigen Fache zu brauchen wußte, folglich erhielt er mehr Gewalt, als noch kein Partheygänger vor ihm gehabt hatte. Er machte der Armee überall Platz, und folgte dem fliehenden Feinde nach Bayern, wo alles mit Schwerdt und Feuer verwüstet wurde. Eben dieses war Wiens, auch seines Volkes Sache, die für Beute alles unternahmen, und unter einem solchen Anführer auch Wunder der Tapferkeit ausführten.

In Bayern gieng vollends das Wüthen los. Prinz Carl ließ ihm freyen Zügel, und da er den Feinden keinen Pardon gab, so liefen Bayern und Franzosen schon davon, wenn sie nur einen rothen Mantel erblickten. Die Herren Panduren plünderten und mordeten, wo sie hinkamen, und ihre Beute kaufte und sammelte der Herr Obriste.

Die gröste Grausamkeit wurde in Cham ausgeübt, die Stadt an allen Ecken angesteckt, und die Einwohner in die Flammen geworfen. Die fliehenden Weiber und Kinder, die eine Brücke paßi-

ren

ren mußten, wurden erſt geplündert, dann aber in das Waſſer geſtürzt. Dieſes Verfahren kam auch bey ſeinem Proceſſe vor. Er rechtfertigte ſich aber hiedurch: daß

1) die Bürger in Cham ſechs Gefangenen von ſeinen Leuten die Hände abgehauen, und ſie im Triumph herumgeführt hatten.
2) Daß ſich die Bürgerſchaft zur Gegenwehr geſtellet, und
3) daß Prinz Carl ihm Befehl gegeben hatte, eben ſo zu verfahren als wirklich geſchehen iſt.

Der ganze Iſeswinkel ſchreyt noch ach und weh gegen die Trenckiſche Barbarey. Deckendorf und Filzhofen erfuhren ſeine ganze Wuth. Im erſteren wurden 600 Franzoſen von ihm mit Capitulation gefangen genommen, die er bloß mit Strohgarben geſchreckt hatte, denen er in der Entfernung Pandurenkleider angezogen, und ſie als Schildwachten ausſtellte, wo er doch wirklich von ſeinen Leuten noch 4 Meilen entfernt war, und nebſt einem Adjudanten und etlichen Officieren allein die Capitulation unterſchrieb.

Was er übrigens im Bayeriſchen Kriege der Armee für weſentliche Dienſte geleiſtet hat, dieſes iſt in der Geſchichte Thereſens weltkundig, ob man gleich ſeine Handlungen allezeit von der ver-

haßten Seite geschildert, und das Gute vorsetzlich verschwiegen hat, weil er im Unglück starb, und die Biographieschreiber nicht mehr bezahlen konnte.

In Deckendorf oder Filzhofen, (der Ort wo es geschah, ist meinem Gedächtnisse entfallen) erfuhr er durch einen Kundschafter, daß in einer Apothecke ein Fäßchen mit 20,000 fl. versteckt worden. Von Geldsucht getrieben, eilt er hinein, mit einem brennenden Lichte in der Hand, visitirt überall, und kommt unvorsichtig an etliche Pfund Pulver: dieses fängt Feuer, und wirft ihn halb gebraten zu Boden. Er wurde weggetragen, geheilt, und von dieser Zeit an, war sein Gesicht durch die Narben und eingebranntes Pulver deste fürchterlicher. Der jetzige Feldmarschall Baron Loudon war damahls Lieutnant bey seinem Regimente, und stand an der Thüre, da sich sein Obrister verbrannte. Kaum war er gesund, so wurde ihm von seinen Kundschaftern zugesteckt, daß Loudon viel Geld habe, und mit seinen Freunden lustig lebe. Er muthmaßete demnach, daß er das Fäßchen mit dem Gelde müße erhascht haben; und von diesem Augenblicke an verfolgte er diesen rechtschaffnen Mann auf alle mögliche Art, schickte ihn auch bey allen Vorfällen mit 30

gegen

gegen 300 Mann um ihn todtschießen zu lassen, und sein Erbe zu seyn. Dieses dauerte so lange, bis Loudon endlich müde wurde, quittirte, und sich in Wien zum Haufen seiner Kläger und Feinde schlug, und so den Mann, der ihm im Anfange, da er ihn bey seinem Regimente aufnahm, alle Freundschaft und Hülfe erzeigt hatte, wirklich durch seine Beitretung unglücklich machte. Sicher bleibt es aber, daß dieser wirklich große Mann seine Lehrschule unter des Trencks Anführung gefunden hat. General Tillier, dessen Soldatengeist Armeekundig ist, stammt gleichfalls aus dieser Pflanzschule kurz entschlossener Soldaten, und wer taugt noch gegenwärtig besser, eine Ungrische Armee zu commandiren als Loudon und Tillier?

Bey einer Gelegenheit, da Trenck in Wien in den Proceß verwickelt war und eine ehrenrührige Schrift ohne Ausnahme gegen alle seine Kläger eingereicht hatte, sagte ich zu ihm: „Sie haben mir ja allezeit den Loudon als den tüchtigsten von allen ihren Officieren, und den rechtschaffensten Mann gepriesen: warum vermischen sie ihn denn jetzt mit dem übrigen Gesindel? — Seine Antwort war:

„Wollen sie, daß ich einen Mann loben soll,
„welcher an der Spitze derer arbeitet, die mich
„um Ehre, Güter und Leben bringen wollen?"

Dieses habe ich hier nur deßhalb erzählen wollen, damit ich mich auf eines so ehrwürdigen Mannes Zeugniß öffentlich beziehen kann, daß der Trenck ein groser Soldat, ein eifriger Patriot war, und nie den König von Preussen gefangen hatte, wie es niederträchtige Schufte in Wien ausgesprengt haben, und noch gegenwärtig mit dem dummen Pöbel glauben, Loudon hätte doch müßen dabey seyn. Sein gegenwärtiges Zeugniß ist demnach das beste Siegel für die trockene Wahrheit meiner Erzählung, wodurch ich die Ehre unsres Familien Namens behaupte, welche ich meinen Kindern schuldig bin.

Ganz Bayern wurde nun von ihm geplündert: wie man damals sagte: und ganze Schifsladungen mit Waaren, Silber und Gold auf die Güter nach Sklavonien geschickt. Prinz Carl und Graf Rewenhüller erlaubten ihm alles. Feldmarschal Neuperg commandirte, dieser hatte andre Grundsätze, stand mit dem Hof-Kriegsrathe Baron Tiebes damaligen in Wien gewaltigen Soldatengebieter in Verbindung, und war folglich des Trencks Feind.

Bald

Bald gieng die Verfolgung so weit, daß er ihm den Proceß wollte machen lassen. Er wurde arretiret: vertheidigte sich aber so gut, daß er nach 4 Wochen frey gesprochen wurde.

Indessen hatte Menzel das Commando der Panduren, und eben in dieser Zeit gewann dieser Mann, der eines Fleischhauers Sohn, und im Grunde gar kein Soldat war, seinen ganzen erworbenen Ruf, durch die Tapferkeit eines Volkes, welches Trenck gebildet hatte.

Während dieser Zeit erhielt er den Ruf eines Partheygängers. Es ist aber Armeekündig, daß dieser Mann in der Geschichte niemals verdiente, einem Trenck an die Seite gestellt zu werden. Inzwischen vermehrte Trenck seine Croaten bis auf 4000 Mann, woraus im Jahr 1743 ein regulirtes Ungarisches Infanterieregiment errichtet wurde, welches aber noch den Namen Panduren beybehielt. Hierzu errichtete er noch 600 Mann Husaren, und 150 Jäger, die er alle aus seinem eigenen Beutel warb, beritten machte, und mondirte. Wogegen aber bey Reduction dieses Corps alles zum Vortheil des Aerarii verkauft oder untergeflickt, mir hingegen auch nicht ein Groschen vergütet worden ist.

Mit diesem nunmehr ansehnlichen Corps, konnte er auch größere Unternehmungen ausführen. Der Feind flohe, wo man seinen Namen nannte. Er war überall an der Spitze der Armee, trieb manche Million Contributionen ein: erstieg viele haltbare Oerter mit dem Degen in der Faust, und hat innerhalb 5 Jahren seiner Monarchin gegen 7000. Franzosen und Bayern, und über 3000 Preußische Gefangene geliefert. Gewiß aber eben so viel in die Pfanne gehauen, welches sich noch kein Partheygänger rühmen kann; dabey ist am merkwürdigsten, daß er niemals geschlagen wurde. Alle Anschläge glückten ihm: und eben hiedurch gewann er Liebe und Vertrauen seiner Leute, und war und bleibt ewig in der Geschichte der erste Mann, welcher aus Croaten Soldaten für den Staat gebildet hat.

Ohnmöglich konnte aber alles dieses ohne Excesse und Ausschweifungen bey einem rohen blutbegierigen Volke geschehen, welches überall Schrecken verbreiten mußte. Und da er von S. K. H. dem Prinzen Carl ungebundenen Willen hatte, und Geld und Fourage überall fehlten, so mußte nothwendig der feindliche Unterthan alles herbeischaffen, welches in der Folge von seinen Feinden mit dem Titel Excessen ihm im Proceße

eße zur Laſt gelegt wurde, wogegen alles was Bärenklau, Menzel und die ganze Armee zuſammen geplündert, niemals in Anfrage gekommen iſt.

Daß aber der Trenck ſeinem Regimente aus eigenem Beutel mehr als hunderttauſend Gulden baar vorgeſchoßen hat, erwieß ich im Jahr 1750 ſonnenklahr in Wien, aber leider! erſt nach ſeinem Tode. Wo doch ſeine niederträchtige Feinde ihn im Proceſſe beſchuldigten, daß Er das Aerarium hintergangen hätte. Der in dieſem Falle gewiß unſchuldige Mann, wurde aber von partheiſchen Richtern unterdrückt, und wirklich wegen dieſes falſchen Artikels auf den Spielberg verurtheilt. Seine Ehre habe ich erſt nach ſeinem Tode gerettet; Rechnungen und Beweiſe geführet, ſogar der Quatiermeiſter Friderici ſaß 8 Monathe in Eiſen, geſtand den Betrug: fand aber ſo viel Protection bey Trencks Feinden, daß er am Ende nichts bezahlte, und da ich ſelbſt im Jahr 1754 in das Magdeburger Gefängniß gerieth, ſogar abſolvirt wurde. Der Monarchin iſt gewiß nichts vergütet worden, und meine liquidirte 84,000 fl. blieben gleichfals verloren, die mir de jure das Aerarium hätte vergüten ſollen.

Als etwas merkwürdiges von der damaligen Juſtiz muß ich hier dieſes einſchalten: daß eben

zur

zur Zeit, da dieſer Quatiermeiſter in Wien im Gefängniß ſaß, und Herr Hofrath von der Marck die Inquiſition hatte, ich dieſen Mann unerwartet auf des Herrn Hofraths Landgute bey der Tafel im vertraulichſten Umgange überraſchte, weil ich zufällig von dieſer beſondern Protection benachrichtigt wurde. Man urtheile hieraus was ich für Juſtiz und Entſchädigung von einem ſolchen Inquiſitore zu hoffen hatte; und wie die gute Monarchin damals von ihren Commiſſariats-Wirthſchaftern hintergangen wurde. Alles was übrigens mein Vetter zum Vortheile des Dienſtes, und zur Ehre der Oeſtreichſchen Waffen bewirkte, kann ich hier nicht bemerken, weil ich nicht Augenzeuge war, und das meiſte, was er mir von allen ſeinen Unternehmungen erzählte, meinem Gedächtniße entfallen iſt. Genug ſein Ruhm iſt Weltkündig, und wäre gewiß in Thereſens Geſchichte bis zum Himmel erhoben worden, wenn er nicht in die Gewalt böſer Menſchen gerathen wäre, die den beſten Patrioten als einen Verräther, und den tüchtigſten Soldaten als einen Charletan zu mißhandeln Gelegenheit fanden, und ſein Vermögen plünderten und ihn ſelbſt im Gefängniſſe verſchmachten ließen.

Merk-

Merkwürdig aber iſts, daß eben der Mann, welcher offene Gelegenheit hatte, ſich auf erlaubte Art in Bayern Schleſien und Elſas ein großes Vermögen zu erwerben; der ſelbſt arm und geitzig lebte, um viel zu ſammeln, dennoch bey ſeinem Tode nicht einmal die Hälfte von dem Vermögen zurück ließ, welches er von ſeinem Vater ererbet hatte, und das mir ganz und mit vollen Rechte zugehörte, aber gleichfals gewaltſam entriſſen wurde.

Im Jahr 1744 trieb er die Franzoſen über den Rhein, eroberte die Rheinſchanze bey Philipsburg mit dem Säbel in der Fauſt, ſchwamm mit 70 Panduren ſelbſt über den Strom: überfiel die Schanze, hieb den Marquis von Crevecoens als einen unvorſichtigen Commandanten eigenhändig nieder; faßte Poſto; ging über den andern Arm, überfiel zwey Bayriſche Cavallerieregimenter in ihrem Lager, und beförderte wirklich der ganzen Armee den Uebergang über den Rhein: welches ohne dieſen unternehmenden Mann nicht geſchehen wäre.

Nun verbreitete er Schrecken und Feuer im ganzen Elſas, ſetzte alles in Contribution, und brach überall durch, wo er hin wollte, mitten im Triumphe der Oeſtreichiſchen Waffen auf Franzöſiſchem Boden.

Da

Da aber im September 1744 der Preußische Krieg in Böhmen von neuem ausbrach, mußte die Kayserl Armee eilfertigst zurück marschiren, Elsaß verlassen, und dem eigenen Staate zu Hülfe kommen. So wie er nun der Armee den Uebergang über den Rhein befördert hatte, so wurde er nun gebraucht, um den Rückzug zu decken: und er hatte Ehre davon.

Was er im Feldzuge dieses Jahres dem Feinde für Abbruch verursachte, dieses ist in Theresens Geschichtsbüchern bekannt. Unter andern zeigte er seine Fähigkeit und Diensteifer bey Tabor und Budweis. Er lief daselbst mit 300 Mann Sturm, auf eine Stadt, in welcher die beyden Preussischen Regimenter Walrabe und Kreutz zur Vertheidigung standen. Wer hätte jemahls eine so verwägene Unternehmung von Panduren gegen Preussen erwartet.

Das Wasser im Stadtgraben war aber tiefer als die Kundschafter angegeben hatten und die Mauerleitern zu kurz: die meisten Leute ersoffen, oder wurden im Wasser erschossen. Die wenigen aber, welche herüber kamen, wurden gefangen. Unerachtet nun sein ganzes Corps noch 5 Meilen entfernt war, so schloß er dennoch eine Capitulation, laut welcher sich die ganze Garnison von Tabor,

Tabor, Budweis, nebst dem Schlosse Frauenberg zu Kriegsgefangenen ergaben.

Am folgenden Tage kam sein Volk an. Lächerlich war es aber anzusehen, da die Panduren ihre Hauben mit den Preussischen Füsilir- und Pionirmützen verwechselten, und sie auch in der Folge beybehielten.

Ob er durch diese gewiß seltsame Unternehmung seiner Monarchin einen wesentlichen Dienst geleistet habe, entscheide die scharfsichtige Welt.

Der ganze Feldzug war für ihn rühmlich, und der Mangel an leichten Völkern bey dem Feinde gab ihm offenes Feld, Abbruch zu thun. Er war überall geschäftig, und machte auf allen Seiten Gefangene; gieng bey Pardubitz über die Elbe, eroberte die Magazine, und eben dieses war die Ursache des eingerissenen Mangels, der ungeheuren Desertion und des erzwungenen Rückzuges aus Böhmen.

In Colin befand sich der König mit dem Hauptquartiere. Ich selbst war dabey, und Augenzeuge der Verwirrung, da der Trenck die Stadt angriff, und meiner Einsicht gemäß gewiß erobert hätte. Er wurde aber im ersten Anfalle mit einer Kanonenkugel blessirt, und ihm der rechte Fuß im Knöchel ganz zerschmettert, zurück getragen, und

die

die Attaque war hiedurch vereitelt. Diese Wunde war erschrecklich. Sogar aus Wien schickte ihm die Monarchin einen Wundarzt. Er erduldete die Scarification des ganzen Fußes: verlohr den ganzen Knöchel, auch ein Stück vom Schienbein, lag 4 Monathe auf dem Rücken, wurde aber geheilet, und tobte und wüthete, weil er dem Feinde so lange Zeit hindurch gar keinen Abbruch verursachen konnte, da ohne ihn seine Leute gar nichts waren.

Im Februar 1745 fuhr er nach Wien. Sein Einzug glich einem Triumphe. Alles lief herbey um ihn zu sehen und ihm zuzujauchzen. Diese allgemeine Achtung erbitterte seine Feinde um desto mehr. Die Monarchin selbst empfing ihn mit aller möglichen Distinction. Er erschien bey ihr auf Krücken, mußte sich niedersetzen, und durch die liebreichsten gnädigsten Versicherungen und Behandlungen, stieg sein Diensteifer bis zur Raserey: weil Ehrgeitz seine Hauptleidenschaft war.

Wer hätte damahls wohl vermuthen können, daß der Liebling des Volkes, der treueste eifrigste Soldat seiner Monarchin, noch in eben dem Jahre in Wien im Stockhause Fesseln tragen und der unbegränzten Gewalt niederträchtiger Feinde überlassen, seufzen würde, die alle zusammen in ihrem

ihrem ganzen Leben dem Staate nicht ſo viel Dienſte geleiſtet hatten, als der Trenck in einem Tage. So ſpielt das Schickſal mit uns Menſchen! und ächtes unbeſorgt ſchlummerndes Verdienſt wird gewöhnlich das Schlachtopfer der wachenden Argliſt und Verläumdung.

Im Taumel ſeines Vergnügens reiſete er nun ſelbſt auf ſeine Güter, warb neue 800 Mann, um im neuen Feldzuge friſche Lorbeeren einzuſammeln. Er kam zurück, gieng zur Armee, erhielt vom Hofe was er wollte, und war den ganzen Sommer hindurch in immerwährenden unermüdeten Operationen beſchäftigt.

Bey der im September vorgefallenen Schlacht bey Soran, fiel er in das Preuſſiſche Lager, eroberte für ſich des Königs Zelt, und ſilbernes Tafelſervice, kam aber um eine Stunde zu ſpät, um abgeredeter Maßen dem Feinde in den Rücken zu fallen. Der kluge König überließ das ganze Lager gerne der Plünderung, wo die eindringenden räuberiſchen Völker nicht mehr vorwärts zu bringen waren, ſchlug aber indeſſen die Kayſerliche Armee; ſtand auch in Ordnung ſchon zum Empfange da, falls jemand aus dem eroberten Lager zu ſpät und ohne Unterſtützung einen Anfall hätte wagen wollen. Hier erhielten nun des Trencks Feinde offe-

nes Feld, um ihn bey Hofe verdächtig zu machen und den Pöbel gegen ihn aufzuhetzen. Man beſchuldigte ihn öffentlich, er habe den König von Preuſſen in ſeinem Zelte gefangen, und verrätheriſch in Freyheit geſetzt, und vorſätzlich ſich im Lager mit Plündern aufgehalten, anſtatt den Feind im Rücken anzugreifen, und die Bataille zu entſcheiden. Er ſei alſo allein Schuld an der Niederlage der Armee. Seine Freunde ſchrieben ihm dergleichen Nachrichten: meldeten auch, daß ein ſchweres Wetter über ſeinem Kopf ſchwebe, und alles bereit ſey, ihn unglücklich zu machen.

Nach rühmlichſt geendigtem Feldzuge reiſete er demnach nach Wien um ſeinen falſchen Anklägern die Spitze zu bieten, und ſeine gekränkte Ehre nachdrücklich zu vertheidigen.

Hier fand er nun ſchon 23 Officier, welche er meiſtens wegen Zaghaftigkeit und ſchlechter Streiche vom Regimente caſſiret und fortgejagt hatte. Unter dieſen waren freylich auch 3 bis 4 die Urſache zu klagen hatten. Eben dieſe wenige ehrliche Leute waren aber arm und ohne Protection. Unter den ſchlechten Kerlen fanden ſich aber genug, die ſich von den Trenckiſchen Feinden beſtechen und aufwiegeln ließen, um falſche Juramente abzulegen. Herr Hofkriegsrath Weber und

General

General Loewenwalde hatten seinen Untergang beschlossen, und eben diese bewirkten seinen Fall, wobey die Hauptabsicht die Sequestration seines Vermögens war, um im Trüben fischen zu können.

Trenck, der sich kein Verbrechen gegen den Staat vorzuwerfen hatte, spottete verächtlich bey allen Anfällen. Inzwischen wurde eine Kammerfrau bey Hofe gebraucht, um bey allen schicklichen Gelegenheiten der Monarchin Vertrauen von ihm abzulocken. Was war leichter zu bewerkstelligen? Bald hieß es, der Trenck ist ein Atheist, ein Freygeist, weil er nie den Rosenkranz betet, niemahls nach Maria Zell walfahrtet, nie Ablässe gewinnt. Bald sprach man von seinem Hurenleben, von seinen Nothzüchtigungen in Feindes Land, und von den ungestraften Excessen seiner Panduren, von Kirchenraub in Bayern, von Grausamkeiten und Plünderungen, von großen Reichthümern die er sammle, um vermuthlich ein gefährlicher Rebell in Sklavonien zu werden.

Die von ihm cassirten Officier hingegen erzählten heimlich in allen Bierschenken und Kaffehäusern, daß der Trenck den König von Preussen gefangen gehabt, und laufen lassen. Dieses war für den dummen fanatischen Wiener Pöbel genug, um seinen erworbenen Ruf zu zernichten, und

alles gegen ihn in Harnisch zu bringen. Endlich von Klägern überlaufen, befahl die Monarchin, besonders, da es Trenck selbst forderte, eine Untersuchung dieser Klagen. Hierzu wurde nun der Feldmarschall Cordua, ein rechtschaffener Mann erwählt. Dieser untersuchte unpartheyisch, erkannte die Wahrheit, und entschied in einem dem Hofe überreichten Gutachten:

„Daß alle angebrachte Klagen von solcher Art „wären, daß sie kein Kriegsrecht erforderten. „Trenck habe hin und wieder gegen Officiere ge„fehlt, indem er sie gar zu eigenmächtig cassirt „hätte. Um diese alle abzufertigen, solle er 12000 „fl. bezahlen. Alle übrige Anzeigen hätten den „Geruch der Rachgierde und Verläumdung; „wären auch nicht werth, daß man einen Mann „mit Processen in Wien aufhielte, der so noth„wendig bey der Armee wäre. Man müsse übri„gens in Ansehung seiner wichtigen Dienste, „bey Kleinigkeiten durch die Finger sehen ...

Trenck, aufgeblasen über diesen Ausschlag, und von Geiz und Stolz verleitet, wollte auch nicht einen Gulden bezahlen, nahm die Post und fuhr auf seine Güter nach Sklavonien. Eben dieses war sein Hauptfehler, der sein Unglück beförderte.

Seine

Seine Gegenwart war in Wien nothwendig, um Vortheile gegen seine Feinde zu bewirken, die er zu sehr verachtete, und bereits überwunden glaubte. Diese hingegen benutzten alle Gelegenheit; und durch die dritte Hand wurde sogar der Monarchin beigebracht: er sey ein gefährlicher Mann da, wo er sich beleidigt glaubte, und habe vielleicht nachtheilige Absichten in Sklavonien, wo ihm alles anhieng. Trenk hingegen besorgte keine Falle, ward noch 600 Mann von seinen Gütern, machte den Feldzug in den Niederlanden rühmlich mit, und kam im October 1746 nach Wien. Bekannt ist es, daß nach geschlossenem Preussischen Frieden, sein Regiment ganz regulirt wurde und gegen Frankreich dienen mußte.

Kaum war er in Wien angelangt, so wurde ihm auf Specialbefehl der Monarchin in Wien Hausarrest angekündigt.

Hier begieng er nun den dummsten Streich in seinem Leben, den jeder vernünftige Mensch mißbilligen wird; der auch zugleich seinen ungestümen, tollkühnen Charackter aufdeckt: seinen Feinden aber Waffen in die Hände reichte, und alles bestätigte, was die Mißgunst gegen ihn zu erdichten vermögend war.

Er ließ seine schönste Equipage einspannen, verließ eigenmächtig den Haußarest, und fuhr öffentlich, mit Verachtung des Kayserlichen Befehls in die Comödie, wo die Monarchin wirklich gegenwärtig war.

Hier wurde er den Hauptmann Graf Goßau und noch einen seiner cassirten Cammeraden in einer Loge gewahr, die eigentlich die Hauptanführer seiner Kläger waren. Von Grimm und Rachsucht berauscht eilt er wie ein rasender Mensch hinauf in diese Loge, ergreift den Grafen Goßau, und will ihn im Angesicht der Monarchin auf das Parterre hinunter stürzen. Goßau zieht den Degen zur Nothwehre, und hätte ihn durchbohrt; Trenck greift aber nach demselben, und sticht sich durch die Hand. Alles eilt herbey, rettet den Goßau, welcher sich gegen einen so ungeheuren Riesen nicht mit der Faust vertheidigen kann, und der von Grimm schnaubende tollkühne Pandurenobriste führt nach Hause.

Nun konnte Maria Thereſia wohl nicht mehr gnädig oder nachsichtig für einen so unverschämten Mann seyn. Er erhielt also Wache in seinem Hause, und in wenig Tagen benutzten seine Feinde diesen Vorfall so gut, daß ein Kriegsrecht gegen ihn angeordnet wurde.

General

General Loewenwolde wußte hierbey seine Rolle so listig zu spielen, daß er vom Hofkriegsrathe als Präsident des Kriegsrechts und Verhörs, zugleich aber auch als Sequester des Trenckischen Vermögens ernannt wurde. So sehr, so bitter nun auch dieser gegen ihn protestirte, so blieb doch eben der Mann sein bevollmächtigter Blutrichter, dem er ein Jahr zuvor bey Hofe, in der Antichambre des Prinzen Carls einen Fuß am Hintern angetragen, und der in seinem ganzen Leben dem Hause Oestreich nicht so viel Dienste, als Trenck in einem Tage geleistet hatte.

Nun wurde sogleich in Zeitungen angekündigt: daß alle diejenigen, welche wider den Obristen Baron Trenck etwas zu klagen oder zu zeugen hätten, sich melden, und täglich einen Dukaten Diäten empfangen sollten. Man urtheile hieraus wie groß der Haufen der Kläger war, um Geld zu erhaschen. Die Zahl wuchs bald auf 54 und von diesen hatten die meisten den Staubbesen verdient. Sie empfingen aber innerhalb 4 Monathen über 15000 fl. Diätengelder aus dem Trenckischen Vermögen. Sogar falsche Zeugen wurden vom Richter selbst erkauft, und ich betheure hiermit auf Ehre, daß der Präsident Graf Loewenwalde mir selbst tausend Ducaten antrug, wenn ich

die Geheimnisse meines Vetters verrathen wollte, überdieß versprach er mir sogleich die Bezahlung meines in Preußen confiscirten Vermögens, und eine Compagnie bey der Armee.

Nun schließe ein jeder, wie es bey solchen Richtern zugieng. So viel mir bewußt ist, und noch gegenwärtig die Acten des Trenckischen Revisionsprocesses erweisen, so sind mehr als vierzig offenbare falsche Juramente abgeschworen worden.

Bey der zehnten Inquisitionscommission wurde dem Trenck vorgeworfen, daß durch seine Schuld die Bataille vor Soor sey verloren gegangen. Er rechtfertigte sich aber durch das eigenhändige Zeugniß des Prinzen Carl, laut welches der Ordonanz-Officier, der ihm die Ordre zum Marsch und Angriffe bringen sollte, irre geritten war, und dieselbe erst kurz vor dem Angriffe überbrachte. Hiedurch war er nun vollkommen gerechtfertigt. Graf Löwenwalde gerieth aber dabey in solchen Zorn, daß er wirklich ehrenrührige Worte gegen den Prinzen ausstieß. Trenck, der ihn als seinen Wohlthäter liebte und verehrte, wurde nun so rasend aufgebracht, daß er auf der Stelle den Präsidenten bey der Brust ergriff, ihn wie der Tiger eine Katze in die Höhe hob, zum Fenster trug, dasselbe aufriß, und ihn von der 4. Etage hinaus werfen

wollte

wollte. Alles lief zu Hülfe: die Wache drang herein, und sogleich wurde er in das Militairstockhaus gebracht, und wie ein Uebelthäter kreutzweis geschlossen: und zwar an eben dem Fuße, welcher kurz vorher für seiner Monarchin Dienst zerschmettert wurde und noch nicht ganz geheilet war. Bey Hofe wurde die Wahrheit verschwiegen, folglich dieß Urtheil bestätigt, und nunmehro mußte der gefesselte Trenck vor seinem ärgsten Feinde als ein Missethäter auftreten, und sich gegen falsche Anklagen vertheidigen, die er nie verursacht hatte. Wie das Protocoll, die Zeugenverhöre bey dieser Inquisition verfälscht worden, wie man ihm sogar alle Vertheidigung verhinderte, dieses wurde im Revisionsprocesse legaliter erwiesen. Da aber kein Artikel vorkam, welcher criminaliter behandelt werden konnte, so wurde folgendes Schelmstück vollzogen, welches ich noch gegenwärtig mit Acten und Urkunden zu erweisen erbötig bin.

Eine öffentliche Hure und Maitresse eines Beysitzers dieses Kriegsrechts des Hauptmanns Baron Rippenda wurde bestochen, und beschwor, daß sie die Tochter des Preußischen Feldmarschalls Grafen Schwerin sey; und daß sie bey dem Könige von Preußen im Bette geschlafen, da der Trenck bey Soor das Lager eroberte, welcher dem

König neben ihr gefangen und wieder in Freyheit gelaſſen hätte. Sie nannte ſogar ſeinen Adjudanten den Baron Hilaire welcher gegenwärtig geweſen ſeyn ſollte.

Dieſer Hilaire, welcher in der Folge eine Baronneſſe Tillier geheyrathet, und folglich des Trenck Schwager wurde, war eben in Wien, man confrontirte ihn ſogar mit dieſer Hure, der Betrug zeigte ſich offenbar. Nichts deſto weniger mußte der ehrliche Mann gleichfals in das Gefängnis wandern. Man both ihm heimlich Geld an, um ihn zu beſtechen: da dieſes nun nicht möglich war, und man ihm das Sprechen hindern mußte, blieb er etliche Wochen im Gefängniß ſitzen, und wurde erſt frey, da der Reviſionsproceß dieſe Schandthat des Herrn Präſidenten aufdeckte.

Indeſſen ging das Gerücht in der ganzen Stadt, der Trenck habe den König gefangen gehabt. Dieſes war hinlänglich, den dummen Pöbel in Harniſch zu bringen, und alle ſeine Freunde abzuſchrecken. Nun hieß er ein Landesverräther: und ob er gleich nunmehro ſeit 40 Jahren im Grabe liegt, und ſeine Unſchuld in dieſem Falle Weltkündig iſt, ſo habe ich doch bis auf dieſe Stunde in allen Wiener Geſellſchaften dieſen ſchändlichen Vorwurf hören müſſen. Ja ſogar der Monarch

war

war nicht anders belehrt: und unſre Generals, die erſt nach ſeinem Tode Fähndrichs wurden, glauben noch, daß die Panduren keine Dienſte geleiſtet haben, und daß der Trenck nicht treu diente, folglich keines beſſern Nachrufs oder Schickſals würdig war.

Ob ich nun gleich im erſten Bande meiner Geſchichte dieſen merkwürdigen Vorfall mit dem ſchönen Fräulein Schwerin bereits umſtändlich erzählt habe, ſo erlaube man mir doch ihn bey dieſer concentrirten Biographie meines Vetters nochmals zu widerholen, wohin ſie eigentlich gehört. Seine Sache iſt hiedurch die meinige geworden, weil die meiſten Großen in Wien, die nur Traditionen zu glauben gewohnt ſind, noch gegenwärtig der irrigen Meinung ſind; daß der Trenck wegen Criminalverbrechen gegen den Staat rechtmäßig auf den Spielberg verurtheilt wurde, und ſeine Güter legaliter confiſcirt wurden. Da dieſes nun poſitive nicht wahr, auch nirgends in ſeinen Proceßacten zu finden iſt, ſo muß ich hier etwas weitläuftiger ſeyn, und das widerholen, was bereits in meiner eigenen Geſchichte aufgedeckt wurde.

Der Hauptkunſtgriff des Grafen Löwenwalde war eigentlich, daß er ein falſches Protocoll verfaßte, den Trenck alle Communication mit ſeinen

Freunden

Freunden abſchnitt, um ſich nicht rechtfertigen oder den geſpielten Betrug entdecken zu können. Er ließ ihm weder Vertheidigung noch Rechtsfreund zu, und wählte einen Tag, wo der Kayſer und Prinz Carl nach Holitſch auf die Jagd fahren wollten... Sein Kriegsrecht hatte bereits das Todesurtheil unterſchrieben, ſogar die Anſtalten für ein eilfertig zu errichtendes Schaffot waren bereits getroffen. Dann wollte er zur Monarchin gehen, die Unterſchrift des Urtheils durch Vorſtellungen einer dringenden Gefahr bewirken, falls man einen dem Staate ſo gefährlichen Mann nicht eilfertigſt auf die Seite ſchaffte, und in der Nacht das Urtheil vollziehen, ehe der gerechte Kayſer zurück käme welcher den Trenck beſſer kannte, und allezeit ſein mächtigſter Beſchützer war.

Wäre dieſer Anſchlag gelungen, dann ſtarb Trenck als ein Böſewicht, weil er den König von Preußen gefangen gehabt. Das edle Fräulein Schwerin hätte den Adjudanten des Grafen Loewenwalde mit einem Heyrathsgute aus der Trenckiſchen Caſſe von 50,000 Gulden erhalten; und ſein großes Vermögen wäre gewiß unter Richter und Kläger vertheilt worden.

Der Kammerdiener des Löwenwalde war aber zufällig ein ehrlicher Mann, und mit einer alten

Maitreſſe

Maitreſſe des Trenck in Verbindung, dieſer vertrauete er das Geheimniß, und gleich eilte dieſes redliche Mädchen zum Obriſten Baron Lopreſti, welcher des Trenck Buſenfreund, zugleich aber damals ein reicher und bey Hofe accreditirter Mann war, dieſer war auch wirklich ſein Erretter. Der Kayſer und Prinz Carl wurden benachrichtiget von dem, was man im Schilde führte. Die Jagd nach Holitzſch blieb beſtimmt: die Reiſe geſchahe: Löwenwalde erſchien bei der Monarchin und betrieb die Unterſchrift des Urtheils, dieſe war aber bereits unterrichtet. Der Kayſer kam an eben dem Tage unerwartet zurück, und der verfluchte Anſchlag wurde vereitelt. Man überzeugte die große Thereſia vollkommen des geſpielten Betrugs. Das ſogenannte Fräulein Schwerin wurde feſtgeſetzt: Löwenwalde alles, auch die Sequeſtration des Trenckiſchen Vermögens abgenommen: und ein Supremum Reviſorium über das Kriegsrecht und den Trenckiſchen Proceß verordnet, welches bis dahin ein in Wien noch nie erlebter Vorfall war, und der Sache gleich eine andre Geſtalt gab.

Trenck wurde von ſeinen Feſſeln befreyet, und aus dem Stockhauſe in das Arſenal gebracht, wo er 4 Zimmer, einen Officier zur Wache, und alle Bequemlichkeit erhielt. Man geſtattete ihm einen

Advo-

Advokaten anzunehmen, und seine Sache zu vertheidigen. Ich selbst erhielt auch durch Vorschub Seiner Majestät des Kayserß die Erlaubniß des freyen Zutritts, und ihm in allem beyzustehen.

In dieser Erzählung habe ich vergessen zu sagen, daß ich eben da der Trenck in diesen Proceß verwickelt wurde, aus meinem Glatzer Gefängniße entflohen war, und nach Wien kam.

In dem Zeitpunkt nun, da der Revisionsproceß beschlossen und decretirt wurde, war es, daß Graf Löwenwolde mich als einen leichtsinnig geldbursigen Jüngling ansahe, und mit Geld gegen meinen Blutsfreund bestechen wollte, um seine Geheimniße schändlich zu verrathen.

Sobald nur sein Revisionsproceß entschieden war, trug mir der Prinz Carl von Lothringen auf, ich sollte meinem Vetter ernsthaft sagen. „Sein Geiz sey allein an allen Weitläuftigkeiten „Schuld, weil er sich in Zeiten weigerte elende „12000 fl. herzugeben, womit man alle laut „schreiende Kläger leicht hätte abfertigen können. „Da aber die Sache nunmehro so weit gekommen „sey, so solle er seine Richter zum Revisorio „selbst wählen, und kein Geld schonen, und seiner ganzen Protection versichert seyn.

Nun

Nun wurde der ehrwürdige Feldmarschall Königseck, Gouverneur von Wien, zum Präsidenten bestimmt. Aber bloß aus der Ursache weil er ein abgelebter Greis war, der am Podagra litte, und keiner Session mehr beywohnen konnte. Graf S*** wurde Vicepräsident. Diesem Manne der nie Geld genug hatte und ein schlauer Justitiarius war, habe ich selbst 3000 Dukaten zugetragen, die ich auf Trencks Anweisung vom Baron Lopresti erhielt.

Die beiden Hofräthe Komerkansqy und Zetto empfingen jeder im voraus 4000 Rthl. mit Versicherung des doppelten, wann Trenck würde absolvirt, und seine Kläger des Landes verwiesen seyn.

Die andern Beisitzer dieses Revisorii waren unbedeutend, und nur Jaherren von dem was die ersten drey beschließen würden.

Es wurde auch hierüber ein förmlicher Kontract geschlossen, den ein gewisser großer Herr im Geheim ratificirte.

Man kann sich nun leicht vorstellen, daß die Trenckische Sache, bald eine andere Gestalt gewann. Advocat Gerhauser übernahm den Criminalproceß, und Berger die Civilproceße.

Der Anfang wurde mit dem sogenannten Fräulein Schwerin gemacht. Da man aber das Kriegsrecht

recht nicht öffentlich beschimpfen wollte, so stellete sie sich närrisch, gab im Verhör verkehrte Antwort und da Trenck auf scharfe Inquisition drang, hieß es: sie sey über die Gränze gebracht worden.

Sechs Jahre nach dieser Begebenheit, da Trenck bereits todt war, fand ich sie zufällig in Brünn an einen Bedienten verheirathet. Sie gestand mir den ganzen Handel, und daß sie vom Kammerdiener des Grafen Loewenwolde bestochen war, diese Rolle zu spielen, und dafür 500 fl. empfangen hätte.

Bey meiner Retour in Brünn, wollte ich sie gerichtlich abhören lassen; ihr Mann hatte aber gestohlen, und beide waren durchgegangen. Es thut mir jetzt leid, daß ich damahls so saumselig war, um Trencks Ehre zu retten und die Monarchin zu überzeugen. Loewenwalde war aber auch schon todt, folglich hab ichs leichter verschmerzet.

Merkwürdig bleibt aber dieses Verfahren gewiß ewig, daß man in einer so wichtigen Sache, weder im ersten Kriegsrecht, noch im Revisionsprocesse, auch nicht ein Wort von diesem edlen Fänlein Schwerin angemerkt findet.... Ein so sichtbares Schelmstück von Seiten eines Blutrichters, hätte sollen durch einen Herold und öffentlichen Druck in Wien bekannt gemacht, und die

soge-

sogenannte Maitresse des großen Friedrichs zur allgemeinen Bewunderung an der Bühne nebst ihrem Anstifter zusammengekuppelt ausgestellet werden. . . Der Vorwand, sie sey närrisch geworden und daß man sie über die Gränze gebracht, rechtfertigt die Herren vom Kriegsrechte nicht. Der Trenck wollte die Heldin vor dem Revisorio sehen, und dieses erhielt er nicht.

Pfuy der Schande in einer christlichen Monarchie! wenn Männer, die in allgemeiner Noth dem Vaterlande so große Dienste leisten, als mein Vetter gethan hat, solchen Mißhandlungen unterworfen sind, was für Wege soll der ehrliche Mann suchen, um sein Recht zu erhalten?

Uebrigens fordre ich die ganze edle Ungrische Nation, und die richtig abwiegende Welt als Zeugen auf: ob denn wirklich die Trenckischen Panduren ein so verächtliches Volk im damaligen Kriege waren, als man in Wien behaupten will? Seitdem das Trenckische Regiment ein regulirtes Ungrisches Infanterieregiment ist, hat es gewiß in 30 Jahren nicht soviel Feinde zernichtet, Städte erobert, Contributionen eingetrieben oder Gefangene gemacht, als der Trenck in einem Jahre. Alle Dienste sind mit Undank vergessen, und die Zukunft ist noch sehr unsicher. — Trencks Tactick

war von der jetzigen himmelweit unterschieden. Es thut mir weh, wenn unser Monarch anders glaubt. Ich wünsche Ihm im Kriege viele Trencks: und gewiß bleibt es, daß Thereſiens Krone auch durch die jetzt ſo verachteten Panduren thätig unterſtützt wurde.

Nun will ich einen andern Artikel aus dieſem ſogenannten Criminalproceſſe berühren.

Trenck wurde beſchuldigt, er habe einem gewiſſen Panduren, Paul Diack, tauſend Prügel geben laſſen, und dieſer ſey unter den Schlägen todt geblieben. Dieſes beſchworen zwey Officier unter den damaligen Klägern, die noch heute große Männer in der Oſtreichiſchen Armee ſind, als Augenzeugen.

Ob nun gleich noch jetzt bey manchem regulirten Regimente viele Soldaten todt geprügelt werden, und deßhalb noch keiner auf den Spielberg verurtheilt wurde, ſo will ich doch hier dieſen Vorfall erläutern.

Sobald der Reviſionsproceß angieng, ſchickte mich der Trenck nach Sclavonien, woher ich den Paul Diack nicht todt, ſondern wirklich lebendig nach Wien brachte.

Er erſchien vor Gericht, und es zeigte ſich, daß dieſe beyden Officier, welche geſchworen hatten, daß

daß ſie der Execution beygewohnt und ihn ſterben und begraben ſahen, zu eben der Zeit 160 Meilen weit vom Regimente entfernt waren, und in Sklavonien auf Werbung ſtanden. Paul Diack hatte ſchon dreymal rebellirt und Complotte gemacht. Trenck hatte ihn begnadigt, weil er ein beſonders brauchbarer Soldat, und ein alter Räuber war. Endlich hatte er mit 40 Mann abermals complottirt, und ſtand verurtheilt am Galgen. Hier rief er ſeinem Obriſten zu: Vater! wenn ich tauſend Prügel aushalte, giſt du mir Pardon? Trenck antwortete ja. Jener empfing ſie wirklich, wurde im Hoſpital geheilt, und überzeugte die falſchen Ankläger eines Meineides.

Ich brachte noch vierzehn andere Zeugen aus Sklavonien herauf, die alle übrige angeklagte Artikel zernichteten, die in ſich ſelbſt ſchon keiner Inquiſition gegen einen ſolchen Mann würdig waren; und der Proceß gewann nun eine ganz andere Geſtalt. Es war auch abſolute unmöglich, ihn irgend einer Sache criminaliter zu beſchuldigen; — deſto mehr Schande für die, welche ihn aufopfern wollten.

Seine niederträchtigen Feinde ſprengten ſogar in der Stadt aus, er habe eine gewiſſe Trödlerin, die in Wien mit Schmuck handelte, und die man

erwürgt fand, umgebracht und beraubt. Es wurde aber bald darauf diese Mordthat entdeckt, und der Mörder gerädert. So weit griff die Verläumdung gegen einen Mann um sich, der dem Staate so wichtige Dienste geleistet hatte. Seine Knochen wurden für diesen Dienst zerschmettert. Er blutete so oft mit Ehre, litt alle mögliche Martern in den Händen der Chirurgen, brach sich alle Vergnügungen ab, ertrug mehr Ungemach des Krieges als irgend jemand in der Armee, war Winter und Sommer mit dem Feinde beschäftigt, und der wachsamste unermüdetste Soldat, wo er nur Gelegenheit finden konnte, Feuer und Kugeln zu suchen. Dieses hat er in tausend Vorfällen erwiesen; selbst viele Vorposten beschlichen und niedergehauen; dennoch sagen jetzt einige Generale, wenn sie in lustigen Schanzen stürmen: der Trenck sey nur ein Pandur gewesen, und sein Regiment wäre durch die gegenwärtige Tactick erst fähig geworden, Dienste zu leisten. Gott geb es! aber ich glaube, man hat im siebenjährigen Kriege den Trenck sehr vermißt, und gewiß, gewiß weniger von den Panduren gehört, als da ihr erster Stifter noch den Patriotenfäbel für Oesterreichs Ruhm führte, und mit tacktischer Practick auf dem Blutfelde manövrirte.

Ein

Ein Hauptartikel dieſes Proceſſes war noch: er habe in Schleſien die Tochter eines Müllers genothzüchtigt. Dieſes wurde von der Perſon beſchworen, auch im Reviſorio nicht gründlich entſchuldigt, weil ihm alle Wege zur Vertheidigung abgeſchnitten wurden; und eben dieſes war unter Thereſiens Scepter ein ſo unverzeihliches Verbrechen, daß er ganz allein wegen dieſes einzigen Artikels als ein Rebellhäter auf den Spielberg verurtheilt wurde, weil man ihn in allem übrigen nichts zur Laſt legen konnte. Nachdem er aber bereits zwey Jahre todt war, entdeckte ich auch den wahren Grund dieſes ihm geſpielten Streiches. Der Major von Manſtein, unſer Geſchwiſterkind, dem er nichts als Wohlthaten erzeigt, und ihn aus der bitterſten Armuth innerhalb vier Jahren bey ſeinem Regimente zum Major erhoben hatte, war niederträchtig genug, und hatte in dieſer Sache falſch Zeugniß gegeben, um ihn vom Regimente zu entfernen, wo er nebſt dem Quartiermeiſter Friderici 84000 fl. von der Regimenscaſſe entwandt hatte. Sobald Trenck todt war, wurde alles auf ihn geſchoben. Inzwiſchen war dieſes Müllermädchen ſchon des Manſteins Maitreſſe, ehe ſie Trenck geſehen hatte. Das Schelmſtück gelang aber ſo

gut, daß er bey der tugendsamen Monarchin alle Gnade und Mitleiden hiedurch auf ewig verlohr. 8000 fl. mußte er der Müllerstochter für ihre Ehre und 15000 fl. Strafgelder an die Invalidencasse baar bezahlen, auch noch dazu wegen dieses sogenannten Criminalverbrechens zu einem ewigen Gefängniß verurtheilt werden.

Drey und sechzig Civilprocesse und Forderungen von seinen Anklägern, blieben mir nach seinem Tode auszumachen übrig. Alle fanden Schimpf, Schmach und Schande, aber kein Geld, welches sie suchten. Ich gewann alle Processe, und sie wurden verurtheilt die Gerichtskosten, auch die bereits vom General Loewenwalde empfangenen Diäten und Abschlagsgelder zurück zu zahlen. Sie waren aber alle arm, folglich verlohr ich alles. Von rechtswegen hätte aber Loewenwalde mir alles vergüten sollen. Inzwischen hatten sie allein 15000 fl. Diäten gezogen, die auch für mich verlohren blieben. Sogar hat man wohl noch nie erhört, daß einem Kläger, welcher Forderungen macht, schon auf Rechnung dieser Forderung Zahlungen vom Richter angewiesen werden, ehe entschieden ist, ob er etwas legal zu fordern hat. In des Trencks Processe in Actis, protocollo und Rechnungen, findet man aber daß dieses geschehen

hen iſt. Dennoch wurde kein ſolcher Richter geſtraft, kein Erſatz gemacht, nachdem der Betrug wirklich erwieſen worden.

Welcher Leſer ſchaudert nicht bey ſolchem Verfahren zurück, und was wird man ſich von der Wiener Gerechtigkeit für Gedanken erlauben! Ich würde dergleichen entehrende Geſchichten auf ewig verſchweigen, die Ehre meines todten Blutsfreundes fordert mich aber auf, der Welt zu zeigen, wie man mit ihm und mir verfahren iſt. Vierzig Jahre ſind verfloſſen, da dieſes geſchehen, es wird alſo niemand mehr verurtheilt werden, mir den bereits präſcribirten Raub zurück zu zahlen. Wenn aber irgend jemand dieſes lieſet, der Zutritt bey dem gegenwärtigen Monarchen hat, ſo könnte es vielleicht geſchehen, daß er meinen Kindern noch dereinſt Gerechtigkeit widerfahren lieſſe. Die illegalen Beſitzer der Trenckiſchen Reichthümer und Güter, würden vielleicht weniger Gewalt behalten, um das noch länger ruhig zu genießen, was meinen Kindern als rechtmäßigen Erben mit vollem Recht gebührt, und nach Ungriſchen Fundamentalgeſetzen auf keine Art, auch durch keine Proſcription entriſſen werden kann.

Die meiſten Criminalartikel beſtanden darin, daß er rebelliſche Panduren ſelbſt geköpft, Officiers

ohne Kriegsrecht caſſirt; Kelche und Roſenkränze von ſeinen Leuten gekauft und eingeſchmolzen; ein paar Pfaffen geprügelt; keine Meſſe am Sonntage gehört: und Uebelthäter aus klöſterlichen Freyſtädten gewaltſam herausgeriſſen hatte, ꝛc. etc. Dergleichen waren von einem Partheygänger leicht zu rechtfertigen, welcher rohe Völker anführte, und die Off.ciere, die er hinter der Fronte weggeprügelt hatte, weil ſie ſich vor dem feindlichen Feuer verſteckten, ſchwiegen bald ſtille, ſo bald die Trenckiſchen Augenzeugen ohne Loewenwaldiſche und Weberiſche Protection vor Gericht erſcheinen durften. Sie ſchlichen davon, arbeiteten aber unter mächtigem Schutz nicht weniger unter der Hand, um ihren Zweck zu befördern, der dennoch durch Hülfe des Hofbeichtvaters gelang, den Beyeriſche Mönchesmuth heimlich ausbrüten half, und die beſte Monarchin endlich unempfindlich für einen Mann gemacht hatte, der ihr ſo treu, ſo rechtſchaffen, mit ſeinem Blute gedient hatte.

Der gröbſte Fehler, den nun der Trenck während ſeines Reviſionsproceſſes begieng, war dieſer. Aufgeblaſen über ſeinen ſicher zu erwartenden Sieg, und heimlich von ſeinen Freunden im Reviſorio verſichert, daß er um Oſtern 1748 frey geſprochen werden ſollte, ließ er ſeine Lebensgeſchichte

geſchichte in Frankfurt drucken, in welcher nicht nur ein groſſer Theil ſeiner erſten Richter aufgedeckt, ſondern auch Ausdrücke zu bemerken waren, daß ſeine Freunde im Reviſionsproceſſe in Gefahr ſtünden, von ihm verrathen zu werden, ſobald er ſie nicht mehr brauchte. Sein Advocat Gerhauer hatte alles in dieſem Falle zu fürchten, denn dieſer war zu Beſtechungen gebraucht worden, und forderte ſeine Zahlung, ehe die Hauptſchrift zur gänzlichen Rechtfertigung eingereicht wurde. dafür begehrte er 2000 Ducaten, und der geizige Trenck, der ſich ſchon frey glaubte, both ihm 100 Ducaten. Hiedurch wurde der Spruch aufgehalten. Loewenwalde wußte dieſe Gelegenheit zu benutzen, und Gerhauer entdeckte ihm alle Geheimniſſe. Da nun dieſem Manne am meiſten an des Trencks Falle gelegen war, flieng er zur Monarchin, entdeckte ihr, daß die Richter im Reviſorio beſtochen wären, — und drohete, falls er wider das Urtheil ſeines Kriegrechts durch Protection des Kayſers und Prinzen Carls frey geſprochen würde: öffentlich die Ehre ſeines Gerichts zu vertheidigen.

Bey dieſer Gelegenheit eben ſuchte er mich auch zu beſtechen, daß ich den Inhalt des Contracts entdecken ſollte, den Trenck mit ſeinen

Revisionsrichtern gemacht hatte, welches ihn aber nicht gelang. Ich betrachtete ihn als einen schlechten Mann, weil er den Anschlag geschmiedet, und wirklich mit dem Policeydirector Mannagetta beschlossen hatte, mich gleich bey meiner Ankunft in Wien arretiren zu lassen, unter dem Vorwande: da der Trenck den König von Preußen gefangen gehabt, so sey ich von ihm abgeschickt, um ihm zu helfen. Man hätte mich indessen incognito im Gefängnisse schmachten lassen, bis man mit des Trencks Verurtheilung wäre fertig gewesen. Diesen Kunstgriff entdeckte Lopresti zugleich, da der Hauptanschlag durch das feine Fräulein Schwerin ausgeführt werden sollte, und des Kayfers Protection für die gerechte Sache machte den Strich durch seine Rechnung.

Da nun mein Vetter, wie gesagt, auf einmal allen seinen Freunden mit Undank drohete, und ihn alles verließ: er aber mich allein fürchtete, dem er alles zu danken hatte, und mich laut der in meiner bereits erzählten Lebensgeschichte durch bestochene Officier meuchelmörderischer Weise aus der Welt schaffen wollte, um auch mir keinen Dank schuldig zu seyn, verließ ich ihn endlich auch, und Prinz Carl zog gleichfalls die Hand von ihm zurück.

Hier

Hier gewannen nun seine Feinde offenes Feld. Sein Advocat schwieg auch: der Revisionsproceß wurde abgebrochen: und den 20. August fiel das Urtheil:

Daß er auf ewig als Staatsgefangener auf dem Spielberge wohl verwahrt werden sollte.

Sein Vermögen aber blieb sequestrirt, jedoch so daß ihm kein Eigenthum genommen wurde, und er bis zum Tode seiner Beamten Rechnungen revidirt, und Befehle gegeben hat.

Indessen war er das Opfer seines Geizes, und bösen Herzens. Die Revisionsrichter hatten ihn um mehr als 500.0 Rthl. geschröpft: und am Ende, da sie Verrätherey von ihm selbst zu fürchten hatten, ließen sie ihn stecken, und hinderten ihn, daß er nicht mehr laut schreien konnte.

Dieses ist die eigentliche wahre Aufdeckung des Trenckischen Proceßes, der so viel Lermen in Wien machte. Mancher hat dabey gezittert: mancher einen fetten Braten geschmauset. Ich habe dabey am besten Gelegenheit gehabt, die heilige Justizverwalter genau kennen zu lernen, und hätte der leidige Geiz den Trenck nicht gefesselt, er hätte alle seine Feinde gestürzt, und wäre zu den höchsten Ehrenstuffen im Staate gestiegen. Zur Unzeit wollte er sparen, und verlohr alles.

Vom

Vom Spielberge wolle er entfliehen, es gelang nicht, hätte er meinem Anſchlage gefolgt, da ich ihm, wie ich bereits im erſten Bande erzählt, aus dem Arſenal in Wien den offenen Weg zur Freyheit zeigte: dann wären wir beyde glückliche Menſchen geweſen, er wäre nicht im Kerker verſtorben: und ich hätte das Magdeburger Gefängniß nicht erdulden dürfen. So ſpielt das Schickſal mit uns Menſchen: er hatte an ſeiner Monarchin Gnade Achtung und Lohn den rechtmäßigſten Anſpruch durch ſeine Handlungen, durch ſeinen Dienſteifer, und ächte patriotiſche Treue verdient, und wurde wie ein Uebelthäter gemißhandelt. An Perſonen, die er geplündert, um ſich reich zu machen: an unſchuldigen Menſchen, die ihn nie beleidigten, und denen er Leben und Güter raubte, wann ſich ſeine wilde kriegeriſch brauſende Leidenſchaften empörten: an manchem ehrlichen Mann, den er unglücklich machte: an ſeinem eigenen 84jährigen Vater, an ſeiner ſchönen tugendſamen Frau, denen er wie ein Wüterich begegnete: an mir ſelbſt: an den ſittlichen Pflichten der Verbrüderung und Menſchenliebe, hatte er Rache, Strafe, und Verbannung aus der menſchlichen Geſellſchaft verdienet. Dieſe hat er auf dem Spielberge gebüßet, und von dieſer Seite iſt ihm Recht geſchehen,

und sein Nachruf verdunkelt, wenn er billig aus der Liste der Menschenfreunde und redlichen Männer ausgestrichen wird: und die Spuren seiner ausgeübten Grausamkeiten mit Thränen und Seufzern solcher Elenden überschwemmt sind, denen er gar keine Barmherzigkeit gezeigt hat. Verflucht sey sein Andenken in Bayern! Ich selber fluche der Asche eines Mannes, der wirklich für sich allein, und gefühllos für Bedrängte und Wehrlose lebte. Ewiger Fluch sey dem gesprochen, der an Freunden und Feinden so handelt als Trenck: Fluch ruft ihm im Grabe mein Herz zu, weil er mich dolose zum Erben eingesetzt, und eben hiedurch allein mein Unglück verursacht hat; hingegen sollte bey Löwenwaldes und seiner Mitschuldigen Grabe eine Schandsäule stehen, an welcher er mit seinem erkauften Fräulein Schwerin zusammengekuppelt prangen sollte, um allen denen, die auf der heiligen Richterbank sitzen, zum Schreckbilde und Abscheu zu dienen.

In der Oestreichschen Monarchie, und bey der Croatischen Nation gebührt ihm aber ein ewiger Dank, Denk- und Ehrenmahl: Lohn, verdienter Lohn vom Staate, für den er arbeitsam, wirksam, und nützlich lebte, und als ein Martyrer des Neides und der schalkhaftesten Verläumdung starb.

Voll

Von seinem im Kriege zusammengeraften Gute habe ich nichts geerbet. Er hinterließ mir nicht die Hälfte von dem, was mir bereits von seinem ehrlichen Vater mit vollen Rechte gebührte, auch ungekränkt hätte sollen gelassen werden, wenn gleich sein Sohn ein Staatsverbrechen begangen hätte, welches doch nie geschehen ist. Meinen Kindern bleibt diese meine in Wien und Berlin mit Censur und Privilegio gedruckte Lebensgeschichte als eine Rechtfertigung für die Ehre unsers Familien Namens, und als eine Grundlage, um dereinst noch in vielleicht möglichen Fällen ihre Ungarische Rechte gelten zu machen. Da wo nicht die Landesgesetze, sondern Obergewalt und Machtspruch entscheidet, findet keine Prescription Statt. Erlaubt ihnen jemals ein Monarch legale Beweise, dann zahlen sie den Cleriken einen vergüteten Kaufschilling an illegale Käufer zurück. Der Hof selbst verliert nichts: die Besitzer behalten 40 jährigen Genuß, der etliche Millionen beträgt, und sie werden die rechtmäßigen Herren der Herrschaften Pleternitz, Preslowack, Nustar, Pakratz und Velika nebst mehr als 130 Dörfern. Trenk hatte von seinem Vater 180,000 fl. ererbt; er hatte Gelegenheit sich, ohne Excesse eine Million zu erwerben, und ich erbte von ihm nicht 80000 fl. Dieß

ist

iſt das ſicherſte Zeugniß, daß man ihn geplündert hat.

Auf was Art nun der Trenck auf dem Spielberge den 4. October 1749 geſtorben: und wie mir ſein und ſeines Vaters auf mich devolvirtes großes Vermögen gewaltſam entriſſen worden; dieſes will ich in dieſen Blättern nicht doppelt widerholen, und weiſe die Leſer auf den erſten Band meiner Geſchichte von pag. 155 bis 168 u 231, u f. wo man zum Mitleiden und Erſtaunen wird bewogen werden.

Vielleicht reizt noch dereinſt eine zufällige Urſache einen Monarchen, dieſes Buch zu leſen, und ſich von Umſtänden zu überzeugen, deren Aufklärung ſeinem Staate für Bedrängte fruchtbar wäre. Vielleicht geſchieht das, wann ich im Grabe liege, was man mich ſelbſt aus politiſchen Urſachen nicht will erleben laſſen. In allen Fällen iſt hiermit meine Pflicht erfüllt: mein Ehrgeiz befriedigt: und meine Seele beruhigt, weil ich den Ueberfluß für mich ſelbſt zu entbehren gelernt habe.

Der Pandurenchef Trenck ſtarb im Gefängniße: ſeine Seele war zu klein, um dem Schickſal zu trotzen, und Sieg abzuwarten. Sein Geiz war mächtiger als die Geduld: und weil er auf Erden nicht der größte Mann werden konnte, ſo wollte er heilig geſprochen ſeyn, nahm Gift, und

ſtarb

ſtarb in einer verächtlichen Capucinerkutte, ſtiftete eine ewige Meſſe, beſtimmte ein Kapital zu einer Kapelle, und ein andres für neue Capucinerkutten. Dieſes war ſchon der ſichre Weg zur Seligſprechung. Er liegt erſt 40 Jahre im Grabe: und hat bereits in Bremen Mirakel gemacht, die der Pater Guardian mit Erſtaunen erzählt. Sein Leib ſoll noch unverweſet ſeyn: und wann die Oeſtreichſche Staaten in dem Geleiſe fortſchreiten, in dem ſie bisher noch von ihren Beichtvätern geleitet werden, ſo wird der Pandurenführer ohnfehlbar eben ſo heilig werden als Alviſius, und vielleicht dereinſt die Stelle des heiligen Kilianus oder Sumbertus im Kalender einnehmen. Lange wird es aber noch dauern, ehe die Bayern ſich entſchlieſſen werden, in ihren Litaneyen zu beten: Sancte Trenck, ora pro nobis.

Kleinmuth war aber allezeit ſicher die Quelle ſeines gewählten Todes: und dieſer entſtand, als ſein erſter Anſchlag zur Flucht mißlang. Man urtheile aber, was dieſes militairiſche entſchloßene und weit ausſehende Genie noch würde ausgebrütet haben, wenn er die Freyheit erhielt, und ihm einſt in Wien nicht alle Gerechtigkeit und Genugthuung wäre verſagt worden, weil man ſeinetwegen nicht ſo viel accreditirte Miniſter und mächtige

tige Hofräthe öffentlich beſchimpfen durfte. Ihm blieb alſo nichts übrig als die Rolle eines Ragozi und Bonnewalds zu ſpielen.... Deßhalb wünſch ich dem Staate Glück, daß ein ſo gefährlicher und ſo grob beleidigter Mann kleinmüthig wurde, und als Capuciner zu ſterben ſich entſchloß.

Hätte nur dieſer ſelige Capuciner nicht den verfluchten Gedanken ausgebrütet, mich argliſtig zum Erben ſeiner Proceſſe zu beſtimmen Ich würde noch heute meinen Rock verkaufen, um ſeine Seligſprechung zu befördern: und würde für mich eine ganz andre Rolle in der Welt geſpielet haben, wo mich nichts als die Trenckiſche Erbſchaft in Proceſſe verwickelt, Neider und Verfolger erweckt, und in einer Unthätigkeit erhielt, für die ich nie gebohren und erzogen war.

Die Vorſehung muß es auch wirklich ſo beſchloſſen haben, daß man in dieſem aufgeklärten Jahrhundert recht oft den Trenckiſchen Namen in Zeitungen leſen ſollte. Er wurde bekannt im Schlachtfelde: und mir drängte mein Schickſal die ſatyriſche Feder in die Fauſt, um auf dem Kampfplatze als Schriftſteller gegen die Eigenmacht, gegen Ungerechtigkeit, gegen groſſe Schurken und argliſtige Pfaffen aufzutreten.

Ob ich Siege erfochten habe, mag die scharfsichtige Welt entscheiden. Zum Angriffe war ich wenigstens eben so verwegen, als ein besoffener Pandur, der Batterien stürmt. Besser für mich hätte ich gethan im hohlen Wege ungekannt so wie er zu lauschen, und anonymisch meine Bomben zu werfen, als daß ich im offenen Felde als Trenck mit der Feder in der Faust da anfurat, wo die Ohren der Fürsten verstopft und die Herzen der Leser verpanzert sind, wenn sie meinen Macedonischen Helden, und das Schicksal der Frau Justina nebst meiner Lebensgeschichte gelesen haben.

Wenigstens wird mich niemand einer Partheilichkeit beschuldigen: und schwerlich werden mich Fürsten zu ihrem Biographen wählen. Ich schreibe nie Leben und Thaten von denen, die nichts thaten: und die welche etwas thun wollen, finden Stof in meinen Schriften, um groß zu handeln, und jeden ehrlichen Schriftsteller zu großen Schilderungen zu reitzen. Hätte der Panduren-Chef Trenck eine Krone getragen, er würde vielleicht Cäsars Rolle mit Amurats Sebel gespielt haben. Glück für die Welt daß nicht alle Tyrannen Fürsten-Macht besitzen.

Lebens-

Lebensgeſchichte Alexanders von Schell,

welcher
als wachhabender Officier in Glatz, den 26ſten December 1746, deſertirte, und mich aus dem Gefängniſſe errettete;
als
ein Nachtrag
zum
erſten Bande meiner Biographie.

Vorbericht.

Ein groſſer Herr in Berlin, dem ich die Begebenheiten dieſes Königl. Preuſſiſchen Lieutenants von Schell erzählen mußte, befahl mir, ſie öffentlich bekannt zu machen; welches hiermit in ſo ferne geſchieht, als ich mich der Umſtände erinnere, die er mir im Jahr 1776 in Aachen ſelbſt erzählte. Seine Briefe an mich und ſeine Gedichte, habe ich verlohren. Mir blieb nichts als die drey hier eingerückte, und unſer Polniſches Reiſejournal, welches im erſten Bande meiner Biographie zu finden iſt.

Ich habe seine Tugenden und Fehler treu geschildert, und originale solcher Art reitzen gewiß die Aufmerksamkeit scharfsichtiger Leser, bleiben auch von guten Menschen nicht unbenutzt: der kaltblütige Menschenfeind hingegen, verachtet sie, und für diese letztern, welche Verdienste und Schwächen mit falscher Wage abwiegen, habe ich nicht geschrieben.

Alexander von Schell, dessen Geschichte mit der meinigen verwebt ist, und dessen Schicksal meine Leser zu kennen wünschen, war von einer guten Familie aus dem Schwäbischen Kreise. Seine Mutter war eine gebohrne von Loewenstein, sein Vater hatte Habe und Gut durch einen unglücklichen Proceß verlohren, und lebte dürftig. Mehr ist mir von demselben nicht bewußt.

Der Sohn, von welchem hier die Rede ist, trat mit dem Würtembergischen Regiment, welches der Herzog dem Könige von Preussen überließ, zugleich in diese Dienste.

Verschiedener Händel oder leichtsinniger Jugendfehler wegen, wurde er aber im Jahr 1744 bey dem Mütschefallschen Garnisonregimente versetzt. . . .

Man

Man weiß wie empfindlich im Preuſſiſchen ein Officier bey dergleichen Veränderungen iſt, weil er nicht Soldat wurde, um hinter den Mauern mit Invaliden, oder wirklichen Taugenichts grau zu werden. Schell, welcher im Grunde kein ſchlechter Menſch war, konnte folglich mit ſeinem Zuſtande nicht anders als unzufrieden ſeyn, und ſuchte nur Gelegenheit ſich loszureißen. Von Hauſe hatte er nichts, und dennoch brauchte er viel, da er fleißig ſtudirte; überdieß koſteten ihm ſeine verliebten Abentheuer und ſein Leichtſinn manchen Thaler.

Konnte nun wohl ein Zuſtand unglücklicher als der ſeinige ſeyn, wenn er ſich als Lieutenant bei einem Garniſonbataillon mit etlichen elenden Thalern behelfen ſollte. Er fand weder Troſt im Gegenwärtigen, noch hatte er eine günſtige Ausſicht in die Zukunft.

Er ſetzte ſich demnach vor, jede Gelegenheit aus Glatz zu entfliehen, zu ergreifen. Hierzu kam noch, daß der Gouverneur dieſer Feſtung, der General Fouquet, ihn auf alle mögliche Art verfolgte, und bei jeder in allen Winkeln geſuchten Gelegenheit in Arreſt ſchickte; denn er hatte auf die Liebeshändel ſeiner Tochter mit dem Platzmajor Doo eine Satyre verfertigt, welche überall bekannt wurde. Eben zu der Zeit nun, da er am

begierigſten auf Mittel ſann, und befürchten mußte, daß er Schulden halber arretirt werden würde, ereignete ſich der Fall, daß Lieutnant von Bach ihm den Antrag machte, mich aus dem Arreſt zu befreyen, und durch mich ſein Glück zu verſuchen.

Wer gerne tanzt, dem iſt leicht gepfiffen, folglich war dieſes gerade Waſſer auf ſeiner Mühle.

Sein Herz war wohlthuend und mitleidig. Mein Schickſal hatte ihn längſt gerührt. In der Folge hat er mir aber geſtanden, daß er hauptſächlich deshalb für mich entſchied, um ſich durch meine Befreyung zugleich mit an dem General Fouquet zu rächen.

Jedermann iſt freylich erſtaunt in meiner Geſchichte zu leſen, daß ein Menſch, der mich nie gekannt, der mir zu nichts verpflichtet war, ſich entſchloß, am hellem Tage als wachhabender Officier mit einem Staatsgefangenen zu entfliehen: wo Schimpf und Schande, ja der Galgen, ſein unfehlbarer Lohn geweſen wäre, und auch beinahe augenſcheinlich war, weil ſich nichts unüberlegteres und verwegeneres als dieſe Unternehmung denken läſſet.

Kaum hatten wir die erſte Unterredung gehabt, ſo erwuchs Freundſchaft und Mitleiden, die ſich zugleich

zugleich mit Selbstliebe verbanden, indem er durch mich sein Glück zu machen hoffete. Wir wurden verrathen... Ein Freund überraschte ihn mit dieser Nachricht... Er konnte allein sicher fliehen. (S. 1. Th. S. 93.) In eben dem Augenblicke betrachtete er sich aber als einen unglücklichen Menschen, welcher weder Geld noch Stützen hatte und in der weiten Welt sein Glück suchen sollte. Sein Muth, seine Entschlossenheit in den größten Gefahren, war unbegränzt. Ueberdieß hatte er mir versprochen, meine Freyheit zu befördern; der Ehrgeitz reitzte ihn also, sein Wort zu halten. Leichtsinnig, überlegte er nie vorher, sondern führte allezeit den ersten Einfall aus, die Folgen aber überließ er dem blinden Ungefähr. Alles dieses zusammengenommen, wirkte den verzweifelten Entschluß mit mir zu sterben, oder seinen einmahl gefaßten Vorsatz auszuführen. Er ging der Gefahr unentschrocken entgegen, blieb sich gegenwärtig, und führete mit mir eine Unternehmung aus, die, weil sie zufällig glückte, mehr bewundert als getadelt wurde.

In meiner ganzen Welterfahrung habe ich übrigens keinen Menschen von seiner Gattung angetroffen. Nun weiter zur Geschichte desselben.

Wir kamen auf unſerer Reiſe nach Warſchau, wo wir Ruhetag hielten. Schell ging Nachmittags aus, und kam erſt ſpät zu Hauſe, ſprach auch kein Wort von ſeinen Verrichtungen, die er gehabt.

Den folgenden Morgen ging unſere Reiſe nach Krakau. Hier war eben Jahrmarkt. Da nun Schell's Pferd lahm war, ſo ſuchte ich einen Tauſchhandel zu machen und forderte deshalb Geld von ihm, weil ich einige Ducaten herauszahlen mußte. Statt mir zu antworten, erhob er ein lautes Lachen, zog den ledigen Beutel aus der Taſche, und ſagte: all mein Geld iſt auf dem Billard in Warſchau geblieben; wenn mein Pferd nicht mehr fort können wird, ſo werde ich dir ſchon zu Fuße folgen; ich brauche weder dieß noch Geld.

Ich erſchrack über den Leichtſinn des Menſchen. Indeſſen was wollte ich machen? Ich kaufte das Pferd, und wir ritten nach Wien. Hier hatte er wenige Tage darauf das Unglück, daß ſein Pferd, welches er gerade Gelegenheit hatte, für 200 Gulden verkaufen zu können, ſich vor der Krippe an der Halfter erhängte.

Wir waren noch nicht vier volle Wochen in Wien, als es mir gelang, ihn durch Hülfe meines

nes Vetters, welcher ihn dem Prinzen Karl von Lothringen empfahl, bey dem Pallavizinischen Regimente als Oberlieutenant unter zu bringen. Dieses Regiment stand gerade in Italien und war zur Belagerung von Genua bestimmt. Ich equipirte ihn daher, und schickte ihn hinlänglich mit Gelde versehen, ab. Einige Zeit darauf, als ich ihn schon an Ort und Stelle vermuthete, schrieb er mir aus Grätz ganz lakonisch: sein Schicksal habe ihm abermahls einen Streich gespielt, denn er habe Geld, Uhr und Equipage im Spiel verlohren. Im Fall ich ihm ferner nicht beystehen könne, so würde er sein Glück in der weiten Welt suchen. Was war zu thun? Ich hatte eben aus Berlin Geld erhalten, sandte ihm 500 fl. und hiermit gelangte er endlich zu seiner Bestimmung. Indessen dauerte die Herrlichkeit wieder nur 4 Monathe. Er hatte einem Freunde sein Geld geliehen, wollte spielen, griff Compagniegelder an, fand keine Rettung, desertirte und nahm einen Fourier mit. Sein Verbrechen, welches er auf diese Weise beging, war um so strafbarer, da er nach Genua zum Feinde überging. Er meldete es mir in dem leichtsinnigsten Tone von der Welt, auch daß er die Dienste eines Korporals angenommen habe. Dieser Schritt des Schelms hatte für

alle Preussische Officier, welche nach dieser Zeit in Oestreich Dienste suchten, die nachtheiligsten Folgen; allein so etwas vorher zu bedenken, fiel Schellen nicht ein.

Zufälliger Weise fand ich Gelegenheit, ihn dem Venetianischen Gesandten in Wien zu empfehlen, schickte ihm etwas Geld und brachte es dahin daß er innerhalb wenig Monathe wieder Officier ward. Allein noch in demselben Jahre verließ er auch diese Dienste wieder und ward Mousquetier in Modena. Er meldete es mir abermals und bath um meine Unterstützung. Ein gewisser Freyherr Lopresti, welchem ich bekannt war, hatte daselbst Freunde; auf solche Weise glückte es mir, ihm wiederum eine Officierstelle zu verschaffen, ich equipirte ihn von neuen; indessen mußte er zu seiner Sicherheit den Nahmen Lesch annehmen.

Unseliges Schicksal! wenn der Mensch schon so tief gefallen ist, daß er seinen Familiennamen verbergen muß, um unter ehrlichen Leuten auftreten zu dürfen: und das widerfuhr doch einem Menschen der eigentlich kein Böswicht war, den aber Spielsucht und Leichtsinn vom Wege der Ehre entfernten, und als einen Taugenichts in der Welt herum irren machten.

Nun

Nun war er durch meine Hülfe Lieutenant in Modena, allgemein geliebt, geschätzt, und hatte den festen Vorsatz gefaßt, nicht mehr zu spielen, auch eine bescheidene Aufführung zu wählen. Vielleicht hätte er denselben auch ausgeführt. Hier aber mischte sich ein widriges Schicksal in das Spiel, und vereitelte gute Entwürfe.

Auf Ansuchen des Herzogs, schickte die Kayserin Königin etliche Officiers von ihrer Armee nach Modena, um die Regimenter in neuen Kriegsübungen zu unterrichten. Schells böser Genius schob zufälliger Weise zwey Officiers vom Pallavicinischen Regimente unter diese Zahl. Kaum wurde er Leute gewahr, die ihn unfehlbar kennen und entdecken mußten, und von denen er keine Nachsicht zu erwarten hatte, oder nicht zu erbitten glaubte, so desertirte er gleichfalls aus Modena, und ward gemeiner Soldat in Sardinischen Diensten, bei dem Schweitzerregimente Souter. Diese neue Veränderung hatte er mir geschrieben. Ich war aber damals schon in dem Magdeburger Gefängniß, wo ich ihm und mir nicht mehr helfen konnte. Im December 1763 erschien ich von neuen aus meiner Gruft auf die Weltbühne: suchte meinen Freund in Modena, und fand keine Nachricht, wohin er sich gewendet.

Anno 1769 war ich zu Wien in Gesellschaft des Sardinischen Gesandten: zufällig war bei ihm der Capitain Renard von Senterischen Schweizerregimente. Man sprach von unglücklichen Preussischen Officieren: und Renard lobte einen gewissen Lesch besonders, der bei seiner Compagnie als Secretair oder Fourier diente. Nach verschiedenen Fragen fand ich, daß dieses mein Freund Schell seyn müße. Gleich schrieb ich ihm und erhielt auch eine Antwort, die allgemein bekannt gemacht zu werden verdient... Ich schickte ihm Geld, er sandte es mir aber zurück, und schrieb dabey: Er bedürfe nichts mehr auf Erden für sich; habe der eiteln Ehre nachgejagen entsagt, lebe ruhig, verdiene durch seine Charge, durch Unterrichten in Sprachen, Zeichnen, der Musik und in der Stickerey weit mehr als seine Nothdurft, sey geliebt, gesucht, geschätzt, gesund, habe wirthschaften gelernt, und würde seinen gegenwärtigen Zustand mit keinem glänzenden Glück vertauschen, von mir auch in keinem Falle mehr etwas annehmen; ich hätte genug für ihn gethan, und sollte nur für mich allein sorgen. Gerührt von dieser seiner nunmehrigen Denkungsart, machte ich ihm in der Folge verschiedene Anträge zu einer bessern Versorgung. Er beharrete aber auf seinem Entschluß,

blieb

blieb in seiner Garnison in Alexandria standhaft und zufrieden, und wünschte, mich nur noch einmal in seinem Leben zu sehen.

Im Jahre 1772 da ich in der Reichsstadt Aachen lebte, trat er auf einmal unvermuthet in mein Wohnzimmer. Wie willkommen er mir jetzt war, mag sich der Leser denken, welcher empfinden kann. Er kam von der äussersten Gränze Europens zu Fuße nach Aachen, um mich zu sehen: erzählte mir sein ganzes wunderbares Schicksal, wovon aber das meiste meinem Gedächtnisse entfallen ist, oder vielmehr in einen Roman gehört.

Wollust war gleichsam der Zweck seines Daseyns, und er hatte sogar die Seidenstickerey und alle Weiberarbeiten gelernet, um durch Unterricht näheren Umgang mit schönen Mädchen zu erhalten. Sprachmeister war er auch, und weil er wirklich einer der sinnreichsten feinen Dichter war, so empfahl er sich hiedurch am besten bey dem schönen Geschlechte in Italien, und hatte wirklich die letzten 15 Jahre im Ueberflusse glücklich zugebracht.

Vier ganze Monathe lebte er in meinem Hause, unterrichtete meine Kinder bei aller Gelegenheit auf die angenehmste Art in der Sittenlehre, gewann die Hochachtung aller Menschen, die ihn kennen lernten, liebte aber die Einsamkeit, und

war wirklich ein solider brauchbarer Mann geworden. Sein sonst aufgeweckter Geist hatte alle Lebhaftigkeit verloren. Beständig tiefsinnig verlohr er sich mitten im Zusammenhange einer Unterredung, beschäftigte sich bloß mit Lesen oder Auf- und Niedergehen im Zimmer, und Schwermuth stand auf seiner Stirne. Ich bemerkte auch bald daß ihm die Zeit bey mir lang wurde, und daß er sich nach Alexandria zurück sehnte.

Er war kaum 4 Wochen in Aachen, als er einst in tiefen Gedanken spazieren ging, und in den Stadtgraben fiel, er verrenkte sich die Schulter, und mußte nach Hause getragen werden.

Seine Standhaftigkeit und Geduld war unerhört. Er klagte keinen Augenblick. Endlich ward er wieder gesund, schrieb einige Gedichte, die aber denen nicht zu vergleichen sind, welche sein Jugendfeuer ehmals hervorbrachte. Wenn ich alle seine Handlungen und Gesichtszüge näher betrachtete, so war es leicht, ihm zu prophezeihen, daß er in wenig Jahren in das Narrenhaus wandern werde.

Dieß bemerkte er selbst, sprach mit mir davon, und versicherte, er sey wider dieses Unglück mit einem Pülverchen versehen, mit welchem er allen Schwächen des Alters zuvorkommen und allem Schicksale Trotz bieten könne.

Uebrigens

Uebrigens war er in seinem Entschliessungen noch der alte. Hätte ich zu ihm gesagt: Schell Du mußt mich rächen. Ein Monarch hat mich beleidigt, so wäre er ohne Bedenken nach Potsdam auf die Parade gegangen, und hätte die gräßlichste That begangen. Dazu kam noch, daß Er keine Ewigkeit glaubte, und keine Furcht vor dem Tode kannte.

Er zeigte mir in Aachen 16 Narben an seinem Leibe, von welchen er auch einige für mich bekommen hatte. Bey allen Vorfällen hatte er Wunden davon getragen, auch beide Füße und einen Arm durch Unglücksfälle zerbrochen, weil er beständig in tiefen Gedanken herumging, und bey hellem Tage in Gräben fiel. Mit dem Degen war er gleich fertig, und lachte, wenn er bluten mußte.

Seine Liebeshändel, die er mir erzählte, würden den schönsten Roman ausmachen, und Schade ist es, daß seine physich und moralische Aufsätze nie in meine Hände gerathen, und mit ihm begraben sind. Sogar in der Anatomie hatte er es sehr weit gebracht, bloß um sich zu überzeugen ob etwas Unsterbliches in ihm wohnen könne, oder zur Bewegung seiner Maschine und Reitzung seiner Leidenschaften nothwendig sey.

Uebrigens bedurfte er keines Religionszaumes, um wirklich tugendhaft zu seyn, weil er das beste Herz von der Welt hatte. Und wie er mich versicherte, so war er mit seinem Hierseyn ganz zufrieden, aber auch nicht unruhig, wenn er in die Zukunft dachte, oder unentschlossen, wenn sein letzter Tag anbrechen würde. Denn sein Vorsatz war, dem Tode, so bald er des Alters Schwächen fühlen würde, entgegen zu eilen. Bey solchen Grundsätzen war er eben nicht unglücklich, besonders da er für Ehre und Schande unempfindlich blieb.

Ich glaubte ihn noch lange in meinem Hause zu erhalten. Seine Urlaub vom Regimente lief aber zu Ende, und er wollte in Alexandria sterben. Eines Tages, als ich mirs am wenigsten versah, war er ganz stumm und niedergeschlagen, morgens fand ich folgenden Brief auf meinem Schreibtische liegen, und Schell war aus Aachen verschwunden.

Freund,

Sie haben viel Kinder, und noch mehr zu erwarten. Sie sind glücklich, weil sie die edelste Gattin von der Welt besitzen. Ich lebe Ihnen zur Last in Aachen. Sie sind nicht reich genug, um etwas für mich zu entbehren, und ich denke zu gut, um

Ihre

Ihre Freundschaft zu mißbrauchen. Vaterpflicht iſt für Sie die heiligſte. Ich bin zufrieden, daß ich Sie glücklich geſehen habe, und geſund verlaſſe.

Wahrſcheinlich werden wir uns nicht wieder ſehen. Bekümmern Sie ſich um mich nicht. Ich bedarf nichts, und finde alles, was mich glücklich macht, in Alexandria. Ihr Umgang allein fehlt mir, und dieſen muß ich entbehren, weil Sie für mich keinen Groſchen mehr verſchwenden ſollen, den Sie für ſich ſelbſt bedürfen, weil böſe Menſchen Ihnen Ihre rechtmäßige Reichthümer raubten.

Iſt ein Gott der ſich in unſer Schickſal miſcht, dann muß, dann wird er Sie lohnen, ſtärken, ſchützen, und Ihrem Hauſe erhalten. Iſt keiner? ſo iſt unſre Bemühung fruchtlos, um durch reine Tugend Glück oder Seligkeit zu verdienen. Unſer Lohn für rechtſchaffene Handlungen ſteckt allein in unſerm Herzen. Das Ihrige iſt von der beſten Gattung, folglich ſind Sie glücklich in ſich ſelbſt, und in allen Fällen des Schickſals.

Mir ſind Sie nichts mehr ſchuldig. Sie haben mehr für mich gethan, als die lebhafteſte Dankbarkeit, und Freundespflicht fordern.

Ich rettete Sie aus Glatz. Vielleicht hätten Sie weniger auf Erden gelitten, wann ich damals nicht in Glatz geweſen wäre. Ich that es auch

mehr aus Rachſucht gegen den König und Fouquet als für Sie, und meine Unternehmung war alſo nicht bloß auf Mitleid und Freundſchaft gegründet. Mein Eigennutz wirkte dabey: ich wollte durch Ihre Hülfe glücklich werden, weil mir alle Grüßen in der Welt fehlten, und ich mich ſchämte, bey einem Garniſonregimente verächtlich zu leben.

Nichts reuet mich von allem, was ich that. Ich ward klüger und beſſer. Ich glaube Sie denken wie ich; ſind zufrieden im Gegenwärtigen, und gleichgültig für die Zukunft.

Schreiben Sie mir, wann Ihnen irgendwo Recht widerfährt. Ihr Sohn Joſeph beſitzt alle Eigenſchaften, um unter Ihrer Anleitung ein groſſer Mann zu werden. Dieſe Ausſicht macht mir Freude, und muß Sie entzücken. Ihrer würdigſten Gemahlin ſagen Sie, daß ich ſie verehre, ihr für alle Wohlthaten herzlich danke, und Glück wünſche, einen ſolchen Gatten gewählt zu haben, der ihren ganzen Werth kennet. So waren Sie doch auf einer Seite glücklich, folglich haben Sie auch nicht Urſache, Ihr Hierſeyn zu bereuen.

Sobald mich ein phyſiſches Uebel trifft, werde ich Ihnen den letzten Brief ſchreiben, und zu ſeyn aufhören, wenn ich nichts mehr dulden will. Sie müſſen Ihrer Kinder wegen leben, ſo lange als Sie können.

können. In diesem Falle allein beklage ich Sie, wenn Sie ein ähnliches Unglück träfe.

Leben Sie für mich unbekümmert: ich habe noch die Uhr, welche Sie mir schenkten und 6 Louisd'ors in der Tasche, die ich dem Schneider für mein Kleid bezahlen sollte, und meine Füße tragen mich noch eben so leicht, als vor 30 Jahren, da wir durch Pohlen wanderten. Waren wir damals nicht vergnügter als mancher Fürst, der im Staatswagen bequem seine unglückliche Länder durchfährt?

Ich hinterlasse Ihnen unser Journal von dieser wunderbaren Wanderschaft, welches ich aufbewahret habe, um sich an Vorfälle zu erinnern, die in ihrer Lebensgeschichte einen Raum verdienen.

Leben Sie gesund, und entfernen Sie sich so viel möglich ist, vom Hofe und von öffentlichen Geschäften, wo Ihnen eine zu sehr gewöhnte unerschrockene Wahrheitsliebe von neuen widrige Vorfälle verursachen würde. Fliehen Sie auch Lachen, wann sie können. Die Mönche sind wider Sie aufgebracht: fromme Bösewichte, Tugendfeinde, finden überall Gelegenheit zu schaden und werden überall Ihre verdiente und im Alter nothwendige Ruhe zu stöhren wissen. Gott behüte Sie vor der Wirkung ihres Viperngiftes. Ich zittre nur deßhalb für Sie, weil ich Ihren Muth kenne.

Denken Sie in allen Fällen auf ihre häusliche Pflichten, und thun und handeln Sie weniger redlich für die undankbare Welt. Sie will betrogen seyn. Und ob wir gleich hell sehen, und edel denken, so ist in diesem Falle schweigen, seufzen, und mit Weisheit geniessen, der beste Theil, welchen man hier nieden wählen kann. Können Sie diesem treuen Rathe folgen, dann fehlt Ihnen nichts zu Ihrer Seelenruhe. Wählen Sie aber auch Wien nicht zu ihrem Hafen. Dort lauern Ihre Güterräuber, um ein unrechtmässiges Eigenthum zu behaupten, die Monarchin handelt unter Leitung der Priester, und von diesen haben Sie gewiß nichts als Verachtung und Verfolgung zu erwarten.

Eigene Erfahrung kann Sie leicht vom Vergangenen auf die Zukunft schließen lehren. Suchen Sie nichts mehr von undankbaren Fürsten, und wagen Sie auch nichts mehr für die Ehre. Ich hülle mich in meine eigene Tugend. Dieß sey Ihr Wahlspruch. Das am Ende trägt doch die gute Sache den Sieg davon, ist nur ein Trost für wirklich Unglückliche.

Der größte Theil unseres Lebens ist zurück gelegt; wir werden beyde bald zu seyn aufhören; wir kennen den Tod und werden ihm folglich lachend

lachend entgegen gehen. So lange aber, als bis ich ihn suchen werde, bin ich gewiß für Sie, was ich allezeit war, und auf jeden Wink bereit, mit dem zugleich zu sterben, der Sie beleidiget oder Ihren Absichten entgegen ist.

Mit der heiligsten Versicherung, daß ich bis zum letzten Hauch meines Lebens der Ihrige bin, entfernet sich heute von Ihrem liebreichsten Umgange, gewiß gefühlvoll, aber nothwendig

Ihr

Alexander von Schell.

Man schließe, was ich bey Durchlesung eines solchen Abschiedes empfand, besonders da ich kein Mittel sahe, meinem Freunde wenigstens ein Reisegeld zu geben. Wenig Tage nach dieser Begebenheit mußte ich eine Reise nach Wien machen. Ich kam nach Frankfurt und begegnete zufällig dem ehrlichen Schell auf der Straße, der daselbst Nachricht von seinen Eltern abgewartet hatte. Wir blieben noch zwey Tage zusammen, und alles Zureden konnte seinen Vorsatz nicht rückgängig machen. Mit vielem Widerstande nahm er endlich 20 Louisd'or von mir an, um bequemer nach Hause zu reisen. Wir nahmen Abschied, den letzten Abschied, und ein jeder folgte seiner Bestimmung.

Etwa drey Wochen nach diesem Vorfalle, erhielt ich in Wien folgenden Brief von ihm.

Freund,

Sie zwangen mich in Frankfurt 20 Louisd'or von Ihnen anzunehmen, die Ihren Kindern entrissen sind, und Ihnen gewiß neue Sorgen verursachen. Aber, rechtschaffner Mann! könnten Sie doch zum Lohn ihrer Wohlthat auch Antheil an den Empfindungen haben, welche diese 20 Louisd'or verursachten! Könnten Sie doch den Segen zugleich im vollen Gewichte genießen, den Ihnen ein 72jähriger hungriger Greis nebst seiner darbenden Familie mit zum Himmel starrenden Augen zuwünschten, da der verlohrne Sohn Schell in einer bemoosten Bauernhütte unerwartet auftrat, und unglückliche Eltern zu erquicken, die Freude erlebte.

Liebster Trenck! Wie gerne möchte Ihnen die Beredsamkeit meiner Feder diese Scene so lebhaft schildern, wie sie gewiß jeden edeldenkenden Zuschauer hingerissen hätte. Schon seit 24 Jahren erhielten meine Eltern gar keine Nachricht von mir. Sie hielten mich für todt. Ich wußte, daß sie durch Reichshofräthliche Processe arm gemacht darbeten, und wollte sie durch traurige Nachrichten von meinem Hierseyn nicht beunruhigen. Mein Vater hatte mich deshalb aus seinem Her-

zen

zen verbannt, weil ich die Preuſſiſche Dienſte ſo leichtſinnig verließ, und mein Name in Glatz am Galgen hing. Meine Mutter hatte mich beweinet, und die traurige Lage ihrer übrigen Kinder verhinderte ſie, an den zu denken, welchen Sie ehmals als die Stütze ihres Alters, und ihres Hauſes zu betrachten Urſach hatte, weil ſie mein großes Talent mit ſolchem Unterricht unterſtützte, daß ſie auch reife Früchte davon erwarten konnte. Meine älteſte Schweſter fand ich zu Hauſe vom Schlage gerührt, ſchon 12 Jahre hindurch im Bette Hunger leiden, die jüngſte hatte den Verſtand verloren, und mußte zuweilen gebunden werden. Mein älteſter Bruder, der ſich bis zum Major in Preuſſiſchen Dienſten empor geſchwungen, wurde wegen der Glatzer Ueberrumpelung caſſiret, und diehet jetzt als Corporal unter einem andern Namen in Dännemark. Mein alter redlicher Vater ſaß in Lumpen gekleidet, waſſerſüchtig auf einem alten Lehnſeſſel, und meine 70jährige Mutter war Magd, Krankenwärterinn und Fürſorgerinn des ganzen Hauſes. Eben, da ich ankam, hatten ſie alle zuſammen ſchon ſeit etlichen Tagen trocknes Brod gegeſſen, weil der Monat zu Ende lief, und ihnen eben der Fürſt, welcher ſie durch Proceſſe arm gemacht hatte, Ihnen einen elenden Gnadengehalt

von 9 fl. monatlich auszahlen ließ, wofür sie noch in tiefster Ehrfurcht zitternd danken, und für ihn beten sollten. Holz fehlte: die halb entblößten Alten saßen da mit Lumpen bedeckt, um sich zu erwärmen, und in eben dem Augenblicke, da sie von ihrem verlornen Sohne sprachen, und sich zur Standhaftigkeit im Leiden aufmunterten, trat ich in die Hütte, gab mich zu erkennen, und brachte Hülfe.

Gott! wie schildre ich Ihnen diesen Auftritt mit natürlichen Farben!... Ich sahe das Elend, alles verstummte, gleich warf ich meine Louisd'or auf den Tisch... Die Mutter fragte: sind sie dein, mein Sohn... Ja, Mutter, sie sind mein mit Ehre, und ich bringe sie, euch zu laben... Erstaunen und Wonne verbreitete sich in unsern Gesichtszügen... Der Alte weinte Vatersthränen, und die Mutter schluchzte an meinem Halse. Die lahme Schwester forderte eine gute Mahlzeit, um sich zu erquicken, und die närrische machte Capriolen, ohne zu wissen, warum? Nachdem wir uns vom Taumel erholet, und ich nur das erzählt hatte, was sie von mir wissen sollte, wurde gekocht und gebraten. Wir saßen zu Tische, und ich genoß die Freude, mit Ihrem Gelde, mein theuerster Freund, meine hungrigen Eltern noch am Rande des Grabes

bes zu laben, und ihren ehmaligen Fluch gegen mich in Segen und Liebe zu verwandeln.

Ihnen allein hab ich diesen fröhlichsten Tag meines Lebens zu verdanken, denn ohne Geld wäre ich nicht nach Hause gegangen. Ohne diese Scene erlebt zu haben, wäre ich froh und gleichgültig für mich gestorben... Nun weiß ich erst, warum ich noch leben soll. Meine Eltern will ich ernähren, sie bedürfen mich. Ich eile nach Alexandria; dort hab ich Gelegenheit so viel zu verdienen, als ihnen zur Bequemlichkeit nothwendig ist. Und von nun an, werde ich erst vergnügt zu leben anfangen.

Ich schreibe Ihnen nicht, wo ich diese unglückliche Familie fand. Sie möchten mir die Zufriedenheit stöhren, für sie zu arbeiten. Ich kenne Ihr wohlthätiges Herz, und Sie haben nichts zu geben übrig. Nur erst dann, wenn ich den Tod fühle, oder eigene Unfähigkeit bemerke, dann sollen Sie erfahren, wo meine Aeltern wohnen, um meine Stelle zu vertreten, und mich ruhig sterben zu machen. Neun Tage blieb ich zu Hause. Drey ganze Louisd'ors wurden bey fröhlichen Stunden verzehrt. Funfzehn und meine Taschenuhr ließ ich gestern auf dem Tisch zurück, und flohe mit einem hinterlassenen Briefe eben so wie von

Ihnen aus Lachen, um den Schmerz des Abschiedes weniger für mich zu empfinden, weniger das Gefühl zum Grabe taumelnder Greise zu erschüttern.

Ich eile nun zu Fuße nach Alexandria, gewiß muthiger, als Alexander mit seinem siegenden Heere nach Babylon. Nie sind 20 Louisd'ors so heilsam, so fruchtbringend angewendet worden, als die, welche Sie mir in Frankfurth schenkten. Ich habe nur einen Zweck vor mir, warum ich lebe, und Alexandria ist der Ort, wo ich auf allerhand Art, durch meine Thätigkeit und Talente so viel verdienen kann, als ich für die Meinigen brauche, die sich mit wenigem zu begnügen gelernt haben. Jetzt erst werde ich das Geld schätzen lernen, wodurch man so viel Seelenfreude für sich bewirken, und andern verursachen kann.

Leben Sie gesund theuerster Freund! kommen Sie noch dereinst in ihr Vaterland zurück, aus dem Sie so lange verbannet sind; dann wünsch ich Ihnen Reichthum, um Ihre Blutsfreunde glücklich zu machen, und dann, wann Sie den Waldauschen Kindern gutes erweisen können, dann denken Sie an die Worte zurück, die ich Ihnen im Walde bey Hammer auf unsrer Wanderschaft sagte, da Sie sich an einem unempfindlichen, vielleicht auch nur furchtsamen Schwager rächen wollten. Gott

lasse

lasse Ihnen diese reine Freude auch noch erleben! Ich sehe für Sie noch heitere Zukunft, und verehre ihre wohlthätige Seele. Vergessen Sie mich nicht. Nur dann, wann ich etwas bedarf, werde ich Ihnen schreiben. Mir geben Sie nur alle Jahr Nachricht, wann Ihnen etwas gutes begegnet. Sie werden böse seyn, daß ich Ihnen meiner Aeltern Wohnsitz verheele. Wie geschwinde wären Sie mit Hülfe da: bloß deßhalb sollen Sie es nicht wissen, ich will diese Beruhigung allein geniessen.

Diesen Brief erhalten Sie aus Ulm. Ich schreibe ihn schon in der Schweitz, und ein Freund wird ihn auf die Post geben. Ihre Tugend beschirme Sie vor allen noch möglichen Widerwärtigkeiten. Und Gott oder die Welt lohne Sie. Ich lebe und sterbe als

Ihr

dankbarer und gewiß treuester Freund
Alexander von Schell,
Secretaire du Regiment de Soutter Suisses
au Service du Roi de Sardaigne
à Alexandrie.

Nach dieser Zuschrift erhielt ich noch ein paar Briefe gleicher Art. Im letzten meldete er mir, daß ihm eine alte Frau den Werth von etwa 150 Dukaten in ihrem Testamente vermacht habe. Seine

Freude

Freude war unbeschreiblich, da er das Geld seinen noch lebenden Aeltern mittheilen konnte... Diese Briefe sind mir aber verlohren gegangen, und würden auch diese Biographie zu weitläuftig machen.

Nach 2 jährigem Schweigen erhielt ich im Jahr 1780 folgenden Brief.

Der sterbende Schell an seinen Freund Trenck.

Wenn sie diesen Brief erhalten, werde ich nicht mehr seyn. Meine Lebensuhr ist abgelaufen. Theuerster Freund! kein Mensch starb und verließ die Welt ruhiger, als ich sie in wenig Stunden verlassen werde, nachdem ich Ihnen hiermit noch mit ganz gegenwärtigem Geiste das letzte und wärmste Opfer meiner Dankbarkeit bringe.

Meine letzten Lebensjahre waren vollkommen glücklich. Mein Familiennahmen Schell war beynahe meinem Gedächtnisse entfallen, weil ich vierzig Jahre hindurch Lesch hieß, und den Herrn von nebst vielen noch größern Vorurtheilen abzulegen, und ohne alle Reue zu entbehren vermögend war.

Ich habe Sie im Wohlstande gesehen, mein Freund! und hinterlasse Sie als einen ächten Weltweisen ruhig. Vor zwey Jahren sind meine

beyden

beiden Aeltern gestorben, denen ich noch in den letzten Tagen Nothdurft, ja gar Ueberfluß zu verschaffen das Glück genoß. Meine kranke Schwester starb vor sechs Wochen, und die närrische bedarf nichts, sie lebt im Narrenhause zufrieden, und glaubt, sie sey die heilige Rebecca.

Meine Freundinn, die mein Herz besaß, hat einen jungen Mann geheirathet; sie ist geliebt, und da ich den Neid verabscheue, so bin ich zur Eifersucht unfähig.

Nun aber foltern mich Steinschmerzen und eine Abzehrung, die mich bereits in ein lebendiges Todtengerippe verwandelt haben. Die gewissen Zeichen meiner nahen Auflösung hat mein Arzt bemerkt: ich selbst fühle dieselben, und werde in wenig Tagen oder Stunden zu leiden aufhören.

Sie wissen, was ich zu dieser Absicht seit vielen Jahren bey mir trage — die sicherste Arzeney für den Weltweisen, welcher keinen Arzt suchet, um länger gefoltert zu werden.

Da ich nun nichts mehr zu hoffen oder zu verlieren habe, so sind dieses die letzten Zeilen Ihres alten, geprüften, redlichen Freundes. Meine sterbende Seele lebt noch in Ihnen, ich haucht sie bald von mir, und dann weiß ich auch nicht mehr, daß ich Sie noch zurück ließ. Meine letzten Gedan-

ken

ken sind für Sie in diese Zeilen verwebt,' und werden mit meinen aufgelösten Bestandtheilen, so wie mein Gedächtniß, verflattern. Folgen Sie mir so spät als Sie können, lieber Freund!

Gleichgültig bin ich für den Ruf, für Ehre und Nachwelt. Ich sterbe ungekannt, und mein Nahme stirbt mit mir. Hüten Sie Sich vor Glatzer und Spielberger Schicksalen. Es lebt kein Schell mehr für Sie. Ich hinterlasse auch keinen Freund, der Ihre Hülfe bedarf, und den ich Ihnen empfehlen müßte. Mein Freund! ich bin gar nichts mehr für Sie; und die Empfindungen Ihres Herzens bei meinem Abschiede würden mich nur kränken, wenn ich sie noch mitempfinden könnte. Lachen Sie demnach noch einmal über die gewiß seltsame Abfahrt des närrischen Schell, der mitten in seinen Trauerspielen als ein mitlachender Gaukler auf die Bühne trat, die er noch heute mit Lachen verlassen wird, wo sein Vorhang auf ewig zufällt.

Der Schlaf bemeistert sich schon aller meiner fühlenden Kräfte; die Augen wollen sich schließen: der Geist will die Wollust der Ruhe genießen. . . Bald werd ich schlafen, ohne Traumgesicht schlafen, und nicht wieder aufwachen, um wachend zu träumen. Schließen sie ihre Augen so zufrieden

wie

wie ich, mein lieber, noch wachender Trenck! Meine Rolle iſt geſpielt: klatſchen Sie mir Beifall zu! alle übrige Zuſchauer unſrer Weltbühne mögen pfeifen oder klatſchen, ich mache kein da Capo mehr, und mein letzter Gedanke iſt noch Liebe und Dankbarkeit und Wünſche für Ihre Wolfahrt. . . So ſtirbt

d. 24. May 1776.

Alexander, ehemahls v. Schell, jetzt Leſch in Alexandria.

Dieſes war meine letzte Nachricht von dieſem ganz beſondern Manne. Ich ſchrieb an das Regiment, und erhielt zur Antwort: man habe ihn den 26ſten May todt im Bette, und ſehr ſchöne Abſchiedsbriefe an ſeinen Obriſten und an ſeine Freunde gefunden, die ihn alle als einen allgemein geliebten Mann herzlich bedauerten. Sein Hauptmann hatte eine Sammlung von ſeinen verliebten Oden und Satyren in italiäniſcher Sprache gemacht, die vielleicht dereinſt unter anderm Namen erſcheinen, und einem Unwiſſenden die Autorehre verſchaffen werden.

Er ruhe in Frieden, der ehrliche Mann! An mir hat er ein beſſeres Schickſal verdient, übrigens aber durch ſeine Jugendſchwächen niemand geſchadet als ſich ſelbſt.

Jüng-

Jüngling, der du seine Geschichte lieſeſt, schaudre vor den erſten Schritten des Leichtſinnes, der Unbedachtſamkeit, der Uebereilung zurück. Spiegele dich an schreckhaften Vorbildern! und lerne in Zeiten den Werth des Geldes kennen, ehe dich der Mangel deſſelben und der materielle Trieb nach Vergnügungen in Umſtände und Bedürfniſſe leitet, aus denen man ſich zuletzt durch niedrige Handlungen loszuwickeln gereitzt wird. Die Fallgrube ſteht auch für dich offen, in welche Schell durch ſeine Schuld fiel, und aus der er in ſeinem ſechzigjährigen Leben nicht mehr herausklettern konnte. Es fehlte ihm weder an Verſtand, noch an der beſten Anlage, ſondern nur die richtige Anwendung. Prüfe dich nunmehr ſelbſt, was du zu beobachten haſt und bedarfſt, um ähnlichen Gefahren in Zeiten auszuweichen.

Vergebens habe ich dieſe Blätter nicht geſchrieben, weil Schells Fehler und ſein Schickſal Verwegene abſchrecken kann. Dieſes war die eigentliche Abſicht, warum ich ſeine Geſchichte der meinigen beifüge. Er hat für ſeine Seitenſchritte aus dem Geleiſe der Tugend gebüßt. Und ruft der noch lebenden Welt aus ſeinen Grabe zu

Lernet Brüder! durch fremdes Vorbild klug werden.!

Ich danke ihm im Grabe weniger für die Rettung aus meinem Glatzer Gefängnisse, als für das, was ich von ihm gelernt habe, mich von Ausschweifungen zurück hielt, und mit Beruhigung im Alter zu wege brachte. Sein Namen verewige sich in meiner Lebensgeschichte, und Gott lohne den Mann, der wirklich ein zum Wohlthun geneigtes Herz, und eine edle Seele besaß, um in einer günstigern Lage des Glückes eine ganz andre Rolle zu spielen, und seine große Talente vortheilhafter für sich, und wirksamer für die Welt zu benutzen... Er ist todt... Sein Leiden ist überstanden, und ich schließe diese Erzählung mit folgenden Zeilen aus meinen bekannten Sinnbildern.

Die hungrige Fliege wird künstlich betrogen.
Sie hat mit dem Zucker den Gift eingesogen.
Uns schmecket die Wollust auch lieblich und gut:
Dann fühlt man die Wirkung des Giftes mit Wuth.

Dann ruft man: Ach Brüder! weicht! flieht
von der Schüssel!
Vergebens! ein jeder füllt erst seinen
Rüssel.
Die Jugend will fühlen:
Sie fehlet im Spielen.
O lernten wir Fliegen durch Rath den Gift
kennen,
Dann würde sich mancher den Mund nicht
verbrennen.

Abbitte und Ehrenerklärung

an

alle diejenigen sammt und sonders

welche

ich etwa in allen meinen Schriften beleidigt haben sollte.

Si tacuisses philosophus mansisses.

Nicht die Furcht, bösartigen Menschen ferner zu misfallen, nicht die Gefahr von Spielern, Mönchen oder Pedanten, oder von Hofkabalisten und Zwergschürkleins verfolgt zu werden; nicht die Sorge Wespenstiche zu empfinden, wenn ich ihre Nester zu zerstöhren suche; noch weit weniger die Aftergeburten der Kritick bekutteter Bucentauren, verursachen diese meine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung.

Ich habe ernsthaftere Geschäfte vor. Ich will die satyrische Feder rasten lassen, und in Zufriedenheit einer unabhängigen Ruhe, mehr geniessen als bisher geschehen ist. Ich will die Händel und

Processe, in welche mich Feinde der Tugend und Wahrheitsliebe verwickelten, rühmlich und mit nunmehr erfochtenem Siege endigen, und den Liebhabern meiner Schriften zwar weniger Stof zum Lachen geben, allein für mich selbst angenehmer leben, und nicht mehr Allein wider Alles oder wider den großen Haufen seyn.

Ich glaube, sowohl für die denkende Welt, als für mich bereits genug geschrieben zu haben. Ehre genug, daß ich hiemit, trotz allen Hindernissen, dennoch meinen letzten Band für den Menschenfreund fertig liefern konnte. Ehre genug, sage ich, daß bisher noch alle ächte Menschenfreunde, gute Staatsbürger, wahre Christen und ehrliche Männer, meine Freunde und Gönner geblieben sind. Hätte ich nur diese kleinste Zahl in unsrer menschlichen Gesellschaft beleidigt; hätte ich nur die Vernünftigen und Tugendhaften gegen mich aufgebracht: o! so wäre der Schwarm meiner Feinde gewiß weder so groß noch so mächtig, wenigstens unfehlbar nicht so boshaft und unversöhnlich, als der, welcher noch gegen mich stürmt, ohne mich doch einen Augenblick zu kränken oder unruhig zu machen.

Ich raumele wirklich schwindelnd zurück, wenn ich den Abgrund betrachte, in welchen mich meine

Verwe-

Verwegenheit, oder vielmehr meine unerschrockene Aufrichtigkeit hätte stürzen können. Aller Spieler und Betrüger, aller Tag- und Broddiebe Degen und Dolche waren wirklich gegen mich gezogen; viele Aachener Mönche waren bereit, meine Ravaillacs, Clemente und Malagriden zu seyn: die Modecavaliere, welche sich durch meine Abhandlung vom wahren Adel beleidigt glaubten, aber noch kein reichsritterliches Herz im Adelsbriefe erkauft hatten, bestachen Bauern und Jäger, um mich auf der Jagd oder Landstraße zu erschießen; und dem fanatischen Pöbel wurde sogar von allen Aachener Kanzeln der Himmel versprochen, wenn sie Ketzerblut vergössen. (Ketzer nennt man aber gewöhnlich die, welche der Herrsch- und Habsucht böser Priester öffentlich zu widersprechen wagen). Die alten Matronen beteten schon wirklich für meine arme Seele; sie bedauerten mich als einen verdammten, und alle Thoren und Betrüger schrien zu gleicher Zeit: Kreuzige! Kreuzige! Leute, die kaum Lesen gelernt haben, bey welchen das Denken und Forschen eine Sünde ist, ja sogar, was noch unglaublicher und dennoch wahrhaftig wahr ist, ein Franciskaner trat in dem Fache der Gelehrsamkeit auf, und schrieb ganze Bücher wider den Menschenfreund in Aa-

chen. Wer dieſe Mönchsgeburten geleſen hat, der kennt den Ort, wo ich wohnte, ſchon genug, wenn ich ſage, daß ſie auch in Wien wirklich Beyfall fanden; und kann dergleichen Urtheil wohl meinem in der Welt erworbenen Rufe nachtheilig ſeyn, oder einen Mann meiner Gattung beleidigen? Inzwiſchen lebte ich dennoch unbeſchützt unter dieſem adelichen Pöbel; ehrliche Leute waren meinetwegen bekümmert; ſie klatſchten in die Hände bey jedem Blatte, welches aus meiner Feder erſchien; ſie wünſchten mir Glück; allein bey dem Wunſche blieb's, und ich war mir allein ohne allen wirklichen Beyſtand überlaſſen, folglich verfloß meine Zeit in verdrießlichen Beſchäftigungen, weil auch ſelbſt der Sieg gegen dergleichen Feinde weder Ehre noch Nutzen bringt. Der Schwarm meiner Gegner, die durch Inſecten ihrer Art für baare Bezahlung geſchützt wurden, wuchs täglich mehr an; ſie ſchrieen laut, wenn ehrliche Leute heimlich ſeufzeten, und ſo wie der Kluge bey Sardanapaliſchen Tafeln dachte: Der Narr giebt prächtige Gaſtmale, und der Vernünftige ißt mit, geneußt und lacht.

Dieſe Betrachtung hat mich endlich bewogen, meine Schriften da nicht ferner fortzuſetzen, wo der ächte Menſchenfreund, wie die Nachteule unter

ter andern Vögeln mißhandelt wird. [Ein andrer Moralist oder deutscher Schriftsteller betrete meine Bahn, thue soviel als ich gethan habe, und ziehe sich nur dann so wie ich aus der Schlinge, wenn ihn keine andere Ursachen zum Schweigen nöthigen, als die, welche mich dazu bewegen. In diesem Falle wird unser Vaterland unfehlbar bald aus seinem Schlummer erwachen, die Büttel seiner Vernunft kennen lernen, die groben Vorurtheile abschütteln, und durch beförderte Wissenschaften auch in sich selbst groß und achtungswerth zu werden anfangen. Wir werden sodann bessere Christen in unsern Werken seyn, als viele unsrer Kalenderheiligen; wir werden den Staatskatechismus mit der reinen Religion verbinden lernen: müssige sittenverfälschende Tempelhängste in ihren Ställen verachten, und dem alten Bardenkaracter der deutschen Redlichkeit Ehre zu machen wissen.

Für diesen rühmlichen, aber dem Betrüger allein verderblichen Zweck, habe ich nach Kräften, und vielleicht eifriger mitgearbeitet, als es der Lage meiner Privatumstände vortheilhaft war. Es ist aber geschehen, und wird mich auch bey den widrigsten Folgen ewig nicht reuen.

Dieſes iſt mein aufrichtiges Glaubensbekenntniß, und meine freymüthige öffentliche Beichte, nach welcher ich meine Losſprechung von allen Kennern ächter Verdienſte ſtandhaft erwarte, und unter dem Schutze der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des deutſchen Patriotismus gewiß keinen Kirchenbann zu fürchten habe.

Da man mich nun bey dieſem feſten Entſchluße als einen ſterbenden Schriftſteller betrachten kann, welcher mit zerknirſchtem Herzen als ein mit Reue erfüllter Sünder von ſeinen Leſern, ja ſogar von der ganzen Geſellſchaft vernünftiger Satyrenſchreiber wehmütigen Abſchied nimmt; ſo reiche ich hiermit die brüderliche Verſöhnungsſuchende Hand allen denen, welche ſich in ihrem Gewiſſen überzeugen können, daß ich Sie wirklich durch meine zu trocken vorgetragene Warheit beleidigt, oder ihnen die Larve von dem Geſicht geriſſen habe. Meine Autor Scrupel bewegen mich wirklich zu dieſem Schritte; und ich hoffe, man wird nicht ſo grauſam ſeyn, zu verlangen, daß ich mich vielleicht deßhalb ſelbſt diſcipliniren ſolle, weil ich ein wirklicher Bußprediger für alle wirkliche Chriſten für alle wirklich ehrliche Leute in meinen Schriften war, ohne das Handwerk oder die Manipulation eines jeſuitiſchen Marktſchreyers in

forma

forma theologica gelernt zu haben. Ueberdieß bin ich, wie bekannt, sehr kitzlich, und entschließe mich schwer, auch den größten Herren zum andernmale um etwas zu bitten, welches er mir im Ersten nur zu versagen schien. Also nur geschwinde Pardon! sonst falle ich noch geschwinder in den alten Fehler halsstarrig zurück, und vertheidige die Warheit und mich selbst, als ein Verzweifelter.

Also meine theuresten Leser! belieben Sie nichts von mir zu erwarten, als was meinem so natürlich als gewöhnten Hange nach, eben dieser Wahrheitsliebe angemessen oder zuträglich ist. Und sollte ich durch diese verleitet, irgendwo im Geleise meiner Abbitte seitwerts gleiten, so helfen Sie mir, ich bitte! helfen Sie mir wieder auf den graden Weg, in eben die Schreibart zurück, wodurch man bloß die Thoren böse macht, und der Tugendfreunde Beifall zu erhalten weiß.

Ich will also keine lange Vorbereitung machen, sondern zum Werke schreiten, und meine Ohrenbeichte mit den heilsamsten so genannten Anmuthungen anfangen, wie folget...

Meine Spöttereyen über die auf Pergament geschriebene Vorrechte des alten Adels, im dritten Bande meiner Schriften, sind wirklich ungereimte

Spötterenen gewesen, denn ich habe sie — in Prosa geschrieben. Ich erkenne nunmehro überzeugend, daß er noch eben so stolz, so unbrauchbar, so lächerlich geblieben ist, als er war, da ich zu schreiben anfing. Und ob ich gleich Ursach hätte, zu fürchten, daß irgendwo ein alter Ritter vom Hofe oder von seinem Mistle sich auf seine Rosinante schwingen, und mich zum Tournierefechte auffordern wird, so ist es doch Gottlob! bis jetzt nicht geschehen; und Ihre Hochwohlgebohren haben entweder erkannt, daß ich Recht hatte, oder fanden edlere Beschäftigung an der Hoftafel, weil sie die Ehre der Tapferkeit den in Gott seeligruhenden Gebeinen ihrer Ahnen überlassen. Man dient dem Staate ja auch im Schlafrocke; und kann als Oberküchenmeister die Hasen zu braten gebieten, welche Sr. Excellenz der Herr Oberjägermeister mit Heldenmuth todt zu hetzen allergnädigst befohlen hatten.

Uebrigens müssen ja alle alte Ritter noch an den Ruhm der frommen Kreuzzüge denken, und als ächte Kinder in 16 auf einander folgenden richtig in forma Sacramentali ächt hervorgesprossenen Rittern, ächter Glaubensvertheidiger, auch glauben, daß ich, als Ihr ächter Collega, ihnen auch nichts als die reine Wahrheit geschrieben habe.

(Auf

(Auf solche ächte Cavaliersparole wird man mir ja wohl wenigstens eben so viel Glauben beimessen, als auf das Zeugniß eines alten Propheten oder jungen Capuciners, der kein gebohrner Edelmann war, und dennoch sogar Gottes Worte ohne Widerspruch öffentlich vortragen darf.) Genug, die einträglichsten Ehrenstellen fallen unsere Junkers im Staate dennoch nach Erb- und Ahnenrecht, und ohne Verdienst und Fähigkeit unfehlbar zu. Warum sollten sich denn wohl Ihro Excellenzen die Mühe geben, jemals wirklich brauchbar zu werden, oder erhaben zu denken. Blut für das Vaterland vergießt ja nur der arme preussische Adel, und eben deßhalb ist er auch bey uns mit vollem Rechte verachtet.

Hier bildet er sich meistens für den Hof, oder für den Genuß reicher Majorate, Präbenden, und Canonicate. Hier hat er Hoffnung sogar ein Bischof, ein Fürst, ein Himmelschlüsselsdirector zu werden, ohne den Degen für das Vaterland zu ziehen; ohne ihn für solche verächtliche Mitbürger zu brauchen, welche den Hochwürdig Hochwohlgebohrnen Saugeigel allerunterthänigst pflichtschuldigst zu mästen verbunden sind.

Er hat also ganz Recht, mich als einen Modeketzer zu verdammen, weil ich in meinen Schriften behaupten wollte:

Der

Der wahre Adel beſtehe nur im wahren Adel des Herzens und des Betragens. —

Welche Verwegenheit! welche Vernunftwidrige Fantaſey! Ich ſchrieb ſogar von der Ehre, und hatte vergeſſen, daß die Ehrenſtellen allein von der willkührlichen Gnade des Monarchen abhängen, die den Werth ächter Verdienſte allein zu beſtimmen, und zu erheben da ſind.

Welcher grobe Fehler einer ſcheinbaren Unwiſſenheit. Es iſt folglich billig, und auch mein Gewiſſen gebietet es mir, daß ich hiermit dieſen hohen accreditirten Adel demüthigſt um Verzeihung bitte, weil ich die trockene Wahrheit ohne allerhöchſten Befehl und Erlaubniß ſo impertinent deutlich geſchrieben habe; und ich hoffe genug geſtraft zu ſeyn, wenn man mir Titel, Hofſchlittenfahrten, und Ordensbänder auf ewig verſagt, die ich höchſt irrig durch mich ſelbſt zu verdienen glaubte, wenn ich die Pflichten des ächten Adels in meinem Betragen erfülle.

Noch unlängſt hätte das 67jährige gnädige Kammerfräulein, Gräfin von Rattapuntaplunz zu Japhetshauſen beynahe Gelegenheit gefunden, ſich gegen mich auf die empfindlichſte Art zu rächen; Sie hinderte mich an dem Eintritt in die An-

Antichambre, weil ich keinen Schlüssel an der Hüfte trug.

Ich hatte aber nicht einmal den ernsthaften Willen dazu, sondern unterredete mich zufällig im Vorsale mit einigen alten Stabsofficieren, die vor der Thüre mit dem übrigen unadelichen Pöbel standen, und mit zerstümmelten Gliedern tiefgebeugt auf eine Audienz warteten, weil der gnädige Herr Neven dieser runzelichen Megära, welcher im prächtigsten Gallakleide eben die Kammerherren-Dienste verrichtet, sie nicht des Anmeldens würdig hielt.

Wir sprachen recht viel von alten Feldzügen, von der bestmöglichsten Welt. Männliche Schwermuthszähren rollten von ihren benarbten Wangen... Wir seufzten, und beynahe war ich an eben dem Tage bereit eine bitter beissende Satyre zu schreiben, die meinen ganzen Entwurf, künftig Hofgnaden zu erschleichen, unfehlbar zernichtet hätte. Gott behüte mich vor dergleichen aufbrausenden Gedanken! Ich will ja meinem Vorsatze gemäß, niedrig kriechen lernen. Ich will demüthigst abbitten, Protection verdienen, und nicht mehr reitzen, oder beleidigen, sonst wäre ja auch diese Ehrenerklärung eine Satyre.

Ich sahe bey dieser Gelegenheit noch ein ganz besondres Original. Ein über und über vergoldeter Wagen mit 6 prächtigen Staatspferden bespannt, und mit einem Schwarme von Läufern, Bedienten und Heyducken umringt, hielt vor dem Pallaste still. Eine Excellenz saß darein; sie stieg mit Majestätischen Blicken von zwey Hausofficieren unterstützt hinaus... Alles bückte sich in Ehrfurcht. Die Gestalt sah ungefehr einem 16 jährigen Hofpagen ähnlich. Seine Rockknöpfe waren Brillianten, der Löwenorden hing im breiten Bande über die Schulter, und ein goldner Schlüssel an der Hüfte.

Ich fragte: wer ist dieser gnädige Herr, der seine Backen stolz wie ein Mogul aufbläßt... Die Antwort war... Er ist Fürst, Reichsfürst, Excellenz, Ordensritter, Kammerherr, Geheimerath, und war Herr von 8 Millionen, die ihm ein reicher Wechsler hinterließ, um alle diese Ehre und große Titel gegen baar Geld einzutauschen. Noch ist er zwar nicht Majorenn... aber er will sich auch nächstens für hundert tausend Ducaten Menschenverstand aus Constantinopel nebst einer schönen Sklavin kaufen. Und da er sich nie die Mühe gab, Wissenschaften selbst zu erlernen, so hat er einen gelehrten Beichtvater aus Rom verschrieben,

der

der für ihn denken, und einen Hanswurst aus Padua, der für ihn handeln soll. Er selbst will nur genieſſen; und seine Tafel ist die herrlichste im Lande....

Wie herzlich lachte ich bey dem Anblick dieſes Theaterfürsten. Er ging steif vor mir vorbey; und glaubte vielleicht daß ich ihn bewunderte. Ich ging aber nach Hause, schrieb einem Freunde in meinem gewöhnlichen Tone, was ich gesehen, und gedacht hatte, und hoffe, er wird diesen Brief niemals drucken lassen, sonst würde die Welt an meiner ernsthaften Bekehrung zweifeln, und meine öffentlich versprochene Abbitte eine neue Stachelschrift heiſſen.... Gott behüte! Mein Freund! zerreiſſen Sie um des Himmelswillen meinen Brief... Der gnädige Herr möchte ihn sich vorlesen lassen, und mich fiscalisiren. Er kann Advocaten und Referenten beſſer bezahlen als ich, und möchte die Wohnung im Narrenthum, welche eigentlich für ihn nicht groß genug wäre, für mich decretiren lassen. Ich will demnach lieber abbitten, als das Uebel ärger machen, welches ich nicht ändern, aber wol heimlich herzlich belachen kann.

Sollten aber durch meine ehemalige, leider! bereits gedruckten Schriften, welche eigentlich den Unterschied zwischen einen Excellenzentitel und einem

einem wirklich excellenten Manne bestimmen, se mand dieser Excellenzien und gnädigen Herren, rechtmäßig auf mich ungnädig oder wohl gar aufs gebracht seyn, so thut es mir wirklich gar nicht leid, weil ich sie rechtmäßig beleidigt habe, und ich bleibe für sie ein ewig verstockter Sünder, des kühen Ablaß gewinnen will auch für alle ihre Fürsprache bey allen möglichen Heiligen nicht einen Bittgroschen, vielweniger ein Hochamt bezahlt. Da aber irren, menschlich, hingegen im Irrthum beharren teuflisch ist, so erkenne ich auch lieber hierin meinen Fehler, und hoffe deshalb noch Gnade, weil ich noch viel zu wenig gesagt zu haben glaube; verspreche auch künftig, falls ich noch mehr schreiben sollte, mich nur mit wahrhaft großen Gegenständen zu beschäftigen, weil es doch allem Anscheine nach, bey Hofe noch recht sehr lange bey dem alten Brauche bleiben wird.

Weil ich künftig nun dem großen hochadelichen Schwarme gefällig leben will, so sollen meine Kinder auch weder denken noch schreiben, noch richtig urtheilen lernen. Ihr Lehrer soll ein Exjesuit oder römischer Abt seyn; sie sollen alle nur Prälaten und Kammerjunker werden, damit man wenigstens hierin an ihnen die Spuren meines angeerbten Reichs- und Ordensritterahnenadels

wieder

wieder erkennen möge, die ich, durch thörichte Schreibsucht verleitet, in den Augen unsers gegenwärtigen Mode-Adels verächtlich oder unkenntlich zu machen suchte; und hiedurch wird mein Versöhnopfer hoffentlich wohl zum süßen und lieblichen Geruch aufgenommen werden.

Da ich nun durch dieses Verfahren den alten Adel oder Herrenstand vollkommen ausgesöhnt und beänstigt zu haben glaube, so wende ich mich nunmehro zu den Neuschadenen, oder zu denen, welche für baares Geld ihre prächtige Wappen und Diplomata gekauft, und richtig bezahlt haben. Diesen prächtigen und accreditirten Schwarm wollte ich nie beleidigen; ich bitte also herzlich um Verzeihung, falls es irgendwo geschehen ist.

Die Herren von Zerr. Edle von Kronsdorf, von Kr.., Edle von Fl.. von De.. kurz gesagt, vom ganzen Alphabet, haben mir nur gar zu bitter erwiesen, was ein redlicher Mann in den Gerichtsstellen zu dulden hat, wenn er seine Adelsbriefe nicht bezahlen helfen will, und ihre Ungnade verdienet, billig verdienet, wenn seine patriotischen Schriften das Wenneß ihrer verbrüderten Gesellschaft rege zu machen vermögen genug sind. Gott behüte mich, Ihren Hochwol- und Wohledelgebornen jemahls vorzuwerfen, daß sie noch weit niedriger als der

Pöbel denken, und eine wirkliche Pest im Staatskörper sind. Die obenbenannten haben zwar ihren Arzt gefunden, der sie gegenwärtig im Zuchthause curiret; die übrigen werden aber wohl Mittel finden, ihn zu bestechen oder so zu betäuben, daß er ihre edle Pulsschläge allezeit gesund und in physischer Ordnung findet. Die Digestion ihres wohlgefütterten Magens, wird demnach noch lange keine solche Fäulung in der Circulation ihrer moralischen Tugenden und Amtspflichten verursachen, daß man den Gestank da bemerke, wo alle Chirurgi am Schnupfen leiden, und die Policey aus erheblichen Ursachen die Fäulung nicht riechen will. Gott segne ihre zeitlichen Güter! das Volk verehre ihre Diplomata in Ehrfurcht, und ihr Wohlstand herrsche willkührlich über die Rechte aller Hülfsbedürftigen. Ich werde gewiß in Zukunft nicht mehr die Beschützung geschriebener Landesgesetze bey ihnen suchen, folglich auch keine Protection bey ihren Hochedelgebohrnen Gemahlinnen bedürfen; hierzu bin ich auch untauglich, denn ich spiele weder Lombre noch Voita, und für Liebesränke sucht man keinen Mentor, sondern einen Aonis, oder wohl gar einen gesunden Hausknecht, denn die Grenadier gehören für die Fabrique der Majoratsherren, und die Franziskaner machen die Hofräthe.

Da

Da nun diese Edlen Herren auf Erden thun können was sie wollen, und zugleich den Himmel franco Fegfeuer durch baares Geld und erkaufte Vorbitter zu verdienen wissen, folglich im wahren Glauben, auf Ablaß nach Wallfahr handeln, glücklich zu leben und selig zu sterben gelernt haben, ketzerische Schriften hingegen niemals lesen, welche Bürgerpflicht, oder Tugendlehren, oder Misbräuche entlarven wollen, so ist der beste Rath für mich und meines gleichen, wenn ich hiermit öffentlich verspreche, daß ich alle Tage drey Vater Unser und drey Ave Maria beten will, damit sie niemals in meinem Herzen lesen können, was ich von ihnen denke, und in allen Vorfällen mich unter die Todten rechnen mögen, die ihrer Gnade und Hülfe entbehren können. Meine arme Seele bedarf aber ihrer Vorbitte nicht, sie ist schon darum ewig verdammt, weil sie an der Heiligkeit der ihrigen zweifelte. Von ihren Herren Beichtvätern habe ich auch keine Protection zu erwarten. Ich schrieb mit tückischer Bosheit die Wahrheit; und trockene Wahrheit gebährt Ketzerverdammniß.

Uebrigens ist der, welcher seinen Adelsbrief selbst verdiente, gewiß weit ehrwürdiger als der, welcher ihn von seinen Vorfahren ererbte. Diese Gattung wirklich edler Leute, ist gewiß mit mei-

nen Schriften zufrieden: sie fordern gewiß von mir keine Widerrufung oder Abbitte. Ich schrieb für Tugend und Bürgerpflicht, folglich sind unfehlbar alle Tugend- und Wahrheitsfreunde meine Vertheidiger.

Den sogenannten leonischen oder papiernen Adel kann ich aber nicht anders als aufrichtig um Vergebung bitten, wenn ich etwa die unschuldige Ursache war, wodurch man hinter ihren Vorhang zu sehen anfing, wenn ich hin und wieder auch sogar dem geglaubten Adel der Aachener Schöffen und Advokaten lächerlich machte, oder ihrem bisher durch Argliſt bey dem dummen Volke erſchlichenen Ansehen die Larve abriß. Moliere sagt in seiner Comödie:

George Dandin de la Dandiniere, tû l'as voulû.

Ich wiederhole als Deutscher auf Deutsch: Ihr Herren von Schurkwitz, von Schurkenfeld, Edle von Schurkenberg, ihr habt es so gewollt! und bin übrigens sämmtlich wohlgeadelter, diplomatiſirter und sogenannten gnädigen Herren

bereitwilligſter, aber nicht gehorſamer noch ergebener Knecht

T.

Im

Im ersten Bande

meiner Schriften ist mir die Zueignungsschrift an die Madame Justitia getadelt und wirklich in Wien verboten worden; ich fühle aber bis auf den heutigen Tag gar keine Ursache, die mich zum Widerrufe bewegen sollte.

Seitdem ist meine Lebensgeschichte im öffentlichem Drucke sowohl in Wien als Berlin mit Censur und Privilegio erschienen. Wer nun diese gelesen hat, der fand gewiß, daß mir nirgends Gerechtigkeit widerfahren, auch allem Anscheine nach keine für mich zu erwarten ist. Da ich nun vor den Augen Europens nicht nur laut geklagt, sondern auch den Grund dieser Klagen unwidersprechlich im Drucke erwiesen habe; da die Augenzeugen noch wirklich leben, bis hieher aber meine Güter noch alle in fremden Händen sind, mir auch noch nicht einmal die Erlaubniß, vielweniger den Gerichtsstellen der Auftrag gegeben worden, mein Recht legaliter zu untersuchen; so bleibt mein lauter Vortrag gewiß ewig Wahrheit, ich hingegen habe keine Ursache, das irgendwo zu widerrufen was ich mit Grunde und offen liegenden Beweisen geschrieben habe. Folglich ist das Verboth der obbemeldeten Zueignungsschrift wirk-

lich gehoben, und durch die erfolgte legalen Beweise gerechtfertigt.

Sobald mir aber mein Recht widerfährt, werde ich es als eine Gnade erkennen, und der durch mich beschämten Frau Justitia ein öffentliches Lob- und Dankopfer bringen.

Im dritten Bande

meiner Schriften habe ich eine Abhandlung über das Oestreichsche Rectificationswerk geschrieben. Der reinste und ächteste Patriotismus führt in derselben meine Feder, und die Folge wird zeigen, hat auch bereits erwiesen, daß ich die Staatsmängel genau kenne, und die Hindernisse in den besten Entwürfen meiner Monarchen gründlich angezeigt habe, welche da, wo der Priester das Volk unbegränzt beherrscht; da wo der Ablaß, das Fegefeuer, die Kirchengebote, und die Ohrenbeichte noch im Katechismus gelehrt werden, unmöglich können aus dem Wege geräumt werden.

In dieser Abhandlung sprach ich zufällig von Hofräthen, die anstatt der Referentenfeder, den Zuchthausbesen in der Hand zu führen verdienten, von accreditirten Bösewichten, die den Staat betrügen, und rechtschaffene Männer aus demselben verdrängen. — Ganz Wien schrie über Verwägenheit:

genheit: dennoch wurde dieser Band öffentlich verkauft. Indessen folgte Herr Referendarius von Zetto wirklich dem Herrn Collega von Krügel in das ihnen von mir geweissagte Zuchthaus: Herr von Leutfeldt, Herr von Lazulay sind nebst andern Consorten auf dem Sprunge ihre edle Gesellschaft zu vermehren: und dennoch hat mich niemand gefragt, wen ich eigentlich damals meinte, oder noch nicht nennen durfte. Vielleicht habe ich richtig gemuthmaßet, vielleicht auch einen andern in Vorschlag bringen wollen, der noch die Rolle eines Zetto ungestraft spielet.

So gerne ich nun auch widerrufen oder abbitten wollte, so wenig Ursache finde ich dazu, weil die Wahrheit meiner Muthmaßung offenbar vor Augen liegt, und meine Weissagung bereits zum Theil erfüllt ist.

Der vernünftige Mann sucht das Feuer nicht zu löschen, das ihn nicht brennt. So denkt aber nur der Pöbel, welcher dumm genug ist, um sich auf den heiligen Florianus zu verlassen; der scharfsichtige und redliche Patriot hingegen, muß Bösewichte kenndar machen, damit Recht und Tugend nicht ungestraft gemißhandelt werden. Was mich selbst betroffen hat, will ich gerne verzeihen; aber Unbilligkeiten mit gleichgültigen

Augen zusehen, Betrüger deshalb verehren, weil sie in wichtigen Aemtern dienen, oder weil sie ein Großer schänt, der sie vielleicht nicht kennen will, zur Unzeit schweigen, ist Niederträchtigkeit.

Ich weiß zwar, daß Krügel und Zetto meine noch im vorigen Jahre gebietende Obrigkeit, Curatores und Capitalfeinde, mir zwar jetzt nicht mehr schaden können; aber ihre Freunde und ehmalige Mitheifer leben noch; sie sind noch accreditirt; sie haben noch die Gewalt in Händen, um die heiligste Wahrheit zu unterdrücken. Sie haben Ursache zu fürchten, daß ich vielleicht noch in Lage und Umstände kommen könnte, wo ich sie öffentlich mit Namen nennen und zur Rechenschaft ihrer gegen mich und mehr wehrlose redliche Männer, Wittwen und Waisen verübte Schandthaten auffordern würde.

Um nun dieser noch mächtigen Herren Verfolgungen vernünftig auszuweichen, verspreche ich hiermit auf das feyerlichste, daß ich mich nur durch Verachtung rächen will, daß ich sie nie nennen werde, ausser wenn der Monarch mich um ihre Namen fragt, oder falls ich nach meinem Tode den vierten Band meiner Lebensgeschichte bekannt machen werde, worin ich alle Räthsel und verdeckte Stellen, die in den drey Ersten dunkel scheinen,

nen, oder, wo ich Geheimnisse vermäntele, aufdecke, und jenseit meiner Gruft und der Gefahr im hellen Lichte schildern darf. Bis dahin können sie ruhig seyn. Ich bin durch Erfahrung klug geworden. Niemand unterstützte mich, da ich die Wahrheit schrieb; und wer Justiz-Collegia reformiren will, dem geht es gewiß ärger, als den Religionsreformatoren. Luther und Calvin allein fanden Monarchen, die gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten. Huß hingegen wurde gebraten. Und der, welcher Ungerechtigkeit aufdeckt, findet da gewiß Schutz und Achtung, wo der Fürst selbst bey allgemeiner Corruption keine Reformation zu unternehmen wagen darf.

So ist wirklich die Lage der Sache, über welche ich mit Achselzucken den Vorhang zuziehe, alle Rechtsbedürftige herzlich bedaure, und nur allein den Fürsten um Nachsicht und Vergebung bitte, welcher meine gedruckte Wahrheiten und gewagte Schritte, unter die verwegnen vorwitzigen Versuche eines guten Staatsbürgers rechnet.

Daß ich aber Bösewichte kannte, ehe man sie kennen wollte, ehe als sie gestraft wurden: dieses ist kein Verbrechen, keine Beleidigung die ein entschieden ehrlicher Mann abbitten oder widerrufen kann; wenn übrigens eben das Rectificationswerk

so geendigt wird, daß am Ende der Monarch, der Güterbesitzer und der Bauer Ursache hat, zufrieden zu seyn, ohne daß meine bemerkte Hindernisse gehoben werden dürfen... In diesem Falle allein will ich gerne ein vorwitziger Staatsklügling, auch wol gar öffentlich ein Lügner heißen, mit Freuden abbitten, und eine Wallfahrt zu Fuße nach Rom machen, um nach gründlicher Ueberzeugung meines hartnäckigen Irrthums endlich auch in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen zu werden, die bisher alle gute Entwürfe in unsern Staaten zu vereiteln Macht und Gelegenheit hatte, folglich alle Schriftsteller meiner Gattung mit politischem Rechte Erzketzer hieß.

In eben diesem Bande habe ich auch von der Böhmischen unsichtbaren Leibeigenschaft gehandelt, und wirklich eben so einleuchtend als groß die Wahrheit gegen die Römische Hierarchie geschrieben.

So lange ich lebe, wiederrufe ich kein Wort, welches in dieser Schrift wohlbedächtig und mit wahrem Deutschen Eifer trocken Deutsch gesagt ist. Ich will auch nicht murren, wenn ich für meine Verwegenheit auch etliche Millionen Jahre im Fegefeuer braten muß. Das ganze Königreich Böhmen und alle ehrliche Leute werden dagegen so

viel

viel für meine arme Seele beten, so viel Ablässe gewinnen, so viel Gnade bey dem allsehenden Gott für mich erbitten, daß alle Bannstrahlen des mächtigen Statthalters Christi mich eben nicht so hart treffen werden, als es die Mönche wünschen, denen ich die Larve von den geweihten Ohren gerissen habe. Denn, sobald das, was ich in dieser Abhandlung von dem bisher Unsichtbaren schildre, wird allgemein sichtbar gemacht seyn, denn nur allein, und unter keiner andern Bedingung, können die unglückliche Sklaven ihr Menschenrecht empfinden lernen, und ihrem wohlthätigen Monarchen für die Rettung aus einem Joche danken, welches Trotz aller gehobenen sichtbaren Leibeigenschaft in unsichtbarer Gestalt die Fürsten, dem Adel und Bauern bis auf die gegenwärtige Stunde ärger als jemals drücket, und meiner Einsicht und practischen Kenntnissen gemäß noch recht lange ohne Barmherzigkeit drücken wird. Weil der Stof zur Aufklärung eben so wenig in Böhmen als in Spanien und Oestreich vorbereitet ist.

Ich habe in eben diesem Bande in den Briefen aus Spaa eine große Todsünde begangen, da ich die ehrwürdige von der Kirche geschützte Spielerrotte öffentlich an Ehre und Würden angriff, und ihre listigen Streiche bekannt zu machen wagte.

Ich

Ich habe sogar gesagt: „Ein Pharaospieler von „Profession, und ein sogenannter Chevalier d'In„dustrie könnten unmöglich ehrliche Leute und „gute Christen seyn, auch sogar der nicht, wel„cher von ihren erkaperten Vortheilen mittheilet."

Hiedurch habe ich freylich sehr grob und frevelhaft gegen die Kirche Gottes gefehlet, weil in Spaa das Pharaospiel wirklich durch bischöfliche Special-Privilegia authorisiret und berechtigt ist, alle Fremde zu plündern und ihnen den Beutel so rein zu fegen als immer möglich ist. Ich bitte deshalb als ein guter Mensch in meiner Art, als ein ächter katholischer Christ, die geistliche unfehlbare Obrigkeit unterthänigst, und mit zerknirschtem Herzen, um Vergebung, weil ich an ihrer Unfehlbarkeit öffentlich zu zweifeln mich erfrecht habe. Die reine Wahrheit habe ich zwar geschrieben: dieses ist leider unläugbar, unwiderruflich; beleidigt aber diese Wahrheit, dann will ich gerne ihr Martyrer seyn, und mich wie eine Waldschnepze braten lassen, falls Ihro Hochwürden und Eminenzen mich körperlich genießen wollten.

Ich betrachtete die Hazardspiele nur als ein einfältiger Laye, als ein in der geheimnißvollen Götterlehre unerfahrner Moralist, oder nach dem trocknen Sinne unsers Kirchen-Catechismus als ein buch-

buchstäblicher Lutheraner, wo im neunten und zehnten Gebote ausdrücklich steht:

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Knecht, Magd, Vieh ꝛc. ꝛc.

Da nun in diesen Geboten nicht deutlich gesagt wird:

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Louisd'or, Guinee's oder Dukaten,

und ich als ein Laye ja nicht wissen konnte, oder vielleicht nicht wissen wollte, daß der Kirchen allein die Gewalt der Auslegung gebühre, daß sie sich in Glaubenssachen nur allein an die trockenen Worte, just so wie sie da stehen, und mit Römischer Censur gedruckt sind, bindet, und weder Zusatz und Abnahme da duldet, wo sie allein mit dem heiligen Geiste, und mit ihren Absichten einstimmig handelt und Urtheil spricht, denen kein ungeweihter nachzugrübeln berechtigt ist, so bin ich ungefühlt in ketzerische Irrthümer gerathen, und verspreche künftig nicht mehr ein frevelhafter Ausleger der Gebote Gottes und seiner Kirchen zu seyn... Ich will meine ganze Vernunft, meine Menschenliebe unter dem blinden Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen und gefesselt halten, unsern Seelenhirten hingegen die Seligsprechung ihrer privilegirten Pharaospieler ganz allein überlassen. Auf

Er-

Erden bleiben ſie dennoch immer Schelme. Da aber bey den Auserwählten Gottes gewiß kein Pharao geſpielt wird, im Himmel auch die Biſchöfe keine Einkünfte mehr für den Glanz ihres Serails bedürfen; ſo hoffe ich dennoch auch ohne biſchöfliches Privilegium den Himmel zu erklettern. Auf dieſer mühſeligen Erde hingegen, will ich indeſſen ein ehrlicher Mann und ſtummer Chriſt bey fremdem Unglück, bey geiſtlichen Mißhandlungen bleiben. Dieſes Glück wird mir zwar niemand in Spaa, Lüttig, und in Rom beneiden. Gegentheils werde ich als ein boshafter Verräther geiſtlicher Geheimniße von dem in Unwiſſenheit blind geleiteten Pöbel, unter die ipſo facto rechtmäſſig Excommunicirte, und den Klauen des Teufels übergebener Erzketzer gerechnet werden. Es ſey aber Gott, und der ehrliebenden Welt geklagt. Ich will hier gerne geduldig leiden, wenn nur durch meine Schriften die Warheit aufgedeckt bleibt, wenn mich mein gutes Gewiſſen ſchadlos hielt; und der allmächtige ewige Biſchof dereinſt ſagt....

Trenck! du haſt recht geglaubt: Belohnenswürdig gelehrt, und die trockene Wahrheit mit Heldenmuth geſchrieben.

O wie gerne will ich etliche Procente aus bischöflicher Gnade am Pharaotische entbehren, die man mir antrug, um mich schweigen zu machen. Wie trotzig will ich aller welt- und geistlichen Obrigkeit die Feige zeigen, wenn ich bloß wegen Tugend und Wahrheitsliebe ein Martyrer seyn muß.

Genösse die heilige Kirche nicht 40 Procent von den Einkünften ihrer Spieltische dann wäre gewiß der Bann aller privilegirten Betrüger die erste Pflicht christlicher Oberprießer.... In diesem einträglichen Falle bleibt aber das Sonntags-Evangelium...

Lucri bonus odor ex re qualibet.

Ich hingegen kann denen allezeit ohne Vorwurf stolz unter die Augen treten, welche einen ehrlichen Mann in Deutschlands Gränzen mit Drogenes Laterne suchen.

Wie unverdaulich es mir aber fällt, wann ich künftig nichts mehr von Lütticher Giftmischereyen, Concubinen-Ränken, und Spielerfreveln schreiben darf, um endlich der unüberwindlichen Verfolgung aufgebrachter Glaubens-Negotianten auszuweichen, wenigstens einige ruhige Tage diesseits dem Grabe zu genießen, und meine Waffen zum beherzten Widerstande verrosten zu lassen; dieses empfindet nur der allein im vollen Gewichte, welcher

cher ein fühlendes Menschenherz im Busen trägt, und mit gefesselten besten Willen zuweilen aus politisch oder häuslichen Ursachen seufzend zu schweigen gezwungen ist.

Ich habe ohnedieß bereits weit mehr gethan, als meine Amtspflichten forderten, oder mir die Klugheit hätte gestatten sollen, mehr sogar als man in Staaten möglich glaubte, wo der hyerarchische Scepter unbegränzt gebietet, und Gift und Dolch für unvorsichtige Waghälse bereit sind. Wie oft war mein Leben in eben der Gefahr, wie meine Güter... Mir vielleicht allein hat es geglückt, daß ich noch meine Schriften und Rechte vertheidigen kann. Ein andrer suche Früchte auf dem Felde wo ich gearbeitet habe Für mich selbst wuchsen bisher nur Disteln und Dorner. Vielleicht findet ein mächtiger Unternehmer auf der von mir gebahnten Straße einen Schlupfwinkel, um auch Rosen für seine Mätresse zu brechen, und den Vorhang ganz zu zerreissen, der heilige Bubenstücke verdeckt.

Im Kalender der Heiligen, wird man wohl meinen Namen nie weder in Lachen, Spaa, noch in Luttig und Wien finden. Mit den Karten in der Hand, oder durch Niederträchtigkeit will ich keinen bischöflichen Ablaß gewinnen. Und den

Hum-

Himmel will ich nie verdienen, zu welchem baar bezahlte Sullen, Priesterränke oder Spielerprivilegia oder schlechte Handlungen den Eingang öfnen können. Weil ich für so unedle Gesellschaft eben so wenig im Himmel, als auf Erden tauge.

Man mag also mit dem vorlieb nehmen, was ich bereits gegen die Spieler habe drucken lassen. Ich empfinde herzliche Reue und Leid, daß ich so wenig vortheilhafte Wirkung für die verführte Menschengesellschaft verursacht habe, und bitte Gott, daß er der Fürsten Herz regiere, falls jemals einer unter Ihnen meine Gedanken lesen oder meinem Vortrage gnädiges Gehör bewilligen wollte.

Im vierten Bande

meiner Schriften, welcher von der Nationaltapferkeit handelt, habe ich nur meinen Kameraden in der Kriegsschule die Wahrheit so geschildert, wie ich sie entdeckt zu haben glaube. Und falls ich in demselben irgendwo geirret habe, so bin ich ein Mensch, dessen Gesichtskreis vielleicht durch Vorurtheile eingeschränkt ist. Die Absicht war gut, warum ich ihn schrieb, und Staatskenner finden vielleicht, daß ich kein müßiger Zuschauer auf unsrer Weltbühne war. Man wähle das beste davon zur richtigen Anwendung, und sey

mit dieſer Ehrenerklärung zufrieden:... daß ich wirklich ohne Leidenſchaft geſchrieben habe, und keiner Nation ſchmeicheln wollte. Wer ſich aber unüberwindlich vor ſeinem Regimente dünkt, und ſeinen Feind verachtet, der leſe die alte Griechiſche und Römiſche, nebſt der Kriegsgeſchichte des großen Friedrichs und die Eroberungen eines Cortez und Pizzaro, und fordre mich dann zum Zweykampf heraus, wenn er Partheygeiſt in meinen Schriften findet. Ich war zwar nie Klopffechter in den olympiſchen Spielen, bin aber noch nicht invalide, wenn ich a posteriori erweiſen ſoll, daß ich die Quellen der ächten Tapferkeit kenne, und ſelbſt auch ein Herr Soldat war.

Der fünfte Band

lehrt aus eigener Erfahrung keine ſchulpedantiſche, ſondern ſelbſt geprüfte Moral. Ich wünſche gute Wirkung auf das Herz eines jeden beſcheidenen Leſers, und der Zweck dieſes Buches iſt erreicht, wenn jemand durch mein Beyſpiel, oder durch meine Lehren, klüger oder beſſer wird, als er war, ehe er mich las: oder wenn er ſein Glück edler genießen, ſein Unglück hingegen großmüthig auffangen, ertragen und abſchütteln lernet.

Im

Im sechsten Bande

findet man meinen Macedonischen Helden. Jeder Scharfsichtige wird zurück schaudern, wenn er auf die Gefahr und Kühnheit des Dichters sieht. Die Folgen dieser Verwegenheit haben mich bitter genug getroffen. Gottlob! ich stehe aber noch unbewegt. Auch der größte Held, der nunmehr todte Friedrich erkannte, daß ich die Wahrheit geschrieben habe. Die große Theresia frazte mich zwar: Wer mir geheißen oder erlaubt habe, die Wahrheit zu schreiben? Und dennoch wurde das Werk zwar confiscirt, aber nicht zum Feuer verdammt. Heldenbeschützer tadelten mich; unruhige Köpfe sogen Gift aus meinen in sich selbst richtigen Lehrsätzen, und verursachten, daß sogar Fürsten aufmerksam auf meine Handlungen wurden. Viele ehrliche und scharfsichtige Leute murrten über die Trägheit niederträchtiger Mitbürger, die der Weltverderber Absichten kriechend befördern. Gute Fürsten hingegen priesen meine Kühnheit, und vernünftige Republikaner wetzten ihre Waffen gegen tollkühne Eigenmacht desto vorsichtiger.

Indessen ist dennoch troz allen meinen Offenbarungen die ganze Welt beym Alten geblieben, und noch tiefer in die Sklaverey gerathen, als jemals. Man las den Macedonischen Helden mit

Empfindung, zuckte die Achseln, und dachte... solche Lehrsätze, solche redende Beweise menschlicher Thorheiten kommen uns leider! zu spät. Wir krümmen uns schon ohnmächtig im Staube, und bitten Gott, daß er uns vor helden- und raubsüchtigen Fürsten behüte. Wir sind an den despotischen Scepter schon gewöhnt, und können ihn nicht mehr abschütteln. Hierbey blieb, und wird auch gewiß ewig bleiben, bis neue Alexander, Tamerlane, Carlen und Amurathe entstehen, die genießende Don Quichotte durch geprügelte Ritter, Adjutanten werden.

Sogar den heiligen König David habe ich in diesem Heldengedichte nicht einen Helden, sondern einen Schelmen geheißen, und ohne Widerspruch aus der biblischen Geschichte erwiesen, daß er wirklich einer war. Hiedurch habe ich besonders die Herren Prädicanten beleidigt, welche von kriegerischen Thaten keine gesunde Begriffe hegen, und aus einem Böswicht ihren Kirchenhelden machen wollten. Proficiat! Ich werde nie widerrufen, da seine bewegepriesene Handlungen selbst das Wort gegen ihn führen. Ein ächter Held läßt wehrlose Weiber und Säuglinge, die gefangen sind, nie mit eisernen Sägen lebendig von einander schneiden. Er war Tyrann im kleinen Kriege an der Spitze

elender

elender Juden, hätte aber allezeit eine schlechte Rolle vor dem Heere der Macedonier gespielt. Aechte Helden sind auch nie niederträchtig und rachgierig, oder Meuchelmörder. Er gehört demnach unwidersprechlich in die Zahl derer, die ich mit Cartouchen vergleiche. Und wenn ihn gleich die Kirche heilig gesprochen hat, so war er doch nie ein ehrlicher Mann.

Auf diesen Glauben will ich leben und sterben, Herr Judenkönig David wird auch nie mein Vorbitter im Himmel seyn; und da, wo Titus, Trajan, Cäsar und Friedrich ihr Elysium gefunden haben, wird David gewiß weit entfernt die Harfe leyern. Uebrigens, da mein Macedonischer Held nunmehr in meinen sämmtlichen Schriften wirklich toleriert und mit Censur zum öffentlichen Verkaufe bewilligt ist, reuet es mich auch nicht mehr, daß ich ihn geschrieben habe. Er hat allezeit ein gewisses Licht verbreitet, womit andre nach mir die Nebel der Vorurtheile näher beleuchten können, und wird vielleicht meine Nachwelt klüger im Urtheilen und Abwägen machen. Auch für gute Fürsten dient er zum Spiegel, zur Lehrschule. Und Fürsten, die Menschenfeinde sind, Eroberern und Despoten habe ich niemals schmeicheln wollen.

Bey meinem jüngsten Gericht in eben diesem Bande habe ich nichts anders zu erinnern, als daß ich den heiligen Seraphinen-Orden, die Brüder des heiligen Franciscus herzlich um Verzeihung bitte, weil ich den jüngsten Tag in seiner schrecklichsten Gestalt schilderte, ohne ihren großen Patron auf dem Regenbogen zu setzen, mit welchem der ewige Richter mit Franciscaner-Grimm bewaffnet, im Thale Josaphat erscheinen soll, um alle verfluchte Lutheraner auf einmal ohne Barmherzigkeit in den Höllenschlund zu stürzen, wo just allein auch nicht Eine Kutte dieses nur zur Seligkeit gestifteten Ordens zu finden seyn wird. Eben deshalb haben sie auch in ihren Klöstern die Schilderung meines jüngsten Tages allen ihren Beichtkindern bey Strafe einer Todsünde zu lesen verboten, und ihnen für jedesmal, daß sie mich einen Erzketzer heißen, 40 Tage Ablaß versprochen. Wenn ich sie aber alle versöhnen wollte, dürfte ich ja nur schreiben, daß ich in diesem Gedichte unter dem Namen Weltrichter nicht den Erlöser, sondern den Erz-Patriarchen aller Müßiggänger gemeinet habe, welcher vermuthlich seiner Lieblingsneigung gemäß alle seine Brüder mit dem ewigen Nichtsdenken begnadigen, und sie folglich alle in ein Franziskaner-Chaos verwandeln wird.

Mit

Mit dieser ihnen gewiß willkommenen Hoffnung und Auslegung meiner Gedanken werden sie hoffentlich zufrieden seyn und mein Gedicht vom jüngsten Gerichte auch in ihrem Kloster-Archive unter der ungeheuren Last ungelesener Bücher verwahren.

Im siebenten Bande

handle ich von der christlichen Moral. Da nun eben diese nicht die Sache der Klerisey ist, weil ächte Christen wenig Ablaße bedürfen, wenig Priesterabsolution, weniger Heiligen Vorbitte suchen, weniger Messen für die arme Seelen bezahlen, so ist dieses Buch in allen Oestreichischen Staaten von denen Beichtvätern verschrieen worden, und im Buchladen liegen geblieben.

Ich darf es aber allen ehrlichen Leuten und wahren Religionsverehrern als eines der lehrreichsten empfehlen, welches sicher auf das Herz der Leser wirkt, und bitte die edle Mönchszunft um Verzeihung, wenn ich gar keine Litaneyen, keine Meßgebete, kein Paradies Gärtleins wohlriechende Seufzer, keine Brüderschaftsgesänge, noch armer Seelen Hülfsmittel in dasselbe verwebt habe. Ich bin ja auch kein Prälat, kein Theolog, der von Rom privilegirt ist, das einfältige Volk zu berücken, und mich vom Aberglauben zu mästen.

Mäßung gehört für die Klosterhirten; ich bin nur ein Schriftsteller für die denkende Welt. Christenpflicht und Tugend, die der Staatschristenthum lehret, sind meine Gegenstände; da aber diese weder die Macht noch die Habsucht der Römischen Hierarchie sättigen, oder befördern, so werden auch wol unter allen Gattungen von Christen, die Römischen meine Schriften am wenigsten zu lesen gereitzt werden. Auch nicht Eines meiner Gebete ist mit Päbstlichen Ablaßquadragenen begnadigt; und umsonst muß ja der katholische Christ nichts thun. Ein heiliges Bildchen küssen, verdient ja mehr Ablaß, als wenn man Jahre hindurch die reinste Moral studirt und derselben gemäß gelebt und gehandelt hat. Pater Cochems Schriften, Pater Lewis und Barhammers Predigten, Pater Fastens Kirchenlehre, Pater Bavians Lebenswandel, sind die besten Vorbilder zur Nachahmung, besonders zum Unterricht für die, welche ewig nichts wissen, nichts denken sollen. Und für die nichtdenkende Welt habe ich nichts geschrieben.

Ueber den achten Band

wird laut geschrieen werden. Er handelt in einem Gedichte von dem Schicksale der Frau Justitia an allen Höfen Europens... Staatsfehler sind in

in demselben aufgedeckt. Kurz gesagt... Es ist eine boshafte Satyre durch und durch, aber keine Schmähschrift. Ein practischer Weltkenner schrieb sie nach selbsterlebten und scharfsichtig erforschten Erfahrungen... Wahrheit ists. Wenn ich diese einmal wiederrufen werde, dann soll der Frau Justitia auch Gerechtigkeit wiederfahren, falls sie ihre Schuldigkeit für mich gleichfalls wird erfüllen dürfen.

Ich habe auch im ersten Bande, in der Erzählung vom alten Weiberconcilio über die Trenckischen Schriften, die Matronen; im unschuldigen Weibchen hingegen das schöne Geschlecht beleidigt.

Diese beissende Stachelschrift war aber, da ich dieses schrieb, nicht auf das Allgemeine, sondern eigentlich auf die Einwohner der Stadt Aachen und ihre Nachbarschaft gemünzt; die andern mögen sich davon zueignen, was sie wollen.

Es hat sich zwar bisher noch keine bey mir gemeldet, die wirklich böse auf mich wäre, weil sie noch wirklich unschuldig ist, denn unsre jungen Weiber sind, Dank seys der dienstfertigen Klerisey! alle recht wohl erfahren, und ihre Männer sind ja recht seelengute Männer: sie machen sich eine Ehre daraus, gute Hausfreunde zu finden.

Von der unschuldigen Seite fehlen aber sie gewiß mehr, als ihre Gemahlinnen; deshalb glaube ich diese nicht beleidigt zu haben, und kurzsichtige Leute sind gewöhnlich stolz. Da nun der Aachner Bürgermeister keine Ordensbänder auszugeben hat, so suchen die Ehrencandidaten mit Eifer in den heiligen und großen Actäons-Orden zu treten, und wählen den heiligen Joseph zum unnachahmlichen Schutzpatron.

Ich gratulire demnach diese Hochwohl- und Hochedelgebohrne Herren von Herzen zur zahlreichen Familie, und bin versichert, daß keiner mich zur Verantwortung stellen, oder zu Beweisen auffordern wird, wenn ich gleich den Herrn Vogt selbst, nebst allen seinen Unterrichtern, Schaafköpfe hieß.

Diese Herren sind auch alle insgesammt, wie besonders, eben so fromme katholische Christen, als sie ehrliche Richter für die heilige Justiz sind. Sie halten richtige Abrechnung mit ihrem Schutzengel, gute Werke lassen sie für sich gegen baare Bezahlung, durch arme Leute vollbringen, gewinnen alle mögliche Ablässe, und thun alles was sie wollen und ihren Leidenschaften gelüstet, auf Rechnung; im übrigen kennen sie Ehre und Bürgerpflicht gar nicht; ihre Kinder lernen Catechismus

und

und Franziskanerlatein, und ihre edelgebohrnen Gemahlinnen, leben so unedel als beliebig, deren Tugend sie allein ihrem Schutzengel überlassen. Falls auch ein ungefehrer Zufall sie dahin führet, wo die Weiber gerne ohne Augenzeugen sind: dann ist ihr Glaube so mächtig, daß sie wirklich der Meinung sind, Satan habe sie verblendet, der Asmodeus treibe nur sein Gaukelspiel, und im Ehstande müsse man sogar an dem zweifeln, was man wirklich sieht. Dann beten sie: presket fides supplementum sensuum defectui. Sie enthalten sich sogar freywillig von Ehstandspflichten — und wenn sie denn ein Beichtvater oder Canonicus an ihrer Stelle vollzieht, dann ist es eine Todtsünde, übel zu urtheilen: und jeder Eifersucht gebährender Gedanke, wird mit sieben Ave Maria und sieben buffertigen Karbatschenstreichen, oder Disciplin auf eigenen Schultern abgebüßt. Dieses Hausmittel vertreibt alle Scrupel und macht, wie sie sicher glauben, treue Weiber, die ihnen allein unschuldig scheinen.

Auf diese Art trägt die Aachner Obrigkeit ihre Hauskrone wirklich mit Stolz. Denn nach ihren Grundsätzen wird ja von der Ehre niemand satt, oder durch ehrlieberde Handlungen wirklich ehrwürdig. Die unschuldigen Weiber hingegen schämen

men sich in der That, wirklich unschuldig zu seyn, thun sie aber wohl Unrecht, wenn ihre Männer es nicht anders haben wollen?

Da die reine Wahrheit demnach diese Herren nicht beleidigt, so habe ich auch nicht Ursache, sie um Verzeihung zu bitten, und es thut mir nur leid, daß ich nicht mehr in den Jahren bin, wo man gutherziger Männer Pflichten gerne erfüllt.

Uebrigens ist das schöne Geschlecht, welches meine Lebensgeschichte gelesen hat, auf mich gewiß nicht böse. Ich war und werde noch bis zum letzten Lebenshauche ihr wärmster Verehrer seyn; habe mein gutes genossen, nie, was mich liebte, betrogen; die edelste Art der Liebe, war allezeit die einzige Ursache, warum ich zu leben wünschte, und alles übrige Ungemach des Schicksals muthig ertragen habe.

Ich habe allezeit die häßlichen Weiber bedaurt, die schönen hingegen nie beleidigt; die alten Matronen sogar sind meine Freundinnen und wünschen mir Gutes, wenn sie nur nicht von Gewissensräthen gelenkt werden. In diesem Falle allein grunzen sie gegen meine Schriften, verabscheuen mich als einen Freygeist, und verurtheilen mich zum höllischen Fegfeuer, wohl gar zum verfluchten Luther, und Voltaire zur ewigen Hölle.

Nun habe ich noch eine Hauptsache zu berühren.

In allen meinen Schriften herrscht ein sichtbarer entschiedener Haß gegen Betrug, Aberglauben, und Misbräuche, folglich gegen alles, was Mönch, römischer Kirchenprälat oder Ablaßnegociant heißt. Unmöglich kann ein Welt- und Staatenkenner, der zugleich ein ehrlicher Mann ist, denen argistigen Ränken frommer Betrüger mit kaltem Blute gleichgültig zusehen. Ich lebte verschiedene Jahre in Aachen, und sahe in Lüttich Cöln und dortiger Gegend einen ungeheuren, ungebändigten Pfaffenschwarm so schwelgerisch, so ruchlos leben, so unumschränkt über einen nur thierisch gebildeten Menschenhaufen herrschen, daß jeder vernünftige edelfühlende Mann billig erschrecken, und Geschöpfe Gottes beklagen muß, die so boshaft geleitet, so dumm erhalten, und so Gottlos von ihren Priestern geschunden werden; die durch heilige Gaukeley das Volk blenden, und in ihren, zum Müssiggange privilegirten Pallästen, das Mark des Landes aussaugen, alle moralische Tugenden zernichten, alle Christen- und Bruderpflicht verscheuchen, und den größten Böswichtern den Himmel versprechen.

Gott!

Gott! wie schreckbar ist ein solcher Anblick, da, wo man nichts vermitteln kann, und ein sinnloser Aberglauben allen Saamen einer natürlichen Vernunft zu vertilgen, Gewalt und Gelegenheit hat!

Ich sahe dieses alles hülf- und schutzlos in allen Ländern, wo der regierende Fürst zugleich Cardinal, Erzbischof oder Bischof ist; ich sahe aber auch eben das in den östreichschen Staaten. Mein Herz blutete. — Ich kannte Rom aus seiner schreckbaren Geschichte. Ich sahe den sogenannten Statthalter nebst seinen bekutteten Legionen selbst, in seinem Neste; auch in Wien sogar mit Pracht und Privilegio das bethörte Volk segnen, und seine hierarchische Macht bestätigen.

Ich sahe mit Absicht, ich sahe überzeugend, ich sah ohne Brille: und alle mein Blut empörte sich. Ich schrieb: und unbemerkt, oder vielmehr unvorsichtig oder unbedachtsam, flossen menschenfreundliche Gedanken in die Feder. Ich griff durch aufgedeckte Wahrheit das Wespennest an: — Hab- Ehr- und Herrschsucht wurden gereitzt, und gleich brach der ganze unabsehbare Schwarm über mich los. — Noch kannte ich den unheilbaren Gift ihrer Vipernzunge nicht. — Ich war allein gegen alles: desto mehr wuchs mein Muth. Ich

schrieb

schrieb noch mehr, ich griff noch weiter. — Meine donnernde Stimme erregte Aufmerksamkeit: ich wurde furchtbar — nun war keine Gnade mehr zu hoffen.

Wo der Kirchenlehrer Widerstand findet, da wo seine aufgedeckte Blöße ihn arm und lächerlich machen würde, ist er hartnäckig, rachsierig grausam, ja gar auf ewig unversöhnlich, und pflanzt seinen Personalhaß auf Kindeskinder, bey seiner Verbrüderung ohne Ende fort, bis der Name seines Gegners von der Erde vertilgt ist. Dann aber, auch noch jenseits der Gruft, erhalten die Herren Teufel erst den Auftrag, ihn noch in Ewigkeit mit ihren glühenden Krallen zu zerfetzen. — Das heißt im eigentlichen Verstande Mönchswuth.

Bey Hofe, in denen Gerichtshöfen, besonders in denen Beichtstühlen, und bey dem Pöbel, bin ich nun bereits von ihnen als ein Mann ohne Religion, folglich nach ihren Grundregeln ohne Tugend ausgeschrieen; obgleich herzlich zu wünschen wäre, daß Pabst, Cardinäle und Bettelmönche, so orthodox glauben, so rechtschaffen handeln möchten, als der, welchen sie als einen Atheisten und Erzbösewicht verläumden.

Es wäre demnach allen Umständen gemäß zu spät, und gewiß ohne alle Wirkung für mich,

wenn

wenn ich gegenwärtig solchen aufgebrachten Altarsschändern öffentlich sagen wollte, daß ich meine Irrthümer erkenne, in den Schooß ihrer heiligen Kirche aufgenommen zu werden wünsche, und alles, was ich von ihnen geschrieben habe, mit Reue und Leid widerrufen wolle.

Jeder Betrüger ist mißtrauisch, und man würde diesen Widerruf als eine heuchlerische Gleißnerey betrachten; besser also für mich und für manchen ehrlichen Mann, der meinen innern Werth schätzet, wenn ich das Uebel ärger mache, und trocken weg sage: mich reuet nichts, was ich in diesem Fache geschrieben, gethan und zu befördern gewünscht habe.

Mich reuet nur, daß ich zum Besten meiner Mitwelt nicht mehr thun, noch gegen diese Giftmischer im gesunden Staatsgebäude bewirken konnte, und Gott segne! Gott lohne den Fürsten, welcher sich Einsichten erwirbt, um ohne Beichtvater denken und handeln zu lernen; der seine Unterthanen vom schreckbaren Joche der würgenden Theocratie errettet, und die wahren Mittel findet, um reine Aufklärung nicht allein zu verbreiten, sondern auch im Staatskathechismus einleuchtend zu machen, und Priester auf ewig von seinen Pflanzschulen zu entfernen. Gott

segne

segne den, welcher keinen Nuntius bedarf, um sein Volk von Tod und Staatssünden loszusprechen; dessen Cardinäle ehrliche Justizpräsidenten sind, und der alle seine Mönche ohne Ausnahme in ihren Verschanzungen mit Wahrheitskarthaunen zerschmettert, oder sich auf Discretion zu ergeben nothzüchtigt.

Uebrigens beschirme der gütige Gott alle ehrliche Männer in jedem Staate, wo sogar der Monarch die Tugend, die reine Vaterlandsliebe nicht gegen Priesterargliſt schützen kann.

Geweihete Feinde sind weit boshafter als die unbarmherzigen Teufel. Ihre Lieblingsleidenschaft muß befriedigt seyn. Uebrigens ist von dieser Gattung teuflisch handelnder Menschen schwerlich zu vermuthen daß sie ihre fiberische Träume, die sie mit Unsinn predigen selbst glauben und für wirklich wahr halten. Wenigstens der, welcher das Ruder lenkt, weiß, wozu er Wind, Segel, und Galeeren-Sklaven brauchen, auch wo er seine Anker werfen, oder lichten soll.

Seine Mitarbeiter im sogenannten Weingarten des Herren, sind mit gewissen Aerzten zu vergleichen, welche die Leute an der Einbildung krank machen, um sich ihre Heilung als ein Verdienst anzurechnen. Auch in dieser Gestalt sogar bleiben

sie aber allezeit strafbar und gefährlich: weil sie das Allerheiligste der Religion durch ihre Marktschreyerey mißbrauchen, die Leichtgläubigkeit zum Aberglauben verleiten, und gesunde Arzeney vorsetzlich mit unheilbaren langsam, aber sicher wirkendem Gift vermischen. Und solche offenbar erkannte, überall sichtbare Verderber der menschlichen Sitten und Tugenden, duldet ein gesittet, aufgeklärt geglaubter Staat in seinen Gränzen? sollte ich wohl so niederträchtig handeln, und dergleichen Zerstöhrer der irrdischen Eintracht um Verzeihung bitten, wenn ich das that, was jeder aufgeklärte Schriftsteller thun sollte, um endlich dem hintergangenen Volke ihre Vernunftsbüttel sichtbar zu schildern?... Nein; ewig nein! ich stehe noch mit allen Waffen bereit, ob ich gleich im voraus sehe, auch durch Erfahrung überzeugt bin, daß ich so wenig als Lehrer bewerkstelligen kann, als der größte Theil meiner Leser für sich anwenden oder empfinden wird. Meine Schriften werden noch dazu ihren Werth, ihre Wirkung verlieren. Unsre Großen im Staate, unsre Justizverwalter werden durch ihre Beichtväter gereizt, ein gottgefälliges Opfer zu bringen glauben, wann sie mich verfolgen, drücken, und als einen unruhigen Kopf bey Hofe zu schildern Gelegenheit finden, der

des

des Allerheiligsten spottet, und sogar das Volk vom wahren Glauben durch höchst gefährliche Schriften abzulenken, verwägen genug ist.

Wäre nur gegen meinen Lebenswandel das mindeste aufzubringen, dann hätte die Verläumdung mich längst auf ewig schweigen gemacht, und meine Federgeburten wären ihnen weniger gefährlich, die jetzt Deutschlands Aufmerksamkeit zu meinem Vortheil rege machten.

Der Pöbel bleibt dennoch im Kappzaume. Er ist durch die Götterspräche seiner vermummten Pagodenschmarotzer bezaubert. Und, obgleich mancher zuweilen erkennt, was der Mönch für ein schädliches Raubthier im Lande ist, so darf, oder will ihn doch niemand beleidigen, weil er in gewißen Ländern für die Absichten des Fürsten das nothwendigste Werkzeug ist: auf seinen Schutz stützt, und seinen Arm zur Rache zu lenken weiß. Wie herzlich wollte ich mitlachen, wenn diese schädliche Gaukler endlich auf der ganzen Weltbühne ausgepfiffen würden.

Wie nützlich, wie heilsam wäre es übrigens für manches Volk, wenn der Monarch dem Beyspiele eines gewissen Chans Ogul in Indien folgen wollte.

Ein Lafau und ein Tulpan, zwey Mönche von verschiedenen Orden geriethen in einen Religions-

streit über mystische Worte, die sie beide nicht verstanden, und nicht verstehen konnten, weil sie von dem Indianischen heiligen Geiste so dunkel eingegossen, so unverständlich als unbedeutend geschrieben waren.

Tulpan erregte Aufruhr im Volke, gegen den Ketzer Xafau, und jeder empfing auf des Chans Befehl 100 Prügel auf die nicht geweyhete Fußsohlen. Tulpans Ordensbrüder murreten, sprachen zu dem blöden Pöbel von unseligen Zeiten... und der Chan ließ sie alle vor ihrer Pagode an Bäume aufhenken. Man schrie über Tyranney, erkannte aber bald darauf, daß das Vaterland von dem gefährlichsten Uebel befreyet war, und dankte Gott und dem Fürsten, der das Land glücklich, das Volk aber in Eintracht erhielt. Sicher ist es demnach; daß sobald die Bonzen, Dervische, Talapuinen, Franciscaner, Dominicaner, und Augustiner, Lutheraner, Calviner und Mennonisten, in ihren Schriften nicht mehr zanken und von ihren Kanzeln nicht mehr schimpfen dürfen, oder durch Bosheit und Verrath ihren Gegnern keinen Schaden zufügen können; sie auch alle unfehlbar die Leidenschaft zum Grübeln und Streiten verlieren würden. Denn so bald der Pfaffe gewahr wird, daß er bereits entlarvt ist: daß ihn ein jeder

In

in seinen wahren Absichten kennt: und daß er die Einfalt nicht mehr ungestraft berücken darf, weil gesunde Policey für die Unschuld wacht; so fängt er endlich beschämt an, die Religion mit dem gesunden Menschenverstande zu verbinden: er wird selbst ein Mensch: und eben hiedurch wird der Lehrbegrif einförmig, hingegen mindern sich die Einkünfte der Pagoden, und die abentheuerliche Glaubensromane werden lächerlich, so bald Tugend und Wissenschaften sich vereinigen, und Scharfsicht und Menschenpflichten zu gebähren anfangen.

Bey uns ist aber eine so glückliche Veränderung nicht zu erwarten. Unsre Bonzen sind eigensinnig, mächtig, halsstarrig, und nicht gleichgültig wie die gutartigen Indianer. Sie sträuben sich mit voller Wuth gegen allen Nachtheil, den ihnen der mindeste Verlust ihrer verjährten Kirchenrechte verursachen könnte. So bald sie aber überzeugend merken werden, daß der Fürst selbst ihr Joch nicht länger tragen will, selbst aufgeklärt ist, sodst ihre Ceremoniengaukeley nicht mehr mitspielt, und daß die letzte Anstrengung ihrer Ränke, nur den Sieg ihrer Hauptgegnerin, der gesunder Vernunft befördern würde, so werden sie sich auch endlich unter ihr Schicksal schmiegen; und

es wenigstens eben so machen, wie ein Kaufmann, welcher zuweilen einen Zweig seiner Handlung mit sichrem Verluste fortsetzen muß, um nicht den Handel selbst zu verlieren. Eine günstige Veränderung der Umstände verändert oft die ganze Lage der Sache. Und eine Maitresse, ein Beichtvater, ein bestochener Hofliebling wirft zuweilen hundertjährige Arbeit des Menschenverstandes in einem Augenblicke über den Haufen, woraus Sicilianische Vespern, und National-Bluthäder erfolgen, wenn der Mönch mit Dolch, Fackel und Crucifix in den Mordfäusten, neue Gelegenheit findet, um auf einmal wieder in seinem alten Glanze mit Macht und Herrlichkeit im Namen seines intoleranten Gottes auf dem Blutgerüste des Glaubens aufzutreten, vor welchen Eintracht, Tugend und Wissenschaften verschencht, sich vor dem eisernen Würgscepter der Priesterrache zitternd verkriechen müssen.

Gott! O gerechter Gott! behüte uns vor dergleichen neuen Auftritten in unserm Welttheile: und jeder ehrliche Mann scheue weder Arbeit noch Gefahr, wo er den verkappten Ungeheuern, den unwürdigsten Dienern eines guten Gottes des Friedens, das Mordmesser aus ihren geweyhten Fäusten reissen, und aus Mönchs-Sklaven, Men-

schen-

ſchenfreunde bilden kann. Ich habe in dieſem Fache ſogar mit Tollkühnheit mitgearbeitet, und war weder ein moraliſcher Giftmiſcher, noch ein gravitätiſcher Zwitter von Schwärmerey noch Häucheley, welche unter dem Vorwande Menſchen zu belehren, vielmehr die Grundzüge ihrer edeln Natur auskratzen, ihre Geſtalt verſtümmeln, und nur ihren pädagogiſchen Schriftſtellerſtolz befriedigen wollen. Mein Vortrag iſt eben ſo trocken als beiſſend, er dringt in das Allerheiligſte der theologiſchen Betrügereyen, und würde bereits mehr Wirkungen verurſacht haben, wann unſre Erdengötter nicht Urſache fänden, gemeinſchaftliche Sache mit ihnen zu machen. Und dann... wehe uns Schriftſtellern. Man hatte ſogar ausgebreitet, um mich bey dem heiligen Clerus recht verhaßt zu ſchildern, als wäre von mir ein Project geſchmiedet worden, laut welchem abſolute gar kein Mönch, kein Ordenspriſter und Canonicus in den geiſtlichen Stand aufgenommen werden ſollte, ohne vorher von ſeiner weltlichen Obrigkeit das Zeugniß vorzulegen:

„Daß er ſonſt zu gar nichts, auch ſogar nicht „zu einem Handwerk, noch Ackerbau, und Sol„daten auf Erden tauglich, ſondern der Seelen

„und dem Leibe nach zu allen Gebrauch in der „menschlichen Gesellschaft unfähig sey.

Dieses wäre das einzige Mittel, den alles verzehrenden Heuschreckenschwarm dieser Saugeigel zu mindern, und wodurch alle bedrängte, im Aberglauben schmachtende Staaten weit mehr gewinnen würden, als wann sie den Juden das Heyrathen, und alle Vermehrung auf hundert Jahre verbieten, und verhindern wollte.

Man hat mich aber mit Unrecht beschuldigt. Solche Entwürfe zu Luftschlössern entstanden nie in meinem Gehirne. Ich habe Welterfahrung, und weiß, daß nach Roms Catechismuslehre jeder Bauer wenigstens alle Sonntage Messe hören, und an allen Kirchenfesten beichten soll. Dieses schlaue Gebot fordert in unsern Staaten die ungeheure Zahl von Pfarrern, Vicarien, und Kirchen. Und für die Rettung der armen Seelen bedarf man noch mehr, um die frommen Meßopfer zu bestreiten und einzucassiren. Da nun ein so richtig gewordener in allen Schulen unter höllischer Strafbedrohung öffentlich gelehrter Grundsatz gar nicht abgeändert, und auf keine mögliche Art eingeschränkt werden kann: so wäre es die größte Thorheit, da Entwürfe zu machen, um ein altes Gothisches Gebäude zu flicken, wo alle Materialien, Künstler

und

und treue Handwerker fehlen, um das alte niederzureiſſen, und noch weniger zu finden ſind, um ein neues ohne Grundſteine zu bauen.

Es wird dennoch, allem Anſcheine nach, noch ſehr lange bey dem alten bleiben; und die Beſitzer dieſes Gothiſchen Pallaſtes befinden ſich zu gut bei der alten Mode, um einem Neuerungs-Projectanten Gehör zu gönnen. Die Sperber, Habichte und Nachteulen, welche in ihren Mauerlöchern niſteln, vertilgen auch alle Nachtigallen und Lerchen, die mit ihrem trillernden Geſange Menſchenkenner herbeylocken, und ihnen beſſer gefallen könnten, oder mehr Eindruck auf gefühlvolle Seelen verurſachen würden, als das fürchterliche Brüllen aus allesverſchlingenden Mönchsrachen, wenn ſie im donnernden Choral ihre Litaneyen aus glattgeſoffenen Gurgeln hervorröcheln. Unſre Fürſten erknieen noch in Ehrfurcht den Seegen vor dieſen nimmerſatten Raubvögeln. Sie bedürfen noch die Losſprechung aller Sünden in der Todesſtunde. Was Wunder, wenn ich gegründete Urſachen finde, für meine Mitwelt ſeufzend die Achſeln zu zucken, und hiermit heiligſt zu verſprechen, daß ich in meinen künftigen Schriften dieſen Stof unausgearbeitet laſſen will. Schweigen, ſag ich, will ich ewig und gerne, nachdem ich

bereits alles, und weit mehr gesagt habe, als eine vernünftige Eigenliebe mir hätte gestatten sollen. Mit dieser Ehrenerklärung wird man hoffentlich in Rom zufrieden seyn, und mich als einen reuerfüllten Sünder wenigstens nach dem Tode von der Fegefeuerkarbatsche lossprechen, weil ich auf Erden schon genug für meinen unzeitigen Vorwitz vom Priestergrimme empfunden und abgeschüttelt habe. Dixi... Betet, Brüder! daß es mir wenigstens noch gut gehe, so lange ich lebe, und daß meine Finger, womit ich schrieb, nie in Teufelskrallen verwandelt werden. Ich würde ja die Pfaffen ganz grausam zerkratzen, die mir unbekutet in die Klauen gerathen: und die Lutherischen Teufel sind nicht weniger grausam als die Inquisitionspatres bey einem Ketzergerichte. Deßhalb hoffe ich hier als ein ehrlicher Mann ruhig zu sterben, und nach dem Tode als Martyrer des wahren Glaubens selig zu werden.

Nun bleibt mir noch eine Hauptabbitte übrig, und diese betrift meine ersten 2 Bände dieser Lebensgeschichte.

Ich habe in derselben viele Gattungen von bösen Menschen grob beleidigt. Der große Friedrich, welcher mich durch Machtspruch unglücklich machte, und der mir alle Ursache gab, die trockene

Wahr-

Wahrheit zu schreiben, würde gewiß in seinem jetzt aufgeklärten Gesichtskreise die gemäßigte Art meiner Rechtfertigung mit ganz andern Augen betrachten, als wenn er sie noch auf Erden mit Herrscher-Eigensinn, und umwölkten Vorurtheile menschlicher Schwachheit gelesen hätte. Er ist todt, und kann mich nicht mehr lohnen, noch weniger den zum Schweigen zwingen, der seine öffentlich beleidigte Ehre, auch öffentlich zu vertheidigen Gelegenheit hatte, dennoch aber mit Bescheidenheit und Ehrfurcht erzählte. Mehr kann der nicht thun, welcher in meiner Lage war; und der Vortrag meiner Geschichte entschuldigt den Irrthum eines Monarchen, der als Mensch von Menschen hintergangen wurde, und mir vielleicht aus solchen Ursachen keine Gerechtigkeit wollte widerfahren lassen, die meinen Lesern ein ewiges Räthsel bleiben werden, weil ich keines Freundes Nachruf in mein Schicksal verwickeln will.

Friedrich ruhe demnach in Frieden. In meinem Herzen bleibt gewiß ewig Frieden, welchen kein ungerer Vorwurf beunruhigen kann. Die Nachwelt, welche ihm Ehrensäulen aufbauet, setzt gewiß keinen Schandpfahl auf mein Grab, und das ist Ehre genug für den, welchen ein mäch-

mächtiger König seiner Art verfolgte und als einen Uebelthäter unversöhnlich mißhandelte. Er ist nicht mehr ... seine Gewalt ist vereitelt; ich stehe aber noch auf der Bühne, und hoffe bis zum letzten Auftritte nicht ausgepfiffen zu werden, weil meine ganze Handlung bisher mit Händeklatschen aufgenommen wurde. Beleidigt habe ich diesem Vater der Preussen nie, folglich habe ich auch keine Ursache, etwas zu widerrufen oder abzubitten. Ehre genug, da der gegenwärtige Preußische Landesvater nur wirklich ein Privilegium exclusivum gegeben hat, diese Lebensgeschichte nebst allen meinen Schriften drucken und öffentlich verkaufen zu lassen. Kann die Wahrheit wohl ein kräftigeres, ein rühmlicheres Siegel erhalten? Und wer kann nunmehr an der Glaubwürdigkeit meiner erzählten Begebenheiten zweifeln, da alle Augenzeugen noch wirklich leben?

Ueber das, was mir in Wien geschah, habe ich laut geklagt, kühn geschrieben. Es sind aber Wahrheiten, solche Wahrheiten, die in Acten und Protocollen erwiesen sind; Wahrheiten, welche der großmüthige Monarch gegenwärtig öffentlich mit Censur zu drucken und zu verkaufen erlaubte. Ich erzählte ohne Rückhalt, was mir in Wien und Berlin geschah. In beiden Staaten ist mein

Buch

Buch privilegirt, folglich als reine Wahrheit anerkannt, und eben diese gnädige Erlaubniß accreditirt meine Feder, und macht beiden Monarchen Ehre.

Daß mir übrigens unter dem Scepter der wahrhaft edeldenkenden Maria Theresia Unrecht geschehen ist, war eigentlich nicht ihre Schuld. Die Jesuiten waren meine Verfolger, sie schätzten meine Güterräuber, und schilderten mich bey Hofe als einen Erzketzer und gefährlichen Mann, der ein Preussisches Herz im Busen trüge und nur reich zu werden suche, um nebst seinem Vermögen aus Oestreichs Gränzen zu fliehen. Die beste Monarchin wurde hintergangen. Ich war zu stolz, zu saumselig, zu trotzig auf mein Recht, um Seitenwege zu suchen; meine Feinde und Verläumder wachten: ich schlummerte gleichgültig, und verlohr alles.

Nach dreyßigjährigem Leiden und vergeblichen Sollicitiren, lernte Sie mich näher kennen. Sie stand eben im Begriffe mich zu lohnen, mir und den Meinigen Wohlthaten zu erzeigen, hätte mir auch gewiß wenigstens einen Theil meiner Slavonischen Güter wiedergegeben ... doch ach! der Tod überraschte sie bey dem besten Willen für meine Wohlfahrt: sie starb, und ich erhielt nichts.

Der

Der neue Beherrſcher der Oeſtreichſchen Staaten, hatte mir nichts genommen, folglich war er auch nicht verpflichtet mir etwas wieder zu geben. Ich klopfte an; es hieß: eſt res judicata. Irrig hieß es aber judicata; denn nie hab ich den Rechtsweg ſuchen dürfen. Die Güter gingen durch Machtſpruch und nicht nach Landesgeſetzen verlohren.... Allerhöchſte Hofreſolution war mir alſo allein im Wege; und bisher hat der Gerechtigkeit liebende Kaiſer nicht für gut befunden, für mich eine andre gnädigere Hofreſolution zu decretiren.

Daß aber Seine Gerichtsſtellen mich ſo grob gemißhandelt haben, war nicht Seine Schuld. Ein Monarch muß ſeinen Referenten glauben, und dieſe waren Böſewichte und Betrüger.

Ich klagte über ſie, noch ehe ſie öffentlich gekannt und gezüchtigt wurden; damals hieß es aber: der Trenck iſt nie zufrieden, und ein unruhiger Kopf. Dieſes war die beſte Sprache um mich ſchweigen zu machen. Sie ſind nunmehr im Zuchthauſe. Was nutzt mir aber ihre Züchtigung ſo lange ich keine Entſchädigung für alle erlittene Drangſale erhalte? Soll ich die Gerichtsſtelle verklagen, weil ſie ſich von einem falſchen Referenten hintergehen ließ? Hievor behüte mich Gott!

Die

Die Präsidenten sind alle rechtschaffene Männer, meine Freunde und Gönner. Aber im Rathe sitzen noch Mitbrüder der Zetto und Krügel, und Leute die gleiches Schicksal verdienen, falls die Wahrheit vor die Ohren des Fürsten dringt, die aber mehr in Protectionsbündnissen verwebt, und vorsichtiger und vielleicht noch boshafter sind, als ihre bereits verurtheilte Collegen, diese finden tausend Wege, den zu unterdrücken oder schweigen zu machen, der ihnen zu hell in die Karte sieht; überdieß sind viele Hofräthe fanatische Christen und Mönchsfreunde, folglich auch meine unversöhnlichen Gegner, weil es der Beichtvater so haben will. Mich und mein Recht auf ewig unterdrücken, ist bey ihnen ein gutes, Gottgefälliges Werk; und sie glauben den größten Ablaß im Himmel und in Rom zu verdienen, wenn sie den Trenck schwarz mahlen, und ihn aus Oestreichs Staaten als einen gefährlichen Ketzer, und beherzten Wahrheitsfreund von dem Throne vertreiben könnten.

Ich bitte demnach nicht diese Herren um Vergebung, wenn ich sie durch meine Lebensgeschichte fürchten machte, daß ihr Name öffentlich bekannt würde. Ich bitte aber vielmehr das Publikum um Verzeihung, daß ich sie nicht genannt habe. Es geschahe nicht aus Furcht oder Schmeicheley;

nein,

nein, ich bin der Verfolgung müde, ich suche Ruhe bey grauen Haaren; die Klugheit heißt mich seufzend schweigen.... Ich bitte aber diese lieben Herren hiermit recht inständigst, mich wenigstens in Zukunft ungeschoren zu lassen, und verspreche ihnen vor der Gerichtsstube eben ein so ehrfurchtvolles Compliment zu machen, als ich sonst nur vor ehrlichen Männern zu machen gewohnt bin. Gott behüte mich aber, noch jemals vor derselben zu erscheinen!

Schlafen sie unter obiger Bedingung recht ruhig gebietende Obrigkeit! ich werde nichts sagen, nichts schreiben, falls sie mir aber künftig noch gebieten wollen, dann werde ich ihnen gewiß nicht gehorsam seyn, sondern männlich entschliessen, und ihrer Macht und Herrlichkeit aus der Freystadt der Tugend spotten.

Auch der Kaiserliche Reichshofrath ist böse auf mich, weil ich seinen Collegen, den Grafen Grävenitz, genannt habe, und will mir kein Privilegium im heiligen römischen Reiche für meine Schriften geben. Geduld! die zwey größten Monarchen Europens, Joseph und Friedrich Wilhelm, haben mir dieses Privilegium in ihren Staaten gegeben, und mehr Ehre bedürfen meine Schriften nicht. Es sind ihnen zwar 60 Gulden

Spor-

Sportelgelder durch diese abschlägige Antwort entgangen. Dieser Schaden kann aber nachgeholt werden, wenn Graf Gräveniz im römischen Reiche um Privilegia für Schriftsteller bey seinen Herren Collegen ansucht, die etwa Recensionen gegen die Trenckische Schriften cum privilegio Sacro Sancti Imperii Romani wollten drucken lassen. Wer weiß, was Gräveniz's Freunde noch mehr thun um sich an mir zu rächen, weil ich einen Mann genannt habe, der auch Reichhofrath war, und des Kayserd Gerechtigkeit durch ein falsches Referat hintergieng, wozu er bestochen war, und mir über 20000 fl. Verlust auf die schändlichste Art verursachte.

Die gerichtliche Acten sprechen und zeugen, daß man damals, um den saubern Referenten zu schätzen, den ich öffentlich angriff, da er noch wirklicher Reichshofrath war, mein Recht auf die schändlichste Art unterdrückte, um übereilte Sprüche nicht zu widerrufen. Für diese 20000 fl. die meinen Kindern schändlich entrissen wurden, darf ich mir ja wohl nunmehro, nachdem der Herr College wirklich mit Schmach cassirt ist, diese kleine Genugthuung verschaffen; auch den Herrn Collegen, welcher damals, da mir das offenbare Unrecht geschah, so dumdreist ver-

theidigte, gegenwärtig im öffentlichen Drucke an das Compliment erinnern, welches ich ihm als Cavalier bey Hofe machte, und er in die Tasche schob. Pfuy der Schande! Wenn ein Richter auf der Richterbank Personalhaß wirken läßt, und seine heilige Amtspflicht deswegen aus den Augen setzt! Unfehlbar wird dieser saubere Collega auch meine Schriften in Römischen Reiche allein nicht privilegiren wollen. Indessen circuliren in demselben dennoch etliche tausend Exemplarien, welche kein Conclusum, kein Rescribatur zernichten und decreditiren wird.

Da vor 6 Wochen Herr von Grävenitz in Berlin Dienste suchte, und ich eben in Königsberg war, hätte ich gewünscht, ihm daselbst das erhaltene Consilium abeundi persönlich zu überreichen. Hätte er wohl in Wien geglaubt, den Trenck jemals in Berlin accreditirt zu finden? Got. helf ihm weiter, cum Sociis.

Ich habe bey dieser Bekanntmachung eines Vorfalls, der mich zwar ärmer, aber desto ehrwürdiger machte, gar keine Ehrenerklärung für den übrig, der ohne Ehre referirt hat, und es kränckt mich, wenn ehrwürdige Männer in eben diesem Collegio sich von einem Grävenitz zu Partheilichkeiten verleiten ließen, und mich zu spätheken-

kennen lernten. Der rechtſchaffene Mann glaubt ſich nicht unfehlbar, widerruft gerne, wo er im Irrthum war, und iſt weder ungerecht, noch zu ſtolz, wo ein voreiliges Urtheil noch für den Leidenden zu verbeſſern, oder der Schaden zu erſetzen iſt.

Meine gerechte Sache ſelbſt verdient dieſe Aufmerkſamkeit, der Begriff, welchen ich mir von dem edelſten Theile edel handelnder Richter denke, heißt mich aber noch hoffen, daß man mir Urſache geben wird, meinen Zweifel zu widerrufen, und anſtatt laut zu klagen, laut zu danken.

Meine geweſenen Herren Curatores von Zetto, von Fillenbaum etc., werden mit dem bereits genoſſenen hoffentlich fürlieb nehmen, mir künftig keine Sequeſtration anzudrehen ſich bemühen, und mit dem wenigen zufrieden bleiben, was ich in meiner Lebensgeſchichte von ihrem Betragen gegen mich, mit vieler Mäßigung dem Leſer zu verſtehen gab. Ich wünſche ihnen mehr dergleichen Curatelen und Pupillen meiner Gattung, die ihren verdienten Ruhm auszubreiten wiſſen.

Ich habe im erſten Bande auch den General Fouquet genannt. Ein Mann der gegenwärtig ſeine Correſpondenz mit dem großen Fridrich drucken läßt, hat ſich aber dem Vernehmen nach

darüber aufgehalten, daß ich nicht mit Ehrfurcht von ihm gesprochen habe.

Sollte dieser Mann, bey Bekanntmachung seiner Briefe, auch zugleich sein Lobredner seyn wollen, so erbiete ich mich einige Anecdoten beyzufügen, die seinen Helden in der wahren Gestalt schildern werden.

Ich kenne selbst 9 rechtschaffene Officier, die er unglücklich machte, und durch tyrannisches Betragen zur Desertion zwang.

Mir sind Grausamkeiten an Bürgern und Bauern von ihm bekannt, die er henken und zerstümmeln ließ, wovor der Menschenfreund zurück schaudert. Die ganze Grafschaft Glatz ist Zeuge seiner Gefühllosigkeit, und ob ich gleich nicht widerspreche, daß er seinem Könige gut gedienet hat, so wird man mir doch erlauben zu sagen, daß er ein Tyrann war, wo er gebieten konnte, und daß er mich auf die niederträchtigste Art in Glatz behandelt hat.

Ueberdieß wäre die Geschichte seines Betragens in der Oestreichschen Gefangenschaft, die mir von Augenzeugen erzählt worden, eben seinem Nachrufe nicht vortheilhaft, wenn ich sie bekannt machen wollte. Der wehrlose Todte soll aber von mir nicht mehr genannt werden. Ich verachtete

ihn

ihn da er lebte, und Menſchen die unedel handeln, verdienen auch Verachtung im Grabe.

Dieſes habe ich nur dem naſeweiſen Herrn hiermit öffentlich bedeuten wollen, der hinterrücks wie ein Thor von meiner Lebensgeſchichte geurtheilt hat. Das ſchnarchen eines dumdreiſten Tadlers wird die Achtung gewiß nicht mindern, die ich mir bereits bey allen Kennern ächter Verdienſte erworben habe. Für das was ich ſchrieb, iſt der Beweis in meinen Händen, und ich werde in keinem Falle die trockene Wahrheit widerrufen, die ich von einem Fouquet ſchrieb, der mein Unglück argliſtig zu vergrößern ſuchte.

Uebrigens iſt mir der Tadel eines ſolchen Mannes eben ſo gleichgültig als ſeine Drohungen mir verächtlich ſcheinen. Zum Federkriege muß mein Gegner vorläufig Witz, dann aber auch Offenherzigkeit zeigen, wenn ich ihn einer Antwort würdigen ſoll. Und fordert er mich auf ein paar Carthaunen als Fouquetſcher Sachwalter heraus, dann erſchein ich auf dem Kampfplatze mit einer Autorpritſche und einem Dudelſack:

Sapienti ſat! Cape tibi hoc zoile!

Alle übrige, die mein Unglück beförderten, ſind bereits im Grabe. Keiner war glücklich unter ihnen. Ich habe ſie genannt, weil ihre Namen

ohne dieß ſchon bekannt waren. Der noch leben, den habe ich aber großmüthig verſchont, und dieſe werden mir im Herzen danken, wenn ich alle Rache vergeſſe, die ich vielleicht in Händen hätte.

Meinen Sklavoniſchen Güterbeſitzern wünſche ich guten Appetit bey meinen Schüßeln. Sie haben das was ſie unrechtmäſſig von meinen Eigenthum beſitzen nicht geſtohlen, ſondern von ihren Vätern ererbt, die mich arm machten, um reiche Erben mit wenig Ehre zu hinterlaſſen. Ein Beſitzer einer Trenckiſchen Herrſchaft ſitzt ſchon lange auf dem Spielberge feſt. Die andern ſind eben nicht glücklich, und werden dem Staate nie ſo brauchbar dienen als ich gethan hätte, und noch thun würde, wenn man mir Gerechtigkeit widerfahren ließ. Vielleicht kommt noch eine Zeit, wo meine Kinder ſagen dürfen: Heraus! Du haſt lange genug in Trenckiſchen Gütern gewohnt, jetzt iſt die Reihe an uns. Uebrigens war ich dennoch bis hieher weder ſo arm, noch ſo niederträchtig, daß ich einen unter ihnen um einen Allmoſen von meinem Gute oder um ein Legat in ihrem Teſtamente hätte bitten müßen, und ſahe ihnen allezeit ſtolz, und mit Verachtung unter die Augen.

Dem Danziger Magiſtrat, der mich im Jahr 1754, als Pflichtvergeſſene und beſtochene Räuber, ver-

verkaufte, habe ich noch viel zu wenig gesagt. Die damalige Herren sind alle todt: die gegenwärtige aber werden vielleicht so edel so gerecht handeln, und ihr Betragen misbilligen, mir auch wenigstens aus der Stadtcasse das baare Geld, und die mir räuberisch abgenommene Pretiosa vergüten die ich verlohr, da mich ihre Commissarien plünderten.

Ich war damals wirklicher Karserlicher Rittmeister. Sie handelten gegen alle Völker Rechte, und noch habe ich meinen Monarchen nicht ersucht, mir die gebührende Satisfaction zur Ehre seines Dienstes zu verschaffen. Auch der gegenwärtig edel denkende Fridrich Wilhelm wird mich unterstützen, wenn ich für meinen erlittenen Schaden in Danzig Vergütung fordre.

Von rechtschaffenen Männern, die gegenwärtig daselbst das Ruder führen, erwart ich Gerechtigkeit: und mein Betragen soll dem ihrigen angemessen seyn.

Begegnet man mir aber mit Verachtung, so ist gewiß noch nichts vergessen was ich den Herren Danzigern schuldig bin, und ich finde vielleicht noch Gelegenheit, ihnen zu erweisen, daß ich mir selbst Genugthuung zu verschaffen weiß, und es mir jetzt weder an Gelegenheit, noch an mitwirkenden Freynden fehle.

Der edle Herr von Weingarten, welcher als Geheimer Secretair bey der Kayserlichen Gesandschaft in Berlin so edel diente, daß er für Geld die Staatsgeheimnisse verrieth; dieser Bösewicht, der mich in Magdeburg noch unglücklicher machte, und meiner redlichen Schwester Tod beförderte, liegt bereits im Grabe. Ich bedauere den Scharfrichter, welcher durch seinen voreilig natürlichen Tod, die Sportelgebühr für das Aufknüpfen verlohren hat, zweifle auch zugleich sehr, daß man mir in Wien den Schaden vergüten wird, den ich durch die schlechte Wahl der Gesandschafts-Mitglieder erlitten habe.

Herr von Abramson, Kayserlicher Resident, der mich in Danzig verkaufte und plünderte, ist in eben dem Falle, wie Weingarten, für mich nicht mehr auf der Welt, und ich kann mich nicht entschliessen, für ihre armen Seelen einen halben Gulden Meßopfer zu bezahlen, weil ich ihnen ein ewiges Fegfeuer aus christlicher Liebe wünsche. Denn wenn solche schlechte Kerle in eben den Himmel kommen könnten, den der ehrliche Mann zu erwarten hat, würde der allwissende Gott, der das Herz siehet, eben so ungerecht handeln, als unsre Monarchen unvorsichtig in ihrer Wahl sind.

Jaſchinſky, der mich bey der Garde du Corps unglücklich machte, lebt noch in Königsberg, aber allgemein verachtet. Er hat auch nicht erwartet, daß ich ihn bey meinem Aufenthalt daſelbſt, gegenwärtig um Verzeihung bitten würde, weil ſein Name in meiner Geſchichte verewigt iſt. Ein 76 jähriger Greis ſeiner Art iſt unglücklich genug, wenn er des alters Schwächen fühlt, und in ſeinem Herzen keine Beruhigung findet, daß er in allen Vorfällen als ein ehrlicher Mann gehandelt hat.

Ich habe ihm alles verziehen, und er iſt eben nicht böſe auf mich, daß ich ihn nicht beſuchte, und ihm die Erniedrigung abzwang, ſchaamroth zu werden. Das iſt der edelſte Lohn des Gerechten, der überall ſo wie ich, mit erhabner Stirne auftreten kann.

Inzwiſchen muß ich doch hier auch die ſichtbare Strafe ſchändlichen Handlungen an dieſem Manne bekannt machen.

Da ich den 4. April in Königsberg ankam, verlohr er den Verſtand, wurde unſinnig, und die ganze Stadt iſt Zeuge dieſes merkwürdigen Vorfalles. Vielleicht hat ihn der ihm gemachte Vorwurf bey der Nachricht von meiner Ankunft ſo erſchüttert, da man ihm zugleich die Stelle, welche ihn betraf, aus meiner Lebensgeſchichte zu leſen gab.

Ich habe auch nunmehro gründlich entdeckt, daß eben der Brief, welcher mich im Jahr 1746 unglücklich machte, von ihm selbſt verfertigt und unterſchoben wurde. Gewinnſucht war ſchuld daran. Er war mir 300 Dukaten ſchuldig. Meine koſtbare Equipage hat Sr. Excellenz der gegenwärtige Herr General Baron von Poſadowsky von ihm ſelbſt zum Theil gekauft, und noch dazu hat er ſich von meinem confiscirten Vermögen eine Summe bezahlen laſſen, die ihm der König bewilligte. Jetzt iſt er verrückt, kann ſich nicht verantworten, und ich zweifele, daß ich von ſeiner zuſammengeraften Verlaſſenſchaft etwas in forma legali zurück erhalten werde.

Ehre genug für mich und meine Geſchichte, daß auch durch dieſen Zufall die Wahrheit aufgedeckt, und meine Unſchuld gerechtfertig iſt. Meinetwegen hätte er nicht ſo wirkſam über meine Gegenwart erſchrecken ſollen. Ich denke zu edel um mich an einem ehrloſen Greiſe zu rächen.

Den Seraphiſchen Vater Franciscus muß ich auch noch, da wo er jetzt vielleicht noch in der Ewigkeit nur ein Franciskaner iſt, reumüthig um Verzeihung bitten, weil ich in meinen Schriften ſeinen heiligen Orden ſo verächtlich entlarvt habe. Wer dieſe auf Erden ſo garſtig ſtinkende Seraphi-

nen im innern Werthe sowohl, als in ihren körperlichen Sauleben kennt, zugleich aber auch ihre heimtückischen boshaften Handlungen durchforschte, und sie bey dem Terminiren, Lucas-Zettel und Ablaßnegotio, am Tische, in ihren Klöstern, und am Weinfaße, im Beichtstuhle oder bei Hofe gesehen, und so wie ich geprüft hat: der riecht ihren gifthauchenden Gestank von weiten, und flieht sie mehr als die Herren Teufel, die wirklich weniger pestilenzialischen Geruch hinter sich lassen, als ein Franciskaner fetter Guardian in den Hundstägen bey einem schwelgerischen Gastmale.

Gott behüte alle lebendige und todte vor solcher Gesellschaft. Ich wünsche zum besten meiner Mitbürger, daß ihr heiliger Ordensstifter sie so geschwinde als immer möglich ist aus dieser Welt in seine himmlische Gesellschaft abholen möge, und unsre gesunde Policey endlich anfange, den Staat von diesen verabscheuenswürdigen Unflath zu segen, sie alle so rein wegzufegen, daß man ihren Namen nach 50 Jahren nur mit Schaudern und Verachtung lese. Des heiligen Franciskus Vorsprache kann ich leicht entbehren. Ich lebe auf der Welt so, daß ich bey dem gerechten Gott keinen Fuchsschwänzer fürchte, keinen Protector für Schandthaten bedarf. Und wie ekelhaft muß es unserm

Welt-

Weltvater nicht bis hieher gewesen seyn, wenn Er von so viel hunderttausend dergleichen irrdischen Seraphinen nichts anders als Millionen Ave Maria plappern hörte, und alle diese starke Bengel für die Bestimmung seiner edeln Schöpfung nichts anders thaten, als bey schwelgenden Müssiggange gar nichts zu denken, gar nichts zu handeln, als mit Reliquienheiligen Gaukeleyen, und Betrug der Blödsichtigen... Wie wurden bisher die himmlischen Protocollschreiber nicht geschoren, wann Satans boshafter Abendrapport ganze Ballen von Franciskaner-Todsünden hervorbrachte, die ihre sogenannte gute Werke unendlich überwogen. Wie beschämt standen ihre Schutzengel, und Franciskus selbst nicht da, wenn vom letztern so wenig Ueberschuß für das Magazin des Stadt und Buchhalters Christi in Rom überblieb, um davon einen selbst beliebigen Theil an christliche Bösewichte gegen baare Bezahlung zu verhandeln?... Wie war dann nicht der in seiner Art allezeit Bequemlichkeit liebende Ordensstifter geschoren, wenn er beständig Kopfarbeit hatte, um entweder Satan mit den Schutzengeln zu versöhnen, oder die Allwissenheit und Allmacht des Weltvaters zu hintergehen, um seine Klosterseraphinen allezeit in guten Credit zu erhalten.

Mich

Mich dünkt aber, daß unser gute Gott endlich müde geworden ist, seinem liebsten Freunde und Miterlöser des menschlichen Geschlechts den heiligen Franciscus so blindlings zu glauben. Er hat aus Vorwitz einmal selbst gesehen, ohne seine Hofliebtinge zu fragen. Er entdeckte folglich die Kunstgriffe: empfand Mitleiden für die betrogene Christen, und Patriarch Franz ist auf dreißigtausend Jahre von der himmlischen Residenz verwiesen worden; er schlich beschämt zum heiligen Ignatius. Dominicus und Augustin, stehen auch auf dem Sprunge ihnen zu folgen, und dann wird sie Xaverius gewiß auslachen, der sie längst an dem Orte erwartete, wo die Ordensstifter zur Strafe ihrer schädlich hinterlassenen Giftmischerey auf Erden, zum ewigen Nichtsdenken verurtheilt sind, folglich wenigstens die Franziskaner dennoch im Himmel das wirklich genießen können, was sie auf Erden für das höchste Gut hielten, lehrten, auch nach Möglichkeit, trotz allen vermaledeyten Philosophen und Freygeistern, zu befördern suchten.

Nun, da der Patron nichts mehr vermag, und das Fuchsschwänzen im Himmel nicht mehr Zutritt findet, werden die bekuttete Seraphinen auf Erden bald gekannt, folglich schutzlos vertilgt werden. Hierzu gebe Gott seinen Segen und verzeihe

zeihe mir in Gnaden, wenn ich von so bösen, der Welt und Tugend so schädlichen Menschengattung noch viel zu wenig geschrieben habe!

Den vor wenig Jahren mit so viel Mühe als Schmach und Ueberzeugung aufgehobene Jesuiterorden, oder vielmehr der unwürdigsten Gesellschaft Jesu bitte ich gar nicht um Verzeihung, weil ich in meinen Schriften die Wahrheit geschrieben habe. Man weiß in allen Welttheilen, daß Unversöhnlichkeit, Blutdurst und Rachsgierde ihre Lieblings-Tugenden waren, auch ewig bleiben werden; folglich hätte ich auch bey der bittersten Reue und Leid auf Erden, wie in der Ewigkeit, gar keine Gnade, Nachsicht, noch Barmherzigkeit von ihnen zu hoffen. Besser also, wenn ich sie auch noch heute, Betrüger, und die gefährlichsten Feinde heiße, als wenn ich den Orden für mich zu gewinnen suchte, der noch niemals Beleidungen vergeben hat, und doch keine ernsthafte Reue von mir vermuthen kann. Freylich sollte ich aus Erfahrung klüger geworden seyn, und wenigstens durch neue Aufritzung alter Wunden das Uebel nicht ärger machen, besonders da jeder Welt- und Staatenkenner leicht vorsehen kann, daß eben dieser nur dem äußern Scheine nach zernichtete Orden bald wieder in hellerem Glanze, als jemals, mit Macht und Majestät

ſtät hervorbrechen wird. Aller Stof iſt hierzu bereits vorbereitet. Die Fürſten und Großen ſind noch in ihren geheimen Feſſeln, und bald wird Pandorens Büchſe neuerdings zerplatzen, und neue fürchterliche Auftritte in unſerm Europa verurſachen.

Meine Freunde mißbilligen auch dieſen neuen verwegenen Angriff. Sie rathen mir dieſe Zeilen aus meiner letzten Ehrenerklärung auszuſtreichen, weil ich meinen Feinden nur neue Waffen in die Hand gebe, und zu wenig gepanzert bin, um gegen vereinigte Rieſenmacht zu kämpfen. Freylich wäre dieſer treue Rath heilſam für meine Ruhe bey grauen Haaren, aber nicht vortheilhaft für die betrogene nach Licht forſchende Welt: nicht ſchmeichelnd für meinen Autorſtolz, nicht befriedigend für mein Herz. Es erfolge demnach, was mein Schickſal will! Ich habe ohnedem keine Gnade noch Barmherzigkeit vom Stuhle Petri und ſeinen Adjutanten, noch Weltbeherrſchern zu hoffen, die mich einmal als einen gefährlichen Erzketzer betrachten: und da das Alter gewöhnlich eigenſinnig iſt, und die Schreibſucht meine Lieblingsleidenſchaft war... ſo will ich auch hartnäckig bis zum Grabe in meinen Grundſätzen beharren, und lieber für die Tugend leiden, auch mit ihr ſterben,

ben, als kleinmüthig in großen Gefahren scheinen, folglich reuet mich nichts, wodurch ich nur immer Schritte gegen den Aberglauben gewinnen und meine bethörte Mitbürger in ihrem Irrwahne belehren konnte. Um als Märtyrer zu sterben, muß man entweder recht dumm oder recht eigensinnig und stolz seyn: da ich nun dieses nicht bin, so will ich lieber wie ein Ketzer verflucht, als wie ein Römischer Heiliger leben, noch begraben werden.

Wenn Tugend und Rechtschaffenheit allein selig machen, dann hab ich denen Herren Stand- und Patrouillen-Teufeln manchen Abbruch durch meine Schriften verursacht. Wer diese mit Empfindung gelesen hat, der wird gewiß gerathen, die Rolle eines ächten Christen und ehrlichen Mannes zugleich zu spielen. Dieses ist eben nicht die Sache des leidigen Teufels, dem die Mönchenlehre weit mehr fette Braten in die Hölle liefert. Ich bitte demnach den Herrn Obristen Beelzebub, den grimmigen Herrn Satan, auch den Vater Pluto, nebst ihren Legionen, demüthigst um Vergebung, wenn ich so halsstarrig auf meinen Grundsätzen beharrte, daß mich Gottlob! keiner zur Niederträchtigkeit, Bosheit, Rachsucht, Bitterey, Leichtgläubigkeit noch Verläumdung bewegen konnte, folglich war ich auch kein katholischer

Christ

Christ nach ihrem Geschmacke. Betrügen könnte ich sie zwar eben so leicht, als ein jeder, welcher auf dem Todtenbette eine Franziskanerkutte anziehen wollte; aber ich traue dem Streiche nicht. Die Herren Lufttrabanten mit Bocksfüßen haben mich allezeit als einen ihnen gefährlichen Feind weit näher beobachtet, als einen Capuciner Guardian, der sie von ferne mit Weihwasser abzuschrecken wußte; sie würden mich folglich auch in der Maskerade sogleich erkennen und meinen Schutzengel zwingen, mir den heiligen Rock auszuziehen, weil ich niemals an Se. Heiligkeit glauben wollte; dann aber würden ihre Krallen mir die nackte Haut eben so garstig zurichten, als die Herren Patres-Inquisitoren gerne thun mögten, falls sie mich in Rom, Neapel oder Madrid erhaschen könnten.

NB. Meinen lieben, ganz entsetzlich geplagtgewesenen heiligen Schutzengel bitte ich wol herzlich um Verzeihung, weil ich ihm in meinem ganzen Leben so viel zu schaffen machte. Gewiß war es ein schwerer Posten, auf den Trenck zu wachen, damit er seine verwegenen Füße nicht an einen Stein stoße, und den tollkühnen rebellischen Kopf nicht durch den Inquisitions Scharfrichter verliere. Hier hat die liebe, zu meiner Aufwartung verur-

theilte Ordonanz wol ihre Schuldigkeit vollzogen, und einen ganz neuen Himmel verdient, wo die seligen Geister nicht mehr mit so mühseligen Verrichtungen gequält werden. Hingegen hat er grob gefehlt, daß er dem Teufel zuließ, mir die Finger zu führen, wenn mein böser Wille mich reitzte, die Feder in die Faust zu nehmen. Hätte er zuweilen mir zu rechter Zeit das Tintenfaß weggerissen, und so wie Doctor Luther zu Eisleben dem leidigen verführerischen Satan an die Bockshörner geworfen, so würde ich gewiß zurück gehalten haben, gegen Priester-Argliſt, Fürſten Eigenmacht, Laſter, Spielgeiſt, und Gerechtigkeitsverdreher, so frey zu schreiben, und mir hiedurch so viel Verfolgungen zuzuziehen, daß mein Schutzengel gewiß zuweilen noch Adjutanten gebraucht haben muß, um mich aus verwickelten Schickſals-Labyrinthen heraus zu reißen. Vielleicht gestattete er aber das Uebel aus besonderer Absicht, um etwas gutes dadurch zu bewirken. Der Teufel, welcher mich zum Schreiben verführte, und noch heute dazu reizet, sollte mich durch Leiden glücklich machen. Ich war von Ewigkeit zum Gefäß des Zornes Gottes auf Erden bestimmt, um erst dann belohnt zu werden, wenn ich nicht mehr bin.

Vortrefliche Beſtimmung im Prieſtergehirne entſponnen! Wehe dem, den ein ſolches Loos trifft! Ich wenigſtens hätte keine Urſache, meinen Vater zu danken, daß er bey einem zufälligen Wollüſtriebe, ohne daran zu denken, mich deswegen gepflanzt hat, weil meine Mutter gleichfalls in eben dem Augenblicke mitwirkte. Hätte damals der Seelenſchöpfer nicht in aller Eile eine neue Seele geſchaffen, und ſie dahin durch Schutzengel bringen laſſen, wo eben der Wurm in ſein Neſt kroch, aus dem zufällig ein Menſch entſtand, der, da er hervor brach, Trenck genannt wurde ... ſo würde ich, den man niemals um Einwilligung fragte, ob ich auf der Welthühne in gegenwärtiger Geſtalt auftreten wollte, vielleicht Nein geſagt haben. Für dieſen Augenblick nun, da ſich mein Vater und meine Mutter vergnügten, und eine willkührliche Handlung vollzogen, ohne den Seelenfabrikanten um Rath zu fragen, mußte ich auf Erden zum Leiden geboren, und ein Gefäß des Zorn Gottes werden. Geläutert bin ich zwar wie Gold im Schmelztiegel; ob ich aber für die Ewigkeit auch nur ein unauflöslich lebloſer Goldklumpen bleiben werde, wann der jetzige von Fleiſch und Nerven zuſammengeſetzte Trenck nicht mehr im allgemeinen Kreißlaufe der Natur das ſeyn wird,

was er jetzt ist; ob ich dann mehr empfinden werde, als ein Goldklumpen: dieses bleibt meinen durchdachten Begriffen nicht wahrscheinlich. Vielleicht kommt der Glauben auf fremde Erzählungen später, wenn ich weniger denken kann. Vielleicht erhält sodann mein Schutzengel mehr Gewalt, mehr Einfluß in meine Seelenkräfte. Eben dieses ist seine Sache und Amtspflicht. Und nur dann, wann er dieses wird bewerkstelligt haben, verspreche ich ihm hiermit auf das feyerlichste den wärmsten Dank. Dann, wenn meine Zunge faul, und die Fibern der Gurgel sich nicht mehr anspannen können: wenn der Blasebalg meiner Lunge keine Töne mehr verursachen, keine Luft erschüttern kann, die ewiger Geister Ohr berühren muß, um gehört, auch empfunden zu werden: dann will ich meinem treuen lieben Schutzengel erst solche Dank- und Loblieder vorsingen, die er als ein reines Opfer zum süßen Geruch dahin befördern kann, wo geprüfte Tugend ewigen Lohn zu genießen hat.

Meinen Gott bitte ich demütig um Verzeihung, wenn ich zuweilen in Drangsalen welche menschliche Kräfte überwiegen, an alle den Schullehren zu zweifeln Ursache fand, die den gütigsten Weltvater

vater Als einen rachgierigen, unversönlichen, unbarmherzig, ruhmsüchtigen, von Leidenschaften gequälten, und durch Altersschwächen mürrisch gewordenen Greis schildern. Meine Schuld ist es nicht, daß ich Verstand zum tiefsinnigen nachgrübeln der reinen Warheit besaß, und zugleich durch Umgang mit Menschen, durch das Lesen der alten Geschichte, durch die Gelegenheit Priester aller Gattung und Meinungen zu kennen, auch besonders Ursache fand, an aller Menschen Ehrgebäuden zu zweifeln. Dieser Verstand gebahr eine edle Wißbegierde, und einen Trieb, weiter nachzuforschen. Ueberall fand ich Betrug und Menschenschwächen. Was Wunder, wenn ich mich nie entschließen konnte, das blindlings zu glauben, was mir Menschen in Priesterkleidung nicht nur erzählten, sondern sogar ohne Nachdenken blind zu glauben aufdringen wollten. In diesem Falle hätte mir der Schöpfer keinen Menschenverstand geben, keinen Willen einflößen noch gestatten, keine Möglichkeit zum Zweifeln meiner Willkühr überlassen sollen. Und unter diesen Bedingungen allein hätte der Zweck eines guten Gottes gelingen können, alle seine Geschöpfe ohne Ausnahme glücklich zu machen. Wer sich andre Absichten von ihm denkt, und das glaubt, was Arminius von der Gnaden-

wahl fanatisch lehrt, der macht sich unedle Begriffe von dem Vollkommensten. Denn nimmermehr werde ich so rasend seyn zu glauben: daß Gott gewisse Menschen im Zorne zur Verdammniß geschaffen habe, um denen durch Gnadenwahl zum ewigen Glück bestimmten seine Macht erkennen zu machen. Welche abscheuliche Folgen entstehen aus solchen Vorurtheilen? könnte man wohl den Teufel selbst stolzer und boshafter schildern? Nein! ewig nein: bey einem vollkommenen Gott vermuthe ich keine menschliche Schwächen noch Leidenschaften. Rächen kann er sich auch nicht an Kindeskind. Dann wenn dieses ein Fürst, ein Mensch thut, und den Sohn straft weil der Vater ein Böswicht war, so ist er ein Schurke.

Dieses ist mein Glauben auf den ich lebe und sterbe. So lebe daß ich meinem Nebenmenschen, auch der verbrüderten Gesellschaft in der ich lebe alles mögliche Gute erzeige: niemanden meinen Glauben aufdringe, noch in seinen Religionsbegriffen irre, oder unruhig zu machen suche: und die Erfüllung meiner Pflichten als die nothwendigste Tugend erkenne: auch meine Einsichten noch Möglichkeit erweitere, um blödsüchtige zu belehren und mich selbst zu beruhigen oder von der Warheit gründlich zu überzeugen.

Sollte

Sollte ich mir aber bey grauen Haaren ein ganz neues System nach fremder Normalvorschrift machen, und um der Bequemlichkeit des Nichtdenkens zu genießen, das glauben, was ein andrer für mich denkt... dann müßte mein Verstand aufhören, den mir Gott gab; oder, der seine Ausbildung aus der Beschaffenheit meines Nervengebäudes erhielt. Vielleicht geschieht dieses, wenn meines Leibes Kräfte gegen ihre Zerstöhrung kämpfen; und in diesem Falle allein kann vielleicht ein mechanischer Capuziner mir noch auf dem Sterbebette seine Kutte anziehen, und ein unbedeutendes Ja von meiner stammelnden Zunge durch mystische Auslegungen allein hören, welches mich in die Zahl der bekehrten, zum wahren alleinseligmachenden Glauben gelangten armen Sünder versetzet, wenn mir kein Wille zu wählen mehr übrig bleibt. Dieses war das Schicksal mancher ächten Weltweisen, die der Pöbel Freygeister heißt. Und dann mag mein Schutzengel seine Amtspflicht vollziehen: den höllischen Luftmarodeurs und Partheygängern listig auszuweichen suchen: den heiligen Petrus den Schlüßel wegkapern, und meine Seele in Abrahams Schooß tragen, wo sie um seinen jüdischen Patriarchenbart in Ewigkeit, als eine auf Erden auch im Unglück munter und ar-

heilsam gewesene Seele, wie der Schmetterling um blühende Rosen herumflattern, und in denselben Nester für ewig herumkriechende himmlische Raupen anfüllen kann, aus welchen sodann vielleicht junge Franciskanerseelen hervorkriechen, und die Erde, auch die himmlischen Wohnungen mit ganzen Schwarmen nichtsdenkender Seelen anfüllen werden. Falls dieses aber nicht geschehen sollte, und die Vorsehung mir eine andere Bestimmung beschlossen hätte, dann ist es eben nicht meine Schuld, wenn ich zum ewigen Nichtseyn geboren wurde. Auf Erden war ich allezeit ein wirkendes Etwas, ein immer beschäftigtes Wesen, für welches ein ewiger Müßiggang die härteste Strafe wäre. Gott behüte mich davor auch nach dem Tode!

Indessen da ich alles, was ich je beleidiget, gerne versöhnen wollte; und eben deswegen meine reuerfüllte Abbitte in diesen Blättern angebracht, auch, wie ich hoffe, mit allgemeiner Befriedigung buchstäblich vollzogen habe, bitte ich noch schließlich meinen lieben Schutzengel herzlich um Verzeihung, falls ich ihm soviel vergebliche Arbeit für meine Seele sollte gemacht haben, da er mich in Leibesgefahren so vielemal vom Ersaufen, Erschießen,

schießen, Ersticken, Hals- und Beinbrechen, und Verhungern, so wunderlich errettet hat. Hätte er diese Mühe für meine Seele angewandt, und dagegen den nichtswürdigen Leib vernachlässigt, dann würde ich weniger auf Erden gelitten, auch weniger Aergerniß verursachende Schriften an des Tages Licht gebracht haben, und würde vielleicht heute in einer Dervis, Mandarinen, oder christlichen Mönchskutte herumwandern, und die Heiden in Indien bekehren.

Nun schreibe, wer da will, de ratione sufficienti. Ich glaube einmal fest und heilig, daß nichts ohne erhebliche Ursache im Himmel noch auf Erden geschiehet, noch das ist, was es zu seyn scheinet, und dann spotte und tadle jeder Journalist, Recensent, Theolog, Grammatist, Schulfuchs, und wirklich Gelehrter, meine Schriften, auch dieses mein Glaubensbekenntniß nach Wohlgefallen oder Schulregeln, wie er immer will! Es kaufe, lese und schätze meine Bücher, wer da will! oder verachte und verbrenne sie nach Belieben!... Ruhmsucht war nie meine Schwäche; ich wurde zufällig ein Original-Autor, und gefallen meine Schriften nicht, will mich niemand copiren, dann ahme er mir in meinen

Handlungen, in Standhaftigkeit und moraliſchen Tugenden nach, ſo iſt er unfehlbar ein guter Chriſt, ein brauchbarer Mann im Staate, und ein redlicher Menſch. Dieſes war der Zweck meines Hierſeyns; den hab ich erfüllt, und mehr will ich nicht.

Dixi, nunc pondera prudens,

Antwort

Antwort

auf die Kritik des Herrn von Archenholz.

Es hat der gelehrte und schätzbare Herr von Archenholz in seinem 1sten Bande: Neue Litteratur No. VI. mit der achtbarsten Bescheidenheit sich über eine Stelle in meiner Lebensgeschichte aufgehalten, wo ich die Brittische Gerechtigkeit tadle, und meinen eigenen Vorfall treu erzählt habe. Für die trockene reine Wahrheit desselben verbürge ich öffentlich meine Ehre, da ich selbst das schauervolle Beyspiel der Ungerechtigkeit in London gesehen auch empfunden habe. Bey Recensionen, die mich Lügen strafen, kann ich aber nicht gleichgültig schweigen, besonders wenn eine accreditirte Feder irrig urtheilt, die ihre eigenen Irrthümer vertheidigen muß. Mein Schwager, dessen ich in dieser Erzählung erwähne, lebt gegenwärtig als regierender Burgermeister in der Reichsstadt Aachen. Zweifler können auch ihn befragen. Er wurde von dem Ritter Fielding, welchen man rechtfertigen will, auf eine wirklich schellmische Weise in das Garn gelockt. Er selbst, Fielding, gab ihm die Policeybediente mit, um meinen

Wein

Wein gewaltsam zurück zu nehmen. Dann aber läugnete er seinen Befehl, und mein rechtschaffener Schwager wurde arretirt, als ob er eine Uebelthat begangen hätte. Ich mußte 1000 Pfund Caution für ihn erlegen, und habe nicht nur meinen Wein, sondern auch die 1000 Pfund schändlich verloren.

Daß aber Herr Richter Fielding selbst 200 Bouteillen von meinem geraubten Weine empfangen habe, dieses hat mir eben derselbe Mann eingestanden, welcher sie in der Nacht des Raubes, selbst in sein Haus trug.

Was ich überhaupt von dieser Geschichte erzählt habe, sind wirklich Thatsachen, und wenn Herr von Archenholz nicht mein Freund, und ein Mann wäre, den ich hochschätze, so würde ich ihm hiermit eine Wette von 1000 Dukaten antragen, wer von uns beyden die legalesten Beweise von diesem in Zweifel gezogenen Falle anführen könne. Uebrigens sind mir Handlungen in Criminal-Justizsachen von diesem Herrn Oberfriedensrichter bekannt, die mein Herr Gegner vielleicht nicht so gut, als ich, zu entdecken Gelegenheit hatte.

Seine Erzählung vom Vorgange mit diesem Handel ist meistens richtig; nur mit dem Unterschiede

schiede, daß Herr von Archenholz die Englische Gerechtigkeit nicht so, wie ich, gesehen noch empfunden hat. Wir sahen beyde aus einem entgegengesetzten Gesichtspunkte, da wir von England schrieben. Er wollte die Nation vergöttern; ich hingegen habe ihren Karakter an meiner Haut in vielen Vorfällen geprüft, auch kennen gelernt, und oft Habsucht, Halsstarrigkeit und unbändigen Stolz entdeckt. Sicher ist es einmal, daß ich auf die schändlichste Art von ihnen betrogen wurde; sicher ist es auch, daß mir Brittische Herren, denen ich in meinem Hause in Aachen tausend Distinction und Gefälligkeiten erwiesen hatte, in London mit Verachtung begegneten. Eben so sicher ist es auch, daß ich ohne allen Temperamentsfehler mit voller practischen Ueberzeugung wohlbedächtig geschrieben habe, diese Nation, wann sie uns Deutsche so grob mißhandelt, verdiene nur unsre Verachtung.

Daß ich aber so niederträchtig handeln und in meiner Lebensgeschichte die ehrliebende Welt mit einem Mährchen hintergehen wollte... diesen Argwohn hat vermuthlich des Herrn von Archenholz Autorstolz in Vertheidigung seiner eigenen irrigen Meinung niedergeschrieben.... Sollte sein Eigensinn diese Sätze behaupten wollen, so

wäre

wäre am besten, wir wetten die 1000 Dukaten; wir depositiren sie an dritten Orte, und wann ich werde erwiesen haben, daß ich reine Wahrheit schrieb, dann wird unser Federkrieg am vortheilhaftesten für mich geendigt seyn.

Daß sich aber Herr von Archenholz in seiner Schilderung dieses Volkes geirret habe, ist eben so wenig ein Verbrechen, als wenn ich einen Britischen Betrüger mit Namen nenne, den ich in solcher Gestalt wirklich kenne. Wir sind beide Menschen, und der heilige Geist schreibt nicht mehr so zweydeutig, als mit der Feder der alten Propheten... Männer, die Völkergeschichte schreiben, können auch bey manchen Fällen, von Vorurtheil eingenommen kurzsichtig seyn. Wenn ich aber in meiner eigenen Geschichte als ein ehrlicher Mann das erzähle, was mir wirklich geschehen ist, so heißt mich der öffentlich einen Lügner, der mich als einen Mährchenschreiber schildern will. Also zur Wette geschritten, Herr Aggressor, oder erkennen Sie, daß wir beide nur Menschen sind, die vielleicht aus ganz entgegengesetzten Ursachen von England geschrieben haben. Ich ging im gerechten Eifer zu weit, die ganze Nation zu tadeln, und Sie gehen noch weiter, weil Sie wirklich einen Freund beleidigen, um in ihren Schriften eine

Un-

Unfehlbarkeit zu behaupten, die ich gar nicht in derselben finden kann, weil ich das Gegentheil a posteriori erweisen will, auch wirklich selbst gesehen habe.

Ferner wird die Geschichte von dem ehrlichen Deutschen bezweifelt, den ich selbst im Kerker sprach, selbst aufhängen sahe.

Hier irret mein Gegner sehr in der Zeitrechnung. Ich habe nicht gesagt daß dieses im Jahr 1778, da Herr von Archenholz selbst gleichfals in London gegenwärtig war. Es ist in einem andern Jahre geschehen, weil ich nicht Ein, sondern sechs mal in verschiedenen Jahren in London war. Eben dieses war dem Gesetzgeber aller Schriftsteller unbekannt, der seine Britten ohnfehlbar schildern will, und auch von mir fordert, daß ich die schändlichsten Folgen Brittischer Ungerechtigkeit vermänteln soll. Ich hätte einen Tractat zu schreiben, wenn ich das erzählen wollte, was ich überzeugend sahe, und von accreditirten Engelländerr selbst hörte. Will aber der Kürze halber nur noch diese Frage machen.

Sind die Gesetze in einem Lande gut; dient die Nation selbst zum Vorbilde, wo kein Haus vor Einbruch, keine Straße, die Residenz selbst nicht vor Räubern sicher ist; etliche hundert Menschen

Menschen jährlich hingerichtet, und Criminalbeweise durch die Anzahl der Juramente entschieden werden? Wo Weltbekannt ist, daß man ein falsches Juramen in London mit einem Schilling erkaufen kann: und wo doch dergleichen Leute öffentlich gedultet und gebraucht werden? Herr von Archenholz hat gewiß nie von der Schwindler Manipulation mit dem Justizcollegio in London Nachrichten eingezogen, gegen welche es so schwer fällt, Gerechtigkeit zu finden, und wovon Ihm doch jeder Londner Bürger Nachricht geben kann.

Was die so hoch gepriesenen Gesetze betrifft, will ich hier, um Ihn zu überzeugen, noch eine selbst erlebte Geschichte erzählen.

Ich empfing in London einen Ungrischen Weintransport, für den ich gegen 400 Guine's Zoll bezahlen mußte. Ich erschien selbst bey der Treforie. Nachdem ich das Geld an Mr. Futt bezahlt hatte, hielt mir ein Mann einen Folianten vor die Nase, und forderte, daß ich ihn küßen sollte.

Dieses war das Evangelium, welches, anstatt ein Juramen abzulegen, nur geküßt wird, um Weitläuftigkeiten zu vermeiden.

Ich frug, was dieses bedeute? Die Antwort war.... Sie müßen schwören, daß sie den Wein alle allein austrinken, und keinen verkaufen wollen.

Da

Da ich nun bey einen so lächerlichen Antrage unentschieden blieb und nicht küßen wollte, rief Mr. Futt einen Taglöhner herbey, hieß mir ihm einen Schilling geben, und dieser küßte und schwur für mich, folglich falsch.

Ich erkundigte mich nun nach dieser sonderbaren Procedur, und erhielt die Aufklärung: daß vor vielen Jahren in einem Kriege mit Frankreich eine Bill im Parlamente ausgefertigt worden, welche alle Einfuhr französischer Weine und allen Verkauf verboth.

Wenn nun ein Lord oder Esquire Champagner kaufen wollte, so erhielt er einen Paß auf zwölf Dutzend Bouteillen, mußte aber bey dem Empfange ein Jurament ablegen, daß er diesen Wein allein trinken, und keinen verkaufen wolle.

Nun war, da ich in London meinen Wein erhielt, diese Bill noch nicht aufgehoben, folglich mußte noch jeder Weinhändler bey Empfang aller seiner Weine, dieß Jurament ablegen. Kann wohl etwas lächerlichers erdacht werden? —

In der katholischen Kirche läßt man andere um baare Bezahlung für sich beten; und im aufgeklärten London läßt man andere für einen elenden Schilling falsch schwören.

Noch hundert dergleichen grobe Misbräuche in der Brittischen Gesetzgebung könnte ich meinem Tadler vorlegen. Es hat auch Herr von Archenholz noch unter keiner Militairdisciplin eines Brittischen Befehlshabers im deutschen Kriegsheere gedient, sonst würde er gewiß mit mir über den bösen Nationalcharakter einstimmig denken, und mit mehr Vorsicht ihr Lob auszubreiten sich beeifern.

Ich habe kein Mährchen erzählt. Wahr, ewig wahr ist meine treue Erzählung und Schilderung. Alle hochgerühmte Thaten dieses Volkes sind auf Stolz, Raub und Herrschsucht gegründet. Auch in England sind große Männer, sicher mehr als in Spanien; aber die Nation im Ganzen, ist eigennützig, treulos, und zur Mordsucht geneigt.

Ihre Justizadministration ist so, wie ich sie geschildert habe, und wer London kennt, wer die Bestechungen der ersten Parlamentsglieder gesehen hat, wer jemals von ihrem Nationalcharakter abhängig war, wer die Bewegursachen kennt, warum ich schrieb, und warum Herr von Archenholz tadelt, der glaubt mir mehr als dem, welcher seine Einsichten in einem für ihn vielleicht unbeleuchteten Staatsgebäude, unfehlbar glaubt, und vielleicht mehr als ich, von Temperamentswirkun-

wirkungen hingerissen, oder von Wahrscheinlichkeit hintergangen wurde; denn nie werd ich argwöhnen, daß Hr. von Archenholz aus Eigennutz etwas schrieb, wovon er nicht überzeugt war. Wir bleiben deshalb doch gute Freunde. Aber Mährchen schreibt der Trenck da nicht, wo er dem Publikum seine Ehre für die reine Wahrheit verbürgt.

Auch Herrn Büsching

muß ich ein paar Zeilen auf seine Anmerkung im eilften Stück seines 15ten Jahrganges, antworten.

Es betrift die Erzählung in meiner Lebensgeschichte, wo ich mich in denen Datis, die Bestucheffische Avanture betreffend, soll geirret haben. Dieses ist leicht einem Manne möglich, der keine Journale geführt hat, und in 14 Tagen niederschrieb, was seit 40 Jahren in seinem Gedächtnisse bey tausend Zwischenfällen herumschwärmte. Genug die Hauptsache ist Wahrheit.

Ob aber Herr Büschings Einwendung mehr fidem publicam verdiene, als mein Vortrag, dieß ist noch nicht entschieden. Ich glaube, daß ich damals mehr wissen konnte, was in Bestucheffs Cabinette vorgieng, als mein Tadler. Bestu-

chef dachte damahls ganz anders als seine Gemahlin, und beide zogen Geld von fremden Höfen.

In welchem Jahre er die Knutpeitsche empfunden habe, ist mir auch gleichgültig. Der Fürst Repnin hat mir in Aachen, wohl 20 Jahre nach der Begebenheit erzählt, daß er und Apraxin die Folter gelitten hätten; ob es aber im Jahr 1756 oder 59 geschehen sey, will ich nicht einmahl in meinem Manuscripte nachsuchen. Mein Buch ist ohnedem voll Druckfehler, die bei der Eile mit der es hier, um einem Nachdrucke vorzukommen, gedruckt werden mußte, unvermeidlich waren.

Dergleichen Kleinigkeiten beunruhigen mich aber nicht, und Gedächtniß oder Druckfehler mögen immerhin die Beschäftigung der Buchstabenkritiker seyn; genug, die Sache ist wahr die ich erzähle. Ueberhaupt betrift diese Ausstellung nur Buchstaben und Zahlen, und ich will dem Setzer und Drucker deshalb keinen Proceß machen.

Ob der dänische Gesandte Chaisse oder Cheusses geheißen habe, oder wie sein Nahme eigentlich geschrieben wurde, dieses verdient auch wohl nicht die Beobachtung eines wirklich gelehrten Mannes, sondern gehört unter die Chikane, die ich ihm eben doch nicht zutraue.

Ich

Ich danke übrigens für die bescheidene, gütige Art der Erinnerung an meine Buchstaben oder Gedächtnißfehlern. Bey einer neuen Auflage werde ich Gebrauch davon machen. Genug, die Begebenheiten sind wahr, und die Zeit hat Herr Büsching richtiger bestimmt, als ich sie mir selbst erinnerte. Ist aber auch er in datis et notis ganz unfehlbar?

Uebrigens danke ich herzlich für das Gute, welches in eben dem Blatte für mich gesagt ist. Ich weiß, daß ich nicht ohne Fehler bin. Mein Herz versichert mir aber auch, daß ich in meiner Lebensgeschichte nirgends lügen wollte. Rechtschaffener Männer, ächter Kenner Beifall beruhigt mich, und in dieser Zahl verehre ich auch meinen sonst gerechten Herrn Recensenten. Etwas muß ja doch gesagt werden.... Federkriege sind aber keine Beschäftigung für den, der ohne Autorstolz schreibt.

Endlich hab ich, nachdem dieses Buch bereits fertig war, auch Ursache empfunden, nunmehro laut anzukündigen, daß mir im Vaterlande mehr Achtung und Ehre wiederfuhr, als irgend jemand glauben kann, der nicht Augenzeuge war. Ich reise beruhigt, zufrieden und glücklich nach Oestreich zurück. Auch der gütige Monarch hat mir Gnade und Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich habe mein confiscirtes Vermögen zurück, und erwarte stündlich die Entschädigung für den seit 40 Jahren entbehrten Genuß desselben.

Mehr hab ich nicht gesucht, und Ehrenstellen kann ich hier nicht annehmen. Niemand soll mir bey grauen Haaren vorwerfen können, daß ich rachgierig zu handeln fähig bin, oder dem Staate in dem ich 36 Jahr Bürger war, nachtheilig leben wollte, ob er mich gleich auf die schändlichste Art mishandelte, und noch mit Undank lohnt. Ich lasse hier einen gnädigen König zurück, der mich und mein Herz kennt. Ich hinterlasse den besten Ruf, einer unbezweifelten Rechtfertigung, und bin überzeugt, daß mich die Preußen lieb haben, auch meiner Kinder Freunde seyn werden. Mehr habe ich hier nicht gesucht: mein Wunsch, der Zweck meiner Reise, ist erfüllt. Ich kann nunmehr des Alters Ruhe mit Ehre genießen, und werde als ein ehrlicher Mann meinem Grabe entgegen lachen.

Trencks

Trencks Abschied von Berlin.

Von Ehre satt, so wie Trajan
Nachdem er Roms Triumph genossen;
Von Ehre satt, so wie ein Mann
Der das vergißt, was schon verflossen.
Beruhigt über mein Geschick,
Das mich durch Sturm zum Hafen führte,
Seh ich als Weiser nicht zurück
Auf das, was mir mit Recht gebührte;
Genug ich fand hier in Berlin,
Was mir bisher unmöglich schien.

Wer Friedrichs Grimm, wie ich, empfand,
Der kann Bedrängte trotzen lehren;
Und wer, wie ich, am Ruder stand,
Dem kann kein Wahn die Richtung stöhren.
Stolz seh ich meine Flagge wehn.
Nach Tugend war mein Ziel gerichtet.
Nun ist mir wirklich das geschehn,
Was Neid und Mißgunst nie vernichtet.
Nun deckt mein Recht Medusenschild,
Weil Wilhelm Fürstenpflicht erfüllt.

Monarch! Dich großen Mann verehrt
Ein Mensch, der Deine Huld empfindet,
Ein Mensch, der seinen Brüdern lehrt,
Wie Wohlthat uns zum Dank verbindet.

Du willst ein guter König seyn.
Die Jugend soll Dich Vater heißen.
Ja Vater, auch mein Herz ist Dein!
Es spricht, es denkt: jauchzt edle Preußen!
Von allen Völkern die ich sah,
Steht ihr im reinsten Glücke da.

Ergreift die Waffen stolz für Ihn,
Wo Herrschsucht Seinen Frieden stöhret;
Bleibt, wo ihr Waffen brauchet, kühn,
Seid groß, wo Arglist kriechen lehret;
Folgt jeden Wink, wo Wilhelm spricht:
Ich will mein Volk soll mit mir lachen.
Seid arbeitsam bey Bürgerpflicht;
Lernt für des Staates Wohlfarth wachen,
Und da, wo Irrwahn Dank vergißt,
Dankt Gott, daß Wilhelm König ist.

Auch Dir Monarchin brennt mein Dank,
Und Ehrfurcht nährt mein wirkend Feuer.
Der Trenck, der bis zur Schmach versank,
Erschien bey Hofe ohne Schleyer.
Hier lachten mich die Fürsten an,
Die Fridrichs großen Stammbaum zieren;
Sie kannten mich als einen Mann,
Der nichts im Unglück kann verlieren,
Und zeigten was der Edle fühlt,
Wenn er auf den Bedrängten sieht.

Berliner Freunde, lebet wohl!
Mein Herz soll dankbar für euch glimmen;
Was ich für euch empfinden soll,
Wird ewig meinen Zweck bestimmen.

Ich

Ich sah! o Wonne! ja ich sah
In Euren Augen Mitleid funkeln,
Und alles was mir hier geschah,
Wird Mißgunst mir nicht mehr verdunkeln.
Der Beyfall den Berlin mir gab,
Ist mein Triumph und krönt mein Grab.

Ihr Helden für das Vaterland!
Mit denen ich die Waffen führte:
Auch Ihr reicht mir die Bruderhand,
Die Friedrichs Thron mit Lorbern zierte.
Welch Glück! ein Greis umarmet mich,
Der mich als Jüngling Bruder nannte;
Und Greise sagen: Bruder! dich
Verehrt, wer deine Seele kannte.
Bey solchen Auftritt steigt mein Muth
Und stürmt noch im Soldatenblut.

Gelehrte Männer für den Staat,
Wo Herzberg an der Spitze pranget!
Wer Euch, wie ich gesehen hat,
Wer mit der Klugen Beyfall pranget;
Wer in der Wissenschaften Bahn
Mit Euch nach Lorbeerzweigen ringet:
Den sieht die Welt mit Ehrfurcht an,
Wenn ihm sein Zweck bey Euch gelinget.
Ihr schätzt mich eurer Achtung werth,
Weil mich die Wißbegierde nährt.

Euch Bürger dieser großen Stadt,
Wo Trencks Geschichte Mitleid weckte;
Die meine Quaal erschüttert hat,
Noch da euch Friedrichs Zorn erschreckte:

Euch dank ich, wie ein Bruder dankt,
Der Bruderliebe Werth erkennet;
Wer mit euch um den Vorzug zankt,
Wo Patrioteneifer brennet:
Der hat schon so, wie ich, gezeigt,
Warum der Kluge seufzend schweigt.

Ihr Schönen! die mein Buch gerührt!
Die mein Geschick zum Mitleid regte,
Gönnt mir das Recht, das dem gebührt,
Dem Venus hier die Falle legte;
Mein Erstlingsopfer bracht ich hier,
Hier lernt ich schön und edel lieben;
Und diese Fühlart ist auch mir
Im grauen Kopfe treu geblieben.
Streut Blumen auf dieß graue Haar,
Und bildet Schüler, wie ich war!

Vor mir blinkt wenig Hofnungslicht,
Wo scheele Mißgunst auf mich lauert.
Man kennt den Werth des Mannes nicht,
Wo Wissenschaft und Ehre trauert;
Doch reißt mein Schicksal mich dahin.
Geduld! mein Rennlauf naht dem Ziele!
Weil ich mit Recht bedauert bin,
So lach ich bey dem Gaukelspiele.
Der Vorhang fällt: — dann folgt die Ruh,
Wer zusah, klatscht mir Beifall zu.

Ankündigung.

Da Herr Friedrich Vieweg der ältere, jetzt der einzige Verleger meiner sämmtlichen Schriften ist, und gegenwärtig außer diesen 3 Bänden meiner Biographie, auch die bereits bekannten 8 Bände meiner übrigen Werke gedruckt werden; so hat man sich bey demselben, oder bey seinen Correspondenten deßhalb allein zu melden, und nach Belieben zu pränumeriren oder zu subscribiren; beydes steht bis zum 1sten August offen.

Die Auflage wird in weit bessern Druck und Papier, auch viel korrekter als die Wienerische erscheinen. Wer auf alle 8 Bände subscribirt, der erhält sie gegen Bezahlung von 4 Reichsthalern. Wer aber einzelne Bände kauft, erhält einen jeden für einen Gulden, oder 16 Groschen, welches wegen der hiedurch entstandenen incompletten Exemplare nothwendig ist.

Inhalt der acht Bände.

1ster Band. Fabeln, Erzählungen und Satyren, durchaus Poesien.

2ter Band. Gedichte im Gefängniß zu Magdeburg.

3ter Band. Eine politische Abhandlung von dem Rectificationswerke in Oestreich.

Eine satyrische Abhandlung vom wahren und falschen Adel.

Eine

Eine Abhandlung von der unsichtbaren Leibeigenschaft in Böhmen, dem Pabst zugeeignet.

4ter Band. Von der Nationaltapferkeit; ein Buch welches allen Staatsmännern empfohlen wird.

5ter Band. Der macedonische Held; ein Heldengedicht zu Ehren des Tartusch.

Das jüngste Gericht; ein Gedicht nach Young.

Betrachtungen über den Tod.

6ter Band. Eine Philosophisch-practische Abhandlung vom wahren Glück und Unglück der Menschen; sehr lehreich.

7ter Band. Geistliche Schriften und Gedichte.

8ter Band. Das Schicksal der Frau Justitia an allen Höfen Europens; ein Gedicht im satyrischen Tone.

Einige Briefe und verschiedene Gedichte.

Da die Raubsucht der Herrn Nachdrucker im römischen Reiche unbegränzt ist, die auch sogar mir meine erarbeitete Vortheile zu zernichten suchen, so hoffe ich, daß die Liebhaber meiner Schriften mir die Gefälligkeit erzeigen, und sich allein bey Herrn Vieweg in Berlin melden werden, welcher Auflage und Verlag besorgt.

Bey dem Verleger dieſes Buchs, dem Buchhändler Friedrich Vieweg dem älteren, in Berlin, wie auch in allen Buchhandlungen Deutſchlands, ſind folgende Bücher für beygeſetzte Preiſe zu haben.

An den König der Britten über die Gottheit Chriſti, 8. 786. 6 gr.

Bahrdt (Dr. Carl Friedr.) griechiſch-deutſches Lexikon über das neue Teſtament, nebſt einem Regiſter über Luthers deutſche Bibel, welches auch Ungelehrte in den Stand ſetzt, dies Wörterbuch zu gebrauchen, und ſich über Dunkelheiten der deutſchen Bibel Raths zu erholen, gr. 8. 786. 2 thl. 8 gr.

— — die ſämmtlichen Reden Jeſu, aus den Evangeliſten ausgezogen und in Ordnung geſtellt zur Ueberſicht des Lehrgebäudes Jeſu, 2 Theile. 8. 787. 1 thl. 20 gr.

— — Syſtem der moraliſchen Religion zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker; allen Chriſten und Nichtchriſten lesbar. 1r Bd. gr. 8. 787. 1 thl. 2 gr.

— Deſſelben Buchs 2ter und letzter Band, gr. 8. 787. 1 thl. 8 gr.
(wird künftige Michaelmeſſe fertig.)

Bey-

Beyträge zu Berichtigung der Wahrheiten der chriſtl. Religion. Erſtes Stück. Ueber Glauben und Ueberzeugung. 8. 787. 8 gr.

Correſpondance familière & amicale de Fréderic ſecond, Roi de Pruſſe, avec U. F. de Suhm. Conſeiller intime de l'Electeur de Saxe etc. II Tomes. 8. 787. 1 thl. 12 gr.

— — le méme livre ſur Pappier fin d'Hollande. 2 Tom. gr. 8. 2 thl. 8 gr.

Fata et Res geſtae Jeſu Chriſti graece ex quatuor evangeliis ordine chronologico in uſum Scholarum et praelectionum academicarum, 8. 787. 12 gr.

Friedrich an ſein Volk, am Huldigungsfeſte Friedrich Wilhelms II. 4to. 786 2 gr.

Griffith Eſſays addreſſed to young married women. 8. 787. 7 gr.

Hartmann (I. D.) der Patriot am Grabe Friedrichs des Einzigen. 8. 786 2 gr.

Hermbſtädt (Dr. S. F.) phyſikaliſch-chemiſche Verſuche und Beobachtungen, 1ſter Band. 8. 786. 18 gr.

Hoffmann (G. L.) Gedächtnißpredigt auf das Abſterben Friedrichs des Großen, im Betſaale des Königl. Hofgerichts gehalten. gr. 8. 786. 2 gr.

Jugendſchauplatz, ein moraliſch-geographiſches Exempelbuch von einem praktiſchen Erzieher, 1ſter Theil. 8. 786. 10 gr.

— Deſſelben Buchs 2ter Theil. 8. 787 10 gr.
(erſcheint in der nächſten Michaelmeſſe).

Juvenal, überſetzt und mit Anmerkungen für Ungelehrte verſehen, von Dr. Carl Frd. Bahrdt. Neue verbeſſerte Auflage. 8. 787. 16 gr.

Lebens-

Lebensgeschichte (merkwürdige) des Friedrich Freyherrn von der Trenck, 3 Theile mit Kupf. 787. 2 thl.
(neue verbesserte und vermehrte Auflage.)

Lehrgebäude (ausführliches) der Reformirten. Erbaut auf die reine und unvermischte Lehre Jesu, von dem Verfasser des Sittenbuchs fürs Gesinde. gr. 8. 787. 1 thl. 2 gr.

Litteraturbriefe (neue). 18 Bändchen. 8. 787. 14 gr.

Lorenz (Joh. Gottl.) der erklärte Bürgereid in einer am 15ten Sonntage nach Trinitatis gehaltenen und hernach erweiterten Predigt, allen Preuß. Unterthanen zur Beherzigung empfohlen. 8. 787. 3 gr.

Die Ordnung des Heils, das ist: die biblischen Glaubenslehren und Lebenspflichten der Gläubigen in Versen, da das, was auf der ersten Seite enthalten ist, auf der andern erläutert, und mit Sprüchen der heiligen Schrift bestätiget wird. Nebst angehängtem kleinem Catechismo, welcher eingetheilt und erklärt ist. Zum Gebrauch der Schulen. 8. 787. 2 gr.

Plant, J. T., publizistische Uebersicht aller Regierungsarten sämtlicher Staaten und Völkerschaften auf der Welt kl. fol.

Plutarchi, Vitae parallelae, Themistoclis et Camilli, Alexandri et Caesaris. Ad optimas editiones expressae, adjectisque selectis varior. notis illustratae a C. H. Jördens. 8. maj.

Roussel (D. M.) Physiologie des weiblichen Geschlechts. Aus dem Französischen übersetzt von Christian Friedrich Michaelis. 8. 786. 16 gr.

Rügegericht, gehalten von Minos, Rhadamantus und Aeakus. Frühlingsgericht, 786. 8. 6 gr.

Sittenbuch (christliches) fürs Gesinde, worin demselben eine Anleitung gegeben wird, sich durch treue Beobachtung

achtung seiner Pflichten glücklich zu machen und seinen Stand zu erleichtern. Nebst Anzeige eines sehr wirksamen Mittels für Herrschaften, gutes und treues Gesinde zu bekommen. 8. 787. 3 gr.

Von der Trenck (Friedr. Freyherrn) das Schicksal der Frau Justitia bey allen Höfen Europens. Ein Roman und Gedicht. 8. 787. 4 gr.

Uebersicht (Statische) der vornehmsten Deutschen und sämmtlichen Europäischen Staaten in Ansehung ihrer Größe, Bevölkerung, ihres Finanz- und Kriegeszustandes, mit einem Anhang gleichen Inhalts, über den Nordamericanischen Freystaat. 786. kl. Fol. 1 thl. 18 gr.

Vieweg (Johan Gottfried) christlicher Sittenkatechismus. Ein Schul und Lesebuch für die Jugend, nach allen Umständen ihres Lebens. Mit einer Vorrede von J. Fr. Fedderſen. 8. 787. 7 gr.

Weihnachtsgeschenk für die Jugend. Enthält eine Samlung kleiner moralischen Erzählungen. 8. 10 gr.

In Commission.

Kirchen- und Ketzeralmanach, zweytes Quinquenulum ausgefertigt im Jahr 787. 8. 18 gr.

Letzte Unterredung

Friedrichs des Grossen

in der Todesstunde

mit

Pater Pavian,

einem Franciskaner-Guardian.

Ein Traumgesicht,

worinn man die Stufen des Menschenverstands von Leibnitz bis zum Affen abmessen kann,

von

Friedrich Frhr. von der Trenck.

1787.

Vorbericht.

Ich war in Potsdam; sah, im tiefsinnigen Schauder von Ehrfurcht gerührt, die Gruft des grossen Friedrichs, der mich unglücklich, aber auch klüger machte. Meine Feder ist zu ohnmächtig, das zu schildern, was eine erhabene Seele bei dem Grabe eines wirklich grossen Mannes empfinden kann; wenn sie fähig ist, aufbrausende Leidenschaften da im Zügel zu halten, wo der Weise die Ohnmacht seines todten Feindes ohne Vorurtheil betrachtet.

Nie hätte ich geglaubt, Friedrichs Urne noch wirklich in Potsdam zu sehen, und sogar bei derselben männliche Schwermuthsthränen zu vergiessen. Wer meine Geschichte ge-

lesen hat, der urtheile, aus welcher Quelle sie hervorbrachen.

Ich habe ohne Rache gesiegt; denn ein lebendiger Hund ist mächtiger, als ein todter Löwe. Gerührt . . . mit Zufriedenheit begeistert, und mit gefühlvollen Betrachtungen beschäftig, schlich ich von dieser stillen Wohnung ruhiger Todten in meine Kammer. Hier ergriff ich, von verschiednen Gefühlquellen zugleich berauscht, die Feder, und wollte aufbrausende Gedanken trocken niederschreiben. Ich schrieb Anmerkungen über Friedrichs Lebensgeschichte, zum Beitrag seiner angekündigten sämmtlichen Schriften. . . . Die Vernunft, die Vaterpflicht, auch vielleicht noch der Keim einer reinen Vaterlandsliebe, vielleicht aber allein Klugheit und Verbindung meiner persönlichen Lage im noch verwebten Schicksale, hielt mich aber zurück. Ich schrieb . . . und zerriß das Produkt eines empörten Gefühls . . . riß mich vom Tiefsinnigen

gen

gen und Schmerzerregenden los, und fiel auf satyrische Gedanken. . . Hier floß der strömende Stoff stürmend in die Feder. Ich schrieb diesen Kontrast zwischen einem ächten Weltweisen und einem dummen Franciskanermönch nieder; und nun werden meine Leser lachen, die mich bei etwaigem Ausbruch des im ersten Feuer entworfenen Gegenstandes entweder getadelt, oder bedauert hätten, weil man verwegenen Wahrheitsschreibern gern auf die Finger klopft, und die meinigen bereits von Gichtschmerzen gefoltert werden, folglich wenig mehr erdulden können, und Heilungspflaster bedürfen. In diesem erdichteten Gespräche kämpfte die höchst möglichste Franciskanerdummheit gegen Grundsätze des scharfsichtigsten Weltweisen. Der Ausschlag ist leicht zu entscheiden, und wird eben so regelmäßig erwiesen, als die gewöhnlichen Kontroverspredigten, wo der Redner allezeit nur so lange Recht behält, als kein Zuhörer mit dem Widerspruch

aufzutreten wagen darf. . . Gefällt diese Art zu schreiben? so werde ichs am Abgange dieses Versuchs bemerken, und alle Monate Etwas dieser Art nach Berlin schicken, welches ich in wenig Tagen mit gefühlvollem Herzen verlassen muß.

Ein

Ein

Gespräch im Reiche der Lebendigen,

eben

so wahrscheinlich, als die gewöhnlichen Gespräche im Reiche der Todten.

Ridendo docco.

Pater Pavian, ein Franciskaner, tritt in des Königs Kabinet, in seine lächerliche Mönchskutte gekleidet, mit raubbegierig funkelndem Mönchsauge, dicken herunterhängenden Lefzen, aufgeblasenen Posaunenengelbacken, Schaufellöhnlichen, vom Kopfe wegfallenden Ohren, in einer um den stinkenden Schmerbauch von Schweis triefenden Kutte, mit Amuleten, Skapulier, Rosenkranz und Reliquien um den Strickgürtel behängt, einen Weihbrunnkessel in der einen, und eine brennende Kerze in der andern Hand haltend. . .

Zu dieser Gestalt nähert er sich dem noch im Todeskampfe lächelnden Monarchen, der sich sogar in diesem entscheidenden Augenblick noch mit einem Gaukelspiele belustigen wollte. Der König betrachtet ihn mit sterbenden, aber noch im Tode selbst Tod- und Schreckdrohenden Augen, und fragt. . .

Was will er? Wer ist er? Was bedeutet diese Maequerade?

Darian. Ich bin ein Seraphin.*) Ich will Ew. Majestät Seele; und meine Masquerade gleicht der seraphinischen vollkommen, die Ew. Majestät bald im reinsten Glanze, um den Thron unsers Weltvaters und Erzpatriarchen, des überheiligen Franciskus erblicken, bewundern und umarmen werden. . . .

König. So werde ich denn in den Himmel kommen, Herr Pater?

P. Deswegen bin ich hier, um Ew. Majestät den Weg zu zeigen: deswegen bin ich, durch geheime Offenbarung, vom Geiste Gottes und des heiligen Vaters Franciskus hieher getrieben, um bei Ew. Majestät ein Wunderwerk zu vollziehen. Ich will Ew. Majestät von dem verfluchten Lutherthume bekehren. . . Ich bin der Mann Gottes, der heilige Prophet Habakak, welcher Ihnen das Seelengemüse in der Schüssel des allein seeligmachenden Glaubens, so wie dem Daniel in der Löwengrube, mit geweihten Priesterhänden zubringt, und Sie mit seraphinischer honigfliessender Stimme, zum Genusse derselben bewegen wird. Hier trag ich heimlich diese Seelenspeise, den lebendigen Gott unter meiner Kutte verborgen, den ich erst seit wenig Minuten aus Mehl und Wasser vom Becker backen

*) Es ist bekannt, daß die Franciskaner sich Seraphinen nennen. Der Orden heißt: Ordo Seraphicus, weil sie wegen ihrer Reinlichkeit diesen Titel auf Erden zu verdienen, wie im Himmel zu behaupten glauben.

backen ließ, und ihm durch meine Priestergewalt, die Verwandlung in Fleisch und Blut zuwege brachte. Hier, Monarch, ist der Gott in Brodsgestalt, den Sie genieſſen sollen. . . . Nur hurtig mit der Beichte heraus! damit ich Sie von allen Sünden, und wären sie auch noch gröſſer, als sie jemals das ganze menschliche Geschlecht, inclusive Adam, Judas, Luther und Calvin begehen konnten, begangen haben, oder immer begehen konnten, rein abwaschen und durch meinen Priestersegen absolviren könne. Nur geschwinde, Herr König! hier sind Sie nur ein armer Sünder; werfen Sie sich ohne Komplimente vor meine Füſſe. Hier bin ich Monarch; bei mir ist mehr, als Torcungewalt, ich kann Ihnen den Himmel aufschlieſſen; ich kann Ihnen einen ewig dauerhaften Thron mit dem Zeitlichen verwechseln, dessen Nichtigkeit und Unwerth sie jetzt nur gar zu wohl erkennen, empfinden und entbehren. . . . Nur entschlossen! nur kurz gemacht! wir haben keine Zeit zu verlieren . . . . was glauben denn Ew. Majestät?

B. Der König lächelt . . . bewundert das vor ihm stehende menschliche Ungeheuer, und antwortet:

Mein lieber Vater Pabian! bis dato frug mich noch Niemand, was ich glaube, seit dem ich König bin.

Ich glaube aber, daß ich den gesunden Menschenverstand allein deswegen erhielt, um das vor-

läufig zu prüfen, was ich glauben soll. Mein Verstand war allezeit arbeitsam, und der Müssiggang, die Trägheit gewiß nie meine Lieblingsneigung. Ich habe Denken und Prüfen gelernt, folglich konnte ich nie ohne Untersuchung, ohne Wahrscheinlichkeit, noch Ueberzeugung glauben, was mir ein Andrer sagt. Ihr Apostel Pauls sagt ja selbst: . . . Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding; er ist nur das Geschäft der Einfältigen. Mich aber hat man, Gottlob, niemals unter die Dummköpfe zu rechnen Ursache gehabt, folglich hab ich geprüft, untersucht, die Wahrheit entdeckt, und . . . . nicht geglaubt.

O O Himmel! o heiliger Franciskus! was muß ich hören? Ich habe zwar nie in meinem Leben die Bibel gelesen, weiß also nicht, was Pauls gesagt hat. Unser Pater Guardian verbot uns Allen das Bibellesen als eine Todsünde. Wir hatten des Paters Kochem Legende; dieses ist unser Evangelium, und wer kann an alle dem nur im mindesten zweifeln, was ein so heiliger Mann uns geschrieben und mit honigfliessender Beredsamkeit von dem, was er bei seinen Entzückungen mit lebhaften Augen gesehen, uns offenbart hat. Ew. Majestät hätten sonst kein andres Buch, als dieses, lesen sollen, so wären Sie nie in den vermaledeiten Unglauben verfallen, und der leidige Teufel hätte niemals Schlupfwinkel finden können, in Ihr Herz zu schleichen, noch Ihre Seele zu vergiften. Er allein hat

Ihr-

Ihnen das unselige verfluchte Denken eingeflößt; er hat Sie verleitet, Ihren Verstand zu brauchen. Wie bequem, wie heilig hätten Sie Ihre Lebenszeit genossen, wenn Sie eben so, wie alle fromme Christkatholische Könige, nie selbst so mühsam gedacht, und Ihrem Beichtvater die Sorge überlassen hätten, für Sie zu denken und zu handeln.

K. Schön gesagt, Herr Pater! War ich aber nicht als König verpflichtet, für das Wohl meiner Unterthanen zu denken, zu arbeiten, zu wachen?

P. Gott behüte! welche unnütze Sorge! Ew. Majestät dachten leider nur an das Zeitliche, und was ist alle zeitliche Glückseeligkeit gegen die Freudenvolle Ewigkeit? Je mehr der Unterthan gequält wird, je weniger Gerechtigkeit er hier auf Erden findet, desto mehr Einfluß haben wir Priester auf seine beangstigte Seele, desto eifriger strebt er nach dem Himmel, und kauft Ablässe, um dort zu finden, was er hier nicht hoffen, noch erhalten kann. Wir Priester haben diesen Auftrag von Gott selbst erhalten; die Könige sind nur unsre Werkzeuge, da, wo wir ihre Hülfe und zeitliche Macht brauchen, um Unterthanen mit Blut und Schwerdt zum Glauben zu zwingen. Der Statthalter Christi allein hat diese Sorge über sich genommen, den Monarchen zu gebieten, was sie thun und glauben sollen. Ein König hat weder Recht, noch Erlaubniß, sich in das Seelenheil seiner Unterthanen zu mischen; und ist dieses in unsern Händen, glaubt das Volk, und

muß

muß es einmal alles glauben, was wir ihnen zu glauben gebieten, dann iſt es ganz gleichgültig, wie es ihm auf Erden geht. Sie hätten ſich weniger darum bekümmern ſollen. Denken Sie nach! wenn die Brandenburger Soldaten nicht um Dero irrdiſche Staaten, ſondern für den allein ſeeligmachenden Glauben gefochten hätten; was würden Sie nicht durch Ketzerblutbad für eine hohe Staffel im Himmel verdient haben. Ich bin gewiß, Sie ſäſſen noch heute am Fußſchemel des heiligen Seraphinen-Vaters, mit ſeinem heiligen Ordensbande belohnt, mitten unter den heiligen Franciskanern ... Und wiſſen Ew. Majeſtät wohl, daß dieſer groſſe Vater bei Gott ſo viel vermag, als ein kluger Staatsminiſter auf Erden bei einem kurzſichtigen Könige? Er führt die Gerechtigkeitsſchaale in ſeiner Hand, und lenkt Gnade und Grimm, wohin er will. O irrig geführter Herr! Sie hätten wie Sardanapal, wie Caligula und Commodus, wie der heilige Ludewig, ihr Leben für ſich allein genieſſen können, wenn Sie nicht von der unſeeligen, unzeitigen Sorge für die Wohlfahrt Ihrer Knechte wären herum gepeitſcht worden. Genug, Sie waren einmal König; aber eben deswegen, weil Sie Ihre Krone ohne päbſtliche Einſetzung erhielten, war auch dieſelbe nur uſurpirt und ungültig. Deshalb allein ließ Gott dem Teufel die Gewalt, Sie in tauſend unnütze zeitliche Sorgen, Arbeit und ſogenannte Menſchenpflicht zu verwickeln; er verurſachte

ſachte Ihnen Regentenſcrupel, und eben hiedurch hat er den gröſten Theil ihrer verketzerten Unterthanen hinterliſtig weggeſchnappt, ja gar Ihnen ſelbſt har er die glühenden Krallen ſchon an die Gurgel geſetzt. Hätten Sie Ihre Soldaten nur gegen Ungläubige mit dem wahren Bekehrungsgeiſte angeführt, Sie hieſſen jetzt ein Held, wie Cortez, Pizarro, Bernard und Ludewig, und Ihre Sieger wären alle im Himmel, für vergoſſenes Ketzerblut belohnt, wenn ſie gleich in Todſünden gelebt hätten, und als Schurken geſtorben wären. Dagegen haben ſie wider die heilige Kirche, folglich wider Gott und ſeinen Statthalter gefochten, und ſind auch deshalb allein und von Rechtswegen, alle ohne Barmherzigkeit durch Dero Schuld verdammt. Wie werden Sie nicht von ihnen ausgehunzt werden, was wird das für ein ſchreckliches Spektakel ſeyn, wenn Millionen Preuſſen auf ihren Friedrich in der Hölle fluchen und läſtern werden.

B. Ich werde mitten unter ihnen ſeyn; denn ich war allezeit gern unter tapfern ehrlichen Leuten, die mich liebten, weil ich ſie anzuführen und ihr Vertrauen zu gewinnen wußte.

P. So fürchten Sie ſich denn auch ſogar nicht vor der Hölle?

B. Nein, Pater, beſonders wenn die Erfüllung Königlicher Pflichten Urſache wäre, daß ich verdammt würde.

Pater

Pater. Hätten Sie die elenden Menſchen, für die Sie ſo beſorgt ſchienen, alle in Hunger und Kummer verſchmachten laſſen; hätten Sie, wie Nero und Amurath, unter ihnen gewüthet; dann hätte ich Ihre Seele nach eignem Gefallen auch laſterhaft vergnügen, und dennoch allein durch meine Abſolution ſeelig ſterben können.

Alles hängt davon ab, wie man im letzten Lebensaugenblick denkt und glaubt. Gott der Herr, auch beſonders der heilige Franciſkus, als Patron aller Müſſiggänger und frommen Böſewichte, hat mehr Freude an einem Sünder, der Buſe thut, als an 99 Gerechten, die der Buſe nicht bedürfen. Es iſt alſo beſſer, weit beſſer, nach ſeinen Lüſten leben und gar keine Menſchenpflicht erfüllen, als ängſtlich für Ehre, Tugend und Seeligkeit ſorgen.

Die Kirche hat einen unerſchöpflichen Schatz von guten Werken heiliger Männer geſammelt. Aus dieſen habe ich Gewalt, einen beliebigen Vorrath zu nehmen, und alle Sünden des gröſten Böſewichts noch in articulo mortis rein abzuwaſchen. Ich nehme auch gar keinen Anſtand, Ew. Maj. ſogleich von aller Ungerechtigkeit, von allen Makeln der Seele zu abſolviren, wenn Sie mir nur ſagen wollen, (ob Sie es gleich im Herzen nicht glauben) daß Sie Reue und Leid empfinden, und in die Brüderſchaft und Affiliation des heiligen Franciſkus aufgenommen zu werden wünſchen. . . Friſch! nur kurz entſchloſſen! ich zieh Ihnen gleich meine

Kutte

Kutte an. . . und falls Sie dann auch der Tod überraſcht, ehe Sie mir beichten können, ſo iſt Ihre Seele ſchon gerettet; denn wo dieſe glänzt, da darf kein Teufel in die Nähe treten. Sagen Sie mir auch nur, daß Sie in dieſelbe eingekleidet zu werden wünſchen. . auch dies iſt ſchon genug, Ihre arme Seele zu retten. Die Privilegia, welche unſer Welterlöſer dem Weltheilande, unſerm Vater Franciskus, mündlich gab, und ſchriftlich beſiegelte, ſind im allerausgedehnteſten Verſtande für unſer heiliges Ordenskleid anzuwenden. Sogar ein Menſch, der im Vatermorde ſtirbt, iſt ſicher im Himmel, wenn er nur im letzten Hauche wünſcht, in unſre Kutte begraben zu werden. Sogar den Schatten derſelben flieht der Satan, und Pater Kochem hat in der ganzen Hölle nicht eine gefunden.

B. Das ſind wirklich groſſe Privilegia, Hr. Pater, und ſchlechte Zeugniſſe von der Gerechtigkeit des Weltvaters. Hat aber auch dieſer ehrwürdige Papa alles beſtätigt, was der gutherzige Sohn ſeinem Lieblinge Franz ſo unbedachtſam verſprochen hat?

P. Drei ſind, die da zeugen im Himmel, der Vater, der Sohn, und der Geiſt, und dieſe drei ſind Eins; folglich ſagen drei eben das, was Einer geſagt hat.

B. Dieſes lauft gerade gegen meine arithmetiſche Grundſätze. Ich habe das Gegentheil gelernt,

lernt, daß drei nicht eins und eins nicht drei seyn könne.

P. Eben das ist das grosse uns verstaute Geheimniß. Deshalb müssen wir glauben und nicht denken.

B. Also auch nicht zählen, Herr Pater? Ich glaubte alle ein, daß drei Millionen Thaler mehr sind, als Eine Million; und da, wo eine Million wirklich ist, kann ich nie zwei Millionen auszahlen, und eine übrig behalten.

P. Wir wollen uns hierinn nicht aufhalten. Genug, daß drei Elemente zusammengesetzt, doch nur einen Körper bilden können; weiter ist uns nicht erlaubt, in Wahrheiten zu forschen, die eben deshalb, weil sie unbegreiflich sind, nur so geglaubt werden müssen, wie wir haben wollen, daß sie geglaubt werden sollen. Deshalb habe ich Ihnen ja auch schon gesagt, daß Denken die grösste Sünde ist, die ein vernünftiges Geschöpf begehen kann. Die Vernunft muß unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen gehalten werden, sonst wird man sicher ein Ketzer; und die heilige Kirche verdammt alle Ketzer.

B. Was ist denn im wesentlichen Verstande die Kirche?

P. Die Kirche ist Gott, und Gott ist die Kirche.

B. Und wie dieser Kontrast?

P. Gott hatte von Anbeginn eine Kirche, und

Moses

Moſes war ihr Statthalter. Er fand ſeinen erſten Entwurf nicht wohl überdacht, und machte einen neuen Plan; der Pabſt wurde Statthalter Gottes auf Erden. . . Er ſchuf neue Patriarchen; Ignaz, Franciskus, Dominikus, Bernhardus erſchienen in vollem Glanz. . . . Ihre Ordensbrüder erhielten den heiligen Geiſt, den ihm die heil. Apoſtel mit allen Privilegien hinterlieſſen. Dieſe zuſammen hielten Koncilia, entſchieden Götterſprüche, und das, was ſie beſchloſſen, heißt Kirche, oder vielmehr Gottes Gebot. Was nun dieſe Kirche zu lehren beſchloſſen hat, das müſſen wir glauben, auch mit unſerm Blute beſiegeln; auch alles das ermorden, verabſcheuen, und zur Hölle verdammen, was ſich erfrecht, an dem zu zweifeln, was Gott ſelbſt durch ſeine Kirche zu glauben befohlen hat.

B. Schön geſagt, gründlich erwieſen, herrlich für den Menſchenverſtand argumentirt, Herr Pater, Sie werden mich gewiß überzeugen . . . . Aber ſagen Sie mir, lehrt die Kirche in Siam, in Pecking, in Konſtantinopel nicht eben das? Und ſind nicht alle Traditionsbeweiſe aus ganz ähnlichen Gründen hergeleitet?

P. Wir kommen zu weit in unnützes Geſchwätz. Ew. Majeſtät haben keine Zeit mehr übrig; Sie werden ſchon am verfluchten Voltaire, Leibnitz, La Metrie, und ihres Gleichen ſehen, wohin ſie ihr ſpitzfindiger Eigendünkel verleitet hat, und ihren

Unsinn beweinen. . . Wir wollen in unserm Glaubensbekenntnisse fortfahren, um geschwind fertig zu werden. Was glauben denn Ew. Majestät vom Pabst?

K. Ich glaube, daß er vor etlichen Jahren ein Hauptmeisterstück der römischen Staatsklugheit ausgeführt hat, da er in der Residenz des Kaisers zu Wien, vom Balkon des Kriegskollegii, unter Abfeurung der Kanonen, und mit seiner dreifachen Krone wirklich gekrönt, öffentlich dem Volke seinen Seegen gab; da er die Grossen des Reichs vor sich auf Knieen sah, und in der Hauptkirche seinen Thron auf den Hochaltar setzte. Mehr hat noch kein Pabst in dem Lande eines Monarchen gethan, noch zu thun Erlaubniß erhalten. Ich glaube also, daß der gegenwärtige vom wahren heiligen Geiste regiert wird, weil er ihm den Gedanken einflößte, nach Deutschland zu reisen, wovon man die Folgen bald empfinden wird.

P. Was glauben Ew. Majestät von den zehn Geboten Gottes?

K. Die Erfüllung des ersten und andern war mir eben so gleichgültig, als sie dem grossen Weltvater seyn muß, der wirklich keinen Namen hat, und dem es ohnfehlbar gleichgültig seyn muß, ob er in verschiednen Sprachen und Begriffen, Sichut, Jupiter, Jehovah, Astharoth, Apis, Zebaoth, Fitzlipuzli, oder Molech genannt wird.

Das

Das dritte Gebot, welches Müſſiggänger privilegirt, war für meine entvölkerte Staaten nicht vortheilhaft. Im preuſſiſchen kalten und regneriſchen Klima verdirbt ein müſſiger Feiertag oft ganze Felder zur Zeit der Erndte. Arbeiten war bei mir niemals Sünde, und nach verrichteter Arbeit konnten meine Unterthanen ruhiger beten. — Auf das vierte Gebot hielt ich ſehr ſtrenge, weil in demſelben die wahre Quelle aller Subordinationsvortheile ſteckt. — Für das fünfte hatte ich Galgen und Räder, um Verbrechen zu ſtrafen, auch gute Grundſätze in meinen Erziehungsanſtalten, für Menſchenliebe und Patriotismus. Den römiſchen Ablaßhandel entfernte ich aus meinen Staaten; ich bildete gute Bürger, und keine privilegirte Mörder. Deshalb hatten die Mönche keinen Einfluß auf meine Pflanzſchulen; und das Negotium mit guten und böſen Werken im Stichhandel fand keinen feſten Fuß zu Monopolien. Was ich übrigens ſelbſt getödtet habe, geſchah entweder aus Klugheit, oder Kriegsraiſon; und beide vergleichen ſich recht gut unter dem Schuze monarchiſcher Rechte, mit dem buchſtäblichen Gebote. Die Unglücklichen, welche das Loos als Staatsopfer traf, habe ich nicht ſelbſt getödtet. Meine Schuld war es nicht, wenn ihr Gliederbau, oder ihre Seele zu ſchwach war, um ihre Gefängnißfoltern zu ertragen. Es war alſo ihre Schuld, wenn ſie zu früh ſtarben.

Das sechste Gebot überließ ich dem menschlichen Gefühl und Verstande, einem jeden nach seinem Geschmacke. Auch Kardinäle hätten Zeitvertreib in Potsdam gefunden. Gegen Ausschweifungen wachte die Polizei; die Ehebrecherinnen ließ ich aber nicht steinigen, und die Ehebrecher behielten ihre Köpfe.

Das siebente Gebot wurde genau beobachtet; aber Keiner wurde gehenkt, den man nicht erhaschen und überzeugen konnte. Man beschuldigt mich zwar selbst, ich hätte falsche Münze geschlagen; aber dies war Ephraims, und nicht meine Sache. Ich mußte connivendo zusehen; und wenn aus diesem kleinen Uebel die Erhaltung meiner Staaten erfolgt ist, so blieb ich allezeit in reservatione mentali, allen Schaden meiner Unterthanen zu ersetzen, so bald ich könnte. Nun sind sie im Durchschnitt gewiß alle reicher und glücklicher, als vor 40 Jahren, folglich bin ich gerechtfertigt. Uebrigens befahl ja Gott selbst seinen Israeliten, die Aegypter zu bestehlen; und was ich meinen Feinden nahm, das heißt im militairischen Wörterbuche nicht rauben, sondern Beute machen, und Kontribution ausschreiben.

Das achte Gebot ist in London, Wien, Rom, und besonders im ganzen Pabstthum nothwendig, wo man Ehre und Tugend entbehren kann. Meine Pommern und Brandenburger sind ehrliche Leute; und wer in Preussen falsches Zeugniß giebt,

der

der heißt und bleibt ein Schurke in Ewigkeit, wenn er gleich in Loretto gebeichtet, und in Mariazell den Ablaß geholt hätte.

Mit dem neunten und zehnten Gebot ist es wunderbar bei mir hergegangen. Meine Unterthanen durften Alles begehren, Haus, Knecht, Vieh, Magd ꝛc. ꝛc. aber sie durften nichts mit Gewalt nehmen, ausser zuweilen etwas von den Letztern. Ich selbst begehrte Schlesien, und erhielts; ich begehrte Polnisch-Preussen, und erhielts. Ich hätte noch weit mehr begehrt, um mich (nach dem jetzigen Modeausdruck der Monarchen zu sprechen) zu arrondiren. Auf einmal aber fieng Maria Theresia, Elisabeth, August, Ludwig, Gustav, und weiß Gott wer, alle auf einmal an, meine Provinzen zu begehren; dies hielt mich in meinem Begehren zurück. . . . Ich ließ ihnen von allen meinen Kanzeln das neunte und zehnte Gebot vorpredigen; ich drohte mit Mosis Fluch, mit den Stücken seiner am Sinai zerbrochenen Tafeln; nichts half; sie blieben verstockte Sünder, begnügten sich auch nicht am Begehren, sondern fiengen wirklich an, zu nehmen . . . und verspotteten die heiligen zehn Gebote Gottes. Hier suchte ich nicht Zuflucht bei Mose und den Propheten; die Erde wollte sich auch nicht aufthun und sie als Uebertreter des zehnten Gebots verschlingen. Ich griff also zur Eigenmacht und Nothwehr, meine Kanonen wurden die donnernde Stimme des ergrimmten Zebaoth, ich

war der Ausleger dieser Worte. Meine 200,000 Priester in blauen und weissen Röcken, mit feuerspeienden Wanderstäben in der Hand, demonstrirten à posteriori die Grundsätze meiner Rechte, und ich erhielt Alles, was ich ehemals begehrt, auch genommen hatte; sie hingegen hatten viel begehrt, und erhielten nichts; vermuthlich weil der Gesetzgeber der zehn Gebote ihren Verstand verfinstert und ihre Augen geblendet hatte, um das nicht zu sehen und zu nehmen, was sie sehen und nehmen konnten. Vielleicht hatte auch der Herr der Heerscharen vor meine Grenadiere zuweilen die Hornissen hergesandt, oder es so gemacht, wie meistens in der jüdischen Geschichte alle Bataillen entschieden wurden, — wo es in der Erzählung des heiligen Geistes, ihres Geschichtschreibers, heißt: Und der Herr gab, daß sie mit Blindheit geschlagen wurden, und des Einen Schwerdt wieder des Andern war; und sie erwürgten sich alle selbst, daß Keiner entrann.

Genug also von der Art, wie die zehn Gebote von mir benutzt und verehrt wurden; ich gab noch eins hinzu:

Du sollst nicht raisonniren.

Moses sagte: ihr sollt nicht murren . . . und das war das wirksamste von allen Geboten, welches ich auch meinem Volke, als den ersten Glaubensartikel, einprägen ließ

P. Jetzt

P. O. Jetzt hab ich, Gottlob, genug gehört, und bin wenigstens sehr überzeugt, daß Ew. Majestät kein Freigeist sind, weil Sie ja alle zehn Gebote Gottes noch so fertig im Kopfe haben, als wenn Sie erst heute aus der Katechismusschule gelaufen wären. Nun gut, sehr gut. Ich hätte zwar viel einzuwenden, wir Seraphinen sind aber sehr nachsichtig bei menschlichen Schwachheiten; und wenn unsre Beichtkinder nur die Gebote der Kirche halten, dann fragen wir wenig nach dem Mosaischen Tafelgesetze. Was halten denn Ew. Majestät von unsern heiligen Kirchengeboten?

K. Schwatzen mir nicht von diesen Gaukeleien vor, Herr Pater! Ich glaube, daß eben diese Rom reich gemacht haben, und den Mönchenschwarm hervorbrachten. Denn weil Jedermann Messe hören und beichten muß, so ist eine Priesterarmee nothwendig, um so viel Arbeit zu bestreiten. Das Fegfeuer war eine herrliche Erfindung für den päbstlichen Beutel, und für die Rekrutirung seiner Legionen. Ich cedire dem Pabste gern alle Einkünfte meiner Monarchie, wenn er mir seine Fegfeuerkasse überlassen will. Der Gedanke, welcher dieses Kirchengebot hervorbrachte, war vortrefflich. Da aber meine Unterthanen meistens in die Hölle kommen, weil sie Ketzer sind, so wird für ihre arme Seelen auch nichts bezahlt. Für die meinige zahle ich auch keinen halben Gulden, weil ich weiß, wohin sie gehört. Ich will auch keine Seele erlösen,

die in einem Böſewicht wirkte, und zu gerechter Strafe verurtheilt iſt.

P. So haben Ew. Majeſtät bei allen Ihren groß ausgeſchrieenen Heldenthaten, bei allen ängſtlichen Sorgen für die Erfüllung Ihrer Regierungspflichten, nicht einmal ſo viel gethan, als der allergeringſte Franciskaner. . . Sie haben keinen Gott gemacht, keine Transſubſtantiation geglaubt, keine, auch nicht Eine arme Seele aus dem Fegfeuer erlöſt, keine Kontrovers-Predigten gehalten, keine Prieſterweihe, ſondern nur Monarchenernſam auf Ihrem Kopfe getragen, den allein die Prieſterhand zu fabriciren berechtigt iſt. . . Wie klein wird alſo unfehlbar der hier ſo groß geweſene Friedrich in jener Welt erſcheinen. . . . Hurtig alſo, meine Kutte angezogen, dann ſind Sie gleich ein Seraphin im Himmel, und ſtehen im erſten Gliede unter allen Heiligen. Sie ſollen mit uns im ewigen Chor Litaneien brüllen. Tragen Sie noch Bedenken? Der Heiligſte aller Heiligen, der noch wirkliche Beichtvater unſers Heilandes Jeſu Chriſti im Himmel, der gröſte unter allen Menſchenkindern; der gleiche Gewalt mit Gott, durch Gott, in Gott erhalten hat, der am jüngſten Gerichte auf einem Regenbogen ſpazieren fahren wird; der allmächtige Vater Franciskus winkt und ruft Sie, um ſich ſeiner Vorbitte würdig zu machen. Gott der Vater iſt ſein Buſenfreund, Gott der Sohn ſein Miterlöſer des menſchlichen Geſchlechts; den Heiligen Geiſt hat er

ſelbſt

ſelbſt mit Weizen- und Hanfkörnern gefüttert, da er noch auf Erden, in Geſtalt einer Taube, herumflatterte; und mit der Mutter Gottes lebt er eben ſo vertraulich, als ein Pater Guardian mit ſeiner Schweſter in Chriſto Jeſu. . . . Kurz geſagt, er iſt Alles, er vermag Alles, . . . kann aber keine arme Seele leiden, die ohne ſeine Ordenskutte auftritt. Nur zum Werk, Ew. Majeſtät . . . Wenn Sie dann auch keine Zeit haben, Dero Beichte zu vollenden und das Viaticum zu empfangen; wenn auch Reu und Leid, und Glaube, Liebe, Hoffnung, die drei geiſtlichen Tugenden, ausbleiben; ſo können Sie doch durch mich ſelig werden. Ich merke, Ihre Augen brechen. . . O weh! . . . Empfangen Sie hiermit den letzten Chryſam . . . .

Nun ſchmierte Pavian dem Könige Salz und ſtinkend Oehl in den Mund, beſprützte ihn mit Weihwaſſer . . . . und der ſterbende Monarch gab ihm eine Ohrfeige.

P. Gottlob! nun hab ich gute Hoffnung, rief Pater Pavian. Nun hat Dero ſündige Hand doch meine Prieſterweihe berührt, ſie ruht noch auf meinem Busgürtel, folglich bewilligen Ew. Majeſtät facte die Einkleidung, und nun iſt Satan ſchon in der Flucht und kann der Seele nicht mehr ſchaden, die unter dem Schatten meiner Kutte im Seraphinenglanze zum Himmel fahren muß. Attigit, et ſufficit pro ſanctitate. Ich gebe das Zeugniß.

Was glauben Ew. Majeſtät denn, als mein nunmehr ſo auf als wirklich eingekleideter ſeraphiſcher Bruder, von Himmel und Hölle? Gewiß nichts anders, als was Voltaire, Pope, La Mettrie und alle verfluchte Freigeiſter ihrer Art von derſelben glaubten. Es ſcheint mir auch, daß der verfluchte Erzfeind unſers heiligen Ordens, der unſelige Trenck, auch nichts anders davon glaubt, als was Moſes und die Propheten davon lehrten und glaubten. Wahr iſts, daß dieſe guten Leute wirklich vergeſſen haben, im alten Teſtamente von dieſer Kleinigkeit Erwähnung zu machen. Es thut aber nichts zur Sache; wir dürfen ja nur glauben, daß Himmel, Hölle und Fegfeuer erſt etliche tauſend Jahre nach Abraham, Moſes und Iſrael geſchaffen wurden, ſo haben alle Scrupel ein Ende. . .

B. Was ſchwatzt er mir da für albern Zeug vor, Pater! Warum nennt er mir denn den Trenck auch unter den groſſen Männern, den ich ſeit 40 Jahren niemals wollte nennen hören, weil ich wußte, daß ich ihm viel Unrecht gethan hatte. Wir Monarchen müſſen nie widerrufen, was wir einmal entſchieden haben. Ich mögte dieſem Menſchen nie in der Ewigkeit begegnen, um Vorwürfe zu hören. Und noch würde es mich verdrieſſen, wenn er durch mich die Martyrerkrone verdient hätte, und neben mir auf einem weiſſen Schimmel vor dem Throne des Lammes herumgaleppiren wollte. Der verfluchte Kerl war auch ein guter Reuter, er diente

bei

bei meiner Garde du Corps mit Ehren. Ich wollte aber lieber, daß ihn der Teufel reuten mögte, als daß ich ihn mit Siegspalmen gekrönt im Himmel Harfen spielen sehe, wenn ich wol gar mit meiner Flöte dazu secundiren müßte. Ich bleibe auch noch nach dem Tode unversöhnlich. . . . Der Mensch muß nie unter meine Augen kommen, nie sein Name genannt werden, wo ich bin.

D. Und warum ein solcher versteinerter Haß? Das ist ja nicht christlich.

B. Mein Haß ist aber majestätisch, folglich ewig unauslöschlich. Die wahre Ursache bleibt ein ewiges Geheimniß. Ich will sie nicht sagen; und er denkt zu edel, um sie jemand bekannt zu machen. Er hat keine Schandthat begangen, keine Strafe verdient, und dennoch kann ich ihm nicht verzeihen. . . .

D. O hätten ihn Ew. Majestät nur in Magdeburg verschmachten lassen, so hätte er seine vermaledeite Feder nie gegen unsern heiligen Orden brauchen können. Im Kerker wäre er als ein Tugendmartyrer gewiß seelig gestorben; nun ist er aber deswegen allein, weil er unsern Erzvater Franz in seinen Ordensbrüdern beleidigte, uns die Larve von den Ohren riß, ohne Barmherzigkeit, noch dazu ewig unglücklich, also zeitlich und ewig verdammt, weit tiefer verdammt, als alle die Schelme die unsern Herrgott gekreuzigt haben. Doch genug

aus hievon. Was glauben Ew. Majestät dann von Hölle, Himmel und Fegefeuer?

K. Ich glaube, daß die Hölle nach biblischem Verstande eigentlich unser Grab bedeute, wo man nicht mehr empfinden kann. Der Himmel sey auch so schön, wie ihn Johannes in seiner Offenbarung schildert; so verlange ich doch nicht dort zu seyn, wo man mit ewigem Nichtsdenken unbeschäftigt leben soll. Meine Krone auf Erden war mir schon so beschwerlich, ob gleich mein leichter Huth sie nur vorstellte, daß ich keine hundertpfündige goldne im Himmel zu tragen verlange. Weisse Pferde hab ich auf Erden nie geritten, und im Himmel will ich auf keiner weissen Schindmähre paradiren; wo mein Fuchs nicht ist, den ich bei Molwitz ritt, da will ich auch gar nicht reiten. Und Heiden mit eisernen Peitschen prügeln, wäre auch keine Glückseeligkeit für mich. Ich prügelte selten selbst auf Erden; hiezu hatte ich Korporale und Scherzen. Und was wäre das für eine Vergnügungsart, für eine traurige Gesellschaft, lieber Pater, wenn ich in Ewigkeit mit lauter stinkenden Seraphinen Derselben Gattung umgehen sollte, die niemals groß denken, noch edel handeln und vernünftig sprechen gelernt haben; bei denen grobe Unwissenheit die Lieblingsbeschäftigung ist. . . Gott behüte mich vor solchem Himmel. . . In den Elisäischen Feldern wollte ich lieber mit alten Helden und Weltweisen des Heidenthums leben, als mit allen christlichen Heiligen.

gen, von der Langeweile im ewigen Nichtsdenken gefoltert werden.

P. O weh! so ist dann nichts denken, nichts thun eine so grosse Plage. Mich dünkt Ew. Majestät irren sich sehr. Wie gern schlafen Sie ruhig! Sie werden aber durch Träume geschreckt, und durch Ihre Arbeitsamkeit aufgemuntert. Wir Seraphinen hingegen, wir privilegirte Müssiggänger Gottes des Allmächtigen, wir schlafen in Ewigkeit, ohne jemals zu denken, noch zu träumen. Welch ein Glück kann wol gröſſer seyn? Nicht wahr, Herr König, es ist ja ein weit gröſſeres Vergnügen, wenn man sich von seinem Pferde recht bequem kann bewegen lassen, als wenn man im tiefen Sande, oder Sumpfe zu Fusse mühsam gehen muß. Besser also, Andre für sich denken lassen, und glauben, daß wir alle zur Bequemlichkeit des Nichtdenkens geschaffen sind, als durch Arbeitsamkeit klüger, oder berühmt zu werden bestreben. Haben Ew. Majestät wol jemals einen Franciskaner am Pflug, oder in Dero Staatskabinet arbeiten sehen? Wir predigen auch zuweilen, aber wir dürfen eben nicht auf die Predigt studiren. Wir erzählen dem Volke Mirakel und Etwas aus der Legende der Heiligen, daß heißt Gotteswort; und deutlich dürfen wir just nicht sprechen, man glaubt uns alles, auch was wir lügen. Unsre schwerste Arbeit ist das Chorsingen in der Nacht; aber wir sind es schon so gewohnt, daß wir auch im Himmel singen werden,

ohne

ohne zu wissen, daß, noch was wir singen. Desto fleissiger wird die Gurgel befeuchtet. Omnia in majorem Dei gloriam et Sr. Francisci. Alles, Alles zur Ehre Gottes und des heiligen Franciskus. Wir haben das beschwerliche Amt der Seelensorge, deshalb lesen wir täglich unsre heilige Messe. Aber so unbequem auch diese Verrichtung, wegen des vielen Kniebeugens und der heiligen Maskerade ist; so dient sie uns doch nicht allein zum Zeitvertreibe, sondern auch, um in wenig Minuten einen halben Gulden zu gewinnen; und mit der Verwandlung sind wir weit geschwinder fertig, als der Becker, der die Gestalten gebacken hat. Uebrigens befinden wir uns auf Erden recht wohl, in unsern zwar rauhen, aber uns sehr bequemen und bereits gewohnten heiligen Kutten. Der Bekehrungsgeist treibt uns zuweilen umher; aber die Matronen, denen wir die Affiliationen, nebst den Lukaszetteln, Amuleten und Ablaßreliquien zutragen, wissen uns nimiodum bene zu laben, zu erquicken ... Glauben Ew. Majestät nur sicher, eine Kutte des heiligen Franciskus ist ehrwürdiger, macht auch glücklicher, ruhiger und seeliger als ein Purpurkleid auf dem Thron. Wohl dem, der einmal darinn steckt. . . Er ist auf ewig gepanzert, wie eine Schildkröte; die Welt ehrt, und der Teufel fürchtet ihn; er aber sitzt in seinen Schaalen, wie Diogenes im Fasse, blickt die Zähne, frißt, säuft, buhlt nach Belieben, und flattert endlich mit sammt

dem

dem Schilde, das ihn deckt, schnurgerade in den Himmel hinauf, wo ihm noch dazu grosse Flügel wachsen, und der bekuttete Seraphin stante pede, im ewigen Choral Litaneien röchelt. Auch zu dieser höchsten Ehrensessel können sich Ew. Majestät schwingen, wenn Sie nur wollen; nur die Kutte angelegt.

B. Wie würden meine Grenadiere über eine solche Verwandlung lachen, wenn sie ihren grossen Friedrich in einer ganz neuen Masquerade erblickten. Wenn nun Ihre Kleidung allein so viel vermag; so sind ja die Läuse, welche in derselben generirt werden, leben und sterben, gewiß auch seelige Läuse.

P. Gewiß unendlich glücklicher, als alle andre Läuse. Wir schlagen keine todt; sie vermehren sich nach Belieben, schmausen lebenslänglich in unserm fetten heiligen Schweiße, geniesen Ruhe in warmen Wohnungen, denken eben so wenig, als wir; und da die Kutte mit uns reiset, so werden sie auch ohnfehlbar unter allen Läusen, die mit uns verklärten Läuse.

B. Glückseelige Geschöpfe! ihr seyd ohne Messias glücklich geworden. Aber lieber Pater, nun auf das Vorige zu kommen. — Wozu bedurfte dann der Allmächtige eine so buntfarbige Gesellschaft von Heiligen? warum wählte er nicht lieber die grossen Geister des Heidenthums, die tugendsamen ehelichen Männer, die guten Regenten zu seinem

nem Zeitvertreibe? Liebt er vielleicht selbst den Müssiggang, oder die Bekehrungsseuche, daß Franciskus, Loyola und der barbarische Dominikus, seine besten Freunde geworden sind?

D. Dem allmächtigen Gott gefiel es von Ewigkeit her, nicht nach dem Geschmack Ew. Majestät zu regieren. Ew. Majestät waren nur Mensch, den die Leidenschaften der Ruhm- und Herrschsucht herumpeitschten. Sie wollten ohne Minister regieren, und konnten doch die Armee nicht ohne Generale und Adjutanden kommandiren. Gottes Kriegsheer gegen die Teufel führte der Erzengel Michael, er selbst blieb ruhig zu Hause. Er hat die Gewalt, sich die Regierungslast zu erleichtern. Bequemlichkeit ist das höchste Gut, warum sollte er sich diese nicht selbst verschaffen? Deßhalb schuf er sich die Patriarchen und Heiligen, welche seine Lieblinge, Minister und Generale sind; durch diese regiert er die Welt. Und seine liebreiche Frau Mama empfängt ihre Rapporte wieder von den heiligen Jungfrauen, wobei Maria Magdalena, Theresia und Gertrudis die ersten Rollen spielen. Und diese trägt nur das nach Belieben vor, was Seiner göttlichen Majestät keinen Eifer, noch Zorn und Rachsucht verursachen kann. Man weiß aus dem alten Testamente, wie jähzornig und grausam er zuweilen an Kindeskindern strafte. Seitdem ist der gute Mann älter geworden, seine Leidenschaften sind noch aufbrausender, als jemals, weil es ihm wirklich

lich schon öfters reuete, daß er die Menschen ge-
macht hat. Eben deßhalb erhält man ihn immer
mehr in seiner Ruhe, und bringt ihm nicht alles
vor, was auf Erden vorgeht. Ew. Majestät müs-
sen gewiß einen gutherzigen Schutzengel gehabt
haben, der nicht alles rapportirte, was er sah,
der kein Fuchsschwänzer bei seinem Abendrapporte
war, nur Alles zum Besten anwandte; sonst wä-
ren gewiß längst etliche Legionen Teufel nach Pots-
dam kommandirt worden, um Sie nebst Ihrer
ganzen Ketzerarmee in die Hölle zu stürzen. Er
sah aber von Ewigkeit her, noch ehe Ew. Majestät
gebohren wurden, daß ich heute den 17ten August
1786 durch Zulassung Gottes und Vorbitte des hei-
ligen Franciskus, bei dem Todtbette auftreten,
und Sie noch seelig machen würde. Jetzt befehlen
Sie nur auf diesem Todtbette, daß alle Ihre Un-
terthanen gleichfalls das Glaubensbekenntniß able-
gen, und zum allein seeligmachenden Glauben sich
bekehren sollen. Machen Sie mich zum Pater In-
quisitor, errichten Sie ein heiliges Tribunal in
Sans-Souci, wir wollen gewiß Sans-Souci
drein würgen, brennen, foltern und metzeln, bis
entweder das Land entvölkert, oder der ganze Hau-
se katholisch ist. Es mag überbleiben, was da
will; und wenn auch nur 10 Preussen seelig, und
3 Brandenburger, oder Pommern in Rom heilig
gesprochen werden; so haben Sie mehr gethan, als
wenn Sie die ganze Welt erobert, und eine Be-

völkerung von 30 Millionen Menschen zuwege gebracht hätten, die alle zum Teufel fahren müssen, weil sie als Ketzer sturben.

B. Edel gedacht, Herr Pater! Sie sind ein wahres Werkzeug der römischen Politik. Pater Bernhard konnte nicht besser an der Spitze seines Kreuzzugs argumentiren. Aber warum wenden Sie sich nicht lieber an den Kaiser Joseph, der ihre Klöster verstört, und die Seraphinen in brauchbare Staatsbürger verwandeln will?

P. Weit gefehlt! der Kaiser thut uns kein Leid, vielmehr Alles, was Rom will, und wir längst gewünscht haben. Es ist wahr, er hat uns einige Klöster genommen, aber im wesentlichen Verstande, haben wir hierdurch nichts verlohren, sondern vielmehr gewonnen. Denn

1. Betrachtet uns das Volk gegenwärtig und verehrt uns als Martyrer. Der Kaiser hat uns nie gefüttert; sein Volk versorgte unsre Küche und Gurgel, und dieses denkt und handelt noch eben so, wie zuvor. Wir wissen die Leute schon nach unsern Absichten zu lenken, und haben nichts verlohren.

2. Unsre Mönche aus den aufgehobenen Klöstern sind auch weit glücklicher, als sie waren. Sie leben und schmausen jetzt mit ohngebundenem Willen. Der Kaiser giebt einem jeden 300 fl. jährlich zu verzehren; rechnen Sie hierzu den täglichen halben Gulden für die Messen und alle Nebenaccidentien.

tien, inclusive der heimlichen Testamentsdonationen, und Geschenke von frommen Matronen oder bösartigen Hofräthen, die wir mit Ablässen im Kappzaume zu leiten wissen, so ist ein jetzt kloßerfreier Franciskaner in Oestreich gewiß glücklicher, auch reicher und mächtiger, als er in seinem Kloster war.

3. Der Monarch, um hin und wieder unsre Pensionen zu ersparen, giebt uns nunmehr reiche, einträgliche Pfarrstellen, und braucht uns auf dem Lande, als Prediger und Vikarien. Könnten wir mehr zu unserm Vortheil wünschen?

Die östreichischen Pfarrer haben ja jetzt unumschränkte Gewalt vom Kaiser, über ihre anvertraute Schaafe und Schöpse. Das Volk jauchzt, wo es einen Martyrer zum Pfarrer erhält. Seine Einkünfte steigen mit seiner Gewalt; folglich hat ein solcher Mann weit mehr Gelegenheit, unsre Ordens- und Klostergrundsätze auszubreiten, als ehemals 50 eingesperrte Mönche zu thun Gelegenheit hatten. Muß er zuweilen auch, einer Kaiserlichen Verordnung wegen, Verminderung des sogenannten Aberglaubens auf kreisämtlichen Befehl öffentlich ablesen; dann geschieht es doch in solchem Tone, daß Jedermann die Achsel zuckt, und über Ketzerei seufzt; und der Priester weiß ja, daß die Kreishauptleute selbst gut christkatholisch und seine Beichtkinder sind. — Im Beichtstuhle spricht der Pater Pfarrer schon ganz anders, als auf der Kan-

zel. Hier heißt es heimlich: Seht, Kinder! der jüngste Tag ist nah; der Kaiser ist der Antichrist, er will euch alle zu Lutheranern machen; ihr seyd Gott und der heiligen Kirche mehr schuldig, als dem zeitlichen Regenten; denkt an eurer Seelen Heil! ihr wißt, was ihr zu thun habt, ꝛc. ꝛc. Wird auch einer unsrer Ordensbrüder nur irgendwo Vikarius, dann ist der Pfarrer, der nur ein Weltpriester ist, bald aus der Achtung seiner Gemeine verdrängt. Seine Einkünfte mindern sich, und der Vikarius wird reicher, auch ehrwürdiger. Er bleibt bei seiner Klostermanipulation, säet überall Zwietracht aus, schildert im Beichtstuhle den Pfarrer wegen heimlichen Lutherthums verdächtig, und fischt im Trüben. Ueber des Pfarrers Köchin, oder Jungfer Muhme, erregt er Aufmerksamkeit, oder weiß sie besser zu bedienen, als der Pfarrer, und dann ist Keller und Küche Franciskanermagazin.

Wir sind also in den Oestreichischen Staaten lange nicht so verworfen und unglücklich, als die Zeitungen erzählen. Wahrscheinlichkeit ist nicht Wahrheit. Uebrigens glaubt der Oestreicher noch eben das, was er vor 100 Jahren glaubte, und wird es noch so lange glauben, als Beichtstühle im Lande, und arme Seelen im Fegfeuer, auch am Staatsruder, überbleiben. Unsre Bischöffe werden schon Alles beim Alten zu erhalten wissen, und die Rekrutirung geht noch, wie allezeit, fort, theils connivendo, theils mit allerhöchster Specialerlaub-

niß

niß. Ich weiß auch ganz überzeugend, daß unser Kaiser, Gottlob, noch kein Lutheraner ist. Er braucht uns in seinem Staatsentwurfe; er glaube, was die heilige Kirche zu glauben befiehlt; und Christus, der Weltheiland, hat unsern heiligen Ordensstifter versichert, daß uns auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen, und daß bis ans Ende der Welt, Franciskaner im vollen Glanze überbleiben sollen.

B. Glück zu der Welt, Herr Pater! so lange sie dergleichen Führer ihrer Art zu hoffen hat. Hätten Sie nur mehr Gewalt, dann wären alle Weltweisen, oder sogenannte Freigeister längst ihrer Irrthümer überführt, oder lebendig gebraten, und die Erde wäre mit Seraphinen, wie Egypten mit Heuschrecken, bedeckt. Halten Sie sich nur nicht lange in meinen ungläubigen Staaten auf. Hier bedarf ein jeder Arbeiter sein Brod selbst, und die Heuschreckenbrut wird in Zeiten sorgfältig vertilgt.

D. Ew. Majestät sticheln auch noch im Todeskampfe gegen die grösten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, die auch Ihre Unterthanen zum Nichtsdenken, Nichtslernen, auch Nichtsthun, folglich zum höchsten irdischen Gut anleiten und privilegiren mögten; Sie werden aber schon nach dem Tode sehen, was ein Franciskaner ist, und wozu uns Gott auserwählt hat. Nur jetzt zur Lieferung geschritten! noch ist es Zeit. Ehe wir aber zur Generalabsolution schreiten, muß ich noch fra-

gen: Was glauben Ew. Majestät von der Unsterblichkeit der Seele?

B. Ich glaube, daß ich jetzt noch einen Körper habe, weil ich noch wirklich empfinde, daß ich lebe; da mein Ohr noch Ihr Geschwätz anhören konnte, lieber Pater; da mein Auge Ihre vermummte Gestalt vor mir sieht, die auf der Retina wirklich gemahlt steht, und sie den übrigen Nervenspiegeln reverberirt. Ich rieche auch noch, daß Sie wirklich stinken; und meine gegenwärtige Ausdünstungen können auch nicht mehr wohlriechend seyn, weil die Natur bei mir gegen ihre Zerstörung kämpft. Ich kann auch wirklich noch greifen, daß ein Körper meiner Art vor mir sitzt; bin aber überzeugt, daß unsre beiderseitigen Seelen aus ganz verschiednem Stoff zusammengesetzt sind, oder einen verschiednen Wirkungskreis gefunden haben, oder aus ganz andrer Eigenschaft und Natur bestehen müssen. Denn aus Ihrer Sprache, aus der Art Ihres Vortrags würde ich schliessen, daß des Bileams Lehrmeister wirklich mit mir, wie ehemals mit den Engeln, sprach. Dies sehe ich, dies weiß ich auch wirklich noch, daß ichs sehe, auch warum ichs sehe. Wenn aber nach wenig Augenblicken der Umlauf meines Bluts stocken, der Lungenblasebalg stehen bleibt, und mein Herz seine Bewegung verlohren hat; wenn alle Theile körperlicher Elemente werden getrennt, aufgelöst, und mit den Dünsten andrer faulenden Körper vermischt seyn; wenn

der

der Leib, der heute noch Friedrich heißt, nicht mehr da ist, und alle meine Saftgefäße, die meine Sinne und denkende Kräfte zusammenfügten, zu Bildung neuer Körper herumirren: wie, werd ich dann wol noch wissen können, daß ich Friedrich, König von Preussen, war? Wüste sich mein Gedächtniß wol, zu erinnern, was ich war, eh ich als Wurm im Mutterleibe gepflanzt wurde, und die in dem Magen meiner Mutter verdauten Speisen, oder Nahrungsmittel diesen Wurm bis zur menschlichen Gestalt zubereiteten, oder anwachsen machten? Gewiß nicht. Eben so wenig wird sich das Ding, welches wir Seele heissen, noch zu erinnern wissen, daß sie Friedrichs Leib bewohnte, wenn dieser Leib ihr durch seine Empfindungsröhren seine sinnliche Begriffe nicht mehr mittheilen kann. Das, was also in mir unsterblich seyn könnte, kann ohne Mitwirkung des Gliederbaues ja nichts anders, als ein Unding seyn; und falls es noch nach mir leben könnte, so wüßte doch dieser Friedrich nichts mehr davon, dessen ganze Maschine heute ihre Bewegung endigen wird, und nicht mehr von eben den Theilen zusammengesetzt werden kann. . . Kurz gesagt, Herr Seraphin! ich fand nach genauer physischer, auch denkender Prüfung, sogar aus allen Glaubensbüchern, auch nicht die mindeste vernünftige Ursache, warum ich etwas Unsterbliches in mir vermuthen konnte. Ich habe à priori geforscht, und à posteriori geschlossen, aber auch nicht Eine Beweg-

mſache gefunden, um mir eine Unſterblichkeit zu denken.

Da mir nun alle Gelehrte der Erden gar keine Beweiſe für das Daſeyn einer Unſterblichkeit führen konnten; die meinigen hingegen, gegen dieſelbe, jeder Anatomicus erweiſen kann; da ich auch ſogar in dem geiſtlichen Religionsbuche, in der Bibel ſelbſt, nicht den mindeſten Ausdruck finde, welcher zeigen konnte, daß Moſes und alle Propheten, auch das auserwählte Volk Gottes, die elenden Juden, das Mindeſte von der Seele Unſterblichkeit glaubten, weil ſie es gar nicht gelehrt wurde; da der Gott Zebaoth ſelbſt vergeſſen hatte, in der Stiftung ſeiner Lieblingsreligion etwas von den Seelen nach dem Tode zu erwähnen: ſo muß es ihm auch ganz gleichgültig ſeyn, was ſeine in Kenntniſſen eingeſchränkte Geſchöpfe hiervon denken. Es muß ihm auch nichts daran gelegen ſeyn, was der Menſch glaubt, wenn er nur recht handelt; denn ſonſt hätte er uns nie der Gefahr unterworfen, von Mönchen oder Prieſtern aller Gattung nach ihrer Willkühr und Eigennutz gelenkt und betrogen zu werden. Der heilige Geiſt hätte auch keine dunklen oder geradezu widerſprechende Stellen geſchrieben; ſonſt wäre er ja ſelbſt an Verwirrung, Undeutlichkeit, Unglauben und Mißtrauen Schuld. Beweiſt wol die Bibel mehr, als der Talmud, oder dieſer mehr, als der Alcoran? Alle ſtreiten gegen geſunde Vernunft, alle verrathen dummdreiſte, oder fabelhafte

Ge-

Geſchichtſchreiber. Solons und Lykurgs Geſetze waren gewiß vollkommner, und ſchienen dem göttlichen Urſprunge ähnlicher, als Moſis lächerliche Opfergeſetze, und Abrahams, Joſuas und Davids Kriegsgeſchichte, die man nicht ohne Lachen leſen kann. Denn damals mußten die Könige wie die Schwämme aus der Erde wachſen, um 20 in einem Tage zu fangen und aufzuhängen. Orientaliſche Mährchen machten niemals Eindruck auf meine Begriffe. Ich habe prüfen gelernt, und fand überall Pfaffenargliſt in heiliger Gaukelei verwebt. Der Pöbel glaube, was jede Staatsklugheit ihm zu glauben vorlegt. Hierzu braucht man Prieſter, aber keine Mönche; ſonſt ſteigt der Aberglaube bis zur Raſerei. Ich war König, ich bins noch, und will als König ſterben, der ſich ſelbſt ſeine Einſichten erarbeitet hat . . . .

P. Um Gottes und des heiligen Franciskus Willen! ſolchen halsſtarrigen und auf ſo viel Wahrſcheinlichkeit und Beredſamkeit geſtützten Unglauben hab ich noch in Iſrael nicht gefunden. Gott behüte mich, ſolchen Sätzen nachzugrübeln; ich würde unſinnig, oder hörte wohl gar auf, ein Franciskaner zu ſeyn. Bei Gott! Ew. Majeſtät ſind ja ein wirklicher Materialiſt, ein Freigeiſt, ein Atheiſt, ein Zweifler, ein Epicuräer, ja wol gar ein Lutheraner! O weh! der Höllenrachen brüllt ſchon, Sie zu verſchlingen . . . . Geſchwind in meine Kutte

gekrochen! sonst ist Alles auf ewig verlohren.... Fühlen Sie denn keine Todesangst?....

B. Schurken und Böswichte, Dummköpfe und Andächtler zittern allein vor dem Tode; ich habe mich mit ihm bekannt gemacht. Ich weiß, daß ich durch ihn nichts, als meiner Sorgen Last, meiner Leidenschaften Unruhe verlieren kann. Jenseits des Grabes läuft mein Gesichtskreis nicht. Meine besten Ingenieurs fanden dort kein point de vûe, und meine Brillen und Telescopen sahen auch nicht weiter. Ich sterbe demnach ohne alle Furcht, so wie der Weise sterben soll.

P. So glauben E. M. auch gewiß nichts von der Auferstehung der Todten?

B. Ich habe noch keinen Auferstandnen gesprochen; ich wünsche den Todten vielmehr das ewige Requiescant in pace. Ihre Seelen sind ja ohnedem längst an Stelle und Ort; und dieselben Leiber, die sie ehemals hatten, deren Theile bereits in andern Körpern circuliren, oder Bestandtheile von andern ausmachten, die gleichfalls ganz auferstehen wollen... eben dieselben können unmöglich mehr aufstehen, noch zusammengefügt werden.

Es wäre auch eine ganz unnütze Arbeit, wenn Gott neue, den alten ähnliche, Leiber erschaffen wollte, um sie in Ewigkeit zu martern. Der Leib konnte nie sündigen, weil seine Leidenschaften von der Art seiner Säfte abhiengen, die seine Bestandtheile unterhielten. Die Seele aber als Seele hat

noch

noch weniger Antheil daran, wo etwa der Leib durch Auswurf ſeiner Exkremente gegen das ſechste Gebot, oder wo der Mangel an Bedürfniſſen ihn wider das ſiebente Gebot zu ſündigen nöthigte. Ueberhaupt taugt ja kein von elementariſchen Theilen zuſammengeſetzter Leib für die Ewigkeit; ... und wird er verklärt, dann iſt er ja nicht mehr ein leidender, oder willkührlich zu bewegender Leib; nicht mehr Friedrichs Leib, der heute vielleicht noch auf dem Todtbette gern ſündigen möchte, wenn ſeine Muskeln noch zu reizenden Leidenſchaften fähig wären.

Ueberhaupt, Herr Pater, glaub ich aber doch die Auferſtehung ſo, wie Sie. Der Todte hält aber keine Zeitrechnung. Folglich, wenn wir ſchon Billionen Jahre im Grabe auf die Poſaunen gewartet haben, und noch Millionen Sekuln vergebens warten, ohne zu wiſſen, daß wir Etwas erwarten; dann wird keiner von uns über lange Weile klagen, oder wider den ausbleibenden Poſauner murren. Wer eine Viertelſtunde todt iſt, der iſt eben ſo todt, als der von Anbeginn der Welt im Mutterleibe ſtarb. Das Warten iſt demnach gewiß niemand beſchwerlich, folglich können wir ſicher ohne Reue die Auferſtehung glauben. Uebrigens würde mir eine zahlreiche Geſellſchaft bei der Auferſtehung begegnen, die ich um dreißig, oder vierzig Jahre früher zum Grabe beförderte, als ſie, dem gewöhnlichen Laufe der Natur gemäß, daſſelbe erreicht hätten. Es

wird jetzt aber keiner deshalb auf mich böse seyn. Ueber hundert Jahre ist es einem jeden gleichgültig, wie lange er jetzt gelebt hat. Ich habe ihnen viel mehr gute Dienste geleistet, weil sie durch mich des Alters-Schwächen, Gicht, Steinschmerzen, Wassersucht und Miserere ausgewichen sind, und weniger Uebel empfunden haben. Meine ersten Soldaten, die ich bei Molwitz begrub, wären jetzt alle alte Invaliden. Jetzt haben sie um 46 Jahre länger auf die Auferstehung gewartet, als ich, der heute erst sterben soll. Dann warten wir in die Wette in Ewigkeit, ohne zu wissen, daß wir warten, und werden auch den nie einen Träumer heißen, welcher uns den Posaunenschall jenseits des Grabes noch zu hören versprach.

P. Wie wunderbar raisonniren Ew. M. noch im letzten Augenblick. Ich bin bereits seit vierzig Jahren Guardian, und habe in meinem ganzen Leben nicht so viel gedacht, nicht so viel Ideen gegen einander gehalten, noch verbunden... Mein Gott! was ist doch der elende Weltmensch, sogar auf dem Throne, im Verhältniß gegen den mindesten seraphischen Ordensbruder? Wohin verleitet uns nicht das verfluchte Forschen und Nachgrübeln. Elender Verstand! wohin kannst du den Vorwitzigen nicht führen! Seeliger Vater Franciskus! was ist dir dein heiliger Orden nicht für Dank für die Wohlthat schuldig, da du uns den Gebrauch des Verstandes als eine Todsünde verboten hast! Bin ich nicht tausend-

sendmal glücklicher, als dieser so groß gepriesene Monarch war, da die Erde noch vor seiner Macht zitterte, und seine Argliſt die klügſten Köpfe hinter das Licht zu führen wußte. Nur das Licht des Glaubens fehlte ihm; dieſes verfinſtert alle ſeine Handlungen, und macht ihn ewig unglücklich. Wir ſeraphiſche Brüder hingegen ſind auf Erden mächtiger, als kein Monarch, weil wir auch Königen den Himmel öffnen und zuſchlieſen können. Wir leben ohne Sorgen, ohne ängſtliche Arbeit, und laſſen nicht nur allein, ſondern wir ſind verſichert, daß wir nach dem Tode noch unſre Kutte mitnehmen, und durch dieſelbe Seraphinen werden.

Erkennen Ew. M. dieſe Wahrheiten noch nicht? Glauben Sie denn eigenſinnig und abſolute gar nichts? Glauben Sie auch nicht an die Verditte der 11000 heiligen Jungfrauen aus Cölln, die von 11000 Mönchen, von jungen, eingefleiſchten Seraphinen begleitet, gemeinſchaftlich eine Wallfahrt nach Rom machten, und alle 11000 als reine Jungfrauen nach Cölln zurück kamen; auch daß ſie alle, wunderbarer Weiſe, vor der Geburt, in Kindesnöthen ſelbſt, auch nach der Geburt, dennoch alle als reine Jungfrauen gemartert ſtarben; auch da noch Jungfrauen blieben, da ſie von den römiſchen Legionen genothzüchtigt wurden?

B. Das war wol wirklich das größte Wunder, welches jemals auf Erden geſehen wurde. Ein größeres Wunder noch, als die Menſchwerdung

ohne

ohne Beischlaf war! ... Aber bei Gott ist Alles möglich....

P. Bei Gott ist Alles möglich, Monarch! Ja, ich wiederhole ihre eigne Worte! ... Sie haben sich nunmehr bei mir eingestellt, recht schön eingestellt, Glaubensbekenntniß abgelegt, auch schon gebeichtet. ... Gottlob! nun habe ich ihre schöne Seele gerettet. Das war ein Meisterstück! Das konnte allein die Vorbitte und Allmacht des Seraphinenvaters zu Wege bringen! Aus vielem Uebel, das Sie in der Welt verursachten, ist nun auch das Gute Ihrer schönen Bekehrung geflossen. Nun werden auch alle Preussen katholisch werden, und unsre Kapuzen, statt der Grenadiermützen, auf den Kopf setzen, sobald sie hören, daß ihr geliebter König als Franciskaner starb. Nun zum Werke!... das Viatikum und meine Kutte, dann sind wir fertig, und zur Himmelsreise gewaffnet und gepanzert... Nur muthig!... Absolvo te in nomine Patris, Filii, St. Francisci & Spiritus Sancti, Amen...

In eben dem Augenblick rückte der Tod heran. Der König sah den Dummkopf mit starrenden, aber zugleich Schreckenverbreitenden Augen an, und gerieth in Konvulsionen... Der Pfaff schrie im Enthusiasmus rasend laut auf: er ist bekehrt! wahrhaftig, er ist seelig! wahrhaftig der Himmel steht ihm offen!... Sancte Francisce! ora pro nobis.... Er fieng schon an, sein Ex profundis zu brüllen,

und

ſteckte des ſterbenden Königs Hand in ſeine Kutte, mit den Worten: partem ſumo pro toto, ich nehme den Theil ſtatt des Ganzen.

Der König ſtarb wirklich... In eben dem Augenblick eilte aber ein Leiblakei herbei, erblickte den Pfaffen, der eben Weihwaſſer über den König ſprengte, ergriff ihn bei dem Flügel, gab ihm einen Fußtritt in den Hintern, und warf ihn zur Thür hinaus, wo er noch immer Litaneien murmelte, bis ihn die Wache die Treppe hinunter prügelte, wobei er ein Stück von ſeiner dicken Unterlefze verlohr, und mit lüſterlichem Schimpfen und Schmähen über das verfluchte, blinde Lutherthum, nach Hauſe lief, wohin ihn die Gaſſenbuben, wie einen Raubthären, mit Koth und Steinen begleiteten.

Hier ſetzte er ſich nieder, wiſchte den Schweiß ab, betrachtete ſeine Sandalen, betete ein ago gratias, küßte das Bild des heiligen Franziskus und der heiligen Maria Magdalena, das erſte ehrfurchtsvoll, das letzte feurig, ſoff ſechs Maas alten Rheinwein aus, um den heiligen Geiſt aufzumuntern; dann ergriff er mit Mönchswuth die Feder, und ſchrieb in reinem, gewöhnlichem Franciskanerdeutſch folgenden Brief an den Pater Provinzial in Wien, welcher daſſelbe, nebſt dieſem merkwürdigen letzten Geſpräche des Königs, zum öffentlichen Beweis ſeiner Bekehrung, mit zum eilfertigen Druck übergab, der mir deswegen vorzüglich vertraut wurde, weil der ganze

seraphische Orden mich als seinen eifrigsten Verehrer erkennt, und meiner Feder die reinste Ausbreitung seines Ruhms zutraut. Hier ist dieser Brief treu kopirt, so wie ihn Pater Pavian geschrieben hat.

Admo-

Admodum & valde Reverende,

in Christo erudite, Ordinis totius Seraphici Provincialis, Pater omnium mortalium sapientissime, eruditissime & impudentissime!

Ich muß Ew. Hochwürden in tiefster Demuth, und (alldieweil ich nur der unwürdigste aller Seraphinenbrüder bin) auch gehorsamst berichten . . daß es dem groß n Gott und unserm übergroßen Patriarchen und Ordensstifter gefallen hat, mich zum Werkzeug eines der größten Weltwunder gebrauchen zu thun . . . ein Wunder, welches nunmehr die ganze Christkatholische Welt bewundern wird.

Ich habe den Erzketzerischen König von Preussen zum allein seligmachenden Glauben bekehrt. Attigit digitis suis habitum Seraphicum, & hoc ad obtinendam beatitudinem, uti docemus, sufficit. Ich goß ihm noch dazu meinen ganzen Weihbrunnkessel über das Gesicht, da er schon todt war, ergo fugite maledicti dæmones de hoc ad omnibus peccatis lavato corpore, & fugiebant omnes pessimum reliquentes odorem.

Die beiliegende umständliche Relation überzeugt Ew. Hochwürden, auf was Art legitime secundum

ritus ecclesiæ, dieses wichtige Bekehrungswerk vollzogen wurde.

Der Sterbende war a daemone obsessus, vom allereigensinnigsten, hartnäckigsten Teufel, den jemals unser heiliges Ordenskleid austreiben konnte. Ich habe auch exorcisiret; er sprach immer aus dem Sterbenden lauter gelehrte Sachen und Ketzereien, die kein Guardian verstehen kann. Ew. Hochwürden werden aus dem beiliegenden Verbalprozeß schon einsehen, quantum in hoc opere praestiti, was ich für unwidersprechliche Beweise ex ore meo mellifluo und aus unsrer heiligen Legende hervorsuchen mußte, um den sogenannten gelehrten oder weisen König plane zu überzeugen, und ihn wesentlich zu widersprechen, zu entkräften und zu zernichten. Vere controversiam habui atrocem. Ich empfieng auch zwei Maulschellen, vere pro fide accepi duas alapas, die ich mir in meinem Verdienstprotokoll und Martyrologio zu gut zu schreiben demüthigst bitte.

Uebrigens hat der Patient recht viel an Seele und Leib gelitten; auch dies ist ein Verdienst für ihn. Er hat sehr wenig geglaubt, aber er hat mir viel Argumente gesagt, die ich gar in meinem Leben nicht gehört habe. Aut erant blasphemata Satanæ, oder ich lege das, was ich nicht begreifen konnte, zum Besten des Sterbenden aus, und acceptire diesen Unsinn, als eine gültige Ohrenbeicht. . . . Post hæc war weiter nichts zu thun.

Er

Er hatte den verfluchten Weltverſtand, den wir Seraphinen nicht begreifen, nicht widerſprechen können. Nulla vere replicendi aderat poſſibilitas. ... Ich nahm alſo in der Geſchwindigkeit partem pro toto. Der Monarch ließ ſeine Hand auf meine Kapuze fallen: ergo attigit, ut dixi, attigit ſacroſanctum a ſatano invulnerabile veſtimentum. Ich kann es auch wirklich mit einem Prieſtereide beſchwören, daß er meine Backen und meine Kutte mit der Hand berührt hat; et hoc ad beatitudinem ſufficit, und das iſt genug zur Seeligkeit. Er hat vielleicht einen guten Gedanken dabei gehabt, da er mir die Ohrfeigen gab. Sein guter Geiſt trieb ihn an, mich auf irgend eine Art zu berühren; et hoc vere fecit, das hat er wirklich gethan, ja, das hat er vermuthlich wirklich im wahren Glauben gethan. Credat mihi admodum reverendus ordinis Seraphici princeps.

Hierauf legte er noch etwas Glaubensbekenntniß nach ſeiner Art ab ... dann aber ertatterte er, ehe ich das Viaticum in ſeinen Wanſt bringen konnte. Geſchwind hab ich ihn abſolvirt, et ablui illum cum indulgentiis pleniſſimis ab omnibus peccatis cum profuſione alles vorräthigen Weihwaſſers. Der Geſtank war bei ihm unerträglich, den die ausfahrenden unſaubern Geiſter mir vermuthlich vindicando verurſachten. Denn wahrſcheinlich konnte kein König ſo entſetzlich ſtinken, ſed omnia in majorem Dei gloriam faſtuli.

Genug, nun wird die Welt doch überzeugend lesen, daß der kluge König Friedrich einem Franciskaner nachgeben mußte, daß er von mir seiner Irrthümer plane überzeugt wurde, und vermuthlich heute in den Seraphinenorden im Himmel eingetreten ist.

Man muß nicht allezeit auf das hören, was der Sterbende spricht, so lang er sprechen und sich in controversiam einlassen kann. Alles, alles entscheidet just der letzte Lebensaugenblick, wann Auge und Zunge erstarrt sind; dann folgt vielleicht, wann das Herz schon erstarrt ist, noch ein guter Gedanke zuletzt, den jeder Beichtvater noch erwarten kann, wenn er so, wie ich, mit nachdrücklichen offenbaren Beweisen cum ægrotante gesprochen hat. Sintemal und alldieweil ich des unmaßgeblichen Dafürhaltens bin, daß in tali casu die Beredsamkeit unsers heiligen Ordensvaters unsern Priesterverstand begeistert und überschatten thut. Araument auf Argument, Schlag auf Schlag hab ich diesen klugen König in seinen stoischen Ausflüchten überwunden, wie Ew. Hochwürden aus beiliegendem Wortprotokoll höchstgelehrt erkennen und einsehen belieben werden.

Ich glaube demnach sicher, daß er im Himmel ist, und daß er im wahren allein seligmachenden Glauben starb. Denn er griff, indem er verschied, an meine Kutte: ergo attigit, ut privilegio sacrosancto gaudeat! gaudeat ergo in secula seculorum!

rum! Amen. Er verdrehte dabei die Augen, als ob er bei dem heiligen Franciscus im Himmel Zuflucht suchen wollte. Beatus ille, qui tali condidit sanctorum Patriarchæ! Ich bemerkte wirklich Reu und Leid in seinen sterbenden Gesichtszügen, (mit den Zähnen konnte er nicht knirschen, er hatte keine mehr übrig,) folglich gab ich ihm die Generalabsolution in extremis. Requiescat also in pace! Er war wol auf Erden sehr unruhig. Dominus autem in sanctis suis potentissimus misereatur ei!

Uebrigens besaß dieser König wol wirklich, so wie ich an ihm bemerkte, und die Geschichten von ihm erzählen, alle unsre Ordenstugenden in gradu perfectissimo. Er war habsüchtig, wirthschaftlich, unversöhnlich, ehrgeizig, nur allein nicht andächtig, noch unflätig und gefräßig; folglich muß er auch ohnfehlbar Antheil an unsern Verdiensten und guten Werken haben. Ich gab ihm ex potestate sacerdotali eine gute Portion aus diesem Schatze mit pro viatico auf die Reise, und hoffe, daß er seelig entschlafen ist.

Auf dem Stuhl, worauf er starb, fand ich eine Rolle von 100 Friedrichsd'or; diese habe ich weggekapert, jure, ut credo, putativo et Monachali. Vermuthlich war sie von ihm ad pias causas, folglich für Messen und Hochämter, für seine arme Seele bestimmt; wir müssen ja Alles zum Besten auslegen, ut gaudeamus. Ew. Hochwürden empfangen dieselbe hierbei ad dispositionem; für

mich bitte ich aber um väterliche absolutionem delicti contra Ordinis statuta. Sie wird aber desto leichter im Ablaß erfolgen, weil ich sub fide paſtorali ſchwöre, daß ich nur das Papier, worinn das Geld war, aber nicht das Geld ſelbſt, mit bloſſer Haut berührt habe. Nur Schade, daß ich pro gloria et portione duplica unſrer Ordensbrüder nicht mehr habe erhaſchen können. Die Chatoulle war verſchloſſen, und ich wurde zu eilfertig von dem ketzeriſchen Leiblakeien überraſcht und zur Thür hinaus gepügelt, wobei ich bei 2 Loth Fleiſch, aus meiner herabhängenden Unterlefze verlohren, und als Martyrer für den wahren Glauben Blut vergoſſen habe; mein Rücken hat nicht viel gelitten, die Kutte war neu und hat mich beſchützt. Orate Fratres! et agite gratias pro clementia divina et protectione evidenti et miraculoſa Patriarchæ Sacroſancti noſtri. Jetzt wollen wir Meſſen für den König von Preuſſen leſen. Ich will, qua Miſſionarius Apoſtolicus, indeſſen hier heimlich, für die Bekehrung ſeiner Unterthanen operiren. Miſereatur eorum Dominus, nos non miſeremus eorum, wenn es Seiner Heiligkeit gefällt, uns mit einen Auto da fé in Berlin zu unterſtützen, damit wir endlich auch anfangen können, unſre klöſterliche Ordensprälläſte, auch in dieſen nach Ketzerei ſtinkenden Staaten, aufzubauen.

Ich bitte fußfälligſt, mit meinem Bericht verlieb zu nehmen, und mir Dero väterlichen Pro-

vincialſeegen in Gnaden zu ertheilen. Potzdam, 1786, 19ten Auguſt.

Admodum reverende et reverendiſſime!

Meiner hochgebietenden Obrigkeit, und Provincial-Geſetzgebers, auch mächtigen Vorbitters bei unſerm heiligen Ordenspatriarchen.

Ew. Hochwürden

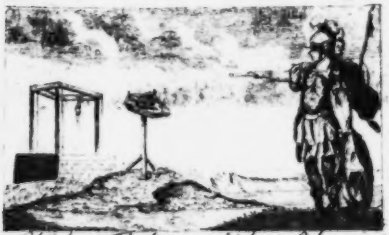
demüthigſter Knecht.

Sebaſtianus Simbertus Pavian,
p. t. Guardianus Seraphicus, ignorantiæ ac fidei propagator, theologiæ Doctor, nec non philoſophiæ Sancti Franciſci Bacalaureus et Bucentaurus emeritus, latronumque confeſſor gratioſiſſimus.

Der
macedoniſche Held
in
wahrer Geſtalt.

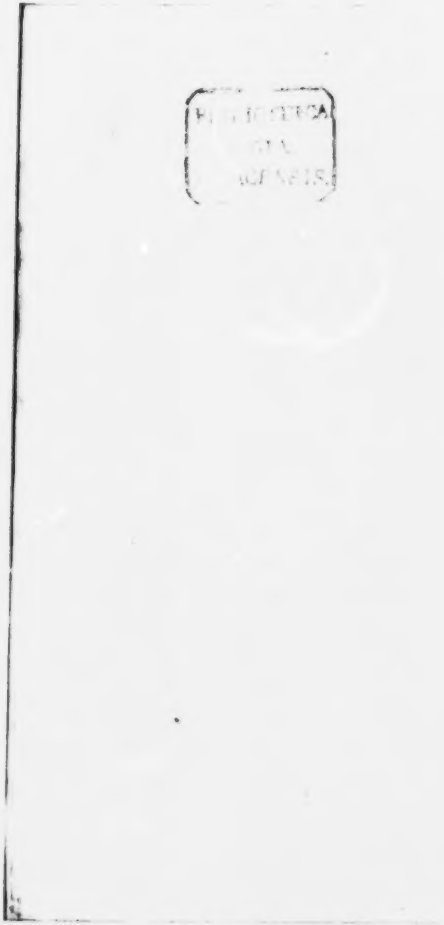
Populus nam ſtultus honores
Sæpe dat indignis, & famæ ſervit ineptus,
Et ſtupet in titulis & imaginibus.

HORAT. *Libr.* 1. *Satyr.* 6.



Gleicher Thaten ungleicher Lohn.

1786.



Vorbericht.

Dieſes Gedicht erſchien im Jahr 1771. unter meinem Namen in Aachen. E. wurde in Einem Jahre fünfmal aufgelegt, und erweckte mir ſo viel Beyfall, als Feinde.

Da es aber in ganz Europa faſt ſo bekannt iſt, als die Legende der Heiligen, und nicht mehr unterdrückt werden kann; ſo erſcheinet es gleichfalls ohne Bedenken unter der Sammlung meiner Federgeburten.

Sicher iſt es, daß es noch im Gefängniſſe zu Magdeburg, jedoch in weit anzüglichern Ausdrücken geſchrieben wurde. Wahr iſt es auch, daß ich die Kopie meines Manuſkripts aus den Händen einer großen Prinzeſſinn, durch den ruſſiſchen Miniſter Grafen Philoſopfof in Kopenhagen, erhielt. Da ich nun Urſache hatte zu fürchten, daß ein andrer ſie gleichfalls erhalten, und vielleicht

im Drucke bekannt machen könnte, so entschloß ich, einige Hauptabänderungen im Werke selbst, aus wichtigen Ursachen, und erschien mit meinem Helden vor das Urtheil der richtig abwägenden Welt.

Nun ist er einmal da: ich habe die Wirkungen einer offenherzigen Unvorsichtigkeit, bitter genug bey verschiedenen Schicksalsstössen empfunden, und stehe noch mit verpanzerter Brust bereit, die noch vielleicht folgende aufzufangen, und von mir zu schleudern.

Nicht der Sklav in Fesseln, welcher kein möglich größeres Uebel zu fürchten hat, sondern der nunmehr freye Weltweise spricht in diesem Gedichte, welcher die Handlungen der Mächtigen, ohne kriechende Furcht, in wahrer Gestalt zu schildern, bemühet.

Der Scharfsichtige schätzet nur den innern Werth, und der Blöde tadelt die Kühnheit des beherzten Schriftstellers. Das Zujauchzen des unwissenden Pöbels, welcher ruhmsüchtige Weltverwüster, oder Weltbezwinger nur destomehr aufmuntert, auch un-

ter-

terstützt, um Schandthaten zu begehen, ist eine traurige Folge irriger und falscher Begriffe von der wirklichen Größe unsrer Beherrscher.

Am Schlusse dieses Werkes mache ich schon den gebührenden Unterschied, zwischen wahrhaften Helden, und den raub- und blutdürstigen Eroberern. Folglich ist nur ein römischer Sylla, ein griechischer Alexander, ein würgender Tamerlan, oder Attila, eigentlich die Gattung von Helden, denen ich die Larve von den Ohren reissen, und die ich eben so schildern will, wie sie wirklich als wahre Geisseln der Erde, beschaffen waren.

Aus Erfahrung an meiner Haut ist mir bekannt — — daß Könige lange Hände haben — — Ich schrieb aber dieses Werk im Kerker, wo mich ohnedem alle mögliche Uebel zugleich trafen, aber bishieher meinen Muth nie sinken, mein Herz niemals zittern, meine Schriften nie bereuen, und meine Grundsätze nie verändern machten.

Damals glaubte ich nicht, daß meine Federgeburt noch jemals mit mir in der sichs

baren Welt, sichtbar auferstehen würde. Nun sind wir aber beyde wirklich da, wo mein macedonischer Held noch gelesen wird, wann ich wirklich nicht mehr seyn werde.

Allezeit war es mehr Verwegenheit, als Klugheit, da ich in einem Zeitpunkte mit einer Schrift hervorbrach, wo die unumschränkte Eigenmacht in allen Staaten Europens zugleich ihren Thron aufzurichten anfing. Desto größer war meine Gefahr, destomehr verdiene ich Vorwürfe von ächten Freunden, die mir wenigstens ein ruhiges Alter im längst verdienten Ueberflusse gewünscht hätten.

Es ist aber einmal geschehen — — Geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern. Den Beyfall aller Rechtschaffenen habe ich erhalten: desto stolzer bin ich auf die Wirkungen meiner unerschrockenen Wahrheitsliebe: destoweniger reuet mir eine kühne Unternehmung.

Uebrigens, da wir keinen Domitian, noch Alexander in unsern gegenwärtigen Zeiten, weder auf dem Throne, noch im

In-

Inquisitionsgerichte zu scheuen haben, unsre Monarchen auch alle, Gott Lob! Menschenfreunde sind, und dem Volke auch nunmehr erlaubt ist, aufgeklärt zu sehen, oder das Schwarze vom Weissen zu unterscheiden; so wünsche ich meinen Mitbrüdern nur recht helle Augen, um die aufgedeckte Wahrheit genau zu betrachten: zugleich aber auch den standhaften Willen, niemals niederträchtige Miethlinge in dem Kriegsheere eines schwedischen zwölften Karls, oder Tamerlans zu werden, und alle Helden ihrer Gattung auf ewig zu verabscheuen, welche bey dem Geräusche der Waffen weder Willen noch Neigung besitzen, um die Seufzer bedrängter Menschen zu empfinden.

Kriegerische Fürsten richten den Unterthan selten nach geschriebenen Gesetzen. Die Zeit fehlet, um sich mit Kleinigkeiten zu beschäftigen (so heißt man leider! das uns gebührende Recht) folglich gebietet der Verleumder über das Schicksal des Redlichen, und Machtsprüche entscheiden ohne Barmherzigkeit. Würde ich wohl im Ker-

ker 10 Jahre lang geschmachtet haben? wären meine großen Güter wohl noch gegenwärtig in fremden Händen? würde ich wohl in die Zahl der Staatsinvaliden gerechnet werden? würde ich so bitter gegen den macedonischen Helden schreiben, wenn ich nicht des Klotus Schicksals gelesen, das noch blutende Schweden selbst gesehen, und an meiner eigenen Haut empfunden hätte, was unumschränkte Weltbeherrscher vermögen, oder wie sogar die Beßten, die Scharfsichtigsten können betrogen werden.

Mein Beyspiel hat laut geschrien — — O wäre ich doch der letzte Deutsche, den die Habsucht böser Menschen arm, oder den die Offenherzigkeit und Bruderliebe unglücklich machten! wie gerne wollte ich ein Opfer für die allgemeine Wohlfahrt seyn, wenn meine Federarbeit Fürsten rühren, auch belehren, Bedrängte trösten, und meine Mitbürger zur Fühlung der Würde unsres Menschenrechtes anfächeln könnte.

Meine Herren Kammeraden aus der Martisschule hingegen, die mit dem heiligen

Geiste

Geiſte der denkenden Minerva nicht beſeelt ſind, folglich nur mechaniſch handeln, und nach den Regeln der Taktik urtheilen, mögen immerhin auf den Verächter der falſchen Helden toben, zürnen, und fluchen, oder mich auch einen Satyrenſchreiber gegen den hochverehrten Soldatenkittel heiſſen. Ich wünſche Ihnen von Herzen vorläufig helle Augen, dann Menſchengefühl, dann aber auch ein Menſchenherz. Nun, wenn ſie dieſes beſitzen, werden ſie ächte, ehrwürdige Soldaten zu Vertheidigung des Vaterlandes, im widrigen Falle aber allezeit mit vollen Rechte nur niederträchtige privilegirte Räuber zum Würgen und Plündern, oder Beutemachen, geheiſſen werden.

Ich empfehle Ihnen die Menſchenpflicht, und die wahre Ehrliebe. Die erſte zu erfüllen, dieſe aber zu kennen.

Und, da ich nicht mehr in der Grube ſeufze, wo ich dieſen macedoniſchen Helden mit aufgebrachter Leidenſchaft, und mit praktiſcher Empfindung ſchrieb, und nach erlangter Freyheit Muth genug hatte, ihn zum

öffentlichen Drucke zu befördern. Da ich alle Waffen in Händen habe, um mich gegen Schmeichler und kriechende Vertheidiger solcher falschen Helden zu rechtfertigen; so wünsche mir der gerechte Lesec ein ruhiges Alter, meinen Lohn jenseits dem Grabe, und Geduld, um denselben gleichgiltig mit kalten Blute abzuwarten, denke aber mit mir:

Mag der Pöbel tadeln, schnarchen!
Gnug, wir denken wie Monarchen,
Ob uns gleich die Ohnmacht plagt.
Wer der Tugend Werth miskennet,
Und Betrüger, Helden nennet,
Der hat nie den Trenck beklagt.
Groß der Kleinen Geist belachen,
Heißt sich groß bey Weisen machen.

Uebrigens bin ich in allen Fällen Ihro Excellenzien, allen nur hochgebietenden, und meine Wahrheiten anfeindenden Herrn Feldmarschälle und Helden von Alexander Art

gewiß nie gehorsam, noch unterthänigster Knecht

Trenck.

Der

Der Held,
in
seiner wahrhaften Gestalt.

Quidquid delirant Reges, plectuntur Archivi
Seditione, dolis, scelere atque libidine & ira
Iliacos intra muros peccatur, & extra.
HORAT. *Lib.* 1. *Epist.* 2.

Mentor, ein kluger Mann, fuhr gestern über Land,
Und las' im Kurtius, er las' ihn mit Verstand,
Der Alexanders Ruhm zum höchsten Grad getrieben,
Und wie ein Narr gedacht, da er von ihm geschrieben.
Indem er liest, und denkt, erblickt er einen Mann,
Der auf dem Rade lag; er sieht ihn seufzend an.
Harpax, sein alter Freund, saß bey ihm in den Wagen:
Freund! fragt er, kannst du mir die wahre Ursach sagen,

Warum

Warum der Mensch hier starb? Sprich, was
man von ihm spricht!
Er war, hub Harbax an, ein groſser Böſewicht:
Haſt du nie vom Kartousch, dem Schelm, ge-
höret sprechen,
Den man hier abgestraft, um schändliche Ver-
brechen?
Er war das Oberhaupt von einem Diebskomplot,
Ein Feind der Billigkeit, und trotzte Welt und
Gott,
Auch aller Obrigkeit; er nährte sich vom Stehlen,
Ward reich durch fremdes Gut, kein Anschlag
konnt' ihm fehlen;
Er war so fein, so klug, daß er in dieser Stadt
Viel Jahre ungestraft, geraubt, gemordet hat.
Sein Witz war mehr, als groß, die Argliſt
noch weit gröſser;
Wo ihm was wohlgefiel, half weder Wacht,
noch Schlösser.
Er führte fünfzig Mann in seiner bösen Schaar,
Bey der er sehr beliebt, noch mehr gefürchtet
war:
Geliebt, weil er den Schelm, der künstlich
stahl, belohnte;

Geschent, weil seine Faust den beßten Freund
nicht schonte;
Der ihm nur widersprach. Durch Mannszucht
und Betrug
Ward seine Bande kühn, und durch sein Vor-
bild klug.
Da, wo er sich zu schwach, Gewalt zu brau-
chen, glaubte,
Schnitt' er die Beutel ab, und lachte, wenn
er raubte.
Dem Priester am Altar stohl er gar die Mon-
stranz,
Sein heilig Meßgewand, Kelch, und den
Rosenkranz.
War er nicht in der Stadt, und streifte auf
dem Lande,
Da half kein Widerstand vor seiner frechen
Bande;
Da schlug er Menschen todt, und fand er Ge-
genwehr,
Dann focht' er wie ein Held, und grimmig,
wie ein Bär.
Mit zwanzig konnt' er sich auch gegen hundert
wagen.

Einst

Einst hat er sich allein durch dreyßig Mann geschlagen.
Dem schwachen Bauer nahm er mit Gewalt sein Brod,
Und schlug mit eigner Faust bey achtzig Menschen todt.
Ward einer seines Volks in einem Dorf verrathen,
Da war ihm keiner gleich in Nach' und Frevelthaten:
Das Haus ward angesteckt, des Armen Gut verzehrt;
Der Bauer aufgehenkt, das ganze Dorf verheert;
Bis endlich ihn die Wacht bey Rauberey gefangen,
Und deshalb muß sein Aas hier auf dem Rade prangen.
Gar auf der Folterbank war noch Kartousch so frech,
Daß er zum Richter sprach — — Mir schmerzt kein siedend Pech,
Mir reut nichts, was ich that, die Ehre zu erwerben,

Um,

Um, als der größte Dieb, mit Ruhm auch groß zu sterben.
Genug, rief Mentor, Freund! das war ein böser Mann;
Doch, mir fällt jemand ein, der noch weit mehr gethan.
Ich habe, was der Mensch hier in der That gewesen,
Just, da ich dich befrug, im Kurtius gelesen.

War Alexander nicht, der Asien besiegt,
Das, was Kartousch hier war, der auf dem Rade liegt?
Ich will es dir ganz klar durch die Vernunft erweisen,
Daß man an Dieben straft, was wir an Helden preisen.
Den Pöbel macht der Wahn verlarvter Dinge blind,
Der Kluge kennet nur, was ächte Helden sind.
Es soll That gegen That in der Vergleichung zeigen,
Daß Helden, wie Kartousch, zum Ehrengipfel steigen;

Denn

Denn beyder Werk ist gleich, wo steckt der Unterscheid?

Mir dünkt in unserm Wahn, und in der Helden Neid.

Kartousch, der stehlen geht, braucht nichts als Kunst und Finger;

Und Philipps großer Sohn, der starke Weltbezwinger;

Raubt ohne Schwerk, und Mord Dariens Länder nicht,

Und dennoch heißt er Held, und dieser Böse nicht.

Dies nennt man Bubenstück, das andre Heldenthaten,

Der führt ein Diebskomplot, und der ein Heer Soldaten:

Kartousch heißt ein Filou, der Griechen Fürst ein Held;

Der raubt um Ehr und Ruhm, und jener nur um Geld;

Der Straßenhabicht stiehlt, Soldaten machen Beute;

Der Dieb heißt Galgenaas, und dies sind Kriegsleute;

Der

Der Held heißt Mareschall, Kartousch heißt
ein Bandit;
Vor jenem kniet man, wenn man vor diesem
flieht;
Den lohnt ein Ordensband, und diesen Sklavenketten,
Als ob die Helden mehr, als er, verdienet hätten?
In der Benennung steckt der Irrthum nur allein,
Was man von Dingen glaubt, das scheinen
sie zu seyn.
So geht es in dem Staat, auch in Religionen;
Ein jedes Volk glaubt ja, Gott soll im Himmel wohnen;
Der eine nennt ihn Bel, ein andrer Astharoth,
Sichut, und Jupiter, Apis, und Zebaoth.
Und in sich selbst stimmt doch der Hauptbegriff
zusammen,
Den man sich von Ihm macht; man zankt nur
um den Namen.
Der Priester jedes Volks heißt sein erhaschtes Geld
Ein Gott geweihtes Gut; hiedurch wird Dieb
und Held

Vom Klösterraub geschrecke: Er nur allein kann lachen,
Denn hiedurch wird kein Krieg sein Schatzhaus öde machen.
Man straft den Klosterdieb, und wenn gleich ein Soldat
Dem, der von Hunger stirbt, sein Brod gefressen hat.
Genug, es war kein Pfaff, so ist ihm nichts verhindert
Als ob Gott Hunger stirbt, wenn man den Priester plündert.
Er ist der Gott im Wahn, der nur das heilig nennt,
Was er selbst nicht genießt, und keinem andern gönnt,
Er darf frey, was er will, von seiner Kanzel brüllen:
Schreibt Rabner eben das, heißts: er macht Pasquillen.
Ein Stouard sucht sein Recht, das heißt Rebellion;
Wenn Ludwig Freyburg stürmt, das nennt man Kriegsräson.

Der Domherrn Müßiggang wird Pabst und
Fürst nie strafen,
Und Bauern prügelt man, die bey der Arbeit
schlafen.
So geht es in der Welt! man hänget den Spion,
Und der Gesandte prangt frey vor der Fürsten
Thron.
Just so betrügt man sich auch bey der Hel-
den Ehre,
Und glaubt, daß dem Kartousch kein gleicher
Ruhm gehöre.
Er war ihm gleich an Muth, und hatte glei-
ches Recht:
War klug bey der Gefahr, verwegen im Gefecht;
Sonst ist kein Unterschied in beyder That zu
sehen;
Der siegt mit funfzig Mann, und dieser mit
Armeen.
Kartousch ist tapferer, als Philipps kühner
Sohn:
Denn, schlägt Ein Anschlag fehl, so ist der
Strick sein Lohn.
Hingegen, wenn der Held auch wirklich unter-
lieget,

So leidet nur sein Volk, wenn ihn der Feind
besieget,
O, wär er in Gefahr des Galgens, wenn
nichts glückt,
Es wäre mancher Held nie in das Feld gerückt!
Ein Hahn, der mit dem Hahn um seine Hüh-
ner kämpfet:
Ein Hirsch, der in der Brunst des Spiessers
Geilheit dämpfet,
Zeigt ächtern Heldenmuth, als der von ferne
flieht,
Wie ein besiegter Feind vor seinem Heere flieht.
* Vorzeiten, da man nichts von Monar-
chien kannte,

Da

* Diese ist eigentlich der sichere, und durch die Geschichte bewährte Ursprung der orientalischen Tyrannen, und amerikanischen Könige. Die jüdischen David, Jerobeams und Ahaz, auch die christlichen Monarchen hingegen, erschienen entweder durch Mirakel, oder Gott erhob sie selbst auf den Thron, um die sündige Welt in seinem Zorne zu züchtigen. Vide Libr. I. Reg. cap. 8.

Diese Art des Ursprunges mindert aber keinesweges die Ehrfurcht, welche wir guten Fürsten schuldig sind: und diese müssen wir als ein zufälliges Bonum hinnehmen, welches ex malo politi-

ca,

Da man das Oberhaupt des Hauses Vater nannte,
Fand sich ein böser Mensch, der faul zur Arbeit war,
Nahm Waffen in die Hand, und wagte die Gefahr:
Trieb seinen Nachbarn fort, und raubte seine Güter.
Weil ihm der Streich gelung, so fanden sich Gemüther
Von eben solcher Art: Er ward ihr Oberhaupt;
Dann ward ein ganzes Dorf von ihnen ausgeraubt.
Der Haufen mehrte sich: sie wagten sich auch weiter;

ee, oder naturaliter necessario, erwachsen ist. Ein guter, tugendhafter und scharfsichtiger Bauer ist schon ehrwürdig, und ein solcher Fürst, ein wirklich Wunderding: denn die Verhältniß ihrer Zahl und Geschlechte ist nur ein Punkt im großen Ganzen gerechnet: um desto seltsamer wirkt, und bildet die Natur etwas Ausserordentliches, und um desto glücklicher ist der Staat, den ein solcher Fürst beherscht. Ein mittelmäßiger Menschenverstand verdient schon die Achtung der Weisen: und ein Menschenherz den Titel eines Großen, bey unserm Landesvätern.

Ein Theil ging nur zu Fuß, die andern wur-
den Reuter:
Dann griffen sie mit Macht der Städte Mauern
an,
Und machten sich ein Land gewaltsam unterthan.
Ihr Führer wollte denn auch einen Titel führen:
Man hieß ihn Fürst und Herr. Er fing an zu
regieren;
Bezwang die Nachbarn auch, und weil ihm
alles glückt,
Ward bald des Siegers Haupt mit Kronen
ausgeschmückt.
Dann hieß er schon Monarch: die andern wur-
den Sklaven:
Da kam der Adel auf, Marquisen, Knesen,
Grafen:
Da fiel die dumme Welt ins Joch der Dienst-
barkeit:
Da rüstet schon der Held die Heere für den
Streit:
Und, der durch Rauberey den stolzen Thron
bestiegen,
Sah einen Menschenschwarm zu seinen Füßen
liegen.

Sein

Sein eigner Werth blieb gleich, nur nicht die Scheingestalt:
Nun hieß der König, Fürst, und hatte mehr Gewalt.
So hat die Büberey sich auf den Thron geschwungen,
Und eine Frevelthat den Heldenruhm errungen.
Ein Räuber schlug sodann des andern Räubers Macht:
Just hiedurch ward die Kunst zu kriegen, aufgebracht.
Dann mußte gleich der Pfaff dem Volke glauben lehren,
Man soll den Fürsten so, wie Ihn, in Gott verehren;
Weil sie an Gottes statt, die Herrn auf Erden sind;
Hiedurch ward allgemach des Pöbels Auge blind:
Die Kinder wurden schon in diesem Wahn erzogen:
Der Klugen Zahl war schwach: die Einfalt ward betrogen:
Und der, der wie Kartousch, als Menschenfeind gelebt,

Hieß ein gesalbtes Haupt, wofür ein jeder bebt.
Da ward die Majestät gepriesen, und vergöttert,
Und was der Fürst erwirgt, hat Gottes Zorn zerschmettert.
Man trug sein Geld herbey, sobald der Herr nur droht.
Der Günstling fraß das Fleisch: die Tugend suchte Brod,
Die Fühlung seines Werths, sein Vorrecht vor den Thieren
Sah der verlarvte Mensch mit Stolz in Fesseln führen.
Durch Irrthum ward er gar aus Ehrgeiz ein Soldat,
Der für des Räubers Zweck auf Brüderleichen trat.
Beyspiel und Rednerkunst kann Dumme leicht betrügen,
Und lehrt im Bürgerblut für Held und Priester siegen.
Dem Pöbel lehrt sein Pop', das, was er selbst nicht glaubt,
Wo Aufruhr Tugend heißt, wenn er für Götter raubt.

Da

Da schimmert Davids Haus! das Gold verarmter Kinder
Heißt, wo der Ketzer stirbt, ein Opfer gläub'ger Sünder.
So führt das Vorurtheil den Heiden zum Altar,
Der, was der Christ nun ist, für Held und Priester war.
Was wirkt der Glaube nicht? Geht nur die Bibel lesen.
Ist David nicht ein Schelm, so wie Kartousch, gewesen?
Weit ärger — — * dennoch heißt ihn Christ und Jude fromm,

* Diese Citation von David, kann nicht entbehrlich seyn. Man lese nur seine Geschichte mit aufgeklärten Augen in unserer Bibel. Libr. 2. Reg. cap. II. David schmeichelt seinem Freunde Urias im Gesichte, macht ihn sicher, ermordet ihn verrätherisch, und schändet des Ermordeten Weib. — — Wäre Kartousch nicht deshalb allein gerädert worden? Und was geschah David? nichts. — — — Das Knäblein der Bathseba starb, und er dichtete Psalmen.

Die Geschichte von Amasa, Abner, Jeboseth, dem Boten von Sauls Tode, zeigen klar, daß David ihr Mörder unter fremden Namen war; folg-

Und kein Kaligula hat das gethan in Rom,
Was dieser böse Mensch, der heil'ge Mann
vollbrachte.

Und

folglich ein böses Herz besaß, das er machiavellisch zu verstecken wußte, und nur in Urlaubs Vorfalle öffentlich verrieth.

Welches Meisterstück der Argliß, oder Politik! Die Pest verheert das Land: Er fragt Gott im Leidrock, warum? und Gott antwortet: — — — Wegen Sauls Untreue an den Gideonitern — — (wohl zu merken) Saul war schon 20 Jahr im Grabe — — — Was geschieht? der heilige David nimmt die letzten 7 Männer aus dem Geschlechte Sauls, auch seines besten Freundes Jonathan, und läßt sie alle aufhenken, dem Herrn zu Ehren zu Gibea, Sauls des Erwählten des Herrn, — — — Aber er that dennoch Barmherzigkeit an ihnen, und ließ die Knochen der Gehenkten alle begraben. Vide Libr. 2. Reg. cap. 21.

Wer sieht hier nicht den Betrug, und die Absicht des frommen Mannes? Und diese That lobt sein Geschichtschreiber.

Sogar sterbend zeigte er noch ein böses Herz: gebietet seinen Erben Rache und Blutdurst, und läßt alle Einwohner der Stadt Rabba, auch schwangere Weiber und Säuglinge, dem Herren zu Ehren, mit eisernen Zägen lebendig von einander schneiden.

Edles Vorbild zur christlichen Lehre — — — Fort! mit solcher Beyspielen aus unsrer heiligen

Re-

Und heilig heißt er noch, weil er viel Pſalmen machte.

Erſchrecklicher Betrug! wenn uns das edel dünkt,
Was ein geglaubter Wahn mit falſcher Tugend ſchminkt.
Verſteht man nur die Kunſt, ſich liſtig zu verſtellen,
So bleibt Kartouſch der Mond, trotz aller Hunde Bellen:
So, wie ein Liebling auch, die Peitſche für den Staat,
Der Millionen ſtiehlt, doch nichts zu fürchten hat.
Und, wo es Richter giebt, die klein im Großen ſtehlen,

Da

Religion! denn werden wir weniger fromme Kirchendiebe, aber deſtomehr ehrliche Leute finden. Das Exempel des geprieſenen Böſewichts, und ſeiner Buße, reizet und berechtiget nur die Chriſten zu Schandthaten. Und, wenn ich den David dereinſt mitten im Himmel auf einem weiſſen Pferde in weiſſen Kleidern, und mit einer hundertpfündigen goldenen Krone, und eiſernen Peitſche triumphirend ſehen werde, werde ich doch ſagen: David! du biſt ein Schelm, dein Herz war böſe, und du biſt wie Kartouſch geſtorben.

Da wirds dem Galgen nie am armen Schelmen fehlen.
Den Kleinen henkt man auf, dem Großen geht es wohl:
Sein Neid bestrebet nur, daß niemand stehlen soll.
Der Titel, Excellenz bedeckt schon sein Verbrechen,
Von großen Herren darf man nie die Wahrheit sprechen:
Er bleibt doch excellent: es sey nun in Betrug,
Verleumdung, oder Witz, man ehrt ihn nie genug.
So geht es, leider! auch in unsern Polizeyen.
Welch Laster ist so groß, das die Soldaten scheuen?
Der Held, derselbe Fürst, der sich in seiner Stadt
Der ächten Tugend Ruhm, mit Recht verdienen hat;
Der Laster menschlich straft, der Großmuth fürstlich lohnet;
Als Vater Ordnung hält, bey Kindern liebreich wohnet;
Wird selbst der Ordnung feind: vergießt aus Ruhmsucht Blut,

Und

Und thut mehr als Kartousch, durch seine Kriegeswuth.

Wer fröhlich lachen kann, wenn er viel Menschen schlachtet,
Und vieler tausend Blut, die er erwürgt, nicht achtet,
Der achtet auch gewiß der Unschuld Winseln nicht,
Wenn er in seinem Reich ein Bürgersurtheil richt.
In seinen Augen sind die Menschen seine Bienen,
Die Gott geschaffen hat, ihm nur allein zu dienen:
Sein Wille ist ihr Recht, der tapfre Heldenmuth,
Der nichts, als Waffen kennt, gewöhnt zuletzt die Wuth.
Wer mit der Menschen Glück, und ihren Köpfen spielet,
Was Wunder, wenn er nichts von ihren Seufzern fühlet?
Hiedurch wird Tyranney im edeln Geist gewöhnt,
Daß er sich, wie Kartousch, durch Heldenthaten krönt.

Kar-

Kartousch stiehlt fein und klug, dem Bü-
tel zu entweichen :
Und, was thut denn der Held, um Feinde zu
beschleichen ?
Er überrumpelt sie auch wehrlos, in der Nacht ;
Dann heißt er Partisan, der kluge Streiche macht.
Er lauscht so, wie Kartousch, im hohlen Weg
und Büschen,
Und mordet, was er kann, um Beute zu er-
wischen ;
Denn prangt er in dem Heer mit Lorbern auf
dem Helm;
Und thut Kartousch just das, so heißt er doch
ein Schelm:
Schlägt er sich gegen zehn, so heißt er doch
Kanaille ;
Und schlägt der Held den Feind, das nennt
man Bataille :
Stirbt dieser in der Schlacht, so, wie ein
hauend Schwein,
Das selbst in Eisen rennt, um nicht besiegt zu
seyn ;
Denn baut ihm die Welt von Marmor Ehren-
säulen,

Und

Und an Kartouſchens Rad hängt man ein Dutzend Keilen.*

Der fühlt doch jetzt ſo viel an ſeinem Galgenpfahl,

Als Cäſar in der Gruft, von ſeinem Ehrenmaal.

Kartouſch iſt ſehr beliebt, bey ſeinem Diebsgeſinde:

Wodurch? bald war er ſcharf, bald ernſthaft, bald gelinde:

Den einen machet er durch Schmeichelworte blind;

Dem andern ſchenkt er Geld, damit er ihn gewinnt;

Den läßt, den prügelt er, den andern läßt er henken,

Er kennt der Menſchen Herz, und weiß, wie Sklaven denken.

Hiedurch hat Herr Kartouſch juſt ſeinen Zweck erlangt,

Hie-

* In nordiſchen Ländern iſt der Brauch, ſo viel Knüttel an den Galgen zu henken, als der Delinquent Mordthaten begangen hat.

Hiedurch hat Ammons Sohn in Lorbern auch geprangt.
Dem Stolzen predigt er von nichts, als Ruhm und Ehre,
Den Dummen zwingt der Pfaff durch strenge Kirchenlehre:
„Dient, (ruft der Tempelfuchs), dient eurem Herren treu!
„Thut alles, was er will, denn Gott selbst steht ihm bey:
„Er ist Vikarius der Gottheit hier auf Erden;
„Sterbt ihr für seinen Ruhm, denn sollt ihr selig werden.„
So spricht der Held, und Dieb, mit seinem Unterthan,
Damit er, was er sucht, durch ihn erhalten kann.
Da, wo es nöthig ist, wird er sie selber führen,
Und an der Spitze stehn, durch fleißig Exerziren
Wird der Soldat geübt, und folgt des Zwanges Strick,
Auch wie der Dieb geschickt, zu einem Meisterstück.

Was

Was thut der große Held, der Städte
bombardiret?
Das, was Kartousch gethan, dem Rad und
Strick gebühret,
Die That in sich ist gleich: denn der verarmte
Mann,
Der, was er hat, verliert, sieht doch den Him-
mel an,
Und seufzt: — — Gott strafe den, der mir mein
Haus verbrennet:
Ob er ihn im Gebet, Schelm oder Helden nen-
net?
Fürwahr das weiß ich nicht: ich habe nie ge-
fragt,
Was blöder Pöbel denkt, nur was der Weise
sagt.
Der Held sucht nichts als Ruhm, und wo
will er ihn finden?
Vielleicht in seiner Kunst, die Menschen recht
zu schinden?
Was ist der Ruhm? ein Rauch, ein blendend
Schattenspiel,
Das sich ein jeder mahlt, so, wie er selber
will.

Im Beyfall kluger Welt steckt nur die ächte Ehre:
Die weiß, wem Schimpf und Strick, wem Ruhm mit Recht gehöre,
Wenn gleich ein siegend Herr, den Held mit Lorbern krönt,
In ihren Augen bleibt Held und Kartousch verhöhnt.
Sie sieht den innern Kern auch durch beschminkte Schaalen,
Und heißt den Ungeheur, den Kurtius groß gemahlen.
Weiß nun der Held gewiß, daß ihn kein Kluger ehrt,
Wo sucht er denn den Ruhm? im Volk, das er bethört?
Auch hier mislingt sein Zweck; wenn hundert ihn erheben,
So werden tausend seyn, die ihm das Lob nicht geben.
Preißt gleich ganz Griechenland des Philipps großen Sohn,
So wünsche ihm Asien doch einen Strick zum Lohn.

Wo sucht er noch den Ruhm? in sich, und
seinen Gaben?
Wahrhaftig, hier wird er ihn just so wenig
haben.
Sein Herz sagt ihm gewiß: —— Du bist ein
Menschenfeind,
Der wie ein Tiger denkt, von aussen edel scheint.
Held! suchst du nun den Ruhm im Tode zu er-
ringen?
Soll dich ein Federkiel zum Heldengipfel schwin-
gen?
Was fühlst du in der Gruft von dieser Phan-
tasey?
Ein Plato nennet doch die Herrschsucht Raserey.
Ein Autor mahlt dich groß, wenn dich drey
andre tadeln:
Der schimpft den Heldengeist, ein andrer wird
ihn adeln.
Ehud hat just die That, die Navaillak ge-
than; *
Den mahlt die Bibel groß, und diesen rädert
man.

* Vide Buch der Richter 3. Cap.

Bleibt Katilinens Ruf nicht auch in Büchern kleben;
So fest, als Antonins, und Titus edles Leben?
Schreib, anstatt Katilin, des Kaisers Namen hin,
So schmäht, so schimpft die Welt den großen Antonin.
Der Name ist ein Nichts; wer sieht an ihrem Grabe,
Ob sie des Schreibers Kiel vielleicht verwechselt habe?
Held! du bestürmst die Welt für einen Federkiel:
Du Narr! wenn Hektor stirbt, lebt just auch ein Virgil?
Achillens Heldenruhm wär uns verborgen blieben,
Wenn nicht Homer gelebt, der ihn so schön beschrieben.
Wer weiß, ob der Poet nicht auch poetisch log?
Ob ihn vielleicht nicht auch ein falscher Ruf betrog?
Wer weiß, ob mancher Held nicht größern Ruhm erworben,

Von dem man gar nichts liest? weil er just da gestorben,
Wo kein Gelehrter war, der seine Feder übt,
Und dessen Helden man durch seine Schriften liebt. *
So kann des Dichters Kiel nur Helden ewig machen,
Wenn Feuer, Neid und Wurm die Ewigkeit verlachen:
Und hätte Nero den, der von ihm schrieb, bezahlt,
Er wäre, wie Trajan, der Nachwelt vorgemahlt.
Gesetzt, daß auch der Ruhm ganz unpartheyisch wäre,
Was nützt dem, der sie sucht, die hoch bestrebte Ehre?

* Dieses ist ein bereits bekannter Gedanke, den viele Autores gebraucht haben, und hieher nothwendig war:

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi, sed omnes illacrymabiles
Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro.

HORAT. Libr. Od. 9.

Er opfert ihr sich selbst, und das, was er erzielt,
Erlangt er in der Gruft, und wenn er nicht mehr fühlt.
Indessen hat der Held nichts anders ausgerichtet,
Als Thränen ausgepreßt, und Zwietracht ausgesichtet,
Viel Menschen arm gemacht, wofür er nichts gewinnt,
Als daß viel Sklaven ihm gezwungen dienstbar sind,
Die ihn im Herzen doch wie Gift und Pest verfluchen,
Und nur Gelegenheit, sich loszureissen, suchen.
Kartousch, der böse Mensch, der lebend schädlich war,
Befreyt durch seinen Tod die Menschen von Gefahr,
Und schadet niemand mehr; doch, ach! wenn Helden sterben,
Denn bricht der Nachstrom aus, auf seines Reiches Erben;
Ein jeder sucht mit Recht sein ihm entrißnes Gut,

Und dann steigt erst der Krieg zur allerhöchsten Wuth.
Denn Alexander hat nicht so viel Blut vergossen,
Als erst aus seiner Gruft auf Asien geflossen.
Kartousch verbrennt ein Haus, wo man sein Volk verrieth;
Was thut der Partisan, der sich verrathen sieht?
Der Mensch, der um sein Gut dem Räuber zu entreissen,
Dem Schutzherrn Nachricht bringt, wird ein Spion geheissen.
Nicht gnug, wenn ihn der Held an einen Baum aufhenkt:
Es wird die ganze Stadt in Schutt und Staub versenkt,
Wo er ein Bürger war — — wenn sich ein Bauer wehret,
Und gegen Räuber schützt, denn wird das Dorf verheeret,
Wohl gar ein ganzes Land — — warum? weil der Soldat
Privilegiret ist, und Recht zum Plündern hat.

Man sagt, der Bauer muß sich niemals widersetzen:
So recht! — — wo steht der Satz in den Naturgesetzen?
Ein Bär beschützet sich, dem man die Jungen raubt;
Ist Menschen weniger, als jedem Thier erlaubt?
Der Hase lauft davon, wenn ihn die Hunde jagen;
Der Bauer soll nicht fliehn, wenn ihn Soldaten plagen.
Er soll geduldig seyn; und hat er nicht Geduld,
Denn büßt, der nie gefühlt, für eines andern Schuld.
Viel tausend müssen denn des Helden Rachsucht stillen:
Warum? er kennt kein Recht, als seinen starren Willen,
Und schont die Unschuld nicht. Sein Privilegium
Macht Galgenvögel kühn, und Themis blind und stumm.
Ein Laster, das er liebt, soll jeder Tugend nennen:

Man

Man ſoll an Ammons Sohn nichts menſchli-
ches erkennen,
Der doch ein ſchwacher Sklav der Leidenſchaf-
ten iſt,
Und bey dem Götterſtolz die Menſchenpflicht
vergißt. *
Wir ſollen ſchüchtern ſeyn, und was die Hel-
den wollen,
In blinder Ehrfurcht thun, weil wir gehor-
chen ſollen.
Das dumme Thier, der Storch, verläßt ſein
Vaterland,
Wo es im Winter friert — — Der menſchliche
Verſtand
Soll ohne Fühlung ſeyn, und nicht wie Stör-
che wittern,
Wo ſolche Gränzen ſeyn, da keine Sklaven zit-
tern,

* Diogenes der Weltweiſe ſagte dem Alexander ins Geſicht: Ich bin ein Fürſt ſolcher Fürſten, wie du biſt, denn ich herrſche über meine Leidenſchaften, und du dienſt ihnen, folglich biſt du nur ein elender Knecht meiner Knechte.

Die Zwang und Unrecht kränkt — — * verdammte Heldenbrut!
Das thut ja kein Kartousch, was ihr aus Herrschsucht thut.
Kartousch beraubt ein Haus, und bleibt nicht darinnen wohnen;
Was aber thut der Held durch Kontributionen?
Es macht auf sein Gebot, sein überschwemmend Heer,
Stall, Scheuren, Beutel, Feld, Wald, Keller, Wiegen leer;
Treibt die Besiegten fort, die girrend betteln gehen,

Ihr

* Hieher muß ich einen Nebengedanken aus meinen französischen Gedichten rücken, welcher vielleicht gefallen wird:

Quand la cigogne fuit du climat de son nid,
C'eſt — — puisque son bon nid connoit plus des pays.
Mais l'homme, ce poltron peut sacrifier sa vie,
Nageant en préjugés d'amour pour sa patrie.
Helas! ce clairvoyant: l'image de son Dieu!
Qui par sa foi lorgna juqu'au sommet des Cieux —
Pourquoi ne voit il pas l'enfer qui le fit naitre?
C'eſt puisque les Oiseaux n'ont point de foi au Prêtre.

Ihr Gut in fremder Hand, das Weib geschändet sehen.
Noch ärger! wenn der Held sie in den Heere braucht,
Und den zum Sklaven macht, der ihm zu dienen taugt.
Wie muß dem Vater nicht das Herz im Leibe bluten?
Er selbst wird Wagenknecht, die Söhne sind Retruten;
Und ihr gezwungner Arm kämpft, wenn das Auge weint,
Für des Tyrannen Ruhm, und ihren ärgsten Feind;
Wenn Mutter, Weib, und Kind, Schutz- Brod- und Trostlos schmachten:
Das thut Kartousch ja nicht, wenn wir ihn recht betrachten.
Er führt die Menschen ja nicht in die Sklaverey;
Und wer ihm dienen will, der dient ihm willig, frey.
Besetzt auch! ein Kartousch hat sechzig todtgeschlagen;

Geht

Gehe doch im Todtenreich, der Perſergeiſter fragen:
Wie viel der Griechen Held in einem Tag erſchlug?
Er war nie ſatt vom Raub, und würgte nie genug.
Warum? um ſeinen Fuß auf fremden Grund zu ſetzen,
Um ſeinen Mörderſtahl an Menſchenfleiſch zu wetzen,
Um ſeinem ſtolzen Geiſt, und Herrſchſucht genug zu thun,
Konnt' er am Ocean in Indien nicht ruhn.
Sein böſes Herz, das ihn mehr, als man glaubet, nagte,
Das ihn zum Zeitvertreib zur Weltverwüſtung jagte,
Weil er in ſich nie Ruh, und Vorwurfsurſach fand,
Trieb ihn aus Ungeduld in fremder Völker Land;
Da häuft er Wuth auf Wuth, und ſucht ſich durch die Waffen
Luſt und Zufriedenheit, Gewiſſensruh zu ſchaffen.

Er

Er ſelbſt ſagt — — Bin ich nicht bey meinem
Zwecke toll,
Damit Athen von mir nur rühmlich ſprechen
ſoll?
Menſch! — — ſiehe doch ein Feld, wo
viele tauſend liegen,
Die Menſchengrimm erwürgt, um einen zu
vergnügen.
Iſts möglich, daß der Wahn ſich ſo verſteigen
kann?
Seht nur! ich bitte, ſeht die armen Men-
ſchen an!
Hört die Verwundete bey ihren Schmerzen ächo-
zen,
Die nur nach Tod und Gruft der Marter En-
de lechzen.
Hier liegt ein halber Leib, dort ein zerquetſch-
ter Fuß,
Dort gibt ein Sterbender den Brüdern einen
Kuß,
Auf deſſen Aas er ſitzt; hier hört man einen
brüllen,
Dort hilft ein Blutender des andern Blutfluß
ſtillen;

Hier

Hier heult bey ihrem Mann ein girrend treues Weib,
Und wirft ihr girrend Kind auf den zerfetzten Leib;
Dort liegt ein Lebender mit Todten zugedecket,
Der den noch freyen Arm zu Gott um Hilfe ſtrecket.
Der ſeufzt den Himmel an, weil ihm die Zunge fehlt;
Ein andrer flucht und ſchreyt, weil ihn der Feldſcheer quält;
Der hält in ſeiner Hand zerriſſene Gedärme,
Ein Halbentſeelter ſucht bey kalten Leichen Wärme.
Hier leckt ein Durſtiger aus eignen Wunden Blut;
Dort kriecht ein Raſender erhitzt in Heldenwuth
Zu ſeinem Feinde hin, der ſich nicht mehr kann ſchützen,
Läßt ſein vergälltes Blut in fremde Wunden ſprizen,
Die noch ſein Mordſchwert fegt, und glaubt, denn ſtirbt er groß,

Wenn

Wenn vieler Menschen Blut durch seine Säufte floß,
Der winselt, jener tobt, dort hört man einen stöhnen,
Der ruft Viktoria! und knirschet mit den Zähnen.
Hier schnarcht ein muntrer Hengst, der unter Leichen springt,
Und thierisch Schauder fühlt, wo Ach, und Rache klingt.
Dort keucht ein sterbend Pferd, das seinen Reuter drücket,
Der sterbend vivat ruft, wenn ihn sein Blut erstücket.
Das wimmernde Geschrey erschreckt ein jedes Herz:
Der Held, der Held allein, fühlt nur nicht fremden Schmerz.
Er sieht den Platz mit Lust, wo soviel tausend röcheln,
Und kann bey aller Qual, die er verursacht, lächeln;
Er hört von Stolz entzückt, der Sieger Jubellied — —

Vivat!

Vivat! Viktoria! brüllt er gar selber mit.
Denn jauchzt das dumme Volk, und steht auf Brüderleichen:
Denn ist kein Jupiter dem Helden zu vergleichen,
Denn zieht er im Triumph zu seinen Thoren ein;
Denn will er, wie ein Gott, verehrt, gepriesen seyn. — —
Ja! blaset immerhin mit tausend Schlachtposaunen!
Zerberstet nur die Luft mit donnernden Karthaunen!
Sucht Marmor, sucht Metall! schreibt drauf, was hier geschah!
Der Held ist nicht mehr Mensch, der Halbgott steht schon da!
Hört, wie der Priester spricht — — Gott kömmt, und läßt uns sehen,
Was uns für Glück und Lust durch seine Huld geschehen.

Be-

* Dieses war nach der Molwitzer Bataille der Text zur ersten Predigt in Breslau. Die Schlesier sind aber noch heute zufrieden, und segnen den Tag ihres damaligen geglaubten Unglücks.

Bekrönt des Siegers Haupt, der wie ein Cäsar prangt! — —
Fürwahr, er hat mehr Ruhm, als ein Kartousch erlangt.
Was der im Kleinen that, erfüllt der Held im Großen.
O blindes Pöbel schau, woraus dein Wahn entsprossen!
Ein jeder wünscht, und sucht des Strassenräubers Tod,
Und Weltverwüstern gibt der Bürger gern sein Brod,
Damit er rauben soll, zahlt freudig Steur, und Gaben,
Damit die Helden nur zum Kriege Vorschuß haben.
Gesetzt auch, daß der Held ein fremdes Reich bezwingt,
Und ihm der Herrschsucht Zweck nach seinem Wunsch gelingt,
Was nützt es dir, du Narr? er sey auch Herr der Erden,
Du wirst als Unterthan, doch nie gebessert werden.

Du bleibst stets, was du bist: die Steuern nehmen zu,
Dein Herr braucht Milch im Schatz, und du bist seine Kuh.
Je größer er nun wird, je kleiner sind die Knechte:
Regierungslast erdrückt bedrängter Sklaven Rechte:
Zu großen Reichen ist Ein Kopf nie groß genug!
Im Kleinen sieht der Fürst viel leichter den Betrug;
Die Bürde wird zu schwer, das Recht zu untersuchen.
Was folgt? Ein Machtspruch. — Ach! wer soll den nicht verfluchen?
Wer wenig Bienen hat, schont, wenn er Honig bricht,
Wer hundert Körbe raubt, verschont der Bienen nicht.
Mensch! wenn du dienen mußt, so ists für dich viel besser,
Du suchst bey Bauern Brod, als bey dem Eisenfresser.

Hier

Hier stürzt ein Fehler dich leicht in des Büttels Hand,
Und vor Verleumdung hilft nicht Tugend, noch Verstand.
Dem Bauern, wenn er todt, darfst du frey widersprechen:
Wer Fürsten tadeln will, begeht schon ein Verbrechen.
Bist du ein Kammerherr bey Hofe, liebster Freund!
Was bist du in der That? Ein Knecht, der edler scheint,
Als eines Bauern Knecht. Und du mußt deinen Rücken
Bey Zittern und Gefahr schwach, niederträchtig bücken;
Du bist des Fürsten Sklav, fällst vor ihm auf die Knie,
Das thut des Bauern Hans vor seinem Schulzen nie.
Gefällt sein Herr ihm nicht, er wird bald andre finden,
Und Niklas darf ihn nie für Görgens Staatskunst schinden.

Fort mit der Fürsten Gold, das Bauernarbeit zahlt!
Fort Titel, Ordensband, womit der Gülfling prahlt!
Dem kriechenden Gewürm, das um den Thron sich krümmet,
Hat nur sein Herr ein Glück, wie ers verkocht, bestimmet.
Die Unabhängigkeit macht nur den Weisen groß:
Der Narr prangt mit dem Joch: ein Weiser reißt sich los.
Er sieht, was Menschen sind, verachtet falsche Größe,
Und zeigt dem Vorurtheil den Held in wahrer Blöße.
Nur Tugend, Wissenschaft, die man sich selbst gab,
Entreißt uns kein Geschick, sie folgt uns in das Grab.
Was Cäsar geben kann, bleibt nimmer unser eigen,
Wenn er es wieder nimmt, was hast du aufzuzeigen?

Mit

Mir selbst, was bleibt mir noch im Kerker, der mich plagt,
Wo, weil ein Fürst mich stürzt, kein Mensch zu trösten wagt?
Wo Schmach die Tugend lohnt: mein Gut die Raubsucht theilet,
Kein Freund mich nennen darf, kein Arzt den Körper heilet,
Der in den Fesseln krank, von Frost und Hunger matt,
Mit vorwurfsfreyer Stirn noch nie gezittert hat?
Mir bleibt ein großes Herz: gelehrter Stoff zum denken,
Und die entreißt kein Glück, kein Fürst kann uns sie schenken,
Was strenger Fleiß mir gab, bleibt auch nur ewig mein,
Trotz aller Fürsten Macht ist doch der Trenck nie klein.
Ach, Brüder! seufzt, und weint bey Alexanders Siegen,
Dient dem, der Frieden liebt! Laßt euch nicht so betrügen!

Verdammt sey doch der Mann, der Sultans Eigenmacht,
Und Ehrsuchtsgaukelspiel der Welt zur Qual erdacht!
Oft wird ein Nero Herr: Er ist dazu geboren,
Und unsre Einfalt hat ihm treu zu seyn, geschworen.
Warum? man sagt, er sey des ächten Helden Sohn — —
An ihm erkennt mans nicht; doch steigt er auf den Thron,
Ob ihm gleich die Natur ein böses Herz gegeben,
So wird sein ganzes Reich doch vor dem Sklaven beben,
Der Kron und Scepter trägt, den man an nichts erkennt,
Als wenn sein Unterthan ihn Fürst und Herren nennt.
Entsetzlicher Betrug! zum menschlichen Verderben!
Das erstgeborne Kind muß ganze Länder erben,
Dem Zufall der Geburt, dem blinden Ungefähr,

Ver-

Vertraut man Wohl und Weh, der souveräne Herr
Thut alles, was er will; wir heißen Unterthanen,
Und ehren, was? in ihm Verdienste seiner Ahnen.
Gesetzt! ein Held verdient, daß er ein Land regiert?
Was hat sein Kind gethan, daß ihm dies Recht gebührt?
Kann man der Menschen Recht, wie Eselshaut verschenken?
Ja, leider! nur darum, weil wir wie Esel denken.
Vasallen heißen wir: wir sind taub, blind und stumm;
Ein niederträchtig Herz wird ächter Sklaven Ruhm.
Auch Tiger werden ja nie andre Tiger fressen:
Der Mensch, der Götter Bild, kann sich so weit vergessen,
Daß er an Menschenfleisch die Hundezähne wetzt,

Auch hundisch heißt, und denkt, gnug, wenn
sein Herr ihn hetzt.
Gar Hunde werden ja nie andre Hunde jagen,
Nur Hasen, Hirsch und Wild: der Mensch kann
Menschen plagen.
Er schlägt Freund, Vater todt, damit sein
Herr nur spricht:
Du bist mein treuer Knecht, geliebter Böse-
wicht! *
Was kann wohl dummer seyn, als wenn
ein Heer Soldaten
Sich gar für fremden Ruhm am Ehrenspieße
braten,
Den Leib zerstümmeln läßt, und selbst zu Bo-
den schlägt,
Damit ihr Held durch sie verdiente Lorbern
trägt.

Sie

* Haller sagt in seinem Gedichte: Die verdorbenen Sitten, pag. 112.

Flieh Sklav! ein freyer Staat bedarf nur freyer Seelen,
Wer selber dienen will, soll andern nicht befehlen.
So schreibt, so denkt ein Schweizer.

Sie bleiben Musquetiers, so lange, wie sie leben,
Und müssen unbelohnt, wie Seidenwürmer weben,
Der Bauer küßt sein Weib, und ruht an ihrer Brust.
Und der Soldat fühlt nichts von Ruhe, Glück, noch Lust.
Und kämpft noch wie ein Bär, um fremde Lust zu hindern:
Ist das kein Tigerherr, das nur lebt, um zu plündern?
Viel edler denkt Kartousch, als unsrer Helden Geist,
Der seiner Sklaven Gut begierig an sich reißt.
Kartousch theilt mit dem Volk, was ihre Faust erbeutet;
Und der Soldat hat nichts, der für den Helden streitet,
Als Ehre! (wie man sagt) Ja Ehre! — — lieber Mann!
Schau nur Kartouschens Volk, und dich im Spiegel an,

Wie ähnlich ihr euch seyd! der Stolz wird bald
verschwinden,
Wenn du dich ihm just gleich wirst in Verdien-
sten finden,
Nur mit dem Unterscheid, daß er freywillig
stiehlt;
Und du, weil dir dein Herr die Räuberey be-
fiehlt.
So weit versteigen sich der Menschen Phanta-
seyen,
Daß sie das edle Recht der Eigenliebe scheuen,
Und für ein wahres Nichts, für falsch geglaub-
ten Wind,
Vom Hoffartsdunst berauscht, des Uebels Ur-
sach sind.
Ein kleines Holland ist bey seiner Freyheit
gröſſer,
Als Mogols weites Reich; ein Schweizerbauer
besser,
Als jener Groſsvezier, der vor dem Sultan
kniet,
Und Glück und Recht allein in seinen Händen
sieht.

Ein

Ein groß despotisch Reich kann leicht zu Grunde gehen,
Die Souveränität in London kann bestehen.
Sobald der Herrschgeist sich im großen Rom gezeigt,
Hat sich die Republik auch gleich zum Fall geneigt.
Sechs Köpfe können mehr, als Einer überlegen:
Gesetzt! ein Antonin kann hundert überwägen,
So folgt ein Kommodus, dem Witz und Scharfsicht fehlt,
Und dessen freye Macht den Unterthan nur quält.
O Gott! was kann Ein Kopf nicht in der Welt verderben!
Für Eines Eigensinn, wie viele tausend sterben?
Für Einen Wüterich, der sich daran ergötzt,
Wenn er die halbe Welt würgt, und zusammenhetzt?
Wie kann das Vorurtheil sich wohl so hoch versteigen?

Was kann der Mensch wohl mehr, als andre
Menschen zeigen?
Er hat ja Fleisch und Blut, auch Fehler, so,
wie wir:
Warum verehrt man denn das groß geglaubte
Thier?
Verruchter Moyse, der sein Israel bethöret,
Und ihnen Weib und Kind der Feinde morden
lehret;
Aus deiner Vorschrift stammt auch unsrer Hel-
den Wuth:
Was hat der Jud gethan, das itzt der Christ
nicht thut?
Komm Held! gib Rechenschaft! ich will dich
etwas fragen:
Bist du ein Menschenfreund? was wird dein
Herz dir sagen?
Fürwahr du bist es nicht, du kannst es auch
nicht seyn.
Herrschsucht und Redlichkeit stimmt nimmer
überein.
Blutdurst und Menschenpflicht reimt sich ja nie
zusammen.
Was ist die Politik, aus der die Kriege stammen?

Ein

Ein künſtlicher Betrug? nun ſiehe dich recht an:
Ein Chriſt, ein edler Geiſt, und ein rechtſchaffner Mann
Kannſt du unmöglich ſeyn, wenn du ein Held willſt werden.
Was biſt du denn, mein Held? — — Die Peſt ſche unſrer Erden;
Ein wahres Ungeheur, das Gott im Zorn gemacht,
Ein wütigenter Kartauſch, der, wenn wir leiden, lacht. — —
Halt ein! (hub Harpax an) dein Held iſt gnug geſchändet:
Nun ſeh' ich mehr, als hell, was unſer Auge blendet.
Verflucht ſey doch der Mann, der jungen Fürſten lehrt,
Daß zur Regierungskunſt ein Räubergeiſt gehört.
Man legt ihm Muſter vor: des Alexanders Namen
Wird himmelhoch gerühmt, und reizt ihn nachzuahmen.
Was der geprieſne Held durch ſeine Kunſt vollbracht,

Wodurch man Kinder leicht nach Ruhm begierig
macht.
Denn wächst der junge Held: wozu? um zu re-
gieren,
Sein Eifer wächst zugleich, bald Heere anzu-
führen,
Und was ein Schulfuchs ihm in das Gehirn geätzt,
Wird, wenn er wirklich herrscht, auch in das
Werk gesetzt. *
Hätt' Karl der zwölfte nie den Kurtius ge-
lesen,
So wäre Schweden nie der Rache Raub gewe-
sen. **
Doch Freund! mir dünkt, du sprichst von Hel-
den gar zu hart;
Es gibt ja in der Welt auch Helden, edler Art:
Ver-

---

* Quo semel est imbuta recens, servabit odorem,
Testa diu — — —

** So frey darf der Schwede jetzt auch in Stockholm
schreiben. Er feyerte ohnlängst das Jubiläum er-
langter Freyheit, und hält gegenwärtig wieder ein
Dankfest für die neue Souveränität. So verschie-
den denken die Völker in eben dem Gesichtskreise.

Verbrenne nicht den Mund, so frey, so kühn

sprechen: *

Die

* Wer die Laster und Tugenden in ihrer wahren Gestalt in allgemeinen Ausdrücken schildert, der ist nicht anzüglich. Ich sage eben, wie der berühmte Staatsmann Freyherr von Bielefeld, in seinen Institutions politiques 1. Band pag. 18. welches ich hier übersetze:

„ Mein Zweck ist nicht, jemand zu schmeicheln, „ noch zu beleidigen. Ich kenne die Ehrfurcht zu „ gut, die man Fürsten schuldig ist, um hierinn „ zu fehlen. Die Wahrheit leitet allein meine Fe„ der; und wenn die Stärke dieser Wahrheit mir „ denn und wann eine kluge Kritik abzwingt, so „ schone ich doch die Ausdrücke, soviel es mög„ lich. Ueberdem lege ich zu große Begriffe von „ dem Verstande und Herzen unserer jetzt regieren„ den Monarchen, um ihre Ahndung zu fürchten, „ wenn gleich die Begierde, andre zu belehren, „ mich zwingen sollte, einige Fehler in der Re„ gierungsform mit Bescheidenheit zu tadeln. „

Ich kann mit Herrn von Voltäre in seiner Vorrede der Geschichte Karl des zwölften sagen:

„ Wenn etwan ein Fürst oder Minister in die„ sem Werke unangenehme Wahrheiten finden soll„ te, der erinnere sich, daß sie als öffentliche „ Oberhäupter dem Publikum Rechtschaft auch „ für öffentliche Handlungen schuldig sind. Unter „ dieser alleinigen Bedingung erkaufen sie ihre „ Größe. Und das einzige Mittel, die Men„ schen

Die Helden möchten sich am Philosophen rächen,
Der sie vergleichen will mit einem Böſewicht;
Die Großen zürnen leicht, wenn man die Wahrheit spricht.
Du muſt doch Unterscheid von solchen Helden machen,
Die zu des Landes Schutz im Harnisch fürstlich wachen.
Mentor, der kluge Mann, war gleich dazu bereit.
Freund! sagt er, dieser Mund trotzt aller Grausamkeit,
Wo er die Wahrheit spricht. Ich scheue keine Rache
Wenn ich durch meinen Witz die Narren klüger mache *

Wer

„ schen zu zwingen, daß sie Gutes von uns spre-
„ chen, ist — — — das Gute thun, und in Er-
„ füllung bringen. „

Dürfen nun die beſten alten, und neuen Autoren diesen Stoff so frey berühren, warum sollte der Trenck weniger sagen dürfen, der an seiner Haut praktisch empfunden hat, was alle andern nur theoretisch schildern, und dennoch schon wie Schlangengift zu fliehen, oder zu entlarven lehren?

* Justum & tenacem propositi virum
Non civium ardor, prava jubentium
Non

Wen nicht die Tugend krönt, den nenn' ich auch nicht Held.

Ein Preuſſens Friderich, ein Joſeph deutſcher Welt,

Das

Non vultus inſtantis tyranni
Mente quatit ſolida, neque Auſter,
Dux inquieti turbidus Hadriæ,
Nec fulminantis magna Jovis manus:
Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinæ.

HORAT. Lib. 3. Od.

* Da ich dieſes Gedicht im Gefängniſſe ſchrieb, konnte ich unſern Kaiſer noch nicht kennen. Im Originel ſtand alſo anſtatt Joſeph, der Name Traian.

Ein 24jähriger Zeitlauf hat viel geändert, und aufgeklärt, und unſer Kaiſer hat bereits erwieſen, daß Er wirklich als der Widerſpruch eines griechiſchen Alexanders, ſeinen Thron ſchmücke. Jener ſchlug nur wehrloſe aſiatiſche Weichlinge. Er hingegen demüthigt das freche Rom, und griff eine Macht mit dem glücklichſten Erfolge an, die vor Ihm unſerer Monarchie Schranken ſetzte, Kaiſer als Vaſallen mishandelte und Landesväter, Helden der edelſten Art zittern, auch wohl gar bluten machte. Der Mönchenkrieg macht Ihm mehr Ehre, und ſein Land weit glücklicher, als wenn Er bereits Schleſien, Elſaß, und Sicilien erobert hätte. Der furchtbarſte Held, welcher alle chriſtliche Helden durch ſeine unſichtbaren Waffen ſchlug — — — und der ſeine plündernde Heere,

Das iſt ein Heldengeiſt, den auch der Neid muß schonen,

Und

Heere, wie ein Attila, in einem alles verderbenden Heuſchreckenſchwarme über uns herſchleuderte. — — — Der Halbgott in Rom, der unfehlbare unüberwindliche Königsgebieter, iſt von unſerm Helden Joſeph, bereits in ſeine eigne Verſchanzung zurückgetrieben worden. Die unterſtützte Toleranz wird ſeine verdiente Lorbern winden, und ſein ſchon erfochtener Kampfplatz verurſacht uns Deutſchen mehr Freude, mehr Vortheile, mehr Ruhm, als den Perſern und Griechen der mörderiſche Sieg bey Arbela.

Geſegnet ſey demnach allein deßhalb unſer Kaiſer Joſeph, für heldenruhmswürdige Thaten im Gefilde des Friedens!

Gott gebe Ihm nur auch Cäſars Glück, Alexanders Freunde, und des Himmels Waffen, gegen alle römiſchen Prieſterränke, und Brutusdrüder.

Noch mehr wird ſich aber mancher Leſer verwundern, wann ich auch im Kerker zu Magdeburg den groſſen Friderich unter die ächten Helden rechne. Nie habe ich, auch da ich ſeinen Zorn ſo grauſam, ſo bitter, ſo unverdient empfand, dieſen Monarchen mißkannt, und bis zum Grabe werde ich ſeine große Eigenſchaften verehren. Er war, und iſt, aber leider! auch nur ein Menſch. Er mißhandelte mich, weil Er als Menſch in meinem Herzen nicht leſen konnte, und irrig vom Wahrſcheinlichen auf das Wirkliche ſchloß. Iſt Er deßhalb weniger groß als Krieger, als Schutzgott

der

Und wär er auch kein Fürſt, verdient er dennoch Kronen.
O Helden! ſolcher Art, erhebt man nie genug
Der nie, wie Ammons Sohn, den Feind aus Herrſchſucht ſchlug.
So klein ich dieſen auch, ſo ſchwarz ich ihn beſchrieben,
So ruhmwerth iſt der Held, den Tugendfreunde lieben.
Wenn Katharinens Witz aus Ruſſen Menſchen macht;
Den dummen Pohlen, der im Kirchenjoche lacht,
Sein Recht zu fühlen zwingt; wenn ihre kluge Waffen
Im Türkenblut gefärbt, der Nachwelt Ruhe ſchaffen:

der Wiſſenſchaften, als Vater ſeines Vaterlandes? Und bey mir alle Fürſtenmacht, alle mögliche Verfolgung des Schickſals noch jemals den verdienten Ruhm vernichten können, daß ich ein wirklicher Vertheidiger der Wahrheitsliebe, ein unſchuldiges Schlachtopfer der Staatsklugheit, ein ſchlecht belohnter Patriot, und ein ehrlicher Mann bin, deſſen Feder niemand beſtechen kann, die allen möglichen Gefahren trotzig entgegen arbeitet?

Wenn Ihr noch rohes Volk mit rohen Barbarn kämpft,
Und wenn es Türken schlägt, die eigne Wildheit dämpft:
Denn sieht ihr Land in Ihr der Gottheit Gnadenfinger,
Denn trägt ihr Weiberkopf mehr Ruhm, als Weltbezwinger.
Das ist ein ächter Held, der seine Bürger schützt,
Und nur zu diesem Ziel der Feinde Blut verspritzt.
Der durch die Feder kann des Krieges Ursach schlichten,
Und was gefährlich scheint, durch die Vernunft zernichten;
Den Weltbezwinger kühn von seinen Gränzen jagt,
Der für des Landes Wohl sogar sein Leben wagt; *

Der

* Res gerere & captos ostendere Civibus hostes
Attingit solium Jovis, & cælestia tentat.
Horat. Lib. 1 Epist. 17.

Der wie ein Vater lebt, den Millionen Kindern;
Der niemand unterdrückt, auch keinen sucht zu plündern,
Und durch der Steuern Last den Unterthan nicht kränkt,
Weil er auf künftig schon entworfne Kriege denkt:
Die er sich vorgesetzt, der Nachbarn Macht zu schwächen,
Vielleicht gar den Verlust der Ihnen noch zu rächen.
Kein Reich ist in der Welt, kein Dorf, auch keine Stadt,
Worauf in dreyßig Glied kein andrer Erbrecht hat,
Als der es jetzt besitzt: und wer durch Recht und Waffen
Will Herr der Erden seyn, und sich viel Länder schaffen,
Was thut der weniger, als ein Kartousch vollbracht,
Der sich mit eigner Faust durch Rauben reich gemacht?

Dem ächten Helden wird stets vor der Schande grauen,
Auf fremder Reiche Schutt sein Lustrevier zu bauen.
Geiz, Untreu, Argliſt, Neid, ſind in der Welt gemein;
Ein fürſtlich edles Herz ſoll unſer Vorbild ſeyn.
Wie aber, wenn ſie ſelbſt ſich zu betrügen ſuchen?
Bringt das dem Helden Ruhm, was wir am Pöbel fluchen?
Das iſt ein wahrer Held, der wie ein Weiſer lebt,
Und nicht nach Heldenruhm durch kühne Raubſucht strebt,
Der große Geiſter ſchätzt, der nicht Verleumder höret;
Den keine Leidenſchaft in Fürſtenwerken ſtöhret;
Der lieber Schuldige durch Huld zur Reue führet,

Als einem Redlichen versagt, was ihm gebührt; *
Der lieber loben hört, als neiden, und verklagen,
Nicht blind, noch hitzig glaubt, was Favoriten sagen,
Und doppelt grausam straft, wenn jemand ihn berückt;
Und, um beliebt zu seyn, die Wahrheit unterdrückt;
Der Menschenfeinde nie uns zu gebieten wählet,
Und nicht taub- fühllos ist, wenn man Bedrängte quälet.
Ein hundisch Sklavenherz, dem Stock, und Strick gebührt,
Nicht mit der Titelmacht, und Ordensbändern ziert,
Die mancher Fürst nur wählt, um Menschen recht zu plagen,

* Parcere subjectis, & debellare superbos
Recta semita virtutis eſt — — —
VIRGIL. 6. Æneid.

Und heimlich, freudig lacht, wenn seine Sklaven sagen:
Der Herr ist gnädig, gut, barmherzig, und gerecht,
Nur die Ministers nicht — — Ja, ja, betrogner Knecht!
Geh in das Kabinet! da wirst du besser sehen,
Das nur, was David will, durch Joabs Arm geschehen.
Das ist ein edler Held, der die Verstellung flieht,
Und dessen grosses Herz im Wohlthunseifer glüht.
Der selbst nach allem forscht, Gesetz und Recht beschirmet,
Und durch des Machtspruchs Wuth nicht auf die Unschuld stürmet;
Der den Beklagten Zeit sich zu beschützen, gönnt,
Selbst die Gesetze hält, auch unsre Rechte kennt;
Der jeden Unterthan als seinen Freund betrachtet,

Und

Und nicht aus Politik dem Molech Opfer
schlachtet;
Die souveräne Macht, wozu er wirklich taugt;
Die er despotisch hat, nie souverän gebraucht;*
Der seine Bienen nicht nach Bärenbrauch be-
stiehlet,
Und Lust in fremder Lust, die er verursacht,
fühlet;
Der durch Kommerzien des Landes Reichthum
mehrt,
Und was zur Wirthschaft taugt, dem schwachen
Pöbel lehrt,
Der Wissenschaften liebt, die Klugen unter-
stützet,
Sein Volk zur Arbeit reizt, und selbst nicht
müßig sitzet;
Der seiner Pfafferey nicht freyen Zügel läßt,

* Consulere patriæ, parcere Afflictis, fera
Cæde abstinere, tempus atque iræ dare,
Orbi quietem, sæculo pacem suo
Hæc summa virtus, petitur hac cœlum via.
SENECA OCTAVIO.

Die oft den Unterthan, mehr als der König preßt.
Ihn selbst zum Sklaven macht, das Himmelreich verpachtet,
Und hinterm Altar lacht, wenn man ihr Opfer schlachtet.
Der Schmeichler von sich peitscht, und wo sein Vater fehlt,
Den Misbrauch, der ihn schwächt, für sich zur Richtschnur wählt,
Der Kleinigkeiten flieht, und das, was er befiehlet,
Auch scharf gehorchen macht, und nicht mit Frevlern spielet;
Der für die Jagdlust nicht der Bauern Feld verheert,
Der Weiber Schwäche kennt, und falsche Pracht zerstört;
Der, wenn er lachen will, sich als Monarch ergötzet,
Und sich als Fürst gebeut, wenn er uns Schranken setzet;
Der durch die Polizey der Ordnung Frucht erzwingt,

Und

Und seines Adels Pflicht durch eignes Beyspiel winkt.
Die Ehrsucht, Ammons Sohn, ein halber Gott zu heissen,
Kann Alexandern schon den ganzen Ruhm entreissen.
Ein Klytus ist genug, der alles, was er that*
Und wär es noch so groß, genug verdunkelt hat.
Wenn sich Machiavell auch noch so fein versteckt,
So wird durch eine That die Larve abgedecket.
Wer heute Großmuth zeigt, und morgen Tyranney,
Gebraucht die Eigenmacht zur Menschensklaverey,

Und

* Klytus, der berühmte General und Freund des Alexanders, den er meuchelmorderisch erstach, weil er ihm im Rausch vorwarf, daß er sich allen Ruhm fremder Heldenthaten allein zueigne. Was entschuldigt die Schandthat eines besoffenen Helden? Davids Bußpsalmen erwecken den todten Urias nicht.

Und kann sein eigen Herz nicht in der Wuth bemeistern,
Der heißt ein schwaches Thier bey allen klugen Geistern.

Die Redlichkeit gehört auch in der Menschen Pflicht.
Wer eigensinnig herrscht, den krönt die Tugend nicht.
Wer einmal untreu ist, dem wird kein Freund mehr trauen;
Dem stümpfet man zuletzt die falschen Tigerklauen,
Ein Kato war ein Held, der ächten Ruhm erwarb,
Der für die Tugend lebt, auch mit der Tugend starb.
Des Brutus Nachruf wird kein Kirchenfreund verdunkeln,
Er sieht die Großmuth noch aus seinem Dolche funkeln.
Rom denkt noch so, wie Rom zu Cäsars Zeit gedacht,

Wo Hochverrath den Held zum Märtyrer gemacht. *

Das ist ein wahrer Held, der Leidenschaften zwingt,
Und seine Laster nicht mit falscher Tugend schminkt,
Der nicht die Frechheit Muth, die Ehrsucht Größe nennet,
Der treuer Knechte Werth, auch eigne Fehler kennet,
Der nach der Tugend Maaß die wahre Größe mißt;
Der nicht groß scheinen will, und groß in Werken ist.

Ein

* Wer weiß was Rabaillak und Damien über 100 Jahren für eine Rolle im Kalender einnehmen, falls die Wissenschaften durch scharfsichtige Monarchen nicht wider das Inquisitionsgerichte geschützt werden, und unsre Enkel neue Kreuzzüge nach Jerusalem, oder bartholemitisch- und sicilianische Blutbäder zur Ehre Gottes für die Schätze der Kirchen unternehmen möchten. Betet Brüder! und erbeitet für unsre Nachwelt! das Eis ist gebrochen, und Ali-Bey rückt vor die Mauren von Mekka.

Ein solcher Held beweißt nur ächte Heldenproben;
Den wird die kluge Welt, Soldat und Pöbel loben.
Doch, wer wie Philipps Sohn, den Heldenruf erringt,
Der hat, wenn gleich sein Ruhm bey tausend Siegen klingt,
Und seiner Lorbern Stamm in Büchern ewig grünet,
Nur wie Kartousch gelebt, und gleichen Lohn verdienet.

Hierauf schwieg Mentor still, nahm Feder und ein Blatt,
Schrieb diese Grabschrift drauf, und hieng sie an das Rad:

EPITAPHIUM des Kartousch.

Hier liegt Kartousch, der Held! hier ruht ein Heldengeist,
Was fehlt ihm, daß er nicht ein Alexander heißt?

Der

Der Zufall der Geburt mit Kronen und Armeen, *
So würde man ihn nicht mit Schmach geräubert ſehen.
Es möcht' ihm unſre Welt für ſeiner Räuber Klauen
Ein prächtig Ehrenmaal, und nicht den Galgen bauen.

REQUIESCAT IN PACE!
ET LUX HEROUM LUCEAT EI!
ORATE FRATRES, NE RESUSCITET!

* Eben dieſen Gedanken lieſet man im Kurtius, in der Antwort eines Seeräubers an Alexandern. Kurtius wird ja in allen Schulen frey gelehrt, und verkauft; und mein Epitaphium für den Kotzebue ſoll nichts mehr

Trenk contra Mirabeau

oder

politisch-critische Beleuchtung

der

geheimen Geschichte des Berliner Hofs

nebst

mehrern wichtigen Staatsbemerkungen

von

Freyherrn Friedrich von der Trenk.

Aus dem Französischen übersetzt.

Mit Churfürstlich Sächsischen gnädigsten Privilegio.

Leipzig, 1789.
Bey Johann Philip Haugs Witwe.

Einleitung.

In Frankreich erſchien ein Buch unter dem Titel: *Hiſtoire ſecrete de la Cour de Berlin*, ou Correſpondence d'un Voyager Francois: oder geheime Geſchichte des Berliner Hofes, das durch einen Parlementsſchluß verboten, und durch des Henkers Hand verbrannt wurde; aber alles diß geſchah, ohne Unterſuchung gegen den Verfaſſer anzuſtellen. Er hat geſchmäht; ſeine Schmähungen haben ſeinen Ruf verdoppelt, und jedermann kennt ihn. Das Stillſchweigen von Männern die ihn zu widerlegen im Stande ſind, kann nur eine Folge der Verachtung ſeyn, die er ihnen einflößt; allein wenn dieſe sehr übelangebrachte Verachtung die gerechte Beſchämung eines Beförderers der Lügen behindert, ſo iſt es nicht unmöglich, daß das Publikum den Tauſch annimmt. Im Gegentheil iſt es wohl möglich, daß man die ſprachloſe Be-

dachtsamkeit wohlunterrichteter Männer dem Unvermögen zuschreibt; daß man ohne Widerlegung die abscheulichen Verleumdungen als Wahrheiten betrachtet; daß man sich endlich überredet, diejenigen, welche ein hirnloser Mensch mit Unverschämtheit ohngestraft gebrandmarket hat, sind durchaus nicht zu vertheidigen.

Ich will, das Stillschweigen zu brechen, den guten und leichtgläubigen Leuten, die durch den hinreißenden Styl eingenommen worden sind, die Augen öfnen, indem ich eine von jeder gerechten und weisen Regierung verachtete Schmähschrift zerzfleddere. Ich entschloß mich dazu, weil der Verfasser nach vorhergegangener Untersuchung hätte bestraft werden müssen, und weil eine Nachsicht ohne Ausnahme ihn nur veranlassen könnte, seine verleumderischen Schriften weiter auszustreuen. Die Ruhe, welche man ihn genießen läßt, muß seine Verwegenheit nur vermehren, weil er bekannt zu machen scheint, daß er Ansehn und Schutz in seinem Vaterlande findet. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß die geheime Geschichte die Ursache von Krieg und Unglück für Frankreich werden kann, wenn man hierinnen nicht klug genug ist, die Gefahr vor dem Augenblick abzuwenden, wo sie ausbrechen muß.

Die Jahrbücher der Nationen bieten mehr als einen Beweis von den Wirkungen dar, die bey den Men-

Menschen ein einziger Bösewicht hervorbringen kann, der von der Natur und durch die Erziehung die Fähigkeit erhalten hat, den größten Theil seiner Leser für seine Meynungen einzunehmen, und durch künstliche Schlüsse, womit er die Vernunft vergiftet, mit Vortheil von seinen Privatabsichten zu lenken. Ein Schriftsteller dieser Art erschreckt alle die, welche sich keine Kraft zutrauen, seine Unverschämtheit widerlegen zu können. Nicht jeder Beobachter fühlt den innern Trieb, der immer den Mann von Ehre antreibt, wider einen Verzweifelten zu kämpfen; übrigens sind nicht alle berühmte Schriftsteller genau von der wahren Beschaffenheit der Dinge und den örtlichen Umständen unterrichtet, und tief hineinzudringen, fehlt ihnen der nöthige Muth. Wenn es darauf ankommt, die Intriguen eines unruhigen Kopfs zu verhindern, eines Kopfs, der fähig ist alles zu unternehmen und alles zu wagen, entweder um seine Lügen frech zu behaupten, oder um den Ruhm seiner politischen Kenntnisse zu erhalten, so wird die Wahrheit schwerlich Vertheidiger finden. Gegen die geheime Geschichte hätte sie deren zu Berlin finden sollen; allein es ist wahrscheinlich, daß die Gelehrten dieses Landes nur aus Furcht für den Hofschmeichlern zurückhalten, an die sie angekettet sind.

Ich kann durch keine dieser Betrachtungen aufgehalten werden. Meine Schriften und meine Handlungen haben ganz Europa meine unzerstör-

bare Aufrichtigkeit bewiesen. Wenn mir die Ehre Wahrheit zu sagen befohlen hat, so habe ich nicht Leute von Ansehn, nicht Minister oder Regenten, Niemanden habe ich geschont. Daher bin ich gewöhnlicher Weise ihr Opfer gewesen; aber seit langer Zeit zum Streiten geübt, diese Art Krieg zu führen, gewohnt, mich den Anmaßungen nichtswürdiger Bösewichter entgegen zu stellen, kann ich mich nicht zum Stillschweigen der Feigherzigen entschließen, da meine Feder helles Licht verbreiten, und die verläumdete Wahrheit rächen kann.

Diejenigen, welche mich von dieser Seite kennen, werden mich niemahls einer Partheylichkeit beschuldigen. Seit langen Jahren schon habe ich aufgehört, von den Capricen der Herren der Erde abzuhängen. Ich begehre weder Ehrenstellen, weder Titel, noch Wohlthaten; ich verlange sogar für mich nicht die Zurückgabe der Güther, die man mir schändlich geraubt hat. Alles, was ich von den Göttern der Erde verlange, ist, einige Aufmerksamkeit auf mein Daseyn zu haben.

Ich will weder den Mätressen noch den Günstlingen gefallen; und da ich hier ihre Sache verfechte, so spreche ich sie hiermit ausdrücklich von der Erkenntlichkeit loß.

Diese Schrift wird beweisen, daß ich den preußischen Hof und die Triebfedern der preußischen Maschine besser kenne; daß ich sie mit einem richtigern

und

und unparteyischern Blicke betrachtet habe, als der Verfasser der Bemerkungen über diese Monarchie. Ich habe Kenntnisse erlangt, die ich aus den Quellen selbst geschöpfet habe, denen dieser Schriftsteller sich nicht einmahl nähern konnte. So geachtet ein Spion oder Kundschafter auch immer seyn mag, so gibt es doch Geheimnisse, welche zu ergründen ihm unmöglich sind. Verdächtig bey jedem ehrlichen wohlunterrichteten Manne, muß er vermittelst anderer Spione, denen er sich im Geheim nähert, Entdeckungen machen. Man kennt das Entehrende dieses Geschäfts, und wie weit entfernt es das Zutrauen? Oh! wie kann man deswegen mit einem feilen oder leidenschaftlichen Menschen sich in Verbindung einlassen?

Ein Sammler kauft fliegende Blätter, und macht seine Untersuchungen eilfertig, denn er hat nicht Zeit sich zu unterrichten. Wenn er nur seine Bogen voll, und seinen Leser gut unterhalten hat, so ist er zufrieden. Trift er zufälliger Weise auf die Wahrheit, so mäßigt er sie oder übertreibt sie, weil die Erfüllung seines Hauptauftrages ist, den niedrigen Leidenschaften seiner Principale zu schmeicheln, und ihren bösen Absichten zu gefallen. Nach diesen Grundsätzen ist die ungestalte Abhandlung zusammengearbeitet worden, die man die geheime Geschichte des Berliner Hofes, oder den Briefwechsel eines reisenden Franzosen nennt, wo man auf allen Seiten der bey-

den Bände die Sprache der Lügen antrift, und wo die häßlichsten Schmähworte mit falschen Erzählungen um den Vorzug streiten. Nur in Frankreich konnte dieses Werk der Finsterniß beklatscht werden, weil man sich da wenig um die Politik der benachbarten Staaten bekümmert; weil man in Frankreich, eine geringe Zahl ausgenommen, durchgängig in Ansehung der Grundgesetze auswärtiger Staaten in der tiefsten Unwissenheit lebet.

Ich will die plumpen Irrthümer und die strafbaren Verläumdungen darstellen, womit dieses in der That mit viel Witz, aber auch mit der schändlichsten Partheylichkeit geschriebene Buch angefüllt ist. Eine durch Unglücksfälle vervollkommte Erfahrung, die geheime Mitwirkung bey einigen grossen Staatsgeschäften, und eine drey und vierzigjährige Beobachtung haben mich die preußische Monarchie und den itzigen Berliner Hof kennen gelehrt. Mit Recht kann ich auf das Zutrauen der Leser und auf den Beyfall sachkundiger Leute Anspruch machen. Ich habe deutlich genug vor aller Welt bewiesen, daß ich eben nicht viel Ursache habe, die Preußischen Gnadenbezeigungen gegen meine Person zu loben; man muß mir es glauben, daß ich keinen Vortheil davon habe, die Personen, von denen ich reden werde, mit andern Farben zu schildern, als mit denjenigen, unter welchen sie sich zeigen.

Preußen

Preußen iſt mein Vaterland; aber ich habe Philoſophie genug, um mich über die Vorurtheile der jugendlichen Erziehung wegſetzen zu können. Ich liebe die Bewohner jedes Landes. Meine Schriften haben bewieſen, daß ich, wenn es darauf ankommt, über das, was ich gelernt, was ich geſehen und geprüft habe, meine Meynung zu ſagen, weder Oeſterreicher noch Preuße bin. Ich kenne die ſchwachen Seiten der Staaten, in welchen ich eine Rolle geſpielt habe, und ſehe niemals an, öffentlich zu ſagen, daß ich einen unüberwindlichen Haß gegen jede willkührliche Macht habe. Diß iſt genug geſagt, um mich für keinen Verfechter des Preußiſchen und Oeſterreichiſchen Syſtems zu halten.

Man ſchreibt das Buch, welches ich widerlegen will, dem Grafen von Mirabeau zu, der in einem unterm 22. Februar 1789 im Journal von Paris gedruckten Briefe ſich davon losſaget, indem er vermuthet, daß man ihm einige von ihm an die Miniſter des Königs von Frankreich geſchriebene Briefe entwendet, daß man ſie verſtümmelt, verfälſcht, mit ſchmähſüchtigen Zuſätzen u. ſ. w. bekannt gemacht habe. Das iſt keine eigentliche gültige Losſagung, ſondern im Gegentheil das klare und deutliche Geſtändniß, er habe die Briefe geſchrieben. Ich wünſche, daß in alle dem, was ich widerlegen und beſtreiten muß, nichts lie-

gen möge. Ob er gleich daraus Folgerungen zie-
hen kann, so habe ich doch bewiesen, daß mir kein
Gegner Schrecken einjagt. Wenn man auf dem
Kampfplatze erscheinen muß, stelle ich mich ganz of-
fen dar. Ich betrachte den Dolch und den Sta-
chel der beißenden Satyre mit gleicher Unerschrok-
kenheit. Aus meinen Werken ist bekannt, daß ich
mit Vortheil gegen Helden gekämpft, und die Ge-
fahr des Meuchelmords verachtet habe. Meine
Feder, der Wahrheit geheiligt und durch meinen
Muth geleitet, wird mir immer gegen die Bemü-
hungen und Verunglimpfungen der Schriftsteller
eine Schutzwehr seyn, die es wagen, durch ihren
Stolz, ihre Boshaftigkeit und ihre Frechheit mich
zu verwunden. Eine mit Kühnheit verfälschte
Schrift kann wohl auf einige Augenblicke verfüh-
ren, aber über kurz oder lang durchdringen die
Stralen der Wahrheit die Finsternisse der Intri-
guen, und jagen die litterarischen Fledermäuse in die
Dunkelheit der Verachtung zurück. Die Schlange
vergiftet zwar, allein der Storch frißt sie mit samt
dem Gifte. Folglich wird derjenige, welcher wie der
Storch zu handeln verstand, der ohne die geringste
Unruhe einen Wespenschwarm in Mönchskutten auf
sich losgehen sah, der ohne Todesfurcht alle Grau-
samkeiten eines gekrönten Löwen aushielt, und der
endlich seine Wunden vernarben sah, um auf den
Kampfplatz mit Unerschrockenheit wieder zurückzu-
kehren, nicht erschrocken gefunden werden, wenn es
darauf ankommt, einen Mann geradezu anzugreifen,

der

der sichs zum Vergnügen macht, jedermanns Gegner zu seyn. Wenn es seyn muß, so weiß ich auch einen Unsinnigen, der jeden, der ihm aufstößt, verunglimpft; den die Schwäche seiner Gegner schreckbar macht, und der deswegen stolz ward, weil ihn niemand aufzusuchen sich unterstehet, zu besiegen.

Der in allen Kenntnissen wohlunterrichteste und erfahrendste Mann, der beredteste und geschickteste Schriftsteller ist nur ein verachtungswürdiges und der Gesellschaft gefährliches Wesen, wenn sein Betragen und seine Meynungen mit den Grundsätzen, die er öffentlich bekannt macht, nicht übereinstimmen. Wo ich mich auch aufgehalten habe, da habe ich jederzeit so geredet, so gehandelt, wie ich gedacht habe; und wie ich dachte, so schrieb ich. Die Franzosen haben mich itzt beurtheilen gelernt, sie werden mir auch Glauben beymessen.

Ich habe das Recht, von mir eben so zu sprechen, wie ich von einem Fremden reden würde: meine Ehre ist gegründet, und ich glaube, daß sie niemand anfechten wird. Die allgemeine Stimme ist das Schild, welches mir zur Schutzwehr dient. In allen Verfällen meines Lebens haben meine Handlungen die geläutertste Redlichkeit gezeigt, aus der meine Seele alle ihre Tröstungen geschöpft hat.

Es giebt Gegenstände, wo ein Schriftsteller von geringen Talent, aber groß wegen seiner Aufrichtig-

richtigkeit und Tugend, sogar den Mann von Genie zum Stillschweigen zu bringen hoffen kann. Allein der Schriftsteller, welcher mit eben dem Verhältnisse lobt oder schmähet, je nachdem er besoldet wird, der bey seinen betrüglichen Beobachtungen nur durch den Trieb seiner Selbstliebe geleitet wird, kann zwar einige schwachköpfige Leser für sich einnehmen, wenn er sie durch die Zauberkraft seines Stols zu verführen weiß; jedoch Freunden des Lichts, die ihm seine Maske abgenommen und seine Absichten entdeckt haben, bringt er Mißfallen und Verachtung gegen sich bey.

So gestimmt und bewaffnet, will ich die Unwahrheiten, aus welchen der Briefwechsel des reisenden Franzosen zusammen gesetzt ist, von Grund aus zernichten. Was ich wahr darinnen finde, werde ich zugestehen; wo ich zweifelhaft bin, da werde ich mich nicht aufhalten; mit einem Worte, ich werde den Gang des Mannes in seiner wahren Beschaffenheit darstellen, der so viel Lärm gemacht hat, indem er die übertriebensten Unwahrheiten behauptete und seinen Verstand bis zur Ehrvergessenheit misbrauchte.

Ich habe für alle Völker, besonders aber für die Franzosen geschrieben. Sie haben mich mit der schmeichelhaftesten Wohlgewogenheit beehrt; ich bin stolz darauf, und will ihnen zeigen, daß ich derselben nicht unwürdig bin.

Man

Man weiß, daß ich mit allen Hofkabalen, wovon ich schreiben werde, bekannt bin; kein Mensch als ich könnte besser die wichtigsten Hofgeheimnisse bekannt machen, und die auffallendsten Anecdoten erzählen; aber ich bin weder rachgierig noch unbescheiden genug dazu.

Es ist nichts so leicht, als Anecdoten zusammen zu stoppeln. Müßige Köpfe erfinden deren den ersten den sie antreffen. Wenn kein Widerleger da ist, so kann der unwahrscheinlichste Roman sich eben so gut Glaubwürdigkeit verschaffen, als die authentischste Geschichte.

Nach dem, was ich in diesem Buche sage, werden meine Leser urtheilen, was ich noch würde haben sagen können, wenn ich der muthwilligen Neugier einiger unbesonnenen Köpfe hätte schmeicheln wollen. Ich versichere bey meiner Ehre, daß ich Niemanden schmeichle. Keine Anreizung, kein Eigennutz, es sey gerade zu oder nicht, verbinden mich, von Personen, erhaben genug über gewisse Verunglimpfungen, der Vertheidiger zu werden. Ich erfülle in diesem Werke nur eine der Pflichten, die meine Rechtschaffenheit mir befiehlt. Man hat redliche Bürger betrogen; man hat den Rand der Gefäße mit Honig bestrichen, aus welchen man sie ein fressendes Gift trinken läßt; man hat sie durch eine glänzende Logik, durch einen angenehmen und verderblichen Styl irre geführt. Ich kann diesen

Irrthum

Irrthum aufdecken; ich gehorche der Stimme meines Gewissens, und schreibe.

Alle die Thatsachen, die ich aufzeichnen werde, sind buchstäblich wahr. Alle die Personen, welche ich rechtfertigen werde, sind mir besonders und vollkommen bekannt. Ich habe seit vier Monaten Berlin verlassen, und kenne die Rolle des Mannes recht gut, die er daselbst gespielt hat, und dem man wenigstens die Veranlassung zur (Histoire secrete) geheimen Geschichte zuschreiben kann. Es ist vergeblich, daß er sich bemüht glauben zu machen, er sey dort mit einer gewissen Achtung erschienen. Es ist Thatsache, daß er in allen den Häusern, welche man in diesem Werke so sehr gemißhandelt findet, und von welchen er sich rühmt, Achtung und Wohlgewogenheit genossen zu haben, als ein Spion betrachtet worden ist.

Wenn ein Spion keinen Charakter hat, nicht durch den Titel eines Ambassadeurs oder Envoyés bevollmächtigt ist, so weiß man ja, daß er im Vaterlande wie im Auslande gleichviel gilt. Unser Verfasser hatte nur eine verdächtige Sendung. Es ist ja offenbar, daß weder der Herzog von Braunschweig, noch der Minister, Graf von Herzberg, ihm diese große Vertraulichkeit haben schenken können, deren er sich mit so lächerlichem Prunk öffentlich zu rühmen sich unterfteht.

Ich

Ich beschäftige mich mit dem Inhalte und wiederhole, daß ich nur die Gegenstände tadeln werde, die ich wesentlich für tadelnswerth halte. Wenn diese Schrift den Beyfall des denkenden Publikums verdient und erhält, so verspreche ich sogleich die Anecdoten über die Preußische Monarchie durchzugehen, über welche der Minister Graf von Hertzberg selbst, mich gewürdiget hat, ihm Aufklärung zu geben. Ich will darthun, daß der Sammler besonders durch die zu Rathe gezogenen Beobachter ist irre geführt worden, daß er bey mehrern Umständen selbst falsche Urtheile gefällt, und oft die Thatsachen entstellt habe.

Mit einem ernsten und zuversichtlichen Tone, mit einem stolzen Style überredet ein feiler und ein gebildeter Schriftsteller überhaupt leicht diejenigen, welche wenig oder gar nicht von den abgehandelten Materien unterrichtet sind. Einem Schriftsteller dieser Art kann ich den Ruhm eines Mannes von Verstande nicht streitig machen; ich kann ihm zugeben, daß seine Beredsamkeit Aufsehn macht, erhitzt und anzieht; allein nie werde ich ihm den Titel eines schätzbaren, gerechten und verständigen Mannes zugestehn; nie werde ich ihn unter die geringe Zahl der guten Köpfe setzen, welche Rechtschaffenheit und Tugend zur Führerin ihrer Talente gewählt haben.

Erſtes Kapitel.

§. 1.

Die Nachricht an den Leſer verſpricht Sachen von Wichtigkeit und Treue. Zur letztern will ich meine Anecdoten beyfügen, welche den Irrthum und die Bosheit beweiſen werden. In Anſehung der erſtern können wir ohne Sorgen ſeyn, man müßte denn die zügelloſen Aeußerungen eines Mannes, der nur ſchreibt um zu beleidigen, dafür gelten laſſen. Es liegt am Tage, wie man in Frankreich mit einigen gutangebrachten Ausdrücken die Leichtgläubigkeit der Leſer hintergeht. Die Meynung, die man darüber annimmt, hängt von dem Anſehen und der Wendung ab, die man dem bekanntzumachenden Werke giebt. Und was folgt daraus anders, als eine bizarre Energie, die einen Schriftſteller verleiten kann, unangenehme Geheimniſſe zu veröffentlichen, und die Verſchwiegenheit derjenigen Kabinets zu entehren, für welches er gekundſchaftet hat! Uebrigens wird ein Unterthan des Moguls, der den politiſchen Briefwechſel des Fürſtbiſchofs zu Lüttich mit dem Papſte lieſt, nicht mehr im Stande ſeyn, über die Aufrichtigkeit des Spions zu urtheilen, der ihm Vertrauen abzwingt, als der

größte

größte Theil der französischen Nation die Vertraulichkeiten des Herzogs von Braunschweig gegen den Grafen von Mirabeau schätzen kann. Man müßte den Scharfsinn, die Klugheit und die Politik dieses erleuchteten Fürsten kennen, um eine richtige Idee von dieser vorgegebenen Vertraulichkeit zu fassen: alsdann kann man sich überzeugen, daß derjenige, welcher sich eine eben so unbescheidene Achtung von ihm erhalten zu haben unverschämt rühme, nur ein betrügerischer Charlatan und stolzer Selbstsprecher ist; der glauben machen will, er habe an einem auswärtigen Hofe eine wichtige Rolle gespielt, da es doch nur die elende Rolle eines verächtlichen Söldners gewesen ist. Ich kenne den Herzog von Braunschweig genau, und alle, die ihn so wie ich kennen, werden ihn niemahls einer so strafbaren und lächerlichen als übelangebrachten Aufrichtigkeit gegen einen Menschen fähig halten, der nicht eins mahl geschickt genug war, seinen schimpflichen Charakter zu verbergen, wenn anders Spionnerie einen Charakter giebt oder geben kann.

§. 2.

Das Urtheil, welches der reisende Franzose über die gegenwärtige politische Lage Europa's (man sehe S. 3 bis 10, Theil 1. der unter dem Titel: Geheime Geschichte des Berliner Hofes) über die Lieblingsideen des Kaisers, über die Wahrscheinlichkeiten der Zukunft, über das was Frankreich thun müßte, fället, wenn es sich von seinem

seinem Todesschlafe erwecken könnte, zeigt richtige, tiefgedachte und deutliche Zusammenstellung; es zeigt einen wirklichen und sichern Scharfblick. Als Menschenfreund, als unpartheyischer Beobachter würde ich die nähmlichen Resultate aus meinen politischen Kenntnissen ziehen. Ich habe demnach gegen dieses Kapitel, über welches ich so vollkommen mit dem Verfasser übereinstimme, keine Einwendung; doch muß ich einige Bemerkungen hinzufügen.

Jemehr ich die Triebfedern aufsuche, die Frankreich zum Ziel bringen könnten, oder alle Bürger und alle die, welche wirklichen Antheil an seinem Ruhme nehmen, leiten sollten, desto weniger nehme ich wahr, auf welche sichere Grundfeste Frankreich in diesem Augenblicke der Gährung, worinn es sich befindet, sich wesentlich und standhaft stützen würde. Ganz Europa ist in Bewegung; von allen Seiten durchkreutzen und vereinigen sich die Begebenheiten; jeder legt Frankreich Hindernisse in den Weg. Seine Constitution konnte ehedem mit dem Nationalcharakter übereinstimmen, itzt aber nicht mehr; sie ist ein altes gothisches Gebäude, das man niederreißen muß. Aber wo finden sich fähige Baumeister, dasselbe zu verneuen, ohne alles zu zernichten, und ein neues der Lage der Sachen, den Wünschen der Einsichtsvollen, mit einem Worte, ein dem allgemeinen und Privatinteresse wirklich anpassendes Gebäude aufzuführen? Zöglinge zu bilden, sind Lehrer, und zwar einsichtsvolle Lehrer nöthig:

wo

wo sind dergleichen? Um eine Pflanzschule anzulegen, wie Frankreich bedarf, sind zwey Generationen, eine vernünftige, feste und unveränderliche Standhaftigkeit nöthig, ohne welche das glänzendste Gebäude auf den Sand gebaut seyn wird. Doch in diesem Königreiche verändert sich alles augenblicklich; die Regierung eines Staatsministers ist veränderlich wie der Sturmwind. Und giebt man auf die Operationen der Staatsmänner Acht, so ändert jeder die Entwürfe seines Vorfahrers um, bald aus Stolz, bald aus Rache, und manchmahl noch aus sehr schmutzigen und entehrenden Ursachen.

Um dem Vaterlande nützlich zu seyn, um dessen Ruhm zu behaupten, muß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten alle Triebfedern der Maschine kennen, deren Leitung man ihm anvertrauet hat; er muß sie genau und im Ganzen überdacht haben, damit er im Stande ist, den Ereignissen auswärts Ansehen zu verschaffen. Er muß die Stärke seiner Nation mit der seiner Nachbarn im Gleichgewicht zu erhalten, und den Nationalgeist von den Gesinnungen der Privatmänner zu unterscheiden wissen. Er soll im Stande seyn, jeden sich ihm Zudringenden zu schätzen, und ihn nach Verhältniß seiner Fähigkeit mit Nutzen anzustellen. Unter den Rechtschaffenen des Landes sey er der Erste, von dem alle Selbstliebe verbannt ist, und der bey keinen seiner Entwürfe den Privatabsichten und dem guten Glücke den Zugang verstattet. Ueber-

haupt muß er ein tugendhafter, ein gelehrter und ein seit langen Jahren in Staatsgeschäften geübter Mann seyn; besonders in solchen, die das allgemeine Beste angehen, dessen Erhalter er ist. Er darf keine Neigung zur Partheylichkeit haben, und muß nie den Bemühungen der Kabale nachgeben.

Aber wo findet man einen solchen Mann? Und wenn er auch unter dem Haufen Thoren anzutreffen ist, wie soll man ihn ausfindig machen? Auf welche Art soll man den König überzeugen, daß der ewige Wechsel der Staatsminister die Hauptquelle alles Unglücks des Landes, aller Stockung der Geschäfte sey? Daß eben dadurch die Alleinherrschaft der Intrigue gestärkt wird, daß dadurch bey den benachbarten Staaten Geringschätzung entsteht, und sie die schönste Gelegenheit erhalten, von jedem Vorfalle Nutzen zu ziehen, um dadurch die Entwürfe, welche dem Königreiche zum glücklichsten Rettungsmittel würden dienen können, zu nichte zu machen. Niemand wird die Eifersucht läugnen können, welche die Franzosen in Europa überhaupt erregen; eben so wird auch Niemand daran zweifeln, daß ihre Nebenbuhler nicht alles anwenden sollten, um die Unordnung in ihrer Staatsverwaltung zu unterhalten, die seit langer Zeit daselbst herrscht. Einige Köpfe sind übrigens durch verschiedenes Interesse erhitzt worden, welche auch durch die vernünftigsten Bemühungen immer schwer abzukühlen seyn werden. Wohlklingende Worte entschei-

entscheiden in Frankreich alles, und erhalten es in dem unglückseligsten Zustande der Unthätigkeit, worein es gesunken ist. Ein einziger zierlicher Redner, ein einziger angesehener Schriftsteller zieht ihre Aufmerksamkeit von den ernsthaftesten Dingen weg, indem er die Ohren des Volks, das so gern lieblichklingende Worte und künstliche Ausschmückungen hört, mit schönen und überhäuften Bildern belustiget. Er braucht nur einige schöne Phrasen, um scharf und tiefdenkende und mit Klugheit handelnde Männer, die jedoch von der Natur diese leichte Beredsamkeit, diese Kunst, glänzende Worte zusammen zu häufen, nicht haben, wodurch der Verstand der Schwachköpfe gefesselt und der größte Theil mit fortgerissen wird, zum Stillschweigen zu bringen. Allein mit Worten kann man keine Regierung gründen, oder wiederherstellen. Hierzu sind weise, wohl und reiflich überlegte Plane, und Kenntniß der vernünftigsten Politik, der Nationalrechte, des Natur- und Völkerrechts, verbunden mit dem Interesse aller Staaten, nöthig.

§. 3.

Ich könnte diese Betrachtungen noch weiter ausdehnen, aber diese dornichte und kützliche Materie ist nicht meine Sache. Alle meine Wünsche zweken auf den Ruhm eines Volks ab, das weder verdient hat in den Abgrund des Despotismus zu sinken, noch das Spiel oder Opfer eroberungssüchtiger

ger Staaten zu werden. Ich werde immer denken, daß auch die spitzfindigste Politik ohne Wirkung ist, und daß sie nur Geringschätzung bewirken kann, wenn sie den Fehler gemacht hat, ihre Schwächen vor den Augen von ganz Europa zu entdecken. Franzosen! befestiget eure Staatsverwaltung, und überzeugt eure Nachbarn mit hinreichenden Gründen, um den Drohungen Gewicht zu geben, die ihr machen könnt. Sobald es die Umstände fordern werden, so zeigt eure Stärke. Alsdann erst werden Kundschafter, wie euer Reisender, indem sie mit vernünftiger Beurtheilung auf alle Ereignisse an auswärtigen Höfen Achtung geben, dem Kabinet nützlich seyn können. Gegenwärtig sind sie verachtet und gefährlich; sie schaden euch, besonders, wenn sie unbescheiden genug sind, das zu veröffentlichen, was immer im Dunkel undurchdringlicher Geheimnisse hätte bleiben sollen. Mit solcher Unbescheidenheit erregt man Abscheu, beleidigt, entfernt seine Nachbarn, erregt Feindseligkeit bey den beleidigten und gemißhandelten Personen; endlich bewirkt man den geheimen Wunsch nach Rache. Noch mehr, die Nachsicht, mit der man die Histoire secrete durch Henkers Hand zerreißen und verbrennen ließ, ist die Folge einer übelgeordneten Politik, und muß schädliche Folgen haben. So kann die Unbesonnenheit eines einzigen Ehrsüchtigen für die Zukunft einer schuldlosen Nation Unglück verursachen, ohne daß sie jemahls den geringsten Vortheil von dem stolzen und unanständigen Vorwitze hat.

Die

Die in Paris gedruckte Geschichte des Berliner Hofes hat den Preußen weder Zutrauen noch Achtung für die Franzosen beygebracht, und ich wünsche recht aufrichtig, daß sie keine größern Uebel nach sich ziehe. Der König von Preußen, sein Hof und seine Freunde sind darin von der verächtlichsten Seite vorgestellt. War es denn dem Kabinet zu Versailles so gleichgültig, daß man eine beym itzigen Gleichgewicht von Europa der Aufmerksamkeit so würdige Macht beleidigte? Jeder einsichtsvolle Mann verwunderte sich über die Nachlässigkeit in Untersuchung gegen den Verfasser, und über die Gleichgültigkeit, womit das Parlement diesen Frevel gegen die Staatspolitik behandelte. Persönliche Beleidigungen sind gegen das Völkerrecht und gegen die schuldige Achtung, wozu sich die Regenten stillschweigend verpflichten. Um so mehr beleidigt hier die Billigkeit, da die beleidigende Nation nicht im Stande ist, der beleidigten, welche von ihr Ehrenerklärung fordern kann, Stillschweigen deshalb zu gebieten. Ich will diß durch ein ganz neues Beyspiel erläutern. Da Preußen siebenzehn Tausend Mann nach Holland marschiren ließ, versprach Frankreich den Patrioten seinen Schutz; es munterte sie auf, sich gegen den Preußischen Einmarsch zu vertheidigen, und sogleich verließ es sie ohne Erröthen. Dieses Betragen hat es um seinen Einfluß und seine Achtung gebracht, die es noch in Europa genoß. Anstatt diesen Schandfleck durch eine in die Augen fallende Handlung und auf eine

gefällige Art, die eine weitausgedehnte Politik bewirken könnte, wiederum auszuwischen, gestattet man einem geldhungrigen und ehrsüchtigen Bürger, ein lügenvolles und beleidigendes Werk bekannt zu machen. Durch die Confiscirung macht man nur das Buch bekannter, verdoppelt den Preis, und befördert das Glück eines unverschämten Satyrenschreibers, dessen Feder Haß und Rache gegen sein Vaterland bewaffnen kann.

Man verzeihe mir diese Bemerkung. Ich weiß, was man mir über diesen Gegenstand von Berlin aus schrieb. Die Gelehrten daselbst glaubten den schuldigen Respect zu verfehlen, wenn sie den Verfasser mit ihrer Widerlegung beehrten. Ich habe schon gesagt, daß jeder Preuße ihn zu widerlegen sich fürchtet, weil er für partheyisch gehalten werden würde. Ich muß hinzusetzen, daß in diesem Werke, oder lieber zu sagen, in dieser Schmähschrift, Wahrheiten enthalten sind, die mit Recht erkannt werden, und die ein Berliner Bürger zu bekennen Bedenken tragen müßte.

Ob ich gleich in Preußen gebohren bin, so kann ich gar wohl etwas unternehmen, was andere sich nicht unterstehen wollen. Ich habe den Ruhm von Unpartheylichkeit erworben, und Niemand wird mir ihn ins Gesicht streitig machen können. Meine Feder ist niemahls weder durch niederträchtige oder feile Schmeicheley geleitet worden, noch wird

sie

sie es je werden. Ich habe mit keinem Kabinette in Europa einen geheimen Briefwechsel; das Betragen und die Schreibart der Spione sind mir fremd, und ich suche weder Schutz noch Beyfall beym Jan Hagel der Leser. Ich zeichne meine Urtheile über jeden Gegenstand so auf, wie sie in meiner Seele sind; und wenn träumerische oder boshafte Menschen mir ihren Beyfall versagen, so wird meine Ruhmsucht durch Verweigerung einer nie begehrten Beystimmung nicht gekränkt. Ich habe aus meiner Kenntniß des Landes die Gründe genommen, auf welche ich meine Widerlegung baue. Ich werde durch keine Leidenschaft geleitet, ich erkläre mich mit Aufrichtigkeit, und vervielfältige nicht schöne Phrasen, weder um das Leere meiner Ideen zu verbergen, noch durch Trugschlüsse die Einbildungskraft meiner Leser zu erobern.

Uebrigens gehört alles das, was dieses Kapitel über die gegenwärtige politische Lage Europa's enthält, nicht in meinen Plan. Meine Lage ist so beschaffen, daß ich mir, um neuen Verfolgungen auszuweichen, versagen muß, über gewisse politische Gegenstände meine Meynung bekannt zu machen. Ich habe genug gesehen, genug beobachtet, um daraus sichere Schlüsse ziehen und meine Bemerkungen vereinigen zu können. Man kennt die Art, deren ich mich zu meiner Belehrung bediene, und sie ist der des reisenden Franzosen nicht ähnlich. Der Gang eines Spions ist nicht für Trenk pas-

ſend. Ich habe in jedem Staate Europa's mächtige Freunde, und meine Redlichkeit hat mir ihre Zuneigung erworben. Die Ruderſchiffe aller Regierungen mögen getrieben werden wie ſie wollen, oder ſo gut ſie es können, ich werde keiner weder als Lootsmann noch als Ruderer dienen. Ich kenne die einen wie die andern, ihre Admirals, ihre Kapitains, ihre Steuermänner und den Hafen, welchen ſie ſuchen, indem ſie die Seegel nach dem Winde der Kabale und Intrigue ſtreichen; ich ſehe endlich ihre Artillerie bereit, die übelgeſtellten Flotten zu beſchießen, oder den Schlummer derjenigen zu benutzen, in dem ſie unbedachtſam auf ihren Schiffen liegen. Nicht ein Wort ſage ich mehr davon.

Zweites Kapitel.

§. 1.

Was der Reisende von Pohlen sagt, muß auf das Nachstehende eingeschränkt werden.

Die Staaten des Königs von Preußen sind von Pohlen umgränzt. Die Russen können Preußen gemächlich nach Gefallen verwüsten. Seit der Theilung von Pohlen ist der Kaiser von den Preußischen, Brandenburgischen und Pommerischen Gränzen nur sechsunddreyßig Meilen entfernt. Er kann einen großen Theil der Weichsel einnehmen, welche den westlichen Theil von Preußen durchströmt, und alle Vortheile eines schnellen Einfalls gewähret. Preußen muß es daher immer zu verhindern suchen, daß der Kriegsschauplatz niemahls in diese Theile von Pohlen gespielt wird, es koste ihm auch was es wolle. Es ist sein Vortheil, wenn die Republik Pohlen gut und feste begründet ist, damit sie nicht von der Kaprice seiner Nachbarn abhängt. Jemehr sie auf der einen Seite Festigkeit erlangt, desto mehr Ruhe wird sie auf der andern bewirken. Der Kaiser zieht keinen Vortheil von Pohlen; aber die Preußen werden alle pohnische Producte ein

führen können, und verfertigen daraus einen Theil ihrer Fabrikwaaren. Der gute Zustand und das Wachsen ihres Handels hängt sogar von den Bedürfnissen und Producten Pohlens ab. Es ist daher unwidersprechlich wahr, daß ihr Hauptendzweck seyn muß, Rußland von allem Einflusse auf diese Republik zu entfernen. Nachdem der Kaiser sich bekannt gemacht hat, ist er weniger furchtbar, und die Preußische Macht hat nicht mehr Gefahr zu fürchten als von Seiten Rußlands. Um sich wegen dieser Macht zu entschädigen, muß es ihren Einfluß auf die Unruhen in Pohlen zernichten, und man kann ihnen ihre wegen Asien gemachten Entwürfe lassen. Und wenn sie versichert sind, daß ihnen hier Preußen keine Hindernisse in den Weg legt, so würde es vom übrigen vereinigten Europa thörigt seyn, sich ihren Eroberungen entgegenstellen zu wollen. Nach diesen Grundsätzen muß es deutlich seyn, daß eine gesunde Politik die Höfe zu Berlin und Petersburg bald nöthigen wird, ihre Mittel zu vereinigen, da die Oesterreichische Allianz nur augenblicklich ist, und da der geringste Zwischenvorfall derselben ganz ein Ende machen kann.

§. 2.

Die unvernünftige Politik des Fürsten Potemkin, eines harten und unbiegsamen Mannes, eines recht orientalischen Despoten und geschwornen Feindes

des jedes Teutſchen, hat nicht wenig zu der von theilhaften Lage beygetragen, in welcher ſich der König von Preußen gegenwärtig befindet. Er hat alle Freyheiten der Livländer und Curländer mit Gewalt an ſich gebracht. Diß Verfahren hat die Nation erbittert; ſie träumt itzt von ihren alten Herrn, den Schweden, und bey erſter Gelegenheit werden ſie ſich unter den Schutz des Königs von Preußen begeben, der ihr einziges Rettungsmittel geworden iſt. Uebrigens entfernt ſich der Handel von Riga und Reval, den Häfen Livlands, und wendet ſich nach Königsberg. Die vornehmſten Kaufleute erwarten nur eine Gelegenheit, um ſich ganz in Preußen niederzulaſſen. Allem Anſcheine nach wird Danzig, gegenwärtig unter der Abhängigkeit ſeines mächtigen Nachbars, bey dieſer Revolution nicht die letzte Rolle ſpielen. Ich kann ſogar hinzufügen, daß es faſt unglaublich iſt, wie ſehr ſeit einiger Zeit die Ruſſiſchen Rubel die Preußiſchen Reichthümer vermehrt haben. Alles dieſes iſt eine Folge von Potemkins Handlungen. Bald wird man in Curland Ereigniſſe ſehen, woraus erhellet, daß das Berliner Miniſterium die Zeitpunkte zu benutzen weiß, um einen eben ſo unvermutheten als gewiſſen Streich auszuführen. Man hat geſehen, was es in Holland that, und man wird nicht lange ſäumen, es in Pohlen thätig zu ſehen, wo Frankreich ſeine Macht vernachläſſigt und verlohren hat, und nicht mehr im Beſitz ſeiner Geldquellen iſt, ſeit dem man dort ſeine Kräfte

abge-

abgewogen und die Unbeständigkeit seiner Hülfsmittel erkannt hat.

Hier ist mein kurzer Abriß von dem, was ich von der gegenwärtigen und zunächst folgenden Lage Pohlens denke. Man wird die Großen dieses Landes immer als eine Welle betrachten müssen, die der Wind nach seinem Gefallen treibet und lenket, und die keiner andern Richtung folgt, als die er ihr giebt. Was das Volk anbelangt, das nur sein Elend zu verlieren hat, das muß dem Stärkern und Entschlossenern folgen. Auf jedem Fall kann es nicht unglücklicher werden, als es itzt unter dem beschwerlichen Joche seiner Edelleute, Mönche und Juden ist, den Pächtern seines Fleißes, seines Vermögens und seines Lebens selbst. Die reichen Herren werden bald ihre Wahl treffen; sie werden ihren feilen Patriotismus auf die Macht wenden, welche sie bereit sehen, ihre großen Besitzungen mit Gewalt an sich zu reißen. Ein kleiner Despote ist weit besorgter, seine Privilegien zu erhalten, und seine Bedrückungen fortzusetzen, als daß er die Fortschritte desjenigen begünstigen sollte, der ihn berauben könnte. Itzt würde ein Russischer General, der mit einem Corps in die Starosteyen einrückte, hinreichend seyn, die Preußische Parthey zu zerstreuen.

Die Politik fordert daher von Preußen, daß es augenblicklich den Zustand von Pohlen ändert, und

und alles verſpricht, daß es dieſes mit glücklichem Erfolge verſuchen kann. Der Kaiſer verwüſtet durch den Türkenkrieg ſeine Staaten, ſchwächt ſeine Armee, und verliert ſeine Helden. Im verfloſſenen Jahre verſprach der König von Preußen ſeinem Miniſter, dem Fürſten Reuß, auf ſein Ehrenwort, er wolle ihm freye Hände laſſen, und ſich auf keine Art in dieſen Krieg miſchen. Indeſſen würde er einen gerechten Unwillen wegen der perſönlichen Verachtung, welche der Kaiſer oft im Sprechen von ihm geäußert hat, und wegen alle dem unſchuldigen oder beißenden Scherz, den er ſich in Anſehung ſeiner Perſon erlaubt, haben zeigen können; aber er hat alles aus Großmuth vergeſſen. Und in der That, ein offenſiver Krieg würde Friedrich Wilhelmen weit weniger Vortheil bringen, als die Sorge, ſeinen Staaten eine gegründete und kluge Neutralität zu erhalten. Hierdurch macht er Künſte und Wiſſenſchaften, Geſetze und Handlung blühend, unterdeſſen ſeine Nachbarn ſich wegen chimäriſcher Eroberungen ruiniren und zerſtören.

§. 3.

Geſetzt, daß der Kaiſer alle türkiſche Provinzen in Europa ſich erwirbt, ſodann nähert er ſich eben ſo viel Mächten, daß er Aſien zu fürchten haben kann. Er gewinnt ein verwüſtetes und zerſtörtes Land, das jederzeit bereit iſt, ſich gegen ſeinen neuen Herrn zu empören. Ohne Veſtungen kann nichts

ſicher

ſicher erhalten werden, dieſe zu erbauen wird Geld erfordert, und er hat keins. Indem er den gröſsten Theil ſeiner Armee zur Vertheidigung der Gränzen aufopfert, iſt es auch nöthig, die Völker unter dem Gehorſam zu erhalten. In dieſem Falle entblöſst er die Seite von Schleſien, und ſein Intereſſe ſelbſt will, daſs er in dem Augenblicke, wo der Friede unterzeichnet wird, dem Berliner Hofe das ganze öſterreichiſche Pohlen abtritt. Man kennt den Gang der Staatswirthſchaft in den öſterreichiſchen Staaten. Um den Verluſt wieder zu erſetzen, den man itzt ſchon empfindet, ſind Jahrhunderte nothwendig, es müſste denn der Zufall einen Friedrich den Zweyten hier gebohren werden laſſen. Ohne die Dazwiſchenkunft eines Mannes von Geiſt, der eben ſo weitumfaſſend als ſtandhaft in ſeinen Entwürfen iſt, wird man hier niemahls das Chaos in Ordnung bringen, und keinen Plan zur Wiederherſtellung befeſtigen können.

Indem man dieſes Wunder erwartet, befindet ſich Preuſsen in einer Lage, wo es dem übrigen Europa Geſetze vorſchreiben kann. Ich könnte dieſe Behauptung mit unwiderſprechlichen Beweiſen unterſtützen, aber die geheimen Angelegenheiten groſser Reiche werden nie von mir entſchleyert werden. Ich will ganz und gar nicht das Anſehen haben, Geheimniſſe des Briefwechſels zu verrathen. Man hat mir mehrere Mahle Aufträge, deren des reiſenden Franzoſen ähnlich, gemacht, aber mein

mein feines Gefühl und meine Redlichkeit haben sie standhaft zurückgewiesen. Das, was ich von den geheimen Staatsgeschäften weiß, werde ich für mich behalten; nur zu meiner eigenen Belehrung bin ich beschäftigt gewesen, sie zu entdecken. Ich werde daher keineswegs meine Neugier durch eine strafbare Unbescheidenheit entweihen. Von dem Standpunkte, wo ich stehe, betrachte ich die Unfälle, womit Europa bedroht ist, mit der gerührtesten Empfindsamkeit, die ein rechtschaffner Bürger empfindet, wenn er die Drangsale vorherzusehen hinlänglich unterrichtet, aber zu schwach ist, um sich ihrem traurigen Einbruche entgegen zu stellen.

Einem gewöhnlichen Plauderer ist es sehr leicht, wider die Mißbräuche der Regierungen zu schwazzen; allein eigene Mittel, sie abzuschaffen, zu ersinnen, die Triebfedern anzuzeigen, welche die politische Maschine wieder in Gang bringen, Plane zu entwerfen, das Glück der Nation zu sichern, indem die Entwürfe der benachbarten Nationen scheitern, nutzbare Materialien vorzubereiten, ehe man den Wiederaufbau anfängt, das ist der gordische Knoten, das ist die Sandbank, auf welcher alle die Wortkrämer scheitern. Sie sprechen von augenscheinlichem Verluste, und erheben Zweifel, um Schwierigkeiten entstehen zu lassen, die sowohl den Geist der Empörung einhauchen, als auch zu allen Greueln der Anarchie führen.

Es iſt daher beſſer zu ſchweigen, als eine gefährliche Aufmerkſamkeit über äußerſt delicate Gegenſtände zu erregen, wenn man nicht zugleich das Uebel und das Heilmittel kenntlich machen kann.

Drittes

Drittes Kapitel.

Ich will in dieſem Kapitel einen flüchtigen Blick auf die gegenwärtige Lage der Europäiſchen Staaten werfen; ein Gegenſtand, auf den diejenigen, die dieſes Buch ohne Vorurtheil leſen, und einigen Nutzen daraus ſchöpfen wollen, nothwendig Achtung geben müſſen.

Ich will anfangs von Deutſchland reden, von dieſem römiſchen Reiche, das man in den Pariſer Geſellſchaften ſo wenig kennt, und ſtets mit den Erblanden des Oeſterreichiſchen Hauſes verwechſelt.

§. 1.

Der römiſche Kaiſer iſt im Grunde nur dem Nahmen nach König im deutſchen Reiche; er führt den Nahmen eines Oberherrn des Reichs, unter den Bedingungen und nach Ablegung des Eides, die Freyheiten des deutſchen Staatskörpers zu ſchützen. Das allgemeine Appellationsgericht für die Streitſachen iſt zu Wien und Wetzlar errichtet; aber der Kaiſer urtheilt und entſcheidet nichts, ſondern der geſammte Reichshofrath. Der Kaiſer hat weder das Recht noch die Macht, etwas an den Grundgeſetzen zu ändern; er kann keine Sub-

ſidiengelder fordern, auch ſogar keine Truppen werben, außer in dem Falle, wenn alle Fürſten und Reichsſtädte zuſammen einwilligen, ihm, zur Vertheidigung ſeiner Rechte, eine Summe Geld oder ein Hülfscontingent beyzutragen. Lange Zeit hindurch haben die franzöſiſchen Partheyen dieſe Hülfsquelle ſo unzugänglich gemacht, daß das öſterreichiſche Haus auch in der dringendſten Noth daraus nur einen mittelmäßigen Vortheil ziehen konnte. Wenn die beyden Höfe zu Wien und Verſailles uneins waren, ſo war Deutſchland der Schauplatz des Kriegs. Aber alles hat ſich geändert, ſowohl auf dieſer als jener Seite; und bey dieſer Veränderung iſt der Nachtheil auf Seiten Frankreichs.

Im Jahr 1768, hatte der Kaiſer mit dem Könige von Preußen eine geheime Unterredung, in welcher er ihm den Vorſchlag that, Deutſchland mit ihm zu theilen. Ich habe dieſe merkwürdige Anecdote aus dem Munde eines der erſten Staatsmänner. Der liſtige Friedrich benutzte dieſes Vertrauen ſo, daß er die Gemüther der deutſchen Souverains von dem Intereſſe des Kaiſers entfernte; er ſtellte ihnen denſelben als einen Uſurpator vor, als einen Meineidigen, der den bey ſeiner Krönung geleiſteten Eid, die deutſche Freyheit zu beſchützen, gebrochen habe. Man glaubte ihm nicht überall auf ſein Wort, weil der authentiſche Beweiß fehlte; allein das Gift war ausgeſtreuet, und nach und nach brachte es eine allgemeine Wirkung hervor.

Der

Der Kaiſer, der hitzig und unternehmend iſt, und der ſein ganzes Vertrauen auf ſeine Kräfte, nach der übertriebenen Meynung die er davon hegt, ſtützt, zögerte nicht, Händel zu ſuchen. Er wandte alles an, um den pfälziſchen Miniſter, Herrn von Ritter zu Wien, und den Miniſter des Churfürſten von Bayern dahin zu verführen, daß ſie, zum Nachtheil der deutſchen Reichsgeſetze, eine Ceſſion ihres Landes unterzeichnen ſollten. Seine Abſicht war, zum Beſitz von Bayern zu gelangen, wenn er deswegen etwas weniges aufopferte.

Der Miniſter, Graf von Herzberg, fühlte den Streich, den eine ſolche Unternehmung der deutſchen Freyheit beybringen mußte; er theilte ſeine Gedanken dem König von Preußen mit, überredete ihn, und brachte ihn ſo weit, daß er den Krieg erklärte. Maria Thereſia war auf ihrer Seite klug genug, um die Folgen dieſer Begebenheit vorher zu ſehen; ſie hielt das Blutbad auf, und beförderte den Frieden. Gleichwohl fuhr Friedrich fort, den Saamen des Haſſes, den er ausgeſäet hatte, dadurch zur Reife zu bringen, daß er den Kaiſer als einen Feind des Vaterlandes aufſtellte.

Bald darauf brach eine neue Urſache zur Uneinigkeit bey Gelegenheit der Schelde aus; der Kaiſer ließ Truppen nach Holland marſchiren. Friedrich unternahm nichts öffentlich; allein ſeine Politik hetzte nun vollends alle Fürſten wider das

Oberhaupt des Reichs auf; und damit gelang es ihm um desto leichter, weil die Verachtung, mit welcher der Kaiser jene behandelte, ihnen keine günstigen Gesinnungen einflößte.

Dieser Krieg mit Holland wurde durch gewisse Mittel beygelegt, die in Europa allgemein bekannt sind. Das Ansehen des Königs von Preußen wurde dadurch erhöht; man sahe ihn als den Beschützer, als den Wiederhersteller der deutschen Freyheit an.

Kurz nachher gab der Capitain-Pascha dem Minister des Königs von Preußen zu Constantinopel Nachricht, daß der Kaiser mit dem französischen Hofe eine Theilung des deutschen Reichs beschlossen habe. Der Graf von Herzberg zog Erkundigungen ein; er entdeckte auch welche, die zureichend waren, einen Plan, den er lange reiflich überlegt hatte, eilends auszuführen. Man beorderte an alle Höfe Deutschlands Männer, denen man die gemessensten Verhaltungsbefehle gegeben hatte, und daraus erfolgte nun der berühmte deutsche Fürstenbund wider die Entwürfe des Kaisers. Dieser Bund ist ein Geniestreich. Der Graf von Herzberg allein hat ihn entworfen, bearbeitet und durchgesetzt, und Er befestiget die Ruhe Deutschlands eben sowohl wider Frankreich als wider den Kaiser. Durch denselben ist der König von Preußen im Stande, den andern Mächten Europa's Gesetze zu geben, der Dictator der Deutschen zu seyn,

die

die gegenwärtig zu ein und eben demſelben Endzweck vereiniget ſind. Und es iſt glaublich, daß Holland, Schweden und vielleicht auch Pohlen in Kurzem dazu betreten werden. Friedrich Wilhelm kann alſo eine Armee von 130 bis 150000 Mann auf die Beine bringen, ohne einen einzigen Soldaten von ſeinen Truppen auszuheben, und ſie anführen wider den oder die, die Deutſchland überfallen wollen. Der Kaiſer kann Frankreich nicht zu Hülfe kommen; dieſes kann nicht die geringſte Bewegung zum Beſten des andern machen, weil von beyden Seiten die Fürſten der deutſchen Kreiſe ſich dem Einmarſch ihrer Truppen widerſetzen würden. Das römiſche Reich, das nun jederzeit bereit iſt, ſich wider den Kaiſer und ſeine Bundsgenoſſen zu bewafnen, iſt jetzt nicht mehr das, was es vor dieſem war; es iſt heut zu Tage furchtbarer, als jemahls.

Dieſe weſentliche Bemerkung ſollte der Weisheit der Nationalverſammlung, die der König von Frankreich zuſammen berufen hat, nicht entgehen. Dieſes Reich, welches ſich nothwendig dadurch ſchwächen muß, daß es neue Eroberungen zu machen ſucht, ſollte ſich einzig und allein mit der Sorge beſchäftigen, die innere Verwaltung ſeiner weitläuftigen Beſitzungen zu befeſtigen. Wenn es einen Theil ſeiner Landtruppen verabſchiedet, wenn es alle ſeine Kräfte auf die Seemacht vereiniget, ſo könnte es — — — Allein ich ſehe, daß ich

mich zu Gedanken hinreißen lasse, die über meine Einsichten gehen. Es kommt mir nicht zu, Entwürfe für Frankreich zu schmieden. Ich habe einiges Licht über das Kapitel des Grafen von Mirabeau verbreiten wollen, und ich habe mich als Weltbürger erklärt. Die Zeit wird enthüllen, was meine Feder und mein Herz, zum Vortheil Europa's, dem eine nahe und schreckliche Revolution droht, gern einleuchtender gezeigt hätten. Keine Ursache verbindet mich, für den persönlichen Ruhm der Souverains, denen ich in keiner Rücksicht etwas zu verdanken habe, zu sprechen, und ich werde an der Ausführung keines ihrer Entwürfe arbeiten; aber ich seufze über das Schicksal der Völker; ich sehe das Ungewitter, das sich aufzieht, sie zu zertrümmern, und es ist mir wenigstens erlaubt, zu wünschen, daß sie doch den gegenwärtigen Augenblick benutzen, aus ihrer langen Schlafsucht erwachen, und wieder aufleben möchten, um das Unglück zu verscheuchen, das sich ihnen nahet.

§. 2.

Es bleibt mir wenig zu sagen übrig, um diese politische Uebersicht zu ergänzen. Der König von Preußen befindet sich, außer dem Bündniß mit dem deutschen Staatskörper, den er allein in Bewegung setzen, und denselben eine große Rolle spielen lassen kann, in der vortheilhaftesten Lage. Er hat eine Armee von 250000 Mann, deren große

Tapfer-

Tapferkeit allgemein bekannt ist. In vier Wochen kann er sie mit 24000 Mann vermehren, die alle geübt und im Stande sind, gegen den Feind zu marschiren. Seine Zeughäuser sind mit Waffen zu 600000 Mann versehen; seine Magazine sind angefüllt; und sie können nicht nur seine Truppen, sondern auch im Fall eines Mißwachses sein ganzes Volk ein Jahr hindurch ernähren. Sein Schatz enthält 130 Millionen Thaler, und die Unterthanen sind dem Staate 40 Millionen schuldig, die im Umlaufe sind. Er hat gute Officiers, vortreffliche Generale; seine Festungen sind in gutem Vertheidigungsstande; er hat mächtige Alliirte. Die Handlung blüht in seinen Staaten, und die Milde seiner Regierung vermehrt täglich die Bevölkerung. Patriotismus ist die allgemeine Grundveste des Preußischen Dienstes. Die Minister sind rechtschaffene Männer, die sich schämen würden, durch die Beute des Staats sich zu bereichern; kurz, die Maschine, errichtet durch den Geist und die Talente des großen Friedrichs, hat ihr Gleichgewicht, ihre Triebfedern und ihre Stärke unter der Regierung seines Nachfolgers behalten. Man hat das Gerücht ausgestreuet, als ob die große Freygebigkeit Friedrich Wilhelms den Schatz vermindert habe. Dies Gerücht ist falsch, ungereimt, und ich kann auf mein Ehrenwort bekräftigen, daß er ihn nicht um einen Heller ärmer gemacht hat. Nach dem Tode des hochseligen Königs hat man in seiner Schatulle 7 Millionen besonders erspartes Geld

gefunden, 200 Tabatieren von einem großen Werthe, und viele Juweelen; auch hat er noch 3 Millionen von der Prinzessin Amalia geerbt. Alles dieses war mehr als zureichend, um die Ausgaben für seine Person, welche er seit seiner Thronbesteigung gemacht hat, zu bestreiten, und auch zugleich die Schulden zu bezahlen, die er als Kronprinz machte.

Nach sechs Monaten hat man angefangen, die Reichthümer des Schatzes zu vermehren. Diejenigen, die geglaubt haben, Friedrich Wilhelm verstehe sich schlecht auf die Oekonomie, welche die Stärke und Ruhe seiner Staaten befestigen kann, haben sich gewaltig betrogen. Er ist im Gegentheil ein sehr thätiger und verständiger Oekonom. Wenn er 100000 Thaler für seine Maitresse verwendet, so wird eine solche Kleinigkeit Preußen nicht zu Grunde richten; sie wird seinen Völkern keinen Anlaß geben, zu murren, vorzüglich wenn sie bedenken, was andere Souverains in Dingen verschwenden, die den Luxus und den Eigensinn betreffen, ohne sich an die Noth ihrer Unterthanen zu kehren, ohne sich über die doppelte Auflage zu beunruhigen, die man ihnen zur Befriedigung eines Aufwands auflegt, der eben so unnütz als drückend ist. Uebrigens liebt er den Frieden, obgleich sein kriegerischer Geist fähig ist, ihn unter den Helden auszuzeichnen, wenn man die Unbesonnenheit hat, seinen Zorn zu reitzen. Warum sollte man nicht etwas

den

den Ergötzlichkeiten eines Fürſten bewilligen, dem ſeine Einrichtungen das doppelt einbringen, was er in ſeinen müßigen Stunden anſwendet.

Das iſt alles, was ich über dieſen Gegenſtand in der Kürze zu ſagen hatte: ich gehe zu einer andern Unterſuchung über.

Viertes Kapitel.

§. 1.

Der erste Brief enthält nichts Merkwürdiges; der Reisende schmeichelt darin seinem Minister sehr, indem er ihm einen Abt empfiehlt. Bey dieser Empfehlung vergißt er denn nun nicht, sein eigen Verdienst gewaltig herauszußreichen.

Der zweyte redet von der Krankheit des verstorbenen Königs, und fällt auf Materien, welche jetzt weder Bemerkung noch Widerlegung verdienen.

§. 2.

Im dritten Briefe läßt sich der Reisende sehr weitläuftig aus über eine von seinen Unterredungen mit dem Herzog von Braunschweig: da will er seine politischen Fähigkeiten entwickeln, und zeigen, mit welchem Scharfsinn er in die Seele, in die Gesinnungen dieses Fürsten eingedrungen ist, den man als den feinsten Politiker in Europa ansehen kann. Er geht so weit, daß er sich rühmt, ihm angerathen zu haben, das Ruder der Geschäfte in Preußen zu ergreifen, und dadurch das Herz des Königs zu regieren. Ich glaube, man hat nicht nöthig, eine

ſo unverſchämte Großprahlerey zu widerlegen. Der Herzog von Braunſchweig iſt gewiß nicht der Fürſt, daß er jemanden verleiten ſollte, ihm etwas Unanſtändiges unverſchämter Weiſe anzuvertrauen; und wenn der Briefſchreiber es wagt, zu behaupten, daß dieſer Prinz mit ihm hierüber im Vertrauen zu reden die Gnade gehabt hat, ſo lügt er. Welcher vernünftige Mann könnte wohl glauben, daß ein ſo ſcharfſichtiger als zurückhaltender Fürſt, ſeine geheimen Gedanken einer Privatperſon hätte eröffnen können, die als der Spion eines Hofes bekannt war, dem daran gelegen ſeyn mußte, die Geheimniſſe ſeiner Politik auskundſchaften zu laſſen?

Um ſeine Eigenliebe zu befriedigen, will ich glauben, daß er durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes den Beyfall des Herzogs erhalten, und daß ſeine Unterredung ihm nicht mißfallen habe; allein daß diejenigen, die dieſen Prinzen kennen, glauben ſollten, er habe nur einen Augenblick von einem Spion betrogen werden können, das iſt unmöglich.

Er ſagt unter andern auch in dieſem Briefe, indem er von dem Herzog redet: „Dieſer Mann iſt zu weiſe, als daß er den Weiſen furchtbar ſeyn könnte.“ Das iſt unſtreitig nur franzöſiſcher Witz. Ich überlaſſe daher den Weiſen

Frank-

Frankreichs die Erklärung dieser Redensart, die für einen Deutſchen ganz neu iſt, und ich geſtehe, daß ich nicht ſo weiſe bin, um zu verſtehen, was der weiſe Herr von Mirabeau ſagen will.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

§. 1.

Im vierten Briefe fängt der Reisende an, seinen bittern Unwillen, alle sein Gift und Galle über den König Friedrich Wilhelm auszuschütten. Er will sogar zu verstehen geben, daß ihm der Herzog von Braunschweig, ihn in der von diesem Fürsten gefaßten Meynung zu bestärken, dienliche Beweise gegeben habe. Er erklärt sich so, daß der König Friedrich Wilhelm eine unheilbare Schwäche besitze, daß die verderbtesten Freunde sich täglich mehr Gewalt über ihn anmaßen; daß er von dem fantastischen und mürrischen Bischofswerder regieret werde.

So ist der Begriff, den ein unverschämter Spion vom Könige von Preußen giebt. Wenn die Verachtung nicht den Ausbruch des Zorns, den jener Begriff in dem Herzen seiner getreuen Unterthanen erregen muß, aufhielte, so würden sie dem Herrn Reisenden gewiß nicht mit der Feder antworten müssen. Ich bin nicht der streitbare Vertheidiger dieses gekrönten rechtschaffnen Mannes, sondern Deutsch-

Deutschland kennt mich; es setzt in meine Rechtschaffenheit ein vollkommenes Zutrauen, und ich bin es der Wahrheit schuldig, ein genau treffendes Gemählde von einem König zu entwerfen, den ein niedriger Miethling zu beschimpfen, und in den Augen einer großmüthigen, aber leichtsinnigen und leichtgläubigen Nation lächerlich zu machen wagt, die jederzeit blindlings denen von ihren Schriftstellern zu glauben geneigt ist, welche die Leichtigkeit des Style, den Reitz der Beredsamkeit mit der Wahrheit des Herzens zu vereinigen verstehen. Ich will sogleich dieses Gemählde entwerfen. Man weiß, daß ich im Stande bin, die Menschen von allen Ständen zu beurtheilen; daß ich meine Kenntnisse nicht auf verdächtige Berichte, nicht auf zweydeutige Reden, und nicht auf die in Kaffehäusern gemachten Räsonnements gründe. Ich habe den König von Preußen in der Nähe gesehen; ich habe mit ihm allein gesprochen; ich habe sein Betragen und seine Beschäftigungen beobachtet; ich habe seinen Charakter studirt; ich bin mit denjenigen umgegangen, die sich ihm nähern, und mit denjenigen, die ihn von seiner Kindheit auf gekannt haben. Nach allem diesen nun werde ich es stets wagen, ihn so zu schildern, wie er ist. Ich werde eben so wenig vergessen, den Herrn von Bischofswerder bekannt zu machen, ein in dem Gemählde, das der Reisende von ihm giebt, sehr seltsam scheinender Mann, den der König unter allen denen, die seiner Person ergeben sind, vorzüglich auszeichnet.

§. 2.

§. 2.

In dieſem Briefe, der ganz das Werk eines teufliſchen Pasquillanten iſt, giebt der Schreiber vor, daß die beyden Söhne des Prinzen Ferdinands die Kinder des Grafen von Schmettau wären. Ich kenne das Haus dieſes Prinzen genau. Ich habe ihm eine Ehrfurcht gewidmet, die es verdient. Wenn ich einen Menſchen ſehe, der würdig iſt, glücklich zu ſeyn, angereizt von der Liebe zum Guten, ehrgeizig, um der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu ſeyn, ſo frage ich nicht, ob ſeine Mutter die Gnade des heiligen Geiſtes erhalten hat; ob derjenige, welcher von dem Prieſter das menſchliche und göttliche Recht bekommen hat, ihn zu zeugen, ihm wirklich das Daſeyn gegeben hat; ob endlich die ſanfteſte Begierde der Menſchen, die Liebe, dieſe liebenswürdige Feindin Hymens, den Keim zu dem Weſen hervorgebracht hat, welches man Menſch oder Prinz nennet. Genug, daß er iſt, daß er exiſtirt, wie er exiſtiren muß in dem Stande, in welchen ihn das Ungefähr geſetzt hat. Nun iſt aber das gegenwärtige Geſchlecht des Prinzen Ferdinand zum Ruhme des Reichs und des königlich preußiſchen Hauſes alles, was man wünſchen konnte, daß es ſeyn möchte. Was heißt übrigens der Keim des Menſchen? Er iſt überall der nämliche. Ein Haferkorn aus Frankreich kann in Preußen nichts anders bringen, als Haber. Die Bearbeitung aber kann etwas zur Schönheit des Korns beytragen, ſo wie die Erziehung die Eigen

genschaften der Sterblichen entwickelt, und vollkommener macht.

Der Herr Reisende ist gewiß nicht zum Zeugen in dem Augenblicke gerufen worden, da der Graf von Schmettau auserlesen wurde, um das große Werk der Zeugung der Söhne des Prinzen Ferdinand zu vollenden. Er stützt also seine Meynung auf die verleumderischen Reden der niedrigsten Spione aus dem Pöbel. Ich kann ihm beweisen, daß er in den Geheimnissen dieser Familie sehr wenig belehrt ist, und daß er jedesmal, wenn er davon redet, in sehr große Irrthümer fällt. Ich weiß gewiß mehr davon, als nöthig ist, um seine Behauptungen siegreich zu widerlegen; aber ich halte es für Schande, hierin einen Mann zu widerlegen, welcher durch die Kühnheit, mit der er alles anfällt, was ihm doch Behutsamkeit und Ehrfurcht einflößen sollte, beweißt, daß er schon lange verlernt hat, schamroth zu werden.

Ich habe die drey Prinzen, Söhne der Prinzessin Ferdinand, gesehen, ich habe untersucht, mit dem ruhigen Blick der Unpartheylichkeit. Ich kann behaupten, daß sie bestimmt sind, eine ruhmwürdige Stelle in dem Hause Brandenburg einzunehmen. Ich weiß besser, als der Reisende, der sein Zutrauen dem ersten dem besten schenkt, der lügenhafte Erzählungen für seine Ohren bringt, wem sie das Glück ihrer Existenz zu verdanken

ken haben. Die junge Prinzessin, ihre Schwester, hat nicht weniger empfehlungswürdiges, als sie allen denen geschienen, welche den Vortheil gehabt haben, sich ihr zu nähern; sie ist würdig, einen Thron zu besitzen.

Man muß also ehrlos und niederträchtig zugleich wie ein Spion seyn, wenn man ohne die geringste Schamhaftigkeit wagt, bekannt zu machen, daß der Graf von Schmettau der Vater zu den Kindern des Prinzen Ferdinands sey. Um eine Anschuldigung von der Art hier zu behaupten, so ist es schwer, Beweise aufzubringen, wider welche nichts einzuwenden wäre. Wenn der Herr von Schmettau sich jetzt vor dem Autor der geheimen Geschichte, er sey wer er wolle, als Vertheidiger stellte, um die Ehre der beleidigten Prinzessin zu rächen, so würde dieser sich vergebens mit der Rache der Leute, die er um Rath gefragt hat, entschuldigen, und der Graf würde deswegen nicht weniger seine Rache fortsetzen. Allein, welcher Bewegungsgrund kann wohl diesen kleinen Diomedes genöthiget haben, die schuldige Ehrfurcht gegen den Onkel eines Königs, und gegen eine großmüthige Prinzessin zu vergessen, die niemals jemanden beleidigte, und die jederzeit die Fremden mit ihrer Achtung beehrte? Es ist wenigstens leicht, ihn zu vermuthen. Allem Anschein nach, wird die Prinzessin, die einen richtigen und scharfsichtigen Verstand besitzt, die mit einem Blicke von dem moralischen

lischen Charakter derer zu urtheilen weiß, die sich ihr zu nähern suchen, den Eintritt in ihr Haus einem Manne, der mit entehrenden Aufträgen abgeschickt ist, nicht haben erlauben wollen, und der Sykophante verleumdet den guten Ruf derjenigen, die ihm ihre gerechte Verachtung dadurch fühlen ließ, daß sie ihn nöthigte, auf seiner Stelle zu bleiben.

Wenn die Beschimpfung, welche der französische Reisende der Familie des Prinzen Ferdinands angethan hat, noch bis jetzt ungestraft geblieben ist, so muß er wissen, daß sie jederzeit Arme finden wird, welche zur Vertheidigung ihrer Ehre bewaffnet sind. Der meinige wird für eine so gerechte Sache stets bewaffnet seyn, so bald ich den Verläumder kenne, sobald er sich wage, öffentlich zu erscheinen.

Ich werde nie für die Abkunft eines Menschen bürgen, in welchem Stande er auch geboren werde; alles, was ich wissen kann, ist, daß er der Sohn eines Mannes ist: allein wenn ich vermuthe, daß Michel an Johanns statt die Pastete gefüllt hat, so werde ich ihn nicht tadeln, wenn er dazu Tauben statt Rebhühner genommen hat. Genug, wenn die Pastete gut ist, und denen wohl schmeckt, die einen guten Geschmack haben. Wir wollen einen Blick auf den Stammbaum unserer Könige werfen: wie viel Edle wir 16 Ahnen wird man da wohl finden, deren Geschlecht nach und

nach

nach und doch immer rechtmäßig von Mann zu Mann fortgepflanzt worden iſt? Man hat ein wachſames Auge auf Stutereyen, damit die eine Art ſich nicht mit der andern vermiſche. In England läßt man nie Mauleſel die Stuten beſpringen. Wenn dieſes ſo wäre, ſo würde man daſelbſt bald Mangel an Pferden zum Wettrennen haben. Es wäre zu wünſchen, daß man in gewiſſen königlichen Familien Europens das thäte, was man thut, um gute Pferde zum Wettrennen zu erhalten. Wenn eine vernünftige Frau ſich einen Mann wählt, der fähig iſt, ſie zur Mutter einer glücklichen Familie zu machen, ſo ſehe ich nicht ein, was dabey für ein groß Unglück wäre. Diejenigen, welche dem Cäſar, dem Leibnitz, dem Marcus Aurelius das Leben gegeben haben, waren gewiß keine Dummköpfe. Wer waren ſie? das kümmert uns wenig. Es iſt unnütz und lächerlich, die Väter der Könige, die uns beherrſchen, aufzuſuchen. Es würde oft beſſer ſeyn, wenn ſie ihr Daſeyn klugen und ſtarken Bürgern, als einem vermeinten Edeln, deſſen Vorzug über andere nur in einer auf abgeſchmackten Vorurtheilen gegründeten Meynung beſteht, zu verdanken hätten. So denke ich als Philoſoph. Als guter Bürger wünſche ich von ganzen Herzen dem Prinzen Ferdinand Glück, daß er der Herr einer ſo anſehnlichen Familie, wie die ſeinige, iſt, und ich danke der Prinzeſſin, daß ſie ihren Kindern eine Erziehung gegeben hat, die ſie ihres hohen Ranges würdig machen kann. Dem Herrn von Saxmey

tau bleibt nichts weiter übrig, als dem franzöſiſchen Reiſenden für die ihm erwieſene Ehre zu danken, daß er ihn laut den Vater der edelſten Männer in Deutſchland nennt. Wenn der Briefſchreiber die Wahrheit geſagt hat, ſo verdient ſeine Unbeſcheidenheit eine Belohnung; wenn er gelogen, wenn er, zur Schande der königlichen Familie falſche Gerüchte verbreitet hat, ſo kann er der Züchtigung nicht entgehen, die ihm gebühret. So viel ſey genug über dieſen kützlichen Gegenſtand. Ich glaube, mich als ein Mann erklärt zu haben, der von aller Schmeicheley, von allem Betrug und von jeder Partheylichkeit entfernt iſt. Ich ſchweige.

§. 3.

Auf der 23ſten Seite des erſten Bandes, ſagt der Reiſende, daß die Partheyſucht und ſchmutzige Intrignen zu Berlin immer mehr um ſich greifen. Ich werde auf dieſe grobe Verläumdung weiter unten antworten, da ich eine noch auffallendere zugleich anführe.

Einige Zeilen darauf ladet er den Herzog von Braunſchweig ein, ſich an die Spitze der Regierung zu ſtellen.

Armer Enthuſiaſt! Du kennſt den Charakter Wilhelms gar nicht; was er gethan und ſeit ſeiner Erhebung auf den Thron bewieſen hat, hätte dir

ihn

ihn doch ſollen kennen lernen. Es widerſpricht ſeiner Neigung, ſich als Sklave unterjochen und von irgend einem Manne leiten zu laſſen. Er hat gezeigt, daß er geboren war, um die Rolle eines Königs von Preußen würdig zu behaupten. Er herrſcht ſeit zwey Jahren, und weder der Prinz von Braunſchweig, noch der Prinz Heinrich, noch der Miniſter Graf von Herzberg haben jemals das Ruder der Regierung zu ergreifen geſucht, weil er es ſelbſt zu führen weiß.

Iſt wohl ſeit dem Tode Friedrichs der Staat verändert? Hat ſeine innere Stärke von ihrer Thätigkeit verlohren? Steht er in geringerm Anſehen, in weniger Furchtbarkeit von außem her? Iſt das ein ſchwacher oder kleinmüthiger König, der als Dictator mit den Mächten, die ihn umgeben, ſprechen kann? Iſt ſeine Armee ſchlechter, als zur Zeit Friedrichs? Hat ſie weniger Eifer, weniger guten Willen in dem kleinen Streit mit Holland, deſſen Beendigung ſo wichtig war, gezeigt? Als Wilhelm die Ehre ſeiner Schweſter der Prinzeſſin von Oranien zu rächen unternahm, hat er wohl den Muth bey der Ausführung ſeines entworfenen Plans ſinken laſſen? und hat er ſich nicht Frankreich und ſeinen Nebenbuhlern muthig entgegen geſtellt, indem er ihn ganz durchſetzte? Sein Einfluß auf Deutſchland, auf Holland, auf Pohlen, auf alle europäiſche Höfe, bewirkt mehr als Friedrich hätte entwerfen oder ausführen kön-

tien. Das Publikum, verblendet von seinem thörichten Vorurtheile, übereilt sich in seinem Urtheile, wenn es alle Unternehmungen der Thätigkeit des Ministers von Herzberg zuschreibt. Ich kann meinen Lesern versichern, daß der König selbst in der großen Staatskunst sehr geübt ist, weit mehr, als man von einem Prinzen erwarten sollte, der, so lange wie sein Onkel lebte, sich in nichts mischte, der sich nicht erlaubte, sich von der geringsten Sache von den Ministern unterrichten zu lassen, dem der König alle seine Geheimnisse sorgfältig verhehlte, der nur für die Kriegsübungen berufen zu seyn schien, der endlich seine besten Jugendjahre in einem wollüstigen Müssiggang zubrachte ohne daß er, wie es schien, irgend eine königliche Tugend annahm.

Der Reisende hat zu Berlin alles gehört, was das öffentliche Gerüchte von der Aufführung Wilhelms, da er noch Kronprinz war, verbreitet. Nur aus diesen verdächtigen Erzählungen hat er ihn kennen lernen, und sich dadurch außer Stand gesetzt, ihn als Souverän richtig zu beurtheilen. Er ist König im ganzen Umfange dieses Worts, und aller der Pflichten, die es heischt. Er ist ehrgeizig, einen großen Nahmen zu erlangen, und dieser Ehrgeiz wird ihn je mehr und mehr von dem Müssiggang entfernen, aus dem er sich eine Gewohnheit hatte machen müssen. Er hat bewiesen, daß er eine Armee als großer General zu commandiren weiß. In dem Innern seiner Staaten hat er keine

nöthige

nöthige oder nützliche Unternehmung unterlassen, sondern er hat die Entwürfe Friedrichs mit eben so viel Ruhm als Standhaftigkeit fortgesetzt. Er hat seinen Unterthanen heilsame Gesetze und viel Freyheit gegeben; er hat den Unglücklichen viel Gutes gethan; er hat das Verdienst, die Tugend, den Patriotismus beschützt; er hat keine Ungerechtigkeit begangen. Man weiß von ihm keinen hervorstechenden Zug einer unumschränkten Gewalt, wie von seinem Vorgänger. Der Graf von Herzberg steht noch an der Spitze der auswärtigen Geschäfte; Möllendorf und der Herzog von Braunschweig commandiren seine Armee. Der König besitzt mit einem Worte alles, was nöthig ist, um mächtig und furchtbar zu seyn; sein Volk ist glücklich; er hat die Muße des Friedens zu benutzen gewußt; und so bald er es bedarf, wird er zeigen, daß er sich Alliirte zu verschaffen gewußt hat.

So ist der gegenwärtige Zustand von Preußen. Und doch will bey der Schwungkraft des Ganzen der Spion der geheimen Geschichte einen nahen sichern Fall gewahr werden. Man muß glauben, daß er ihn nur allein vorhersieht.

§. 4.

Es ist gewiß, daß Wilhelm nicht Friedrich ist; allein darüber darf er weder bekümmert, noch gedemüthiget seyn. Die Natur braucht ganze Jahrhunderte, um große Genies in dem unendlich großen

Haufen der Menschen hervorzubringen. Dieses Phänomen sieht man desto seltner in der kleinen Anzahl derer, die das Schicksal bestimmt, Staaten zu regieren.

Wilhelm ist nicht gelehrt, aber er bewilliget den Gelehrten einen Schutz, den ihnen Friedrich, der allein alles wissen wollte, versagte. Unter der Regierung dieses Königs wurden die Universitäten zu Halle und Königsberg vernachläßiget; sie lagen in einer Schlafsucht; und der Minister von Herzberg fand keine Männer für das Corpus diplomaticum, da er welche suchte. Er besoldete den Capitän besser, als den Minister oder den Präsidenten, und die bürgerliche Verfassung lag gänzlich darnieder. Man hat schon angefangen, diesen Mißbräuchen, die gefährliche Folgen nach sich zogen, abzuhelfen.

Wilhelm ist tapfer; er verbindet mit seiner Tapferkeit die Eigenschaften eines großen Generals, und die Armee setzt auf seine Einsichten ein Vertrauen, das ihm Ehre macht: also ist er kein schwacher, träger, oder kleinmüthiger Fürst, wie ihn der Reisende zu zeichnen sucht: deswegen wird er auch seinen Feinden furchtbar bleiben. Seiner Neigung zum Kriege ungeachtet, ist er doch ein Freund des Friedens. Dieser Vorzug, der eine Wirkung seines großen Verstandes seyn muß, giebt eine vortheilhafte Meynung von seinem guten Herzen, und die Welt muß ihn dafür segnen. Gleichwohl

wohl ſuche man nicht ſeinen Zorn zu reitzen. Wenn irgend eine Macht dieſes wagt, ſo wird ſie erfahren, was er vermag; ſie wird ihn ſogleich ſein Luſtſchloß Sans-Souci willig verlaſſen ſehen, um an der Spitze ſeiner tapfern Soldaten zu fechten.

Er liebt die Gerechtigkeit. Jedermann kennt ſeine Redlichkeit, denn er will kein Sklave, kein Tyrann der Geſchäfte ſeyn, wie es Friedrich war: deswegen hat er einen Kriegsrath errichtet, und in jedem Departement Miniſter angeſtellt; aber ſein Auge iſt wachſam auf ihre Arbeiten. Jeder Bürger, er ſey von welcher Claſſe er wolle, hat die Erlaubniß, an den König mit der gewöhnlichen Poſt zu ſchreiben. Wenn die Sache von keiner Bedeutung iſt, ſo entſcheidet der König. Wenn ſie eine Begnadigung oder einen Bericht erfordert, ſo wird ſie an ihr Departement gewieſen.

Dieſes Verfahren hat den Preußen außerordentlich geſchienen, welche ſeit langer Zeit an die Weiſe Friedrichs, nämlich alles nach den Grundſätzen einer unumſchränkten Gewalt entſcheiden zu ſehen, gewöhnt waren. Aber wie viel Fehler, Gewaltthätigkeiten, und Ungerechtigkeiten hat der große Friedrich, der, einmal durch den Schein betrogen, einen barbariſchen Stolz auf ſeinen unabänderlichen Willen ſetzte, durch übereilte Machtſprüche nicht begangen. Wilhelm vermeidet die fürchterliche Klippe dadurch, daß er einen Theil

der Arbeit von sich ablehnt, und jeden an seine Behörde verweist

Sein Herz ist menschlich, gut, empfindsam. Bey dem Antritte seiner Regierung belagerten ihn Unglückliche, Leute umgaben ihn, die um Gnadenbelohnungen, um Wohlthaten aller Arten ansuchten, und seine Großmuth befriedigte sie alle. Wenn er so seiner natürlichen Neigung stets Gehör gegeben hätte, so würde er den Schatz erschöpft, und die innere Stärke des Reichs zernichtet haben. Es war daher schlechterdings nothwendig, dem Zudringen dieser unbesonnenen Menschen Einhalt zu thun, und seiner zu gefälligen Wohlthätigkeit vernünftige Grenzen zu setzen. Das ist die Ursache, warum er sich oft mitten in seinem Palast einschließt; das ist der Bewegungsgrund, der ihn nöthiget, sich weniger öffentlich zu zeigen. Da es das Ansehen hat, als ob er viel für die Personen thäte, die seinen Privatumgang genießen, so ist das Volk unwillig, und beklagt sich oft darüber. Da er keine solche Thätigkeit äußert, wie Friedrich, so hält man ihn für träge. Das ist die Quelle von allen Urtheilen, die in den Caffehäusern und Tabagien Berlins herumgetragen werden. Diese Urtheile sind der heftigen Neugierde des Reisenden aufgefallen. Ganz entzückt, irgend eine Ursache zu finden, seiner satirischen Feder freyen Lauf zu lassen, hat er sich nicht geschämt, sich über den neuen König so schlecht auszudrücken, wie der preußische niedrige Pöbel.

Doch

Doch zur Sache. Gleicht dieser König wohl dem Gemälde, das die geheime Geschichte von ihm aufstellt? kann man ihn als eine unbedeutende Person betrachten? Nein, meine Freunde; der Schreiber hat euch betrogen. Wenn ihr ihm auf sein Wort glaubt, so werdet ihr von eurer eignen Leichtgläubigkeit hintergangen. Der preußische Staatskörper steht gegenwärtig auf einem festen Fuß. Ich gestehe, daß ein Friedrich da seyn müßte, um ihm seine Schwungkraft zu geben; allein ihn zu dirigiren, ist ein Wilhelm genug; er ist genug, um ihn in einer unabänderlichen Bewegung zu erhalten, vorzüglich so lange als die andern europäischen Staatsverfassungen so schlecht eingerichtet bleiben, als sie es heut zu Tage sind.

Wenn der Briefschreiber versichert, daß der König von Preußen nicht pünktlich in Antworten ist, so sagt er eine Unwahrheit. Ich habe ihm seit zwey Jahren fünfmal geschrieben; vier Antworten erhielt ich gleich die folgenden Tage; in einer derselben befand sich eine Nachschrift eigenhändig von dem Fürsten; die fünfte wurde mir den dritten Tag zugeschickt. In mehr als funfzig ähnlichen Fällen, habe ich den nämlichen Tag auf Anfragen, Antworten, oder Urtheile abfassen sehen.

Alles was ich gesagt habe, beweist unträglich, daß Friedrich Wilhelm nicht so ist, wie ihn ein Mann, der böse von Charakter, Grundsätzen, und

aus

aus Gewohnheit ist, geschildert hat. Wie unglücklich würden die Nationen, welchem Schicksal würde die Erde unterworfen seyn, wenn das Ungefähr ein solches Ungeheuer auf einen Thron gesetzt hätte, oder wenn es ihm nur Macht und Gewalt gegeben hätte, den Zugang zu demselben einzunehmen, und ihn mit seiner List, seiner Treulosigkeit und mit seinen verhaßten Intriguen zu umgeben! Wenn ein so schwacher, ein in seinen Einsichten so eingeschränkter König, als der preußische seyn soll, existirte, wenn er das wäre, was der unverschämte Reisende sagt, so würde er weniger Unglück in seinem Lande anrichten, als eine giftige Schlange, die alles anfällt, alles zernagt, und die kein ander Glück kennt, als alles, was sie sticht, zu vergiften.

Wenn ein berühmter und rechtschaffner Mann die Feder ergreift und sich wider die gewaltthätigen Eingriffe eines Tyrannen mit Muth erhebt; wenn er seinen Landsleuten zeigt, daß er die Rechte des Scepters mißbraucht, und dadurch ihre Freyheiten über den Haufen werfen, und sie unter das Joch der Sclaverey zwingen will; wenn er die Menschen, die schon beynahe unter der Last des Despotismus erliegen, auf das Gefühl ihrer Würde führt, so ist ihm die ganze Welt Bewunderung und Achtung schuldig; aber wenn ein betrüglicher Scribler den guten Ruf eines Fürsten, der ein Freund der Tugend und der Menschlichkeit, ein Beschützer der Rechte des Schwachen, und die Stütze der Unglücklichen

lichen ist, herabzusetzen sich bemüht, so verdient er nicht, als ein Bürger irgend eines Landes angesehen zu werden, noch einen Winkel in der Welt zu finden, wo er seine Bosheit verbergen kann.

Ich vertheidige die Ehre Friedrich Wilhelms, weil ich die Seele dieses Fürsten ganz genau kenne, weil ich gewiß bin, ohne daran zu zweifeln, daß er nie ein Sklave seiner Maitressen, noch seiner Günstlinge seyn wird. Er weiß, was er seinen Staaten als Vater seiner Unterthanen schuldig ist, und er erfüllt mit Vergnügen diese einem guten König jederzeit heilige Pflicht. Er ist voll Aufrichtigkeit, Gewissen und Redlichkeit. Sein Wort ist das Wort eines biedern Cavaliers. Nie, ich sage es noch einmal, werden weder der Prinz Heinrich, noch der Herzog von Braunschweig das Ruder des Staats an sich reißen; nie wird man ihn von dem gefaßten Entschlusse, für sich allein zu regieren, abbringen. Er hat bewiesen, daß er die Fähigkeit, und die nöthigen Einsichten eines großen Regenten besitzt. Wenn man gegen ihn einige Intriguen angezettelt hat, welche zur Absicht hatten, seine Macht in die Hände eines Andern zu bringen, so hat er sie ohne Mühe bemerkt, und mit Mitleiden angesehen. Hier ist nicht der Ort, etwas von seinen Liebeshändeln zu sagen; ich werde diese bey einer andern Gelegenheit berühren.

§. 5.

§. 5.

Der Reisende kommt, auf Seite 29, auf die Dinge, die ihm der Herzog von Braunschweig anvertrauet hat. Er versichert, daß ihm dieser Prinz oft wiederholt habe: „daß das ganze protestantische Deutschland, und ein guter Theil des katholischen sich mit „Frankreich verbinden würde, wenn es „über unsre Absichten vollkommen beruhiget wäre.“

Jeder einsichtsvolle Leser wird sagen, wenn er dieses liest, daß der Herzog betrunken gewesen seyn, oder daß er seinen lieben Freund zum Besten gehabt haben müßte, wenn er so geredet hat. Die Fortsetzung dieser artigen Vertraulichkeit ist noch lächerlicher; es ist ein Mährchen von dem unverschämtesten Aufschneider.

Deutschland weiß, was es von den Ministern erwarten kann, die das Cabinet zu Versailles dirigiren, wo alles, wie ich schon gesagt habe, in einer beständigen Wankelmuth sich befindet, die das Zutrauen zu vernichten fähig ist, und wo man eben so viel verschiedene Systeme findet, als einzele Glieder sind, weil jeder von ihnen sich nicht ohne Ursache rühmt, ein Original zu seyn. In der gegenwärtigen Lage der Staatsgeschäfte von Europa kann Deutschland nichts von Frankreich hoffen, und der deutsche Fürst, welcher insgeheim von dem

Bunde,

Bunde, von dem ich oben geredet habe, abtreten wollte, würde unterdrückt werden; denn er könnte weder von Seiten Frankreichs, noch des Kayſers Hülfe bekommen. Das Räſonnement des Reiſenden iſt alſo abgeſchmackt. Zeit und Umſtände haben ſich verändert; das römiſche Reich verdient heut zu Tage, daß das Cabinet zu Verſailles reiflich und gründlich über die Lage, in der es ſich befindet, nachdenkt, und ich rathe ihm nicht, in den oberflächlichen Bemerkungen des Herrn von Mirabeau in dieſer Sache Aufſchluß zu ſuchen.

Alles was nun auf dieſen ſeltſamen Vorſchlag folgt, iſt ein Gewebe von Großprahlereyen, wo der Schreiber im Angeſichte ſeines Miniſters mit ſeiner Gelehrſamkeit in Staatswiſſenſchaften, mit ſeiner richtigen Beurtheilungskraft und mit ſeiner geſchwinden Ueberſicht in allem zu prahlen ſucht. Naſcetur ridiculus mus.

Mit einem ſo flüchtigen Blick kann auch der ſchärfſte Beobachter den gegenwärtigen Zuſtand des deutſchen Staatskörpers nicht überſchauen: er iſt zuſammen vereiniget, und befeſtiget unter der Garantie von Preußen; von allen Seiten hat man ein wachſames Auge auf die Schritte, auf die Unternehmungen aller derer, die den Plan zu ſeiner Zerſtümmelung entworfen hatten. So lange Preußen ſteht, wie es jetzt iſt, kann ſeine Verfaſſung keine Gefahr befürchten.

Ich

Ich darf nicht vergessen zu bemerken, daß alles was der Schreiber von der vermeintlichen Eifersucht über die Ernennung des ältesten Sohns des Prinzen Ferdinand zum Coadjutor des Heermeisterthums des Johanniterordens sagt, ist eine Chimäre, blos aus seinem Gehirn entsprungen, wie einst Minerva aus dem Gehirn Jupiters. Diese Eifersucht hat niemals statt gefunden; sie war nicht möglich, geschweige denn wahrscheinlich.

§. 6.

An diesem vierten Brief ist ein Memoire angehängt, in welchem weitläuftig von Curland gerodet wird. Seit drey Jahren hat alles in diesen Gegenden eine neue Gestalt gewonnen. Ein Handlungstractat zwischen Frankreich und dieser Provinz ist ein wahres Luftschloß. Preußen, welches der Nachbar von Curland ist, kennt alle Vortheile, die es daraus ziehen kann; es wird sie zu erhalten wissen, und es werden Jahrhunderte vergehen, ehe eine französische Armee dem Herzog von Curland zu Hülfe marschiren kann. Wenn die Franzosen so unvernünftig wären, um einen solchen unnützen Tractat einzugehen, auf welchen der Reisende unsere Aufmerksamkeit mit Gewalt ziehen will, so brauchten die Russen oder die Preußen nicht viel Kräfte aufzubiethen, um die Wirkung davon zu hindern.

Sechstes Kapitel.

§. 1.

Gleich im Anfange des fünften Briefs kommt der Reisende wieder auf seinen Freund, den Herzog von Braunschweig; er spricht da wieder in dem Tone eines Gasconiers von den Geheimnissen, die er ihm anvertraut, und die er insgeheim zum Druck befördert hat. Hierauf stellt er einige kurze Bemerkungen über den Kayser an, auf die ich nicht antworten will. Das mag Herr Linguet thun; dieser kann hier einen ähnlichen kraftvollen Ausdruck gebrauchen, als jener war, der ihm eine Belohnung von 1000 Ducaten zu Wien einbrachte, als er unternahm, die Rechte des Kayfers auf die Schelde in einer Schrift, die im Grunde nichts sagte, zu vertheidigen.

Auf Seite 51 redet er von der geringen Hoffnung, daß die neue Regierung in Preußen einiges Ansehn erhalten werde. Allein wenig Monathe nach dieser unbedachtsamen Behauptung hat Preußen bewiesen, ohne den intriguenvollen Briefschreiber um Rath zu fragen, wie es durch seine neue Regierung täuschen könnte. Daher ist es ausge-

macht gewiß, daß der Reisende die Gegenwart wie die Zukunft gleich schielend sieht.

Er bringt S. 46 eine Allianz zwischen Frankreich, England und Preußen in Vorschlag. Diese Allianz würde der Menschheit große Vortheile verschaffen können; allein es ist zu befürchten, daß sie nie zur Wirklichkeit kommen wird: denn sie fordert von allen drey Partheyen eine unerschütterliche Garantie und eine vollkommene Aufrichtigkeit. Ich spreche den drey Souverains und ihren Ministern diese Aufrichtigkeit keinesweges ab; allein es gehört mehr dazu, wenn man dieses Project nicht als eine Chimäre betrachten soll.

§. 2.

Seite 47 liest man: Herr von Herzberg ist seit acht Tagen zu Sans-Souci, wohin man ihn nie gerufen hatte." Dies ist ein großer Irrthum. Jedermann weiß, daß der Graf von Herzberg außer den außerordentlichen Fällen gewöhnlich den Tag nach der Revüe nach Sans-Souci gerufen ward, sowohl um daselbst mit dem verstorbenen Könige die Brunnencur zu brauchen, als auch um sich gemeinschaftlich von den Staatsgeschäften und den Wissenschaften zu unterhalten.

§. 3.

§. 3.

In der zweyten Nachschrift dieses Briefes, spricht der Reisende von den Vorbereitungen des Kayſers zum Türkenkriege und den Mitteln, welche Frankreich anwenden kann, um ſich der unendlichen Vergrößerungsſucht dieſes Fürſten zu widerſetzen, und endigt ſeine Rede mit dem ihm eigenthümlichen, artigen und ſchneidenden Tone: „Preußen kann ohne uns nichts thun.“

Armſeliger Politiker! Ihre Folgerungen ſind eben ſo ungereimt als die gegebenen Anweiſungen unbrauchbar. Es iſt wahr, mit ungereimten Geſchwätz, wie das von Ihnen vorgebrachte iſt, können Sie angenehm unterhalten und ein Volk irre führen, das nur den Krieg weit entfernt von Verſailles und Fontainebleau ſieht. Allein wenn Frankreichs Miniſter ſich Ihres Fernglaſes bedienten, um damit zu ſehen, was auswärts vorgeht, ſo werden ihre Ausſichten ſehr eingeſchränkt ſeyn; Frankreich wird eine klägliche Rolle ſpielen, wo Ihre unbedeutenden Verbindungen daſſelbe große Thorheiten begehen laſſen werden.

Siebentes Kapitel.

Der sechste Brief ist durchaus eine Satyre auf den Grafen d'Esterno, den französischen Gesandten am Berliner Hofe. Er ist ohne Zweifel ein weniger verschmitzter Mann, als der reisende Franzose, aber ein Mann von erprobter Redlichkeit, voller Eyfer für den Dienst seines Vaterlandes, und man ist zu Berlin sehr wohl mit ihm zufrieden.

Der Graf d'Esterno hat Geschäfte vorgewendet, um die Ehre, mit dem Grafen von Mirabeau zu sprechen, von sich abzulehnen, weil er dessen Rolle kannte und mit ihm in keine Unterhandlung sich einlassen wollte. Wenn er ihm einen freyen Zutritt würde haben gestatten wollen, so weiß ich selbst nicht, ob nicht in diesem Falle der Minister, Graf von Herzberg, den geheimen Briefwechsel würde aufgefangen und den Verfasser so behandelt haben wie man Spione behandelt, wenn sie entdeckt worden sind. Der Graf von Mirabeau hat große Sorgfalt angewendet sich gegen seinen Minister über das Betragen des Grafen d'Esterno zu beschweren und demselben die schändlichsten Bewegungsgründe anzudichten: denn wenn es auf Rache ankommt, so ist seine Erfindungskraft reich an Mitteln, aber er

nimmt

nimmt ſich gar wohl in Acht, die wahren Urſachen anzugeben, weswegen ihm der Geſandte die abſchlägliche Antwort gegeben hat.

Jeder Ausdruck dieſes Briefes haucht den Geiſt der Rache aus; man ſieht ſie durchaus vorſchimmern; aber die Ehre des Grafen d'Eſterno ward dadurch nicht geſchmählert. Er genießt am Berliner Hofe eine ausgezeichnete Achtung, die um ſo merkwürdiger iſt, da ſeine Nation in wenig Anſehen ſteht, da man die Franzoſen gar nicht gern ſieht, und da man ſich dort aus ihrer Freundſchaft und Feindſchaft wenig macht. Es fehlte alſo noch dieſe ungünſtige Geſinnung durch einen Mann zu verſtärken, der durch ſeine vier Punkte fähig wäre, ſein Vaterland mit allen europäiſchen Staaten zuſammenzuhetzen, um es in der Folge mit Schmähſchriften über das Unglück zu tröſten, welches den Ruin verurſacht haben würde.

Wenn der franzöſiſche Geſandte dem Verfaſſer der geheimen Geſchichte den Beſuch abgeſchlagen hat, ſo that er dieß aus guten Gründen, und der Graf von Mirabeau braucht eben ſo viel Witz als Vorſicht, ſie in ſeinem Werke zu entſtellen. Ein wahrer Nachahmer neapolitaniſcher Rache, der ſich rächt, indem er ſeinen Dolch in den Rücken eines Mannes ſtößt, der ihm eine Beleidigung zugefügt hat. Ungeachtet der Klagen und Beſchwerden des Reiſenden, hat doch der Graf d'Eſterno den Hof

zu Berlin nicht verlassen. Man hat ihn, als einen Abtrünnigen, des Adels nicht fähig gehalten, ein Deputirter des Bürgerstandes der Stadt Aix bey der Nationalversammlung zu seyn. Dieser Abfall, ganz der Würde eines unruhigen Kopfs angemessen, kann Liebhabern von Schmähschriften noch einen geheimen Briefwechsel versprechen, zu Gunsten derjenigen Oden, welche die Meistbietenden beym Verkauf seiner stillen und wilden Beredsamkeit seyn werden.

Achtes Kapitel.

Der Reisende fängt S. 51 den siebenden Brief mit Klagen über sein unthätiges Leben an. Er sagt ebendaselbst: „Der Prinz Friedrich von Braunschweig weiß gar nichts.“ Oh! davon bin ich überzeugt; aber sahe denn der Spion allein nicht ein, daß er nichts wissen wollte?

Einige Zeilen weiter unten fügt er hinzu: „Herr von Herzberg ist noch zu Sans-Souci, und ich muß mich also mit dem begnügen, was mir diese unfruchtbaren Augenblicke darbieten.“ Nach diesem festen und entscheidenden Tone zu urtheilen, sollte jeder Leser glauben, der den Minister nicht kennt, daß nach dessen Rückkehr nach Berlin die Unfruchtbarkeit, worüber er sich beklagt, aufhören und sich ein neuer Weg zu Entdeckungen und Vertraulichkeiten eröffnen werde. Doch nichts von alle dem erfolgt. Der Graf von Herzberg ist nie leicht hintergangen worden, noch kann er leicht hintergangen werden, am wenigsten von einem Menschen, den er mit so wenig Mühe entlarven konnte, dessen Absendung er wußte und an dem er so viel blinde Eigenliebe, ihn selbst auszuforschen, wahrnahm, ohne daß er es merkte, daß er von denjenigen

gen betrogen werde, die er betrügen wollte. Das ist in der That die ganze Folge, welche der Aufenthalt des Reisenden zu Berlin und zu Braunschweig gehabt hat. Was seine Bemühungen anbelangt, der Welt glauben zu machen, was für eine wichtige Rolle er gespielt, und welche Vortheile seine tiefgedachte Politik sowohl über die Prinzen als über die preußischen Minister erlangt hat. Die credat judaeus Apella.

Der arme Herzog von Curland erhält von dem reisenden Schriftsteller die Benennung eines wilden Scythen. Der elende Wicht muß einen rechten Heißhunger und Durst haben, jedermann zu beleidigen. Vielleicht wird ihn der Herzog von Curland nicht haben zu seiner Tafel ziehen wollen; aber wenn er ihn auch dazu gezogen hätte, so hätte er nur noch mehr Stof zu seinen Schmähungen gehabt: denn er schont diejenigen nicht mehr, welche ihn mit Höflichkeiten und Achtung überhäuft haben. Es ist die Art der Schlange, denjenigen zuerst zu stechen, der sie in seinem Busen erwärmt hat.

Die Bemerkungen auf S. 53 über die vernünftige Wahl der Allianzen sind sehr gut und richtig. Sie verdienten mehr durchdacht und mehr auseinandergesetzt zu werden, allein die Nützlichkeit derselben läßt sich besser empfinden.

Neun-

Neuntes Kapitel.

§. 1.

Der achte Brief enthält einigen Spott über Fräulein von Voß, bald das Ziel der zärtlichſten Wünſche Friedrich Wilhelms. Ich werde an einem andern Orte und auf eine umſtändlichere Art von dieſer einnehmenden und unglücklichen Perſon reden.

§. 2.

Der neunte Brief hebt mit der Unruhe an, die dem Reiſenden das Stillſchweigen ſeines Miniſters verurſacht. Er verlangt Anweiſungen; und ſogleich, indem er ſeine Unentſchlüſſigkeit unterbricht, ſpricht er ein Wort von den Revolutionen, welche die europäiſche Türkey bedrohen. Das hierüber Geſagte iſt gedrungen und lichtvoll. Er fährt in der Nachſchrift das Gerücht an, der König von Schweden ſey in Rom catholiſch geworden, wodurch das ganze Volk von ihm abwendig gemacht worden wäre. Mein theuerer Politiker! ihr Scharfſinn macht einen Fehler. Wenn Sie geſagt hätten, daß er ſich wegen der zu Neapolis gezeigten rechtgläubigen Neigung Verachtung zugezogen habe, ſo würde man urtheilen können, daß Sie von einem,

den Lutheranern sehr wichtigen, aber kleinen geringen Vorfalle unterrichtet gewesen wären; allein ihre Quellen sind voller Irrthümer.

§. 3.

Zu dem was der Reisende von den Intriguen der Russen in Schweden sagt, habe ich nichts hinzuzusetzen; die Erfahrung hat gezeigt, daß sie das selbst ein schändliches Spiel treiben. Diese Nation scheint das System der Kabale erwählt zu haben; sie hat an allen auswärtigen Höfen, sogar in den Provinzen Spione, und es ist nichts seltenes, einen Russen ausdrücklich dazu angestellt zu finden, die Unruhigkeit zu unterhalten. Um die Ruhe der österreichischen Staaten zu erhalten, hätte man niemals erlauben sollen, daß ein russischer Obrister mit dreyßig Spionen des Tokayer Weinhandels wegen in Ungarn sich aufhalten und daselbst einen Weinberg kaufen dürfte. Gleichwohl sieht man sie das Land in russischer Uniform durchstreifen, Gold verschwenden, um das Vertrauen der Griechen in diesem Königreiche zu gewinnen, und man giebt darauf nicht Achtung. Zur Spionnerie und Verwirrung zu erregen haben die Russen große Talente. Doch bis itzt hat das Petersburger Kabinet noch nicht erlaubt, daß man einen seiner geheimen Briefwechsel gedruckt, und, nachdem er mit Feyerlichkeit verbrannt worden wäre, öffentlich verkauft hätte.

Zehntes Kapitel.

Im zehnten und den beyden folgenden Briefen redet er von der Krankheit des verstorbenen Königs. Friedrich lebt nicht mehr und alle die Zerstreuungen seiner letzten Lebensstunden haben ihr Interesse verloren. Nichtsdestoweniger muß ich davon reden, weil sie mir einen neuen Beweis darbieten, daß der Reisende alle seine erzählten Thatsachen eilfertig zusammengerafft hat. Hier ist die lautere Wahrheit.

Der Generalchirurgus Frön, welchen der Verfasser hat in Ungnade fallen lassen, ist vom Könige jederzeit mit Achtung behandelt worden.

Es ist falsch, daß der Kranke beständig mit Pelzen und Federbetten bedeckt gewesen sey. Nein, er ist in seinem Lehnstuhle gestorben und war nur mit einer leichten Nachtweste bekleidet. Der Chirurgus Becker hat ihn vergeblich zu bewegen gesucht, sich zu bedecken, um dadurch der Ausdünstung zu Hülfe zu kommen; er schlug es ausdrücklich ab.

Er

Er kannte seinen Körper; er sahe, seine gänzliche Zerstörung war nicht zu verhindern, und seine Seele war viel zu groß, viel zu philosophisch, als daß er den Tod fürchten konnte. Es ist gewiß, daß er noch länger würde haben leben wollen, der unerträglichsten Schmerzen ohngeachtet, welche ihn peinigten. So ist der Mensch. Obgleich Friedrich ein weiser König gewesen ist, so hat er doch eben so, wie andere, Schwächen der Menschheit erhalten. Er sah sein Ende sich nähern und machte sich eitle Gedanken. Er hofte, die Festigkeit seiner Natur würde zu seinem Vortheil noch ein Wunder thun. Der entscheidende Augenblick kam; er empfing den Stoß, ohne deßhalb bestürzt zu werden, als ein großer Mann, und als einen solchen hat er sich sein ganzes Leben hindurch gezeigt. Bis zum letzten Pulsschlage hat er keine der Bewegungen gezeigt, deren eine schwache Seele gewöhnlich fähig ist. Fest in seinen Grundsätzen ist Friedrich so gestorben, wie es der Graf von Herzberg in seinen Abhandlungen öffentlich erzählt hat. Wenn die Schmerzen zu heftig wurden, sobald er fürchtete, daß sie zu viel Herrschaft über seinen Muth erhalten möchten, befahl er jedermann, sein Zimmer zu verlassen, damit kein Mensch Zeuge ihres Sieges wäre. Wenn er sich denn stark genug fühlte, um seine Schmerzen verbergen zu können, so erlaubte er seinen Freunden, wieder herein zu kommen und sich ihm nähern zu dürfen. Der Minister von Herzberg, der einzige Augenzeuge und Vertrauter

der letzten Lebensſtunden dieſes großen Fürſten, hat mir davon wirklich recht außerordentliche Sonderbarkeiten erzählt, die jeden Mann von Geiſt in Erſtaunen ſetzen können, vorzüglich aber diejenigen, welche nicht einſehen, wie der Weltweiſe kurz vor ſeinem Tode unerſchütterlich in ſeinen Ideen ſich mit kaltem Blute entſchließt, die ihm noch übrig gebliebene Parthey zu ergreifen.

Friedrich behielt ſeinen ganzen Verſtand bis auf den letzten Augenblick; unglücklicherweiſe aber auch ſein Herz die Unverſöhnlichkeit. Wenn er hätte beſänftigt werden können, vielleicht würde er das Schickſal des unglücklichen Trenck gemildert haben; allein die gottesfürchtige Maria Thereſia, die unter den Händen der Prieſter und mitten unter den heiligſten Cerimonien ſtarb, hat ja nicht mehr für mich gethan, als der ungläubige Friedrich. Was muß alſo das menſchliche Herz hoffen und denken, da es in einem ſo entſcheidenden Augenblicke noch ſeine verdammlichſten Entſchlüſſe feſt hält?

Eilftes Kapitel.

Der dreyzehnte Brief ist merkwürdig, und erfordert eine ganz besondere Aufmerksamkeit.

§. 1.

Der Briefschreiber erzählt gleich anfangs, daß er mit dem Prinzen Heinrich zu Reinsberg in der vertrautesten Freundschaft gelebt habe. Zu Berlin weiß kein Mensch etwas von dieser Freundschaft; so viel aber weiß man daselbst, daß der Prinz jeden Fremden mit Artigkeit behandelt, daß er diß auch mit Mirabeau gethan, und daß dieser diese gewöhnliche Artigkeit für eine ungewöhnliche Vertraulichkeit angesehen haben kann.

§. 2.

Der Seite 63. u. ff. vorgetragene Plan, dem Minister von Herzberg das Steuerruder der Regierung zu entreißen, und es dem Prinzen Heinrich in die Hände zu spielen, um dadurch die französische Parthey zu begünstigen, konnte nur von einer so unordentlichen Einbildungskraft ausgebrütet werden. Der Graf genießt in Preußen eine zu sehr

festgegründete Achtung, er steht viel zu sehr in dem Ansehen eines rechtschaffnen Patrioten, als daß man jemahls ihn zu stürzen versuchen sollte. Wenn Friedrich Wilhelm das ihm aufgetragene Kommando bey Kriegsübungen, oder die Ausführung anderer Geschäfte im Nahmen seines Oncle verwaltete, so bewieß er recht gut, daß er den Beystand des Prinzen Heinrich nicht nöthig habe, um den Thron würdig zu besteigen. Als Prinz Heinrich einige Monathe vor seiner Thronbesteigung zu ihm sagte: „Wenn Sie König sind, werden Sie sich durch „andere regieren lassen;“ so erwiederte Wilhelm einige Zeit nach dem Regierungsantritt: „Nun „lieber Oncle! verstehe ich allein zu regieren? Habe ich eines Führers nöthig, der mich meine Pflichten erfüllen lehret?“

Die preußische Nation hat einen tödtlichen Haß gegen die französische. Die Ursache davon muß man in den entsetzlichen Bedrückungen der französischen Regiepächter zu Berlin suchen, deren sie sich schuldig gemacht haben. Es ist wahr, der verstorbene König hatte diese Pächter angestellt, das mit sein Schatz durch sie bereichert würde; aber das Volk, erbittert durch ihre Bedrückungen, hat seinen Haß nicht auf die geworfen, von welchen es gradezu die Unmenschlichkeit empfand, und wegen des kleinsten Unterschleifs ohne Mitleiden zum Festungsbau verdammt wurde. Auf eben die Art ward es gegen den Juden Ephraim Itzig aufgebracht,

bracht, der die falsche Münze schlagen ließ, ohne zu überlegen, daß ihm der König zu diesem Verbrechen die Macht gegeben hatte.

Man kannte die Vorliebe des Prinzen Heinrich für französische Moden und Gewohnheiten. Man vermuthete, daß er die erste Ursache des Unglücks gewesen wäre, worüber man sich beklagte, und daß auf sein Anrathen der König die Franzosen in seinem Lande an die Spitze der Finanzgeschäfte gesetzt habe. Dis ist vielleicht die wahre Ursache des großen Hasses gegen eine Nation, welche man verhindert hat, irgend einen Einfluß auf die neue Regierung zu erhalten. Uebrigens hatte der Graf von Herzberg ganz dem Prinzen Heinrich entgegengesetzte Entwürfe gemacht, und mit Klugheit alle diejenigen von den Geschäften entfernt, welche die französische Parthey ergreifen konnten, welches in der That glauben macht, daß er sie nicht schätzt.

Friedrich Wilhelm hat zuviel von dem Despotismus seines Oncle gelitten, als daß er jemahls Lust zu Vormündern bekommen sollte. Er ist nicht nur selbst standhaft und einsichtsvoll genug, um an der Spitze der Regierung stehen zu bleiben, sondern er hat auch noch in den verschiedenen Departements und in der Armee gelehrte, gründliche, durch Patriotismus, Verstand und Scharfblick empfohlne Männer. Wenn ihm ja einer abgeht, so

hat

hat ihm Friedrich eine Pflanzſchule hinterlaſſen, aus der er den leeren Platz leicht wieder beſetzen kann. Er iſt außerdem viel zu eiferſüchtig, weil man es in Frankreich nicht glaubt, daß er ſelbſt regiere. Die Kabale von tauſend Spionen würde ſeine Grundſätze nicht ändern können, und alles was man in dem geheimen Briefwechſel vom Preußiſchen Hofe ſagt, iſt durchaus erdichtet. Niemahls werden Maitreſſen die Handlungen des Königs leiten; niemahls werden ſie in Preußen das Unglück verurſachen, was die Maintenons, die Pompadours in Frankreich bewirkt haben; nie, nie werden ſie hier Verhaftsbefehle ausfertigen, wie die Dübarry. Ein Herzberg wird nie das Zutrauen ſeines Herrn dazu mißbrauchen, um das Erbtheil ſeiner Kinder mit mehreren Millionen zu bereichern. Die Günſtlinge werden hier nie das Verdienſt rechtſchaffner Bürger in Feſſeln ſchmieden; ſie werden keinesweges über den öffentlichen Schatz nach ihrer Willkühr ſchalten und walten. In Berlin wachen zu viel Augen auf die Entwürfe der Argliſtigen, als daß ein einziger von ihnen den König mißbrauchen könnte, der ganz König ſeyn will.

Die Preußiſche Monarchie iſt folglich unendlich feſter gegründet, und ſeinen Feinden furchtbarer, als wie es die abgeſchmackten Erzählungen vorausſetzen.

§. 3.

Der Graf von Herzberg ist ein vollkommen gebohrner Politiker, der in Kabinetsgeschäften alt geworden ist; seine Liebe für sein Vaterland macht ihn wachsam, thätig und geschickt, jeden Vorfall, der ihm Vortheile verschaffen kann, zu benutzen. Unermüdet in der Arbeit, vollkommen bekannt mit den kleinsten Triebfedern der Maschine, die er in Bewegung erhält, ist er eben so wenig fähig, in das Bündniß der Franzosen, als der Engländer oder der Türken gezogen zu werden. Das Staatsinteresse ist der Compaß, den er zu Rathe zieht, und der seine Entschlüsse bestimmt. Er gehört unter die geringe Anzahl der Minister, die den Egoismus nie gekannt, ihm nie Gehör gegeben haben. Wenn er einen hat, so ist es dieser, für einen der aufgeklärtesten Weisen, für einen der größten Männer seines Jahrhunderts gehalten zu werden.

Friedrich hat ihn nach seinen Grundsätzen, für den erhabenen Posten, auf dem er steht, gebildet. Was meine Leser in Verwunderung setzen kann, was ich Ihnen auf mein Ehrenwort bekräftige, ist, daß dieser Mann, der so viel zum Ruhm seines Vaterlandes gearbeitet hat, der bis auf den letzten Augenblick seines Lebens in dem unermüdeten Eifer, für das Glück seiner Mitbürger zu arbeiten, beharren wird, ungeachtet er unaufhörlich mit seiner Oekonomie kämpfen muß, um den Aufwand seines Hauses zu bestreiten. Seine Stelle trägt ihm im

Ganzen

Ganzen 6000 Thaler ein. Wenn die Ersparnisse, die er sich nicht schämt aus seinem Landaute Brietz zu ziehen, ihm nicht zufällige Einkünfte verschafften, so würde es ihm nicht möglich seyn, als ein würdiger Minister zu bestehen. Friedrich kannte die Arbeitsamkeit, den Eifer, die Uneigennützigkeit dieses Mannes, der vielleicht jetzt nicht seines Gleichen in Europa hat, und gleichwohl hat er ihm niemals das geringste Geschenk gemacht. Bis jetzt hat Friedrich Wilhelm nichts zur Erleichterung seines Schicksals beygetragen. Er hat rühmlich gelebt, er wird arm sterben; und der hinterlistigste Neid wird nie einen gegründeten und wahrscheinlichen Verdacht gegen seinen Lebenswandel erregen können.

Ich kenne die Person, welche in den Streitigkeiten mit Holland einen Versuch machte, ihn zum Besten der Patrioten durch das Anerbieten von einer Summe von 2 Millionen zu bestechen. Ich weiß auch, was die Antwort des Grafen war, und Europa sah', welchen Plan sein Herr, nach seinem Rathe, ausführte. Seine Feinde geben vor, daß England das Leere seiner Kasse ausgefüllt habe. Ich wollte mit meinem Leben dafür bürgen, daß dieses Gerücht ohn allen Grund ist. Herzberg darf nur seine Oekonomie anwenden, die ihn zuweilen bis zum Geitz verleitet, um allen Aufwand zu bestreiten; allein da dieser Geitz nothwendig ist, da er ihn vor Bestechungen sichert, so will ich ihm darüber keinen

Vorwurf machen. Daß er nach den beygelegten Händeln mit Holland einen Beweiß der Erkenntlichkeit erhalten haben soll, weiß ich nicht, ich läugne es aber auch nicht; allein wenn er ihn erhalten hat, so bin ich moralisch überzeugt, daß er ihn erst nach vorheriger Bewilligung seines Souverains angenommen hat. Der Graf besitzt einen zu vernünftigen, zu empfindlichen Ehrgeiz, als daß er sich zu einer kleinen niedrigen Handlung herabgelassen haben sollte. Ich habe schon mehr als einmal von der Liebe zu seinem Vaterlande geredet; ich wiederhole es hier nochmals, daß sie zuweilen übertrieben ist, zuweilen sogar bis zur Schwärmerey ausartet.

Ich habe im Jahr 1776 die Ehre gehabt, ihn täglich in meinem Hause zu Aachen zu sehen. Wir haben zu Spaa zwey Monate in einem vertrauten Umgange gelebt; ich kenne ihn, wie ich mich selbst kenne; er hat Freundschaft für mich; er weiß alles, was ich gelitten habe, die geheimsten Gedanken meiner Seele, alles, was ich noch auf dieser Welt wünschen kann. Er weiß gar zu gut, daß ich einer seiner eifrigsten Anhänger bin. Allem diesem ungeachtet, was hat er für mich gethan? Nichts. Es ist einer von seinen Grundsätzen, daß Friedrich eben so untrüglich als groß in dem Gedächtniß der Nachkommenschaft bleiben muß; und wenn er dächte, daß meine Geschichte die geringste Schmälerung des guten Rufs seines Abgottes bewirken

könnte,

könnte, so würde er nicht anstehen, mich aufzuopfern.

Alles, was ich ihm zu verdanken habe, ist dieses, daß er mir einen Reisepaß zugeschickt hat, um in mein Vaterland kommen zu dürfen; daß er mich zu Berlin mit ofnen Armen empfangen, mir das selbst schmeichelhafte Vorzüge gegeben, und mich mit einem Zutrauen beehrt hat, welches ein solcher Mann, wie er, nur denen schenken kann, deren Gesinnungen und Charakter er ganz ausgeforscht hat. Ganz Berlin war darüber erstaunt, weil jedermann weiß, wie klug und vorsichtig er in der Auswahl seiner Freunde ist. Oft habe ich ihn Mittwochs, den einzigen Tag in der Woche, den er für sich allein hatte, auf sein Landgut allein begleitet, wo er die Rolle eines Landmanns, des ersten Oekonoms im Staate spielt. Da habe ich zwey vom Könige abgeordnete Couriers ankommen sehen; da habe ich unter andern auch einen Brief von neun Seiten gesehen, den der König ganz mit eigner Hand geschrieben hatte. Der Graf, der mich überführen wollte, daß dieser Fürst sich nicht nur keiner solchen Trägheit, wie man ihm so unbilliger Weise an auswärtigen Höfen vorwirft, zu Schulden kommen ließe, sondern daß er auch in Staatsaffairen aufgeklärt wäre, las mir einige Stellen von den Verhaltungsbefehlen vor, die er so eben von ihm erhalten hatte. Auf diese Art habe ich eingesehen, wie wenig Friedrich Wilhelm dem Por-

trait ähnlich ist, welches ehrvergessene Schmierer von ihm haben aufstellen wollen. Nach diesen Beweisen ist es mir erlaubt, zu behaupten, daß der König von Preußen mit einer sehr ausgebreiteten Kenntniß in der Staatskunst die Kunst mit einer genauen Richtigkeit zu schreiben verbindet. Ich kann auch noch versichern, daß er zu der Zeit, da man argwöhnte, als lebe er in einem wollüstigen Müßiggange zu Sans-Souci, in Verbindung mit seinem Minister beschäftigt gewesen ist, die wichtigsten Operationen auszuführen. Alle diese genauen Umstände habe ich deswegen niedergeschrieben, um die Aufmerksamkeit gutgesinnter Leser und aller derer zu fesseln, die einen richtigen Begriff von dem, was sie nur aus der Erzählung eines andern erfahren, bekommen wollen. Was Herzberg mir gesagt und gezeigt hat, beweißt, ohne Widerrede, daß man seinen Herrn nach dem Anscheine beurtheilt, daß man von dem Gebrauch seiner Zeit nichts gewußt, und daß die Bosheit sich die Unbedachtsamkeit der Beobachter zu Nutze gemacht hat. Wilhelm arbeitet nicht so, wie Friedrich; aber es giebt wenig Könige, die so viel wie er arbeiten; denn die Sorge für die Geschäfte im Kabinet schließt nicht die Sorge für das Vergnügen aus. Da sieht man zum Theil den König von Preußen, so wie er ist; durch das Lesen, Sehen und Beobachten habe ich selbst ihn kennen gelernt. Bald werde ich mehr von ihm sagen. Ich komme wieder auf den Grafen von Herzberg zurück.

Dieser

Dieſer Miniſter hat mir Zuneigung und Zutrauen bewieſen; er iſt es mir vielleicht ſchuldig: gleichwohl hat er mir in meinem Vaterlande nicht die geringſte Erleichterung verſchaft; im Gegentheil, wenn die Rede war, über mein Vermögen etwas zu verordnen, ſo hat er alle die Mittel, die mich wieder in den Beſitz deſſelben ſetzen konnten, rückgängig gemacht. Diß iſt eine Folge ſeines Charakters und ſeiner Gewohnheiten. Ich will mich darüber erklären.

Es kam auf die Wiedererſtattung des Vermögens an, das mir in Preußen war konfiſcirt worden; ferner mir die Einkünfte von 43 Jahren zu vergüten, und endlich den Verluſt zu erſetzen, den ich durch die härteſte Ungerechtigkeit, die je ein König begehen konnte, erlitten hatte. Der großmüthige Wilhelm hatte ſich das Geſetz aufgelegt, nichts ohne Zuziehung ſeiner Räthe zu entſcheiden. Er ließ meine Bittſchrift in den Händen aller ſeiner Miniſter herumlaufen, und verlangte, daß ein jeder von ihnen ſeinen beſondern Bericht darüber erſtatten ſollte. Alle hatten mir zum Beſten votirt; der einzige Miniſter von Herzberg, von dem ich ſowohl Schutz als Freundſchaft erwartete, antwortete folgender maßen:

„Daß der König Friedrich mich zur gefängli-
„chen Haft zu Glatz verurtheilt hätte; daß ich dar-
„aus entriſcht wäre, um bey den Feinden des

»Staats in Dienste zu treten, und daß er den Be»fehl gegeben hätte, mir wegen meines Ungehor»sams den Prozeß zu machen; daß die Gerechtig»keit über die Einziehung meines väterlichen Ver»mögens gesprochen; daß, wenn man mich wieder »in das Eigenthum und vollkommenen Genuß mei»ner Güter setzte, nachdem ich meine Geschichte zu »Berlin, mit dem Siegel der öffentlichen Censur »hätte drucken lassen, woraus ganz Preußen den »verstorbenen König der Ungerechtigkeit und Grau»samkeit von mir beschuldiget gesehen hätte, daß »ein solches Verfahren den Ruhm dieses großen »Königs verdunkeln würde, indem man meine »Rechtfertigung auf Unkosten seines guten Rufs »bewirkte; daß man folglich die Confiscation beste»hen lassen, und das Urtheil bestätigen müßte.

»Daß Seine Majestät gleichwohl, aus einer »besondern Gnade, und zum Beweise sowohl »Ihres Wohlwollens als Ihrer Großmuth, mir »eine Pension bewilligen könnte.«

Ich frage meinen größten Feind, den durchaus ungerechtesten Mann, ob er wohl wider meinen Nutzen mit mehr Unempfindlichkeit würde haben handeln, und meiner Familie thätiger haben schaden können, als in diesem Falle der Graf von Herzberg that, der Mann, auf den ich meine ganze Hofnung gesetzt hatte; der Mann endlich, der besser als jeder andere, mein Herz, meine Gesinnungen,

sinnungen, mein Unglück und meine Unschuld kannte?

Seine Meynung behielt die Oberhand. Der König bewilligte mir nur eine Pension von 1200 Thaler. Da sie kein Beweiß für meine Rechtfertigung ist, so habe ich sie angenommen; außerdem hätte ich sie ausgeschlagen.

Mein Landgut ist für 5000 preußische Gulden verpachtet. Drey und vierzig Jahre hindurch habe ich die Einkünfte davon verloren. Ohne die Aufhäufung der Interessen, die ich rechnen sollte, würden mir diese 43 Jahre 135,000 Gulden eingetragen haben. Die Pension, die ich erhalte, vergütet mir nicht einmal den jetztlaufenden Ertrag. Also ist das Vergangene für mich, und die Zukunft für meine Kinder verloren.

Zwar ist mein Bruder in dem Besitz dieses Guts; zwar will er meine Kinder als Erben adoptiren, denen er es nach seinem Tode als ein heimgefallenes Lehn hinterläßt; allein dann werden sie es als ein Familiengeschenk, und nicht als eine Wiedererstattung besitzen.

Als das Gutachten des Grafen von Herzberg das Urtheil nach sich zog, welches jenes vom hochseligen König bestätigte, so zuckten alle meine Freunde zu Berlin die Achseln, alle beklagten mich

um die Welte, daß ich mein Vertrauen auf die Großmuth, auf den Diensteifer des Ministers gesetzt hatte. Ich allein habe Stillschweigen beobachtet; und wenn ich von dieser Anecdote in meiner Lebensbeschreibung geredet habe, so that ich es aus Begierde, meinen Kindern alle die Rechte anzuzeigen, auf die sie sich einmal berufen können. Wenn ich hier diese sonderbare Begebenheit wiederhole, so geschieht es weniger zu meiner eignen Genugthuung, als um zu beweisen, mit welcher Unpartheylichkeit ich das Gemählde eines Mannes entwerfe, über den ich mich zu beklagen Ursache habe, und den ich einer enthusiastischen Anhänglichkeit an das Andenken eines Fürsten, der mich offenbar barbarisch unterdrückt hat, beschuldigen kann, allein der seines mir angethanen Unrechtes ungeachtet, nicht geschaffen ist, um ehrenrüh ig von einem niederträchtigen und rachsüchtigen Spion beschimpft zu werden.

Der Graf von Herzberg hat mir wirklich mehr Böses als Gutes erzeigt; daher kann man aus der Art, seine Freunde zu behandeln, schließen, wie gewissenhaft ihn der Antheil, den er an dem Ruhme Friedrichs nimmt, gegen alles macht, was denselben schmählern konnte. Wenn ich mit ihm von dem Urtheile redete, das er wider mich gefällt hat, so antwortete er mir: daß das Interesse der Freundschaft jederzeit in seinem Herzen dem Staatsinteresse untergeordnet wäre; daß er nicht wünschte, daß sein guter Nahme durch den Vorwurf, die öffentliche

fentliche Staatskasse dem Vermögen eines Privatmannes aufgeopfert zu haben, befleckt würde. Es gezieme mir nicht, solche Bewegungsgründe weder zu tadeln, noch zu billigen. Ich kann mich darüber allein für meine Person beklagen, weil sie mir Verlust und Leiden verursachen; allein ich würde es nicht außerordentlich finden, wenn sie den Beyfall der politischen Beobachter erhielten. Dieses beweißt meine Freymüthigkeit, und muß ein großes Licht auf die Reinigkeit der Absichten verbreiten, welche mich zur Widerlegung des Autors des geheimen Briefwechsels bewogen haben.

Zu Berlin und in ganz Preußen hält man den Minister von Herzberg für einen heuchlerischen Mann; sein Betragen in der Sache, die ich erzählt habe, würde zu beweisen scheinen, daß er diesen Nahmen verdiene. Allein er hatte mir nicht versprochen, etwas für mich zu thun; er hat mich also nicht betrogen. Wenn der Himmel mir eine von diesen geschmeidigen Seelen gegeben hätte, die sich in alle Umstände zu fügen und zu schicken wissen; wenn ich der Mann wäre, der, wider meine Denkungsart, sagen könnte, daß der Minister nicht fähig ist, jemals in den geringsten Irrthum zu fallen, so würde er deswegen nicht geneigter seyn, etwas zu meinem Besten zu bewirken, weil in seinem Systeme die Untrüglichkeit das Verdienst Friedrichs des Einzigen gewesen ist. Von der Seite kenne ich diesen Mann. Uebrigens kann die preußische

Monar-

Monarchie keinen geschicktern Minister haben, und die Triebfedern des Ganzen werden, so lange der König seine Plane befolgt, nie in Unordnung gerathen. Sein aufgeklärter, thätiger, wachsamer Kopf wird stets alles zum Ruhm, so wie zum Nutzen seines Vaterlandes zu wenden wissen.

Ich kenne ihn als einen zu großen Mann, als daß ich überzeugt seyn sollte, er werde mir es Dank wissen, daß ich das geschrieben habe, was man ihr gesagt hat. Er ist ein Mensch, und folglich empfänglich für Schwachheit. Wenn er in allen Dingen über die gewöhnlichen Sterblichen wäre, so wie er über sie in gewissen Fällen erhaben ist, so würde seine zu große Vollkommenheit uns zur Ehrfurcht nöthigen, und von ihm die Liebe, die er verdient, entfernen. Ich bewundere übrigens seine großen Talente, seinen Eifer, seine Tugenden, seine Uneigennützigkeit; ich lasse seinem durchdringenden Verstande, und seinem scharfen und tiefen Blicke Gerechtigkeit wiederfahren. Ich kenne eben so gut seine Staatsklugheit: ich weiß, daß die, welche Kabalen wider ihn schmieden, die Opfer ihrer Unbesonnenheit werden müssen, und er wird jederzeit in sich selbst bereits fertige Mittel finden, die Entwürfe seiner Feinde zu vernichten. Der reiche Quell seiner Mittel und Wege ist wahrhaftig unerschöpflich: die Erfahrung wird es beweisen.

Es iſt wahr, daß er in ſeinen Schriften oft und viel von ſich ſelbſt redet. Ich würde es nicht zu ſagen wagen, daß er Unrecht hat. Er hat viel für Preußen gethan! Was für eine Belohnung hat er dafür erhalten? Ruhm; das iſt ohne Zweifel viel; allein er würde vielleicht eine andere haben erhalten können und müſſen. Er fühlt, was er als Miniſter vermag. Als Gelehrter hat er ein auszeichnendes Verdienſt; aber in der Litteratur ſelbſt liebt er Gerechtigkeit, und er ſchätzt die Talente, ſogar bey fremden Nationen.

Zu Paris hat man ſeine franzöſiſche Schreibart ausgehöhnt; aber man hat ihn nicht zum Mitglied der franzöſiſchen Academie vorgeſchlagen. Hier geht man weiter; man taſtet ſeinen Styl nicht an, ſondern man ſucht, ſeine Perſon zu veranglimpfen. Ein mächtiges Mittel, ihn zu bewegen, daß ſein Vaterland mit der franzöſiſchen Nation ein Bündniß ſchließt. Man mag immerhin dieſe Bemerkung ſo unbedeutend anſehen wie man will; ich werde jederzeit wiederholen, daß gerade eine ſolche unbedeutende Sache den Saamen des Haſſes zwiſchen beyden Reichen auszuſtreuen, und die Plane, die ihnen gegenſeitig hätten nützlich werden können, zu vereiteln fähig iſt.

Das ſind meine Gedanken; wenn ich mich irre, ſo verlange ich Nachſicht. Die Staatsklugheit iſt nie der Gegenſtand meines Fleißes geweſen. Ich habe

habe eine Denkungsart, welche mir gewiß nicht würde erlaubt haben, die Rolle eines Ministers zu spielen; meine Freymüthigkeit würde Widerstreben gefunden haben; die Rolle eines Spions würde mir noch fremder gewesen seyn. Auf diese Art, ich weiß es zu gut, erlangt man nicht den Schutz der Großen, nicht die Gunst der Beherrscher. Mein Charakter hat mich auf ein System geführt, das mich Verfolgungen und Ungerechtigkeiten ausgesetzt hat; ich werde auf diesem Wege vielleicht auch Ruhm finden; das tröstet mich. Es ist möglich, daß die Folge meinen Wünschen nicht entspricht. Je nun, so werde ich allein gelitten haben; ich werde keinem als mir selbst Leid gethan haben, und das wird mich nicht reuen. Ich habe mein Vermögen verloren; aber ich bin niemanden eine Verbindlichkeit schuldig gewesen, und ich kann mich zu allen Zeiten rühmen, daß ich selbst mein Helfer, mein Schutz und meine Stütze gewesen bin.

Ich komme auf die Sache zurück, von der mich diese Ausschweifung zu lange entfernt hat.

§. 4

Nachdem der Reisende den Plan entworfen hat, den Prinzen Heinrich unter dem Nahmen seines Neffen auf den Thron zu erheben, so stellt er den Grafen von Herzberg als den ersten Sekretair des Fürsten auf. Jeder vernünftige Mann kann ein sehen,

sehen, in welche Irrthümer, in welche Ungereimtheiten der unverschämte Eigendünkel einen Fantasten stürzen kann. Es ist ausgemacht gewiß, daß der vermeintliche Beobachter des Berliner Kabinets keine andere Absicht gehabt hat, als das Kabinet zu Versailles zu betrügen, und dasselbe durch eben so verwegene als schlecht ausgesonnene Nachrichten zu hintergehen. Hierinn liegt Verwegenheit, Unwissenheit, und ein verächtliches und schimpfliches Vertrauen auf die Unwissenheit des Nebenmenschen. Man hat die natürlichen Gaben des Herrn von Mirabeau für das Handwerk eines Spions gewaltig herausgestrichen. Was ich davon gesagt habe, beweißt hinlänglich, daß nur seine Insolenz unter diese natürlichen Talente gezählt werden kann.

Er redet hierauf von dem Baron von Knyphausen; er rühmt ihn auf Seite 65 als einen sehr geschickten Kopf; er lobt ihn, weil er der Feind des Grafen von Herzberg ist. Aber er schweigt behutsam von seinen Fehlern; er sagt nicht, daß, wenn er in Preußen Minister wäre, er fähig seyn würde, sein Vaterland mit der ganzen Welt zusammen zu hetzen; daß er desto furchtbarer seyn würde, weil er geneigt ist, solche Spione, als der französische Reisende, zum Führer seiner Handlungen zu wählen. Jedes Wesen, das bestimmt oder berufen ist, eine große Rolle in der Staatsverwaltung eines Reichs zu spielen, muß ein tugendhafter Mann seyn, untadelhaft in seinem Betragen, frey von

Eigen-

Eigensinn, und fern von jeder herrschenden Leidenschaft. So viel Schwachheit der Schreiber auch einem Friedrich Wilhelm boshafter Weise andichtet, so ist er doch noch nicht so unvorsichtig gewesen, und wird es auch nie seyn, weder einen Minister von Knyphausen, noch einen Graf von Mirabeau zum Kabinetssekretair zu berufen. Der Briefwechsel, den ich widerlege, beweißt nicht nur das Unvermögen des Autors, Geheimnisse aufzubewahren, sondern auch noch dieses, daß er diejenigen entdeckt, die er doch als sehr wichtige ansehen sollte.

Er schreibt hierauf, auf der nämlichen Seite:

„Was kann ich aus dem allen weissagen? „Nichts als Schwäche und Mangel an Zusammen„hang. Es scheint gewiß zu seyn, daß kleine Intriguen, schöne Künste, Blauröcke, Subalternen, „die Garderobe und vorzüglich die Schwärmer den „neuen König leiten werden — — Daß er ein „System hat, glaube ich nicht — — Am Genie „zweifle ich — — und vom Charakter denke ich, „daß man weder verneinen noch bejahen kann — „Friedrich Wilhelm wird in vierzehn funfzehn Jahren Markgraf von Brandenburg seyn.“ —

Wie viel Bosheiten in so wenig Zeilen! Was für unvernünftiges Zeug in den Bemerkungen! Welche ehrvergessene Verachtung in den Ausdrükken! Welcher plumpe Aberwitz in der Schlußfolge!

Ich

Ich habe weiter oben dargethan, daß Friedrich Wilhelm die königliche Würde, ohne Beyhülfe eines andern, zu behaupten wisse; ich habe Thatsachen als Beweise angeführt; und was ich einmal gesagt habe, werde ich nicht wiederholen. Was seinen Witz anbetrift, so liegt zu Preußens Ruhm und Glück wenig daran, ob der Herr von Mirabeau ihm weichen zuschreibt, oder nicht. Er hat genug gezeigt, um sein Volk glücklich zu machen, und sich seinen Feinden stolz entgegen zu stellen. Man könnte den französischen Reisenden unter die Illuminaten zählen, von welchen er vermuthet, daß sie ihn leiten wollen oder leiten lassen; er ist es wohl eben so sehr als jeder andere. Gleichwohl hat Friedrich Wilhelm das Uebergewicht seiner erhabenen Rathgläge nicht empfunden, und man hat noch keine von den Prophezeihungen in Erfüllung gehen sehen, durch welche man unaufhörlicher Weise die Klugheit des Kabinets zu Versailles einschläfert. Hier lernt man nun den Reisenden zugleich als Spion und als einen falschen Propheten kennen. Sollte er nicht das Schicksal des Juden Micha verdienen? Wäre er nicht werth, daß ihm jeder, der die Schmähsucht hasst, eine derbe Ohrfeige gäbe, ohne sich die Mühe zu geben, ihn zu fragen, welcher Geist ihn angeredet habe*)?

Wenn

*) Jedermann kennt die Beschaffenheit des Prophetes Micha: er weissagte die Zerstörung Jerusalems. Ein anderer Prophet gab ihm eine Ohrfeige und sagte ihm: „Aus welcher Eingebung prophezeyest du?“

Wenn ich an den Teufel glaubte, so dächte ich, dieser Engel der Finsterniß wäre der dienstbare Geist des Reisenden. Ob ich gleich dieses nicht glaube, so bleibe ich doch fest an dem Gedanken hängen, daß seine Seele allein ihm die Inspirationen eingiebt, durch welche er Beleidigungen, Lügen und Schimpf niederschreibt.

Wenn der König von Preußen in funfzehn Jahren bis auf den bloßen Titel eines Markgrafen von Brandenburg zurück herunter gekommen seyn soll, so glaube ich nicht nöthig zu haben, diese Prophezeihung zu berichtigen, indem ich den Herrn von Mirabeau Minister oder Marschall von Frankreich nenne. Um in gewissen Landen Minister zu seyn, braucht man nur die Talente eines großen Betrügers zu besitzen. Um die preußische Armee aufzureiben, wird ein großer General erfordert, der Truppen commandirt, welche voll Vertrauen gegen ihren Chef sind. Aber wie sind Friedrich Wilhelmen Preußen und Schlesien zu entreißen? Wird sich denn der Zustand, die Lage von Europa sogleich ändern? Werden die Staaten dieselben denn unvermuthet ihr gegenwärtig gleich vertheiltes Interesse verändern, um andere Systeme anzunehmen? Alles das würde wahrhaftig für ein Wunder gelten. Ehedem gabs zwar Zeiten, wo die Stimme des Papstes ähnliche Erschütterungen bewirken konnte, wo das durch Bannstrahlen erschreckte, und aus blinder Schwärmerey gegen

ihre

ihre der Ketzerey beſchuldigte Fürſten aufgebrachte Volk glaubte, Gott einen Dienſt zu thun, wenn ſie der Wuth eines Prieſters folgten. Wenn dieſe Zeiten noch vorhanden wären, ſo würde ich gewiß den Herrn von Mirabeau die Rolle des heiligen Bernhard ſpielen ſehen, und einen Kreuzzug wider die ungläubigen Preußen predigen hören. Glücklicherweiſe ſind ſie vorbey, und werden nie mehr wiederkommen. Der Markgraf von Brandenburg wird aller Wahrſcheinlichkeit nach lange Zeit noch der glorreiche Beſitzer von Preußen und Schleſien bleiben; und wenn je die unwahrſcheinliche und unmögliche Vorherverkündigung des Reiſenden erfüllt werden ſollte, ſo geſchieht diß gewiß nicht durch einen Fehler des Königs, noch durch die ungereimten Mittel des Verfaſſers des geheimen Briefwechſels.

Außer dem natürlichen Geſchmacke an Beleidigungen, wovon jeder Paragraph voll iſt, leuchtet daraus auch noch die Sucht nach Schöngeiſterey hervor. Blos aus Muthwillen bringt er einige Spöttereyen an, womit der Franzoſe nicht befürchtet einen König zu beleidigen, über den er ſich nie zu beklagen hatte, und der nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe jederzeit ein Sklave ſeines Ehrenworts geweſen iſt. Ein ſolches Verfahren iſt niederträchtig, ſogar wenn es geheim geſchieht: was wird es ſeyn, wenn man es öffentlich bekannt macht?

§. 4.

Seite 66 sagt der Schriftsteller, „daß der Baron von Boden des Königs Vertrauter sey.“ Diß ist falsch. Boden war ein armer Bettler, der von seinem Herrn von Zeit zu Zeit Allmosen bat.

„Der König hat Boden aufgetragen, Herzberg zu stürzen — — Der Fürst von Salm-Kyrburg hat zur nähmlichen Zeit acht Tage lang zu Potsdam im Verborgenen gelebt.“ Hiervon ist nicht eine Sylbe wahr. Nur durch Spionerie der Bedienten kann man so abgeschmackte Neuigkeiten sammeln. Der Reisende hat geglaubt, sie nicht verschmähen zu müssen, weil er überzeugt gewesen ist, die Bemerkung von Kleinigkeiten sey gar erregt die Meynung, daß er jederzeit einen Scharfblick besitze. Ein Arglistiger vernachlässigt nichts, woraus er einen persönlichen Vortheil ziehen kann.

Der Vorschlag, eine fleischige Blondine nach Berlin kommen zu lassen, würde jedermann nützlich gewesen seyn. Z. B. ein Mensch, der sich nicht schämt, ein Spion zu seyn, kann wohl noch ein geringeres Geschäft übernehmen. Aber zu glauben, daß ein Mann, wie Prinz Heinrich, sich bis zu einer Rolle und zu einem Auftrage dieser Art, der ihm immer nachtheilig werden mußte, herabgewür-

gewürdiget hätte, daß er auf ſo niedrige Mittel gedacht hätte, das iſt unmöglich. Wenn ich den Grund bedenke, auf welchen der Bruder des groſſen Friedrichs ſeinen Ruhm gebauet hat, ſo muß ich dem Reiſenden, wer er auch ſey, oder ſeyn will, antworten: Mentiris impudentiſſime.

Was der Verfaſſer von der Redlichkeit des Königs erzählt, iſt lautere Wahrheit, die ſogar der Lügner ſelbſt nicht anders erzählen kann. Ich ſetze mein Leben zum Pfande, daß, wenn er jemahls ſein Ehrenwort zur Allianz mit Frankreich giebt, daß ihn nichts an der Erfüllung hindern wird. Jederzeit iſt ihm die Ehre heilig geweſen. Aufrichtig geſprochen, es würde den Franzoſen leicht geweſen ſeyn, ſeine Allianz zu erlangen, und ſie würde ihnen wahrhaftig vortheilhafter geweſen ſeyn, als das lächerliche Project, Wilhelmen zum Markgraſen von Brandenburg zu machen.

Der Reiſende ſchlägt zur Bewerkſtelligung dieſer Allianz einen Plan vor, aus welchem Oeſterreich ausgeſchloſſen iſt. Ich würde darüber einen wirkſamern angeben können; allein das gehört mir nicht. Ich trage kaiſerliche Uniform; ich werde alle Pflichten erfüllen, die mir meine Delicateſſe vorſchreibt, und will ſtillſchweigen.

Seite 70 verſichert er, Prinz Heinrich werde bis an ſein Ende franzöſiſch geſinnt bleiben. Wenn dieſe Meynung je wahrſcheinlich

ſcheinlich ſeyn konnte, iſt ſie es noch, ſeitdem man den geheimen Briefwechſel in Paris verkauft? Ich zweifle daran.

Er fährt eben daſelbſt weiter fort: „Uebrigens hat man mir geheime Mittel zu Briefwechſel und Unterſuchungen an die Hand gegeben, und mir verſprochen, ſich mit mir zu verbinden. So iſt alſo der Prinz Heinrich ein Gehülfe der Intriguen des Herrn von Mirabeau! Welch Entſetzen! Und während des Prinzen Heinrichs Aufenthalt hat man das Werk bekannt gemacht, in dem dieſe Infamie ſteht! Diß Verfahren verletzt die heiligſten Rechte, die Gaſtfreundſchaft ſelbſt. So iſt er ſogar in ſeiner Gegenwart bey einer von ihm geſchätzten Nation des Hochverraths gegen ſein Vaterland angeklagt worden! Ohne Zweifel hat man alle dieſe Betrachtungen nicht angeſtellt, als man ſich begnügte, ſolche harte Beleidigungen mit der Verbrennung einiger Bogen Papier zu beſtrafen — — Pflichten feſſeln mich! — — Du haſt nicht gleiche Rechte über meine Handlungen und Gedanken — — Ich kann nichts thun — — ich darf nicht alles ſagen; aber wenigſtens kann ich die Beleidigung tadeln, und mir ganz öffentlich ſchmeicheln, daß ſie nicht immer unbeſtraft bleiben wird.

§. 7.

§. 7.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß der König Bo- den in einem Briefe gefragt haben sollte, was man von ihm in Paris denke, und daß dieser, wie der Reisende vorgiebt, geantwortet haben sollte: „daß sie schwach, träge und von andern beherrscht seyn werden.“ Wenn des Kö- nigs Antwort darauf: „ich habe allein ge- litten, und will auch allein herrschen,“ wahr ist, so giebt sie uns einen eben so richtigen Begrif von ihm, da seine Regierung denselben be- stätigt hat.

Zwölftes Kapitel.

Im vierzehnten Briefe meldet er des großen Friedrichs Tod. Der Verfasser prahlt sehr viel mit seiner angewendeten Sorgfalt, diese Nachricht früher als der Graf d'Esterno zu erfahren. In der Folge erklärt er sehr gefällig die einzelnen Thatsachen, welche den Minister einer strafbaren Nachlässigkeit beschuldigen können, indessen er sich ihn als den wachsamsten, thätigsten und eifrigsten Mann vorstellt. Zu welchem Endzwecke that er alles diß? Den Grafen d'Esterno zu stürzen, und ohne Zweifel den Grafen von Mirabeau an dessen Stelle zu bringen. Oh des rechtschafnen Beobachters!

Der Brief schließt mit einem spöttischen Commentare über die bekannte Gewohnheit, daß bey jeder Thronbesteigung der Könige von Preußen, die Truppen den Eid der Treue ablegen müssen. „Sie scheint," dem beobachtenden Spione „zu sagen: Ich bin vorzüglich der König der Armee, und setze mein ganzes Vertrauen auf sie, „weil ich ohne sie vielleicht kein Reich habe." Wenn der Graf von Mirabeau deswegen glaubte,

er

er wolle das Reich bis auf die Markgrafschaft Brandenburg zurück bringen, so würde Friedrich Wilhelm in der That Ursache haben, für seinen königlichen Titel zu zittern; allein er ist noch nicht genug überzeugt, um ähnliche Furcht zu empfinden.

Dreyzehntes Kapitel.

Im funfzehnten Briefe ist die Rede von der Feindschaft, welche zwischen Prinz Heinrich und dem Grafen von Herzberg herrscht. Ich muß ein wenig zurückgehen, um die Ursachen davon zu zeigen.

Der Kaiser hatte mit dem Churfürsten von Bayern einen geheimen Vertrag gegen die Grundverfassung des heiligen römischen Reichs geschlossen, nach welchem er den schönsten Theil des Churfürstenthums Bayern mit seinen Erbstaaten vereinigen wollte. Der verstorbene König allein war im Stande, sich der Ausführung dieses Entwurfs zu widersetzen. Er wollte keinen Krieg mehr führen, sondern auf seinen errungenen Lorbeern ruhen. Prinz Heinrich hatte nicht weniger friedfertige Gesinnungen, und Maria Theresia träumte vom himmlischen Jerusalem. Joseph allein brannte vor Begierde, seinen Vergrößerungsplanen zu folgen, und war überzeugt, daß seine Drohungen Schrecken verbreiten würden. Herzberg kannte seinen Feind, sahe die Folgen einer so ungerechten Eroberung voraus, widersetzte sich deswegen, und nahm den König, der Gesinnungen des Prinzen Heinrich ohngeachtet, für seine Meynung ein.

Nach

Nach den Familienverträgen und den Reichsgesetzen fiel die Succession in Bayreuth und Anspach ganz der jüngern Linie des Hauses Brandenburg anheim, folglich dem Prinzen Heinrich, und nicht dem Könige. Herzberg, ein Mann, der nur auf den Ruhm seines Königs dachte, nahm sich vor, diese Succession an die Krone zu bringen. Also hatte der Krieg zwey große Ursachen, und er war beschlossen. Sachsen, Schlesien und Böhmen waren mit Truppen besetzt. Der König gab Prinz Heinrichen das Kommando über den Kern der Armee, um durch Sachsen nach Böhmen einzudringen, und den Kaiser, der ihm in den Gebürgen der Grafschaft Glatz Schach bot, zu nöthigen, auf das flache Land sich zurückzuziehen, wo er seines Sieges gewiß war.

Prinz Heinrich, der nur eine geringe Macht gegen sich hatte, obschon der Feldmarschall Laudon an ihrer Spitze stand, schien nichts unternehmen zu wollen. Es hing von ihm ab, Böhmen zu verwüsten, Prag zu erobern, das ohne Besatzung war, und Laudon zu schlagen: es erfolgte nichts von alle dem. Der Feldzug verstrich in einer gänzlichen Unthätigkeit. Während dieser Zeit hatte Maria Theresia mit Friedrich einen Briefwechsel eröfnet, der den Frieden zum Endzweck hatte. Man kennt die Bedingungen, unter welchen er geschlossen ward, und man weiß, daß es dem Grafen von Herzberg nach seinem entworfenen Plane geglückt hat,

hat, dem Prinzen Heinrich die Nachfolge in Anſpach zu entreißen.

In Berlin behauptete man, daß Herzberg ſein Mißfallen über die Manöuvres des Prinzen Heinrich zu erkennen gegeben hätte. Viele, weniger einſichtsvolle Leute murrten ebenfalls; der Geiſt des Mißvergnügens verbreitete ſogar im Stillen das Gerücht, der Prinz Heinrich, der ſich gegen ſeinen eigenen Vortheil zu ſechten verbunden ſähe, habe das nicht gethan, was er hätte thun können. Aus alle dem entſtand eine gerechte Feindſeligkeit zwiſchen dem Prinzen Heinrich und dem Grafen von Herzberg, dem es gelungen war, den Krieg erklären zu laſſen, damit er die Friedensbedingungen entwerfen konnte.

Dennoch ſind alle diejenigen überzeugt, welche Böhmen und alle die Geheimniſſe dieſer Begebenheit kennen, daß der Prinz Heinrich alles gethan hat, was er thun ſollte, und daß er Urſache gehabt hat, ſeine Armee und ſeinen Ruhm nicht aufs Spiel zu ſetzen, und Sachſen nebſt der Lauſitz nicht dem Greuel der Verwüſtung Preis zu geben.

Der Kaiſer wollte in Sachſen ſengen, brennen und plündern. Wenn Prinz Heinrich auf Prag losgerückt wäre, ſo würde er unmenſchlicher Weiſe ein verbundenes Land den Angriffen eines blutgierigen Feindes ausgeſetzt haben. Er hat daher als ein

ein großer General und treuer Freund von Sachsen gehandelt. Man würde sogar glauben können, daß er geheime Ordre vom König gehabt hätte, nichts zu unternehmen, weil man von dem nahen Friedensschlusse überzeugt war.

Indessen hatte Herzberg an Prinz Heinrichen einen mächtigen und furchtbaren Feind erhalten. Als ein vorsichtiger Mann merkte er, daß ihm dieser Feind nach Friedrichs Tode gefährlich werden könnte, wenn er die Gunst des Thronfolgers erlangte. Als geschickter Staatsmann arbeitete er daran, den Prinzen von Staatsgeschäften zu entfernen, ihm jeden Einfluß auf die neue Regierung zu benehmen; und es ist ihm gelungen. Hierinnen liegt der Grund von der Gleichgültigkeit, mit welcher der König seinen Oncle behandelt hat. Diese bekannte Feindseligkeit leitet zu Berlin noch alle Urtheile, alle Intriguen und alle Kabale. Indessen sind der Minister und der Prinz zu rechtschaffne Patrioten, als daß ihr Mißverständniß dem Vaterlande jemahls gefährlich werden könnte. Der König schätzt seinen Oncle, er ehrt seine Verdienste, und ist kein Sklave seines Ministers. Er kennt den Werth des Einen wie des Andern; aber er weiß auch, daß Beyde nach einem größern Einflusse in die allgemeine Staatsverwaltung streben. Diß ist der wahre Ursprung der Eifersucht, welche den Prinzen Heinrich und den Grafen von Herzberg von einander entfernt. Der letztere begünstigt das

englische,

englische, der erstere das französische System. Die Revolution in Holland, welche der Graf von Herzberg benutzt hat, vereitelte die Absichten des Prinzen. Ich würde mehr darüber sagen können, allein ich überlasse der Zeit das zu enthüllen, was mir die Klugheit zu verschweigen befiehlt.

Als der Graf von Mirabeau sich zu Berlin befand, war die Wunde noch neu; und es ist möglich, daß der Prinz Heinrich, ohngeachtet seiner gewöhnlichen Vorsicht und der Ehrfurcht, die er seinem Range schuldig ist, einige Funken seiner Eifersucht hat blicken lassen, und daß der Graf von Mirabeau das für Vertraulichkeit hielt, was nur ausbrausende Laune war. Aber gewiß hat der Prinz nie geglaubt, daß man diese Funken weder boshafter Weise sammeln, noch einer, jedem Preußen bekannten Sache, ein geheimnißvolles Ansehen geben könnte.

Man sieht sehr wohl ein, daß die Allianz mit Frankreich sich besser als die mit England für Preußen schicken würde; aber ein Minister wie Herzberg, weiß in den nützlichsten Planen das besondere Interesse von dem allgemeinen geschickt zu unterscheiden, und er wird niemahls einen Vorschlag annehmen, der wesentlich persönliche Absichten begünstigt. Ich kenne die Gründe sehr genau, welche seit einiger Zeit die Handlungen verschiedener Europäischen Kabinette bestimmt haben; nur ist es nicht meine Sache,

Sache, sie zu entdecken. Ich will sogar das, was ich noch vom Prinzen Heinrich sagen könnte, mit Stillschweigen übergehen, weil er meiner Vertheidigung gegen die Beschimpfungen eines boshaften Menschen nicht bedarf, und allgemein bekannt genug ist, daß er Niemanden schaden kann. Sein Ruhm ist begründet, er ist der Bruder des großen Friedrichs, und wird jederzeit beweisen, daß er würdig war es zu seyn.

Zum Beweise wird Friedrich Wilhelm, allen den Erdichtungen zum Trotz, selbst regieren, und weder von seinem Oncle noch von seinen Ministern abhängen. Preußen wird sich in keine Kabalen einlassen; jeder wird hier für den Ruhm und Vortheil seines Vaterlandes handeln. So sehr als dieser innere Trieb die Maschine in Thätigkeit erhalten wird, eben so viel wird jeder rechtschafne Bürger Liebe und Vertrauen zu den Grundsätzen seines Landesherrn haben. Der Prinz Heinrich und der Graf von Herzberg werden ihre vorübergehende Erbitterung vergessen, und ihre Stimmen mit den öffentlichen Wünschen vereinigen, weil in einem Lande, wo alles Patriotismus athmet, alle Privatfeindseligkeiten verschwinden müssen.

Vierzehntes Kapitel.

§. 1.

Im siebenzehnten Briefe liest man S. 75 folgende merkwürdige Erzählung: „Der Eigensinn „Friedrichs des Zweyten, alles selbst „zu thun, hatte die Folge, daß er un„ter allen Europäischen Königen am „meisten hintergangen ward. Die „Grille, alle Regierungsgeschäfte des „Königreichs in anderthalb Stunden „zu beendigen, machte die Minister in „ihren Departements zu unumschränk„ten Herren. Itzt müssen sie alles „gemeinschaftlich beschließen und jeder „bedarf die Stimme und die Bestäti„gung des andern."

Dies ist ein gedrängtes und scharfsinniges Urtheil. Warum also einen Prinzen beschimpfen, der bey seiner Regierung die lobenswürdigste und nützlichste Ordnung eingeführt hat, einen Prinzen, der seine eigene leidenschaftliche Empfindlichkeit zu fürchten scheint, der keine Schwachheiten begehen will, der sich genug kennt, um seine und der andern Verstandeskräfte gegen sich selbst zu brauchen? Er

ist

ist Mensch, und nicht jeder Sterbliche wird mit so ausgezeichneten erhabenen Talenten geboren. Um verehrungswürdig zu seyn, ist es hinreichend, von der Begierde wohlzuthun beseelt zu werden, und überhaupt dazu den entschlossenen und standhaften Willen zu haben. So ist Friedrich Wilhelm. Muß ihm diese seltene und große Eigenschaft nicht wegen einiger Schwachheiten Verzeihung bewirken? Temperamentsfehler und Tugenden haben ihren Grund in dem physischen Körperbaue. Den König von Preußen verleitet seine Sinnlichkeit zur Wollust. Die Regierungssorgen ermüden ihn zuweilen, weil sie seiner Sinnlichkeit zuwider sind; aber so wie sein Herz wohlthätig ist, so bringt es ihn beständig durch Vorhaltung seiner Pflichten wieder zu sich selbst. Er ist mit einsichtsvollen Männern umgeben, auf deren Redlichkeit er ein vernünftiges Vertrauen setzen kann, und sein Auge ist immer wachsam auf ihre Handlungen. Wenn er sich bisweilen in seiner Wahl irrt, so hört er die Stimme des Volks und zieht sie zu rathe. Da er keinen eigensinnigen Stolz besitzt, so hält er sich nicht für unfehlbar; und eben so sehr widersteht auch sein durchdringender Verstand den Neigungen seines edelmüthigen Herzens; er sucht Rettungsmittel gegen das Uebel und eilt, sie vernünftig anzuwenden.

Das sey im Vorbeygehen die richtige Schilderung Friedrich Wilhelms. Wer sich einen Souverain frey von Schwachheiten und Irrthümern den-

ken will, der beschäftigt sich mit einer Chimäre. Wenn es einen solchen giebt, so kann er nur in einer Welt leben, die bestimmt ist, von keinen leidenschaftlichen, sondern eben so vollkommnen Wesen, als die Gottheit selbst ist, bewohnt zu werden. Die Natur bringt die Könige eben so wie die andern Menschen hervor; diejenigen, welche zu herrschen bestimmt sind, empfangen von ihr nicht mehr Vollkommenheiten, als diejenigen, welche ihnen gehorchen müssen. Es ist leicht, jene zu beschimpfen und über ihre Handlungen zu urtheilen; aber wie viele von diesen Beobachtern, welche sich gegenwärtig in allen Europäischen Staaten vermehren und die nur immer einreißen, ohne jemals etwas aufzubauen, würden weit schlechter seyn, als diejenigen, welche sie sich zu beurtheilen erfrechen, wenn sie das schwere Staatsruder in Händen hätten! Ein vollkommener Mensch ist ein eingebildetes Wesen, dessen Daseyn unmöglich ist. Menschen! laßt uns menschliche Schwachheiten verzeihen; laßt uns gerecht seyn; laßt uns Acht haben, wie weit unsere Kräfte reichen, und nicht von andern mehr fordern, als wir selbst nicht würden thun können, sondern laßt uns weise und vernünftige Nachrichten, nicht aber Beleidigungen und Beschimpfungen aufzeichnen. Wozu dient übrigens die witzige und beißende Schreibart? Beleidigungen bessern Niemanden; sie können nur aufbringen und schaden: dies ist es alles. Der mächtige Mann, den man beschimpft, thut oft das aus Eigensinn, was er unterlassen haben würde,

würde, wenn man zu seiner Belehrung Sanftmuth und Ueberredung angewendet hätte.

§. 2.

Der Verfasser dichtet dem Prinzen Heinrich S. 76 einen ganz eigenen Entwurf an, die Staatsgeschäfte einem dem französischen Interesse äußerst gefährlichen Manne zu entreißen, nämlich: „man „möchte ein Bulletin drucken lassen, „das behauptete, Herr von Herzberg, „von dem kein Mensch etwas gutes „spricht, scheine das ganze Vertrauen „des neuen Königs zu besitzen, und „sogar alle Staatsgeschäfte allein zu „verwalten..... Wahrscheinlich ist „diese letztere Beschuldigung das beste „Mittel, diesen Mann unter der itzi„gen Regierung zu stürzen."

Ich war zu Berlin, als man diesen Entwurf ausführen wollte. Mehrere deutsche gedungene Zeitungsschreiber ließen diese Note wirklich drucken. Ein Mann von des Königs Gefolge, er mag nun der Erfinder dieses Artickels gewesen oder in die Intrigue gezogen worden seyn, ließ Wilhelmen das Blatt lesen, dessen größter Stolz ist, König im ganzen Umfange des Worts zu seyn. Der Gift wirkte; und eine Zeitlang behandelte der König Herzbergen mit einer Gleichgültigkeit, welcher darauf dachte, seine Stelle niederzulegen. Wenn man

wie er, alles der Wohlfahrt seines Vaterlandes aufgeopfert hat, so kann man gegen den Verlust der Ehre und des Zutrauens, das man verdient, nicht gleichgültig seyn, und wenn man den Augenblick voraus-sieht, ein Opfer der Kabale zu werden, so verachtet man ihr entgegen zu arbeiten und zieht sich zurück.

Ein rechtschaffner Mann, der sich damals zu Berlin aufhielt, benutzte eine günstige Gelegenheit, sich mit Freymüthigkeit über die Zeitungen und über einige damals in Deutschland öffentlich ausgestreute Schriften zu erklären; er enthüllte die Absichten der beobachtenden Höfe; kurz, er nahm sich die Freyheit, den König dahin zu bringen, auf seiner Hut zu seyn. Er bewieß ihm, daß man Herzbergen zu entfernen und Möllendorfen abwendig zu machen suchte; daß zu befürchten wäre, man möchte von seinem Throne seine einsichtsvollen und getreuen Unterthanen entfernen; daß man den Entwurf gemacht hätte, sich seines Verstandes und seines Zutrauens zu bemeistern, wenn er von den wahren Freunden seines Ruhms und des Vaterlandes verlassen seyn würde. Der König hörte diese Bemerkungen stillschweigend an, und antwortete kein Wort darauf; aber den folgenden Tag wurde Herzberg nach Potsdam gerufen, und die Sachen erhielten eine andere Gestalt. So scheiterte auf einmal der Entwurf, nicht der Entwurf des Prinzen Heinrichs, sondern des französischen Reisenden. Der ehrliebende

hende Mann, der, bey dieſem Umſtande, ſowohl Preußen und Europa, als auch dem Ruhme Wilhelms einen ſo weſentlich wichtigen Dienſt leiſtete, hat ſich nicht zu erkennen gegeben; er hat ſeine Belohnung in ſeinem Herzen, in dem Vergnügen geſucht, eine große Wohlthat erwieſen zu haben. Herzberg ſelbſt kennt den Namen desjenigen nicht, der eine ſo plötzliche Veränderung verurſachte; wenn er ihn noch erfahren ſollte, ſo würde er ihm dafür keine Erkenntlichkeit zu bezeigen ſuchen, weil es dem Charakter dieſes Miniſters nicht eigen iſt, einen Dienſt mit einem andern zu vergelten. Uebrigens iſt ſein moraliſcher Charakter mit zu viel Selbſtliebe erfüllt, als daß er nicht überzeugt ſeyn ſollte, er ſey der einzige fähige Mann, ſeinem Vaterlande mit Nutzen zu dienen. Mit dieſem Fehler verbindet er den Fehler, auf ſeine Gewalt eiferſüchtig zu ſeyn, und das Verdienſt jedes Mannes zu überſehen, der da würdig wäre, einigen Einfluß auf die Staatsaffairen zu haben; und endlich noch den Fehler, ſich nicht überzeugen zu können, daß irgend ein Mann eben ſo patriotiſche Gefühle, als er, in ſeinem Herzen haben könne.

§. 3.

Im Anfange dieſes Briefs, Seite 90 redet der Reiſende von einem Artikel des Teſtaments vom Großvater des Königs. Ich habe vergeſſen, die falſchen Erdichtungen des Schreibers zu widerlegen; doch ich will es itzt thun.

Es ist hier die Rede vom Testament Friedrich Wilhelms des Ersten. Dieser legirte seinem zweyten Sohne, dem Vater des jetzigen Königs, das Amt Wusterhausen, welches 45000 Thlr. einträgt.

Da dieser Prinz im Jahr 1758 starb, so erbte sein ältester Sohn, der jetzige König von Preußen, dieses Amt, und genoß die Einkünfte bis zu seiner Thronbesteigung.

Allein eben dieses Testament besagt, daß, im Fall der Sohn des Prinzen zur Regierung gelangte, dieses Amt eigenthümlich an den dritten Sohn des Königs, den Prinzen Heinrich, und an seine Nachkommen fallen, und diesen Ferdinand, der jüngste Prinz, substituirt seyn sollte.

Es war also klar, daß der jetzige König, da er die Krone bekam, dem Prinzen Heinrich das Amt Wusterhausen abtreten mußte. Dieses Recht wurde so leicht anerkannt, daß es nicht den geringsten Widerspruch fand. Darüber entstand weder Proceß, noch Urtheilsprüche. Alle Berichte des Reisenden sind also falsch und ohne Grund.

§. 4.

Auf der 94sten Seite führt der Herr von Mirabeau den Herrn von Knyphausen redend ein, und läßt ihm vom Grafen von Herzberg folgendes sagen: „er ist so falsch, daß man nie wissen kann, ob er wirklich ausgesöhnt „ist;

„ist; und es ist besser, offenbahrer „Feind als zweydeutiger Freund eines „Mannes zu seyn, der mehr Ansehn „hat, als unser einer.“ Darauf giebt nun der Beobachter den Rath: „Herzbergen zu stürzen, wenn die Preußen französisch werden sollen.

Ich bin einer entgegengesetzten Meynung. Herzberg wird jederzeit für die Allianzen geneigt seyn, auf welche man unwiderruflich wird rechnen können. Man setze Frankreich in eine furchtbare Lage, in eine Lage, in welcher es seinen alten Glanz, seine ganze Stärke, seinen ganzen Einfluß auf das politische Gleichgewicht Europens wieder erlangen kann, und ich stehe dafür, daß der Minister von Herzberg alle Triebfedern in Bewegung setzen wird, die fähig sind, Preußen einer erwünschten Allianz zu versichern. Allein wenn die Franzosen noch fernerhin sind, was sie bey der letztern Revelation in Holland waren, wenn sie unthätig aus System, und untreu aus Schwachheit sind, so werden die Preußen auch in der Folge noch so handeln, wie sie vor den Augen Frankreichs gehandelt haben, und alle Knyphausens in der Welt werden sie nicht von den Grundsätzen abbringen, die Herzberg für das Interesse seines Vaterlandes so fest angenommen hat.

Wenn man alles, was in den Erzählungen des Herrn von Mirabeau unbestimmt, unbedachtsam, zweydeutig und unzusammenhängend ist, zu-

sammen vereinigen will, so wird man sich ohne große Mühe überzeugen können, daß der Prinz Heinrich und der Herzog von Braunschweig ihn ganz nach ihrem Belieben zum Besten gehabt, und mit lustigen Mährchen, die seine ruhmsüchtige Einfalt ins Cabinet nach Versailles als wichtige Geheimnisse geschickt hat, eingeschläfert haben. Ohne daß man ihm einen richtigen Begriff von den geheimen Ursachen zutrauen darf, die er auszuspähen und zu untersuchen Auftrag hatte, kennt er nicht einmal den öffentlichen Charakter der Nation, deren Land er bereist hat.

Ich werde mich weiter unten auf die einzeln Umstände der Intrigue einlassen, welche damals die preußischen Operationen nach Holland führte. Ich kann davon gründlich sprechen, weil ich Augenzeuge war. Wenn man diese Umstände ganz vollkommen kennen wird, so werden sie diejenigen, welche sie nur aus fliegenden Zeitungsblättern kennen, als ein über alle Hülfsquellen des feinsten Machiavellismus erhabenes Meisterstück ansehen.

Uebrigens hatte der Reisende Recht, wenn er seinem Hofe antrieth, das Haus Oranien zu schonen, weil es zu den Absichten des Cabinets zu Versailles gehört, nur bey gewissen Drohungen stehen zu bleiben. Jetzt ist der Streich geschehen: was wird für die Zukunft daraus folgen? Das ist wenigstens zweydeutig.

Fünf-

Funfzehntes Kapitel.

§. 1.

Der achtzehnte Brief redet oft und viel von Friedrich Wilhelm. Ich erinnere meine Leser an das, was ich schon von diesem Fürsten gesagt habe, bis ich eine Gelegenheit finde, das Porträt, welches ich von ihm entwerfen muß, würdig aufzustellen.

Man beschuldiget ihn, auf Seite 96, „beym „großen Manöuvre wunderlich, träge, „unbehülflich und einförmig gewesen „zu seyn..... Jedermann war mis„vergnügt..... Am ersten Gallatage „sprach er ganz unbedeutend, eilfer„tig, bestürzt und nicht zusammenhän„gend, u. s. f.“

Ungeachtet dieses Gemälde viel unanständiges und entscheidendes hat, so kann ich doch versichern, daß Friedrich Wilhelm bey der ganzen Armee als ein vortrefflicher Soldat bekannt ist. Was die Art und Weise anbetrifft, wie er seine Gallatage hält, wo er reden und angreifen muß, so glaube ich, daß ihn das Andenken des großen Friedrichs und die Gegenwart derer, die diesen außerordent-

lichen Mann lange gekannt haben, in einige Verlegenheit setzen muß; aber es kommt einem Spion gar nicht zu, eine Satyre darüber zu schreiben. Was ist übrigens dem König von Preußen an dem Beyfall einer diplomatischen Mißgeburt gelegen? Ihm gnügt, sich die Genehmigung, welche empfindsame und redliche Menschen den guten Fürsten schenken, zu erwerben, und das Zutrauen seiner Soldaten zu haben. Er genießt alle diese Vorzüge: was bedarf er noch weiter?

§. 2.

Der Reisende nimmt sich auf Seite 98 vor, die Geheimnisse des Königs zu erfahren, „durch „die Spionerien der Bedienten, der „Höflinge, der Sekretäre und die Geschwätzigkeit des Prinzen Heinrichs."

Welcher unverschämte Mischmasch! Wer könnte wohl, ohne Rührung, einen ehrwürdigen und edelmüthigen Fürsten dem niederträchtigsten Gesindel, das sich von einem frechen Spion leicht hintergehen läßt, so gleichgeachtet sehen! Wer ist dieser Spion, welcher ohne Schonung die Tugend und das Verdienst beleidiget? der, wie ein neuer Titan, den Himmel bestürmen würde, wenn er seinen Witz nicht anders als durch Entheiligungen zeigen könnte? Er kennt keine Regung des Herzens mehr, da er unter alle Schande erniedriget ist. Undankbar nach seinem Charakter, feil nach Grundsätzen, beschimpft

schimpft durch seine Handlungen und durch die Niederträchtigkeit, mit welcher er den Rang verließ, den ihm das Ungefähr angewiesen hatte, um das Werkzeug und bald darauf der Tyrann seiner Unterge-benen zu werden: wodurch kann man ihn züchtigen? Durch Verachtung? mit dieser ist er vertraut geworden. Durch Schande? damit ist er bedeckt; er lebt darinnen, wie in dem Elemente, für welches er geboren war. Durch das Schwert der Gerechtigkeit? Er spottet, wie ein verwegner Ajax, sogar des Donners, und doch ist sein Kopf noch unangetastet geblieben. Welche Hand würde es auch wagen, sich nach diesem schändlichen Haupt auszustrecken? Wer wollte sich durch Berührung eines Ungeheuers besudeln? Niemand in Europa, niemand auf der Welt.

Wenn es wahr wäre, daß der Prinz Heinrich, dieser so kluge, so empfindliche, so stolze Herr, bey der Auswahl von Männern, die seine Gesellschaft ausmachen, den Reisenden mit mehr Achtung, Zutrauen, und mit mehr Gütigkeiten, als man gemeiniglich Leuten von seinem Handwerke, bewilliget, beehrt hätte, so würde die Undankbarkeit dieses Mannes, und die Ehrlosigkeit, den verhaßten Ruf, den seine strafbare Boßheit von einer so hohen Person zu verbreiten sucht, für Geld zu verkaufen, abermals ein Beweiß für die auszeichnendste Niederträchtigkeit seyn. Und dann, auch vorausgesetzt, daß die von dem Reisenden entdeckten Vertrau-

traulichkeiten wirklich existirt haben, gäben sie ihm wohl das Recht, die Gesinnungen eines Fürsten zu verleumden, der, unacchtet der kleinen Fehler, die man ihm vorwerfen kann, wahrhaftig unserer Ehrfurcht würdig ist; der, durch die Eigenschaften seines großmüthigen Herzens, durch die Wärme seiner Freundschaft, durch die Redlichkeit seiner Protection, wenigstens Achtung verdient?

Ich glaube nicht, daß, da der Herr von Mirabeau alle diese Secret bekannt machte, seine Absicht diese war, um dem Prinzen Heinrich Ansehen in Frankreich zu verschaffen. Wenn dieses wäre, so würde er noch strafbarer seyn. Wenn er seinen Ruf in Frankreich erhöht, so hat er ihn dadurch in Preußen vermehrt; er hat ihm in den Augen der Preußen den Charakter eines ehrvergessenen Mannes beygelegt, welcher das Interesse seines Vaterlandes einer kleinen Feindschaft, einem kindischen Unwillen gegen einen Minister, der die Franzosen nicht liebt, aufzuopfern fähig ist. Habe ich Unrecht gehabt, wenn ich die Absicht strafbar nannte, die den Stoff zur geheimen Geschichte des Berliner Hofes gegeben hat? Ich berufe mich auf gerechte und tugendliebende Männer.

§. 3.

Auf Seite 98 merkt man noch einige heimliche Stiche, die auf den Grafen von d'Esterno gehen sollen; man entdeckt sie in folgenden Ausdrücken:

„man

„man muß mich an einen Ort schicken", „wo ich accreditirt bin." Ueberall läßt der Reisende diese Absicht von persönlichem Eigennutze, für welchen er alles aufzuopfern geneigt ist, hervorleuchten. In dem nämlichen Paragraph ist die Rede vom Grafen Arnim, welcher nur Hofmann und Jäger ist. Dieser Graf Arnim ist dem Forstdepartement vorgesetzt; er ist einer von den reichsten Cavaliers im Königreiche. Das ist alles, was ich von ihm weiß. Seine Talente sind mir ganz unbekannt: aber der Reisende denkt schlecht davon. Das ist eine Ursache, woraus ich vermuthe, daß er Verdienste hat; ohne dieses würde ich ihn mit Stillschweigen übergangen haben.

§. 4.

Der Graf von Goltz, Minister des Königs von Preußen in Frankreich, wird eben so wenig geschont, als der Prinz Heinrich. Der Reisende sagt Seite 99, „Herzberg wird, so sehr er „kann, den läppischen Goltz unterstützen." Wahrscheinlich hatte der Spion, weil er diese Ausdrücke niederschrieb, geheime Gründe, um diesen Minister verdächtig zu machen. Wir wollen sehen, ob er mit so viel Verachtung behandelt zu werden verdient.

Der Graf von Goltz hat niemals um die Stelle eines Gesandten nach Frankreich angesucht. Er war Oberster, und bey der ganzen Armee als ein ver-

verdienstvoller Officier bekannt, als ihn der verstorbene König zu diesem erhabenen Posten auserſah. Wenn er seine kriegerische Laufbahn verfolgt hätte, so wäre er jetzt General-Lieutenant; und ich weiß, aus ganz sichern Nachrichten, daß er nicht durch die Vermittelung des Grafen von Herzberg Gesandter geworden ist. Man sucht zu Berlin die Aemter nicht so wie zu Paris. Der große Friedrich verstand sich vollkommen auf Menschen. Wenn er nicht von Vorurtheilen und Neigungen eingenommen war, so war er jederzeit gerecht, und er allein hat den Herrn von Goltz ernannt. Er hat auch die ihm anvertraute wichtige Gesandschaft mit Ehren geführt, und sein Betragen muß mehr Gewicht in der Waagschale der öffentlichen Meinung haben, als die Produkte eines satirischen und schadenfrohen Kopfes. Das wahre Verdienst äußert jederzeit seine Rechte gegen die, welche fähig sind, es zu schätzen. Herzberg, welcher den Grundsätzen eines so großen und so weisen Königs, der die wider sein Genie vereinigte Macht der Cabale zu zerstöhren wußte, getreu anhängt, hat allen denen, die durch ihre Talente nützlich seyn konnten und mußten, in allen Departements ihre Stellen gelaſſen. Friedrich Wilhelm setzt in seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein eben so großes Zutrauen, als er sich vom großen Friedrich erworben hat, und der Graf von Goltz wird in der Folge beweisen, daß der Name eines Läppischen, den man ihm so boshaft beylegt, nur denen zukommt, die geheime

Korre-

Korrespondenzen zusammenschmieren, nur den groben plauderhaften Spions, welche von allen schlecht urtheilen, weil sie alles durch ihre schlechte Brille besehen, und nie aus dem engen Cirkel kommen können, in welchem sie zu leben verurtheilt sind.

§. 5.

Man liest auf der nämlichen Seite 99, daß die Schulden des Königs „mit sehr viel Abzug“ bezahlt werden sollen. Das ist nicht wahr; alle Creditoren des Prinzen von Preußen sind völlig befriedigt worden, mit Interessen zu vier und sogar zu sechs Procent. Friedrich Wilhelm hat, so wie Ludwig der Zwölfte, die dem Kronprinz angethanen Beleidigungen vergessen können, aber er hat nie seine Verbindlichkeiten vergessen. Undankbarkeit hat niemals in seinem Herzen einen Platz gefunden.

§. 6.

Der Reisende hofft, daß man zu Berlin ein französisch Theater errichten wird. „Dieses, sagt er auf der 99sten und folgenden Seite, wird „keine geringe Stühe für die Intrigue seyn.“ Das ist wieder eine übereilte Idee, deren Ursache wir entwickeln müssen.

Die Königin ließ zu Monbijou ein Theater bauen, auf welchem sie französische Comödie spielen lassen wollte. Es war schon zur Hälfte erbauet,

als sie der König bey einem Besuch fragte, warum man dieses Gebäude aufführte. Die Königin antwortete: — das ist ein Theater, das ich zu einer französischen Comödie bestimme. — Hierauf erwiederte der König mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit: — Madame, wir haben zu Berlin Oper und ein National-Theater. Ich will sogleich einen Saal zu Charlottenburg aufbauen lassen; daher bitte ich Sie, Ihren Entwurf aufzugeben, er ist mir nicht angenehm.

Gleich den folgenden Tag nach dieser Unterredung ließ der König den Bau abtragen, und der Reisende hat nun die schöne Gelegenheit nicht, die ein wenig fleischige Blondine bey Hofe einzuführen, mit welcher er Wunder thun wollte.

Sechzehntes Kapitel.

§. 1.

Im Anfange des neunzehnten Briefs weiß der Reisende im voraus schon, daß sich der Prinz Heinrich wieder nach Reinsberg begeben werde. Er wähnt, daß er zu dieser Entfernung vom Hofe wirkliche und für diese Zeit wichtige Ursachen habe.

Hierauf leitet er das Gespräch auf den Staatsminister, Herrn von Werder, und über die einfältige Auswahl der übrigen Glieder zu seinem Departement.

Ich kann von dem, was ich nicht weiß, nichts sagen. Ich kenne den Herrn von Werder, von dem der Reisende weder Gutes noch Böses sagt, als einen rechtschaffnen Mann, als einen Minister, der seines Postens würdig ist, der nicht ermüdet, neue Einsichten sich zu erwerben, und nicht jene dumme Eitelkeit hat, zu glauben, er sey vor allem Irrthum gesichert.

Was die Beysitzer im Handelskollegium betrift, so scheint zu meiner Verwunderung gefährlich zu seyn, daß man sie fast alle, so wie auch die mei-

sten Referenten, aus den Kaufleuten genommen hat.

Ein Rath im Handelskollegium muß vom Staate besoldet werden, wenn er keinen andern Entzweck, als die Handlung im Allgemeinen, und die Errichtung der Fabriken, befolgen, und hauptsächlich nur das Gleichgewicht der Wagschale, sowohl zum allgemeinen und besondern Besten, als auch zum Nutzen des Schatzes, aufrecht halten soll.

Der Wunsch eines jeden Kaufmanns ist, reich zu werden. Jeder Mensch, unter welcher Zone er auch lebe, strebt mit allgemeinen Kräften nach Unabhängigkeit; daher wird der Kaufmann, als Finanzrath, seinen eigenen Vortheil jederzeit dem Besten des Staats vorziehen. In Rücksicht aller Operationen zusammen wird er nichts weiter als Rath seyn, und stets Präsident, das heißt, Herr auf seiner eigenen Schreibstube bleiben. Er wird daher auch immer nur Rathschläge geben, die sein und seiner Collegen Monopol begünstigen können, und wenn er mehr Erfahrung hat, mehr Geschicklichkeit, mehr Uebung in der Untersuchung des kaufmännischen Interesses besitzt, als ein Präsident, der nichts von der Handlung versteht, so wird er dadurch allezeit die übrigen nöthigen, seinen Meinungen beyzutreten. Auf diese Weise wird er zugleich mit seinen Freunden den Ausspruch und die Beur-

Beurtheilung des Präsidenten irre leiten, und den Einkünften des öffentlichen Schatzes wirklich schaden.

So viel ich einzusehen vermag, ist dieß ein wesentlicher Fehler bey der Handlungsexpedition zu Berlin. Ich erinnere mich hierbey so gar einige Intriguen, die ich von einsichtsvollen Männern erfuhr. Zum Beyspiel:

Friedrich hatte ausdrücklich die Einfuhr des englischen Biers im ganzen Königreiche verboten, weil es sehr stark im Lande getrunken ward. Hierdurch wollte er verhindern, daß bey dem wohlfeilen Einkaufe des Getraides den Londoner Bierbrauern ihre Betriebsamkeit nicht vierfach bezahlt werden sollte. Ein Kaufmann, ein Freund, und vielleicht insgeheim der Collège eines andern Kaufmanns, der die Stelle eines Raths zu Berlin erhalten hatte, ließ, in der gewissen Hoffnung eines großen Profits, für 20000 Thlr. englisches Bier nach Königsberg kommen. Während dieser Zeit hatte sein Freund einen Befehl ausgefertiget, welcher die freye Einfuhr dieses Biers in allen preußischen Staaten erlaubte. Jener große Vorrath war grade zu der nämlichen Zeit, als der Befehl publicirt wurde, angekommen, und wurde daher auch sehr geschwind verkauft. Der Kaufmann hatte nicht nur dadurch, daß er sich zuerst damit versehen, einen großen Vortheil, sondern er glaubte

auch, daß die Nation sein gutes Bier, mit welchem er ihren Geschmack aufs neue gereizt hatte, sehr theuer bezahlen müßte; dies that er ungestraft, nicht nur beym ersten, sondern auch beym zweyten Transport.

Das Privatinteresse eines Mannes, der auf den Schutz seines Collegen sicher rechnen kann, verursachte hier also dem Staate einen wirklichen Nachtheil. Gegenwärtig ist es so weit gekommen, daß die Preußen ihr einheimisch Bier gänzlich verachten. Die Bierbrauer gehen zu Grunde, England zieht viel Geld aus diesem Königreiche, und die Einkünfte von den Impoſten auf die Weine haben sich, zum großen Nachtheil des Zollwesens, verringert.

Die nämlichen Mißbräuche finden bey der Abschaffung der Tobaksverpachtung statt; sie haben den Finanzen einen Verlust von wenigstens 600000 Thalern veranlasset. Die Personen, die diesen Plan entworfen oder begünstigt haben, sind dabey reich geworden, und die öffentliche Staatskasse leidet dadurch ein ansehnliches Deficit. Die, welche den Tobak in den innern Theilen des Landes bauten, sind endlich zu Grunde gerichtet worden, und das baare Geld kommt also dadurch in die Hände fremder Nationen.

Sechs hundert tausend Thaler jährlich machen gewiß einen großen leeren Raum in der Kasse eines Staats,

Staats, der fast noch neu in der Betreibung des Handels ist. Ich zweifle nicht, daß der Minister von Werder, der thätig und wachsam, aufgeklärt und ein guter Patriot ist, wider diese Schlafsucht, welche verhaßte Monopols befördert, mit Nutzen kämpft und dem Schaden entgegen zu arbeiten sucht, welcher die Grundfeste, die der weise Friedrich gelegt hat, erschüttert. Auf diesen Grund kann Wilhelm ein festes und bleibendes Gebäude aufführen, wenn er alles benutzt, was auf das Interesse Preußens, sowohl in Curland, Pohlen, und Liefland, als auch in Holland und in der Schweiz wirksamen Einfluß haben kann.

§. 2.

Am Ende des achtzehnten Briefs macht sich der Briefschreiber über die Berliner Akademie und über ihren Vorsteher, den Herrn von Herzberg, lustig. Er tadelt zugleich den König, daß er dem Poeten Rammler ein Pension von 300 Thalern bewilliget hat. Rammler ist ein Mann von großen Verdiensten und von seltenen Gaben. „Es wäre „vielleicht besser, sagt er, nicht mit den „Lärmblasern anzufangen.“ Warum sollte der König nicht das Verdienst belohnen? warum sollte ein Gelehrter, von Erkenntlichkeit angeflammt, nicht seinen Wohlthäter besingen, vorzüglich wenn man ihm Lobsprüche ertheilen kann, ohne die Wahrheit zu verletzen, ohne sich

zur Schmeicheley zu erniedrigen? Uebrigens liegt in diesem Gedanken für den Reisenden zu viel Reitz, als daß er ihn nicht im neunzehnten Briefe, Seite 102, wieder auftischen sollte; er muß ihm sehr am Herzen liegen. Ich sollte beynahe glauben, daß er die Pensionen, wie der Spieler die Juwelen, mit böser Begierde liebt.

§. 3.

Was der Scribent vom General von Götz vorbringt, bedarf keiner Bemerkung. Ich kenne diesen General gar nicht. Was er von Gaudi sagt, ist richtig, und ich muß es billigen. Weiter unten werde ich von dem Herrn von Bischoffswerder reden; ich kenne ihn besser, als der übermüthige Spion, der sichs zum Gesetz gemacht hat, auf alle rechtschaffne Leute loszuziehen, die es vollkommen beurtheilen konnten, es wäre besser für sie, wenn er sich von ihrer Gesellschaft entfernte, als daß er sich mit List in dieselbe hinein drängte, da man ihn doch gewiß, nach abgezogener Maske, aus derselben würde haben verbannen müssen.

Siebzehntes Kapitel.

§. 1.

Der zwanzigste Brief ist an den Herzog von Braunschweig gerichtet; er ist in der That sehr gut geschrieben, und zeigt uns eine vernünftige Politik. Man entdeckt darinnen die geheime Neigung des Herzogs für eine zwischen England, Frankreich, Preussen, und Holland zu schliessende Allianz. Jedoch wiewohl dieser Plan sehr schön, und eines philosophischen Beobachters ganz würdig ist, wiewohl er vielleicht auf immer den Saamen des Hasses, der für England und Frankreich bisher von so traurigen Folgen gewesen ist, ersticken könnte, so sehe ich noch nicht ein, auf welchem Grunde man ihn aufführen könnte. Zu was dient es, sich ängstlich um die Vortheile, die er bewirken sollte, und um den Erfolg einer Maschine zu bekümmern, für welche man keine starken Triebfedern der Bewegung auffinden kann; der zur Ausführung die aufgeklärtesten, fähigsten und angesehensten Männer erfordern, und bey jedem Versuche vielleicht unüberwindliche Hindernisse, sowohl im Ganzen, als in einzeln Verhältnissen, antreffen würde? In der That, welch Glück würde es für zwey Völker seyn, die seit langer Zeit Nebenbuhler

ſind, und die alle beyde nach einem Ziele ſtreben, wenn die ungeheuern Unkoſten, welche ſie zur Erhaltung ihrer Seemächte von ihren Mitbürgern erpreſſen, auf ihren Handel nach Indien, und auf die Cultur ihrer eignen Länder verwendet werden könnten; wenn ſie endlich dazu angewendet würden, Ueberfluß über ihre Provinzen zu verbreiten, die jezt unter der Laſt der Bedrückungen und Auflagen erliegen und entkräftet ſind.

Allein ſo lange dieſe beyden Völker die nämlichen Abſichten haben, und ſich mit ebenderſelben Eiferſucht beobachten werden, ſo lange ſehe ich den Erfolg dieſes ſchönen Plans als eine Unmöglichkeit an. Der Geiſt, der Stolz, das Intereſſe, der öffentliche und beſondere Geſchmack dieſer beyden Nationen, ſcheinen ihm unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg zu legen. Gleichwohl muß man ſich bey jeder Unternehmung entſchlieſſen, den erſten Schritt zu thun. Wenn man ihn thut, und jene alten und verhaßten Vorurtheile fahren läßt, die ſich jederzeit den beſten Entſchlüſſen widerſetzen; wenn der oder die, welche die Sache in Bewegung bringen, wahre Weltbürger ſind; wenn ſie nur auf das allgemeine Beſte der Menſchen ſehen, und keine Vorurtheile für oder wider einige durch flüchtige Allianzen, oder durch eine ungewiſſe Politik vereinigte Völker hegen; wenn der Verſtand und die Erfahrung eines Herzbergs aufgefodert werden, um die Schwierigkeiten zu heben, und die Hinderniſſe zu

über-

übersteigen; wenn man die Ausführung eines so löblichen Projekts, noch vor der entscheidenden Erklärung Hollands, angefangen hätte; wenn — — doch ich finde so viel Wenns in meiner Gedankenreihe, daß ich mich in einem Labyrinthe von Widersprüchen und Hindernissen verirren würde, wenn ich dem dienlichen Mittel nachspüren wollte, um die Wege zur Vereinigung eben zu machen. Ich hemme also den Lauf meiner Gedanken, und bemerke in den Staatskabinetten so viel kleine Ursachen zum Stolz, zur Verbindung, Angewohnheit und Handlung, daß ich es noch einmal sagen muß, dieser für die Menschheit so rühmliche und nüzliche Plan ist nach aller Entscheidung unmöglich.

§. 2.

Der Gegenstand, der in diesem Briefe eigentlich zum Grunde liegt, hat den Reisenden doch nicht abgehalten, noch einmal auf den Prinz Heinrich zu kommen. Es scheint, als ob seine Bosheit mit Fleiß keine Gelegenheit verabsäumte, um über denselben schlechte Bemerkungen anzustellen.

„Der Prinz Heinrich, sagt er, hat „sich schon sein Loos geworfen — — „sein kleiner Charakter in diesen „küzlichen Umständen, wie in so vie„len andern, ist an der Klippe seiner so „großen Eitelkeit gescheitert — — Er

„hat zugleich eine außerordentliche „Herrschsucht, einen sozurückstoßenden „Stolz und unerträgliche Pedanterey „und Verachtung aller Intrigue gezeigt, „indeß sein ganzes Leben eine kleine „niedrige und schmuzige Intrigue ist; „er verachtet alle Einflußhabende Mi„nister, indeß er (den Baron Knyphausen aus„genommen, der alle Tage den Schlagfluß befürch„ten muß) nicht eine einzige Bekannt„schaft hat, die nicht in die Klasse „der Narren oder Schurken gehörte."

Nach dem was ich schon von diesem mehr als verworfenen Wesen, das dieses Porträt gezeichnet hat, gesagt habe, ist mir nichts mehr davon zu sagen übrig. Was den Prinzen Heinrich anbetrifft, so will ich einige freymüthige und unpartheyische Bemerkungen machen, die mir hier am rechten Orte zu stehen scheinen. Nicht aus Stolz seines Ranges, sondern durch die Eigenschaften seines Verstandes und seines Herzens hat dieser Prinz nach dem Rute eines berühmten Mannes gestrebt. Er hat die preussischen Armeen kommandirt, und seinen Feinden selbst Lobsprüche abgezwungen, die nicht verdächtig sind. Der große Friedrich hat an ihm, bey jeder Prüfung, einen erfahrnen, gelehrten, vorsichtigen und unermüdeten Krieger gefunden. In Frankreich und Rußland hat er sich das Ansehen eines guten Vermittlers bey den wichtigsten Un-

ter-

terhandlungen erworben. Er ist groß als Fürst, liebenswürdig als Gesellschafter, und als ein solcher besitzt er ein natürliches Wohlwollen, eine beständige Höflichkeit und eine ausgebreitete Achtung für Menschen, die sie verdienen. Oft scheint es, als ob er sich wirklich mit unnützen Dingen, mit eigentlich sogenannten Kleinigkeiten beschäftigte; allein diese im Grunde unbedeutende Angewohnheit hat keinen schädlichen Einfluß auf seine edelmüthigen Gesinnungen; und in jeder Lage handelt er rechtschaffen. Ich will offenherzig gestehen, daß er Schwachheiten an sich hat; allein seine Eigenschaften sind zu groß, als daß sie seine Fehler nicht vor den Augen jedes Mannes, welchen nicht persönliches Interesse zum Hasse gegen ihn reizet, verbergen sollten. Kurz, so strenge auch ein unpartheyischer Beobachter ihn beurtheilen kann, so wird er sich doch so oft als ein verehrungswürdiges Wesen zeigen, das auch den geringsten Vorwurf von sich entfernet. Es ist möglich, daß er den Wunsch geäußert habe, einigen Einfluß auf die jetzige Regierung zu bekommen, und dadurch das Zutrauen seines Neffen, der, ich wiederhole es nochmals, auf sein Ansehen stets eifersüchtig ist und bleiben wird, verloren habe. Es ist ferner möglich, daß er einigermaßen unüberlegt einem Manne zu viel Vertrauen geschenkt habe, der es schlechterdings nicht werth war. Im ersten Falle bemerke ich nur eine Begierde, an dem Ruhm eines Königs thätigen Antheil zu nehmen, dessen Charakter er mit vielem

Un-

Unrecht nicht genugsam schätzte. Im zweyten sehe ich die deutlichsten Kennzeichen eines freimüthigen Mannes, eines offnen Herzens, und eines der Verstellung und Treulosigkeit unfähigen Geistes. Demohngeachtet muß ich den Anschein zur Wahrscheinlichkeit sehr weit treiben, wenn ich mich überreden soll, daß er jemals von einem Wesen, dessen Stirne das unauslöschliche Siegel der Schande trägt, habe betrogen werden können.

Ich mag die harten Schmähworte, welche der Spion und Pasquillant wider den Prinzen Heinrich auf die übrigen Seiten seines Werks geschrieben hat, nicht berühren. Man hat mir zu Berlin als gewiß versichert, daß der Prinz dem Reisenden endlich auch den Eintritt in sein Haus untersagt hätte. Wenn dieses wahr ist, so schließt sich alles von selbst auf; jedermann muß nun von den niederträchtigen Bewegungsgründen, welche die Galle des anonymischen oder vielmehr pseudonymischen Autors des geheimen Briefwechsels erregt, und seine Feder geführt haben, überzeugt werden. Wird wohl der Ruhm des Bruders Friedrichs des Großen diese Beschimpfungen dulden? Das aufgeklärte Europa mag diese Frage auflösen.

§. 3.

Auf Seite 103 redet der Reisende von der preussischen Macht; er glaubt, daß man gegen das, was

was er oft sagt, vieles einwenden könnte: „Daß „sie nämlich nicht fest genug sey, dem „französischen Systeme, vereiniget „mit dem österreichischen, widerstehen „zu können.“ Ich will alle den Witz übergehen, welchen der Herr von Mirabeau vergeblich anwendet, um einige Einwürfe zu machen, die auch beynahe überflüssig sind. Ich sehe, daß er eine große Unwissenheit, vielleicht auch, und dazu halte ich ihn für fähig, eine verstellte angenommene Unwissenheit in der innern Verfassung dieser Monarchie beweißt. Weiß er denn nicht, daß in dem siebenjährigen Kriege Frankreich, Sachsen, Schweden, Rußland, und die deutschen Fürsten sich vereiniget hatten, den großen Friedrich zu stürzen; daß er, ihrer vereinigten Kräfte ungeachtet, seine Macht noch mehr vergrößert hat? Gleichwohl ist dieses werth bemerkt zu werden. Diesen ganzen Krieg hindurch war derjenige Theil der preußischen Staaten, aus welchem der König die meisten Einkünfte und Rekruten zieht, in den Händen der Russen, die ihn mit Gewalt weggenommen hatten, ohne daß er ihnen hernach nützlich gewesen wäre. Schlesien und Pommern waren ganz ruinirt; die Franzosen hatten sich des Herzogthums Geldern bemächtiget. In den Bataillen, die dieser Fürst so viel verbundenen Mächten liefern mußte, hatten fast alle seine alten Krieger Ruhm und Tod gefunden. Nichts blieb ihm übrig, als das Churfürstenthum Brandenburg und die umliegenden Gegenden, die aus einem sandigen Lande bestehen,

stehen, das seine Einwohner schlecht ernährt, und kaum dreytausend Rekruten stellen kann. Daher bestand in den letztern Jahren dieses Krieges seine Armee aus vielen in dem römischen Reiche zusammen gerafften und erkauften Miethlingen, aus Greisen, und aus jungen funfzehn- bis sechzehnjährigen Knaben, die im Kriegsdienste sehr ungeübt waren. Diesem allen ungeachtet hat er Bataillen gewonnen, ansehnliche Siege davon getragen, und seine Feinde zu einem schändlichen Frieden genöthiget. Er hatte keine Schulden gemacht, er häufte noch dreyzehn Millionen Thaler auf, geschweige denn, daß sein Schatz wäre erschöpft worden. Er hatte kein Papiergeld in seinem Reiche ausgestreuet; endlich hat er mitten in diesem Kriege selbst den prächtigen Palast, Sanssouci aufbauen lassen. Seit dem Frieden von 1763, hat sich sein Land, das durchaus verheert war, so gut wieder erholt, daß der Werth der Grundstücke in Preussen und Pommern sechs bis achtmal höher gestiegen ist, als er im Jahr 1742 war. Ich habe weiter oben, im dritten Kapitel, die Vortheile hergerechnet, welche dieses Reich einer guten Regierung zu verdanken hat; ich weise meine Leser dahin zurück. Ich will nur noch das hinzufügen, daß, durch die Erhaltung Westpreussens, durch seine politischen Operationen so wohl zu Danzig als in Pohlen, und durch die großen Auswanderungen aus den österreichischen Staaten, sich seine Bevölkerung um zwey Millionen Einwohner vermehrt hat. Und das

fran-

französische System, sollte in Verbindung mit dem österreichischen die preussische Macht zertrümmern? Wenn dieses möglich seyn sollte, so müßte in Europa die außerordentlichste Revolution entstehen; hauptsächlich müßte die Politik der Kabinette zu Wien und Versailles eben so weise als furchtbar werden; und dort ist man noch nicht so weit. Was ich hier sage, kann schon ein großes Licht über die Unwissenheit des Herrn von Mirabeau in Rücksicht der Grundfeste und der Triebfedern der preussischen Monarchie, worüber er vier dicke Bände geschrieben hat, verbreiten. Wenn ich diese aufgehäufte Menge von Irrthümern untersuchen werde, so wird man sich schämen, daß man dieses rohe unverdauliche Werk mit so viel Abnahme und Zutrauen beehrt hat, da es doch nur diejenigen hintergehen kann, welche die Begebenheiten außer den Gränzen ihres Landes nur aus unzuverlässigen Nachrichten, aus pöbelhaften Erzählungen, oder von betrüglichen und bestochenen Zeitungsschreibern kennen. Ich werde beweisen, daß in dieser zusammengetragenen Schmiererey, so wie in jener, welche man die geheime Geschichte nennt, nur das wahre ist, was jeder zu Berlin sagt, was niemand daselbst verschweigt, und daß alles übrige lächerliches, dummes, abgeschmacktes Zeug ist. Jener Gedanke allein, daß Frankreich und Oesterreich Preussen zertrümmern könnten, beweist einen unbescheidenen, eingebildeten, und falsch berichteten Beobachter; er allein kann die politische Ungültigkeit

keit des Spions völlig entlarven, und ihn sogar bey denen verdächtig machen, deren Schwachheit und Leidenschaften er durch noch unwahrscheinlichere als lügenhafte Nachrichten zu schmeicheln niederträchtig genug war.

Achtzehn-

Achtzehntes Kapitel.

§. 1.

Wenn der Reisende auch nicht Wahrheitsliebend ist, so ist er wenigstens seinem Systeme getreu, und fällt immer wieder auf seine Träume, auf die nahe Vernichtung der preußischen Monarchie zurück. „Beym ersten Kanonenschuße, ruft er aus, „oder beym ersten heftigen Sturme, „wie wird das ganz kleine Gerüste von „Mittelmäßigkeit zusammenstürzen! „wie werden die subalternen Minister „zusammenschrumpfen! und wie wird „alles vom erschrockenen Schwarme bis „zum bestürzten Regenten nach einem „Steuermanne schreyen! Wer wird dieser Steuermann seyn? Der Herzog „von Braunschweig.“ Der Ausgang der Begebenheiten selbst hat auf diese sinnreichen Ausrufungen besser, als ich vermag, geantwortet. Wenn Frankreich drohete, wenn Holland mit sich selbst uneins wurde, ist der preußische Schwarm nicht erschrocken, der Regent hat nicht als ein bestürzter Mann gehandelt; im Gegentheil hat er Gesetze gegeben. Und von diesem Werke, das so abge-

schmackte Träumereyen enthält, hat man sich in der stolzen vorausgeschickten Nachricht zu behaupten unterstanden, daß „die Zeit fast alle Weissa„gungen des Autors bestätiget habe!“

§. 2.

Man sagt, Seite 113: „dieser Herzberg „kann sich durch seine Zänkereyen und „eitle Prahlereyen sehr leicht stürzen, „und die Hofleute werden sich dieses „Mittels bey dem Charakter des Kö„nigs gewiß bedienen.“ Immer das nämliche unvernünftige Zeug! Stets die nämliche Ungerechtigkeit! Diß ist die Stimme des Käutzlein, das auf dumpfen Gräbern, wohin es gerne alle Menschen rufen möchte, sich hören läßt. Der Tag erscheint, und das Käutzlein, geblendet von den Strahlen der Sonne, läßt ab, die Menschen mit seinem furchtbaren und schreckhafte Vorstellungen erregendem Geschrey zu beunruhigen.

§. 3.

Nachdem der Verfasser über Holland, und über Preußens und Frankreichs Veranstaltungen, in Rücksicht auf diese Republik, geplaudert hat, so fragt er: „Was kann der König (von Preus„sen) wider Holland?“ Was er kann? Das hat er dir sogleich nach deinem schönen Räsonne-

ment

ment bewiesen. Großer Politiker, wage es nun, und rühme deine Uebersicht!

Bey einigen Anschlägen, die der Reisende hier über dem Kabinet zu Versailles giebt, liegen kluge und richtige Einsichten zum Grunde, aber er fällt bald wieder auf seinen Lieblingsgedanken, daß er über Herzbergen satirisirt, von welchem er gleichwohl, wie es die Umstände selbst beweisen, überlistet worden ist. Das ist die Ursache von dem großen Hasse des Herrn von Mirabeau gegen diesen Minister.

Hierauf kommt er wieder auf Preußen; er entscheidet: „daß seine Gesandtschaften äußerst schlecht sind; daß Privatpersonen, auf welche man stößt, so unwissend sind, daß man nichts von ihnen erfahren kann.“

Wer könnte wohl alle dem, was dieser Ausspruch Schreckliches für die Preußen hat, widerstehen? Wer sollte nicht der wichtigen Entscheidung dessen, der das Kabinet zu Versailles und seine Leser so gründlich berichtet hat, beystimmen? Preußen! hütet euch zu schreiben, wenn ihr nicht wollet von allen Bewunderern des Alleinherrschers über die französische Litteratur, von dem so rechtmäßigen als angesehenen Richter über das allgemeine Verdienst ausgepfiffen werden. Preußen ist mein Vaterland, und gleichwohl bin ich so unbescheiden!

Ich wage es, und schreibe wider den Herrn der Herren; ich wage es, und kämpfe wider alle die ihm eigenthümlichen Mittel zur Verführung, und reize seinen schrecklichen Zorn! Ich darf also nichts anders erwarten, als daß mein Muth an dem Felsen seines großen Namens scheitern wird. Meine schwache Kritik wird durch die Blitzstrahlen seiner Beredsamkeit zerschmettert werden. Armer Preuße! weil du mit dem Degen besser als mit der Feder umzugehen weißt, so schätze den Werth eines Mannes von Ehre, und die Schande eines Pasquillanten. Warum hast du es versucht, den Verfasser des geheimen Briefwechsels zu bestreiten? Sieh, wie er für Wuth sich sträubet, und von Epigrammen funkelt, wie er unbescheidne Beywörter zu übelgewählten Hauptwörtern setzt, und sie erschrekken über diese hölliſche Zusammenfügung, auf dich, auf das was du bist, gewesen bist und seyn wirst, losschießt? Er mußte dich mit oberflächlichem Witze über die Hauptstadt vergnügen, und zu den Füßen des übelgestalteten Götzen verfliegenden Weihrauch anzünden, welchen sie angenommen haben, weil sie ehedem Kinderklappern und Spielereyen liebten; er sollte es sehen und du schweigen! Ach armer Trenk! wem giebst du dich Preiß?

§. 4.

Was der Verfasser von den Türken und Russen schreibt, ist sehr richtig. Es ist auch außer allen

len Zweifel, daß alle in Ungarn lebende Griechen den Russen ganz ergeben sind, und daß der Kaiser, der sie lange Zeit verfolgt hat, sie mit der römischen Kirche zu vereinigen, niemals weder auf ihre Liebe noch Treue wird rechnen können. Aus dieser Ursache fehlen der österreichischen Armee auf jeder Seite die nöthigen Spione, indessen die Türken überall Wegweiser finden, und die Russen Sieger sind, wo die kaiserlichen Truppen Niederlage und Schande antreffen. Außerdem sind alle Provinzen der Europäischen Türkey von Griechen bewohnt; der größte Theil der Kaufleute zu Konstantinopel, Smirna und in Asien gehören zur griechischen Kirche, und die russische Kaiserin, welche sich zu ihrer Beschützerin aufgeworfen hat, erhält von ihnen beträchtliche Geldsummen. Die Türken wissen und leiden es, weil sie durch die Aufhaffung eines Mißbrauchs ihren Handel zerstören und ihre Provinzen entvölkern würden. Hierinnen liegt für die Eroberungen der Russen ein Vortheil, welchen der Kaiser niemals haben wird, wenn er auch seine Macht dreyfach vermehrte, und die ganze Europäische Türkey unter seine Oberherrschaft brächte. Er wird niemals weder an den Griechen noch an den Türken Unterthanen haben. Er wird seine Truppen zur Besetzung der Einöden aufopfern, unnütze Vestungen erbauen, und niemals werden ihm seine Aufopferungen eine wirklich vortheilhafte Vergrößerung verschaffen. Wer wollte übrigens ein Land bewohnen, wo man beständig in Gefahr

ist, von wilden Abentheurern beschädigt und beraubt zu werden? Dieß ist eine Vergleichung, welche dem wissenden Argus entwischt ist, und von der ein wahrer Staatsmann überzeugt seyn wird.

§. 5.

Auf S. 117 macht der Reisende seinem Minister den Vorschlag, ihn in die Moldau und Wallachey zu senden, damit er sie eben so, wie Berlin, auskundschaften, und über die Hospodars derselben, wie über den König von Preußen, sein Urtheil fällen könne; kurz, um sie eben so lächerlich zu machen, als er bemüht gewesen ist, einen Prinzen in Verachtung zu bringen, der keinen andern Fehler hat, als daß er das nicht war, was er wünschte, daß er gewesen seyn möchte. Wenn der unbarmherzige Ausspäher geringer Geheimnisse unserer Europäischen Höfe in die Gesellschaft der Verschnittenen des Serails sich schleicht, so ists um die Ehre des Sultans geschehen. Welch eine Menge von Anecdoten wird er dann nicht durch Hülfe der Bedienten, die er als Spione annehmen wird, sammeln und bekannt machen? Ich zweifele indessen, ob der Großvezier ihn eben so teufelig, als der Minister von Herzberg, behandeln, und ob er bey dem Großherrn eben so viel Duldsamkeit als beym Prinzen Heinrich, finden möchte. Wenn er zu Konstantinopel unverschämt genug wäre, von der Favoritsultanin eben so zu sprechen, als wie er zu

Berlin

Berlin von der Fräulein von Voß gesprochen hat, so bin ich überzeugt, daß er nicht wegkommt, ohne die Strenge der türkischen Gerechtigkeit empfunden zu haben. Vielleicht sind auch nur die Preußen allein nachsichtig genug, denjenigen, welcher sie beleidigt, mit Artigkeit zu behandeln. Ihr Verfahren kann, wie ich schon erinnert habe, aus tiefer Verachtung herrühren; allein nicht jedermann, z. B. unser Reisender, ist für Verachtung empfänglich. Diß ist die Ursache, warum ich, der ich unter „diesen nordischen Bestien" gebohren worden bin, gegen welche er so viel stolze Verachtung zeigt, mir die unterthänigste Freyheit genommen habe, einen stolzen, boshaften, verläumderischen und lügenhaften Verräther zu entlarven.

§. 6.

Einer der großen Endzwecke des Reisenden war, sich als bevollmächtigten Gesandten anstellen zu lassen. Er wiederholt dieses bey jeder Gelegenheit, besonders aber, wenn er den Grafen von Esterno mit schlechten Schilderungen und mit seynsollenden Beschuldigungen anareift, oder sich über seine Lage beklagt. Seite 118 versichert er, es sey unmöglich, daß er zu Berlin nichts bezeichnen solle; und fügt hinzu: „ich habe zu viel Ruf, zu „viel Bekanntschaft mit dem Prinzen „Heinrich, der zu sehr altes Weib ist, „und der kein Geheimniß verschweigen

„kann u. s. w.“ Hier haben also die Bekanntschaften eine seltsame Dankbarkeit erzeuget!

In dem nämlichen Briefe bemüht er sich weiter unten die Leute zu überreden, daß der ehrwürdige Minister, Graf von Finkenstein vereinigt mit ihm karen arbeite, der französischen Parthey, auf Rossen der Englischen, und Herzbergs Entwürfen zum Trotz, am Berliner Hofe die Oberhand zu verschaffen. „Ich bin überzeugt,“ sagt er, „daß dieser Minister (der Graf von Finkenstein) bloß die Worte zu hören wünscht, „daß ich nichts als ein guter Bürger „und guter Beobachter sey.“

Wer den Grafen von Finkenstein kennt, wird überzeugt seyn, daß er weit entfernt ist, sich in Kabale und Verrätherey einzulassen, und daß er viel zu einsichtsvoll ist, als daß ihn ein eben so verächtlicher als verachtungswürdiger Mensch hintergehen könnte. Diese unwahrscheinliche Behauptung war nur ein Mann niederzuschreiben im Stande, der seiner Begierde, für einen wichtigen Unterhändler gehalten zu werden, alles aufopfert.

Endlich sagt er S. 120 nochmals: „Der „Prinz Heinrich dringt sehr in mich, „daß ich mir einen Charakter möge geben lassen — — oder wenigstens eine „Art von Kredit beym Grafen Finkenstein mir verschaffen solle.“

Hier

Hier bringt der Reisende also schon wieder seinen großen Endzweck vor. Um dazu zu gelangen, ist es ihm gleichgültig, ob er sich Erdichtungen, Wahrscheinlichkeiten und Lügen bedienen soll. Kurz, er schont nichts, und stellt sogar mit einem Federzuge den Prinzen Heinrich und den Grafen von Finkenstein als Verräther ihres Vaterlandes auf. Zu welchen Ausschweifungen kann die Ehrsucht führen, wenn sie sich in das Herz eines unverschämten Menschen einschleicht, dessen Hauptgrundgesetze Eigendünkel und Frechheit sind! — Was wird man endlich von diesem Buche, von dessen Verfasser und von denjenigen urtheilen, die es verbreitet, beschützt und gerühmt haben, wenn man ihnen die Absichten des Lästerers wird entdeckt und kenntlich gemacht haben!

§. 7.

Indem der Briefschreiber von Madame Rietz redet, hat er den Titel ihres Mannes, der Kämmerer (Treforier de la Chambre) nicht aber Erzkämmerer (Chambellan) ist, falsch übersetzt. In Preußen ist es nicht Sitte, einen Kammerdiener zum Erzkämmerer zu machen. Die Männer der Maitressen des Königs werden überhaupt nicht so behandelt, wie man einige in Frankreich hat behandeln sehen. Niemals wird Herr Rietz sich weder bereichern noch Einfluß verschaffen, und niemals wird er Verhaftsbefehle auswirken können, wie der

ren die Aeltern der letzten Maitresse Ludwigs XV. ausgewirkt haben. Der König Friedrich Wilhelm ist Freund und leidenschaftlicher Verehrer des schönen Geschlechts; aber diese herrschende Neigung wird ihn niemals weder seine noch seiner Unterthanen Ehre vergessen lassen.

§. 8.

Eine eben so ungerechte als boshafte Spötterey endigt diesen Brief mit folgenden Worten: „Herz„berg steht fest, wennn er sich nicht „selbst durch sein Ungeschick stürzt.“ Allein bis itzt ist dieser Minister geschickt genug gewesen, sich in seinem gefährlichen Posten, den er seit langen Zeiten besitzt, zu erhalten. Bis itzt hat die Rechtschaffenheit des Mannes sich mit dem Ruhme des Ministers vereinigt: bis itzt hat er seine Macht und sein Ansehen nur auf die Verherrlichung seines Vaterlandes verwendet; bis itzt endlich hat sein patriotischer Eifer, der ihn aufzehrt, und sein Enthusiasmus alle rechtschaffene Preußen, deren es viele giebt, belebt, ob sie gleich Graf von Mirabeau deswegen tadelt. Wenn der Graf von Herzberg niemahls mehr als die Beleidigungen eines Spions und sein eigenes Ungeschick, das ihm der letztere vorwirft, zu befürchten hat, so kann man in der That behaupten, daß er fest stehe.

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

§. 1.

Im zwey und zwanzigsten Briefe spricht der Verfasser von den holländischen Angelegenheiten. Ich war zu eben der Zeit in Berlin, wo sie die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zogen. Ich sahe den Minister, Grafen von Herzberg, täglich und hatte die Ehre, mehrere Mahle mit dem Könige und dem Herzoge von Braunschweig darüber zu sprechen. Ich hatte Localkenntnisse von Holland und wußte, wie groß der Vortheil desjenigen seyn würde, der sich bey einer trocknen Jahreszeit der Hauptschleußen zu Gorcum bemächtigte; denn durch dieses Mittel konnte man Holland einen tödtlichen Streich versetzen. Da mir nun alle die Ursachen und Ereignisse dieser merkwürdigen Revolution, auf welche alle Staatskabinetter ihre Augen gerichtet hatten, bekannt sind, so will ich dieselben meinen Lesern mittheilen. Diese Geschichte wird übrigens dienen können, die auf Friedrich Wilhelms Ruhm Eifersüchtigen zu beschämen.

Man kennt die Quellen der Unruhen, welche diese unglückliche Republik zerrüttet haben. Wenn eine ganz dem Handel ergebene Nation seine

Kriegs-

Kriegsmacht und seine politische Wichtigkeit vernachläßigt und sich auf ihre Reichthümer verläßt, so muß sie nothwendig die Beute des ersten ehrsüchtigen und mächtigen Bäraers werden, der sich ihrer zu bemächtigen versucht. Übrigens wird auch der Habsüchtige jederzeit seine Stimme dem Meistbiethenden verkaufen.

Die nach Titeln und Ansehn begierigen Aristokraten waren auf die Macht des Prinzen von Oranien eifersüchtig; sie erschraken über den Verächter ihrer Reichthümer, und der Pöbel säumte nicht, sich gegen das zu empören, was man den Despotismus des Statthalters nannte. Das Feuer brach zu Utrecht aus, wo sich das Volk zu bewafnen anfing, und, als es sich bewafnet hatte, den Aristokraten mehr als dem Prinzen von Oranien drohte. Nunmehr sahen jene ihre Unvorsichtigkeit ein; allein viel zu spät, um sie noch verbessern zu können.

Das Volk und der gedungene Soldat setzten sogleich die Reichen in Contribution, und die Plünderung ward allgemein. Der Statthalter unterhielt diese Feindseligkeiten heimlich und der Ruin der Republik schien unvermeidlich. Die vernünftige Politik forderte in der That, daß man alles anwendete, um Englands seit langer Zeit behaupteten Einfluß auf diese Republik zu verringern und auch zugleich derselben ihre alte Constitution zu erhalten.

halten. Nach diesem Grundsatze, den sogleich jeder einfältige Beobachter erkennen mußte, ließ man sie, im Fall es zu Gewaltthätigkeiten kommen sollte, alle die Hülfe hoffen, deren sie benöthiget seyn würden. Man schonte weder Geld noch Drohungen, und die unglücklichen, von betrüglichem Scheine hingerissenen Patrioten fielen in die Schlinge, welche ihnen ein an Versprechungen reicher Minister gelegt hatte, der sich über das erlangte Ansehn freute und nur durch zufällige Mittel seine Versprechungen zu erfüllen geneigt war.

Indessen hat die Gemahlin des Statthalters, Engländerin aus Neigung und muthig gemacht durch den Schutz der Engländer, ihren Bruder Friederich Wilhelm um Beystand. Der Minister von Hertzberg sahe ein, daß der Augenblick da wäre, wo er den Franzosen einen Streich versetzen könnte, der lange Zeit nachtheilige Folgen für dieselben haben würde. Daher wendete er alles an, um seinen König zu einer in die Augen fallenden Unterstützung seiner Schwester zu bewegen und im Fall Frankreich sich ernstlich einfallen ließe, Krieg zu führen, dieselbe sogar durch die Waffen zu behaupten. Der von Natur friedfertige König befürchtete aber, daß die Holländischen Unruhen einen allgemeinen Krieg in Europa bewirken möchten und gab den Rathschlägen seines Ministers kein Gehör. Der Prinz Heinrich und seine Parthey bemühten sich den König bey dieser Meynung zu erhalten.

Endlich

Endlich stellte Herzberg dem Könige vor, daß es hinreichend seyn würde, alle französischen Entwürfe zu hintertreiben, wenn er einen sehr geringen Antheil zu Gunsten der Statthalterischen Parthey zeigte; dadurch würden die Freunde des Prinzen von Oranien wieder Muth bekommen und die Rebellen auf einmahl ruhig werden; daß hierzu keine Armee nöthig, sondern allein hinreichend wäre, den Baron von Görtz mit einem Vereinigungsplane und mit der Vollmacht nach Amsterdam zu schicken, auch die stärksten Drohungen zu machen, welche die Umstände erfordern könnten; daß man endlich, wenn nichts ausgerichtet würde, auf den äußersten Fall nur den in Wesel und in den an Holland gränzenden Staaten des Königs in Garnison liegenden Truppen Befehl ertheilte, sich auf die erste Ordre marschfertig zu halten.

Dieser Vorschlag ward untersucht, beurtheilt, mit Beyfall angenommen, und der Baron von Görtz nach Holland gesendet. Herzberg versicherte den König, daß die Drohung, dem Prinzen von Oranien 6000 Mann zu Hülfe marschiren zu lassen, alle die Wirkungen hervorbringen würde, welche man in diesem eben so bedenklichen als drückenden Augenblicke hoffen und verlangen könne; daß der ganze bewafnete Pöbel sich plötzlich dem Statthalter unterwerfen und daß die Aristokraten oder sogenannten Patrioten betrogen, vielleicht gar die Schlachtopfer ihres auf die Unterstützung der Franzosen gesetzten Vertrauens werden würden.

Kaum

Kaum war Görtz in Holland angelanget und kaum hatte Herzberg eine sehr ungewisse Hofnung erhalten, einen großen Streich auszuführen, als ein Mann, den ich nicht nennen kann, angestiftet, ich weiß nicht durch wen, eingenommen und gesinnt, wie man es haben wollte, ich weiß nicht aus welchen Gründen, Mittel fand, den König zu überreden, daß es weise gehandelt seyn würde, sich in nichts zu mischen, seine ersten Befehle zu widerrufen, und Görtzen ganz plötzlich, sogar ohne dem Minister Nachricht davon zu geben, zurück zu berufen. Der betrogene König befolgte diesen treulosen Rath. Nun beobachtete Herzberg keine Mäßigung mehr; er zeigte ganz offenbar und bewieß, daß dasjenige, was man anfänglich durch das einfache Mittel des Scheins und der Drohungen würde haben bewirken können, nunmehro nur durch eine Armee, durch Krieg, Blutvergießen und Verwüstung auszuführen sey; daß der Prinz von Oranien von der Stunde an, wo man einger sehen hätte, er sey ohne Hülfe, ganz gewiß unterliegen müsse. Herzberg war heimlich auf den König und dieser auf Herzbergen unwillig, während daß Finkenstein beym Könige in großen Gnaden stand.

Herzberg, der Friedrich Wilhelms aufrichtige Anhänglichkeit an seine Familie, dessen zärtliche Freundschaft für seine Schwester und sein feines Gefühl für alles das, was seinen Ruhm schmälern

lern kann, kannte, vereinigte sich insgeheim mit der Prinzessin von Oranien wegen der anzuwendenden Mittel, den Patrioten Gelegenheit zu geben, den König wesentlich und persönlich zu beleidigen. Alles ging nach ihren Wünschen. Die Prinzessin wurde auf ihrer Reise nach dem Haag arretirt. Der Courier überbrachte eilends diese Nachricht, und der Minister benutzte in diesem vortheilhaften Augenblicke seine ganze Macht, um den König mit eben so viel Ansehen als Ehre handeln zu lassen.

Auf die erste Nachricht von dieser Beschimpfung war der König unwillig und rufte seinen Minister, der den Vorfall schon vorher kannte. Dieser benahm dem König die Bedenklichkeiten und sprach ihm ohne Mühe Muth ein, indem er ihm durch die deutlichsten Beweise die unglaubliche Schwäche Frankreichs zeigte, zu welcher es durch die Ungeschicklichkeit seiner politischen Spione und durch die Uneinigkeit seiner Minister herabgesunken sey. Hierauf schlug er ihm vor, den seiner Schwester angethanen Schimpf zu rächen, 20000 Mann ins Feld rücken zu lassen, und zu gleicher Zeit dem Kabinet zu Versailles zu erklären, daß, wenn die Franzosen die geringste Miene machten, den aufrührerischen Patrioten zu Hülfe zu eilen, Preußen diesen Schritt als eine Kriegserklärung ansehen und nichtsdestoweniger die Entschließung, den Rechten und der Person der Prinzessin von Oranien Ansehen zu verschaffen, befolgen würde.

Sobald

Sobald er Frankreich so geschildert hatte, war der König überzeugt, daß dieses Reich sich außer Stande befinde, etwas zu unternehmen, daß es gezwungen sey, alles zu leiden, und daß es durch diesen eben so unvermutheten Stoß, den er ihm zufügen könnte, seinen ganzen gesuchten Einfluß auf die europäischen Kabinetter verlieren würde. Aus diesen Gründen, als eine nothwendige Folge seiner politischen Scharfsichtigkeit, und endlich aus Freundschaft für seine Schwester bestimmte sich Friedrich Wilhelm. Die Truppen erhielten Befehl zu marschiren, dem Herzoge von Braunschweig ward das Commando über sie aufgetragen und die Sachen nahmen eine ernsthafte Wendung.

Während dieser Zeit fuhren die Franzosen mit Versprechungen mächtiger Hülfe bey ihrer Patriotenpartey fort, und suchten sie zu überzeugen, daß die Preußen nicht kommen, sondern sich an eitlen Drohungen begnügen lassen würden.

Man bezahlte Zeitungsschreiber, Schrecken zu verbreiten, man hörte in den fliegenden Staatsblättern ein großes Lager zu Givet ankündigen, fürchterliche Kriegsrüstungen erzählen und große Prahlereyen von der wirklich verlangten Hülfe machen, die Frankreich den Patrioten bestimmte. Diß ganze Geschrey erschreckte zu Berlin Niemanden. Man wußte daselbst besser, was man davon halten sollte, und die nordischen Bestien

hatten die Verwegenheit, alle die Großsprechereyen zu verspotten, wodurch man ihnen Unruhe machen wollte.

Die Preußen waren auf dem Marsche und kamen an den holländischen Gränzen an, wo sie Halt machten. Man hatte dem Herzoge zum Anfange seiner Operationen einen Tag bestimmt, bis auf diesen mußte er die Vollziehung aufschieben und Achtung geben, ob sich die Patrioten unterwerfen würden oder nicht.

Ich muß hier als dem schicklichsten Orte eine mir bekannte Anekdote und einen besondern Vorfall erzählen, der sich während dieses Verfahrens der Preußen ereignete, während daß die Franzosen nicht allein sehr langsam, sondern auch noch bey jedem Schritte rückwärts marschirten.

Der Oberste, Baron von Grothusen, mein Freund, ein Mann von großen Talenten und Einsichten, aber zu freymüthig und offenherzig und von einem ganz eigenthümlichen Charakter, machte eine Reise nach Amsterdam. Seine Beredsamkeit und seine Art, sich zu empfehlen, erwarben ihm sogleich das Zutrauen der vernünftigsten Patrioten, und es glückte ihm, sie zu überzeugen:

1) Eine Gesandtschaft nach Berlin zu schicken, welche sowohl wegen der der Prinzessin von Oranien als auch der Schwester des Königs angethanen Beleidigung um Verzeihung bitten sollte.

2) Durch

2) Durch Preußische Vermittelung alles gütlich mit Uebereinstimmung der beständigen Constitution der Republik beyzulegen.

3) Mit Preußen, England und Frankreich ausgeschlossen, ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, mit dem Versprechen, unter der Garantie Preußens und des deutschen Fürstenbundes zwischen diesen beyden Mächten beständig eine genaue Neutralität zu beobachten.

Diß scheint mir der nützlichste und vernünftigste Plan sowohl für Holland als auch für Preußen zu seyn, überhaupt aber seitdem jenes von der Eifersucht überzeugt worden ist, welche sie bey den Nachbarn wegen ihrer Reichthümer erregt hat.

War dieser Vertrag einmal unterzeichnet, so würde ein großer Theil der Mißvergnügten in den Preußischen Staaten mit der nämlichen Treue, welche man ihnen in Frankreich und Brabant zusagte, eine Freystadt haben suchen können. Ein ähnlicher Vertrag zwischen den beyden Mächten würde ihren wechselseitigen Ruhm vergrößert haben, vorzüglich wenn die vereinigten Provinzen von einer genugsam aufgeklärten Politik geleitet worden, und weise genug gewesen wären, ohne irgend einen Betrug die Allianz mit Preußen zu erhalten, das seine Beschützerin geworden wäre.

Hier ist die Ursache, warum dieser Entwurf fehl schlug.

Die Prinzessin von Oranien, die, wie ich bereits erinnert habe, bey jeder Gelegenheit die Engländer begünstigt, die Frankreich einen Schimpf anzuthun wünschte, welcher die ihr zugefügte Beleidigung, indem es die Patriotenpartheo gegen das Interesse ihres Hauses aufgewiegelt hatte, rächen könnte, war von Grothusens Entwurfe unterrichtet. Sogleich vereinigten sich ihre Freunde zu Utrecht und Amsterdam, die Abschlüßung eines Vertrags zu verhindern, der ohnehin nicht leicht geschwind zu beendigen war, weil eine große Anzahl eigennütziger Köpfe daran Theil nehmen mußten. Grothusen wendete auf seiner Seite alles an, um durchzudringen, die Thätigkeit des Herzogs von Braunschweig aufzuhalten und es dahin zu bringen, den unglücklichen Endtermin, welchen man ihm vorgeschrieben hatte, auf einige Tage weiter hinauszusetzen. Die Prinzessin, welche davon Nachricht bekam, stellte dem Herzoge von Braunschweig vor, daß, wenn er den günstigen Augenblick vorbeystreichen ließe, so würden die Patrioten die Verzögerung benutzen und falsche Friedensbedingungen bewilligen, um ihre Vertheidigungsmittel zu vermehren; endlich stellte sie den Grothusenschen Entwurf als eine Chimäre dar; daher rückte der Herzog von Braunschweig in dem nämlichen Augenblicke, wo man die Deputation an den Berliner Hof beschloß, an der Spitze einer Armee in Holland ein und bemächtigte sich der Schleußen zu Gorcum. Der Fürst von Salm, auf

auf welchen die Patrioten ihr ganzes Vertrauen gesetzt hatten, verließ Utrecht und überlieferte sie der Macht ihrer Feinde. In diesem entscheidenden Augenblicke, wo sie der Chef verlassen hatte, zeigte sich der Herzog von Braunschweig vor den Thoren zu Amsterdam. So war der große Streich geschehen, und die Prinzessin von Oranien gerächt. Der glorreiche und besänftigte König von Preußen erkannte, daß seine Truppen weder ihre Tapferkeit noch Thätigkeit verloren hatten und der Herzog von Braunschweig gab einen neuen Beweiß von seinen kriegerischen Kenntnissen. Die Statthalterische Parthey siegte und die Patrioten wurden mit einer Unmenschlichkeit aus ihrem Vaterlande vertrieben, welche in der Geschichte Epoche machen wird. England gelangte zu seinem Zwecke; Frankreich aber sah seine Entwürfe gescheitert, indem es sich in einem politischen Schach befand, aus welchem es sehr schwer kommen wird, und dem es doch mit wenig Klugheit und Festigkeit würde haben zuvorkommen können. Um Holland in dieser zweydeutigen Lage zu erhalten, hat Frankreich ungeheure Summen aufgewendet und verloren; sein Ruhm hat gelitten und eine große Zahl holländischer Flüchtlinge ist gegenwärtig ihrem öffentlichen Schatze schuldig.

Da Grothusen seinen Plan scheitern sahe, so verließ er Amsterdam und trat unter dem Herzoge von Braunschweig wiederum in seinen Platz bey der

Preussischen Cavallerie und bewieß hier eben so sehr das einzige Verlangen, alles wieder auf den Weg des Friedens zurück zu führen, als wie er es in Amsterdam gethan hatte. Dieser artige Mann war in allen seinen Unternehmungen unglücklich. Zu Berlin breiteten seine Feinde aus, daß er von der Antistatthalterischen Parthey große Geldsummen bekommen hätte, um den Absichten des Königs von Preußen entgegen zu handeln. Als ihn die Patrioten, welche er mit Mühe für sich eingenommen hatte, wider sich mit den Waffen in der Hand sahen, so betrachteten sie ihn als einen Verräther, der ihr Zutrauen gemißbraucht hätte. Zu allen diesem fehlte nur noch, daß er der Feindseligkeit der Prinzessin von Oranien aufgeopfert wurde, welches nicht lange ausblieb. Nach geschlossenen Frieden machte er unvorsichtiger Weise eine Reise nach Paris, wo sich viel geflüchtete Patrioten aufhielten. Er erhielt daselbst sehr vortheilhafte Versprechungen, um in französische Dienste zu treten. Seine Ehre erlaubte ihm nicht, dieselben anzunehmen; er schlug sie ab, reiste zu Fuß nach Potsdam und war, als er daselbst ankam, in Ungnade gefallen.

Ich habe diese Anecdote hier angeführet, weil ich alle einzelne Umstände derselben kannte und weil man sie schändlich verunstaltet hat. Grothusen hat nie weder von den Franzosen, noch von den Patrioten die kleinste Summe empfangen, er steckt sogar tief

tief in Schulden und seine Armuth ist sehr groß. Sein Entwurf war schön und eines denkenden Mannes würdig. Er war damit nicht glücklich, weil man es mit zu viel Feuer betrieb und weil der zur Entwerfung großer Plane sehr geschickte Urheber nicht die nöthige Vorsichtigkeit, Feinheit und Standhaftigkeit, sie auszuführen, vom Himmel erhalten hat. Sein Herz hängt ganz an seinem Vaterlande und Könige. Sein edelmüthiges Herz trieb ihn an, für die Holländer zu handeln. Ich weiß nicht aus welchem Grunde er, ohne dem Preußischen Interesse etwas zu vergeben, den Streich von Frankreich abwenden wollte, der es bedrohte. Was folgt daraus? Keine der schädlichen Sachen; und doch sieht er sich mit dem besten Herzen, mit der unschuldigsten Seele und mit den rechtmäßigsten Absichten von jedermann verlassen. Diß ist das Schicksal aller derjenigen, die sich durch eine zu große Aufrichtigkeit hinreißen lassen, sich unbedachtsamer Weise in politische Untersuchungen mischen und also anstatt Gutes, auf welches sie denken, oft ein unersetzliches Uebel bewirken. Ich beklage ihn sehr aufrichtig; allein, da ich seinen unruhigen Charakter, seine Unbesonnenheit, seine wilde Einbildungskraft, seinen Eigensinn und seine gegenwärtige Lage kenne, so betrachte ich ihn als einen Mann ohne alle Rettungsmittel und liebe ihn, ohne es jedoch zu wagen, ihm einen Rath zu geben. Er ist, wie Mirabeau, ein hitziger und leicht zu beleidigender Kopf, aber seine Redlichkeit ist untadel-

haft und niemals ist er jemanden zu schaden willens. Aus dieser Ursache halte ich ihn in Ehren und nehme Antheil an seinem Schicksale.

Wir wollen die jetzige Lage Hollands und das, was sie für die Zukunft bedauernswürdiges verkündigt, flüchtig untersuchen.

Ein blinder und durch die aristokratischen Aufhetzungen erhitzter Fanatismus hat die rechtschaffnen Bürger ire geführet. Voll von Vertrauen auf die in der That feyerlichen Versprechungen des französischen Ministeriums — ich kann davon sprechen, denn ich habe sie in Paris gesehen und gelesen und vielleicht war nichts fähiger, mehr Zutrauen einzuflößen — haben sie den Zorn eines friedliebenden Prinzen erregt; sie haben ihre Reichthümer verloren und ihre Güter confisciren sehen, nachdem man sie gezwungen hatte, ihr Vaterland zu verlassen. Mehrere von ihnen sind im äußersten Elende nach Frankreich gekommen und ihre Seele befindet sich in einem desto härtern Zustande von Aengstlichkeit, da es ihnen unmöglich ist, die undurchdringlichen Nebel der Zukunft zu durchdringen. Die Englische Parthey herrscht gegenwärtig in Holland. Ihr wahrer Zweck ist, diese handelnde Republik zu Grunde zu richten; vielleicht, daß sogar Frankreich niemahls einen andern gehabt hat. Nachdem die Holländischen Kaufleute um sich her die Hindernisse vervielfältigen sehen werden, so werden

den sie nach und nach ihre Häuser und ihre Niederlassungen verlassen, und sich andere Wohnungen wählen; sie werden in andere Staaten auswandern und denjenigen den Vorzug geben, wo man ihr Geld und ihre Betriebsamkeit an sich zu ziehen versteht. Der Staat wird unvermerkt seine ganze innere Kraft verlieren und die willkührliche Gewalt wird bey jeder schicklichen Gelegenheit sich daselbst beständig ausbilden. Alsdenn wird die Eifersucht der Engländer und Franzosen befriedigt seyn, weil Holland nichts mehr seyn wird. Diejenigen seiner Bürger, welche ihre Haussgötzen nicht verlassen wollen, werden die Handlung aufgeben und ihre Einkünfte ruhig genießen, und eine seit langen Zeiten furchtbare Seemacht wird in einen solchen Verfall gerathen, daß Niemand weder ihre Macht mehr fürchten, noch ihr Bündniß verlangen und sie selbst Niemanden mehr besiegen wird.

§. c.

Dies denke ich von der Zukunft. Ich spreche von dieser Begebenheit und ihrem Ausgange als Augenzeuge, als ein Mann, der alle Quellen des Uebels und alle Triebfedern kennt, die man hat springen lassen, und die in den Jahrbüchern der Politik, und unter den zahlreichen Sottisen unsers Jahrhunderts eine auf immer merkwürdige Begebenheit bewirkt haben. Ich hoffe, meine Leser werden mir der Genauigkeit, womit ich die Thatsachen einzeln

angeführet habe, zufrieden seyn, und von meiner Freymüthigkeit nichts mehr als die Anzeige der Quellen verlangen, woraus ich meine Nachrichten geschöpft habe; und hoffe, daß die aus meinen Erzählungen folgenden Schlüsse sie von der Wahrheit derselben überzeugen werden. Weder eine geheime Vertraulichkeit, noch ein geheimnißvoller Briefwechsel haben mich in dieser Staatsveränderung unterrichtet. Das Glück oder der Zufall allein that es, und Nichts gebietet mir über dasjenige Stillschweigen, was ich durch meinen Scharfsinn und Beobachtungsgeist erforscht habe. Ich diene weder itzt, noch verlange ich jemals einem Corps Diplomatique zu dienen. Ich schreibe als Freund der Wahrheit und Menschheit. Wenn jemand aus Neugier in diesem Labyrinthe mehr erforschen will, so kann er sich in Ansehung der Aufklärung besonderer Umstände an mich wenden, und ich werde ihm eine trockne Erzählung machen. Wenn man aber davon eine genaue und auseinander gesetzte Geschichte liefern will, so will ich meine gemachten aufklärenden Bemerkungen mittheilen. Aber ich erkläre hiermit zugleich, daß ich meine Geheimnisse nicht jedermann zu entdecken geneigt bin. Nur einem philosophischen Schriftsteller, einem wahrhaften Kosmopoliten, einem unversöhnlichen Feinde des Despotismus, unfähig der Schwäche und Furcht, wenn es darauf ankommt, gerecht zu handeln, wenn man Völker wegen des tyrannischen Jochs benachrichtigen muß, das sie bedrohet, demjenigen, der meine Absichten,

meinen Charakter und meinen Muth kennt, werde ich meine Ideen mittheilen.

§. 3.

Nun folgt noch eine Anekdote, die ich ohne ungerecht zu handeln nicht zurück behalten darf.

Während daß man in Preussen auf die der Prinzessin von Oranien zu verschaffende Genugthuung dachte, verließ ich Berlin, und reisete nach Wien zurück. Der Kaiser sprach mit mir von den holländischen Angelegenheiten. Ich sah ohne Mühe ein, daß er von Preussen nichts ernsthaftes erwartete, und überzeugt war, daß man so handeln würde, wie er in den Streitigkeiten über die Schifffahrt auf der Schelde gehandelt hatte.*) Ich setzte ihm die Lage der Sachen und die gefaßten Entschlüsse nebst den zur Ausführung genommenen Maßregeln auseinander. Ich versicherte ihn ausdrücklich, daß der Herzog von Braunschweig an einem schon bestimmten Tage nach der ihm ertheilten und mir bekannten Ordre in Holland einbrechen, kurz, daß die Preussen

*) Von dieser Gelegenheit that man dem Kaiser einen Schimpf an, welchen Friedrich Wilhelm an seiner Stelle entweder würde auszuweichen, oder zu rächen gewußt haben. Allein der König von Preussen würde auch Hrn. Linguet nicht die Rechtfertigung aufgetragen haben, dessen Feder eben so wenig geschickt ist, einsichtsvolle Männer zu überzeugen, als die österreichischen Kanonen im Stande waren, die Holländer zu erschrecken.

Preussen innerhalb acht Tagen in Amsterdam seyn würden. Der Kaiser schlug ein lautes Gelächter auf, und spottete meiner Leichtgläubigkeit. Er tadelte mein Vorurtheil, sowohl von der Festigkeit als Schnelligkeit der preussischen Operationen; vorzüglich aber machte er sich über die acht Tage lustig, die ich zum Ziel der Ausführung gesetzt hatte, und schloß damit, daß hunderttausend Preussen in acht Jahren einen ähnlichen Entwurf nicht ausführen würden. Auffallend ist es, daß die nach Holland marschirte Armee nur wirklich aus vierzehn tausend Mann bestand.

Einige Tage drauf überbrachte ein Courier von dem geschehenen Einmarsche nach Holland die Nachricht. Der Monarch hat seit der entworfenen Eroberung von Konstantinopel nicht mit mir gesprochen; aber er hat keinen Herzog von Braunschweig an der Spitze seiner Truppen. Wenn er ihn auch hätte, so würde man vor Belgrad doch mehr Schwierigkeiten finden, als vor Utrecht. Der Pascha ist wahrscheinlich dem Prinzen von Salm nicht ähnlich; die Oesterreicher sind keine Preussen, *) die Strassen

*) Wenn auch der Kaiser den Herzog von Braunschweig nicht zum Heerführer hat, so kommandiren doch der Prinz von Sachsen-Coburg und Lauden, einiger andern nicht zu gedenken, seine Armeen mit grossen Einsichten und Ruhm, zumal da sie mit unglaublichen Schwierigkeiten des Terrains, der Zufuhre ꝛc. zu kämpfen haben. Was die österreichischen Truppen anbelangt, so haben sie bisher gegen einen wüthen-

ſen nach Conſtantinopel ſchwerer zu marſchiren, als die Dämme und Steinwege in Holland; es iſt ein groſſer Unterſchied zwiſchen dem nervichten Körperbaue der Türken und dem ſchwächlichen der kaufmänniſchen Patrioten; es iſt .... doch ich will keine Schwierigkeiten mehr anführen. Es mag genug ſeyn, Herrn Linguet eine neue Gelegenheit zu Raiſonnements gegeben zu haben, wenn er noch einmal tauſend Dukaten für die Vertheidigung der Rechte, welche Deutſchland auf die türkiſchen Beſitzungen hat, verdienen, und durch ſchöne Phraſen beweiſen wollte, daß der Kaiſer eine freie Schifffahrt in der Meerenge der Dardanellen verlangen könne. Wenn dieſe im Grunde eben nicht chriſtlichen Forderungen auch durch eine furchtbare, mit guten Matroſen, Soldaten, Capitains, und gut bedienten Artillerie ausgerüſtete Flotte unterſtützt würden, ſo zweifelte ich nicht an einem glücklichen Ausgange; ich denke ſogar, daß Joſeph eben ſo gut vor Conſtantinopel anlangen kann, als Wilhelm in Amſterdam eingerückt iſt; allein ohne dieſe wird er die Dardanellen eben ſo wenig als die Schelde behaupten.

Noch hätte ich meinen Leſern einige wichtige Bemerkungen über Holland mitzutheilen, allein da ſie

wüthenden Feind mit der gröſten Tapferkeit gefochten, und werden eben durch dieſen bis zur Raſerey tapfern Feind zu den geübteſten und fürchterlichſten Soldaten gebildet, welches ohnſtreitig der gröſte Vortheil des Kaiſers aus dem Türkenkriege ſeyn wird.

A. d. H.

ſie mich zu weit von dem reiſenden Franzoſen entfernen würden, ſo will ich ſie an einem andern Orte anführen, und itzt zum Reiſenden zurück kehren.

§. 4.

Seite 125 und 126 ſpricht er von der Fräulein von Voß und von der Madame Ritz, wie der niedrigſte Pöbel von Berlin. Mitten unter dieſem gewagten Geſchwätz macht er im Vorbeygehen einen Ausfall auf Friedrich den Großen. Er behauptet, daß unter ſeiner glorreichen Regierung eine Frau von Treuſſel die wichtigſten Stellen habe vergeben können, und ſchließt daraus, daß unter einem andern Könige der Staat durch Intrigue und Favoritenwerde regiert werden. Das würde ein erwünſchter Augenblick für Leute von ſeiner Denkungsart ſeyn; aber dieſer Augenblick wird nie kommen. Ueberhaupt muß man erſt gewiß wiſſen, was die Frau von Treuſſel geweſen iſt. Ich würde der ganzen Erzählung überhoben ſeyn können; jedoch um nicht den Verdacht zu erregen, als habe der Reiſende allein eine geheime Anekdote gewußt, ſo will ich ſie ganz kurz erzählen.

Friedrich der Große hat dieſe durchaus nicht liebenswürdige Frau niemals geliebt. Der Sammler ſpricht davon nach den gemachten Vorausſetzungen und den Erzählungen der Berliner Müſſiggänger,

ger, worauf er auch fast alle Erzählungen in seinem geheimen Briefwechsel gegründet hat. Die Frau von Trousel war an einen Obristen gleiches Nahmens verheurathet, der aus Verzweifelung über seine Heurath sich die Kuzel durch den Kopf schoß. So viel kann ich von der Frau von Trousel sagen, welche zwar einige auffallende Abentheuer, aber niemals den geringsten Einfluß auf den großen Friedrich gehabt haben kann.

Es giebt eine Kunst und eine Art, den Lügen eine hinterlistige Wendung zu geben. Mit einem zurückhaltenden Tone, mit einigen nachdrucksvollen Sätzen, und mit einem geheimnißvollen Ansehen überrumpelt man die Vernunft des Lesers, man reizt seine Einbildungskraft, man beschäftigt sie, man macht endlich auf sein Urtheil einen sehr lebhaften Eindruck, welcher durch den ungekünsteltesten Ausbruch jeder Wahrheit schadet. Der Mensch ist ein seltsames Geschöpf, das fast in keinem Falle ihm bekannte Dinge mit viel Leichtigkeit thut; und seine Aufmerksamkeit rege zu machen, sind künstliche Umwege, glänzende Dunkelheiten nöthig; alsdenn geräth sein Geist in Bewegung, läßt sich einnehmen, und bewundert. Der Verfasser des geheimen Briefwechsels kennt alle diese Hülfsmittel, und bedient sich derselben sehr geschickt, aber mit so treuloser Verschlagenheit, daß der dumme Haufen seiner Leser für seine Schmähungen eingenommen wird.

§. 5.

§. 5.

Auf der 126sten Seite u. ff. findet man eine Anekdote, welche allein schon die boshaften Absichten des Verfassers beweisen, und seine schwarze Seele deutlich zeigen könnte. Er entehrt dadurch die Großfürstin von Rußland, eine Prinzessin, die wegen ihrer Schönheit, ihrer Sanftmuth, ihres edlen Herzens der Liebe aller Nationen würdig ist. Diese Erzählung, wodurch man sie als eine verliebte Dame aufstellt, ist eine Erdichtung des Verfassers, durch welche er seinem Witze Ansehn verschaffen will. Indessen hat diese Erdichtung einen von der Einleitung sehr verschiedenen Endzweck, und jeder aufmerksame Leser wird anstehen, ihr Beyfall zu geben.

Der angenommene Held der Geschichte ist ein junger Mann, den der Graf von Mirabeau nicht persönlich kennen, doch aber in Rußland unter der Behauptung angestellt wissen will, weil er Frankreich daselbst gewiß sehr nutzbar seyn könnte, im Fall, daß die damals sehr zweifelhaften Gesundheitsumstände der Kaiserin die Regierungsveränderung nach sich ziehen würden. Man kann ohne Bedenken voraussetzen, daß dieser junge Mann von Mirabeau's Parthey war, von welchem er Vortheile hoffte, oder mit welchem er sich auf irgend eine Art übernommener Aufträge zu entledigen suchte. Beym Spioniren hat ohne Widerrede derjenige mit Recht

den

den Vorzug, welcher durch jede Art von Intriguen durchschauen kann. Indem der Reisende den jungen Mann als einen Märtyrer der Liebe vorstellt, so war er, oder glaubte doch gewiß zu seyn, die Neugierde und die Wohlgewogenheit des Ministers für seinen Amtsgehülfen zu erregen. Aus dieser Ursache erfand er eine Geschichte, die den Geschichtschreiber entehrt, der sich wenig darum bekümmert, die Gemahlin des Erben eines großen Reichs verdächtig zu machen, wenn er nur zu seinem Zwecke gelangt; und der sein romanhaftes Gewäsch desto leichter erzält, weil er versichert ist, daß Niemand als Augenzeuge ihn wegen einer Begebenheit Lügen strafen wird, bey welcher gewöhnlich Niemand zum Zeugen gerufen wird. Er würde ohne diese Voraussetzung wegen dieser Erzählung gewiß sehr unglücklich seyn. Dem sey wie ihm wolle, der Entwurf des Hrn. von Mirabeau ist gescheitert; man hat seinen saubern Ritter nicht nach Rußland geschickt, und ich bin gewiß, daß man seiner Erzählung, die nur von Menschen wie er erwartet werden kann, keinen Beyfall gegeben hat.

Allein der geheime Briefwechsel ist öffentlich verkauft worden. Die Großfürstin, die vorher nur in den Augen einiger Minister des französischen Hofs verdächtig war, ist es itzt in den Augen von ganz Europa, und sie hat das Recht, eine öffentliche Bestrafung des Verläumders zu verlangen, der nicht errötherte, ihren Rang und ihre Ehre zu be-

schimpfen. Noch ist sie nicht verlangt worden; allein wer weiß, ob ihr Stillschweigen nicht für die Zukunft fürchterlichere Folgen haben kann? Aus diesem allen erhellet deutlich, wie gefährlich ein Mann seinem Vaterlande ist, wo er noch itzt der Ruhe genießt, der alle europäische Höfe beleidigt, Rußland, den Kaiser, den König von Preussen, die tugendhaftesten, edelsten und berühmtesten Menschen von der Welt zum Zorn reizt, und der wie ein neuer Erostrat die ganze Welt in Krieg verwickeln will. Und diesen Menschen, dem nichts zu heilig ist, hat man unter die ehrwürdigsten Männer seines Vaterlandes', unter die Glieder der Nationalversammlung aufgenommen! Man kennt ihn, und stößt ihn nicht heraus! Ich verlange es von einem edelmüthigern als klugen, von einem wohlthätigern als wohl überlegenden Volke. Heißt das nicht den groben Muthwillen dieses neuen Helden in Ansehn bringen? Heißt das endlich nicht, den Fremden triftige Ursachen an die Hand geben, um ein eben so großes Mißtrauen in das Kabinet zu Versailles, als in dessen Kundschafter zu setzen?

Diese Beobachtungen müssen nicht leichtsinnig übersehen werden. Wann die französischen Leser über die Avantüre, die den Steff dazu giebt, gelacht haben, so müssen sie gar nicht glauben, daß sie auch in Rußland Lachen erregt, und daß man daselbst ohne Unwillen von einer allgemein angebeteten Prinzessin die Rolle einer Kleopatra haben spielen

len sehen. Ich bürge nicht für die Tugend einer Frau. Ich kenne die menschliche Schwäche, die Stärke der Leidenschaften, ihre Verblendung, ihre Ausschweifung; allein ich weiß auch, daß sie nur den moralischen Charakter einzelner Menschen beherrschen; daß es einige giebt, die man bekämpfen kann und muß, und daß, wenn die Großherzoginn nur einen Augenblick ihre Tugend, ihre Pflichten und die Hochachtung, die sie sich selbst schuldig ist, hätte vergessen können, es sich für einen herumschweifenden Liebesritter, für den Freund eines Freundes des Grafen von Mirabeau nicht würde gezieme haben, sein gutes Glück auszuplaudern.

§. 6.

Man findet auf Seite 131 einen ganz widersprechenden Bericht über die Untersuchung des Amtes Wusterhausen, von dem, was schon Seite 90. davon gesagt wurde. So muß sich also ein Beobachter widersprechen, der seine Entdeckungen im Finstern macht, und der sich gedrungen sieht, lieber Anekdoten zusammen zu tragen, als politische Ursachen zu ergründen.

§. 7.

Da der Reisende, Seite ebendaselbst, von dem Betragen, das der junge Graf von Romanzow bey dem Tode des verstorbenen Königs beobachtete, re-

det, so will ich hier die wahre Ursache zu dieser ganz sonderbaren Aufführung zeigen.

Friedrich der Große schätzte den Feldmarschall von Romanzow sehr hoch; er empfing ihn, da er mit dem Großherzog nach Berlin kam, auf eine sehr auszeichnende Weise; er überhäufte ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen. Sein Sohn, ein noch junger Mann, stolz wie ein Russe, reich, unterstützt, und auch sonst aufgeklärt, wurde zur Gesandtschaft nach Berlin ernennt. Er schmeichelte sich mit einer eben so guten Aufnahme, wie seinem Vater wiederfahren war, er machte sogar Anspruch darauf. Friedrich, der alles schnell übersah, wurde so gleich das unschickliche Begehren des jungen Gesandten gewahr, und täuschte ihn. Dieser wurde über eine so gleichgültige Aufnahme aufgebracht. Bey dem Tode des großen Friedrichs ließ er sich von einer lächerlichen Laune, die einem solchen Manne, wie er, übel anstand, hinreissen; er weigerte sich, keine Trauer, wie doch die andern Gesandten thaten, anzulegen, und achtete nicht auf die Vorstellungen des französischen Ministers, Grafen von Esterno. An dem Tage, da Friedrich Wilhelm von seinen Unterthanen gehuldiget wurde, war er der einzige, der nicht illuminirte. Eine Dame gab ihm zu verstehen, daß diese Ausnahme viel Eigensinn, und wichtige Ursachen verriethe. „Madame, antwortete er, meine Uniform

„und

„und meine Equipage sind illuminirt „genug, als daß ich mir nicht die Er„leuchtung meines Hotels ersparen „sollte.“ Das kann man doch eine Unverschämtheit nach russischer Art nennen. Sie hat für den jungen Grafen von Romanzow, welchen noch andere für den Charakter eines Gesandten unanständige Züge in kein gutes Ansehn gebracht haben, üble Folgen gehabt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Aufführung von dem russischen Hofe nicht genehmiget worden ist.

Zwanzigstes Kapitel.

§. 1.

Der drey und zwanzigste Brief redet von der Beerdigung des Königs. Der Herr Scribent scheint sich nicht recht von der Etiquette des preussischen Hofs belehrt zu haben, weil er insbesondere bemerkt, daß die Generals und die Prinzen Stiefeln getragen hätten. Bey Hofe selbst darf sich ein Officier nie anders als in Stiefeln zeigen; das ist der Befehl. Doch es ist möglich, daß die Bemerkung des Schreibers nur auf die Trauersporen, die der Prinz von Cöthen trug, gehen soll; aber seine Redensart ist nicht deutlich. Uebrigens ist dies alles ganz unbedeutend.

§. 2.

Im Anfange des vier und zwanzigsten Briefs redet er von einem Handelsplan. „Gut, sagt „er, für unsere Finanzen, und gut für „den König, den wir ankirren müs„sen."

Den König ankirren! Wie übereilt der Reisende sieht! In den Handelsgeschäften thut der König nichts von sich selbst, und der Minister von Wer-

Werder, der bey diesem Departement präsidirt, ist ein zu guter, zu einsichtsvoller und zu thätiger Patriot, als daß er in die Fallstricke eines listigen Spions fallen sollte.

Er sagt hierauf: „Bischofswerders Credit wächst täglich; er läßt sichs aber „nicht merken.“ Was ich von diesem Manne, dessen wirkliches Verdienst allgemein anerkannt wird, zu sagen habe, erspare ich auf eine andere Gelegenheit.

Nun kommt die Reihe an den Minister von Wöllner. „Er hat,“ sagt der Reisende, „viel „Kopf und Kenntnisse der innern Landesverwaltung; er war Schwärmer, „wenn er dadurch gefallen konnte, und „von seinen Visionen geheilt zu seyn „scheint, seit der König wünscht, daß „man sie wenigstens verberge.“ Auf den übrigen Seiten kommt er oft wieder auf diesen Minister. Ich kenne seine Person, seine Abkunft, und die Quellen seines Einflusses auf den König. Ich will sogleich von ihm reden. Wenn der Herr von Wöllner mit dem, was ich von ihm sagen werde, nicht zufrieden wäre, so könnte ich mich darüber verwundern, aber mir doch wegen dieser Erzählung nie eine Unwahrheit vorwerfen.

Wöllner ist nicht der vornehmste Minister, wie der Reisende sagt. Er ist Präsident beym geistlichen

chen Departement, und Oberaufseher über die Gebäude zu Berlin. Jedermann weiß, daß er sich mit nichts abgiebt, außer was geradezu seine Stelle angeht, und daß er sein Augenmerk auf keine Unterstützung, auf keine besondere Empfehlung richtet; übrigens ist die Art, wie er sich erhob, sehr merkwürdig. Vor fünf und zwanzig Jahren war er noch Candidat der Theologie, und Hofmeister bey den Kindern des Generals Itzenblitz; er hat sogar zweymal in seiner Kirche mit viel Beredsamkeit und Glück gepredigt. Sein Verdienst, sein Verstand, seine Gestalt rührten das Herz der Tochter des Generals, einer Nichte vom Minister von Finkenstein. Diese Neigung verursachte ihm vielen Kummer; sie wurde von der Familie der jungen Person lange nicht genehmiget; endlich legten seine großen Eigenschaften dem Stolze Stillschweigen auf, und er wurde der glückliche Gemahl seiner zärtlichen Geliebten. Man kaufte ihm eine Domherrenstelle zu Magdeburg. Der Prinz Heinrich, dessen Gunst er sich zu verdienen wußte, ernannte ihn zum Kammerrath. Der verstorbene König kannte seine Verdienste gar nicht. Friedrich Wilhelm schätzte sie, und schenkte ihm seinen aufrichtigen Schutz. Als er den Thron bestieg, so verließ Wöllner den Hof des Prinzen Heinrichs; er wurde nun zum geheimen Finanzrath, und zum ersten Director des Bauwesens ernannt. Seit kurzem hat man ihm den Titel und die Stelle eines Präsidenten bey diesem Departement übertragen.

Es

Es ist gewiß, daß er zu Berlin in großem Ansehen steht; aber ich halte ihn weder für einen Schwärmer noch für einen Illuminaten. Und ob man gleich in ganz Preußen diese Meynung von ihm hegt, so glaube ich es doch nicht, weil ich seine große Beurtheilungskraft und seinen Geist zu gut kenne, als daß ich ihn einer so plumpen Thorheit für fähig halten könnte.

Man versichert noch, daß er der eigentliche Verfasser des Religionsedicts sey; eine Verordnung, welche die Andersdenkenden dem Verfolgungsgeiste auszusetzen scheint. Wenn dieses wahr ist, so scheue ich mich nicht, ihn zu tadeln, weil er dem Staate dadurch einen schlechten Dienst erwiesen hat, und es unmöglich ist, daß in der Folgezeit die theologischen Zänkereyen ihm nicht schädlich seyn sollten.

Dieses neue Religionsedict scheint mir im Grunde das nämliche, welches zu Rom wirksam ist, das nämliche, welches zu Konstantinopel als Gesetz gilt. Von dem Augenblicke an, da die Regierung jedem Diener der Religion Befehl giebt, die Lehrsätze derselben, und seine Unterweisungen nur dem Katechismus gemäß zu verbreiten, hört die Freyheit zu glauben und sich aufzuklären auf, und an ihre Stelle tritt ein gebieterischer Zwang. Der Lehrer der herrschenden Religion vermag alles, und bringt auch wohl seinen Gegner auf den Scheiterhaufen.

Es scheint mir daher zu befürchten, es möchte zu Berlin bald eine reformirte Inquisition statt finden, die eben so furchtbar ist, als zu Madrid die katholische. In diesem Falle werden auch daselbst eben so bald die Wissenschaften in einen gänzlichen Verfall gerathen; die Prediger werden sich der Seele und der Gedanken ihrer Zuhörer bemeistern, und jeder aufgeklärte Bürger wird dann verächtlich behandelt, und als ein Ketzer angesehen und verfolgt werden.

Wenn der Herr von Wöllner aus einer von seinen alten theologischen Angewohnheiten, oder deswegen, um die Schwachheit einiger Großen zu schmeicheln, dieses Edict hat aussinnen können; wenn er in der Folge seinem Lande das Unglück verursacht, das ich vorhersehe, so werde ich mir eine Ehre aus seinem Unwillen machen, geschweige denn, daß ich sein Misfallen fürchten sollte. Ein jeder, der die Könige zu dem Mißbrauche ihrer Macht verleiten will, und sie dadurch zu Tyrannen der Gewissensfreyheit macht, scheint mir mit Recht die Verachtung ehrliebender Männer, und den Haß der Welt zu verdienen.

Ueber dieses müßte aber auch der Herr von Wöllner deutlich und gewiß von dem abscheulichen Unrecht, das man ihm vorwirft, überzeugt werden. Unterdessen, bevor er nicht wirklich überzeugt wird, scheint er mir für die preußische Monarchie ein sehr wichtiger

wichtiger und nothwendiger Mann zu seyn. Ich habe ihn gesehen und beobachtet. Ich glaube daher, daß er zu fein ist, als daß er zu viel wagen, zu weise, als daß er nicht sein Schiff glücklich leiten, zu reich durch seine Vermählung und durch die Wohlthaten des Prinzen Heinrichs, als daß er noch durch die Eingriffe auf die Reichthümer des Staats die seinigen vermehren sollte; daß er endlich auch zu große Fähigkeiten besitzt, und Preußen wichtige Dienste leisten kann. Man mache ihm sein Verdienst streitig, und dann wird man nicht mehr über diese so durchgängig gemeine Ungerechtigkeit erstaunen. Gebohren in einem niedrigen Stande, aus dem er sich blos durch sein Genie emporgeschwungen hat; gestellt auf einen glänzenden Posten durch eine glückliche Verbindung gewöhnlicher Verhältnisse, ist er zu natürlich, zu einfach, als daß ihn der Neid antasten, und ihm Fehler aufbürden könne, die er nicht hat, Gesinnungen, die ihm ganz fremd sind; zu redlich, als daß der Zusammenstopler öffentlicher Gerüchte die Verläumdungen nicht mit Sorgfalt sammeln, und damit seine Blätter, auf Kosten eines Mannes, der ihn, vermöge seines scharfen Verstandes, sogleich entlarven würde, anfüllen sollte.

§. 3.

Der Reisende redet Seite 144 nochmals von Boden; allein indem er voraussetzt, daß er mit dem

dem Könige im Briefwechsel gestanden habe, so verdient diese Lüge nicht die geringste Aufmerksamkeit. Ich sehe die Ursachen nicht ein, warum der Beobachter seine Augen grade auf ihn gerichtet hat. Er ist in allgemeiner Verachtung gestorben, die er gewiß werth war. Ich werde nicht wieder von ihm reden, was auch der Herr von Mirabeau noch von ihm zu sagen weiß.

Wie lange zerfleischen sich denn die Wölfe? Hat sich in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge alles verändert?

Ein

Ein und zwanzigstes Kapitel.

§. 1.

Der von Dresden datirte fünf und zwanzigste Brief enthält nichts, was zu beantworten wäre. Am Ende macht der Reisende einige Bemerkungen über den Handel in Norden, den man in Frankreich allzu sehr vernachlässiget. Er giebt ihm den Vorschlag, einen Minister nach Hamburg zu schikken. Diese Beobachtung ist sehr vernünftig. Wenn der Schreiber seinen ganzen Briefwechsel zu einer so weisen Absicht geschrieben hätte, so würde er niemanden beleidiget haben, sondern vielmehr dem Kabinet zu Versailles nützlich gewesen seyn.

§. 2.

Der sechs und zwanzigste Brief ist wegen seiner klugen Absichten und richtigen Bemerkungen auch empfehlungswürdig. Der Schreiber urtheilt richtig über Sachsen, und läßt dem Churfürsten die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren. Sachsen kann bey der jetzigen Verfassung seiner Politik alles, was es an seinem alten Glanze verloren hat, durch die festbegründete Staatseinrichtung, von der man

im

im Auslande überzeugt ist, und durch die innere Oekonomie seines Landesherrn, wieder erhalten. Alles was ich mir die Freyheit nehme zu bemerken, ist, daß die katholischen Paters einen zu großen Einfluß auf die Regierung haben, und dadurch viel Partheylichkeit wider die herrschende Religion erregen. *)

Am Schlusse kommt die Rede wieder auf die Nothwendigkeit, den beobachtenden Spion in ein gewisses Ansehen zu bringen. Diese ewigen Wiederholungen haben keinen Erfolg gehabt; er ist zurückgekommen, wie er abgereist war. Warum? weil man ihn kannte.

§. 3.

Nachdem der Reisende, gleich im Anfange des sieben und zwanzigsten Briefes, von dem genannten Dufour, der eigentlich Chauvier heißt, und sonst Perückenmachergeselle zu Paris war, von dem Herrn Chapuis, dem Liebling der Madame Rietz — alles Männer, die ganz Berlin nach ihrem Gehalte kennt — ein paar Worte gesagt hat, so

*) Hier behauptet der Hr. Baron von Trenk etwas eben so falsches als wie der Hr. von Mirabeau. Wer den Charakter des Churfürsten und die sächsische Staatsverwaltung kennt, wird von der Unmöglichkeit dieses Einflusses ohne einen weitläuftigen Beweiß überzeugt seyn.

A. d. U.

ſo kommt er auf die öſterreichiſche Macht, und ſagt: „daß die allgemeine Meynung das „Oberhaupt des deutſchen Reichs als „einen treuloſen Fürſten zeige.“ (Seite 159) Sein Urtheil über die Manöuvers der kaiſerlichen Armee iſt durchaus richtig. Ich habe auf die nämliche Art in meinen zu Wien herausgegebenen Werken davon geredet, und es wäre nicht unmöglich, daß meine Abhandlung über die Urſachen der Nationaltapferkeit in den verſchiedenen europäiſchen Staaten, in die Hände des Autors gefallen wäre.

§. 4

Der acht und zwanzigſte Brief enthält nichts weiter als gleichgültige beſondere Nachrichten von dem Tode Friedrichs, das Gemählde ausgenommen, das der Autor von dieſem großen Manne zeichnet; es iſt richtig, und ganz vortreflich. Die Schreibart des Reiſenden ſchwingt ſich zu der Höhe des Gegenſtandes hinauf, den er mahlen will. Hier finde ich Urſachen, ihn zu loben, geſchweige daß ich ihn tadeln ſollte.

§. 5.

Alles was der neun und zwanzigſte Brief über Rußland enthält, ſcheint aus dem politiſchen Tractat, den ich deutſch über das ruſſiſche Reich herausgab, buchſtäblich abgeſchrieben zu ſeyn. Ich weiß wenigſtens gewiß, daß mich einer von den Freun-

den

den des Herrn von Mirabeau geleſen hatte, und ich möchte beynahe glauben, daß er ihm die Ideen, die ich im Jahr 1776 mit allgemeinem Beyfalle drucken ließ, werde mitgetheilt haben. Ich werde dieſen Tractat bald ins Franzöſiſche überſetzen, und ich ſchmeichle mir, daß meine unpartheyiſchen Leſer ſich überzeugen werden, daß meine Behauptungen nicht bloß in der Einbildung beſtehen.

Hier will ich nur eine nothwendige Bemerkung machen. Die Ruſſen drohen, den ganzen Handel in Europa an ſich zu reißen; man muß den erſten, den beſten Augenblick ergreifen, um den großen Plan, welchen dieſe Monarchie, die nach einer coloſſaliſchen Größe ſtrebt, entworfen hat, zu verhindern oder zu vernichten. Es muß dem König von Preußen, als Nachbar von den Ruſſen, weit mehr an der Einſchränkung ihres Ehrgeizes gelegen ſeyn, als jedem andern Souverain; er kann ihnen durch Standhaftigkeit, Klugheit und einem guten politiſchen Syſtem einen tödlichen Streich beybringen; aber noch einmal: die Zeit iſt gekommen, der Augenblick iſt nahe.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

§. 1.

Der Verfaſſer erzählt im Eingange des dreyßigſten Briefs ein Verſehen, welches die Königin bey einer Spielpartie machte, und er benutzt dieſe Gelegenheit, das Betragen des Herrn von Eſterno bey dieſem Vorfalle herabzuſetzen. Dies war ein Weg, wo man ſich Anſehn verſchaffen konnte, eine Ausſicht zu der Hoffnung, ſich accreditiren zu laſſen.

§. 2.

Der hitzige Streit zwiſchen Herzberg und Möllendorf, in Betreff der Holländiſchen Affairen, von welchen der Beobachter S. 175 redet, iſt eine Erdichtung, ein zum Vergnügen erzähltes Mährchen, zu welchem nichts Anlaß gegeben hat.

§. 3.

Man hat den Beobachter von dem Herrn Launay, wie von vielen andern Perſonen, falſch berichtet. Auf der nämlichen Seite ſteht, daß dieſe Privatperſon 20000 Thlr. Beſoldung bekäme, da es doch nie mehr als 12000 geweſen ſind; übrigens

hatte Launay, als er sich entfernte, bereits durch die Bestrafung der unglücklichen Uebertreter der Zollrechte große Reichthümer erworben. Die andern bey dem Pachtwesen angestellten Franzosen haben alle mit der Hoffnung und dem Versprechen Pensionen bekommen, bey der ersten günstigen Gelegenheit wieder angestellt zu werden. Koepke und Bewer sind keine Ignoranten, wie der Reisende vorgiebt. Im Grunde hat man bey der Veränderung der Regie in Preußen, nichts als die Personen geändert. Der Minister von Werder ist von Subjecten umgeben, deren Fähigkeiten ihm bekannt waren, und er wird diese Maschine mit eben so viel Verstand als Vorsicht zu dirigiren wissen.

§. 4.

Seite 178 kommt er wieder auf den Herrn Düfour — Chauvier, und sagt, „daß er „eher schlecht als gut behandelt „wird.“ Man hat diesen Mann im Verdacht gehabt, als ob er bey der Affäre der Patrioten den Spion gemacht hätte. Man weiß auch, daß er eins von den Orakeln des Herrn von Mirabeau war, der zur Comellation seiner Bemerkungen und Anekdoten über die preußische Monarchie das seinige redlich beytrug. Er hatte eine Stelle, man hat sie ihm genommen; aber der König giebt ihm 500 Thaler Pension.

§. 5.

§. 5.

Es iſt nicht wahr, daß Wöllner alle Miniſterialpapiere in die Hände bekäme, und alle Entwürfe vorzutragen habe. Der König hat ihm die Durchſicht der Papiere vom verſtorbenen König anvertraut: das iſt alles. Wöllner iſt zu beſcheiden und vorſichtig, als daß er ſich nur im geringſten um das Departement des Herrn von Herzberg bekümmern ſollte.

Der übrige Theil dieſes Briefs enthält nichts als falſche Vorgebungen und Prophezeihungen, von welchen bis jetzt noch nichts erfüllt iſt. Es würde unnütz ſeyn, ſie zu unterſuchen. Alles, was den Prinz Ferdinand und den Prinz Heinrich angeht, iſt ein Gemiſch von eben ſo plumpen als lächerlichen Lügen.

§. 6.

Den ein und dreyßigſten Brief will ich nur obenhin anzeigen. Es wird darinne von den Huldigungsfeyerlichkeiten des neuen Königs, von unbedeutenden Geſchichtchen, von ſchwachköpfigen franzöſiſchen Reiſenden, und von unbedeutenden Handlungen des Königs geredet. Alles iſt in dieſen Erzählungen übertrieben, falſch und äußerſt boshaft.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

§. 1.

Nichts ist unanständiger, als die Art, wie sich der Reisende im Anfange des zwey und dreyßigsten Briefes über Friedrich Wilhelm ausdrückt. Man würde sich nicht verächtlicher über einen Claudius, einen Domitian, und einen Sardanapal ausdrücken können. „Unmöglich," sagt er Seite 1,1 „kann man sich vorstellen, wie groß „bey den innern Hausangelegenheiten „Unordnung und Zeitverschwendung „sind. Die Bedienten fürchten seine „Hitze, sind aber die ersten, welche „seine Unfähigkeit lächerlich machen. „Kein Papier ist in Ordnung; kein „Memoire bezeichnet; kein Brief wird „persönlich eröfnet, und keine mensch„liche Macht würde ihn dahinbrin„gen, vierzig Zeilen hinter ein„ander zu lesen. Der Sturm der Lei„denschaft und die äußerste Trägheit „sind zugleich in ihm vereiniget."

Wenn irgend ein Verbrecher zu der schändlichen Strafe, den Reisenden auszukundschaften, unglücklicher Weise verurtheilt würde, könnte er wohl die

die Unverschämtheit und Kühnheit in den Ausdrücken weiter treiben? Ich habe schon das Gemälde von Friedrich Wilhelm entworfen; ein wenig weiter unten werde ich es ganz aufstellen. Ich antworte also jetzt nicht auf diese schreckliche angeführte Stelle, sondern verweise uns terdessen meine Leser auf das, was ich schon oben im fünften und vierzehnten Kapitel gesagt habe.

„Arme Regierung! Armes Land!“ ruft er Seite 192 aus. Wahrhaftig, der Reisende hat mit Preußen viel Mitleiden. Nichts hat noch seit zwey Jahren, da dieser Briefwechsel geschrieben ist, die Gründe dafür bestätiget. Ich habe nicht nöthig, den Preußen über die Zukunft Trost einzusprechen.

§. 2.

Nachdem der Reisende den Prinzen Heinrich äußerst gemißhandelt hat, so hält er ihn gleichwohl für fähig, daß er Preußen besser als der Minister Herzberg regieren werde, den er als einen Mann schildert „verschmitzter als klug, falscher „als fein, heftiger als empfindsam, „eitler als ehrgeizig, alt, schwach, „u. s. w.“

Trotz dieser zierlichen und gründlichen Entscheidung hat Herzberg, der schon unter der Regierung Friedrichs des Großen durch sein Verdienst berühmt wurde, diesen seinen Ruhm unter der Regierung seines Nachfolgers noch mehr erhöht. Holland, Frankreich und Pohlen wissen, welche

Dienste, und welchen Rath sein Herr von ihm erhalten hat. Und nun, glaubet, ihr Franzosen, glaubet den Prophezeihungen des Herrn von Mirabeau.

§. 3.

Ich will die Menge von ausgedachten satirischen Lügen, von falsch erzählten Gesprächen, von erzwungenen Schlußfolgen, die man bis auf S. 197 findet, nicht widerlegen. Ich will nur bey einem einzigen Punkte stehen bleiben. Der Briefschreiber merkt an, daß die französische Regie im vorigen Jahre sechs Millionen acht hundert tausend deutsche Thaler eingetragen habe. Das ist wahr: allein der König, welcher Erpressungen verabscheut, hat bemerkt, daß diese Pächter durch gewaltsame Bedrückungen das Volk auszumergeln und den Staat ruinirten, und er hat sie nach Frankreich zurückgeschickt, wo es vielleicht nur erlaubt seyn kann, daß der arme Landmann das Pfund Salz, das er nicht braucht, mit 14 Sols bezahlen muß. Wenn eine so gewaltthätige Regie einem Friedrich hat behagen können, so mißfällt sie dem empfindsamen und Gerechtigkeit liebenden Herzen des neuen Königs. Es ist möglich, daß der Schatz verliert; der Staat aber und das Volk müssen doch allemal dabey gewinnen. Man wird unter der Regierung Wilhelms keine französischen Pächter mit einem Bettelstabe zu Berlin ankommen, und mit Tonnen Goldes zurückkehren sehen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

§. 1.

Der drey und dreyßigſte Brief redet von dem „allgemeinen Haß,“ den der Kaiſer, „durch eine Menge unverzeihlicher „und wirklich unbegreiflicher Hand„lungen“ wider ſich rege macht; dabey entſchlüpft ihm ein Gedanke über die gegenwärtige Lage der Ungarn, „über die gewaltſame „Aufhebung ihrer Privilegien.“ Ach! ich beklage ſie auch, dieſe unglücklichen und braven Einwohner Ungarns. Ich habe, gleich wie ſie, alles verloren, und ich ſeufze mit ihnen über unſer gemeinſchaftliches Unglück.

§. 2.

Der Reiſende bemerkt hierauf, Seite 203, „daß die Ueberlegenheit der preußiſchen Armee über die kaiſerliche, die „Erwartung eines Engländers, der „die kaiſerlichen Läger beſucht, uns„endlich übertroffen habe.“ Er führet dafür weitläuftige Gründe an, und nun ſetzt er hinzu: „Daß der Kaiſer gar keine mili-

„türkischen Talente habe, so, daß sein „Verstand für diese Art von Kenntnissen stumpf zu seyn scheint."

Ich fühle mein Unvermögen, das Gegentheil zu beweisen. Ich bin Officier bey der kaiserlichen Armee, und in meinem Stande kann kein Mann etwas dieser Art thun, sagen, schreiben, denken, ohne eine ausdrückliche Erlaubniß, ohne ein sicher Geleite vom Kriegscollegium zu haben. Ich habe eben so wenig die Ehre, für die Kanzley der auswärtigen Angelegenheiten die Feder zu führen. Ich muß also wiederum dieses Geschäft dem Herrn Linguet überlassen, weil er, wenn kein Deutscher da ist, der durch seine Einsichten Zutrauen verschaffen kann, den speciellen Auftrag hat, die Rechte des Kaisers zu vertheidigen. Es kommt jetzt darauf an, daß man weiß, ob der Herr Linguet, für so furchtbar man ihn auch hält, sich dem Zorn des Herrn von Mirabeau aussetzen will. Uebrigens erfolge daraus, was da will, es gnügt mir, die Ursachen, die meine Feder zurückhalten und den Flug meiner Gedanken hemmen, angezeigt zu haben.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Ich würde den vier und dreyßigſten von Braunſchweig datirten Brief herzlich gern loben, wenn darinnen nicht ſtets von dem Schreiber, von ſeiner Sendung und von ſeinen Vorzügen die Rede wäre; nicht eine gewiſſe erkünſtelte Empfindſamkeit, und das Beſtreben, ſich wichtig zu machen, bemerkte und nicht jenen ſchmeichelhaften Ton, der in eine eigentliche Fuchsſchwänzerey, in eine vertraute Sprache endlich übergeht, entdeckte. Hier iſt ein Beyſpiel davon: „Sie ſind jetzt nur „ein Staatsmann für mich, Sie, für „deſſen herzlichen Handedruck ich alle „Thronen der Erde hingeben wollte— „— O! ich fühle es, daß ich mehr für „die Freundſchaft, als für die Staatskunſt geſchaffen bin.

Weder für die eine, noch für die andere. Sie geſchaffen für die Freundſchaft? Sie ſind nicht einmal empfänglich für Erkenntlichkeit. Der Prinz Heinrich und der Herzog von Braunſchweig haben Sie mit Höflichkeiten und Achtung überhäuft, und eine ſchmeichelhafte und größere Aufmerkſamkeit geſchenkt, als jemals ſo ein Mann wie Sie erwarten

konnte; und zur Erkenntlichkeit, haben Sie den einen durch gröbliche Beleidigungen beschimpft, und den andern bey seinem Könige verdächtig gemacht, oder verdächtig machen wollen? Und den Mißbrauch selbst, den man sie zu Paris hat machen sehen — — — Doch ich schweige. Ich darf nur davon reden, was Preußen angeht. Die Umstände haben mich nicht in die eiende Nothwendigkeit versetzt, Sie als einen liebenswürdigen Mann zu kennen oder dafür zu halten. Was übrigens Freundschaft betrift, so ist sie nur für edle, tugendhafte und großmüthige Herzen geschaffen. Urtheilen Sie nun: ob sie für das Ihrige ist?

Dieser Brief hat eine doppete Nachschrift. In der zweyten befriedigt der Schreiber seine liebste, seine gewöhnlichste Neigung, die Neigung zu verleumden. Nach seiner Meinung „ist der Herr „Herzog von Weimar ein Schwachkopf, „und der Fürst von Dessau wird, dem Anscheine nach zu urtheilen, „von der Begierde herumgetrieben, etwas zu seyn, „ohne daß er eben große Anlagen „dazu hat.“ Er beklagt Sachsen im voraus, „wenn es ihm nach Erlöschung des Mannsstammes zufallen sollte.“

Ich kenne den Charakter dieser beyden Fürsten. Alle einsichtsvolle Reisende können versichern, daß ihre Völker glücklicher sind, als die Völker manscher

cher andern deutschen Fürstenthümer. Zu Weimar blühen die Wissenschaften. Wenn es mir erlaubt wäre, über mein Verhängniß zu befehlen, so wäre Dessau eine von den Freystädten, wo ich nicht anstehen würde, meine Familie hinzuschicken, weil der Fürst tugendhaft, rechtschaffen und wohlthätig ist, und keinen andern Vortheil sucht, als sein Land angenehm, und seine Unterthanen glücklich zu machen. Der Verfasser muß sich wahrhaftig glücklich wegen des Vergnügens schätzen, falsch und gottlos zu seyn, weil er Ehre und Tugend, alles was ehrwürdig ist, auf eine solche Art beschimpft. Ich sehe es nur zu gut, und ich bedaure die Franzosen; mit Witz kann man bey ihnen alles wagen, alles sagen, alles thun.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

§. 1.

„Von Preußen, sagt der Reisende, Seite 214, Brief 36., „weiß ich fast eben so „viel als der Herzog" (von Braunschweig).

Wenn man auf diese lächerliche Prahlerey antworten wollte, so müßte man mit den Göttern bey dem Homer unaufhörlich fort lachen. Der vollkommenste Beweiß für die gründlichen Kenntnisse des Herrn von Mirabeau liegt in den unzählbaren Irrthümern des geheimen Briefwechsels.

Auf der folgenden Seite beschuldiget er den Fürsten von Dessau, daß „sein Geschmack „für Geistersehen und Mystik so groß „ist, daß bey Lavaters Reise nach Bre„men er diesen auf das dringendste „bat, zu ihm zu kommen, damit er „ihn anbeten könne." Weil der Reisende glaubte, daß er dem theuern Minister, „für des„sen herzlichen Händedruck er alle „Thronen der Erde hingeben wollte" solche Mährchen ungestraft aufheften könnte, so

könnte

könnte er ihm ja eben so gut und ohne mehr Gefahr, die wackern Geschichtchen vom Blaubarte und Gernegroß erzählen; sie sind eben so wenig glaublich, als die von Lavater und dem Fürsten von Dessau.

Auf den Seiten 216 und 217 führt er den Herzog von Braunschweig redend ein, indem er zu dem Herrn von Mirabeau folgende Worte spricht:

„Wenn ich sehe, daß alle Hoffnungen zu einer festen Regierung verschwunden, und also der letzte Tag des Hauses Brandenburg gekommen ist, so werde ich nicht der letzte seyn, welcher fort geht. Ich habe von dem Könige von Preußen nie einen Heller empfangen, bin fest entschlossen, nie etwas zu nehmen, und werde bleiben. Sein Dienst kömmt mir, wie Sie gesehen haben, hoch zu stehen. Ich bin unabhängig, wollte aber gern dem Andenken des großen Mannes meinen Tribut zollen, bin bereit, sein Werk mit meinem Blute zu begründen, werde mich aber auch der Zerstörung desselben nicht durch meine Gegenwart theilhaftig machen. Man ist nichts zu thun schuldig, als was man thun kann. Ich besorge die Ange-

„Angelegenheiten meines Landes und „meiner Kinder so gut ich kann, und „bey meinem Tode werden sie in der „größten Ordnung seyn. Ich unter„halte meine Familienverbindungen, „und wir werden also bey der Verbrü„derung der beyden braunschweigischen „Häuser wahrscheinlich die letzten seyn, „welche der Umsturz des deutschen „Reichssystems trift. An dem Schick„sale der preußischen Monarchie aber „werde ich nur so lange Theil nehmen, „als sie mit Weisheit und Würde re„giert wird, u. s. w.“

Daß der Herzog von Braunschweig, dessen edlen Stolz und erhabene Seele ich kenne, in einer vertrauten Unterredung und nach vorausgesetzten Begebenheiten, eine solche Rede, wie die angeführte, nach dem Wahn des Herrn von Mirabeau, geführt habe, ist möglich und wahrscheinlich; allein daß er sie mit so viel Bitterkeit, wie darinne sichtbar ist, gehalten, daß er von Wilhelm schlecht gedacht, und die Hoffnung zu einer festen Regierung der preußischen Monarchie als ungewiß betrachtet, und den letzten Tag des Hauses Brandenburg als nahe bevorstehend angesehen habe; das ist unmöglich; das leugne ich. Wenn der Reisende, einen solchen Mann, wie der Herzog von Braunschweig ist, so

reden

redend einführte, so glaubte er, daß er den ungünstigen Ideen, die er gegen Wilhelm und Preußen ausstreuen wollte, Gewicht geben würde. Einige Zeit hat er den Beyfall der Leichtgläubigen genossen, deren Agent er war; allein seiner Prophezeihungen und treulosen Zumuthungen ungeachtet, „ist die Vernichtung der Preußischen Macht nicht beschlossen.

§. 2.

Auf Seite 218 ist die Rede wieder vom Kaiser. Es wird daselbst gesagt: „daß seine Unsteligkeit viele Unordnung in seine „Entwürfe bringen und ihre Ausführung vernichten muß; daß ihm sein „persönliches Betragen sehr im Wege „steht; daß Erzherzog Franz nichts zu „seyn scheint; daß unter den Einfluß„habenden Männern keiner fürchterlich ist, vorzüglich bey dem Militär."

Ich begnüge mich, die Ausdrücke des Reisenden getreulich abzuschreiben, ohne mir eine Bemerkung zu erlauben. Ich trage eine Uniform, welche mich in den Verdacht einer Partheylichkeit bringen würde.

Weiter unten beschuldiget er den Minister, Grafen von Finkenstein, daß er „ganz auf „unserer (französischer) Seite" wäre; hernach

nach hofft er, daß der Graf von Herzberg „einige „entscheidende Schritte wagen wird.“ Endlich redet er vom Herzog von York, der zu Braunschweig angekommen war, und sagt: „Ich „finde an ihm den ganzen Anstand eis „nes deutschen Prinzen, verbrämt mit „Englischer Unverschämtheit, aber ohne „die freye Herzlichkeit dieser Nation.“

Also giebt es kein Alter, keine Würde, keinen Rang, kein Geschlecht, welches diesem grausamen Cerberus entfliehen könne; also muß er seinen giftigen Schaum auf alles, was er sieht, ausspeyen. Da er niemanden geschont hat, so ist es wahrscheinlich, daß meine Stunde, gleich nach der Ausgabe dieses Buchs, kommen wird. Ich erwarte sie.

Sieben

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

An dem ſechs und dreißigſten Briefe hängt eine wörtliche Abſchrift von einer Brochüre, die im Jahr 1786 zu Wien öffentlich verkauft wurde; ſie bezieht ſich auf die allgemein bekannte Sache des Obriſten Szekely. Ich ſchreibe nur den letzten Paragraphen daraus ab, ſo wie man ihn beym franzöſiſchen Reiſenden findet: „Ja, gewiß, es „war ſehr niederträchtig vom Hof„kriegsrath, den kriegsrechtlichen Ur„theilsſpruch gegen Szekely auf acht „Jahre Gefangenſchaft auszudehnen. „Joſeph verminderte ſie bis auf vier „Jahre. Oh des gekrönten Pein„gers! ſind das deine Begnadigungen? „Die einem angeſehnen unterm Dienſt „grau gewordenen Greiße bewilligte „Gnade und das dreytägige zweyſtun„denlange Stehen auf der Schand„bühne iſt eben ſo viel, als: weil du „ſehr ſchwache Füße haſt und folglich „die Leiter ſehr ſchwer hinanſteigen „kannſt, ſo will ich dich anſtatt zu „henken, von unten auf rädern! Wür„deſt du die Schande eines ſolchen Ein„griffs

„griffs überlebt haben, wenn dein „Volk selbst nicht deine Wuth gebilligt hätte? Die niederträchtige Neugierde des Wiener Publikums, mit „welcher sie an der Vollziehung der „Strafe an dem unglücklichen Szekely „ihre Augen weideten, beweißt die „wilden Sitten deines Volks. Aber „sie zittern, die deinem Scepter uns „terworfenen Sklaven! Ein neuer „Nero verspricht neue Verbrechen, neue „Schrecken."

Ich werde von dieser tragischen Scene, deren Andenken noch meine ganze Seele empört, nichts sagen. Joseph war bey kaltem Blute, als er das Urtheil des Hofkriegsraths über den unglücklichen Szekely genehmigte. Ich befand mich zu Laxemburg, als die unglückliche Gemahlin dieses traurigen Schlachtopfers des Despotismus, von den vornehmsten Herren, und von den ersten Damen des Landes umringt, unterstützt und geleitet kam, ihrem obersten Richter zu Füßen fiel, ihre Seufzer gegen ihn erhob, ihre Aerme nach ihm ausstreckte, und seine Barmherzigkeit anflehte. „Es „geht nicht." Dies war die Antwort Josephs. Ich habe sie gehört, ich höre sie noch jetzt; sie fällt nochmahls auf mein Herz.

Einen Greis, unter der Last seiner Jahre gebeugt, Obristlieutenant bey der ungarischen Noble Garde

Garde, der ein eben ſo einſichtsvoller als tapfrer Soldat war, und dem öſterreichiſchen Hauſe mit eben ſo viel Eifer als Würde gedient hatte, deſſen Körper mit Narben der Ehre bedeckt war, und deſſen Söhne bey der Armee dienten; dieſen ehrwürdigen Greiß habe ich auf der Schandbühne ausgeſtellt geſehen. Ich habe dieſen guten Bürger, deſſen ganzes Leben nur guten Thaten, zur Unterſtützung der Unglücklichen, geweihet war, mit Vorwurf und Schande überhäuft, von Henkersknechten und von dem weggeworfenſten Pöbel beſchimpft und entehrt geſehen! Was hatte er gethan? Er hatte ſeine Caſſe einem Schurken, der ſie beſtohlen hat, unbedachtſam anvertraut, und vermittelſt ſeiner Freunde das Deficit größtentheils wieder erſtattet. Daher verurtheilten ihn die Richter. Dieſes für jedes empfindſame Weſen ſchreckliche, für die Ungarn ſchimpfliche und für den Soldatenſtand ſo erniedrigende Schauſpiel wird meinen Gedanken ſtets gegenwärtig ſeyn; es liegt mir ſtets vor Augen, verfolgt mich, quält mich ohne Aufhören. Meine Schriften haben meinen Charakter und meine Grundſätze gezeigt. Was ſoll man ſagen, wenn der offenbar erklärte Feind des Deſpotismus und Uebelthaten der Großen und der Gerichtshöfe, wenn der Freund der Freyheit, wenn der Menſch, der die ganze Würde ſeines Daſeyns fühlt, einen Richterſpruch, von welchem die Schande auf die ganze Nation zurückfällt, nicht verabſcheuen kann. Ich wünſchte, ich könnte ihn aus

meinem Gedächtniß verbannen. Ha! ſo werde er wenigſtens aus den Jahrbüchern vertilgt; ſo verzehre ihn die gegenwärtige Zeit, damit nicht die Zukunft von ihm rede, damit er dieſen furchtbaren Nachkommen, welche die Henker harter Großen ſind, unbekannt bleibe!

Ihr, meine Zeitgenoſſen! meine Freunde! meine Brüder! ſchaudert zurück, ihr, die ihr Länder bewohnet, wo die Großen heilige Geſetze, Menſchlichkeit, heiliger und ehrwürdiger noch als jene, unter die Füße treten! Wenn ihr die Feſſeln, die euch halten, nicht zerbrechen könnt, ſo weihet eure letzte Thräne den hülfloſen Unglücklichen jener zu Boden gedrückten verachteten Völker, und ſuchet, wäre es auch in ſchrecklichen Wüſteneyen, einen Zufluchtsort, wo ihr nur wilde Tiger zu bekämpfen habt. Das iſt noch ein Troſt, wenn man das Vermögen hat, ſich wider den Feind zu vertheidigen, unter deſſen Gewalt zu erliegen es möglich iſt.

Wer hat wohl mehr als ich von den Stößen dieſer ſchrecklichen unumſchränkten Gewalt gelitten? Wer kann mehr als ich das Recht haben, wider ihre verhaßten Mißbräuche zu ſchreyen? Als ein ehrfurchtsvoller und getreuer Freund guter Beherrſcher, der Könige, welche die Väter ihres Volks ſeyn wollen, bin ich der unverſöhnlichſte Verfolger des Deſpotismus, und ſo groß auch ſeine Wuth ſeyn kann, ſo werde ich doch jederzeit ſeine Rache ver-

verſpotten. Meine Standhaftigkeit wird ſtets bleiben, wie man ſie in dem Todtenkerker geſehen hat, in welchem man zehn ganzer Jahre meine Exiſtenz hat ſchmachten laſſen; aus welchem ich niemals würde entflohen ſeyn, wenn die Geſetze über mein Schickſal entſchieden hätten. Gelehrte Europa's, ihr von Despoten beſoldeten Schriftſteller, über, ich erlaube es euch, über an mir eure Talente und eure Feder; ſaget der ganzen Welt, daß ich ein aufrühriſcher Mann bin. Wenn der Muth, der die Vertheidigung der Rechte der Menſchheit auf ſich zu nehmen geneigt iſt, den Nahmen des Aufrührs verdient; ſo will ich euch keiner Lüge ſtrafen; ich werde ſtets zu den Nationen ſagen: „Rettet euch aus der Sklaverey.“ Das Alter fängt an mich zu drücken; aber mein altes Blut iſt noch in Wallung; ich kann es noch dem Dienſt meiner Brüder weihen. Wann ich meine Kräfte alle werde verloren haben; ſo werde ich in meiner Seele und in meinem Munde noch ſo viel ſammlen, daß ich meinen Kindern zurufen kann: „Fliehet die Ty„ranney; fliehet ſie, folgt meinem Beyſpiel.“ Gerechter und gütiger Gott, du kenneſt mein Herz und meine Geſinnungen. Du weißt, wie ſehr ich den Fürſten, der hier auf der Erde dein Ebenbild hätte ſeyn wollen, geliebt, angebetet, vergöttert haben würde!

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

§. 1.

(Hier fängt ſich der zweyte Theil der geheimen Geſchichte an.)

Der ſieben und dreißigſte Brief erzählt eine ſehr wichtige Unterredung zwiſchen dem Herzog von Braunſchweig und dem Verfaſſer über die holländiſchen Händel. Was ich über dieſen Gegenſtand zu ſagen habe, ſteht hier nicht am rechten Orte; ich werde es weiter unten erwähnen. Nur dies will ich bemerken, daß alle Betrachtungen des Reiſenden einen doppelten Grund haben; erſtlich eine falſche Einbildung von der Schwachheit des Königs, dann einen offenbaren Unwillen auf alles was Herzbergen angeht. Der Erfolg hat eine ſiegreiche Antwort auf alle dieſe läppiſchen Lügen gegeben; er hat bewieſen, daß Wilhelm nicht einer von dieſen beſchränkten Köpfen iſt (Seite 3.), welche ſich nach keinem einſichtsvollen, herrvorſtechenden Manne ſehnen; daß ſein Kopf nicht ſo ſchwach, und ſein Charakter nicht ſo ſchwankend iſt, daß ein großer viel umfaſſender Geiſt über ihn einige Gewalt erlangen könne. Dieſer Mann, den man für ſo ſchwach ausgegeben, hat doch bis jetzt noch

noch die viel umfassenden Geister, durch welche man ihn wollte regieren lassen, zu entbehren gewußt, und ich frage, welche Schwachheit man ihm vorrücken könne?

§. 2.

Wenn man den Reisenden anhört, so ist das Königreich Preussen, „ein schlecht gelegner „(Seite 5.), übel eingerichteter, schlecht „beherrschter Staat, dessen wahre „Stärke allein in der vortheilhaften „Meynung anderer besteht, weil seine „militärische Verfassung und seine „Hülfsmittel schlecht und erbettelt „sind."

Diese an Wahnwitz gränzende Behauptung beweißt, wie weit man die Verwegenheit treiben kann, wenn man von der Unwissenheit des Ministers, dessen Spion man ist, überzeugt ist. Man kann das, was ich oben von der Verfassung Preussens gesagt habe, mit diesem hier vergleichen.

§. 3.

Man findet Seite 9 folgende wahrhaftig merkwürdige, an den Herzog von Braunschweig gerichtete Worte: „Gnädigster Herr! man darf „es Ihnen nicht erst sagen, daß das,

„was Ludwig XIV, Türenne, Conde', „Luxemburg, Luvois, und 200000 Fran„zosen nicht in Holland ausrichten „konnten, Preussen, vom Kaiser beob„achtet, in dem nämlichen Lande, wenn „es von Frankreich unterstützt wird, „nicht ausführen kann."

Gleichwohl hat Preussen mit 15000 Mann gethan und ausgeführt, was so viel Helden mit furchtbaren Armeen nicht hatten ausrichten können. Was muß man also von Friedrich Wilhelm denken? Wenn die politischen Kenntniße des Reisenden nicht so eingeschränkt wären, wie sie wirklich sind, so hätte er das Verfahren des Berliner Kabinets mit dem Verhalten des Kabinets zu Versailles vergleichen, die Lage der Sachen und des Interesses von Europa untersuchen, und überlegen können, wohin selbst die Holländer die Uneinigkeit führen konnte; dann hätte er gewiß nicht eine Beobachtung gemacht, die desto unschicklicher ist, weil sie durch den Erfolg der Begebenheit einen sehr kleinen Begriff von der Macht und der Regierung seines Vaterlandes giebt. Zwar zweifelt der Herausgeber, indem er in einer kleinen Note bemerkt, daß der Reisende schlecht geweissaget hat, ob er vielleicht Schuld daran sey. Allein was hilft diese leere Ausflucht? Um den Ausgang der holländischen Zwistigkeiten vorher zu beurtheilen, mußte man Augen zu sehen, Aufrichtigkeit zu entscheiden haben. Aber hier fand vielleicht weder dieses noch jenes statt.

§. 4.

§. 4.

Ich glaube nicht, daß es dem Reiſenden ſein Ernſt war, wenn er ſich ſchmeichelte, Seite 11, der Herr von Wöllner werde den franzöſiſchen Verbindungen beytreten. Wenn dieſer Miniſter ſolchen Entwürfen Gehör gäbe, ſo müßte er erſt ſeinen Patriotismus und ſeine Rechtſchaffenheit vergeſſen: und dazu halte ich ihn für unfähig.

Noch am Schluſſe dieſe Briefs lieſt man wieder, daß er ſich bey dem König oder bey dem Herzog in Kredit zu bringen wünſcht: „Wenn Sie „ein Mittel dazu finden, ſagt er, ſo „wird es ſehr gut ſeyn.“ Sein lieber Miniſter hat nicht ſo gedacht wie er. Wahrſcheinlicher Weiſe hat er endlich, um ſich für ſeinen Verdruß ſchadlos zu halten, deswegen nur ſeinen Kredit bey dem Volke geſucht, weil er ihn ſo vielmal, und allemal vergeblich bey den Großen geſucht hatte. Endlich iſt es ihm gelungen; doch Wehe der Zukunft! Latet anguis in herba.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

§. 1.

Der Reiſende — der glaubwürdigſte Mann, den man anführen kann — räſonnirt in ſeinem acht und dreyßigſten Briefe über die Kriegskunſt der Preußen, und über die Manövres des Königs, die er eben ſo lächerlich findet, als ſeine Perſon. Nach dieſem redet er vom deutſchen Staatskörper auf eine ſtets ſo unſchickliche und oft ſo dunkele Art, daß es überflüßig iſt, ihn zu widerlegen. Uebrigens habe ich ſchon geſagt, was das römiſche Reich war, und was es heut zu Tage iſt; darüber verlange ich von meinem Leſern, und bitte das Kabinet zu Verſailles, über dieſen Gegenſtand, der für das franzöſiſche Intereſſe ſo wichtig geworden iſt, nachzudenken.

§. 2.

Ich werde einen Augenblick dabey, was der Verfaſſer von den Danzigern und ihrer Stadt ſagt, ſtehen bleiben. Hier leſe man, was ich davon ganz zuverläſſig weiß.

Seitdem Friedrich den Handel zu Danzig durch die Auflagen auf die Schiffahrt auf der Weichſel ein-

einſchränkte, hat Preußen faſt uneingeſchränkte Gewalt darüber. Die kleine Stadt Elbingen, die vier Meilen von Danzig liegt, iſt plötzlich empor gekommen, indem ſie einen Theil des Handels der Stadt, deren Nebenbuhlerin ſie nun geworden iſt, an ſich gezogen, und dadurch ſeit ſechs Jahren ſich außerordentlich bereichert hat. Jetzt iſt es ein ſehr blühender Ort. Hingegen haben Thoren und Danzig gewaltig verloren. Königsberg hat auch einen großen Vortheil aus dieſer Veränderung gezogen. Die Handelsleute zu Elbingen kaufen alle Produkte Pohlens auf; ſie bezahlen ſie, wie man ſie zu Danzig bezahlt, und ſie benutzen auf dieſe Art alle die wohlthätigen Quellen, aus denen Danzig ehemals ſeine Reichthümer ſchöpfte. Ich war zu Berlin, als die Abgeordneten der Stadt Danzig ankamen, und den König baten, ſie in ſeinen Schutz zu nehmen, und ſeinem Reiche einzuverleiben. Bey dieſer Gelegenheit ſagte mir der Miniſter insbeſondere:

„Dieſes Anerbieten kann uns nicht zuträglich „ſeyn. Wenn uns Danzig zufiele, ſo müßten die „Danziger in die Rechte aller unſerer Bürger geſetzt werden. Die Kaufleute zu Elbingen und „Königsberg würden dabey zu viel verlieren. Da „ſie ſich des Danziger Handels bemächtiget, und „mehr als zwey hundert Magazine erbauet haben, „ſo würden ſie dadurch zu Grunde gehen. Das „wäre nicht gerecht. Es iſt daher beſſer, die Danziger ſo zu laſſen, wie ſie ſind, ſie mit einer „Gleich-

„Gleichgültigkeit zu behandeln, die sie durch ihre „alte Hartnäckigkeit nur zu sehr verdient haben, „und alle diese Gnadenbezeigungen für die getreuen „Diener des Staats zurück zu behalten.“

Wenn man also vorgiebt, daß Preußen sich habe der Stadt Danzig bemächtigen wollen, so heißt das falsch räsonniren. Diese Stadt ist von Preußen ganz abhängig, ohne daß sie dazu gehört; und wenn es zu Kriegszeiten, oder auch, um sich einem andern Schutze zu widersetzen, nöthig seyn sollte, eine Besatzung hinein zu legen, so könnte das so leicht geschehen, daß keine Macht es wirklich zu verhindern im Stande wäre. Danzig wird durch seine vortheilhafte Lage für Preußen allezeit ein guter Waffenplatz bleiben, wo man vermöge der Gewalt über das baltische Meer einen großen Einfluß auf die Seemächte, die sichere Häfen suchen, wird bekommen können.

Dies ist der Plan, den sich Friedrich von Danzig weislich entworfen hat. Nun kann man sagen, wie grob der Fehler unsers Politikers ist, wenn er schon den Kaiser und Rußland in Bewegung setzt, um einem Entwurf entgegen zu arbeiten, mit dem sich Wilhelm jetzt nicht einmal beschäftiget, und den er, der ihm vorgeworfenen Schwachheit ungeachtet, durchsetzen wird, wenn der Augenblick da seyn wird.

Drey-

Dreyßigſtes Kapitel.

§. 1.

Ich bitte meine Leſer, ihre ganze Aufmerkſamkeit auf dieſes Kapitel zu wenden; es ſoll einen der ſchmähſüchtigſten Briefe des geheimen Briefwechſels beantworten. Ich habe ſchon erwähnt, daß ich auf die abſcheulichſten Beſchimpfungen, die der Reiſende ohne Aufhören dem Prinzen Heinrich zufügt, nicht mehr antworten werde. Ich halte mein Wort: übrigens glaube ich, das, was ich davon geſagt habe, wird hinreichend ſeyn, ihn wegen der groben Beleidigungen eines Verräthers zu rächen.

§. 2.

Ich habe verſprochen, das Gemählde vom Herrn von Biſchofswerder zu liefern, welcher, wenn man dem Briefſchreiber glaubt, ein finſterer Schwärmer und voller Erſcheinungen iſt. Ich kenne dieſen Mann von Perſon, und dieſes wird gewiß keine Urſache ſeyn, partheyiſch zu ſeinem Vortheil zu ſchreiben.

Biſchofs-

Bischofswerder genießt das ganze Zutrauen seines Herrn, und er verdient es. Sein Herz ist bieder und empfindsam, seine Seele großmüthig und wohlthuend, sein Charakter thätig und vorsichtig. Er geizt weder nach Titeln noch großen Ehrenstellen. Sein Vermögen ist mittelmäßig und seine Oekonomie sehr groß. Seine Gemahlin, eine von den verehrungswürdigsten Frauen, die ich kenne, vertritt zu Elsterwerde bey der Herzogin von Curland, der Gemahlin eines Oheims des Churfürsten zu Sachsen, die Stelle der Oberhofmeisterin. Wenn sie am Hofe zu Berlin war, so leuchtete ihr persönliches Verdienst sehr hervor. Sie hat zwey Töchter, die bey der Königin als Hofdamen sind; sie haben sich durch ihre edle Aufführung die Theilnehmung erworben, welche ihnen bald den Weg zum Glücke bahnen wird. Bischofswerder, ob er gleich der Günstling des Königs ist, ist wahrhaftig nicht so reich, daß er seinen Töchtern die Equipage anschaffen könnte, in welcher man bey Hofe gewöhnlich glänzt. Er ist Tag und Nacht mit der Erfüllung seiner Pflichten beschäftiget, und er erwartet noch für alle seinen Eifer, den er ohne Prahlerey zeigt, die Belohnungen eines Fürsten, der die Lage seiner häuslichen Umstände kennt, und der ihn täglich seinen väterlichen Stolz der Ehre einer unbegränzten Uneigennützigkeit aufopfern sieht.

Bischofswerder ist ein geborner Sachse; sein Glück zu Berlin hat ihm also viele Feinde und Neider

der erweckt. Man beſchuldiget ihn, daß er zu der Sekte der Illuminaten gehöre, und daß er den König mit Erſcheinungen unterhalte. Das iſt grundfalſch. Er war der Freund, der Anhänger des berühmten Steiners, des großen Schwärmers zu Leipzig, der ſich erſchoß, als er ſahe, daß er nun unvermögend geworden ſey, neue Narren zu machen. Dieſe traurige Begebenheit hat auf ſeinen Verſtand, den der Irrthum vorher verblendete, kräftig gewirkt, und ſeine Erfahrung hat ihn nun gegen alle Sectirer und Illuminaten von allen Arten auf immer klug gemacht.

Er hat zu den Veränderungen, die bey dem Kriegsweſen gemacht worden ſind, ſehr viel beygetragen. Durch ſeine Vermittelung haben die Subalternen-Officiere eine Vermehrung ihrer Gage von drey Thaler monatlich erhalten. Durch ſeine Anſchläge hat man die Revenüen jedes Kapitains bey der Armee auf gleichen Fuß geſetzt, wodurch jene alte im Grunde ſehr gefährliche Urſache zum Neid und Mißgunſt gehoben wurde. Durch ſeine Sorgfalt wird der Soldat beſſer und bequemer gekleidet, und der Kapitain kann ſich nicht mehr dadurch bereichern; er iſt's endlich, der die neue Verordnung für die Werbungen im römiſchen Reiche angegeben, und dadurch die Ehre und den Ruhm der preußiſchen Armee wieder hergeſtellt hat, bey welcher Intrigue, Verrätherey, Treuloſigkeit ehemals der Unordnung, die aus gezwungenen Werbungen

bungen nothwendig erfolgen muß, die Hand boten.

Je mehr man seine Aufführung untersucht, je mehr sieht man darinne seine Liebe zum Guten hervorleuchten. Als ein Beschützer der Unglücklichen hat er jederzeit Beruf gefühlt, den König zu großen und edelmüthigen Handlungen zu bewegen, die ein Vergnügen für sein Herz sind. Durch seine Fürsprache habe ich die Befreyung des Barons von Schomberg, welcher siebzehn Jahr im Gefängnisse zu Spandau schmachtete, erhalten. Er brachte es auch endlich noch so weit, daß ich Gnade und die Entlassung des unglücklichen Gerold von Köpnick, dieses einzigen und verlornen Sohnes erhielt, und so glücklich war, ihn in die Arme seiner alten Eltern zurückzuführen. Ich könnte noch viele andere Beweise für seine edle Seele, für seine uneigennützige Denkungsart und für seine einzige Begierde, nützlich zu seyn, anführen, und zeigen, daß er von der Gunst, die er bey dem König genießt, keinen andern Gebrauch macht, als denen, die sich nicht geradezu an ihn wenden können, damit zu dienen. Man füge noch zu dieser natürlichen Neigung, allen Menschen nützlich zu seyn, die Unachtsamkeit für alles, was ihn und seine Familie angeht, hinzu, und man wird zugeben, daß der Herr von Bischofswerder einen wohlthätigen Charakter besitzt, den man bey vielen Menschen nur selten und bey den Günstlingen der Fürsten faß gar nicht antrift. Ausserdem

ferdem muß man noch bemerken, daß er niemanden, nicht einmal denen, welchen er aus gewiſſen haften Urſachen nicht dienen kann, übel oder unhöflich begegnet.

Der Herr von Biſchofswerder iſt kein weitumfaſſendes Genie, kein gelehrter Mann; er iſt ein gerechter, einſichtsvoller, redlicher Mann; er iſt ein guter Officier, eben ſo aufrichtig für den Staat geſinnt, als ſein Herr. Er beſitzt keinen Hochmuth, keine Affectation, keine Pedanterie, keine Eitelkeit auf ſeinen Kredit. Sein Stolz demüthiget diejenigen nie, die ſein Anſehen bedürfen. Nur in ſo ferne als er nützlich ſeyn will, und gewiß kann, verſpricht er es zu ſeyn.

Seine Beſchäftigungen ſind ſehr groß. Er bringt den ganzen Tag beym Könige zu, und wendet die halbe Nacht darauf, die Kommiſſionen zu expediren, und auf Briefe und Suppliquen, deren Unterſuchung ihm obliegt, zu antworten. Dieſe Arbeiten erlauben ihm oft nicht, ſeine Geſchäfte und ſeinen eignen Briefwechſel zu betreiben, ſo daß oft ſeine beſten Freunde viele Wochen auf ſeine Antworten warten müſſen. Darf man ſich daher wohl wundern, daß die Antworten des Königs, die ſo zahlreich ſind, einige Tage verzögert werden? Diß, wird man ſagen, kam niemals bey dem verſtorbenen Könige vor. Nein; allein diejenigen, die dies Geſchäft auf ſich hatten, beſorgten auch keine andern Arbeiten.

Bischofswerder kann also keinen Neid, keine Eifersucht erregen. Er mischt sich nie in Staatsgeschäfte; er verabscheuet die Kabalen und Intriguen des Hofes. Fest in seinen Grundsätzen von Rechtschaffenheit, geht er seinen Weg gerade fort; seine Redlichkeit erwirbt ihm beym Könige Achtung; und wenn er dafür von ihm belohnt wird, so hat er es gewiß verdient.

Ich habe dieses Gemählde nicht deswegen gezeichnet, um auf den Altar eines angebeteten Günstlings Weihrauch zu streuen, noch durch verschwendete Schmeicheleyen seine Erkenntlichkeit zu erbetteln. Stolz ist nicht die schwache Seite des Herrn von Bischofswerder; Eigennutz nicht die meinige. Ich vertheidige die Wahrheit und die Tugend überall, wo ich sehe, daß man sie angreift. Wenn ich dem rechtschaffnen Manne, von dem ich rede, Verbindlichkeiten schuldig bin, so weiß ich auch, daß er mir es schlechten Dank wissen würde, wenn ich meine natürliche Freymüthigkeit unterdrückte, und das Gute, das ich von ihm sagen muß, übertriebe.

Ich wünschte, daß alle die, welche den Thron Friedrich Wilhelms umgeben, eben so, wie Bischofswerder, von solchen reinen Absichten beseelt wären, und alle Menschen ihn so wie ich kennen, und ihm die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren lassen möchten; dann würden alle geheime Briefwechsel seinen guten Namen nicht verunglimpfen können, sondern das

das Gift würde den Giftmischern selbst schädlich seyn müssen.

§. 3.

Ich will hier einen gar zierlichen Paragraph ausschreiben, um mich deswegen zu rechtfertigen, daß ich schon oben einige angeführte Stellen des Reisenden strafbar genannt habe. Man wird selbst darüber urtheilen können. Hier lese man, wie sich der verabscheuungswürdige Spion Seite 23 ausdrückt, wenn er von dem Besten unter allen Souverains redet.

„Er ist mit dem König Klotz in der „Fabel zu vergleichen. Kein Genie, „keine Kraft, keine Stetigkeit, keine „Arbeitsamkeit, den Geschmack der epi„kurischen Säue, und vom Helden bloß „den Stolz, wenn es nicht eingeschränk„te bürgerliche Eitelkeit ist. So waren „bisher die Symptome beschaffen. Und „unter welchen Umständen? In wel„chem Alter? Auf welchem Posten? Ich „muß meine ganze Vernunft zusam„men nehmen, um zweifeln zu können; „und ich müßte sie vergessen, wenn ich „hoffen wollte. Sehr zu fürchten ist, „daß die allgemeine Verachtung, der „er sich nur zu bald aussetzen wird, „ihn nicht in Harnisch bringt, und ihm

„die Art Güte raubt, welche er an „den Tag legt. Schreckliche Schwäche „iſts, wenn mit dem allerbrennendſten „Durſte nach unausgewählten, ge„ſchmackloſen Vergnügungen, ſich noch „auf einem Poſten, wo nichts Geheim„niß ſeyn darf, der Hang zum Geheim„nißvollen verbindet.“

Iſt das ein Gemählde vom Sardanapal, das man hier geleſen hat? oder eines von . . . Ich mäßige meinen Unwillen, er könnte mich zu weit führen. Und der Mann, der ein Buch, in welchem man einen der mächtigſten Potentaten Europa's ſchrecklich beſchimpft, nur bittweiſe abgeläugnet hat, lebt ruhig neben ſeiner Frevelthat! Eine mehr als zweydeutige Ablängnung entreißt ihn der Strafe, die er verdient hat! Was ſage ich? Er ſitzt unter den erſten Gliedern der franzöſiſchen Nation, und genießt die größte Auszeichnung, die vorzüglichſte Ehre, nach der jeder gute Bürger begierig ſtreben würde! Und mit welchem Rechte? gütiger Gott! — — Stille! Fremdling, ſagt mir meine Vernunft. Ich folge, und ſchränke mich nur darauf ein, hier das wahre Gemählde dieſes eben ſo kühnlich als gröblich beleidigten Fürſten zu entwerfen.

Auf jeder Seite dieſes Theils, wo ich nur geleſen habe, wird Friedrich Wilhelm der ſchändlichſten

Schwäche

Schwäche beſchuldiget. Ich habe ſchon an zwey verſchiedenen Stellen einige Züge des Beherrſchers, der der Ehrfurcht jedes gerechten Mannes würdig iſt, flüchtig entworfen. Wenn das Gemählde, das ich aufſtellen werde, den Beyfall der Philoſophen erhält; wenn ſich bey allen Gelegenheiten Wilhelm ſo, wie ich ihn ſchildern werde, gezeigt hat; wenn mir Niemand den Vorwurf der Partheylichkeit, Verſtellung oder Schmeicheley machen kann, ſo darf ich hoffen, daß alle Nationen den ehrvergeſſenen Autor des geheimen Briefwechſels mit der ihm gebührenden Schande und Verachtung überhäufen werden; daß ſein Name ein ewiges Schimpfwort für alle große Verläumder werden und bleiben, und daß er früh oder ſpät ſeine Strafe, die er nur zu gut verdient, bekommen wird.

Raro antecedentem ſcelestum
Deſeruit pede poena claudo.

Hier leſe man den allgemeinen Grund, auf welchen der Reiſende ſeine kühnen Urtheile von Friedrich Wilhelm bauet.

„Der König von Preußen liebt das „ſchöne Geſchlecht, und vernachläſſiget „wegen ſeines Privatvergnügens die „Staatsgeſchäfte. Die preußiſche Mo„narchie muß ihre Triebfedern, ihre „Stärke, ihre Organiſation verlieren, „weil Wilhelm nicht nach der Weiſe „Friedrichs regiert.“

Dieſe Grundſätze muß man in ihr wahres Licht ſtellen. Ich theile ſie in zwey Fragen. Erſtens: Iſt es wahr, daß der König von Preuſſen das andere Geſchlecht liebt? Niemand zweifelt daran. Zweytens: Iſt dies bey einem Könige ein Verbrechen? Iſt es ein Laſter, eine Schwachheit, wenn ein Mann liebt? Ich könnte mit einem einzigen Worte auf dieſe Frage antworten; allein ich will ſie ein wenig unterſuchen, bevor ich ſie auflöſe.

Wir wollen einen Blick auf die bürgerliche Geſellſchaft werfen, wie ſie heut zu Tage iſt; wir wollen in die alte und neuere Geſchichte gehen, und wir werden ſehen, daß die Feinde des weiblichen Geſchlechts die Geiſeln der Geſellſchaft, die Tyrannen der Völker, die Schande der Menſchheit geweſen ſind.

Jeder Menſch, der in ſich dieſe Leidenſchaft, die man Liebe nennt, nicht empfindet, dieſe Regung der Seele, welche für unſere Exiſtenz das größte, das einzige Vergnügen iſt, die uns ſanft, empfindſam, gut, und mitleidig macht, findet ſtets in ſeiner Seele eine ſchreckliche Leere. Unfähig, das Bedürfniß zu fühlen, ſein Glück in ſeinem Nebenmenſchen zu ſuchen, und zu ſeinem Wohl alles beyzutragen, kann er ſich nur mit ſich ſelbſt beſchäftigen; er muß hart, menſchenfeindlich, unbiegſam, unbarmherzig werden. Wenn er geboren iſt, ein Reich zu beherrſchen, ſo mißbraucht er die Rechte ſeines

ſeines Ranges, und verſchafft ſich Beluſtigungen, die ihm behagen. Er überläßt ſich ſo gleich dem Hange nach einer mörderiſchen Jagd; er gewöhnt ſich an das Blutvergießen; bald darauf entzünden Stolz, eitler Ruhm, Durſt nach Gold und Eroberungen ſeine Begierden; er ſchleppt ſeine Völker auf die Schlachtbank, und das Land, das er glücklich zu machen beſtimmt war, ſeufzt unter der Laſt ſeines tyranniſchen Charakters.

Der König von Preuſſen liebt, aber nicht wie gewiſſe Potentaten, die, um ihre thieriſche Wolluſt zu befriedigen, ſich der Töchter ihrer Unterthanen bedienen, ſo wie ein Sultan ſeine Sklavinnen gebraucht. Die thieriſche Liebe iſt keine Liebe, ſondern eine oft wilde und allezeit ſchändliche maſchinenmäßige Bewegung der Sinne. Wilhelm iſt bey der Liebe einer zärtlichen Zuneigung fähig; er weiß ſeine Mätreſſe zu ſchätzen. Wenn die Liebe ein Blendwerk iſt, ſo iſt es das ſüſſeſte, das verantwortlichſte unter allen, mit welchem der Menſch umgeben iſt; es liegt in unſerer Natur, in unſerer Seele, und genießt alle die Freuden ſelbſt, die es giebt. Wilhelm findet Geſchmack an ihren Täuſchungen, und an ihrem Zauber. Wenn dieſes beweiſt, daß er zärtlich und leidenſchaftlich iſt, ſo beweiſt es auch, daß er gut und ſanftmüthig iſt. Daher wird er keinem braven Manne ſeine Gattin, ſein einziges Glück, rauben; er wird keine Barbiſe da, wie der Mörder David, entführen; und keine

Stadt einer Kleopatra, wie Antonius that, aufopfern. Als ein Despot, der Freiheit mehr, als Wollust liebt, wird er in die Gefängnisse seines Serails nicht alle Schönheiten seiner Staaten einsperren. Durch den persönlichen Antheil, den er für sich einflößen kann, sucht er mit Gefühl und Geschmack das Herz des Weibes, das er liebt, zu rühren; er vergißt seinen Rang und seine Gewalt, und gefällt nur durch sich selbst. Jedermann weiß, daß ihm die Fräulein von Voß länger als ein Jahr widerstanden hat. Sollte man wohl viel Souverains finden, die ihren Stolz so zu vergessen fähig wären, daß sie den Widerstand nur mit Hoffnung, Tugend und Liebe bekämpfen würden? Da er endlich durch seinen Eifer und Standhaftigkeit glücklich geworden war, so verachtete er nicht den Gegenstand, nach welchem er so lange geseufzet hatte; der Genuß erkältete seine Seele nicht, sondern er blieb der Geliebte seiner Mätresse, ohne ihr Sklave zu seyn. Er hat sie ohne Zweifel zu frühzeitig verloren, und über ihrer Asche geweint. Jeder Bürger, der die Schwächen des Menschen einzusehen fähig ist, und welcher weiß, daß derjenige, den der Himmel zur Sorge und Quaal eines Throns verurtheilt hat, Trost und Erholung bedarf, wird und muß wünschen, daß Wilhelm, wenn er eine andere Wahl treffen sollte, wieder eine Fräulein von Voß, einen Gegenstand, der seines Herzens würdig wäre, finden möchte.

Der Geschmack Wilhelms fürs weibliche Geschlecht, und sein Hang nach Liebe ist also erwiesen? Ja; allein dieser Fürst wird jederzeit nur das lieben, was würdig ist, geliebt zu werden, und seine Neigung zur Wollust wird der Liebe, die er seinen Unterthanen schuldig ist und erzeigt, keinen Abbruch thun. Kann man ihm vorwerfen, daß er ganze Provinzen zu Grunde gerichtet habe, um den Eigensinn einer Mätresse zu befriedigen? Nein, und ich wage es, und verbürge mich für die zukünftige Zeit eben so gut, wie für die gegenwärtige und vergangene. Wenn ich meine Blicke auf Frankreich, auf Spanien, auf England werfe, wie viel Souverains sehe ich da, die sich zu dem Laster, entweder durch schwärmerische Pfaffen, oder durch kühne Weiber, die zu der Wuth des Ehrgeizes geneigter waren, als zu den Eindrücken der Wollust, blindlings hinreissen ließen!

Der König von Preussen hat sich noch nie als König von einer Frau beherrschen lassen. Das ist nicht möglich, wird man mir einwenden: ich gebe es zu, allein dann wird auch diese Frau eine große, stolze Seele, einen weit umfassenden, ausgebreiteten Verstand, einen starken Geist, und einnehmende und erhabene Eigenschaften haben müssen. Wann Wilhelm dieses Weib findet, die zugleich nur für seinen Ruhm wacht, was könnte es für ein Uebel seyn, wenn er von ihr regiert würde? Fräulein von Voß hat nie dem Wohl des Staates geschadet;

kein Bürger hat Urſache gehabt, ſich über ſie zu beklagen; niemals hat ſie ſich mit den Kabinetsgeſchäften abgegeben; ſie hat keinen Einfluß durch irgend eine Kabale geäußert; ſie hat Niemanden beſchützen wollen. Der König liebte ſie; demungeachtet wenn ſie ſich einen Augenblick nur vorgenommen hätte, ihn zu leiten, ſo würde er ihr bald gezeigt haben, daß der ſorgfältige Geliebte die Verbindlichkeiten des Regenten nicht aus den Augen ſetzte. Noch einmal ſag ichs, die Liebe iſt ſeine Schwäche; allein dieſe Schwäche hat ſeine Seele nicht weichlich, nicht grauſam gemacht, und in keine verächtliche Schlafſucht geſtürzt; ſie hat ſich der Fähigkeiten ſeines Verſtandes nicht ſo bemeiſtert, daß er die gehäſſigen Vorwürfe verdiente, die ihm der franzöſiſche Reiſende ſo ungegründet macht. Wir wollen ihm alſo ein Glück genießen laſſen, an welchem der einfältige Bauer wie der König Theil hat. Angenommen daß er ſeiner Mätreſſe ſo gar eine Million giebt; gut, ſo werden aber auch dieſe Reichthümer unter die Glieder ihrer Familie, welche Bürger ſind, vertheilt. Friedrich hat auf einen einzigen Krieg hundert Millionen verwendet; er hat ſeine Unterthanen ruinirt. Wilhelm bereichert ſie, indem er ſeiner Neigung zum Frieden folgt. In dem Zuſtande, in welchem Preuſſen iſt, kann es den Myrtenbaum des Kupido den Lorbeern des Mars vorziehen, und ſich an den Trophäen des Helden, deſſen Nachfolger er iſt, gnügen laſſen. Seine Unterthanen mögen ihn zum Muſter nehmen,

nen. Der unruhige und kriegerische Geist des großen Friedrichs hat alles verwüstet; man muß den Schaden wieder ersetzen, und die Gegenden, die der Krieg verheert hat, wieder bevölkern. Wilhelm ist unstreitig kein so großer Staatsmann als sein Onkel; er beschäftiget sich weniger als er mit dem, was die Eroberer, die Zerstörer der Welt, Ruhm nennen. Vielleicht ist es besser, sich von den Arbeiten des Scepters loszureissen, und jenen sanften und menschlichen Vergnügungen zu überlassen, als Intriguen zu schmieden, um Verwüstung und Schrecken über die Oberfläche Europa's zu verbreiten. Doch zur Sache. Wenn die Empfindsamkeit des Königs von Preussen ihn zuweilen schwach macht, so macht sie ihn doch nie ungerecht; sie vertilgt nie seinen Charakter. Im Schooß der Ruhe selbst denkt er an das, was er sich schuldig ist. Wenn ein eifersüchtiger oder ehrgeiziger Feind seinen Zorn reizen sollte, so würde man sehen, wie plötzlich er sich den Armen seiner Geliebten entreißt, wie er die Kränze der Wollust abwirft, und aus den Ergötzlichkeiten zu den Waffen und Gefechten eilt, um zu beweisen, daß die Liebe und der Muth in dem Herzen der Könige sich sehr wohl zusammen vertragen können.

Man vergleiche Friedrich Wilhelm mit andern Regenten in Europa, und man wird ihn edel, groß und würdig finden, diesen Thron zu besitzen; man wird ihn gerne alle die Vortheile der Gewalt genies-

sen

ſen ſehen; man wird ihm Glück wünſchen, daß er da Vergnügen gefunden hat, wo ſein wilder Vorgänger nur Unruhen fand. Friedrich hat Neider bis an ſeinen Tod gehabt; ſein Nachfolger erregt ihren Haß nicht; aber er beobachtet ſie, er kennt ſie, und er weiß die Eroberungen eines Helden zu erhalten und zu befeſtigen. Friedrich war Philoſoph wie Diogenes; allein Sansſouci iſt kein Faß. Wilhelm lebe zu Sansſouci wie dieſer Epikuräer, den die Unwiſſenheit ſo ſehr verleumdet hat, und er wird mehr Menſch ſeyn als ſein Vorgänger, wenn er auch gleich weniger Geſchmack am Ruhme, und ſeine Philoſophie perſönlicher ſeyn ſollte, als die Philoſophie Friedrichs; dieſe giebt wenigſtens Stoff zu manchem Zweifel. Friedrich raubte den Geliebten ihre jungen Liebhaber; er entriß den zärtlichen Gemahl dem Buſen ſeiner in Verzweiflung geſtürzten Gattin; er zwang die Väter der Familie, ihre Kinder, und die Sorge für ihr Vermögen zu verlaſſen, und ſchleppte ſie hin aufs Schlachtfeld: Wilhelm ſchützt ihr Ehebette; er läßt ſie in ihren einſamen Hütten in Friede leben, wo ſie eben die Wolluſt genießen, deren Süſſigkeit ihr Herr im Innerſten ſeines Palaſtes genießt. Wenn er ſich nicht wie Friedrich den Wiſſenſchaften überläßt; wenn er die Beredſamkeit zwey ſchöner Augen der Wohlredenheit der größten Redner vorzieht, ſo kann man die Neigungen ſeines Onkels nicht zum Nachtheile der ſeinigen rühmen; denn jener hat die Gelehrten ſeiner Nation bey ſeiner Liebe zu den Wiſ-

ſen

ſenſchaften nicht geachtet; dieſer beſchützt ſie ohne jene zu lieben. Wie unglücklich würde die Welt ſeyn, wenn alle Könige Gelehrte, tiefdenkende Philoſophen oder unerſättliche Krieger wären! Warum ſollen aber auch alle die, welche geboren ſind, die Menſchen zu beherrſchen, Wunder von Gelehrſamkeit und Weisheit ſeyn? Wir wollen lieber die Tugenden des Herzens, den Eigenſchaften des Verſtandes, vorziehen; lieber den mittelmäßigen Mann, deſſen Redlichkeit und Güte unſer Zutrauen verdienen, jenem großen vorziehen, welcher zu ſtolz, zu voll von ſeinen Vorzügen, und ſtets geneigt iſt, uns dem Eigenſinne ſeiner unumſchränkten Gewalt aufzuopfern.

Wilhelm hat ſeinen Miniſtern befohlen, ihm die Irrthümer anzuzeigen, in welche er fallen könnte. Friedrich war ſtolz genug, um ſich für untrüglich zu halten, oder gar es zu ſcheinen. Aus dieſer Urſache hat er ſein Reich beynahe ganz zu Grunde gerichtet. Es war um ihn geſchehen, wenn die Schwäche ſeiner Feinde ſein Schickſal nicht begünſtigte. Die Staaten großer Eroberer, die den Namen der Helden dadurch bekamen, daß ſie die Erde verwüſteten, können keine ſichere Freyſtatt der Philoſophen, tugendhafter Männer und friedliebender Bürger ſeyn, weil es darinne ſtets Veränderungen giebt, weil große Unternehmungen große Revolutionen verurſachen, und weil die Ruhe das Glück des Weiſen iſt. Wehe dem Volke, deſſen Beherrſcher ſtets gierig nach Ruhm und Gefechten,

über

über die Angriffe, die er thun oder aushalten muß, tief wie Dong ivotte nachdenkt, und in seinen Büchern lauter Soldaten sieht! Wehe dem Volke, dessen Fürst seine Macht und Gewalt in die Hände der Pfaffen gegeben hat, und nur nach den schwärmerischen Begriffen seines Beichtvaters regiert! Wehe vorzüglich den Unterthanen, deren Herr, unthätig, in das Dunkel seines Serails verschlossen, alles auf sein persönliches Vergnügen einschränkt, der von außem nichts sieht, sondern seine Augen von den Bedrückungen abzieht, unter welchen sein Volk seufzet, um seinen schändlichen Aufwand, seine zügellosen Ausschweifungen, und seine unersättlichen Begierden zu befriedigen; dessen Ansehen unter bestochene Minister, niederträchtige Hofleute, und unter unverschämte Mätressen getheilt ist, und deswegen ein Gegenstand des Unwillens, der Verachtung oder des Schreckens wird! Wilhelm gleicht keinem von diesen Potentaten; sein Serail ist nicht das Grab der geselligen Tugenden, nicht ein Schlund Land verderblicher Auflagen, nicht ein Schlupfwinkel der Blutigel des Staats, nicht der Tempel des Müssigganges. Die ungezähmte, schmähende, und tödtende Verläumdung kann darinnen ihre Stimme nicht hören lassen; wollte sie sich verhüllen, und hineinschleichen, so würde man sie bald erkennen, und ihr für ihre gewaltthätigen Eingriffe den Lohn geben.

Wilhelm hat nie geglaubt, daß er den Fußtapfen Friedrichs folgen müßte; sondern sich selbst für

stark

ſtark genug gehalten, um das Syſtem, das ihm ſeiner hinterlaſſen hat, zu behaupten. Dieſes Syſtem iſt ganz kriegeriſch; ein zu langer Friede kann es umſtoſſen. Die alten Meiſter in der praktiſchen Taktik, nähern ſich dem Grabe. Man muß daher für jetzt die Theorie an die Stelle der alten Praxis ſetzen, und Krieger nach den Grundſätzen bilden, die die preuſſiſchen Armeen ſo furchtbar gemacht haben. Außer dem würden die Preuſſen das Vertrauen, das man ſo lange auf ihre Manövres und auf ihren Muth geſetzt hat, verlieren, und bald nichts weiter als gezogene Marionetten ſeyn, die ſich auf den Paradeplätzen in abgemeſſenen Tempos bewegten, und mit ihren polirten Waffen nur zum Vergnügen eines gekrönten Donquixotts ſpielten. Preuſſen hat einen Krieg nöthig, der ſeine Stärke und Kraft üben kann; es wird ihn finden.

Damit ich alles, was ich von Friedrich Wilhelm geſagt habe, kurz faſſe, ſo glaube ich nicht, beſſer thun zu können, als wenn ich zum Theil das Gemälde abzeichne, das ich in meiner Lebensbeſchreibung aufgeſtellt habe. Hier iſt es im Auszuge, damit ich nicht alles das, was ich ſchon geſagt habe, unnütze wiederholen darf.

„Seine Geſtalt iſt groß und vollkommen pro„portioniert; ſeine Miene majeſtätiſch. Sein Blick „kündiget keinen Mann von Genie an, allein die „deutſche Redlichkeit glänzt auf ſeiner Stirn; er iſt „freundlich,

„freundlich, ohne es seyn zu wollen, und liebens„würdig im Umgange. In weiblicher Gesellschaft „zeigen seine Artigkeit und Galanterie, daß er ein „wollüstiger Mann ist; hier ist er immer lebhaft, „immer vergnügt. Wenn er sich in der Würde ei„nes Königs zeigen muß, so ist er edel, groß und „stolz. Sein Herz ist empfänglich für alle Ge„fühle, die der Menschheit Ehre machen. Sein „Ton hat keine Frechheit; seine Stimme ist laut; „sein Gang fest und gewiß; seine Seele ist stets ge„neigt, ihr Glück im Vergnügen anderer Menschen „zu suchen. Er ist freigebig ohne Verschwendung. „Er weiß, daß eine festbegründete Oekonomie „Preussens Macht allein erhalten kann. In der „Hitze seiner Jugend hat er Hang zur Ausschwei„fung gezeigt, denn seine Freigebigkeit war „ohne Gränzen. Das Alter und die Ueberlegung „haben diese Neigungen gemäßiget, und die Ver„nunft hält sie in gehörigen Schranken. Friedrich „regiert' ihn mit einem eisernen Scepter; diese „Strenge hat ihn erbittert, und er verschwendete „einen Theil seiner schönen Jahre. Allein er hat „seine Irrthümer verlassen, von welchen er nicht „die erste Ursache war, und er weiß nicht nur, daß „er König von Preussen ist, sondern alles, was er „diesem Namen, der in Europa so ehrfurchtsvoll „geworden, für Pflichten schuldig ist. Er wünscht, „Niemanden nachtheilig zu seyn, aber er wird sich „auch gewiß von keinem beleidigen lassen, und die „Drohungen werden keine Wirkungen auf seine

„Ent-

„Entschlüsse hervorbringen. Sein Vorgänger und „sein Lehrer in der Kriegskunst hat ihn selbst als ei„nen Soldaten, als einen guten General ausge„zeichnet. Er weiß zu gut, wie wichtig es im „Kriege ist, daß der König der Freund der Solda„ten sey. Seine Rechtschaffenheit ist die eines „ehrlichen Mannes, im ganzen Umfange des „Worts; er ist ein Sklave seines Worts, und, „was sehr selten bey Königen ist, der Freundschaft „fähig. Wer sich unterstünde, einen solchen Für„sten zu betrügen, würde die schärfste Strafe ver„dienen. Wollte Gott! seine königliche Seele fän„de überall Frieden! Möchte doch sein Volk stets „von einem Herren beherrscht werden, der die Men„schen liebte, den Despotismus haßte, ein eben so „guter Bürger, als Soldat wäre, und der jeder„zeit das Blut seiner Unterthanen schonen möchte! „Er lebe, und herrsche lange! Seine Wahl bey „Besetzung wichtiger Stellen falle stets auf ein„sichtsvolle, arbeitsame und tugendhafte Männer! „Dieses sind die Wünsche meines Herzens für das „Vaterland, wo ich so anhaltende Schmerzen, „und so grausame Qualen erduldet habe."

So ist Friedrich Wilhelm. Ich habe ihn geschildert ohne Schmeicheley, wie ich ihn kenne, wie ich ihn gesehen habe. Ich setze meinen Namen unter mein Gemälde. Ich verstecke mich nicht, wenn ich es in Europa vor allen Augen ausstelle; es ist eine Klippe, an welcher alle Lügen des geheimen

Briefwechsels, und alle unbedachtsame und schänd, liche Gespräche der Leser des Herrn von Mirabeau zerscheitern werden. In der Folge werde ich nur im Vorbeygehen die groben Beschimpfungen anführen, die der Reisende in Menge wider diesen ehrwürdigen Fürsten ausstößt. Dieses Gemälde widerlegt alles selbst. Unpartheyische Leser haben keinen andern Wegweiser nöthig; er ist richtig und sicher.

Ich fahre wieder in meinen Bemerkungen fort.

Ein

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

§. 1.

Es iſt unangenehm, ſtets Lügen zu ſtrafen; das ermüdet einen Mann von Ehre: aber was ſoll man thun, wenn man ſich vorgeſetzt hat, einen Lügner zu entlarven?

Der Reiſende ſagt, im vierzigſten Briefe, Seite 32: „Wenigſtens hat Herzberg den „beſtimmten Befehl erhalten, ſich be„ſtimmter oder unbeſtimmter Weiſe in „die holländiſchen Angelegenheiten zu „miſchen.“

Ich habe ſchon oben geſagt, daß ich mich zu dieſer Zeit zu Berlin aufhielt, und ich weiß ganz gewiß das Gegentheil. Ich hatte Umgang mit dem Miniſter. Noch mehr, ich wurde in die Geheimniſſe dieſer wichtigen Revolution eingeweiht. Leſer, urtheilt nun, wer am beſten, ich, oder der Briefſchreiber, davon unterrichtet ſeyn mußte?

§. 2.

Ueber die Finanzen und ihren vermeintlichen Verfall drückt ſich der Reiſende nach ſeiner Gewohn-

wohnheit, Seite 34, so aus: „Und was „kann ließ Verderbniß nicht in einem „Staate werden, der so zerbrechliche „Grundfesten hat, wenn es gleich von „einem trägen, leidenschaftslosen Volke bewohnt wird. Auf jedem Fall wird „das Schiff zu Grunde gehen, wenn es „nicht einen Steuermann hat.“

Diese Art zu urtheilen, beweißt, wie oberflächlich die politischen Kenntnisse des Autors sind. Sie kann schwache Köpfe hinreißen, aber für die, welche keinen Gefallen an einem despotischen und aufschneidenden Tone haben, taugt sie gar nichts; denn sie gebrauchen ihren scharfen Verstand, um große Gegenstände zu ergründen; sie wissen, daß, wenn man die Triebfedern einer großen Maschine beurtheilen will, weniger glänzender Witz nöthig ist, als eine gute Beurtheilungskraft, ein scharfer Verstand, eine erprobte Klugheit und vollkommene Erfahrung. Solche Beurtheiler, wie unser Briefschreiber, den ich widerlege, gleichen jenen Insekten, die mit ihrem eckelhaften Geifer die Rinde der Bäume, um welche sie herum kriechen, besudeln, ohne dem Safte schaden zu können.

Sie sagen, die Preußen sind ein wenig träge. Mein lieber Dictator, dieses Volk ist nicht ohne System. Der Nationalstolz, oder, besser zu sagen, Ihre persönliche Eitelkeit hat Ihnen nicht erlaubt, dieses

dieſes vernünftige Syſtem reiflich zu beobachten, welches auf eine träge Art, wenn es Ihnen ſo beliebt, befolgt, aber doch mit der unerſchütterlichſten Feſtigkeit behauptet wird. Was die Erſchütterung anbetrift, mit welcher jeder Ihrer Briefe die Maſchine bedroht, ſo wird dieſelbe nicht ſehr zu fürchten ſeyn, ſo lange ſie durch die Ausbrüche Ihres verläumderiſchen Veſuvs verurſacht wird. Ihr Feuer bringt nur Rauch hervor; es iſt für Niemanden insbeſondere ſchrecklich, und noch weniger für einen großen Staat. Vergebens prophezeihen Sie Sturm und Schiffbruch. Das preußiſche Schiff wird ſo gut geführt, daß es ſicher fahren kann. Sie lieben die Verwirrung und Unordnung. Sie würden ſich nicht mit dem Glück fremder Nationen, ſondern mit dem Gedanken beſchäftigen, wie Sie die Ruhe der Ihrigen vernichten wollten, wenn Sie den Schlüſſel zu dieſen, von Ihrer aufrühreriſchen Einbildungskraft übergeſehenen Sturmwinden in Ihrer Gewalt hätten. Sie würden ſogar ſtolz darauf ſeyn, und dieſer Stolz würde Ihr perſönliches Intereſſe nicht vergeſſen. Berlin hat noch gute Steuermänner, und wird noch lange Zeit welche haben. Der Zeiger des Compaſſes ſteht noch gegen Norden. Wenn die Preußen einen Führer nöthig hätten, dieſe ſo trägen, ſo leidenſchaftsloſen Preußen, die Ihnen und denen, die Ihnen glauben, ſo verächtlich ſind, ſo beſäßen ſie doch gewiß einen zu richtigen, einen zu hellſehenden Verſtand, als daß ſie, wie die Einwohner zu Aix und Marſeille,

einen unruhigen und verwegenen Steuermann zum Führer ihres Schiffes nach den Generalstaaten Frankreich wählen würden.

§. 3.

„Man muß es abwarten, sagt der Reisende, Seite 34, um zu wissen, ob der König einen ersten Minister haben werde. Geschähe dieß, sagt er, so würde eine völlige Revolution erfolgen, die alles gut oder böse machen könnte.“ Dazu ist ein untrüglich Mittel vorhanden; man wähle nur den Reisenden. Wenn man ein anderes wünscht, so ändere man nur aller drey Jahre mit diesem Minister. Dadurch, daß man Systeme wie Moden ändert, und unaufhörlich andere Plane zum Bau und zur Erhaltung entwirft; geht man gewiß auf dem sichern Wege zur Zerstörung.

„Um das Schicksal dieser Regierung, setzt er hinzu, voraussagen zu können, muß man vorzüglich auf den Herzog von Braunschweig seine Aufmerksamkeit richten, wenn er nicht zum Theil nehmen an der Regierung aufgefordert wird, und Gefahr des Schifbruchs da ist.“ So ruderte dann die preußische Galeere, und der Autor habe darauf die Stelle, die er einnehmen kann. Wilhelm wird jederzeit der Kapitain

baren

davon bleiben, und so lange der Herzog der Steuermann ist, so lange Herzberg den Compaß beobachtet, und Möllendorf und Kalkreuth und der Prinz von Preußen u. s. w. Lieutenants sind, so wird sie die Klippen vermeiden, und der schwarze Adler, der stets mächtig und furchtbar ist, wird seine Ehre und Ruhm in Europa behalten. Jeder Leser, der diese Bemerkung mit Verachtung ansieht, muß so, wie die Autors geheimer Briefwechsel denken, und von ihren Fehlern hintergangen werden.

„Endlich stellt sich, S. 35, die Einbildungskraft des Reisenden als möglich vor, daß sich der Herzog von Braunschweig auf die Seite des Kaisers schlagen könnte, der ihn mit offenen Armen aufnehmen würde. So wird er in alle deutsche Verbindungen wie der Nordwind ins Schiff blasen.“ Das sind schöne Ausdrücke! aber sie enthalten eine sehr freche Prophezeihung! Der Reisende vermeint den Charakter des Herzogs von Braunschweig ergründet zu haben; und um zu beweisen, daß er ihn gut kenne, schildert er ihn hier als einen Ehrgeitzigen, als einen Wahnwitzigen, der sich Thron, Scepter und Herrschaft träumt, wie einen Mann, der, um seine Wünsche zu befriedigen, ein Verräther zu werden fähig ist! Dieser Schluß ist gewiß recht sonderbar; und dann, verträgt er sich wohl mit dem Begriffe, den man von der Stärke des Kaisers ha-

ben muß, und mit der gegenwärtigen Verfaſſung des deutſchen Reichs? Man ſollte glauben, daß dies der Traum eines Narren wäre, wenn man nicht darinne die verwegenen Lügen eines böſen Herzens, das recht darnach ſtrebt, zu beleidigen, und zu ſchaden, die Beſchimpfung und den Haß entdeckte; wenn man endlich nicht die Begierde bemerkte, ſich auf irgend eine Art berühmt zu machen. Der Reiſende ſey zufrieden; er hat ſeinen Zweck erreicht; er hat ſich berühmt zu machen gewußt; allein er fürchte auch die Wirkungen ſeines Ruhms! Jeder unruhige Schwärmer iſt nicht ſo glücklich, die Rolle eines Cromwels zu ſpielen. Jedem Eroſtrat iſt ſein Schickſal vorher beſtimmt.

Am Schluſſe dieſes Briefs wird noch der Prinz von Deſſau perſönlich angegriffen. „Er wird „morgen Abend ankommen; wahrſcheinlich komme wieder eine Geiſteraufruffung vor.“

Alſo hat bey dieſem Auftritte, den die reiche Einbildungskraft des Herrn von Mirabeau ausheckt, Wilhelm den König Saul vorſtellen, und der Prinz von Deſſau die Rolle der Hexe zu Endor ſpielen müſſen; der Schatten Friedrichs wird ſich wie Samuels Schatten gezeigt haben, um ſeinem Neffen den Augenblick der Zerſtörung vorher zu verkündigen! Wilhelm müßte wahrhaftig ſehr dumm ſeyn, wenn er zu übernatürlichen Geiſter-

auf-

aufrufungen ſeine Zuflucht nähme. Wenn er die Macht der Zukunft durchſchauen will, warum ruft er nicht lieber den größten unter allen Beobachtern, den untrüglichſten unter allen Propheten, den Herrn von Mirabeau auf? Hat er Vertrauen auf Geiſterſeher, oder auf jene einſichtsvollen Köpfe, die über alles, was man nicht weiß, ganz artig ſchließen, und es ſogar vorher ſagen können? ſo fordere er den Herrn von Mirabeau auf; dies iſt ein zu allem geſchickter Mann.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

§. 1.

Im ein und vierzigſten Briefe wird ſehr viel „über „das Unterbringen des Geldes in den „franzöſiſchen Fonds, und über ſeinen „Handelsvertrag mit England“ geredet. Dieſes iſt nicht meine Sache. Ich habe dieſe Dinge niemals weder im Ganzen noch im Einzelnen unterſucht; kurz, die Verbindungen der Finanzen ſind mir ganz unbekannt. Es ſcheint mir aber — dies iſt nur ein gewagter Gedanke — daß der Scribent weit beſſer über dieſe Sachen, als über den Hauptgegenſtand ſeiner Sendung räſonnirt.

§. 2.

Hier will ich nur einer Bemerkung des Reiſenden, aus dem zwey und vierzigſten Briefe, S. 41, erwähnen. „Man ſpricht hier,“ ſagt er, „ganz laut von einem im Werke ſeyens „den Vertrage zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Preußen, welcher die Beruhigung Hollands zum Gegenſtande „haben ſoll.“ Und er ſetzt hinzu: „Ich muß aber

„aber gestehen, daß ich gegenwärtig „nicht den geringsten Anschein dazu „sehe. Weder der König noch seine Mi„nister scheinen mir zu einer solchen „Idee geschickt zu seyn. Indessen muß „man doch genaue Aufmerksamkeit darauf wenden.“ Hierauf giebt er zu verstehen, daß der russische Arzt Rogerson diesen Vertrag unterhandle, und daß der Kaiser Preußen bloß Fallstricke lege. Endlich kommt er wieder auf den Prinzen Heinrich, welchen er unruhig, falsch und treulos nennt.

Ich habe auf alles dieses schon im voraus und zwar mit der That selbst geantwortet. Meine Leser haben den Charakter und die Talente derer, von welchen man hier mit einer so strafbaren Verachtung redet, kennen lernen müssen. Beurtheilet nun den Verfasser; entscheidet.

§. 3.

Auf Seite 43 ist die Rede von einem lebhaften Streite zwischen einem gewissen Rumpel und Hrn. von Lindenau. Die Geschichte dieses Streits ist mir vollkommen bekannt; hier ist sie.

Gegen das Ende der Regierung Friedrichs, der alles durch sich selbst thun wollte, vernachlässigte man gewisse Gegenstände ganz; und da man gewiß

wiß durchzuſchlüpfen hoffte, und in einigen Dingen auch wirklich ſeiner gewöhnlichen Scharfſichtigkeit entging, ſo ſpottete man ſeiner ungeſtraft. Seine Ställe, z. B., wurden ſehr ſchlecht beſorgt. Ein Stallknecht des Königs bekam monatlich zwey, ein Stallmeiſter aber vier Thaler. Bey einer ſolchen Beſoldung war es nicht möglich, auszukommen. Man wurde daher ungetreu, und plünderte die Fourage, wo man nur konnte. Der Oberſtallmeiſter, Graf von Schwerin, der zu alt war, um noch wachſam zu ſeyn, zu gut, um zu beſtrafen, ließ die Sachen gehen, und die Ställe des Königs geriethen in die größte Unordnung. Friedrich Wilhelm beſetzte die Stelle des Grafen von Schwerin mit dem Grafen von Lindenau, einem Sachſen, einem rechtſchaffenen, wachſamen und thätigen Manne. Dieſer wollte die Ordnung wieder herſtellen; folglich erhielten durch ihn die Subalternen dreymal mehr Beſoldung; aber er beſtrafte auch ohne Mitleiden alle Treuloſigkeiten. Alles änderte ſich ſogleich, und die Ställe, die lange vernachläſſiget worden waren, bekamen plötzlich ein anderes Anſehen. Gleichwohl murrete man von allen Seiten; ein jeder bedauerte dieſe glückliche Verwirrung, bey der man ſo viele Vortheile gefunden hatte. Man beklagte ſich hart über die Strenge des neuen Chefs; endlich handelte der alte Stallmeiſter Rumpel, der vierzig Jahr hindurch Friedrichen in allen ſeinen Feldzügen begleitet hatte, wider die Subordination. Ohne eine Schonung wegen ſeiner lan-

gen

gen Dienſte ſchickte ihn der Graf von Lindenau in Arreſt. Man redete mit dem Könige von dieſem Vorfall; er nahm es auf ſich, die Sache zu unterſuchen, und entſchied ſie zur Ehre des Chefs. Seit dieſer Zeit iſt die Unverſchämtheit der Stallbedienten gebändiget; allein man liebt deswegen die Sachſen deſto weniger. Man nimmt es ſehr übel, daß dieſe eingeſchobenen Herren an den Berliner Hof nur in der Abſicht gekommen ſind, um die Mißbräuche abzuſchaffen, die ſich daſelbſt unter der Regierung des großen Friedrichs eingeſchlichen haben. Dieſen betrog man oft auf eine grobe Art; er wollte aber auch aus einem beſondern Eigenſinne von den Treuloſigkeiten ſeiner alten Diener, die die Gewohnheit angenommen hatten, ſich auf Koſten des Staats zu bereichern, nicht einmal unterrichtet ſeyn. Friedrich ſahe dieß als ein Elend an, und er hatte zuweilen die Nachſicht, das, was er ſich völlig erlaubte, wenn er in Feindes Land einfiel, bey ſich zu Hauſe zu dulden. Es wäre vielleicht dem Reiſenden etwas leichtes geweſen, dieſe Anecdote bey den königlichen gegen jedermann offenherzigen Stallbedienten zu erfahren. Wenn er ſie gar nicht, oder nicht recht erfahren hat, ſo möchte ich wiſſen, wie er hätte erfahren können, was er vom Berliner Kabinet, das ihm nun ganz ſicher verſchloſſen war, erzählt? Uebrigens weiß ich auch nicht, wie dieſes Geſchichtchen, das von gar keiner Wichtigkeit iſt, in den geheimen Briefwechſel gekommen iſt. Der Schreiber wollte mit aller

Gewalt

Gewalt dem Kabinet zu Verſailles etwas erzählen, und da ſchickte er ihm eine Stallgeſchichte. Eine wichtige Neuigkeit, welche gar verdiente, von einem Courier überbracht zu werden; ein großes Geheimniß, das ſich wohl der Mühe verlohnte, mit geheimnißvoller Schrift geſchrieben und entziffert zu werden!

§. 4.

Was der Reiſende, Seite 44, von Wartensleben, und vom Herzog von Holſtein-Beck ſagt, iſt für das Kabinet ganz unbedeutend; aber es fehlt auch Richtigkeit.

Wartensleben iſt nie Commandeur der Garden geweſen: man hat ihn aus Preußen nach Brandenburg verſetzt. Der Herzog von Holſtein-Beck erhielt dieſe Charge bey der Garde. Das war die Gewohnheit Friedrichs, daß er alle deutſche Prinzen, die ſeine Freundſchaft, ſeinen Schutz und ſeinen Dienſt ſuchten, bey der Garde anſtellte. Zuweilen dienten ſie auch im Gefolge des Königs, und erhielten ihre Verhaltungsbefehle zu Potsdam; hierauf ſchickte man ſie zu den Regimentern, welche Männer nöthig hatten, die mit ihrem Zuſtande und mit dem Willen des Königs wohl bekannt waren.

§. 5.

Die Erzählung, die der Reiſende Seite 45 vom dem Miniſter Blumenthal macht, iſt ganz falſch.

Es

Es ist allgemein bekannt, daß der Graf von Blumenthal einer der besten, der eifrigsten Minister Friedrichs war. Fünf und vierzig Jahr hindurch hat er dem Staate gute Dienste geleistet, und sich allezeit in den Operationen seines Departements ausgezeichnet. Er ist übrigens ein Mann von gutem Charakter, gelehrt, thätig, wachsam und uneigennützig. Der verstorbene König hatte ihm den schwarzen Adlerorden eben so wenig ertheilt, als seinem alten Minister und vertrauten Freund, dem Grafen von Herzberg. Erst nach seinem Tode haben sie ihn erhalten. In Preußen ertheilt man die Orden nicht nach dem Alter geleisteter Dienste, oder nach dem Range, den man hat; sie sind die Belohnung außerordentlicher Verdienste ums Vaterland, welche allein darüber entscheiden. Blumenthal wußte, daß er den schwarzen Adler verdient hatte. Es ist falsch, daß ihm unter der Regierung Wilhelms die Eifersucht nur einen Augenblick verleitet hätte, seinen Posten verlassen zu wollen. Er empfing die Belohnung, deren er würdig war. Der Baron Hagen und der Graf Schulenburg, welche ältere Minister als Blumenthal waren, haben nicht gemurrt, als sie ihn mit dem Orden geziert sahen. Daher hat der Reisende diese Sache schlecht gesehen, übel dargestellt, und schlecht erzählt, da sie ihn durch die That selbst auf diese Weise Lügen straft.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

§. 1.

Der Anfang des drey und vierzigſten Briefs iſt ganz zum Beſten des Herrn von Launay und der franzöſiſchen Pächter geſchrieben. Aller Intriguen ungeachtet, die man für ſie in Bewegung ſetzte, hat ſich Friedrich Wilhelm, überzeugt, daß dieſe öffentlichen Blutigel den Bürger geplündert hatten, doch als ein guter Vater ſeiner Familie betragen. Er hat die Misbräuche abgeſchaft, und eine Regie von Patrioten unter der Aufſicht des Herrn von Werder errichtet, welcher ſie mit mehr Klugheit, mit mehr Abſehen auf das Privatintereſſe, kurz, weit beſſer verwaltet, als die vierzig verbundenen Franzoſen, gegen welche die Nation einen zu gerechten Haß empfunden hat.

§. 2.

Man findet auf Seite 48 ein boshaftes Gewäſch über Fräulein von Voß, deren Charakter ich ſchon gezeichnet habe. Sie verdiente ein dauerhafteres Glück. Nachdem ſie den verliebten Verfolgungen ihres Herrn zwey Jahre hindurch widerſtanden hatte, ſo war ſie ohne Zweifel einiger

Hoch-

Hochachtung würdig. Es ist falsch, daß man jemals darauf umgegangen sey, sie mit dem Herrn von Löpel, dem Gesandten in Schweden, zu vermählen. Der Verdacht, den man wider den Herrn von Bischofswerder, in Absicht auf Fräulein von Voß erregt, ist eben so boshaft als lächerlich. Bischofswerder ist verheirathet; er schätzt seinen Herrn, und betrachtete Fräulein von Voß als ein Frauenzimmer, die die Tugend liebte: überdieß beträgt man sich zu Berlin nicht so, wie an einigen andern europäischen Höfen; nicht die Favoritin giebt da den Ton an; dies thut der Herr selbst, und dessen Nebenbuhler würde nicht ungestraft seyn können. Was geht übrigens dem Reisenden, der einen ganz andern Beruf hatte, die Geschichte der Fräulein von Voß an? Ich habe es schon gesagt, dieses zu unglückliche Fräulein mischte sich in nichts; sie hat nie beschützen, noch schaden wollen; alle Intriguen der Spione galten bey ihr nichts. Zu welchem Ende also redet er unaufhörlich von ihr, da sie doch kein Gegenstand für einen politischen Beobachter seyn konnte? So verhält sichs auch mit andern besondern Umständen, die das Privatvergnügen des Königs von Preußen angehen; er hätte davon niemals das Kabinet zu Versailles unterhalten sollen: aber er mußte ja Briefe anfüllen, Müßiggängern gefallen, und sich mit Hülfsmitteln für die Publicität seines Briefwechsels versehen; er mußte falsch, boshaft und grausam seyn, um den Beyfall seines Gleichen

chen zu erhalten. Hierin iſts dem Autor geglückt.

Er zeigt auf Seite 50 an, „daß die Erhebung der Fräulein Voß den Grafen Finkenſtein mächtig machen muß."

Dieſer ehrwürdige Greiß hat ſich zu ſehr um ſein Vaterland verdient gemacht, als daß er durch unerlaubte und ſchändliche Wege ſeine Macht ſuchen ſollte. Wenn es keine andern gäbe, ſo würde er zu edel ſeyn, um daran zu denken, zu ſtolz, um ſie nicht zu verachten. Er iſt in Preußen alles, was man darinne durch ſeine perſönlichen Verdienſte und durch gute Dienſte für den Staat werden kann. Er hat auf jede Art des Ehrgeizes Verzicht gethan; ich kenne an ihm nur das Beſtreben, glücklich zu leben, und mit dem guten Namen eines Bürgers zu ſterben, welcher das Zutrauen zweyer auf einander folgenden Könige verdient hatte. Als Feind der Spione und Intriguenmacher kann er ſehr leicht die Beſchimpfung verachten, die ihm der Reiſende andichten will.

§. 3.

Ich billige ſehr, was man auf der nämlichen Seite von Potemkin und ſeinem unbegrenzten Ehrgeize ſagt. „Dieſer verſchmitzte und „äußerſt ſtandhafte Kopf hat nicht ei-

„nen

„nen Freund. Indeſſen iſt doch die „Zahl ſeiner Creaturen und ſeiner „Gläubiger, die mit ihm ihr Alles „verlieren würden, unter allen Stän„den ſo groß, daß ſeine Parthey ſehr „fürchterlich iſt. In dieſem Lande, „wo alles zu verkaufen iſt, ſammelt „er ungeheure Schätze; und gewohnt, „nie ſeine Schulden zu bezahlen, iſt „ihm dieß eine Kleinigkeit. Er hat „ein Zimmer, wozu er ſelbſt den Schlüſ„ſel bey ſich trägt, von oben bis un„ten mit Fächern verſehen, und mit „ruſſiſchen, däniſchen und vorzüglich „holländiſchen Banknoten angefüllt. „Einer ſeiner Geſchäftsträger ſchlug „ihm einſt vor, die Bibliothek eines „verſtorbenen großen Herrns zu kau„fen; ſtatt aller Antwort, führte ihn „Potemkin in dieſes Zimmer und frag„te ihn: ob er wohl glaube, daß dieſe „Bibliothek da wohl ſo viel werth ſey, „als jene, die er kaufen ſolle? Mit „einer ähnlichen Geldquelle hat er „keines andern Credit nöthig, um in „St. Petersburg machen zu können, „was er will.“

Dieſe Bemerkung iſt richtig, ſowohl in ihren einzelnen Verhältniſſen, als auch in der Schlußfolge.

Ich könnte noch viele wichtige Beobachtungen darüber anstellen, die zugleich eine Prophezeihung von alle dem seyn kann, was man von Rußland, das heut zu Tage weit entkräfteter ist, als man gemeiniglich vorgiebt, zu erwarten hat. Hier herrscht Mißvergnügen und Partheygeist. Das Geld wird sehr rar, die Grundstücke fallen am Werthe, und die Entwürfe eines Potemkins zweken auf Revolutionen ab. Hierauf muß Preußen sein Augenmerk richten, damit es seine Staaten in der Folge für den Einfällen der Kalmucken und Tatarn sichert. Außer dem schlt es an Magazinen; man trägt das baare Geld nach Preußen und Pohlen, um Getreide zu kaufen, und der nordische Handel nähert sich seinem Falle. Diese Beobachtungen dürfen keine Widerlegung befürchten. Es ist die Sache der Politik anderer europäischen Reiche, darauf alle nöthige Aufmerksamkeit zu richten, damit sie dieser stolzen und aufgeblasenen Nation hinführo die Gewalt entreißen kann, in Deutschland Krieg oder Frieden zu bestimmen. Ich habe weiter oben gesagt, was Preußen für seine eigene und für Pohlens Ruhe thun sollte. Wenn einige Leser einen nähern Aufschluß über diesen Gegenstand zu haben wünschen, so verweise ich sie auf meine „Abhandlung über die Quellen der Nationalkapferkeit in allen Staaten von Europa.“ Ich rede da sehr umständlich von allem, was man von Rußland erwarten kann. Ich werde davon sehr bald eine französische Uebersetzung herausgeben.

§. 4.

§. 4.

Der Verfaſſer redet ferner ſehr gründlich und richtig, über die Unternehmungen Rußlands, die Rechte des Herzogthums Curland zu ſchmälern, in dem es dieſes Land als eine rechtmäßig erworbene Provinz behandelte. Ich könnte auch hierüber einige Bemerkungen machen; allein ich ſchweige. Ich will den Verfügungen Preußens über eine Sache, die für die Erweiterung und Grenzen dieſes Staats ſo wichtig iſt, nicht zuvorkommen. Wenn die Zeit kommt, ſo wird man ſich überzeugen, daß dieſer ſo müßige und unthätige Wilhelm, wie ihn der Herr von Mirabeau zu beurtheilen beliebt, bey den Lorbeern ſeines Vorgängers wohl ruhig bleiben, aber nie darüber einſchlafen kann.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

§. 1.

Der König, Herr von Biſchofswerder und der Graf von Görtz ſind der Stoff, womit ſich der vier und vierzigſte Brief anfängt. Der Reiſende ſagt daſelbſt, daß „der offenbare Krieg „zwiſchen dem erſten Favoriten und „dem Grafen Görtz aufs höchſte ge„kommen iſt — — —; daß man wahr„ſcheinlich dieſem, um ihn zu entfer„nen, ein Regiment geben wird.“ Alles vermengen, alles übel erklären, das iſt die Gewohnheit des Briefſchreibers, dem der Preußiſche Kriegesſtaat ganz unbekannt zu ſeyn ſcheint. Hier ſehe man die Erklärung der Sache.

Görtz war Oberſter und einer von den Generaladjutanten des Königs. Dieſe Adjutanten haben ihren Rang bey der Armee; ſie avanciren mit den übrigen Oberſten; ſie erhalten Regimenter, wenn ſie nach dem Alter ihres Rangs die Reihe trift. Dann hören ſie auf, Generaladjutanten zu ſeyn, ſonſt würden ſie 4000 Thlr. Gage verlieren. Jeder Chef muß an der Spitze ſeines Regiments,

giments, und in der Garniſon, wohin er angewieſen iſt, bleiben. Göthe war in dieſem Falle. Die Reihe traf ihn, ein Regiment zu bekommen; er erhielt es, und verließ den Hof. Dieſes wußte Herr von Mirabeau grade nicht; aber, weil er, aus Mangel an Belehrung, ſtets ſich zu lügen erfrecht, ſo hat er auch dieſen Roman ausgeſonnen.

§. 2.

Was er, Seite 57, von dem Aufenthalt Wöllners zu Potsdam, von ſeiner Geſchicklichkeit und von ſeinen Kenntniſſen ſagt, iſt wahr; aber die Cabinetsgeſchäfte gehen ihm nichts an; ſie beſchäftigen bloß den Kopf des Miniſters von Herzberg.

Auf der 58ſten Seite redet er von den Finanzberechnungen und merkt an: „Es ſind Augiasſtälle; und ich ſehe unter denen, deren „er ſich bedient, keinen Herkules. Das Finanzweſen wird leicht und gut betrieben. Friedrich, der alles für ſich allein thun wollte, wie ich es ſchon erwähnt habe, hat im Finanzweſen große Fehler gemacht, und ſein Volk hat darunter gelitten. Wilhelm beſchäftigte ſich gar nicht mit demſelben; er kannte ſein Unvermögen in dieſer ſo wichtigen Sache, und errichtete ein Departement aus wohlgewählten Männern, die ſich durch die Erfahrung, zur Bewirkung allgemeiner Vortheile,

ohne Beystand jener Herkulesse, die Preußen so lange auf französische Weise verwüstet haben, vervollkommnen werden.

§. 3.

Nun folgt ein Ausfall auf einige neue Glieder der Berliner Academie. Man hat hier den Reisenden abgewiesen, inde iræ. Er witzele, er donnere, er peltere, was schadets, da die Eifersucht die Ursache seines Zorns ist? Eine Schlange, die unter dem Gesträuche zischt, verhindert die Nachtigallen nicht zu singen.

Der Reisende erzählt ein Bonmot Friedrichs über den schwarzen Adlerorden; hier ist es: „Mein „Orden ist wie die Gnade Gottes, ich „gebe ihn ohne Verdienst!“ Gleichwohl weiß man nur gar zu gut, daß kein Orden weniger verschwendet worden ist, als der schwarze Adlerorden. Uebrigens hat Friedrich dieses auszeichnende Geschenk nur Leuten von einem wahren Verdienste ertheilt.

§. 4.

„Verwesung vor der Reife. Dieß „wird, (sagt er auf Seite 61) fürchte ich gar „sehr, die Devise der preußischen „Monarchie werden.“ Dieser Ton ist für Preußen nicht nur äußerst ungeziemend, sondern

er

er hat auch das Gepräge der Unächtheit, worüber sich die französischen Minister zu beklagen Ursache hätten! Aus einem falschen Begriffe müssen nothwendig falsche und oft traurige Schlußfolgen entstehen. Welcher vernünftige Mann wird wohl in der preußischen Monarchie etwas gewahr werden, das die Behauptung des Reisenden bestärken könnte? Wenn er dem Kabinet zu Versailles solche Nachrichten gegeben hat, so hat er es irre geführet; und es sollte mich gar nicht wundern, wenn ich mich einstens überzeugen müßte, daß Frankreich nur zufolge der aus dem Briefwechsel des Herrn von Mirabeau genommenen Anweisungen einige so unkenntene Schritte, die man ihm bey der holländischen Revolution vorwerfen kann, gethan hat. Wenn dieses so ist, so frage ich: welche Belohnung ist man dem Spion schuldig, der euch in die Falle lockte, für welcher er euch doch hätte warnen sollen?

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

§. 1.

Ich will die lügenhaften Erzählungen, auf welche der Reiſende in ſeinem fünf und vierzigſten Briefe die Geſchichte des Grafen von Anhalt baut, den er den Sohn „einer Köchin und einer „Menge Väter u. ſ. w.“ nennt, nicht widerlegen. Ein Gewebe ſolcher Anekdoten iſt eine artige Materie für einen politiſchen Briefwechſel. Doch es ſey, wie es wolle, hier iſt etwas weniges von dem Grafen von Anhalt.

Er iſt ein natürlicher Sohn des Prinzen Moritz von Anhalt-Deſſau. Nach ſeiner Geburt heyrathete ſeine Mutter einen Landpfarrer. Er war ſchön, wohl gebildet, geiſtreich und unternehmend. Dieſe Vortheile feſſelten die Aufmerkſamkeit des Prinzen, und er brachte ihn nach Staargard zu ſeiner Suite unter dem Namen Wilhelmi. Er ſtudierte die Zeichnungs- und Kriegsbaukunſt, und zeigte Neigung für den Soldatenſtand; dieſes brachte ihm eine Stelle bey dem Ingenieurcorps zuwege. In dem ſiebenjährigen Kriege wurde er gebraucht, Grundriſſe aufzunehmen, und ſogar den Feind auszukundſchaften, und er entledigte ſich ſeiner

nes Berufs weit beſſer, als der franzöſiſche Reiſende den ſeinigen zu Berlin erfüllt hat. Nach der blutigen Bataille bey Zorndorf war man, da das Regiment des Prinzen drey Viertel ſeiner Officiere verloren hatte, genöthiget, einen Theil durch Unterofficiers zu erſetzen; hier erhielt er eine Lieutenantsſtelle. Der Eifer, den er auf ſeinen Dienſt wandte, erwarb ihm bald Neider. Als im Jahr 1759 der General Hülſen ſeinen Adjutanten verloren hatte, ſo gab er Wilhelmi dieſe Charge. Hier nahm er ſo richtige, ſo genaue Grundriſſe von den Gegenden von Maxen und Freyberg auf, daß ihn der General dem Könige beſonders empfahl, welcher ihn auch bald zu ſeiner Suite zog, indem er ihm den Titel eines Capitains und Flügeladjutanten gab. Er arbeitete Tag und Nacht, ſeine Kenntniſſe in der Kriegskunſt zu erweitern, lernte Franzöſiſch mit vielem Fleiß, und machte ſich ſo empfehlungswürdig bey dem Könige, daß er zum General Schenzendorf geſchickt wurde, als man damit umgieng, die franzöſiſche Armee aus Thüringen und Langenſalz zu treiben. Er trug viel zum glücklichen Erfolg dieſer Unternehmung bey, vermehrte dadurch das Zutrauen, das Friedrich auf ihn geſetzt hatte, und wurde vom Könige in den Adelſtand erhoben, mit der Erlaubniß, den Namen und das Wappen von Anhalt zu führen. Endlich wurde er Major. Seine Fähigkeiten in der Kriegskunſt fanden nunmehr Gelegenheit, ſich zu entwickeln. Der König bemerkte ihn näher, folgte ihm

von

von weitem, erzeigte ihm täglich mehr Achtung und ernennte ihn im Jahre 1762 zum Obristlieutenant. Nun erhielt er den wichtigen Auftrag, unter dem Commando des Generals Neuwied, den General Brentano in seinen Verschanzungen zu Schweidnitz anzugreifen, und dadurch die Belagerung der Festung zu erleichtern. Er verhielt sich rühmlich bey dieser kühnlichen und gefährlichen Sache, wurde zum Obersten ernannt und erhielt den Orden pour le merite. Kurz darauf erhob man ihn zu dem Posten eines General Quartiermeisters. Seine Gunst wuchs täglich. Außer den ansehnlichen Geschenken, die er bekam, hatte er noch die Erlaubniß, von einem Theile Sachsens starke Contributionen zu erheben. Endlich kam er bey seinem Könige in ein Departement, bey welchem man gewöhnlich vier Generals anstellte. Nach dem Frieden von 1763, da Kruseman das Regiment Gensd'armes erhielt, wurde er zum Oberjägermeister und Chef des Jägercorps ernannt. Ein Streit, den er im Jahr 1764 mit dem Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte, brachte ihn auf einige Zeit um die Gnade des Königs; allein er wurde so geliebt, daß man ihn bald wieder zurückberufte und 1769 zum Generalmajor ernannte. Bey der Revüe zu Neiße stürzte er mit dem Pferde; der Fall war schrecklich, er wurde am Kopfe verwundet und verrückt. Die Bäder haben ihn wieder hergestellt: allein es ist gewiß, daß er seit diesem Augenblicke Anfälle der Raserey hat. Dieses Unglück hat ihn doch nicht ver-

verhindert, der Reihe nach zu dem Poſten eines Generallieutenants erhoben zu werden. Der König, welcher die Preußen züchtigen wollte, die ihm wegen der Neigung, die ſie offenbar für die Ruſſiſche Herrſchaft bezeigten, verhaßt geworden waren, ſchickte ihn nach Königsberg als Vice Gouverneur. In dem Bayeriſchen Erbfolge-Kriege hatte er mit dem jetzt regierenden Herzog von Braunſchweig den berüchtigten Streit, der dem Herzoge in ſeinem Operationsplane hinderlich war, und wurde nach Neiße auf einige Zeit in Arreſt geſchickt. Nach dem Tode des Generals Grumbkow, Gouverneurs von Preußen, ertheilte ihm der König dieſe Stelle mit der Generalinſpektion über die ganze Armee in dieſem Königreiche. Hier und vorzüglich in Königsberg hat er ſich einen allgemeinen Abſcheu durch Bedrückungen, Tyranneyen und unerhörte Grauſamkeiten zuwege gebracht. Friedrich, der Preußen züchtigen wollte, billigte alles. Wenn er auf dasjenige, was man ihm von Anhalt vorbrachte, antworten wollte, ſo verſicherte er nur, daß die Natur viele Jahrhunderte brauchte, um einen ſolchen Mann wie er hervorzubringen. Das macht dem großen Friedrich nicht viel Ehre; denn von Anhalt iſt ein abgeſagter Menſchenfeind, ein wilder Tyger, ein Tyrann im höchſten Verſtande. Er iſt ein großer Kriegsmann, aber auch nichts weiter.

Nach dem Tode des Königs verabſcheuete der edelmüthige Wilhelm, den das Unglück Preußens rührte,

rührte, den Herrn von Anhalt. Nun kam er nach Potsdam, seinen alten Freund, den General Rohdich zu besuchen, und sagte zu ihm: „Bruder, man „will mich hier nicht mehr; ich werde nach Wien „gehen; da schätzt man mich gewiß mehr; man „wird meine Talente benutzen können.“ Rohdich gab dem Könige davon Nachricht, der ihm ohne Aufschub den schwarzen Adlerorden, nebst einer Pension von 6000 Thaler und dem Versprechen, im ersten Kriege wieder angestellt zu werden, ertheilte.

Das ist die Geschichte dieses sonderbaren Mannes, der unter der Regierung Friedrichs eine so große Gnade genossen hat. Nach meinem Urtheile macht der Beschützte dem Beschützer keine Ehre. Das ganze Land betrachtet den von Anhalt als einen bösen, harten, unerbittlichen, unbarmherzigen Mann. Jedem Tag dankt man dem Könige, daß er das Land von einem Rasenden, der vielleicht das Zutrauen Friedrichs mißbrauchte, und durch eine Verbindung gegenseitiger Grundsätze mit ihm gemeinschaftlich handelte, befreyt hat.

§. 2.

Auf die Geschichte des Herrn von Anhalt folgt ein ungeziemender Ausfall auf den Obristlieutenant von Mannstein, einen rechtschaffnen Mann, der damals nach Berlin berufen wurde, um das Militärsystem in Ordnung zu bringen. Ich kann von diesem ganz öffentlich reden; er ist mein Neffe; ich kenne

kenne seine unangetastete Rechtschaffenheit, seine Vaterlandsliebe, und seinen Diensteifer. Ich kann versichern, daß er ein gelehrter und thätiger Offizier ist. Herr von Mirabeau nennt ihn einen närrischen, tollen Menschen. Ich kann ihm versichern, daß ihm Mannstein, er finde ihn wo er wolle, beweisen wird, daß er keinen Körper für einen Geist hält, und ihm davon so handgreifliche, so auffallende Zeugnisse abtegen wird, die ihn werden nöthigen, die Begriffe, die er sich von ihm gemacht hat, aufzugeben. Ich weiß, was mein Vetter für eine Taktik hat. Sie besteht darinnen, seinen Feind zu sehen, ihn anzugreifen und ihn zu schlagen; sie ist einfach und sicher.

§. 3.

Herr von Wartenberg wird Seite 65 ein Schurke genannt. Also hat nach dem Urtheil des Spions, Niemand Ehre, Niemand Tugend. Wahrhaftig, der Elende glaubt, daß ihm alle Leute ähnlich sind! Hier muß ich den Verläumder abermals Lügen strafen, und den Herrn von Wartenberg nach seinen Verdiensten schildern.

Wartenberg war Generallieutenant und Generaladjutant beym verstorbenen König. Als Wilhelm auf den Thron stieg, so wurde eine Commission ernannt, bey welcher der General Möllendorf und der Minister von Heinitz präsidirten, und deren Endzweck war, einen billigen Handel mit denen zu schlies-

ſchließen, welche unter der vorigen Regierung die Beſorgung der Montirungen gehabt hatten. Unter Friedrich hatte man dieſes Geſchäfte ſehr vernachläßiget. Der Soldat wurde betrogen und ſchlecht behandelt. Wilhelm wollte dieſem Unweſen ſteuern, den Betrug verhindern, und jedem geben, was ihm von Rechtswegen gehörte. Dieſe Commiſſion nun ordnete alles zum allgemeinen Vortheil; ernannte redliche Männer zu Aufſehern über alle Montirung der Truppen betreffende Dinge, und das Kriegscollegium zahlt nun ohne ihre Genehmigung nichts aus. Nie hatte man in dieſem Departement die Genauigkeit und die Wachſamkeit geſehen, die man jetzt bemerkte. Der vorige Chef, ein alter und abgelebter Mann, konnte von den Subalternen leicht hintergangen werden; allein er begieng niemals einen Betrug, man weiß, daß er dazu unfähig war: auch iſt Wilhelm mit Wartenberg nicht ſo verfahren, wie Joſeph mit Szekely. Dieſes verſchiedene Verfahren bey zwey einander faſt ähnlichen Vorfällen macht dem Herzen des Königs von Preußen Ehre und bürgt für die Rechtſchaffenheit der Perſonen, welche die Commiſſion ausmachten. Hieraus erhellet noch, daß Wilhelm Misbräuche, Bedrückungen und Spitzbübereyen, auf die man unter der Regierung Friedrichs nicht Acht gab, gänzlich abgeſchaft hat. Iſt das alſo ein müßiger und unbedeutender König, der ſich mit weſentlichen Dingen beſchäftiget und ſeine Oekonomie zum beſtmöglichſten Wohl ſeiner Soldaten einrichtet? Je

weiter

weiter ich komme, je mehr ich beobachte, je mehr ich Thatſachen berichte, deſto mehr beweiſe ich, daß der Autor des geheimen Briefwechſels ein ſinnreicher und verwegener Betrüger iſt, welcher Satiren für Entdeckungen, Lügen für Erzählungen ausgegeben hat.

§. 4.

Der Baron von Dörnberg wird nun auch angegriffen, da ihn die Reihe trifft. Der Reiſende, der ihn ein Meerſchwein nennt, läßt vermuthen, daß man das Fräulein Beß mit ihm habe verheyrathen wollen. Es iſt niemals von dieſer falſch vorgegebenen Heyrath die Rede geweſen. Dörnberg hat nie eine Penſion vom Könige bekommen; er hat nie die Prinzeſſin Amalia ſeine Wohlthäterin verlaſſen: er hat ſeit kurzem das Fräulein von Geuder geheyrathet. Alſo iſt das, was der Scribent vorbringt, ausgemacht falſch. Das iſt noch nichts, daß er den Baron ein Meerſchwein nennt; er treibt die Kühnheit noch weiter. Er ſagt, einige Zeilen weiter, Seite 69. „Bey dieſer Geſchichte „iſt Geiſterſeherey, Kuppeley und „Eheſtandskrämerey mit im Spiele.“ Niederträchtiger Autor ſchändlicher Lügen! in deiner Seele wohnt die Erſcheinung der Lügen und der Verläumdung! Genieße noch die Zeit, da du ungeſtraft bleibeſt! Vielleicht iſts nicht lange mehr. Du haſt den Frevel zu ſehr übertrieben; du haſt ihn auf zu viel Häupter ausgeſchüttet, als daß nicht

endlich einmal jemand aufstehen sollte, fest entschlossen, dich zu strafen, wäre es auch mitten in Frankreich, dem du durch deine Geburt Schande machst.

„Was vermag nicht, sagt er weiter unten, Geld bey einer so armen Nation!“ Also lassen sich die Preußen schändlicher Weise erkaufen? Ich bin ein Preuße. Mein Charakter ist bekannt; ich habe nicht nöthig, auf eine solche Beschuldigung zu antworten; aber ich rathe so beyläufig dem unermüdeten Verläumder, daß er sich hüte, mir vor die Augen zu kommen. Ich ehre Frankreich; ich will seine Gesetze und Gebräuche beobachten; allein wenn ich das Unglück hätte, den verabscheuungswürdigen Pasquillanten darinne anzutreffen, der daselbst Credit und Schutz findet, ohne daß ich weiß warum? so könnte ich nicht mit meiner Gelassenheit antworten; ich würde die Gränzen, in welchen ich zu bleiben entschlossen bin, überschreiten.

Endlich, nachdem er Dörnberg ein Meerschwein genannt, und die preußische Nation niederträchtig behandelt hat, krönt er noch diese aufgehäuften Beschimpfungen mit einer den Prinz Heinrich entehrenden Anekdote. Er klagt ihn an, daß er seinen Bedienten zum Canonikus von Magdeburg ernannt habe. „Das“ setzt er hinzu, „geschieht in einem „Lande, wo man in Absicht der Geburt „so zärtlich seyn will.“ Das ist eine unverschämte Lügen und strafbare Verläumdung. Ich wollte

wollte zwar, meinem Verſprechen gemäß, nichts mehr widerlegen, was den Prinzen Heinrich anginge; allein ich würde mich für ſtrafbar halten, einer ſo entſetzlichen Beſchimpfung nicht zu widerſprechen.

Von Dubois „einem ehemahligen en „Gros Kaufmann zu Leipzig, wo er „Banquerott machte, bekannt durch „ſeine Vorliebe für Myſtick“ ſage ich nichts. Er ward zu Berlin Commerzenrath. Dieſer Mann iſt närriſch geworden und ich kann ihn nicht loben

Er endigt dieſen Brief mit der jeden unpartheyiſchen Mann ohne Zweifel befremdenden Behauptung, „daß es unmöglich ſey, in Preußen „einen (zum Geſandten) tauglichen Mann „zu finden, weil es keinen daſelbſt „gäbe.“ Ohne Zweifel kann die Partheyſucht zur Raſerey führen. Es giebt keine Männer in des großen Friedrichs Lande? Alſo die Generale, die Officiere, welche Europa zittern machten und die Miniſter, welche die politiſchen Operationen ihrer Nachbarn irre führten, wären keine Männer? Wo findet man anders ſo viel Männer als in Preuſſen, die geneigt ſind, alles für den Ruhm ihres Vaterlandes aufzuopfern? Kurz wer wollte auch erſt ſolch unſinniges Geſchwätz widerlegen.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

§. 1.

Noch einmal thut der Reiſende im ſechs und vierzigſten Briefe einen Ausfall auf den Grafen von Estaing: „Er entwürdigt," ſagt er, „ſeine „Nation durch ſein kaltes Betragen, „ſeinen ſauer ſüßen Ton, und ſeine „Trägheit, die nahe an Unwiſſenheit „gränzt." Von dieſen Worten hat ſich G. von Mirabeau ſelbſt eine Lobrede gehalten, und beklagt ſich, daß der König dieſem Manne, von dem er ſo wenig erführe, 60000 Livres Beſoldung gebe. Die Abſicht von alle dem iſt handgreiflich, und überhaupt nicht uneigennützig.

In der That war damals, als der Reiſende ſeine Poſſen ſchrieb, womit er ſo angenehm ſeinen unſchätzbaren Briefwechſel ausſchmückt, die Lage des franzöſiſchen Geſandten ſehr zweydeutig und ſehr beſchwerlich. Er ſah die Nation ganz in der Nähe, die man in Frankreich zu verachten ſtrebte; er kannte die Verſailler Kabinetsſtreiche; er empfand, wie ſchwer es für einen fremden Miniſter wäre, an einem Hofe eine Stellung zu ergreifen, welcher über den

den seinigen eine so sehr auffallende Ueberlegenheit zeigte. Graf von Esterno mußte ganz einfach beobachten, und in Unthätigkeit bleiben. Unterdessen, als der Reisende die kleinen Leidenschaften seiner Bevollmächtigter belustigte, und sie betrog, um ihnen zu gefallen, hörte der Minister die rauhe Stimme der Wahrheit, und verschmähte die Sprünge der Schlange, die ihn mit ihrem Gifte Schaden zufügen wollte. Er behandelte den Reisenden beständig mit tiefer Verachtung, und vermehrte daher das Uebel, ohne darauf zu merken, und ohne es gewahr zu werden. Beyde spielten ihre eigenen Rollen.

§. 2.

Seite 76 finde ich folgende den Herzog von Braunschweig angehende Stelle: „Einen bes„sern Höfling, geschicktern und ge„wandtern, und zugleich festern und „hartnäckigern Mann kann man sich „kaum denken.“ Ich muß das bereits gesagte wiederholen. Hat dieser bessere Höfling, geschicktere, gewandtere, festere und hartnäckigere Mann von einem Spione betrogen werden können? Hat er den letztern zu seinem Freunde und zu seinem Vertrauten machen können?

Man bemerke noch eine Stelle dieses Briefes, wo der Verfasser von seinem Werke über die preussi-

ſche Monarchie im Voraus geſteht: „Daß es „nichts als ein Gewebe von Regeln „iſt, die ſich vielleicht auf falſche Vor„ausſetzungen gründen; worinnen man „Sachen finden wird, die ſich zwar er„eignen können, von denen aber viel„leicht keine in Erfüllung geht.“ Dies Bekenntniß kann ich ihm um ſo lieber eingeſtehen, da von allen ſeinen Vorherſagungen keine in Erfüllung gegangen iſt, und da alle ſeine Erzählungen beweiſen, er ſey ein eben ſo falſcher Prophete als ſchlechter Politiker.

Sie-

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

§. 1.

Zu welcher Erniedrigung muß man herabſinken, wenn man alles feine Gefühl verloren hat, um ein Spion zu werden! Eine berüchtigte zu Paris ſehr bekannte und öffentliche Hure, die von F** kommt in der Abſicht nach Berlin, den König zu erobern. Da der Reiſende nach ſeiner gewöhnlichen Art zu ſchließen vorausſetzt, daß ihr Phyſiſches und Moraliſches dem Könige gefallen möchte, ſo zerarbeitet er ſich, beunruhigt er ſich, und denkt hin und her auf Mittel zur Intrigue in dieſem guten Glücke, das ihm der Teufel zugeſchickt hat. Er überlegt viel wegen dieſes abgeſchmackten Abentheuers, das er ſeinem Miniſter in einem ſo ernſthaften Tone überſchreibt, mit dem man nur Staatsangelegenheiten abhandelt. Er bedauert nur, daß der Graf von Eſterno ſo ein Klotz ſey — das ſoll warſcheinlich ſagen, daß er ein Mann von Ehre ſey — ſonſt würde alles bald in Ordnung ſeyn. Er entſchließt ſich endlich, ſeine Buhlſchweſter nach Warſchau mit Briefen zu ſchicken, warſcheinlich, um ſie mit andern Briefen wieder zurück kommen zu laſſen. Um

alle seine abgeschmackten Auseinandersetzungen gehörig zu beurtheilen, muß man den sieben und vierzigsten Brief vom Anfange lesen. Der Reisende vermuthet, daß man mit Huren und Kupplern die Entwürfe des Berliner Kabinets zernichten, und dessen Weisheit hintergehen kann! Auf diesem edlen Wege geht die Staatskunst des Spions! Es fehlen mir Worte, die den Begriff dieser verwerfensten aller Beschimpfungen stark genug ausdrücken können.

§. 2.

Die Seite 82 vom Herzog von Mecklenburg-Schwerin erzählte Anekdote, ist vollkommen richtig bis auf den Umstand, daß nicht ein Regiment, sondern nur ein Bataillon Husaren dort gelegen hat. Dieser Irrthum ist zwar unbedeutend, und fast für keinen zu rechnen; aber der Verfasser rühmt sich ohne Unterlaß, die preussische Monarchie ganz zu kennen, und deswegen habe ich diese Kleinigkeit gerügt, um noch einen Beweiß von seiner lächerlichen Prahlerey zu geben.

§. 3.

Wichtiger ist der Fehler, den der Verfasser Seite 83 macht. Er sagt: Der Lieutenant Stutheren habe der Madame Rietz ihre Schwester, die Gräfin Matuschka, gebohrne Mamsell Enke, geheurathet, und

und der König habe genugsames Geld zur Hochzeit hergegeben. Keinesweges! Der Lieutenant Schönberg heurathete die Schwester der Madame Rietz. Sie war zuerst an den russischen Obristen Grafen von Matuschka verheurathet, und eine der ersten Schönheiten. Ihr Gemahl, ein Russe und kein Pohle, gerieth durch den ungeheuern Aufwand in große Schulden, und machte Banquerott. Zu ihrer zweyten Verheurathung gab der König 600 Thaler, und dem Lieutenant Schönberg eine Pension von 600 Thaler. Warum hat er nun die der Schwester von Madame Rietz erzeigten Gnadenbezeugungen des Königs so übertrieben? Hieraus erhellet deutlich, daß der König niemals seinen Schatz, nie seine treuen Diener, nie das Glück seiner Unterthanen dem Eigensinne seiner Mätressen, und dem Glücke ihrer Familien aufopfern wird.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

§. 1.

Die Geſchichte des Grafen von Wartensleben erzählt der Verfaſſer im acht und vierzigſten Briefe durchaus falſch. Der Graf iſt nicht mit dem Könige erzogen worden, ſondern hat ihn erſt nach dem Frieden 1763 kennen gelernt. Ohngeachtet es wahr iſt, daß ihn der verſtorbene König von ſeinem Neffen entfernen wollte, ſo hat er ihn doch nicht nach Spandau, und unter ein Garniſonregiment, ſondern unter ein Feldinfanterieregiment verſetzt.

Eben ſo unrichtig iſts, daß ihn der itzt regierende König, als er ihn nach Potsdam gerufen hatte, eine Pfründe von 12000 Thaler jährlicher Einkünfte verliehen habe. Dergleichen Pfründen giebts in den ganzen preußiſchen Staaten nicht, ſondern die höchſten ſind 4000 Thaler, und die darauf folgenden 1200 Thaler, 800 Thaler u. ſ. w.

§. 2.

Wenn ich dem Glauben beymeſſen kann, was man mir in Berlin über den vom Kronprinzen ausge-

geſtellten Wechſel von 30000 Thaler erzählt, den man in der Kaſſe des Miniſters Görne gefunden, und welchen der Graf Arnim bezahlt hat, ſo iſt dieſe Geſchichte vollkommen richtig. Man muß ſich alſo nicht über die Gnade verwundern, welche der Graf vom itzigen König genießt. Dies beweiſt unläugbar, daß Wilhelm als König die nicht vergißt, welche ihm als Kronprinzen Zuneigung und Dienſte bewieſen haben.

§. 3.

Schöning, der berüchtigte bey der Kriegskaſſe als Adjunkt angeſtellte Kammerhuſar des verſtorbenen Königs hat nicht 3000 Thaler, wie die geheime Geſchichte erzählt, ſondern nur 500 Thaler Gehalt bekommen. Gering oder erheblich; doch immer ein Irrthum!

§. 4.

Von dem Grafen von Brühl ſagt er Seite 93, „Er ſey ein liebenswürdiger Mann; „ſchwärmeriſch, ohne daß man weiß, „ob es ihm ein Ernſt damit iſt, nicht „lehr Soldat, u. ſ. w.“ Ich kenne den Grafen Brühl als einen ſehr edeldenkenden, liebenswürdigen und gelehrten Mann, der ſich nur um ſein

Amt

Amt bekümmert, und der viel Neider wegen ſeiner Stelle bekam. Man fängt an ihn beſſer kennen zu lernen, richtiger zu beurtheilen, und wegen ſeines ſanften und uneigennützigen Characters auch mehr zu lieben.

§. 5.

Das müſſige Leben des Königs giebt dem Spion nochmals Gelegenheit Seite 94 von ihm zu ſagen: „Es iſt gewiſſer als je, daß der „König nicht arbeitet, und daß er Jagd „auf alles Vergnügen macht.“ Ich habe bereits geſagt und bewieſen, daß der König arbeitet. Aber arbeitete denn Friedrich immer in Staatsgeſchäften? Wie viel Zeit brachte er nicht zu mit Ausarbeitung franzöſiſcher Werke, mit Briefſchreiben an d'Alembert, Madame von Chatelet; mit la Mettrie, Jourdan und Voltaire? Dies war ſeine Ruhezeit; allein die Ruhezeit Wilhelms wird nicht ſo wie Friedrichs genoſſen. Der eine findet Geſchmack an Gelehrten, der andere an ſchönen Frauen. Wenn der Menſch nun einmal ſein Lebe lang durch Menſchlichkeiten eingeſchläfert werden muß, ſo will ich doch lieber den Menſchlichkeiten nachgeben, die die Wolluſt darbietet, als denen, welche uns die Zuſammenhäufung der Ideen, die Streitigkeiten des Stolzes, und die Berechnung der unendlich kleinen Größen — calcul infinitéſimal — ver-

verſchaffen. Die preuſſiſchen Staatsgeſchäfte gerathen nicht in Stockung, ſondern gehen immer fort. Das Räderwerk der Departements iſt immer in Bewegung, und der König iſt der einzige allgemeine Beobachter ihrer Arbeiten, der ſein Oberaufſehersamt niemanden abtreten wird. Weswegen bekümmert ſich alſo der Reiſende jederzeit darum? Aus Hang zur Satyre und Bosheit.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

§. 1.

„Ich bin weder direkte noch indirekte „accreditirt. Ein einziger Wink kann „über mich und meine Papiere ent„scheiden; und ich würde überall verlo„ren seyn.“ Diese im neun und vierzigsten Briefe vom Verfasser geäußerte Furcht tadele ich gar nicht. Sein Stand in Berlin war unehrbar, und man hätte ihn in einen noch unangenehmern versetzen können. Dieser Gesichtspunkt hat nichts erfreuliches, sondern nur schreckliches in sich, besonders aber für diejenigen, die sich demselben freiwillig ausgesetzt haben, ohne zugleich auch einen andern sich zu wählen.

Dieser Brief ist eine Zusammenhäufung falscher, lächerlicher, und unwahrscheinlicher Urtheile. Der Reisende setzt darinnen voraus, daß unter der Bedingung der römischen Königswahl und Theilung des römischen Reichs eine Allianz zwischen dem Könige von Preußen und dem Kaiser geschlossen werden könne. Welche Unbedachtsamkeit! Welch eine Art zu beobachten! Elender Beobachter! Damals als

als du deine kindiſchen Vermuthungen von Berlin niederſchriebſt, war auch ich daſelbſt, und wendete meine Augen auf einen ganz andern Plan, als der iſt, welchen deine fantaſtiſche Einbildungskraft ausgeheckt hat. Wilhelm wird nie ein Verräther, nie ein Unterdrücker des deutſchen Fürſtenbundes, und nie ein ungerechter Eroberer ihrer Macht und Rechte ſeyn. Er iſt vielmehr ihr Freund, Beſchützer, und ihre Stütze gegen alle entworfene oder noch zu entwerfende Uſurpation. Nachdem du ſo ganz falſche Anleitungen gegeben, Fehler über Fehler, und irrige Beobachtungen zuſammen gehäuft haſt, kannſt du dich noch unterſtehen, Anſehn zu verlangen! Wenn dein Miniſter, ehe er dich nach Berlin ſendete, deinen Werth nicht kannte, ſo ſey verſichert, aus deinem Briefwechſel hat er ihn kennen gelernt, und überhaupt aus deinen ſchülerhaften und abgeſchmackten Gemälden, womit du ihn veranügt haſt, einzeſehen, daß du dich ſehr gut zum Beobachter eines Hurenhauſes oder des Narrenhauſes zu Paris ſchickeſt.

§. 2.

Der Staatsminiſter, Graf von Schulenburg, hat ſeine Stelle nicht aus der Urſache niedergelegt, welche der Reiſende vorgiebt. Ein gewiſſer Mann, den die Umſtände auf eine wichtige Stelle erhoben hatten, ſchien ihm der Gnade unwürdig, die er genoß; er ſchämte ſich ihn zum Nebenbuhler zu haben,

ben, und ward unzufrieden über den Gang, welchen die Geschäfte nahmen. Er ist reich, um unabhängig leben zu können. Indem er seine Stelle niederlegte, that er, was jeder kluge Mann thut, der seinen gerechten Stolz zum Schiedsrichter wählt.

In der Folge wird der Herzog von Weimar vom Verfasser gemißhandelt, indem er von ihm S. 95 sagt: „Nun ist er wirklich in Berlin, „um in preußische Dienste zu treten. „Solche Feldherren werden nie einen „siebenjährigen Krieg anfangen." Was soll das heissen? Nichts. Es ist gar leicht einen Krieg anzufangen, oder wieder zu erneuern, aber sehr schwer ihn zu führen, und mit Ruhm zu endigen.

§. 3.

Der Reisende theilt Seite 99 ff. im Ernst eine Erzählung von einer Audienz mit, welche seine hochverehrte Buhlschwester mit dem Könige gehabt haben will. Er versichert, daß der König in dieser Unterredung sich über seine langweiligen Geschäfte beklagt habe. Wahrhaftig der Briefschreiber ist nicht bey der Unterredung gewesen. Es ist gewiß nur die schlichte Erzählung einer niederträchtigen Hure, die ihn zum Besten gehabt hat. Indessen erzählt er diese Anekdote mit dem ernsthaftesten

testen Tone. Das war ohne Zweifel eine sehr lautere und sehr glaubwürdige Quelle! Ein durch seine Sendung herabgewürdigter Mann, eine verworfene Frau sind also die seinen Zusammenstoppler des geheimen Briefwechsels, der in Frankreich so viel leichtgläubige Anhänger gefunden, der eine so große Neugierde erregt, und in welchem man so schändlich und verwegen den König von Preussen, den Prinz Heinrich, und die edelsten Männer der preussischen Monarchie verläumdet hat! Leser! schämt euch; erröthet, unbescheidene Censoren einer Schmähschrift, deren Zauber des Styls der Lügen das Gewand der Wahrscheinlichkeit gegeben hat! Es war eben so leicht über den Berliner Hof ein großes Werk zu schreiben, als dasselbe mit boshaften Schmähungen und Schandthaten anzufüllen, von welchen der Verfasser überzeugt seyn konnte, sie würden in Paris Beyfall erhalten, wo man die Preussen eben so wenig als die Sinesen kennt, und wo die allgemeine Stimme der Mode bey jeder Sache den Ton angiebt. Ein verschmitzter Satyrenschreiber, der die Unwissenheit, die Schadenfreude, und den unheilbaren Leichtsinn ihrer herumschweifenden Ideen kennt, kann sich hier alles erlauben. Er kann versichert seyn, daß sie sein Buch reissend auch zum theuersten Preise kaufen, und ihm Beyfall geben werden, besonders wenn es ihm glückt sie zu vergnügen, und wenn er verläumdet und tadelt. Je unbekannter der abgehandelte Gegenstand ist, desto sicherer ist sein Glück gemacht. Die Preussen!

Welcher Mensch hat in Frankreich einigen Beruf sie zu rächen, und einen richtigern Begriff von ihnen zu geben? Keiner. Hier war also ein weites offenes Feld zur Verläumdung und Belustigung; hier konnte man ein Werk dieser Art drucken lassen, und in den Pariser Gesellschaften damit ein wichtiges politisches Ansehen erlangen. Es geht hier mit den Büchern wie mit den Menschen, sie mögen gut oder böse, wahr oder falsch seyn, unterrichten oder irre führen, daran liegt nichts. Wenn sie zu gefallen wissen, durch welche Mittel es auch sey, so billigt man sie, rühmt sie, und findet sie artig. Der Reisende, ein Mann, dem man in der That seinen grossen Verstand nicht absprechen kann, hat den schwachen Verstand der meisten Einwohner von Paris benutzt, sich ein Ansehen verschafft, sein Buch gut verkauft, und sich Bewunderer erworben. Er wird sehen, was ihm von allen diesen Vortheilen übrig bleibt, wenn man meine Widerlegung gelesen haben wird.

Die Verläumdung macht Riesenschritte: denn sie findet offnere Ohren als die Wahrheit. Der Mensch ist überhaupt geneigter, böses als gutes zu glauben, und jede Rechtfertigung scheint ihm wenigstens zweydeutig. Ich sehe also mit Recht voraus, daß mein Buch weniger Leser haben, und weniger Glaubwürdigkeit finden wird, als die geheime Geschichte des Reisenden. Außer der Verschiedenheit des Styls, die ich ihm gern zugebe, hat er noch

noch den großen Vortheil, eher geschrieben, und die Leser eingenommen zu haben, da mir auf allen Seiten nothwendig die Nationalvorurtheile, und die gemachten Widerlegungen entgegen stehen. Ueberhaupt wo man weder direkte noch indirekte einen Vortheil hat, die Wahrheit zu erkennen, da kann der Vertheidiger derselben der Lügen nur einen kaum merkbaren Stoß geben. Ich werde mich über die Beschuldigung der Partheylichkeit, der Leidenschaft und des Zorns nicht verwundern; sondern ich vermuthe diese Vorwürfe sogar. Ich hoffe noch den Verfasser sich wie einen Seiltänzer krümmen, Verdrehungen, Schmähschriften und Satyren machen, und mich in einen Haufen Epigrammen einhüllen zu sehen; alsdann wird er gewiß in einem Lande die Lacher auf seiner Seite haben, wo man überhaupt die Thorheit mehr als die Klugheit, und die Spötterey mehr als die Ernsthaftigkeit schätzt. Wenn es so erfolgt, wie ich es voraus sehe, so habe ich in mir selbst einen Tröster, der mich immer getröstet hat, und auch noch in diesen Umständen trösten wird. Indessen glaube ich, daß, wenn ich dem Verfasser des geheimen Briefwechsels die Maske nicht ganz abreissen konnte, die Zeit das gewiß vollenden wird, was ich angefangen habe, und daß seine eifrigsten Verehrer wohl die Augen öffnen werden müssen, wenn sie alle seine Prophezeyungen, alle seine Betrachtungen, und alle seine Voraussetzungen durch die Erfolge nach und nach der Lügen gestraft sehen werden. Alles was ich vom französischen Publi-

kum verlange, iſt, ihr Urtheil aufzuſchieben, und das Anſehen der Treue, der Ehre und der Rechtſchaffenheit, welche Trenk überall ſich erworben hat, mit demjenigen zu vergleichen, welches der Verfaſſer der geheimen Geſchichte überhaupt genießet. Entweder ich irre mich ſehr, oder die Waagſchale wird bey dieſer einzigen Vergleichung ſehr zu meinem Vortheil ausſchlagen. Es giebt Thoren, eigenſinnige und vorurtheilsvolle Leute, die mir meine Bitte abſchlagen, dieſen antworte ich, daß ich von ihnen nichts erwarte, weil ich ihren Beyfall nicht haben will.

Vierzigſtes Kapitel.

§. 1.

Aus der Menge falſcher Behauptungen des funfzigſten Briefes, will ich nur die einzige, S. 104, ausheben, welche von den übrigen einen Begrif geben wird. „Man macht ſo viel Majors „und Obriſtlieutenants, als nur möglich iſt. So ſind z. B. alle Hauptleute, „welche den Krieg mitgemacht haben, „ſo weit avanzirt.“ Diß iſt falſch. Es iſt außer aller Wahrſcheinlichkeit, daß ſich diß in der preußiſchen Armee zutragen kann, wo jedes Regiment nur die nöthigen Majors hat, und wo es nicht einmal ſoviel Generale als Regimenter giebt. Außer der allgemeinen Regel giebts keinen Weg zum Avancement; ganz Europa iſt davon überzeugt; und auf dem Markte zu Berlin würde man den Spion davon unterrichtet haben. Was ſoll man von dieſem Manne denken, der ſo entſcheidend von der Grundfeſte der Preußiſchen Monarchie ſpricht, und ſogar die einfachſten und bekannteſten Einrichtungen der Regimenter nicht kennt?

Wenn ihn seine schwarze Bosheit nicht unaufhörlich aufwiegelte, so müßte er über seinen abgeschmackten Stolz lachen. Zu glauben, diese Monarchie habe kein System, weder Regierer noch Regierung? In den Gäßgen und bey den Käsekrämern mag er seine Possen auskramen, aber unterrichtete Leute verschone er. Mit einer Erfahrung von zwey Tagen muß man seine unzählbaren Fehler entdecken, und nur diejenigen kann er noch betrügen, welche ausdrücklich blind seyn wollen. Um ein guter politischer Beobachter zu seyn, muß man eine große Beurtheilungskraft und einen mit thätiger Klugheit verbundenen Scharfblick besitzen. Alles das fehlt dem Verfasser: er hat Styl, Geschwätz, Stolz und Verwegenheit. Mit diesen versehen, ist man nur ein mittelmäßiger Staatsmann.

§. 2.

Ich denke wie der Reisende von den Monopolen und der Tabacksadministration; seine Bemerkungen über diesen Gegenstand sind sehr richtig, und zu Berlin denkt jedermann darüber wie er. Der Schatz leidet deswegen wirklichen Verlust, und man hat Mittel gesucht, ihn zu ersetzen; allein diejenigen, welchen dieß Geschäft aufgetragen worden ist, haben nicht allgemeinen Beyfall erhalten, und sie sind bey dem aufgeklärten Theile der Nation verhaßt geworden. Ohne gründlich von dieser Angelegenheit unterrichtet zu seyn, ohne die Quellen zu kennen, wor-

aus

aus man Hülfe gesucht hat, war ich selbst der Meynung des Verfassers, der bey alle dem nur das sagt, was ich in Preußen habe sagen gehört, und was die ganze Nation wiederholt.

„Noch einmal," sagt er S. 110, „welches Schicksal ist einem Lande zu prophezeihen, worein sich Priester, Schwärmer und Huren theilen werden?" Wenn wird denn Preußen ein solches Schicksal haben? In der Zukunft, wird man antworten. Gut: aber wird diß unter der Regierung Friedrich Wilhelms geschehen? Zwey Jahre sind seit dieser Prophezeihung verflossen, und nichts scheint die Erfüllung anzukündigen. Ich sehe nicht ein, wie der Spion wegen seines dem Hofe zu Versailles mitgetheilten Unterrichts hat besoldet werden können; doch wenn er ihm nicht gut diente, so hat er ihm dagegen sehr schlecht gedient.

Seine Bemerkungen über den Handel Frankreichs mit England bestätige ich: weil ich ihm in allen Wahrheiten Recht wiederfahren lasse.

Die Nachschrift dieses Briefes ist noch ein unanständiger Ausfall auf den König von Preussen, worinn er es nöthig findet, übel von ihm zu sprechen. Wenn er sich übrigens schmeichelt, daß er ihn gut kenne, so hat er sehr unrecht.

Er kam zu Berlin an, ward anfangs in guten Häuſern eingeführt, allein man lernte ſeinen wirklichen Charakter und ſeine Sendung nach und nach kennen. Nun entfernte man ſich von ihm, und er gerieth in die ſaubern Geſellſchaften, wo er alles das ſammelte, was er ſeitdem über die Ehre und den Ruhm Friedrich Wilhelms ausgebreitet hat.

Ein

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Den ein und funfzigſten Brief überſchlage ich, und nehme den zwey und funfzigſten vor, der einer der längſten, aber nicht einer der wichtigſten iſt.

§. 1.

Zum Anfange iſt lange die Rede von einem jungen Menſchen, dem der Reiſende die größten Lobſprüche ertheilt, und den er nach Curland anſtatt ſeiner als Kundſchafter geſendet wiſſen will. Nichts iſt unnützer und langweiliger für einen politiſchen Kopf, als alle das über dieſen Gegenſtand geführte Geſchwätz. Welcher vernünftiger Menſch wird von Frankreich in ſeiner itzigen Lage vorausſetzen, daß es darauf denken ſollte, in Curland Intriguen zu unterhalten, wo es weder Vortheil zu finden, noch Einfluß zu haben je hoffen kann. Preußen iſt der Grenznachbar dieſes Landes, und es benutzt jeden günſtigen Umſtand, den daſigen Handel in Beſitz zu nehmen. Rußland wacht auf alle Handlungen, die man deshalb unternimmt, und das Kabinet von Verſailles iſt vielleicht unter allen Staatskabinetten dasjenige, welches ſich am wenigſten einfallen laſſen muß, da-

selbst Vortheile zu erlangen. Dieser Entwurf ist also bloß ein Hirngespinst. So weit man sehen kann, haben alle diese Behauptungen keinen andern Grund, als einen Spion zu schützen und ihm Brod zu verschaffen. In kurzer Zeit wird man sehen, was aus Curland werden wird. Sein vorbehaltenes Schicksal hat niemand vorhergesehen, und unser Verfasser, dessen Gabe vorherzusehen in der That sehr geschwächt zu seyn scheint, hat nicht mehr vorhergesehen, als die, welchen er seine Träumereyen für Thatsachen zuschickte.

§. 2.

„Mittwoch, den 22sten vorigen Monats — December 1786 — war, sagt der „Reisende, der merkwürdige Tag, wo „Fräulein von Voß die Hand des Königs annahm, und ihm die ihrige „versprach.“ Hierauf sieht er nach seiner gewöhnlichen Art die Verwirrungen und die Kabalen dieser Vereinigung voraus. Indessen leben wir nun schon im Monat Junius 1789, und von alle den scharfsinnigen Vorhersehungen des Briefschreibers ist nichts erfolgt, und kein vernünftiger Mensch konnte auch nur so etwas vermuthen. Wenn man einen Staatsbriefwechsel mit unmöglichen Vermuthungen, mit Unwahrheiten, Beleidigungen und Mißdeutelegen anfüllen will, so kann man wohl die Couriers und Bände vermehren.

§. 3.

§. 3.

Endlich trift man doch einmal auf einen Mann, von dem auch der Reisende Gutes spricht; und dieser ist der allgemein geliebte und geschätzte General Möllendorf! In der That muß er es im höchsten Grade seyn, da er sogar dem Spione Achtung und Zuneigung abgewonnen, und dessen Lieblingsbeschäftigung, die Verläumdung, besiegt hat. Allein da ein Böswicht sich jederzeit wegen des Guten, welches er von dem einen gezwungen ist zu sagen, indem er von andern Böses spricht, entschädigt, so ermangelt auch der unsrige nicht, den König zu beschuldigen, „daß er Möllendorf „über nichts zu Rathe gezogen, und „daß er wenigstens keinen Einfluß gehabt habe."

Jedermann weiß, daß Friedrich Wilhelm den General Möllendorf zum Präsidenten des neuerrichteten Kriegsraths ernannte, daß dieser an Herz und Geist seltene Mann, dessen ächter Heldenmuth und die ausgebreitetesten Kenntnisse in der Kriegskunst bekannt sind, die ganze Preußische Armee regiert, und daß er beym Kriegswesen eine Macht hat, welche vor ihm keinem Generale ertheilt worden ist. Hier sind also zwey merkwürdige Widersprüche: der General Möllendorf hat erstlich allerdings einen mächtigen Einfluß, weil er Generaldirector der Armee ist; zweytens, da die preußi-

sche

sche Armee durch einen so allgemein anerkannten verdienstvollen Mann regiert wird, ist es wohl glaublich, daß der Verfall der preußischen Monarchie so nahe ist, als ihn der spöttische Verläumder voraussetzt? Hierzu setze ich noch, die Sorgfalt des großen Friedrichs hat eine so zahlreiche Pflanzschule wohlunterrichteter und zum Kriegesstande geschickter junger Männer angelegt, daß der für den Staat und die Armee immer traurige Verlust eines Möllendorf nicht durchaus unersetzlich seyn würde.

§. 4

Der Reisende kommt nochmals auf die innere Fäulniß Preußens zurück, von der er behauptet, „alle Anzeigen sind da." Ich will ihn in diesem faulen Dunstkreise, wohin er so gern zurückkehrt, nicht stöhren. Ich will Hrn. Ritz, von dem er eine Zeile tiefer viel Böses sagt, nicht vertheidigen. Ich kenne diesen Mann nicht, aber das weiß ich, daß seine Frau, die vorige Maitresse des Königs, nicht die angedichteten Fehler an sich hat, sondern im Gegentheil viel gute Eigenschaften besitzt; daß sie sich in nichts mischt, noch sich jemals auf irgend eine Art in Staatsgeschäfte mischen gewollt hat, und daß der Monarch, der die Frau zur Liebhaberin und den Mann zum Vertrauten seiner jugendlichen Verirrungen gehabt hat, ihnen wohl Gnadenbezeigungen und Geschenke machen kann, ohne deshalb den Vorwurf, er verschwende

den

den öffentlichen Schatz, zu verdienen. Ich habe schon bemerkt, daß der König bey seinen austheilenden Wohlthaten sehr behutsam ist, daß keiner seiner Günstlinge reich werden, und daß Niemand seine Seele so beherrschen wird, daß er thun muß, was der Günstling will. Vergebens wiederholt der Reisende beständig mit andern Worten, daß der König alle sein Ansehen, wenigstens in Hausangelegenheiten, verlieren werde. Wenn der König von Preußen durch die Erzählungen eines Verläumders in einigen Pariser Gesellschaften, welche ihn nicht kennen, sein Ansehen verloren hat, so kann er sich leicht damit trösten, daß er zu Berlin geschätzt und geliebt, von den benachbarten Mächten aber gefürchtet wird. Er kennt den Geist seiner Nation, ihre Grundsätze und ihren Enthusiasmus für seinen Ruhm. Er hat bis itzt keine Schandthaten unter derselben ausgeübt, und ich behaupte, daß er es auch in Zukunft nicht thun werde.

§. 5.

Die gleich darauf folgende Behauptung des Verfassers kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. „Wenn es Frankreich je nöthig „hat, das Berliner Kabinet zu lenken, „so sind, so lange der König etwas das „bey zu sagen hat, Rien und der Prinz „Friedrich von Braunschweig dieses

„nigen,

„nigen, welche in die Falle gehen wer„den.“ Daß man ähnliche Abſcheulichkeiten unter dem Siegel eines undurchdringlichen Geheimniſſes geſchrieben hat, das läßt ſich begreifen; aber nicht das, daß man die Verwegenheit gehabt hat, ſie durch den Druck allgemein bekannt zu machen. Alſo der Prinz von Braunſchweig hat in den Augen des Reiſenden verdient, mit Riez in eine Klaſſe geſetzt zu werden? Er iſt alſo zur Verrätherey und Verwirrung geneigt? So unterſteht ſich ein erkaufter Betrüger, einen Prinzen voll Ehre, einen der vornehmſten Generale der preußiſchen Armee, einen Freund Wilhelms, einen der vortreflichſten Krieger, einen der eifrigſten und treueſten Anhänger des Hauſes Brandenburg zu behandeln! In einem der vorhergehenden Briefe hat der Schurke bereits den regierenden Herzog von Braunſchweig mit den nämlichen Farben geſchildert, indem er ihn verdächtig macht, daß er gegen das Intereſſe des Hauſes Brandenburg einer feindlichen Macht den deutſchen Fürſtenbund unterjochen helfen werde. Welchen Zaum kann man alſo ſeiner Unverſchämtheit anlegen?

Ich bin weit entfernt, das Haus Braunſchweig nach den Begriffen des reiſenden Franzoſen zu beurtheilen. Niemals hat es weder Niederträchtigkeit noch Verrätherey gezeigt. Ich kenne den regierenden Herzog und ſeinen Bruder, und weiß, daß ſie ihres Nahmens und ihres Ranges würdig ſind. Wenn der letztere, dem Anſcheine nach, gewiſſen Vor-

Verwürfen ausgesetzt ist, so versichere ich, ohne mich für der Beschuldigung des Vorurtheils, der Partheylichkeit und des persönlichen Interesse zu fürchten, daß er nicht weniger zu schätzen ist. Ich hoffe, daß die Beschuldigungen des Briefschreibers mit der Zeit ihren Wiedervergelter finden, und daß die der Verrätherey und des Abfalls beschuldigten beym den Prinzen von Braunschweig durch die That eine Verläumdung zunichte machen werden, welche ihre Ehre in einem Lande schmählern kann, wo man sie nicht kennt, und wo der erste gemachte Eindruck sich sehr lange erhält. In Frankreich behält die Unwahrheit jederzeit ein fürchterliches Ansehn, weil es die allgemeine Gewohnheit daselbst ist, an nichts zu zweifeln.

§. 6.

Ich frage, was dem Kabinet zu Versailles daran liegt, zu erfahren, daß der Herzog von Weimar eine Wolfsjagd halten will. Hat man auch die Geschichte dieser Jagd mit Zifferschrift geschrieben? Das nenne ich einen recht voll gepfropften politischen Briefwechsel!

Nach der Wolfsjagd beschäftigt der Verfasser die Leser wieder mit der Liebschaft des Königs und der Fräulein von Voß, und bemerket, „wir befinden uns hier in dem Gebiete des „unendlich Kleinen.“ Armes, kleines Königreich! arme kleine Bürger! was will aus euch werden?

werden? In der That, euer Ruhm verſchwindet; ihr werdet bald nichts mehr im Gleichgewichte von Europa ſeyn. Der Prophet des Briefwechſels hat euch verbannt. So wie Jonas, als er unter dem Schatten des großen Kürbis ſaß, den der Herr über ihn gepflanzt hatte, und der in dem Augenblicke verdorrete, als der Prophet ſchlafen wollte *), ſpricht er über euch den Fluch; er verdammt euch zur unheilbaren Ausartung! Zittert, Preußen, euer Verderben iſt gewiß.

Die Geſchichte von des Königs geheimen Beſuch des Korn- und Strohmagazins iſt eine unächte, durchaus entſtellte Erzählung. In allen großen Städten erfindet der Abſchaum des Pöbels ähnliche Geſchichtchen, und die Alten erzählen ſie den Jungen als Thatſachen. Die wahrſcheinlichſten Anecdoten ſind an ſich ſelbſt nichts als unnütze Geſpräche. Allein muß man politiſche Briefwechſel mit unnützen Geſprächen anfüllen?

*) Man leſe den Propheten Jonas nach.

Zwey

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Im drey und funfzigſten Briefe übergehe ich die vier erſten Seiten als unnützes, albernes Geſchwätz, das keine Widerlegung verdient und führe folgende S. 141 befindliche Stelle an.

§. 1.

„Ein neuer dummer Streich bey „den Militäreinrichtungen iſt folgender: daß bey der Garde alle Premierlieutenants zu Kapitäns und alle „Kapitäns zu Majors ernannt worden ſind.... Der König will ſeine „Schulden mit dem Ertrage der Offizierspatente u. ſ. w. bezahlen.“ Hier merke man: die Subalternenofficiers bezahlen nichts und die Kapitäns nebſt den Majors 5 Rthlr. für ihre Patente. Wollte alſo der König nur eine Million von ſeinen Schulden mit dem Ertrage von dieſen Patenten bezahlen, ſo müßte er 200000 Majors oder Kapitäns ernennen, deren Beſoldung der Kriegskaſſe einige Millionen mehr Ausgabe verurſachte. Das iſt ein feiner Entwurf! Da der Briefſchreiber dieſe Neuigkeit nicht bey der

Durchsicht seines Geschriebenen ausgestrichen hat, so muß er geglaubt haben, er sende sie an Hirnlose oder schwachköpfige Männer ab. Eine ähnliche Einrichtung hat bey keiner Armee auf der Welt statt; und von den Truppen im Monde oder vom Reiche der Luftgeister spreche ich nicht. Hier würde es möglich seyn, daß jeder Soldat Kapitän werden könnte, besonders wenn der Reisende die Stelle eines Kriegsministers bekleidete. Viel Patente, viel Geld, das ist ein sicherer Schluß.

§. 2.

S. 142 beschuldigt der Briefschreiber den Freyherrn von Werder der Schwäche und Unentschlüssigkeit. Die ganze Erzählung ist eine von den Feinden des Ministers erdichtete, von Böswichtern verbreitete und vom Verfasser unachtsam gesammelte Anecdote. Ich würde sie in ihr wahres Licht setzen können, aber aus wichtigen Ursachen übergehe ich sie mit Stillschweigen.

§. 3.

S. 144 erzählt er ebenfalls eine eingebildete Begebenheit. „von der Futterlieferung „für die Kavallerie zu einem sehr nie„drigen Preise als eine Folge von Möl„lendorfs Plane von der Abschaffung „der Grasung.“ Die Sache verhält sich folgendermaßen:

Friedrich

Friedrich hatte zur Erſparung der Ausgaben befohlen, daß nach jeder Generalrevüe vom Monat May alle Kavalleriepferde vier Monate auf Graſung getrieben werden ſollten. Daraus folgte eine große Futtererſparniß. Die Bauern, Leibeigne des Königs, die Aemter und Pächter mußten diese Laſt allein tragen, weil die Edelleute davon ausgenommen waren. Zur Entſchädigung ihres Verluſts hatte man eine ſehr geringe Summe feſtgeſetzt. Das ganze Land erlitt durch den Mißbrauch, welchen ſich das Militär erlaubte, vorzüglich in trockenen Jahren, beträchtliche Bedrükkungen. Der König Wilhelm wollte dieſe Laſten, womit die Guthsbeſitzer unrechtmäßigerweiſe beſchwert waren, abſchaffen, und verlangte vom General Möllendorf einen Plan dazu. Allein die Ausführung fand die größten Schwierigkeiten und bis jetzt iſt die Graſung noch nicht aufgehoben, ſondern man hat nur einige weiſe Maasregeln getroffen, daß die Kapitäns und Rittmeiſter den Bauern und Pächtern nicht mehr ſo großen Schaden verurſachen können.

Außer dem was ich bereits erzählt habe, beweißt auch diß, daß die Abſicht des Königs iſt, die Bedrückungen des vorigen Königs zu mildern, und daß er ſich ſehr ernſtlich mit Wohlthun beſchäftigt. Er iſt alſo kein ſchwacher und unempfindlicher König, wie ihn der Reiſende bey jeder Gelegenheit ſchildert, wo er ihn nur beleidigen kann. Schon

die ſehr ſtrengen Befehle haben dem Militär die Gränzen vorgeſchrieben, wodurch ein großer Theil der Ruhe des Landmanns geſichert iſt; und man kann mit Recht hoffen, daß mit der Zeit, wenn nur einige Möglichkeit da iſt, das Uebel mit ſammt der Wurzel vertilget werden wird. Das alte Syſtem war zu ſehr zuſammengeſetzt, als daß man es auf einmal ohne die Seitenlinien zu treffen, mit welchen es verbunden war, folglich ohne daß der Staat darunter litte, hätte aufheben können. Uebrigens muß man bemerken, daß ſeit Friedrichs Thronbeſteigung und ſeit ſeiner erſten Operatien in Beziehung auf die innere Militärverfaſſung die Lebensmittel, die Fourage und jedes Landesprodukt theurer geworden ſind. Gegenwärtig bezahlt man nur nach der alten feſtgeſetzten Schätzung. Man kann daraus leicht die Urſachen einſehen, warum der Landmann murrt, zu einer Zeit, wo die ſtärkere Volksmenge und der beſſere Anbau ihn Vortheile hoffen läßt, an die er ehedem nicht einmahl denken konnte.

Dieß iſt für jeden Leſer die deutliche Erklärung der Geſchichte, welche der Reiſende während ſeines Aufenthalts in Preußen ohne Mühe würde haben erfahren können, allein er hat alles mit Eilfertigkeit geſehen und ſogar auch beurtheilet.

Ich bitte meine Leſer, ſich zu erinnern, daß ich zwar dem erſten Anſcheine nach mich manchmal bey

der Gegenſtänden aufhalte, die es nicht zu bedürfen ſcheinen, welche ich aber dennoch durchgehen, wenigſtens deutlicher machen muß, um meinen Beweiſen mehr Gewicht zu geben. Ich will überzeugen, nicht aber glänzen; deutlich aus einander ſetzen, nicht aber verwirren; die Dunkelheiten erhellen, nicht aber wie der Verfaſſer der geheimen Geſchichte in faſt allen ſeinen Bemerkungen über die Oekonomie und Politik der Preußiſchen Monarchie in Finſterniſſe einhüllen. Immer ſpricht er davon, als wenn er ſie vollkommen kennte, und unter zwanzig von ihm erzählten einzelnen Begebenheiten finde ich funfzehn entweder falſch, oder doch zweydeutig vorgetragen. Um ſeine handgreiflichen Irrthümer zu zeigen, muß ich wohl die wahre Beſchaffenheit kenntlich machen, und deswegen auf einzelne Gegenſtände mich einlaſſen. So machts der Reiſende nicht. Indem er alle Mittel zu gefallen anwendet, vergißt er zu unterrichten. Geſchichtchen, Spöttereyen, Anzüglichkeiten, perſönliche Beleidigungen und Wortſpiele ſind ſeine Hülfsmittel, die ich nicht annehmen kann, weil ich für kluge Menſchen ſchreibe, die unterrichtet ſeyn wollen, und nicht für ſolche, die Spöttereyen nachjagen.

§. 4.

„Wo der König von Frankreich vier Miniſter hat," ſagt der Reiſende S.

146. „da muß der König von Preußen „zwanzig haben."

Wunderlicher Misbrauch der Worte! Noch einmal muß ich wiederholen: das preußische System ist dem Herrn von Mirabeau gänzlich unbekannt, ob man ihn gleich besoldet hat, sich davon zu unterrichten und Kenntnisse zu verschaffen. Bey jedem Departement ward der Chef entweder Präsident oder Minister genannt. Keiner dieser Chefs hat Gelegenheit, sich durch Erpressungen zu bereichern. Er muß dem Könige und dem Kollegio Rechnung von seinem Betragen ablegen, Ehre und Patriotismus schränken ihn in den Wirkungskreis seiner Pflichten ein. In Preußen arbeitet man, um sich zu seiner künftigen Stelle geschickt zu machen und nicht sie durch List zu erhalten. Wenn ein Minister seine Stelle niederlegt oder verliert, wenn er in derselben reich geworden ist, so geschah das letztere weder durch zufällig erhaltene Gnadenbezeigungen, noch durch die Folgen einer jetzt derzeit strafbaren Nachgiebigkeit gegen denjenigen, der der Vater seiner Unterthanen, die Stütze der Gesetze und guter Ordnung seyn soll. Man weiß, daß in Preußen kein Chef eines Departements von seiner Besoldung reich wird, welche, selbst dem Kriegs- oder Finanzminister, sehr mäßig zugetheilt ist. Wenn ein Minister den Staat bestiehlt, so ist er ein größerer Verbrecher als der Straßenräuber, weil er das öffentliche Zutrauen, den ehrwürdigen

und

und heiligen Gegenſtand jeder Regierung mißbrauchen. Man hat kein Beyſpiel in Preußen, daß ein durch die Staatsreichthümer reich gewordener Mann in Berlin oder in den Provinzen ſich unterſtanden hätte, Paläſte zu bauen, Gärten anzulegen und Denkmähler zu errichten. In Preußen würde kein Mann in gute Geſellſchaften zugelaſſen werden, von dem es bekannt wäre, daß er ſich durch Plünderung ſeiner Mitbürger und durch Mißbrauch der Schwäche oder Nachſicht des Regenten bereichert hätte. Allgemeine Verachtung würde das Loos ſeiner Treuloſigkeit ſeyn. Dieß iſt das Preußiſche Nationalſyſtem, diß die Urſache, warum die Miniſter nicht nur während der Verwaltung ihrer Aemter, ſondern auch nach Niederlegung derſelben geehrt werden. Die Hochachtung, welche man ihnen erzeigt, nimmt im Verhältniß mit ihren Verdienſten zu, durch welche ſie ſich auszeichnen; nur dieſer Unterſchied findet zwiſchen ihnen ſtatt.

Wie viel Millionen Nationalſchulden würden die Franzoſen weniger haben, wenn ſie die Grundſätze der Ehre und der Oekonomie, welche das Preußiſche Syſtem erhalten, ſeit einer gewiſſen Anzahl Jahre angenommen hätten! Allein gemeine Vorurtheile, Miniſterangewohnheiten und die Veränderlichkeit der Endzwecke, vermiſchen ſich daſelbſt täglich mit dem Hange zum Vergnügen, mit dem beſtändigen Leichtſinne und den Fehlern

der Erziehung. Das: es lebe der König! iſt weit von dem: es lebe das Vaterland! entfernt, welches nur denen wunderbar vorkommt, die außer dem einzigen Individuum nichts ſehen — welches doch weiter nichts als primus inter pares ſeyn ſollte — welche das Verdienſt der Maſchinen nicht ſchätzen, welche Ihnen unähnlich ſind, und das für einen Misbrauch halten, was nur eine Beeinträchtigung weiſer Endzwecke iſt, das lächerlich machen, was ihnen ihre Vorurtheile nicht einzuſehen erlauben, indeſſen man bewundern und nachahmen müßte.

Die gegenwärtige Nationalverſammlung in Frankreich ſoll zum Hauptendzweck haben, die ſeit langer Zeit ſich in die unzählbaren Syſteme der Staatsverwaltung dieſes Reichs eingeſchlichenen großen Misbräuche, welche alle Bewohner drücken, abzuſchaffen. Ludwig XVI. ſcheint nur das Glück ſeiner Nation zu wünſchen; er zeigt eine edelmüthige Seele, geneigt, ſogar ſelbſt zu leiden, doch was ſage ich? zu wollen, daß man ſich gegen die Wirkungen der willkührlichen Macht bewafnet. Die Pflicht der Repräſentanten der Nation iſt alſo, mit Weisheit, Ueberlegung und ſtrenger Unparteylichkeit die Mittel abzuwägen, welche das Unglück entfernen, das Glück nach und nach herzuführen, ein nützliches und geachtetes Syſtem bilden, die Gierigkeit der Miniſter einſchränken, dem Mächtigen ſeine Rechte, dem Schwachen aber ſeine Be-

Beschützer und Rettungsmittel erhalten können; welche Mittel endlich unüberwindliche Gränzen festsetzen, an welchen nur die ehrsüchtigen Feinde der öffentlichen Ruhe scheitern könnten. Vor allen Dingen muß man in Frankreich den fast ganz erloschten Patriotismus wieder beleben, die Erziehung und die Sitten verbessern, eigne Ausbildungsschulen für Staatsmänner und Unterthanen, heilige Erfüllung der Pflichten, sowohl der Liebe als des Ruhms fürs Vaterland einführen. Beschäftigt man sich ernsthaft damit, so wird die Nation und der Fürst gleich glücklich werden. Einen der Liebe, der Verehrung und der Dankbarkeit würdigen König wird es nicht gereuen, seine Macht auf die Stärke seiner freygewordenen Nation befestiget zu haben. — Eben als man diese Bogen druckte, entstand in Frankreich die merkwürdige Revolution, welche bewiesen hat, daß meine Wünsche für die französische Nation nicht vergeblich gewesen sind, und daß ich mich in Ansehung des Charakters des Königs nicht geirrt habe. —

Drey und vierzigſtes Kapitel.

§. 1.

Neue Beſchimpfungen des Königs von Preuſſen fangen den vier und funfzigſten Brief an. Ich will hier keinen Zuſatz zu dem Gemählde machen, das noch falſcher, noch boshafter als ſein Vorgänger iſt; ich habe ſchon geſagt, was ich vom Könige denke. Wollen die Verehrer des Mirabeauſchen Werks mir nicht glauben, deſto ſchlimmer für ſie: denn ſie werden aus Eigenſinn in ihrem freywilligen Irrthume bleiben. Der Kenner beurtheilt gewöhnlich ein Gemählde nach dem Mahler, wenn er die Perſon nicht kennt, von der er ihm eine treue Abbildung hat machen wollen; aber die Reinigkeit der Züge, die Dreiſtigkeit des Pinſels und der Zauber des Colorits machen nicht die Aehnlichkeit, den Hauptgegenſtand des Gemähldes, aus. Wie kann man entſcheiden, ein Mann ſey richtig dargeſtellt, wenn man ihn nicht kennt? Iſt die Behauptung hinreichend: „der Mahler hat Talent, das Gemählde muß Aehnlichkeit haben?“ Armſeliges Urtheil! Doch urtheilten diejenigen alſo, welche ſich vornahmen, zwiſchen dem Grafen von Mirabeau und dem Freyherrn von Trenck zu entſcheiden

schelden und gaben jenem einzig und allein aus dem Grunde den Vorzug, weil er besser Französisch schrieb als dieser.

Der Mahler, welcher Friedrichen als einen Held darstellen wollte, würde ihm andere Gesichtszüge geben, als derjenige, welcher ihn als einen Philosophen oder Weisen mahlte. Der eine wie der andere würden ihm ein Hauptunterscheidungszeichen geben; die Aehnlichkeit könnte auffallend seyn; es würde immer Friedrich seyn und der Unterschied nur im Ausdrucke liegen. Eben so würde es möglich seyn, Wilhelmen unter zweyerley Gestalt zu mahlen, daß man ihn in jeder wieder erkennte: allein wenn man ihn unter der einen so zeichnete wie er ist, und unter der andern entstellte, wer wird zwischen diesen beyden Mahlern entscheiden? Nur der, welcher ihn kennt: und das ist mein Fall. Ich habe ihn nicht als wie ein versorfner Schmeichler mit Vorurtheil und Blindheit, sondern als ein beobachtender Mann gesehen und kennte ihn sehr genau. Nichts verleitet mich, seine Züge zu entstellen oder auszuschmücken; ich bin unfähig, jemanden zu betrügen und seine Leichtgläubigkeit irre zu führen. Der Leser mag entscheiden. Was seine Entscheidung erleichtern kann, ist, daß ich schon oft gesagt und bewiesen habe, alle Vorhersagungen des Reisenden sind durch die geschehenen Thatsachen widerlegt worden, und daß das Königreich Preußen glänzender, fester und angesehener ist,

ist, als selbst unter der Regierung Friedrichs des Großen. Wenn diß den Franzosen unglaublich scheint, so mögen sie das übrige Europa fragen, und es wird ihnen antworten.

§. 2.

S. 149 sagt der Reisende: „die Artille„rie wird nicht vermehrt, kein neues „Regiment wird errichtet und die Fe„stungen werden nicht ausgebessert." Diß ist durchaus falsch. Alles ist in diesem Staate im vorigen Zustande geblieben. Der König hat sehr viel Misbräuche abgeschaft, ohne etwas Wesentliches an dem Grundgebäude zu verändern, und man hat nur die Uniformen, die Hüthe, die Grenadiermützen, mit einem Worte, nur die Schaale verändert.

Ich will auch das hier nicht tadeln, was der Verfasser gleich darauf von den Staatseinkünften und Ausgaben sagt, sondern mich nur einzig und allein bey dem: „die Gesandtschaftskasse „nimmt in Preußen nur 75000 Thlr. „weg, da in Dännemark für diesen Ge„genstand 3 Millionen Thlr. ausge„geben werden," aufhalten. Der Irrthum ist grob und handgreiflich. Dännemark hat überhaupt nur 6 Millionen Einkünfte. Ich weiß, daß die Gesandschaftskasse aus dem Schatze nur

130000

130000 Thlr. erhebt; der Reiſende irrt ſich alſo in ſeiner kleinen Berechnung um 2 Millionen 870000 Thlr. Aus dieſem Zuge kann man auch noch beurtheilen, welches Zutrauen man zu dem entſcheidenden Tone des geheimen Briefwechſels haben muß.

§. 3.

Von alle dem, was der Reiſende S. 149 ff. ſagt, iſt kein Wort wahr. Es iſt eine Sammlung gemachter Vorausſetzungen, deren Quelle die Erzählungen einiger Unterſpione ſind. Der Graf von Finkenſtein war ſchon überall beliebt und geachtet, ehe noch die Fräulein von Voß Mätreſſe des Königs ward. Der Graf von Arnim iſt nie ein Kuppler geweſen, und Dübois, der Finanz- und Kommerzienrath und Erzgeiſterſeher hat ſeine Stelle nicht mehr. Er iſt in eine traurige Melancholie geſunken, und man hat ihm eine Penſion gegeben. Dörenthal iſt in gleicher Unthätigkeit und der Graf Lendorf hat bey Hofe keinen Einfluß. Der Prinz von Holſtein-Beck, den der Verfaſſer mit ſo ſchändlichen Farben ſchildert, iſt nicht mehr um den König, ſondern nach Königsberg zum Regimente verſetzt, und hat keinen Einfluß.

Wegen Grothuſens Schilderung verweiſe ich meine Leſer auf das, was ich bereits oben erinnert habe.

Die

Die Freundschaft macht mich weder blind noch partheyisch, wenn es darauf ankommt, dem Publikum zu sagen, was wahr oder falsch sey. Grothusen war in Berlin sehr genau mit Mirabeau verbunden. Seit einigen Monaten ist er krank, welches ihn verhindert hat, nach der öffentlichen Erscheinung der geheimen Geschichte nach Berlin zu kommen. Ich kenne ihn und weiß, wie sehr empfindlich er über alle Gegenstände der allgemeinen Ehre und Meynungen ist, und daß dieser Prahler, wie ihn der Provenzalische Aretin nennt, sich wegen der Beleidigungen des Spions würde Recht verschaffen können, und das ganz gewiß nicht mit der Feder. Grothusen hat die Achtung des Großen Friedrichs genoßen, allein sein zu übertriebener Patriotismus hat ihm geschadet; das ist ein Unglück, aber kein Verbrechen. Uebrigens ist seine Ehre zu fest gegründet, als daß ihm ein Verläumder sollte schaden können; wenn er ja Fehler hat, so hat er wenigstens auch Tugenden. Wer wird von den Tugenden des Reisenden Rechenschaft geben? Grothusen, wenn er wird gesund seyn.

Dieses lange Gewäsch beschließt der Verfasser endlich mit einem neuen Ausfalle auf den Herzog von Weimar. Die Ursache ist folgende: Der Prinz kannte den Spion und seine Absichten und deswegen verstattete er ihm niemals den Zutritt in sein Haus. Franzosen, schätzet nun die Feinheit und Unpartheylichkeit eures Beobachters!

§. 4.

§. 4.

Es ist nicht wahr, daß der General Bork erst 1786 zum Generallieutenant ernannt worden ist, er war es schon lange vorher, folglich hat ihm der König keine Gnade erzeigt.

Im folgenden Satze versichert der Reisende: „Den Kammerherrnschlüssel empfing „der närrische Baron Bagge, der im „Ernste dem Rietz hundert Louisd'or „und dem Ueberbringer dieser königlichen Freygebigkeit vierzig geschenkt „hat." Dieses ist eine abgeschmackte Lügen und eine Beleidigung, die er blos deswegen erdacht hat, um alle Handlungen Friedrich Wilhelms lächerlich zu machen und zu schänden.

§. 5.

S. 155 kommt er wieder auf den Minister Herzberg. „Herzberg hat viel publicistische und archivalische Kenntnisse, „weil er ein ungeheures Gedächtniß „besitzt; einige praktische Kenntnisse „vom Ackerbaue," — Einige nur? und zieht 60 Procent von seinem Guthe Brietz — „und ist „übrigens ein hitziger eitler Mann, „der sich so ausdrückt, wie er begreift, „das heißt, mit Mühe und sehr verworren; der nach Ruhm strebt, und

„doch

„doch nicht fähig iſt, das Gute zu thun,
„welches Ruhm verſchaft; mehr rach-
„ſüchtig iſt, als daß er wirklichen Haß
„fühlt, eine Menge Vorurtheile hat,
„und keine Würde, und keine Gabe je-
„mand zu überreden beſitzt.“

Auf dieſe unverſchämten Behauptungen antwortet das, was ich bereits oben von dieſem großen Manne geſagt habe, ſchon hinreichend. Ganz Europa weiß, was er für ſein Vaterland gethan hat. Er war bis auf den letzten Augenblick Friedrichs des Großen Miniſter, Vertrauter und Freund, und während der ganzen Regierung dieſes glorwürdigen Fürſten iſt Herzbergs Anſehen geſtiegen. Unter der gegenwärtigen Regierung ehrt man ihn auf allen Seiten und zittert für ſeinen Verluſt. Wenn ein rachſüchtiger und neidiſcher Spion ſeine Galle auf einen jedem Preußen mit Recht theuren Mann ausſpeyt, ſo wird ſeine ohnmächtige Wuth auf die Ehre deſſelben keine andere Wirkung haben, als die Zähne der Schlange auf eine Feile.

Nach dieſer Schandrede gegen den Grafen Herzberg nennt er den Miniſter, Grafen von Blumenthal einen unwiſſenden Miniſter, ehrgeizig aus Liebe zu ſeiner Familie u. ſ. w.

Der Graf von Blumenthal iſt ein verehrungswürdiger Mann. Friedrich liebte ihn, Wilhelm ſchätzt

ſchätzt ihn, und die ganze Nation erzeigt ihm große Hochachtung. Der Schatz des Staats iſt ſeiner Sorgfalt anvertraut, und nie hat es einen treuern Schatzmeiſter gegeben. Ich füge hinzu, daß ſich noch nie Jemand über ihn beklagt hat und daß er keinem Menſchen das geringſte Leid anzuthun im Stande iſt. Welche Urſachen alſo den Grafen von Mirabeau bewogen haben, ihn zu mißhandeln? weiß ich nicht.

§. 6.

Von den drey Nachſchriften, welche er dieſem Briefe angehängt hat, will ich nur von der erſten ſprechen.

Die Anekdote vom Grafen Tottleben, der zum Major beym Ebenſchen Huſarenregimente ernannt worden wäre, iſt bloß des Spaßes wegen erzählt. Zu der Zeit, von welcher der Reiſende ſpricht, war Tottleben nur Volontär, und nur ſeit drey Monaten hat ihn der König erſt zum Major ernannt, alſo weder 1786 noch 1787 war er Major. Sogar in Kleinigkeiten, die jedermann weiß, iſt der Reiſende ſchlecht unterrichtet.

Was der eingebildete Geſchichtſchreiber vom Hauptmann von Forcade erzählt, iſt eben ſo wenig wahr. Wenn der König geſagt hatte „Forcade mag mir ſchreiben, was er haben

„ben will“ so hat dieser nicht verlangt, bey der Suite des Königs zu seyn, sondern er forderte nur die Erlaubniß nach Berlin kommen zu dürfen, um seine Familie zu sehen, von der er seit zehn Jahren getrennt war; er erhielt diese Erlaubniß, und ist wieder zu seinem Regimente gegangen. So hat mir es Forcade selbst erzählt.

Das übrige von der Vergleichung des dänischen Münzfußes übergehe ich, weil es nicht vor meinen Richterstuhl gehört.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

§. 1.

Ein wohlunterrichteter Mann braucht nur den fünf und funfzigſten Brief zu leſen, um ſich vollkommen zu überzeugen, daß der Verfaſſer wenig politiſche Kenntniſſe beſitzt, und nur mit Worten, ohne die Grundurſachen zu kennen, zu betrügen glaubt. „Mir ſcheint es klar“ ſagt er Seite 157, „daß der Kaiſer, wenn er „eines vernünftigen Plans fähig iſt, „zwey Weiber, Bayern und Schleſien, „verlangt. Ja, ja, Schleſien! denn „ich denke, daß alle die Bewegungen „an der Donau nichts anders ſind als „der Domino in dieſer Masquerade.“ Welche befremdende Vermuthung! Es iſt unbegreiflich, wie ein Kabinetsbeobachter 1787 hat dergleichen Abgeſchmacktheiten träumen können. Ich war gerade zu der Zeit zu Wien und Berlin, und weiß alles, was man daſelbſt entwarf. Nichts zeigte, nichts konnte einen Eroberungsplan von Bayern und Schleſien vermuthen laſſen. Wenn man ja einen ſolchen Plan gemacht hätte, ſo würde er eben ſo leicht als des Verfaſſers Abſichten entdeckt worden ſeyn. 1787 entwarf man einen

Handlungstraktat zwischen den Oesterreichischen und Preußischen Landen. Dieser Plan war gut überlegt und für jede Waare anpassend, und ich kenne die Ursachen, welche ihn rückgängig machten. Damals dachte der Kaiser auf den jetzigen Türkenkrieg, welchen er führt. Wahrhaftig er mußte also nur darauf sinnen, zwischen dem König von Preußen und sich den Frieden zu erhalten; und er war auch zu schwach, als daß man hätte vermuthen sollen, er wolle Bayern und Schlesien zu einer Zeit wegnehmen, wo alles ihn dahin leitete, sich ein Königreich nicht zum Feinde zu machen, welches seinen Entwürfen der Rache und Eroberungssucht einen großen Stoß geben konnte.

Was denkt man itzt von der Einsicht des abgeschmackten Beobachters, der verkündigt, Preußen wird entweder vom Kaiser erobert werden, oder die Preußische Macht wird ohnverzüglich zusammenstürzen; daß Frankreich die Niederlande und Mayland, der Kaiser Bayern und den venetianischen Freystaat nehmen werde. Man glaubt ein lächerliches Feenmährchen zu lesen. Der Reisende schätze sich also glücklich und mache sich lustig, daß er die Frechheit gehabt hat, seinen geheimen Briefwechsel bekannt gemacht zu haben. Zu was hat er ihm gedient? Geld zu verdienen; nun gut: aber was wird er ihm in der Folge einbringen? Schande und vielleicht noch etwas ärgeres.

§. 2.

§. 2.

„Es ist klar," sagt er Seite 159, „daß „die todtkranke Prinzessin von Braun„schweig, von Davids Krankheit ange„steckt und von Langerweile geplagt, „die Ehrendame der Fräulein Voß „seyn wird." Die geringste Ortskenntniß würde den Verfasser verhindert haben, dergleichen Beschimpfungen bekannt zu machen.

Seite 160 erzählt er, „daß der König „jedem der Staatsminister, von Blu„menthal, von Gaudi und von Heinitz „ein Amt geschenkt hat, ein Geschenk, „dessen Werth an tausend Louisd'or „steigt." Abermahls eine Unrichtigkeit: denn ein Amt trägt jährlich nur 500 Rthlr. und nicht 1000 Louisd'or ein.

Hierauf findt sich wiederum ein Mann, der General, Graf von Kalkreuth, welchem der Verfasser die großen Verdienste nicht abspricht. Ich würde darüber erstaunen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß der entschlossenste Verläumder errathen würde, wenn er die Tugend dieses wahrhaft ehrwürdigen Mannes im geringsten verkleinern wollte, eines Mannes, dessen Redlichkeit, dessen kriegerische Talente, dessen edles und menschliches Herz, dessen großer und aufgeklärter Verstand allgemein anerkannt ist und dem das Vaterland die ausgezeichnetesten Dienste zu verdanken hat. Meine Verwun-

derung ist eben so groß, als die mir gegen ihn eingeflößte Hochachtung; es fehlte seinem Lobe nur noch der Beyfall des Verfassers der geheimen Geschichte. Große Männer wie Möllendorf und Er brauchen den Beyfall eines Böswichts nicht, der sichs überhaupt zum Spielwerk macht, die Ehre, Redlichkeit und Tugend zu beleidigen.

§. 3.

Wenn der Verfasser Seite 161 sagt: „das „Avancement des Grafen von Brühl „setze alle Generale zurück, an deren „Spitze Möllendorf steht,“ so irrt er sich abermals. Er weiß nicht einmal, daß in der Preußischen Armee die Avancements der Infanterie und Kavallerie jede besonders fortgehn. Möllendorf steht bey der Infanterie und Brühl ward der jüngste Generallieutenant bey der Kavallerie, so daß dieser jenem und jener diesem niemals nachtheilig werden kann; und Möllendorf ist einer der ersten Generale der Infanterie. So gehts, wenn ein frecher Dummkopf alles erzählen, über alles urtheilen, und alles tadeln will, der nicht einmal hinlängliche Kenntniß hat, jedem Gegenstande seinen Platz anzuweisen.

Fünf

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

§. 1.

Noch im ſechs und funfzigſten Briefe lobt er den Grafen von Kalkreuth auf Unkoſten aller andern Generale. Von dem rechtſchaffnen Generale Prittwitz ſagt er: „er war nur ein braver und „unbeſonnener Soldat; Gaudi bey„nahe ohnmächtig durch ſeine Dicke.“ Höhniſcher Tadler aller Arten von Verdienſten! Wer wird ihm glauben? vel duo vel nemo. Er rühmt ſich der genauen Verbindung mit Kalkreuth und deſſen Zutrauen erhalten zu haben. Ich behaupte das Gegentheil: denn wie ſollte man auch nur vermuthen können, daß ein ſo einſichtsvoller Mann, wie dieſer General, einem bekannten Spione das geringſte Zutrauen und die geringſte Achtung hat ſchenken können? Hat er ſich nicht ſchon durch dieſe gerühmte Verbindung mit dem Herzoge von Braunſchweig und durch die genoſſene Vertraulichkeit des Prinzen Heinrich den Weg zu der Höhe ſeiner glänzenden Achtung in Frankreich bey ſeiner Zurückkunft gebahnt? Alles das hat den Schein von Wahrheit; und was man darüber ſagen kann, iſt ohngefähr das, was ich ſchon mehreremal geſagt

habe. Es scheint unmöglich, daß er die Hochachtung des General Kalkreuths sich erworben hat.

§. 2.

Die Erzählung des Verfassers von der Kopfsteuer ist unrichtig und sie erstreckt sich nur auf den Militärstand, von welchem sie zur Unterhaltung der Invaliden gegeben wird. Die Kopfsteuer des Landmanns ist bey weitem nicht so groß, als sie der Verfasser macht, sondern sehr mäßig. In Preußen wird der Landmann sehr geschont, lebt allgemein in aller Bequemlichkeit, die er nur wünschen kann, und die Gutsbesitzer dürfen nicht wie in andern Landen befürchten, mit neuen steigenden Auflagen beschwert zu werden.

Seine Erzählung vom Salzmonopol verdient wenigstens eine kurze Betrachtung. In Frankreich bezahlt man das Pfund Salz mit 14, und in ganz Preußen mit vier Sous.

Die Bemerkungen über das Konterbandiren sind richtig und wahr. Die Gränzen der Preußischen Staaten sind viel zu ausgedehnt, als daß es verhindert werden könnte. Heruntergesetzte Zölle u. s. w. vermindern am gewissesten die Unterschleife, weil der zu hoffende Gewinn nicht mit der bevorstehenden Gefahr alsdenn im Verhältniß stehe; je schwerer aber der Impost ist, desto mehr sucht man ihn zu vermeiden.

§. 3.

§. 3.

Noch niemals hat man daran gedacht die Rittergüther zu besteuern. Der Preußische Adel ist freyer als in irgend einem andern Lande, ja selbst in England. Unter Friedrichs des Großen Regierung selbst hat er beständig seine Privilegien ohne Schmählerung behalten, ohngeachtet dieser Fürst jedes schickliche Mittel, seinen Schatz zu vermehren, mit Freuden ergriff. Die Ursache, welche es jederzeit verhindert hat, dem Adel eine Abgabe aufzulegen, ist folgende: Der Preußische Adel, genähret und erzogen in den Grundsätzen der Ehre, von Jugend auf durch diese Liebe zum Ruhm geschickt gemacht, der die Pflichten des Patrioten in Enthusiasmus verwandelt, giebt alle die Officiere der Armee und ist die einzige Pflanzschule derselben. Wenn also der König zu geldgierig und unvorsichtig wäre, ihre Vorzüge zu verringern, so würden alle Officiere einstimmig, in Ansehung dieses wesentlichen Artikels, die Waffen niederlegen, den Dienst verlassen, und die Grundfeste des Militärstaats, die erste Stütze der Monarchie, wäre zerstört. Ich habe diese wichtige Materie anderswo weitläuftiger abgehandelt. Wenn ich meine Abhandlung werde ins Französische übersetzt haben, so wird man überzeugt seyn, daß ich das, was hierüber gesagt werden kann, besser verstehe als der Verfasser der geheimen Geschichte, und daß ich das auch beweise, was ich behaupte.

§. 4.

Seite 163 erzählt der Spion das Abentheuer hinter einer spanischen Wand, woraus er die schändlichsten Folgerungen zieht, und welches ihm nochmals dient, einige Handlungen des Königs lächerlich zu machen. Es sind Weiberpossen, die nur einem Manne wichtig seyn konnten, der alles übel auslegt. Will man von dem Rechenschaft geben, was in dem innern Pallast des Königs vorgeht, so muß man doch wohl auch eingelassen werden; allein der Spion hatte keinen Zutritt zu demselben, und doch hat er über alles nach seiner gewöhnlichen Bosheit aus bloßen Muthmaßungen geurtheilt.

§. 5.

„Der teutsche Fürstenbund," sagt er S. 170 „wird so herausgestrichen, daß „er — der Herzog von Zweybrück — in der „That glaubt, uns — Frankreich — fahren lassen zu können. Gott weiß, „woher sie dieses Vorurtheil erhalten haben?" Ich führe dieses bloß zum Beweis der Schwäche der politischen Räsonnements des Verfassers an. Ich habe schon oben von diesem festverbundenen und wichtigen Bunde gesprochen, von welchem der Verfasser sehr gleichgültig spricht. Man sieht ohne Mühe ein, daß diese Vereinigung der teutschen Fürsten durch die Unterstützung des Königs von Preußen sehr furchtbar geworden ist, und man kann daraus gerade dem Verfasser

faſſer entgegengeſetzte Folgerungen ziehen. Der teutſche Fürſtenbund gebietet itzt dem Kaiſer und Frankreich. Alles was er zu befürchten haben kann, ſind Intriguen, die man ſo viel als möglich anwenden wird, um ihn zu trennen. Allein bey gegenwärtiger Lage Europa's ſcheint die Gefahr ſelbſt noch weit entfernt zu ſeyn. Man weiß, wohin ehemals die Schwäche Teutſchland führte; aber die verſchiedenen Intereſſe zu einem Hauptendzweck vereinigt, geben ihm eine Macht, die ſehr ſchwer zu zerſtören ſeyn wird. Dieſem allem ohngeachtet, will der reiſende Franzoſe einen prophetiſchen Geiſt zu beſitzen ſcheinen, indem er nach oben angeführten Worten fortfährt; „Eine Anekdote, deren ganze Stärke Sie aus Mangel „an Landeskenntniß nicht einſehen „werden, iſt für mich wirklich vorher„verkündigend.“ Wovon hat er denn Kenntniß? Davon hat er beſondere Beweiſe gegeben! Wenn die alten Propheten eine Begebenheit vorherſagten, ſo bedienten ſie ſich, um gegen Vorwürfe ſicher zu ſeyn, einer dunkeln Formel: „Es wird geſchehen nach einer Zeit, nach zwey Zeiten und nach einer halben Zeit.“ Durch ein ähnliches Mittel war allen möglichen Erinnerungen leicht auszuweichen. Wenn die Vorherverkündigungen der geheimen Geſchichte in dieſen Formeln abgefaßt wären, wenn man ihnen unter der Strafe des Kirchenbannes Glauben beymeſſen müßte, ſo würde ich mich vor unſerm Verfaſſer eben ſo demüthigen,

wie

wie vor dem Jeremias und Daniel: aber da es mehr als zu offenbar iſt, daß er nicht unter dem Schutze des heiligen Geiſtes geſchrieben hat, ſo nehme ich mir die Freyheit, ſeine Geſchichte als lächerliche Vermuthungen zu betrachten, darüber zu ſpotten und den ganzen Zorn ſeines kleinen Ketzergerichtes zu verachten.

§. 6.

Seite 170 ff. ſchlägt er das Projekt zu einer Nationalbank für Frankreich vor, für welche Struenſee ſeine Mitwirkung anbietet. Ich kenne ihn als einen vortrefflichen preußiſchen Unterthan, als einen einſichtsvollen thätigen Mann und guten Bürger. Der Reiſende ſagt von ihm, „daß er täglich „mit ihm vertrauter werde;“ und daran zweifele ich, weil Struenſee's Charakter himmelweit von dem des Reiſenden unterſchieden iſt; und wenn man nicht mit ihm übereindenkt, ſo vereinigt er ſich ſelten ohne Zwang wieder. Beweißt ja mein Urtheil nicht, ſo iſts wenigſtens doch wahrſcheinlich.

§. 7.

Ich habe dem Briefſchreiber die Eigenſchaften eines politiſchen Beobachters abgeſprochen und das werde ich jederzeit thun, weil ich oben deswegen Beweiſe genug zuſammengeſtellt habe; allein ich habe ihm auch irgend an einer Stelle vorgeworfen, daß er kein Talent zur Spionnerie habe, und hier bin ich zu weit gegangen. Da ich die Gerechtigkeit liebe, ſo bekenne ich hiermit, daß er ſein Handwerk

werk verſchiedenemahl recht gut verſtanden hat, und daß ihm in Preußen die Unterſpione nicht fehlen. Das letztere mag folgende Anekdote beweiſen.

Während als die holländiſchen Unruhen in der größten Gährung waren, kam der Hauptmann, Baron von der Heiden nach Berlin, um einen Plan daſelbſt zu unterſuchen, der ſowohl den Patrioten als Preußen vortheilhaft ſeyn könnte. Er ſprach mit dem Könige, der ihn an den Grafen von Görtz zurückwieß. Heiden ſchrieb deswegen auch an die Miniſter Herzberg und Wöllner. Den folgenden Tag beſuchte ihn der Graf von Mirabeau, und fragte ihn nach dem Inhalte der geſtern geſchriebenen Briefe. Heiden läugnete die Briefe und Mirabeau ſagte ihm den Inhalt derſelben Wort für Wort. Der ſehr erſtaunte Heiden gieng darauf zum Miniſter und machte ihm Vorwürfe, daß er ſeinen Plan verrathen hätte. Dieſer war übrigens nicht weniger beſtürzt und erſtaunt, daß er gends that war ſich zu überzeugen, er habe einen Spion in ſeinem Kabinette. Hieraus erhellet, daß der Reiſende einigemal in ſeiner Spionnerie Nutzen geſtiftet haben kann, und daß zu Berlin, wie anderswärts, die weiſeſten Maasregeln nicht verhindern können, daß nicht der Beſtechung fähige Leute unter der Maſque der Ehrlichkeit bey den Miniſtern in Dienſte kommen ſollten. Dieſe Begebenheit iſt wahr und der Mann, der ſie mir erzählt hat, iſt gegenwärtig zu Paris.

Sechs

Sechs und vierzigstes Kapitel.

§. 1.

Im sieben und funfzigsten Briefe Seite 175 findet man folgende unverschämte Zeilen: „Wollen „Sie wissen, wie man in der herrli„chen Kneipe, der Berliner Hof genannt, lebt?“ Um seine Erzählung zu behaupten, bedient sich der Verfasser seines gewöhnlichen Mittels: er lästert. Er stellt die Lebensart der Prinzessin Friederike von Preußen von einer solchen Seite dar, die sie verdächtig machen kann. Er versichert, daß die Herzoge von Weimar, von Holstein und Mecklenburg „alle ausgemachte Wollüstlinge“ nach ihrem Gutdünken den Morgen zwey bis dreymal in ihr Zimmer hineingiengen. Hierauf schildert er die ganze Gesellschaft des Königs mit den verächtlichsten Farben. Wöllner und Bischoffswerder sind auch sehr gemißhandelt. Aus allen diesen Beleidigungen wird bey Leuten, die das Land kennen, nichts folgen. Die Prinzessin Friederike ist ehrwürdig, hat große Talente, und wenig Frauen ihres Ranges haben eine so schöne Seele. Dies weiß jedermann in Preußen. Ueberhaupt ist zur Widerlegung aller der hier zusammengehäuften Beleidigungen nur die allgemeine öffentliche Stimme nöthig.

Die

Die über die Manufakturen und Fabriken S. 177 ff. mitgetheilten Auseinandersetzungen sind richtig und passend; allein dem Scharfsinne des Verfassers sind wir deswegen nicht verbunden. Er erhielt sie vom Minister, Grafen von Herzberg, der sie ihm nicht als ein Geheimniß, sondern zum Gebrauch für sein großes Werk über die Preußische Monarchie gegeben hat. Wir bewilligen also dem Scharfblicke des Grafen von Mirabeau nur das, was ihm gehört. Durch sich selbst sehen, nachforschen und ergründen, beweißt Beurtheilungskraft; aber das anhörte Wiederholen, beweißt nur ein gut Gedächtniß. Suum Cuique.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

§. 1.

Es ist ebenfalls nicht wahr, daß die Madame Rietz den König für sich um ein Landgut gebeten habe, wie der Briefschreiber S. 150 sagt, sondern für des Königs natürlichen Sohn, den Grafen von der Mark, welchen er zärtlich liebte. Der Prinz ist todt und seitdem hat Madame Rietz um nichts mehr gebeten, da ihr ihre Forderungen ohnehin nichts einbrachten.

§. 2.

Alle die vom Verfasser auf den folgenden Seiten niedergeschriebenen Vorhersagungen sind itzt nach dreißig Monaten noch nicht erfüllt. Es ist immer der nämliche Gesichtspunkt; die nämliche leere Art zu sehen. Nach dem Verfasser könnte man, anstatt wie la Hire zu Karl VII. sagte „Sire! man „kann wahrlich sein Königreich nicht „lustiger verlieren" zum Könige von Preussen sagen: „es ist ohnmöglich es mit mehr „Zärtlichkeit aufs Spiel zu setzen," und weil er die großen Entwürfe des Kaisers vermuthet, weil er sich gegen Rußland ein drohendes Ansehn giebt und weil ..... Warum folge ich auch

auch allen diesen Chimären. Der Grundsatz, auf welchen der Reisende beständig zurückkommt, ist: die Preußische Maschine stürzt zusammen; er fällt hierauf eben so leicht auf ein Gespräch von nichts, als wie von etwas, entweder aus Thorheit oder aus Leidenschaft, und ich will weder die eine noch die andere bestreiten.

§. 3.

„Herzbergs Fall ist nahe und Wer„ders fängt an sich zu nähern," sagt der Reisende; allein beyde behaupten noch gegenwärtig ihre Stellen und ihr Ansehen. Was soll man von den Beobachtungen des Reisenden denken?

§. 4.

Nun kommt er auf den Prinz Eugen von Würtemberg, den der Verfasser aus besondern Ursachen nicht schont. Er beschuldigt ihn, daß er „eines der eingenommensten Häupter „der schwärmerischen Sekte sey." Ich glaube er hat Erscheinungen und seine Erscheinungen sind falsch. Der Herzog sagte eines Tages, er habe zu Berlin den Teufel in menschlicher Gestalt gesehen. Das Gerücht breitete sich aus, man fragte ihn, und er antwortete: Da ist er, indem er auf den Grafen von Mirabeau zeigte. Jedermann war der Meinung des Herzogs von Würtemberg, und der erkannte Teufel entfloh von Ber-

lin nach Frankreich, wo er es mit seiner Intrigue doch dahin gebracht hat, daß man ihn zur Nationalversammlung als Deputirter angenommen hat. Es ist wahrscheinlich, daß er daselbst ebenfalls Schwärmer finden wird, die fähig sind, ihn zu erkennen, und daß er gezwungen, ist seine Besitzung zu verlassen und zur neuen Wohnung eine Heerde Schweine erhält, in die man ihm zu fahren erlauben wird.

§. 5.

„Schlafsucht bey den Unternehmungen, Traurigkeit bey Hofe, Besürzung bey den Ministern und allgemeines Mißvergnügen. Wenig wird „entworfen und noch weniger ausgeführt. Von dem schleppenden Gange „der Geschäfte wird die Verliebung „des Königs ganz im Ernste als Ursache angegeben und versichert, daß „die Stärke der Staatsverwaltung „von der Schwäche der Fräulein von „Boß abhänge, und daß es sehr lächerlich sey, auf diese Art die Angelegenheiten eines ganzen Reichs stocken zu lassen u. s. w.“ Der Reisende giebt vor, alles das vom Prinzen Heinrich in einer sehr ausführlichen und fast empfindsamen Unterredung gehört zu haben. Auf dergleichen Anführungen habe ich bereits geantwortet. Thatsachen haben

haben bewiesen, daß man bis ißt unter Wilhelms Regierung viel entworfen und viel ausgeführt hat, vielleicht mehr als der weise und vorhersehende Friedrich vermuthet haben würde, daß man es nach ihm ausführen könnte. Daß der König verliebt sey, ist kein Unglück. Die Unterthanen eines Königs von einem zärtlichen Gefühle sind nothwendig glücklicher, als die eines Tyrannen, der am Tage zerstört, was die Nacht gebaut hat.

„Der König ist ißt ganz für Frankreich gestimmt und hat den Gönnern „der englischen Parthey sein Vertrauen entzogen. So lautet freylich bloß „die Erklärung des Prinzen, der ich „aber doch Glauben beymesse.“ So erklärt sich der Reisende S. 185. Der König hat niemals etwas gethan, das weder den Prinzen Heinrich zu einer ähnlichen Behauptung hat veranlassen, noch den Grafen von Mirabeau verleiten können, derselben Glauben beyzumessen. Der Gang des Beobachters ist unbestimmt, wie der Flug des Schmetterlings. Bald glaubt er etwas, bald nicht. Die Schwätzereyen und Beleidigungen sind die einzigen Gegenstände, denen er treu bleibt.

Noch will ich den letzten Satz des acht und funfzigsten Briefes hier mittheilen. „Prinz Friedrich von Braunschweig kabalirt mächtig wider den Prinzen Heinrich und

„den Herzog seinen Bruder. Man weiß „zwar nicht was er will, aber man sieht „doch, daß er etwas will; und dieses „schon giebt ihm ein Ansehn von Wich„tigkeit bey Leuten, die nicht einsehen, „daß ein verächtlicher Prinz noch ver„ächtlicher ist, als ein anderer Mensch. „Er kann zwar weder von Nutzen noch „angenehm oder schätzbar seyn; aber in „gewissen Umständen könnte er doch „zum Spion taugen.“ Spion! Wer? Der Prinz Friedrich von Braunschweig! Erschreckt nicht, Leser, es spricht ein Spion, von dem ihr schon wißt, daß er bis zur Uebertreibung alles tadelt, alles verkleinert, was eine gewisse Gattung Menschen angeht. Der Prinz Friedrich ist als ein vortrefflicher Patriot und guter General bekannt, und Niemand hält ihn einer That fähig, wozu ihn der Reisende in Gnaden bestimmt hat. Man würde die dem Prinzen schuldige Hochachtung sehr vergessen, wenn man ihn gegen die Beschuldigungen eines Mannes vertheidigen wollte, dessen Name allein eine Beleidigung ist und dessen Los sogar verunehrt. Ich gestehe es, in allen seinem teuflischen Geschwätz und in den zusammengehäuften Beleidigungen steckt nichts; indessen geräth mein Blut doch bey jeder von ihm angebrachten Beschimpfung in Wallung. Der Wunsch der Rache belebt mein Herz und setzt meinen Arm in Bewegung. In Rücksicht auf diesen schändlichen Lästerer werde ich nie Herr meiner

Ver-

Vernunft ſeyn; ich werde immer von dem Gedanken an ſeine Unverſchämtheit und an die Nothwendigkeit ihn zu ſtrafen hingeriſſen. Nach dem öffentlichen Verkaufe dieſes Buchs will ich ſehen was aus dem Reiſenden werden wird. Ich habe noch einige Beweiſe a poſteriori für ihn aufbehalten, die ganz geſchickt ſind, ihn zu überzeugen, wenn ich die Sache rechtſchaffner Leute übernehme, und ich bin geneigt, ſie auf alle Art zu vertheidigen.

Acht und vierzigſtes Kapitel.

§. 1.

Ich ſelbſt kenne den Grafen von Noſtitz nicht; allein der Reiſende theilet Seite 139 folgende Schilderung von ihm mit: „Er iſt ein verkehrter, und „moraliſcher und unangenehmer Menſch, „der nicht ſchreiben kann, und nicht le„ſen will, eitel wie ein Narr, zornig „wie ein Truthahn, und untauglich zu „jedem Poſten, weil er von keinem et„was verſteht, und doch wird dieſer „elende Sterbliche, dieſer wahre Held „einer Dunſiade als Geſandter nach „Hannover abgehen ꝛc.“ Dieſes Bild iſt zu grauſam und unbeſcheiden entworfen, als daß ich nicht perſönliche Feindſeligkeiten vermuthen ſollte. Wäre der Graf von Noſtitz ein Glückskind, und ein Mann ohne Talent, ſein Verläumder würde für ihn gewiß einige Theilnahme einflößen. Nur ſo viel kann ich ſagen; übrigens kann ja der Graf von Noſtitz ſelbſt antworten.

§. 2.

Die abgeſchmackte Beleidigung und Anklage, welche der Reiſende dem Könige wegen ſeines Betragens gegen ſeine alten Freunde macht, will ich nicht einmal erwähnen. Es giebt Dinge, die von ſelbſt wegfallen.

§. 3.

Die Bemerkungen des Reiſenden über die Landbebauer in Preuſſen, über den Schaden, welchen die Leibeigenſchaft der Bauern der Emſigkeit durch die Bedrückungen der Edelleute, der Staderäthe und der Pächter verurſacht, ſind ſehr vernünftig und wahr. Ich kenne das Land, und wünſche von ganzen Herzen, daß man daſelbſt die Leibeigenſchaft aufhübe. Aber die Heilmittel für dieſes Uebel ſind ſehr ſchwer zu finden. Der Grund der Nationaltapferkeit ruht auf den Vorurtheilen der Erziehung, welche dieſen Adel immer bereit halten, ſein Blut fürs Vaterland zu vergießen, und er betrachtet ſeine Verzüge als einen unveräußerlichen Erſatz für ſeine dem Ruhme der Nation gewidmete Dienſte. Die mit der itzigen Bevölkerung nicht im Verhältniß ſtehende preuſſiſche Kriegemacht iſt die Hauptſtütze des Reichs. Der Krieg fordert nicht allein Muth, ſondern auch blinden Gehorſam, der nur leibeignen Bauern angebohren zu ſeyn ſcheint. Alſo muß in der innern Staatsverwaltung alles auf dem alten

Fuße bleiben. Friedrich hatte alles überlegt, alles abgewogen, und ohngeachtet er überzeugt worden war, daß die Emsigkeit nur in einer durch die politische Lage der Sachen ohnmöglich wieder zu ertheilenden Freiheit glückliche Fortschritte machen könnte, so hat er sich doch bestimmt entschlossen, ein System zu verstärken, dem jede Verwundung sehr gefährlich seyn würde.

Es ist nicht zu läugnen, daß Friedrich eher gesäet als geerndtet hat. Durch seine Art Geld zu erwerben, und dasselbe in Umlauf zu bringen, indem er den Fabrikanten, den Ansiedlern und Ackerleuten Geld vorschoß und schenkte, ist der Werth der Grundstücke unter seiner Regierung vierfach gestiegen, und im eigentlichen Königreiche Preussen sogar noch höher; man muß daher in Ansehung der Bauergüther sein System beybehalten. Wenn die Umstände ein anderes erlauben werden, wenn der Bauer einsehen wird, daß der Bürger nur frey ist, um von seiner Arbeitsamkeit Vortheil zu ziehen, alsdann wird es Zeit seyn, ihm die Freiheit zu geben. Indem also Revolutionen drohen, und in dem Augenblicke, wo man sie ihnen giebt, wird man den zeitigen Besitzern weniger Unrecht thun als in Böhmen, wo man dem Leibeignen die Freiheit eher gab, als er dieselbe schätzen konnte, und wo er in einer schädlichen Unthätigkeit bleibt, sein Eigenthum vernachlässigt, und sich von den Pfaffen aufzehren läßt, welche seine Schwäche und tiefe Unwissenheit täglich mißbrauchen.

In

In meiner Abhandlung über die Nationalta-pferkeit, die ich unverzüglich ins Französische überse-he, habe ich weitläuftiger davon geredet, und diese Materie bis auf den Grund untersucht. Ich bin überzeugt, daß die Vorgemröthe einer eben so richtigen als ausgebreiteten Staatsökonomie in den preussischen Staaten erscheinen wird; daß man daselbst die Vortheile einsehen wird, welche sie hervorbringen kann, wenn sie vernünftig mit dem Nationalcharakter verbunden worden ist, und daß endlich ihr Beyspiel andern Nationen nützlich werden wird, wo die Bauern weit unglücklicher als in Preussen sind.

§. 4.

In der Nachschrift dieses Briefes nennt er den Grafen von Masanne einen hitzigen Schwärmer und Oberhofmeister der Königinn; allein diese Stelle bekleidet der Graf Schafgotsch, und in Berlin hat nie ein Mann Nahmens Masanne gelebt.

Neun und vierzigstes Kapitel.

§. 1.

Der Anfang des sechzigsten Briefes beschimpft den König sehr, daß er gegen den Rath und die Vorstellungen seiner Minister „die Kopfsteuer bekannt „gemacht habe.“ Der Briefschreiber schließt mit den Worten: „Dieses ist die zweifelhafte Morgenröthe einer nebelichten „Regierung.“ Allein dieser Entwurf, welchen der Verfasser als bereits ausgeführt erzählt, hat noch itzt nicht wirklich statt gefunden. Damals als er schrieb, war er nicht vollendet, sondern man versuchte und beobachtete. Also ist sein schönes Urtheil ungültig, und der edle Charakter des Königs noch einmal gerechtfertigt.

§. 2.

Im folgenden Satze spricht er von der Königinn, und verbindet „zugleich ihre Großmuth und ihre unzähligen Launen.“ Er behauptet, „daß, wenn sie gleich „ihre Augen bey den Liebschaften des „Königs schließt, sie doch in Absicht „der

„der Unordnungen, welche in seinem „Hauswesen herrschen, sehr helle sehe.“ Hierauf erzählt er, als eine gewisse Thatsache, daß der Hof nicht einmal Holz zur Heizung ihrer Zimmer gehabt, und daß der Haushofmeister des Königs ihr Holz zu geben deswegen abgeschlagen hätte, weil er selbst nicht viel habe, und beschließt mit den Worten: „Diese geringfügigen Anekdo„ten beweisen wenigstens, wie weit die „Nachläßigkeit und der Mangel an „Rechnungsgeiste getrieben wird.“ Ey, ey! Ich war ja eben damals auch in Berlin, und der königliche Holzhof hatte so viel Vorrath, daß der König den nämlichen Winter an die armen Einwohner zu Berlin 1500 Klafter verschenken konnte. Hieraus ist klar, daß man die Zimmer der Königinn gar wohl würde haben heizen können, wenn man sie auch nur unter die Armen gesetzt hätte, welche der König gegen die Strenge der Jahrezeit beschützte.

§. 3.

Wenn der Reisende sich längere Zeit Mühe gegeben hätte, den Charakter des Kronprinzen zu studieren, so würde er nicht ein so auffallendes Urtheil von ihm gefällt haben. Ich habe versucht, diesen Prinzen zu studieren, und fand es sehr schwer, ihn zu durchschauen. Indessen glaube ich mit Recht versichern zu können, daß ich mich eben so gut als der

der Verfaſſer der geheimen Geſchichte auf Men-ſchenkenntniß verſtehe. Er beſchuldigt ihn S. 196, „daß er hartnäckig bis zur Wildheit „ſey; gegen ſeinen Vater einen Widerwillen habe, der an Haß gränze, und „daß ſeine Verehrung des verſtorbenen „Königs der Abgötterey gleich komme.“ Ich bekenne, daß ich an dieſem Prinzen einen ſehr ſonderbaren Mann fand; daß ich ihm Neigung zum Kriege und zu Eroberungen zutraue; daß er endlich einen großen Trieb habe, das ganze Syſtem Friedrichs des Großen zu befolgen. Ich zweifele nicht mehr, daß er nicht beſtimmt ſeyn ſollte Epoche zu machen; allein wenn ich von ihm vermuthe, daß er geneigt ſey, ſich bey den benachbarten Nationen furchtbar zu machen, Preuſſens Ruhm zu erhalten, und ſogar zu vergrößern, ſo vermuthe ich auch, daß er friedlichen Verfügungen nicht abgeneigt iſt, und daß er ſich mit dem Glück ſeiner Unterthanen zu beſchäftigen wiſſen wird.

Man iſt jederzeit geneigt voraus zu ſehen, daß die Thronbeſteigung eines Kronprinzen große Veränderungen verurſachen müſſe; und faſt alle Vorausſetzungen der Beobachter ſind falſch. Alle Zeitungen waren voll von den kriegeriſchen Geſinnungen und Eroberungen, auf welche der König von Dännemark dächte. Man hat geſehen, was er that. Was hat man nicht von dem künftigen Glücke der öſterreichiſchen Staaten für Lärm gemacht? Ey,

Ey, ey! .... Itzt erscheint der Sultan Selim auf der Staatsbühne, und die Ausposaunen des Ruhms haben ihm im voraus eine Ehre beygelegt, die desto zweydeutiger wird, da man noch nichts gewisses von seinem Charakter erfahren hat.

Der Kronprinz von Preussen ist ohne Widerspruch eine beobachtungswürdige Person, aber er ist zu klug, um sichs merken zu lassen, was er eigentlich vorhabe, und ich bin überzeugt, daß der Reisende zu eilfertig von ihm g urtheilt hat. Der aufgeklärteste Richter, der große Friedrich hat jederzeit Böses von ihm gesprochen und sprach es auch von seinem Nachfolger. Wenn dieser so ganz außerordentliche Mann sich so sehr geirrt hat, wer wird es wagen, seine Weissagungen bekannt zu machen? Bis hieher hat Wilhelm allein und mit Ruhm regiert, und die Ehre seines Reichs in allen Theilen der Regierung behauptet, ob man ihn gleich mit einem Commodus und Sardanapal verglichen hat. Er hat sich weder den Cäsar, noch Alexander, noch Karl XII. zum Muster nehmen wollen, sondern er wählte den Titus. Wenn er ihm nicht in allem ähnlich zu seyn scheint, so liegt die Schuld an den Geschichtschreibern, die ihn nicht genug kennen, und niemals die Personen von der ihnen bekannten Seite mit ganzer Redlichkeit schildern. Nur die Nachkommen sehen unpartheyisch. Wenn man diesen Ausnahmen entgegen stellen kann, so sind sie selten.

Wir

Wir wollen also nicht von den Verdiensten irgend eines Menschen eher sprechen als bis er an der Stelle ist, die er einnehmen muß. Sixtus der Fünfte schmiegte sich, um die päpstliche Krone zu erlangen, nach der er sehnlich verlangte. Der Kronprinz ist noch jung. Um seinen künftigen Werth zu bestimmen, muß man erst warten bis er Mann und König wird. Aus Liebe zu ihm und zum Besten der Menschheit hoffen wir, daß er diese nicht einer unmäßigen Ruhmsucht aufopfern werde. Ich wenigstens glaube dies um so fester, da ich ihm die Eigenschaften zutraue, die einen ehrlichen Mann ausmachen. Seine Physiognomie ist ehrlich; ich darf also vermuthen, daß er gerecht, allenfalls stolz, aber gefühlvoll und gut, nie der Sklave seiner herrschenden Leidenschaft seyn werde, und daß er nie auf den tyrannischen Gedanken kommen werde, sich eine unumschränkte Macht anzumaßen, welche die besten Charaktere verdirbt, die Tugend zerstört, und aus guten Bürgern feige und treulose Sklaven macht. Ueberdies ist man jetzt schon zu sehr aufgeklärt; und Europa hat das Joch der Sklaverey, unter welchem es so lange seufzte, abgeschüttelt. Der Despotism ist nach Asien geflohen. Wer ihn in den europäischen Staaten wieder einführen wollte, würde standhafte Menschen vor sich finden, die im Gefühl ihrer Würde sich der Tyranney muthig widersetzen würden. Ein Volk, das sich seine Vorrechte entziehen ließe, verdiente nicht nur das Joch, sondern auch eine noch niedrigere Behandlung. Ich wenigstens

stens habe von meinen Mitbürgern einen viel zu edlen Begriff, als daß ich glauben sollte, daß sie je vergessen könnten, was sie jezt sind, und sich zu Sklaven machen zu lassen, während alle benachbarte Nationen sich durch die Freiheit, die ihnen Ruhm und ihre Tugenden erneuert, gleichsam adeln. Ein nach der Alleinherrschaft gieriger Fürst kann seine Würde und Vorrechte zur Unterdrückung seiner Völker mißbrauchen, und leider giebts unter denen, die zur Regierung geboren werden, mehrere, die Neigung zum Despotismus haben. Solchen Regenten muß man unüberwindliche Macht entgegen stellen, d. h. weise, und feste Gesetze, die eine Nation ehrwürdig machen, und ihre Freiheit erhalten können. Nur durch dieses System, wodurch man allein die Mißbräuche der Macht abhalten kann, wird sich die Welt vor Tyrannen schützen können.

Dies sind die Wünsche eines Mannes, der lange unter dem Drucke des Despotismus seufzte, und der daher noch diesseits des Grabes die Tyranney gern ausrotten möchte, wenn er auch den unwürdigen Unterdrückern der Menschheit tödtliche Streiche versetzen müßte. Ich zeige hier den Lesern meine Wunden, und warne sie, sich vor gekrönten Henkern zu hüten, deren Schlächtopfer sie oder ihre Nachkommen werden könnten.

§. 4.

§. 4.

Der Reisende hat den Herzog von Kurland schon als einen wilden Scythen behandelt. Aber dies ist ihm nicht genug; er versichert auch noch bey Gelegenheit des gelben Ordensbandes, womit der König ihn beschenkte, „daß er seinen Or„den unmöglich mehr hätte beschimpfen „können.“ Ich will daher dem Reisenden nur eine Frage vorlegen: wurde das blaue Ordensband in Frankreich beschimpft, als man es an Leute verschenkte, die keine andere Ansprüche darauf zu machen hatten, als ihnen die Geburt gab, und deren schlechter Charakter sie dessen wirklich unwürdig machte? Man halte dies nicht für ein Zeugniß gegen den Herzog von Kurland; ich bin weit entfernt, hier Vergleichungen anzustellen.

Funfzigſtes Kapitel.

§. 1.

Je mehr Briefe, deſto mehr Läſterungen und Uebertreibungen.

„Der alte Graf Schwerin,“ heißt es, „war unter dem vorigen Könige ein „bloßer Schalksnarr, der in ſeinem Le„ben nichts bedeutete, ein Zänker, läp„piſch u. ſ. w.“ Der Gouverneur des Königs „iſt ein Mann ohne Talente, ohne Ver„dienſte, ohne Würde, ohne Achtung „für ſeinen Zögling. Vielleicht iſt diß, ſetzt der Verf. hinzu, „das erſte Zeichen ei„nes geſunden Verſtandes, das er ge„geben hat.“ Schwerlich kann man bey ſolchen Läſterungen fertiger und grauſamer zu Werke gehn. Aber mit welchem Rechte ſpricht denn der Reiſende von allen Preußen ſo intolerant, und warum urtheilt dieſer intriguante Vagabund, deſſen Verdienſt in einer verdeckten und nicht anerkannten Spionerie beſteht, und der die Ehre nur kannte, um ſie unter die Füße zu treten, über Verdienſt und Ehre? Iſt ein rechtſchaffener Mann

unbillig: so handelt er zwar unrecht, und man beklagt ihn, weil auch der Mann von seinem Gefühle sich manchmal irren kann; wagt aber ein seiner Aufführung und seinen Grundsätzen nach verdorbener Mensch, sich frech zum Richter aller Sterblichen aufzuwerfen, lobt er die eine Parthey aus Interesse, und verläumdet er die andere aus Rachsucht und Bedürfniß zu hassen und zu schaden, so muß man vor Ungeduld und Unwillen knirschen.

§. 2.

In den Briefen wird mehrmalen von einem Baron Boden gesprochen; er bezeichnet ihn als einen Menschen, den er bey seinen wichtigen Entdeckungen brauchen könne.

Hier ändert der Briefschreiber seine Sprache, und macht von ihm folgende Schilderung: „Polizeyspion zu Paris, in Berlin als „Dieb, Falsarius und jeder Schurke „rey fähig anerkannt, und den der König selbst einen Schelm nannte.“ Bekanntlich bestimmt man zum Spionenhandwerk nicht delikate und ehrliche Männer; gliche aber Boden diesem Gemählde, so mußte der mit dem Briefsteller korrespondirende Minister wohl ein wenig erstaunen, von einem Menschen, den er ein halbes Jahr vorher so stark empfohlen hatte, eine so übertriebene Schilderung zu lesen. Es giebt doch

doch noch einen Unterſchied zwiſchen einem verdorbenen Menſchen und einem Verbrecher.

§. 3.

Bey Gelegenheit, daß der König die Herren Wöllner und Moulines zu Finanzdirectoren der Akademie ernannte, ſagt der Reiſende: „Alle „dieſe Gunſtbezeugungen verkündigen „einen Regenten ohne Gefühl, ohne „Delikateſſe, ohne Achtung für ſich „ſelbſt und für ſeine Geſchenke, unbe„kümmert für ſeinen Ruhm und die all„gemeine Meynung, wodurch die, wel„che etwas vorſtellen, muthloß ge„macht, und die, welche nichts oder „ſchlimmer als nichts ſind, aufgemun„tert werden. Die allgemeine Verach„tung iſt die würdige Belohnung die„ſer Thaten.“ Man müßte das Berliner Publikum mit dem Pariſer zuſammen bringen, um letzterem das Licht über alle falſche Nachrichten des correſpondirenden Giftmiſchers zu geben. Wie viel Leute werden ſich bald ſchämen, daß ſie den Berichten eines Menſchen getrauet haben, der einen eben ſo liebenswürdigen als achtungswerthen Charakter, einen Fürſten, der das Glück ſeiner Macht nur in dem Glücke wohlzuthun findet, mit einer teufliſchen Hartnäckigkeit läſtert! Müßten die Nationen einander für die Beſchimpfungen Gerechtigkeit wieder-

fahren laſſen, die man der immer geheiligten Perſon der Könige anthun kann, was würde da wohl das Schickſal des franzöſiſchen Reiſenden ſeyn?

§. 4.

Nachdem er noch einmal von der Fräulein von Voß, ihrem Einfluſſe, dem Grafen von Schulenburg, dem Könige, „deſſen Seele," wie er ſpricht, „ſchwach und träge iſt;" und von Friedrich II: „der immer von dem Gefühle „der Superiorität beſeelt war," geſprochen hat, fügt er S. 294 hinzu: „Man hat „kein ſo ſtarkes Bedürfniß, um über „Topinambous zu herrſchen!"

Wahrhaftig ein artiges Wort, vorzüglich in einer politiſchen Korreſpondenz! Aber warum nennt er die Preußen ſo? Etwa deswegen, weil ſie noch jetzt ſehr geneigt ſind, ſich keine allgemeine oder Privatbeſchimpfung ungeſtraft anthun zu laſſen? Außerdem würde ich dieſe Topinambous für Leute halten, die an ihrer Spitze einen Mann haben müßten, der ſeine Superiorität fühlte. Auch fühlt Friedrich Wilhelm, ohne ihn mit ſeinem erhabenen Vorfahren vergleichen zu wollen, die ſeinige, und bis jetzt hat er gezeigt, daß er ſie nicht verloh-ren hat. Uebrigens mag der Reiſende ſich immer vor dieſen Topinambous hüten, ſie würden ihm ſonſt zeigen, wie geſchickt ſie ſind, unverſchämte

und

und betrügeriſche Leute nach Verdienſt zu behandeln.

§. 5.

In der Nachſchrift dieſes Briefes verſichert der Reiſende, daß der holländiſche Geſandte ihn geradezu gefragt habe: „ob er es gern ſehen „würde, wenn man daran arbeitete, „ihn akkreditiren zu laſſen, um mit der „Prinzeſſin von Oranien zu Nimwegen „zu unterhandeln.“ Dieß iſt ſo falſch, und widerſpricht den nachherigen Begebenheiten ſo ſehr, daß es ſich von ſelbſt widerlegt. Wie konnte man ſichs einfallen laſſen, einen franzöſiſchen Spion mit der völlig engliſchgeſinnten Prinzeſſin von Oranien, die über die Entwürfe des Verſailler Kabinets unwillig war, und nur Rache athmete, unterhandeln zu laſſen! Welche Ungereimtheit! Dies, wie das folgende, iſt ſo falſch, daß ich dreiſt behaupten kann, daß es ein Galimathias von närriſchen und chimäriſchen Verbindungen iſt. Zum Beweiſe nehme man das unglückliche Schickſal Hollands, wozu es ſich noch Glück wünſchen kann, daß der König von Preuſſen es von dem gänzlichen Untergange rettete, den die innerlichen Unruhen, die Frankreich bey der Unmöglichkeit, mit Thätigkeit zu Werke zu gehen, darin unterhielt, nothwendig nach ſich ziehen mußten.

Ein und funfzigſtes Kapitel.

§. 1.

Auch der zwey und ſechzigſte Brief beſchäftigt ſich mit Holland. Man lieſet in demſelben S. 210, „Jetzt, da der Stadthalter wohl fühlet, daß es mit dem Kabinette in „Berlin nichts iſt, und daß ſich der „König, wie überhaupt um nichts, „ſo auch nicht um die ſtatthalteriſche „Angelegenheiten bekümmere, zeigt er „ſich zur Ausſöhnung geneigt.“ Wie falſch es ſey, daß der König ſich nicht um die ſtatthalteriſchen Angelegenheiten bekümmert habe, iſt hinlänglich bekannt; und könnte ich nur dieſe einzige Stelle zum Beweiſe anführen, wie ſchielend der Autor in politiſchen Spekulationen urtheilt, ſo wäre das für Leſer, die Augen und Ohren haben, hinreichend. Und doch war er im Mittelpunkte der Intriguen; er hätte ſie ſehen, und, hätte er die geringſte Gabe einzudringen gehabt, die Wirkung voraus beurtheilen können. Aber überall iſt die Eitelkeit ſein einziger Führer. Dieſe verleitete ihn zu der Behauptung, daß die Prinzeſſin von Oranien

Oranien seine Vermittelung wünsche, daß sie nicht mehr auf den Schutz ihres Bruders, des Königs von Preußen, rechne, und daß sie ihren Minister, den Baron Rheeden, ausdrücklich zu unserm hohen und mächtigen Beobachter geschickt habe, um ihn in sein Interesse zu ziehen. Eben diese Eitelkeit, die immer leichtgläubig und geneigt ist, alles zu übertreiben, verleitete ihn, zu versichern, daß die Rückkehr der Prinzessin von Oranien zu Frankreich aufrichtig wäre, und den Grafen Esterno zu beschuldigen, daß er von allem, was vorgehe, nichts wisse, da doch dieser Minister von allen damaligen Entwürfen ungleich mehr als er wußte; sie verleitete ihn, zu glauben, „daß Herzbergs Kredit vernichtet, die Zuneigung des Königs erkaltet, und der Einfluß seines „Kabinets mäßig sey;“ und endlich: daß der Prinzessin von Oranien nichts weiter übrig sey, „als den Weg der Unterhandlung zu „versuchen.“ Wahrlich, der muß träumen, der sich solche Unwahrscheinlichkeiten einbilden kann: aber er muß auch zugleich sehr unverschämt seyn. Doch das ist noch nicht alles. Er behauptet, „den „dechiffrirten Entwurf der Prinzessin „gelesen zu haben,“ und sagt darüber zu seinem weisen Freunde, (wie er seinen Minister nennt:) „Ich glaube nicht, daß mein „Dienstfeifer mich hierbey ohne Geschicklichkeit gelassen habe.“ Und was findet man nun nach allen diesen Rotomontaden für

ein Resultat? Daß das Projekt, wovon die Rede ist, der Prinzessin von Oranien nie einzefallen sey, und daß das, was bald nach diesem lächerlich ernsthaften Detail dieses prahlerischen Briefes geschah, von allem dem, was er ankündigte, das Gegentheil bewiesen habe.

Demungeachtet hat man, wenn man keine Freunde hat, doch Anhänger; und Mirabeau hat zu viel Kopf, und schreibt zu gut; er ist in seiner Schreibart zu französisch, als daß er nicht Anhänger haben sollte. Ich zweifle daher nicht, daß viele von den Ausdrücken, womit ich seine Betrügereyen aufdeckte, sie zum Theil beleidigt haben mögen. Aber was werden diese enthusiastischen Verehrer sagen, wenn sie sehen, daß das, wovon er so ausführlich spricht, völlig unwahrscheinlich ist, und durch nachherige Bewegungen, wovon ganz Europa Zeuge war, widerlegt wurde? Wäre es möglich, daß die Prinzessin von Oranien sich um den Herrn von Mirabeau könnte einigermaßen bemorden haben, so geschah es gewiß in keiner andern Absicht, als um dem Versailler Kabinet eine Schlinge zu legen, um Zeit zu gewinnen, und seine Kräfte zu verfachen. Könnte man sich aber einbilden, daß sie sich an einen Menschen ohne Charakter sollte gewendet haben, da sie doch in Berlin mit dem französischen Minister, dem Grafen von Esterno hätte reden lassen können? Zur Ehre des Versailler Kabinets will ich glauben, daß alles dies eben so wenig

nig wahr, als wahrscheinlich sey. Denn sollte es wahr seyn, so wäre es mehr als allzusehr bewiesen, wie leicht man es foppen könnte, da man leichtsinnig oder verblendet genug war, die Vermittelung eines Spions als eine ernsthafte Negociation anzusehen. Dem sey wie ihm wolle; ich, der ich damals grade in Berlin war, wußte ganz zuverlässig, was zwischen dem Könige, dem Minister Herzberg, und der Prinzessin von Oranien vorgieng. Noch mehr; ich war in das Geheimniß eingeweiht, und kann mit Gewißheit versichern, daß man nicht nur Frankreichs Einfluß und Drohungen nicht fürchtete, sondern auch mit England seine Anordnungen traf. Die Prinzessin von Oranien hatte von ihrem Bruder sein Ehrenwort erhalten, (und das gilt bey Friedrich Wilhelm,) daß er ihr beystehen wolle. Wie wäre sie also auf den Einfall gekommen, den Schutz Frankreichs durch einen Subalternen zu suchen, da sie durch andere sichere Wege auf ihren Triumph rechnen konnte, da der Herzog von Braunschweig schon vorgerückt war, um diese Expedition anzuführen.

Dies wird wohl mehr als hinlänglich seyn, die Prahlerey, Verwegenheit, Eitelkeit und Unverschämtheit unsers Briefstellers zu beweisen. Der Reisende wollte nun einmal akkreditirt seyn, es möchte kosten was es wolle. Dazu glaubte er bey einem frivolen Minister zu gelangen, wenn er sich einen Anschein von Wichtigkeit gäbe. Dies ist das

Räthsel und die Auflösung. Doch wir wollen in der Untersuchung fortfahren.

§. 2.

Von dem Herrn von Golz und Bischofswerder findet man S. 220 von neuem ungegründete Nachrichten. Von letzterm sagt er: „daß er, nachdem er alles gethan habe, alle die, „welche mehr Verstand hätten, als er, „vom König zu entfernen, und nun „damit zu Stande gekommen sey, er „nicht wisse, was er nun anfangen „solle.“ Diese Stelle ist eben so witzig als abscheulich; unglücklicher Weise aber ist sie augenscheinlich falsch; denn noch jetzt beträgt sich Bischofswerder beym Könige als ein treuer Unterthan, der seinen Herrn liebt, von ihm geliebt wird, und alle seine Pflichten erfüllt. Hierauf kommt er auf Wöllnern, von dem er behauptet: „daß er, da er „kleindenkend genug gewesen, die zuvorkommenden Demüthigungen derer „anzunehmen, die ihn noch vor einem „halben Jahre als Bedienten brauchten, „seine Zeit mit gefährlichen Zeitvertreiben zugebracht, und seine Geschäfte habe anwachsen lassen, und daß „einst die Intrigue der Mißvergnügten die Undankbarkeit derjenigen, denen er gedient habe, die Argliſt der „Hof

„Hofleute und die Schlingen derer, die „unter seiner Aufsicht arbeiten, ihm „den Kopf verrücken werden.“

Zur Antwort auf diese Lästerungen ist es hinlänglich, daran zu erinnern, daß Wöllner noch Minister ist; er hat noch seinen ganzen Kopf behalten, genießt die Frucht seiner Arbeit, ist seinem Herrn sehr nützlich, und unter allen Gefahren, mit denen er, dem Vorgeben nach, bedroht seyn sollte, hat keine einen Augenblick weder seiner Vernunft noch seinem Kredit geschadet. Der Reisende hatte damals, da er seine Korrespondenz schrieb, eine für ihn sehr schädliche Wuth, alles vorauszusehen. Ich weiß nicht, ob die Erfahrung ihn davon geheilet habe; ich würde ihm Glück dazu wünschen.

§. 3.

Der Briefsteller tadelt den König wegen der Einführung der Kopfsteuer; nimmt aber diesen Tadel S. 221 wieder zurück. Ich habe bereits gesagt, daß diese Auflage nur ein Projekt war; aber wäre sie auch wirklich anbefohlen worden, und der König hätte nachher seinen Befehl zurückgenommen, was wäre das nun weiter? Nicht alle Könige haben diesen edlen und wohlthätigen Muth, zu gestehen, daß sie sich geirrt haben, oder daß man sie hintergangen habe. Unglücklich sind die Völker, deren Beherrscher in dem engen Zirkel ihres Stol-

zes

zu einschränkt, das Geständniß des Unrechts als einen Angrif auf ihre Autorität ansehen; sie sind der Gefahr ausgesetzt, unter die blutige Ruthe des Despotismus zu kommen. Wer einen Fehler nicht gestehen mag, gesteht wohl einen zweyten, um den ersten zu verbergen; und kommen die Fehler der Könige häufig, so ist dieß ein sehr gewisses Zeichen des Unglücks ihrer Unterthanen. Statt davon wieder Rettende zu denken, sehe ich vielmehr den Entschluß, den entworfenen Plan der Kopfsteuer zurückzunehmen, als den Entschluß eines gefühlvollen Herzens, eines richtigen Verstandes, und eines Menschen an, der das Schlimme, was er thun wollte, aufgiebt, um aus Wahl und Neigung wieder Gutes zu thun.

§. 4.

Immer bereit, über Gegenstände, die er am wenigsten kennt, abzuurtheln, spricht er gegen die Unwirksamkeit des Herrn von Görz in Holland, und gegen seine Zurückberufung. Er vermuthete nicht, der arme Mensch! und konnte auch nicht vermuthen, was die Politik des Berliner Kabinets seinen eben nicht sehr durchdringenden Blicken verbarg. Nach mehrern andern Läßerungen gegen sehr verdienstliche Handlungen, bricht er in die Worte aus: „Sehen so viel Fehltritte, „so viel Rückschritte nicht Leute von „wenig Ueberlegungskraft voraus, die „im

„im Finstern herumtappen, und nicht „einmal die Anfangsgründe der „Staatsgeschäfte verstehen.“

Darüber muß man nicht ärgerlich werden, sondern sich an den Spion erinnern. Arme Berliner Regierung, hättest du doch den Herrn von Mirabeau an deiner Spitze! er würde dich leiten, wie er voraussieht; er würde dich nicht in die Mitte einer Reihe dummer Streiche setzen; er würde nur Gutes von Preußen sagen; und da alles, was er sagt, nicht weniger überzeugend und hinreißend als erhaben ist, so würdest du einen unermeßlichen Ruhm genießen.

§. 5.

Mit dem innigen Vertrauen, das ihn verleitet, die Einsichten, die er zu haben glaubt, auszukramen, sagt der Briefsteller von Westpreußen: „dies elende Preußen.“ Die, welche das Lokale kennen, urtheilen davon ganz anders. Die Theilung Pohlens war für Westpreußen sehr wichtig, weil das Land durch die dadurch erhaltene Verbesserung sich jetzt nicht mehr ähnlich ist. Es ist sehr fruchtbar, wird gut bebauet, und seine Lage ist recht dazu geschickt, den ganzen Handel und alle Reichthümer Pohlens zu verschlingen. Die Bevölkerung ist stark. Die Einwohner sind fleißig, größtentheils Protestanten, aufgeklärt in Absicht der bürgerlichen Pflichten, und weit davon entfernt,

den

den Bedrückungen so wie den Ohrenbläsereyen der Priester und Mönche nachzugeben. Ueberdieß ist der Boden gut, und das an diese neue Acquisition stoßende Ermeland ist unstreitig eine der bevölkertsten und bestbebaueten nordischen Provinzen. Der Netzkanal verbindet die vorzüglichen Flüsse, so daß von Königsberg und Warschau bis Frankfurt und Berlin der Handel zu Wasser getrieben wird. Auch sind durch diesen Kanal Ländereyen gewonnen worden, worauf man seit zwanzig Jahren mehr als zweyhundert Dörfer gebauet hat. Westpreußen in seinem jetzigen Zustande ist also wohl kein armes, sondern im Gegentheil eines der reichsten, und, in Absicht des Handels, eines der am besten gelegenen europäischen Ländern. Also auch hier ist der Reisende eines Irrthums überführt, ob er gleich, wie jedermann, wissen mußte, daß bey der Theilung Pohlens Friedrich das große Loos gewonnen habe.

Zwey und funfzigſtes Kapitel.

§. 1.

In der Nachſchrift des vorigen Briefes hatte der Briefſteller eine wichtige Chifre aus Curland angekündigt. Davon legt er nun zu Anfange des drey und ſechzigſten Briefes Rechenſchaft ab. Was enthält nun dieſe Chifre? Viel Worte, die aber zu nichts nutzen. Alles was man daraus deutlich ſieht, iſt diß, daß Herr von Howen daſelbſt Miniſter und Vollzieher der ruſſiſchen Entwürfe geworden ſey. Aber wozu ſo viel Betrachtungen über Curland? Warum kommt der Reiſende, der ſchon einen jungen Mann als Schildwache dahin geſtellt hatte, auf dieſen Gegenſtand zurück? Curland iſt für Frankreich ein unbedeutendes Land, weil es auf eine Gegend, wo ſein Einfluß unmöglich iſt, keine Abſichten haben kann. Könnte es wohl von neuem dahin gelangen? Ich glaube es nicht; zu viel Intereſſe ſteht ſich einander entgegen.

§. 2.

Auf die Nachricht von einer Unterredung mit Struenſee über das Salzmonopol, ſagt der Reiſende:

sende: „Man kann von der Unerfahren„heit der jetzigen Regierung auf die „Unmöglichkeit schließen, die vorige ab„zuändern. So sind die willenlosen „Könige! Dieser wird so leben und so „sterben. — — Die Anzeigen seiner „Unfähigkeit zeigen sich immer mehr.“ — Was läßt sich nach dem, was ich auf die vorigen Uebertreibungen des Verfassers antwortete, noch gegen diese Behauptungen sagen? Nichts, als mich auf meine ersten Bemerkungen beziehen.

Nachher wird das ganze Berliner Ministerium auf das unwürdigste compromittirt. Nach dem Berichte des Briefstellers leben alle Minister mit einander in Mißverständnissen: „die eine Par„thei führt das Ruder, die andere ar„beitet ihnen entgegen.“ Er endigt mit der Versicherung, daß die „Vollziehung der „Geschäfte immer Wöllnern, die Erhal„tung des Kredits Bischofswerdern „überlassen werden.“ Wahrhaftig, ein Meisterstück von Narrenspossen! Ich habe weiter oben alles gesagt, was ich über die preußische Regierung, über die Weisheit und Güte der Absichten des Regenten, über die aufmerksame Thätigkeit der Minister, über die Nacheiferung, die in jedem Departement herrscht, und über die Aufsicht des Königs zu sagen hatte. Was ich behauptet habe, gründet sich auf Facta und politische Ereignisse.

Man

Man urtheile nun über Mirabeau und den Werth seiner Gedanken!

§. 3.

Ich war bey der Unterredung des Königs mit dem Reisenden, die dieser S. 229 ff. erzählt, nicht zugegen. Ich kann sie also auch nicht gänzlich widerlegen. Wenn aber ein Schriftsteller durch eine Menge thörichter und falscher Beobachtungen bewiesen hat, daß er die Vernunft dem Witze, den Verstand dem Spotte, das Bedürfniß zu unterrichten der Begierde zu glänzen, die Wahrheit dem Ehrgeitze und den Lügen aufopfert; kann man da fodern, daß ein vernünftiger Mensch im buchstäblichen Verstande glaube, was ein Spion über einen so delikaten Gegenstand behauptet? Ueberdieß kannte der König den Mann, mit dem er sprach, sein Genie und seinen Charakter; er ist sehr vorsichtig in seinen Unterhaltungen mit Fremden, und ich glaube an das Detail, was der Briefsteller hiervon erzählt, eben so wenig, als an die Freundschaft des Herzogs von Braunschweig, an die Vertraulichkeiten des Prinzen Heinrichs, und an die vorgebliche Gewinnung des General Kalkreuth.

Drey und funfzigstes Kapitel.

§. 1.

Der abgeschmackteste Brief in dieser Sammlung, die man die geheime Geschichte des Berliner Hofes nennt, ist der vier und sechzigste. Hier ist der Anfang:

„Endlich glaube ich zu wissen, was „der Kaiser kocht. Er hat geradezu „den Vorschlag gethan, er wolle Preu„ßen noch das übrige Pohlen nehmen „lassen, wenn man ihm nur Baiern „lassen wolle. Glücklicherweise war „der Fall ein wenig zu plump..... „Man schlug es aus."

Der Verfasser sprach eben von dummen Streichen; hier scheint er einen sehr starken gemacht zu haben.

„Wollte Gott, sagt er einige Zeilen weiter unten, „daß es dem Kaiser nie in den „Kopf käme, den König von Preußen „auf eine geschickte Art zu locken, und „ihm zu sagen: Lassen Sie mich Baiern „nehmen, ich will Ihnen Sachsen las-

sen,

„ſen, wodurch Sie den ſchönſten Land„ſtrich von Deutſchland, eine feſte „Gränze und an zwey Millionen Un„terthanen erhalten, welches Ihre Län„der vergrößert, arrondirt und befeſtigt, „und wir werden weiter keine wichtige „Schwierigkeiten haben. Um alle zu „heben, dürfen wir nur den Churfür„ſten zum König von Polen machen, „denn das ſächſiſche Haus ſtrebt nun „einmal gierig nach der Königswürde; „und wenn wir ihn zum Erbkönige „machen, was für Schaden wird er da„bey haben? Es iſt gut, oder es „wird doch bald gut ſeyn, eine ſtarke „Schutzmauer gegen Rußland zu ha„ben. — Hätten ſie einmal dieſe Idee, „ſo würden ſie dieſelbe mit oder gegen „die Einwilligung des übrigen Europa „bald ausgeführt haben. Aber ſie wer„den nicht darauf kommen. Der eine „iſt zu ſehr in Unordnung, der andre „zu unfähig, und nach mehr oder we„niger ernſtlichen Zänkereyen wird der „Kaiſer auch in Baiern etwa ein Dorf „an ſich ziehen und der König von „Preußen in ſeinem Nichts bleiben.“—

Wäre dieſe Vorausſetzung nicht eine Träume-
rey eines klägtichen Politikers, ſo wäre es eine

strafbare Unverschämtheit, sie durch den Druck noch bekannter zu machen. Denn so groß die Unordnung die man beym Kaiser voraus setzt, und so unfähig auch der König von Preußen seyn möchte: so würde dieser Plan gewiß, wenn er einmal die Aufmerksamkeit der beyden Regenten auf sich gezogen hätte, durch die Vereinigung des beyderseitigen Interesse ausgeführt werden können, und was würde Europa dazu sagen? Aber diß ist eine Chimäre, und es ist unglaublich, daß man das Versailler Kabinet mit solchen Possen sollte unterhalten haben.

Fürs erste ist es völlig ungegründet, daß der Kaiser im Jahr 1787 dem Berliner Kabinette irgend einen Vorschlag gethan habe, oder habe thun lassen. Er dachte an die Eroberung von Constantinopel, und seine Projekte erlaubten keine andre Allianz, als die russische.

Was würde ferner aus Oesterreich, wenn der König von Preußen Sachsen besäße? Was würde aus Ungarn, wenn der neue König von Polen mit Preußen allirt wäre? Was würden die deutschen Fürsten sagen, wenn Friedrich Wilhelm, die einzige Stütze ihrer Freyheit, ihr anerkannter Beschützer gegen alle Usurpationer, sich des schönsten Churfürstenthums bemächtigte? Wer könnte ihn, wenn er dieses hätte, verhindern, auch die andern gelegentlich wegzunehmen?

men? Was würde aus Rußland, Frankreich und der Schweitz werden, wenn der Kaiser Herr von Baiern würde?

Ein solcher Plan kann nur in den Kopf eines Unsinnigen kommen, und der Reisende stellt ihn doch dem Versailler Kabinette so vor, als ob er einerseits vorgeschlagen und andrerseits auch möglich wäre. Diese Ungereimtheit zeigt den vorgeblichen Politiker in seiner völligen Blöße. Gäbe sich der Briefsteller noch das Ansehen, als ob er daran zweifele, so würde man seine Einfalt belächeln, und ihn entschuldigen; aber er zweifelt nicht nur nicht, er versichert auch andere von der Wahrheit. Armseliger Träumer!

Das Interesse Preußens erfordert es, die deutsche Freyheit mehr als jemals zu beschützen, und zwischen allen kleinen verbundenen Staaten Deutschlands eine vollkommene Einigkeit zu erhalten. Wenn der König von Preußen darauf Verzicht thut, der Dictator des Bündnisses zu seyn, welches Europa eine feste Konsistenz gegeben hat: so würde er zugleich meyneidig und unpolitisch handeln; es würde Oesterreich und Frankreich wieder den verderblichen Einfluß einräumen, den sie ehedem in Deutschland hatten, und den man ihnen so weislich entzogen hat. Deutschland, so wie es jetzt vereinigt ist, ist die stärkste Schutzmauer gegen beyde Höfe, wenn sie Entwürfe machen wollten,

die für das allgemeine Gleichgewicht von Europa gefährlich werden könnten. Je verachteter Deutschland war, da es sich noch nicht vereinigt hatte, da die durch die Politik der Nachbarn genährten Zwistigkeiten, Unruhe und Unordnung daselbst veranlaßten, desto furchtbarer wird es unter dem preußischen Schutze und desto wünschenswerther wird die Verbindung mit demselben scheinen.

Um dieses Werk, das ohnehin unvermerkt stark geworden ist, nicht noch stärker zu machen, muß ich schnell bey allen den wichtigen Gegenständen vorbeygehen, worüber ich mich weiter ausbreiten könnte. Mein Hauptzweck ist, auf den geheimen Briefwechsel zu antworten. Je weiter ich darinnen komme, desto mehr glaube ich unwidersprechlich zu beweisen, daß er sich in Paris ein Vertrauen erschlichen hat, das ihm nicht gebührte. Der Verfasser hat zuweilen, aber sehr selten, gut beobachtet, nicht gut vorausgesehen und eben so wenig gut im voraus geurtheilt, und die Idee, daß Frankreich in Verbindung mit Oesterreich, Preußen vernichten können, ist nichts weiter als die Schmeicheley eines Spions, der befördert zu werden wünscht. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, hätte er damit anfangen sollen, sich als einen treuen, wahrhaften und standhaften Mann zu zeigen; vielleicht würde er die politische Regierung seines Vaterlandes aus ihrer Schlafsucht geweckt haben; er hätte, statt auf die Armseligkeiten zu sehen, sich an wichtige Ge-

Gegenstände halten, statt zu lösen, Aufklärungen geben, Thatsachen erzählen und nicht Lügen erdichten, und, ehe er Begebenheiten voraus sagen wollte, seinen Schlüssen Festigkeit geben sollen, um auf die Zukunft mit eben so viel Klugheit als Verstande zu schließen. Statt dessen gab er schöne Redensarten, witzige Einfälle, Satyren, Lästerungen und Chimären. Er unterrichtete niemand und beleidigte jedermann. Außerdem, daß er für die verächtlich ward, die er sich in der besten Laune zu Feinden machte, zeigte er sich auch für seine Freunde gefährlich. Wenn er dadurch Vertrauen zu erlangen und in seinem Vaterlande etwas zu werden glaubte, grade zu der Zeit, da man ihm seinen alten Ruhm wieder verschaffen will, so hat er sich gewaltig getäuscht. Welchen Mißbrauch macht dieser Mann von seinen Naturgaben! Er braucht seinen Verstand, kleinliche Dinge zu thun, und große Thorheiten zu begehen, und seine beißende Schreibart, ehrliche Leute zu verlästern, furchtsame zu erschrecken und die ehrwürdigsten Charaktere in ein falsches Licht zu stellen. Durch einen übertriebenen Egoismus und gränzenlose Eitelkeit verleitet, mischte er sich in alles, und steckte alles in Brand. Seine Absicht geht dahin, eine große Rolle in der Welt zu spielen, und oft genannt zu werden. Eben dis war auch der Entzweck Catilina's und des schwachen Theodors, des sogenannten Königs von Korsika, der in England im Gefängnisse und in der Schmach starb. Wäre Verwegenheit

hinreichend, zu Hoheit, Würden und Macht zu gelangen, so würde die Welt nicht groß genug für die Menge ehrgeiziger Menschen seyn, die sich darinnen zu einem hohen Stande emporschwingen wollten.

§. 2.

„Hier haben Sie, sagt der Reisende, S. 332. „ein völlig geheimes Faktum, „nach welchem sie den Mann besser als „nach allen meinen vorigen Depechen „werden beurtheilen können.“ Und worin besteht nun diese so heimliche und doch so sichere Neuigkeit? darinnen, daß der König von Preußen dem Kaiser für eine Million Gulden, die die Kaiserin Königin ihm als Kronprinzen geliehen hatte, eine Million Thaler zurückbezahlt. Er bricht darüber in die Worte aus: „also war Friedrich „Wilhelm niedrig denkend genug, öfters „reichisches Geld anzunehmen und jetzt „ist er thöricht genug, es wieder zu „geben! Er versteht die Sprache nicht: „Mein Nachfolger wird sie bezahlen. Er genehmigt dadurch das Verfahren des kaiserlichen Hofes, dem „preußischen Prinzen Geld zu borgen. „Er glaubt seine Regentenpflicht „erfüllt zu haben, wenn er nur redlich genug ist, seine Privatschulden „zu bezahlen.“

Wun-

Wunderliche Logik! eine für das Wohl des Volks gefährliche Politik, die den Regenten davon lossprecht, die Pflichten der Redlichkeit zu erfüllen, die sie undankbar und meyneidig macht. Despoten! höret den Unterricht des Reisenden; er ists wohl werth, ihn euch zu geben, so wie ihr fähig seyd, ihn zu hören und ihm zu folgen.

In der That aber ist diese Geschichte von einer Million Gulden, die durch die angehäuften Interessen auf eine Million Thaler anwuchsen, gänzlich falsch. Nie hat der Kronprinz in Wien Kredit gefunden; nie etwas von Maria Theresia geborgt, folglich auch ihrem Sohne nichts bezahlt. Der Verfasser stellt seine Fabel mit Fleiß als ein großes Geheimniß vor, um im Voraus die hierbey zu befürchtenden Widersprüche zweydeutig zu machen, aber die Anekdote, die Umstände davon und das Geheimniß fand er nirgends anders als in seiner Einbildungskraft. Gewisser aber als seine Anekdote und offenbar ist es nun, daß der Schriftsteller ein Verläumder sey, der nicht mehr gefährlich seyn wird, da er entlarvt ist.

Wäre die Anekdote wahr, wärs möglich, daß der durch seinen Onkel so sehr gebundene Friedrich Wilhelm in Oesterreich hätte Kredit finden können, so würde ich ihn nicht deswegen tadeln, daß er ihn benutzte. Tadeln würde ich bloß den Kreditor, der sich wagte, entweder eine beträchliche Summe ei-

nem Prinzen anzuvertrauen, der als König die Zurückbezahlung verweigern konnte, oder sie zu verlieren, wenn er nicht zur Regierung gekommen wäre.

Hätte Friedrich II. als Prinz glauben können, daß Maria Theresia ihm Geld hätte borgen wollen, so würde er nicht eine, sondern wohl zwanzig Millionen geborgt haben; er würde dieses Anerbieten gewiß begierig angenommen haben, und hätte es dann als König bezahlt, so würde es gewiß nicht ohne Beyhülfe der Münze geschehen seyn, die es so gut durch den Juden Ephraim zu fabriziren wußte; oder er würde diese Summe von den schlesischen Kriegen abgezogen, oder wohl auch zu ihr, wie zu seinen übrigen Kreditoren gesagt haben: „Ich habe als Kronprinz und als königlicher Pu„pille geborgt; die Gesetze geben mir das Recht, „das, was man mir auf mein Wort anvertraut „hat, nicht wieder zu geben; ich mache mir das zu „Nutze. Fragt man mich nach der Ursache, so „will ich dadurch antworten, daß ich zu meiner „Vertheidigung zwey hundert tausend Advokaten in „Uniform und mit Grenadiermützen vorrücken lasse.“ Wer dieses System billiget, wird mich nie überreden, daß Friedrich den Namen des Großen verdient und seine Pflichten als Monarch erfüllt habe.

Friedrich Wilhelm ist viel zu viel ehrlicher Mann, als daß er sich eine Handlung erlauben sollte, die seine

seine Redlichkeit mißbilligt. Jeder der Regierung würdige Fürst muß gern die Stimme seines Gewissens hören. Alles, was man ihm geborgt, hat er dankbar wieder gegeben. Aber nicht zu Wien suchte er Hülfequellen, da er Kronprinz war; bey der Prinzessin von Oranien, seiner Schwester, der Prinzessin Amalia, seiner Tante, bey dem Herzoge von Kurland, bey dem Juden Ephraim Ydig und bey einigen andern Personen, die seinen Charakter kannten. Eben so wenig ist es wahr, daß seine Schulden auf neun Millionen stiegen; das Ganze betrug mit den Interessen nicht mehr als vier Millionen. Diese wurden von der hinterlassenen Erbschaft der Prinzessin Amalia, und von dem besondern Schatze seines Vorfahren, worinnen er sechs Millionen Thaler fand, abbezahlt. So hat Friedrich Wilhelm nicht nur seine Schulden bezahlt, sondern auch zu Anfange seiner Regierung die Neigungen seines großmüthigen Herzens befriedigt. Den öffentlichen Schatz hat er beym Antritte seiner Regierung nicht nur nicht vermindert, wovon der Korrespondent das Gegentheil versichert, sondern auch seitdem durch seine Sparsamkeit vermehrt. Ich habe diß alles schon gesagt: aber ich muß mich wohl wiederholen, da der Reisende seine Verläumdungen wiederholt, so wie er S. 333 hinzufügt: „daß die ersten Monathe der Regierung Friedrich Wilhelms Preußen sechs und dreyßig Millionen außer den gewöhnlichen Ausgaben

„gaben kosten;“ welches völlig ungegründet ist. Als Zeuge, Beobachter, und als ein durch sichere und besondere Gründe unterrichteter Mann versichere ich meine Leser, daß Friedrichs Schatz noch unberührt geblieben sey.

§. 3.

Ich habe schon geäußert, daß der Reisende über alles räsonnirt; ich muß es aber noch einmal wiederholen. S. 334 beschwert er sich über das neue Militärreglement, welches, wie er versichert, „auf nichts weniger abzweckt, als aufs „gänzliche Verderben der Armee.“ Und doch fallen, wie ich bereits oben gezeigt habe, weiter keine Veränderungen vor, als in zufälligen und äußern Dingen, wobey sich der Soldat sehr wohl befindet; übrigens bleibts beym Alten. Das Exerziren, die Grundsätze, die Taktik, die Manövres sind geblieben. Was die Vorsicht gegen den Geiz gewisser Kapitäne, die bey den Regimentern eingeführte Gleichheit, die Einkünfte der Kompagnien, den Gehalt der Subalternenoffiziere, der monatlich auf drey Reichsthaler erhöht ist und einige andere ähnliche Neuerungen betrift: so macht dis alles gewiß der Vernunft und der Gerechtigkeit des jetztregierenden Königs oder des Ministers, der den Plan entworfen hat, Ehre.

Eben

Eben so sagt er hernach, daß „die sieben „besten Regimenter, und unter andern „das Wunschische, in leichte Truppen „umgeschaffen worden sind.“ Dieser Bericht ist nicht genau; eine kurze Nachricht wird hinlänglich seyn, die Sache auseinander zu setzen.

Kurz vor seinem Tode wollte der hochselige König sieben neue Regimenter in Westpreußen errichten, die Gränzregimenter heißen sollten. Jedes Regiment sollte zur Grundlage zehn Mann geben, und die übrigen sollten im Lande geworben werden. Da Friedrich Wilhelm auf den Thron kam, fügte er noch hierzu die Freykorps, und gab ihnen, um sie von den übrigen Infanteristen zu unterscheiden, grüne Uniform. Er gab ihnen den Nahmen leichte Infanterie und bestimmte sie dazu, im Kriege gegen die kaiserlichen Kroaten zu fechten, weil man, da sie größtentheils aus Landeskindern bestehen, bey ihnen weniger Desertion als bey den übrigen Korps zu befürchten hat. Die Neuerung besteht also nur in der Uniform und dem Nahmen, und es ist folglich ungegründet, daß die sieben besten Regimenter der Armee in leichte Truppen wären umgeschaffen worden. Das Wunschische Regiment gehört nicht zu den sieben, wovon der Briefsteller spricht. Es besteht nach dem alten Fuße, mit dem Unterschiede, daß es jetzt nach dem Tode des General Wunsch an den General Kleist gekommen ist. Aus allem dem sieht man, daß Herr von

Mi-

Mirabeau über diesen Umstand eben so schlecht unterrichtet gewesen sey, als über andere; daß nehmlich Friedrich Wilhelm vollendete, was Friedrich projektirt hatte, den Umstand ausgenommen, daß er diesem neuen sehr wichtigen Korps, wodurch die Stärke der preußischen Armee vermehrt wird, grüne Uniform gegeben hat.

Wenn der Briefsteller einige Zeilen weiter unten, da er vom General Möllendorf spricht, sagt: „dieser würdige Mann verliere Muth „und Ansehn. Alles geschieht durch „den stolzen, wunderlichen Herrn von „Golz, der unfähig zu Untersuchungen „—ist;“ so ist diß wieder eine falsche Nachricht. Es ist allgemein bekannt, daß Möllendorf zum Präsidenten des neuen Kriegskonseils ernannt ist, daß er von der Armee geliebt und geehrt wird, daß er das völlige Vertrauen des Monarchen genießt, und die militärische Maschine mit eben so vieler Rechtschaffenheit, Macht, Einsicht und Glücke dirigirt, wie diß Herzberg im Departement des Kabinets und der auswärtigen Angelegenheiten thut. Hätte sich der Reisende im Ernste gute Nachrichten verschaffen wollen: so hätte er die Reden der Mißvergnügten verachtet und Männer ohne Leidenschaft angehört, wodurch er alles das dumme Zeug würde vermieden haben.

„Nie,

Nie, sagt er S. 275, ist ein Reich dem „Verfalle so geschwind nahe gekommen. Man untergräbt es überall „auf einmahl; man vermindert die „Einnahmen; vermehrt die Ausgaben; „verläßt die Grundsätze; setzt das Urtheil der Welt aufs Spiel; man „schwächt die Armee: macht die kleine „Zahl brauchbarer Leute muthlos; macht „die, derentwegen man jederman mißvergnügt machte, gleichfalls mißvergnügt; entfernt alle verdiente Ausländer; und läßt sich von allerley Gesindel „(Canaille) umringen, um das Ansehen „in haben, allein zu regieren. Diese „traurige Thorheit ist die fruchtbarste „Quelle alles gegenwärtigen und zukünftigen Uebels."

Man muß, man mache es wie man wolle, immer das Alte wiederholen und durch Thatsachen antworten. Die angeführte Stelle ward den 13. Jan. 1787. geschrieben. Hat nun seit dreißig Monaten irgend etwas diesen Verfall bewiesen? Vom Herrn von Mirabeau läßt sichs wohl sagen, daß er das Urtheil der Welt aufs Spiel gesetzt habe. Muthwillig, rachsüchtig, in Berlin so wie überall von schlechten Leuten umgeben und schlecht unterrichtet, aufgebracht darüber, die als Bedrücker anerkannten französischen Pächter wegjagen zu sehen, bald

bald hier bald da abgewiesen und überall entlarvt, setzt er das allgemeine Urtheil der Versailler und Pariser aufs Spiel und nannte alle die Gesindel, die ihm ihre gerechte Verachtung gezeigt hatten. Ein Spaß wäre es, wenn er sich stillschweigend an die Spitze der verdienten Ausländer gestellt hätte, welche die Klugheit des Königs und der Minister aus Berlin entfernte. Ich würde mich nicht darüber wundern.

Fünf Zeilen weiter unten fügt er hinzu: „Un„ser Urtheil über den König, über seine „Bekanntschaften ist gefällt, und so lan„ge kein erster Minister wird, ist keine „Veränderung, keine Verbesserung mög„lich.“ Lieber Gott, was das für Urtheile sind! sie erschütterten mich, ob ich gleich nicht zum Zittern geneigt bin. Achtung, ihr Preußen! Herr von Mirabeau spricht Euch Euer Verdammungsurtheil! Es ist unwiderruflich. Arme Topinambous! warum stellt Ihr ihn nicht an die Spitze der Regierung? Ihr wißt, wie er die Grundsätze und die Basis Eurer Monarchie kennt! Ihr habt gesehen, wie viel er sich zutraut, wie tief sein politisches Genie ist! Er allein könnte Euch wieder umschaffen, Euch ein System geben, die Mißbräuche und dummen Streiche verbessern, den König, den ihr lächerlicher Weise liebt, und unter dem ihr wohl unmöglich glücklich leben könnt, zu beherrschen! Ein Prinzipalminister! Ihr müßt wissen,

wiſſen, was das iſt. Neuere Beyſpiele haben anderwärts, ſo wie bey Euch, bewieſen, wie nützlich ein ſolcher Mann werden kann, wie viel Gutes er thut, wie er ſich die allgemeine Liebe erwirbt! Nehmt alſo einen Prinzipalminiſter! Warum habt Ihr ihn nicht am Herrn von Mirabeau entdeckt, da er in Berlin war! Warum habt ihr nicht die Richtigkeit ſeiner Bemerkungen ſchon voraus empfunden! Ihr würdet ihn bey Euch behalten haben: Ihr hättet ihn in den Mittelpunkt der Brauchbarkeit verſetzt, „ein „ner graden, unmittelbaren nahen „Brauchbarkeit, die ihn allein bewegen „konnte, die äuſſerſte Unanſtändigkeit „der ihm aufgetragenen zweydeutigen „Exiſtenz zu ertragen, (S. 236.) Gut dann, da Ihr das Verdienſt dieſes groſſen Mannes nicht vermuthet, ſeine Aufrichtigkeit, Mäßigung, Einſicht, Treue, ſeine Talente und ſeine Tugend, und vorzüglich ſeine Uneigennützigkeit nicht im Voraus empfunden habt, ſo werde ich beynahe mit ihm glauben, daß Ihr wahre Topinambous ſeyd. Ich muß mir ſogar einen Vorwurf darüber machen, daß ich Euch anfangs rieth, ihn zu bewegen, daß er Euer erſter Führer ſeyn möchte. Ihr hattet den Augenblick entwiſchen laſſen. Jetzt da er im Mittelpunkte einer groſſen Brauchbarkeit, als Vorſteher des Volks, und folglich ein Hauptglied ſeiner Nation iſt, kann er Euch nicht mehr hören. Er würde den Glanz, in dem er jetzt ſteht, und die edle Achtung, die er in Frankreich genießt, nicht

aufgeben, um über Topinambous zu herrſchen. Damit iſts nun nichts, Ihr Preußen! Ihr ſeyd nun ohne Hülfsquellen, da es Euch ſogar nicht frey ſteht, Euch auf diejenigen zu verlaſſen, die Ihr von dem Herrn von Mirabeau erwarten konnt. Er hielt ſeinen Aufenthalt in Berlin für unanſtändig; ſo aber iſts nicht in Verſailles; Ihr ſeyd alſo verloren.

§. 4.

In dem gedachten Briefe herrſcht durchaus eine mißmuthige, traurige, verlegene Sprache, die hinlänglich zeigt, wie verdrießlich dem Reſidenten ſeine Lage zu werden anfieng. Er fordert darin hitzig ſeine Zurückberufung; aber die Gegenwart läßt ihn nicht der Zukunft vergeſſen. Herr von Mirabeau vergißt ſich in keiner Lage. „Wenn „ich nicht dienen, nichts ausrichten „kann, ſagt er Seite 236, ſo komme ich zu „hoch zu ſtehen; diene ich aber, und „vermag ich etwas, ... ſo bin ich mirs „ſelbſt ſchuldig, eine Verſorgung zu „ſuchen, oder wieder Weltbürger zu „werden.“ Und ſagt dann gleich hinter her, da er von der Zuſammenberufung der Notablen ſpricht: „Ich würde es für eine große Ehre „ſchätzen, der letzte Sekretär bey die„ſer Verſammlung zu ſeyn.“

Wahr-

Wahrhaftig ein herrlicher und treuer Sekretär! Die Bekanntmachung des geheimen Briefwechsels ist die beste Empfehlung seiner Treue. Der schätzbare Minister, für dessen Händedruck er alle Schätze der Welt hingegeben hätte, nimmt auch gar nicht Rücksicht darauf. Der Reisende kommt nach Paris zurück, ohne Versorgung; er hat hier als satyrischer Schriftsteller sein Glück gemacht, hat Schwache erschüttert, schlechte Leute amüsirt; und nun dünkt er sich etwas, weil er seinen Stand aufgegeben hat! Ein ganz neues Mittel, etwas zu werden! Das heisse ich mir doch Genie!

Seite 238 verlangt er nach Holland zu gehen, „da könnte ich zum Beyspiel einen geheimen Auftrag übernehmen, weil „dort eine Friedensvermittelung zu „den nothwendigen Vorbereitungen einen geheimen Agenten erfodert, der „die Wahrheit zu sagen und zu sehen, „und vorzüglich Vertrauen zu erwerben weiß." Ein geheimer Agent! Wäre in dem Auftrage an den Reisenden irgend ein Geheimniß gewesen: so würden es die holländischen Buchdrucker wohl bald entdeckt haben. In seiner Berliner Korrespondenz jagen die Ungereimtheiten, Lügen, Lästerungen und Uebertreibungen einander. Wahrscheinlich würde die Amsterdammer oder Haa-

ger Korrespondenz eben so beschaffen gewesen seyn. Was die Kunst, das Vertrauen zu erwerben, betrifft: so zweifele ich sehr, ob der Briefsteller dies Geheimniß habe. Man erkennt ihn bey der ersten Anrede; er hat eine ungestüme Eigenliebe, die ihn verleitet, sich derjenigen, der ihm folgen und ihn beobachten will, ganz hinzugeben; alles, was er denkt, zu verrathen, alles was er sagen, oder verschweigen will, enthüllt, und alles was er thut, entlarvt. Mit einem solchen Charakter erwirbt man kein Vertrauen. Hätte ers einigermaßen erwerben können, so wärs im Versailler Kabinette geschehen, aber er hat es nie dahin bringen können, für alle seine guten und treuen Dienste, die er ihm erzeigt zu haben sich rühmt, eine Versorgung zu erhalten; ein Beweis, daß man ihn richtig beurtheilte. Daß man ihm aber zu Marseille das Vertrauen bezeigte, das er überall suchte, kam daher, weil er hier zu überraschen wußte. Aber durch Ueberraschung etwas erhalten, heißt nicht erwerben.

§. 5.

Mit Vergnügen habe ich die Betrachtungen des Briefstellers über den damaligen Zustand von Holland gelesen; sie sind gut gefaßt, richtig und gegründet. „Ein unglücklicher Sturm „zwischen dem despotischen Willen eines einzigen, den treulosen Hinder„niß

„niſſen ſchwankender und ſchwacher „Ariſtokratiſchen Kollegien, und der „Wuth eines zügelloſen Pöbels," mußte freilich die Barke an die Klippen werfen, an welchen die ſo gerühmte und ſo ſchlecht vertheidigte Freiheit der Holländer geſcheitert iſt. Die Uneinigkeit der Bürger und ſogenannten Regenten war das, was der ſtatthalteriſchen Kabale alle die Stärke gab, die ihr einiges Anſehn verſchaften. Der darauf erfolgte Streich wird Revolutionen nach ſich ziehen, die ſich mit der Zeit zeigen werden. Warum iſt der Reiſende manchmal ſo vernünftig, und ſo oft außer den Gränzen nicht der Vernunft und Wahrheit, ſondern der Wahrſcheinlichkeit?

§. 6.

Ich habe ſchon im neunzehnten Kapitel einige weiter ausgeführte Betrachtungen über Holland verſprochen. Hier habe ich Gelegenheit, mein Verſprechen zu erfüllen, und thue es alſo.

Man hat dem Könige von Preuſſen den Vorwurf gemacht: er habe die Conſtitution der holländiſchen Republik umgeſtoſſen, habe in einem Lande, wo er nichts zu ſagen habe, und deſſen Uneinigkeiten ihm nichts angiengen, Gewalt gebraucht. Wir wollen die Sache ein wenig näher unterſuchen.

Ich habe oben die urſprünglichen Urſachen der Revolution angezeigt. Die Ariſtokraten hatten das Volk gegen den Statthalter aufgewiegelt. Die Intriguen des Verſailler Kabinets unterhielten die Erbitterung, und die prinzliche Parthey fand ſich ohne Schutz und Hülfe; ſie würde alſo unſtreitig haben unterliegen müſſen; ehe es aber dahin gekommen wäre, würde ein bürgerlicher Krieg den Handel zerſtört, und das Land verwüſtet haben. Das Volk hatte die Oberhand, das Militär war uneinig, und überall hatten ſchon die Plünderungen ihren Anfang genommen. Alle Müſſiggänger und Landſtreicher hatten ſich ſchon zuſammen vereinigt, um dieſe Gelegenheit zu benutzen. Nach den Ereigniſſen zu Herzogenbuſch läßt ſich leicht auf die ſchrecklichen Begebenheiten ſchlieſſen, die wahrſcheinlich erfolgt ſeyn würden, wenn der König von Preuſſen nicht ſein Anſehen verwendet hätte. Bey der damaligen Gährung war alle freundſchaftliche Ausſöhnung unmöglich. Die Erhitzung der Köpfe und die Bitterkeit des öffentlichen und Privathaſſes gegen einander verſchloſſen alle Ohren vor der Stimme der Vernunft; man mußte mit gewaffneter Hand erſcheinen, wenn man ſich Gehör verſchaffen wollte. Ueberdies miſchte ſich die Politik darein; ſie bewog den preuſſiſchen Hof, im Fall die Umſtände es erfoderten, einen Streich zu thun, der um ſo unfehlbarer treffen mußte, da Frankreich in einer Art von Schlafſucht, nicht eilte, ſeine Verſprechungen

chungen zu erfüllen, und man ihm alſo einen Vortheil abgewinnen konnte, den es nicht verloren haben würde, wenn ſein Miniſter weiſe genug geweſen wäre, ſein wahres Intereſſe zu bedenken; ein Vortheil, den es vielleicht nie wieder erlangt. Durch ſeine Unentſchloſſenheit wurden die Patrioten durch Operationen überraſcht, die ſchnell entworfen und ausgeführt wurden.

Da dieſe einmal die Prinzeſſin von Oranien gefangen genommen hatten: ſo hätten ſie noch weiter gehen können oder ſollen. Dadurch würde ein allgemeiner Aufruhr entſtanden ſeyn, der große Verwirrungen angerichtet, oder wenigſtens die Projekte der benachbarten Mächte zweydeutig gemacht hätte. Hat man bey einer Revolution erſt einen Schritt gethan, ſo muß man weiter gehen, feſten Fußes fortſchreiten, ſelbſt, wenn die Politik es erfordert, grauſam ſeyn; denn nur auf dieſe Art kann man zu ſeinem Zwecke gelangen. Aber man war unentſchloſſen, weil kein Plan feſtgeſetzt, und niemand aufrichtig das allgemeine Beſte wünſchte. Es iſt jedoch gewiß, daß der kluge und vernünftige Theil der Ariſtokraten an der Gefangenſchaft der Prinzeſſin von Oranien keinen Theil gehabt habe. Aber in den Augenblicken der Hitze hört man nicht auf kluge und weiſe Rathſchläge. Wer ſich in dieſem Augenblicke unterſtanden hätte, Vorſtellungen zu thun, würde das Opfer eines aufgebrachten Volks

geworden seyn, das, ohne zu wissen warum, rebellirte. Folglich wurde der Fehler einiger Hartnäckigen durch die ganze Masse der Patrioten ausgesöhnt. Der König von Preussen foderte Genugthuung für den seiner Schwester angethanen Schimpf; aber das war nur Vorwand; und die wahre Absicht war diese, Frankreich auf immer seinen ganzen Einfluß in Holland zu nehmen, und den Einfluß der Engländer zu befestigen.

Der wichtige Streich ist vollbracht; trotz der republikanischen Konstitution ist die Macht des Prinzen von Oranien gegründet, und künftig wirds wohl jedem Bürger einerley seyn, ob er dem Willen eines Fürsten oder eines Bürgermeisters gehorcht. Wenn man gehorchen muß, so liegt nichts daran, in wessen Händen das obrigkeitliche Ansehen stehe; so wenig daran liegt, wem die Steuerkasse anvertrauet ist, wenn man seinen Beytrag geben muß. Dem, der bey einer Armee dient, ists gleich, ob er einen Friedrich in der Uniform, oder einen Aristokraten mit einer ungeheuern Perücke zum Chef hat. Türenne, Prinz Eugen und Tromp trugen auch große Perücken. Das Aeußere des Kostum und die Moden haben weder auf das Talent, noch auf den Verstand Einfluß. Werden Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten begangen, so ists immer einerley, ob sie vom Prinzen von Oranien oder einem Rathsherrn kommen; denn unter dem Rathsherrnrocke kann

kann man eben so gut ein zum Mißbrauche der Macht geneigtes Herz haben, als unter dem Dolman eines Vizirs oder Cadis.

Doch wünschte ich wohl, daß der König von Preussen gewissen Betrachtungen, wodurch man auf sein großmüthiges Herz zu wirken suchte, eine Aufmerksamkeit schenken möchte. Man betrachtet ihn jetzt als den Unterdrücker der holländischen Freiheit, weil er sich die Holländer mit gewaffneter Hand unterworfen hat. Als Fremder, und als König hatte er kein anderes Recht, sich in die innern Unruhen eines republikanischen Staats zu mischen, als das Recht des Stärkern. In der That war der seiner Schwester angethane Schimpf keine Staatssache, sondern nur die Angelegenheit einiger Privatpersonen, und kein Preusse konnte gezwungen werden, sein Blut zu vergiessen, um die Ehre einer Prinzessin zu retten, die man im Grunde bloß für die Gemahlin des ersten Bürgers einer Republik ansehen konnte. Aber er rächte sie; seine Unterthanen vollzogen die Rache gern; es bleibt nichts weiter zu wünschen übrig. Ich wünschte nur, daß dieser gerechte und gefühlvolle Fürst sich ernstlich für das Schicksal des unglücklichen Theils der Nation interessiren möchte, der das Opfer eines unstreitig übelverstandenen, schlecht verdauten, aber doch in der That patriotischen Enthusiaemus und der Zeitumstände war. Mehrere dieser unglücklich gewordenen

nen Bürger suchten, nach Art der alten Römer, die Ehre auf den Trümmern der Freiheit zu sterben, wenn sie das Verfahren des Prinzen von Oranien so betrachteten, wie Brutus die Usurpation Cäsars. Hingerissen von einer Wärme, die nur deshalb nicht mehr lobenswerth ist, weil sie unvorsichtig und überspannt war, giengen sie ohne Zweck und ohne festen Plan zu Werke. Der Mann, auf den sie ihr Vertrauen gesetzt hatten, der Prinz von Salm verließ sie als ein Feiger. Frankreich, welches das Feuer im Schooße der Republik entzündet hatte, ließ es zu einem Schaden ruhig brennen. Sie täuschten sich also in der Wahl, wurden durch schwache Bundesgenossen oder ihre eigenen unüberlegten Ideen verführt, und verdienten also nie, als Verbrecher behandelt zu werden. Es ist Unglück genug, wenn der, der die Freiheit oder die Konstitution seines Vaterlandes zu vertheidigen glaubt, bey einer muthigen und gefährlichen Unternehmung scheitert, in die sich nicht jedermann einlassen mag. Ist es nicht jeder Bürger seinem Vaterlande schuldig, es gegen Usurpationen zu schützen? Die holländischen Republikaner, erzogen in den von den Vorfahren überlieferten Grundsätzen, gewöhnt an die Freiheit, in der sie geboren wurden, konnten den Prinzen von Oranien nicht anders als für einen Bürger ansehen, dessen Macht, wenn sie wüchse, sehr furchtbar würde. Dieser Freiheitssinn der Niederländer, der ehedem das spanische Joch abschüttelte, der sich mit lebhaf-

ten

ten Muthe dem Anwachse der willkührlichen Gewalt, womit sie bedrohet wurden, widersetzte, der endlich wieder aufwachte, um noch einmal die Freiheit, die erste Ursache des Glanzes ihres Vaterlandes, ihres Handels, und ihrer Industrie zu vertheidigen, scheint mir nicht Schimpf und Schande tragen zu können. Daß man es für nöthig hielt, die zu verbannen, die selbst ihr Mißgeschick furchtbar machte, die die Unruhen unterhalten konnten, und die der Usurpator ihrer Rechte entfernen mußte, weil in jedem republikanischen Herzen für alles, was der Tyranney ähnlich ist, ein unauslöschlicher Haß nach Gelegenheit unterhalten, oder von neuem erweckt wird; alles dies ist ein politischer Schritt, den ich unmöglich mißbilligen kann; aber zugleich behaupte ich, daß es weder anständig, noch billig, noch gerecht sey, sie ihres Erbtheils und der Reichthümer zu berauben, die sie unter dem Schutze ihrer alten Gesetze und ihrer ehemaligen Konstitution erworben haben. Die Strenge, womit man sie behandelt, hat wirklich den Anschein der Rachsucht, wenigstens sind die Wirkungen die nehmlichen. Doch dies ist noch nicht alles; diese Strenge erregt bey den Unterdrückten Erbitterung; unterhält in der Seele der Bürger einen verborgenen Keim von Uneinigkeit, Unruhe und Revolution; und macht sie geneigt, vorkommende Umstände zu benutzen, da man vielmehr darauf denken sollte, sie zu besänftigen, den republikanischen Enthusiasmus zu beruhigen,

gen, und ihn an das Joch zu gewöhnen, das er mit Ungeduld trägt. Ueberdies ist es öffentlich bekannt, daß die Engländer, ob sie gleich Bundesgenossen der Holländer sind, sie immer mit einer gewissen Art von Autorität, Hoheit und Verachtung behandelt haben, deren sie endlich müde geworden sind. In dem letzten amerikanischen Kriege hatten die Franzosen in Holland Verbindungen, die ihnen Freunde verschafften; damals gabs zwey Partheyen, die durch verschiedene Triebfedern gegen einander wirkten, welche auf die Bewegungen der Nationalmasse Einfluß hatten; daher entstand die Zerrüttung. Jetzt sollte man sich bemühen, die Nation durch gütliches Verfahren zu überzeugen, daß sie bey der letzten Revolution mehr gewonnen als verloren haben, daß ihr Intresse es erfodere, sie zu befestigen, und ich möchte eben so gewiß davon versichert seyn, als ich es wünsche, daß die oranische Familie sich recht ernstlich damit beschäftige. Ich denke gerne den Gedanken, daß der Statthalter eine Macht nicht mißbrauchen werde, die ihm die Stärke verschafft hat; daß seine verehrungswürdige Gemahlin das Unrecht derer vergessen werde, die sie persönlich beleidigt haben, und daß sie als eine würdige Schwester des großmüthigen Friedrich Wilhelms darauf Rücksicht nehmen werde, daß man sie nicht sowohl als Schwester des Königs von Preussen, sondern vielmehr als die Gemahlin eines Prinzen angesehen habe, der sich der republikanischen Ver-

Verfassung der vereinigten Niederlande, so wie den Grundsätzen der gesetzgebenden Macht entziehen wollte. Jezt da der Sieg vollkommen ist, erfordern es die Umstände, eine gute Idee von den wahren Bewegungsgründen des Statthalters einzuflößen, und durch eine sanfte, nachsichtsvolle und weise Regierung zuzeigen, daß man sich bloß für das Glück der Republik bemühet habe, welche durch falsche Systeme in zwey Partheyen getheilt wurde, und endlich ohne die Dazwischenkunft der preussischen Macht zerrüttet und zerstört worden wäre.

Nachdem der König die politischen Streitigkeiten Hollands vermittelt hat, kommt es ihm nun zu, auch der Schiedsrichter bey Privatangelegenheiten zu seyn, und eine allgemeine Amnestie ohne Ausnahme bekannt machen zu lassen. Die Erben der Verbannten fodern das Erbtheil zurück, das ihre Vorfahren unter dem Schutze der Grundgesetze ihres Landes erworben haben; sie haben das Recht dazu, und sie ihnen unter dem Vorwande der Rebellion zurück zu halten, heißt sich dem Vorwurfe aussezen, daß man sie ihnen mit Gewalt entreisse. Unstreitig kann man sie als Leute ansehen, die für die gegenwärtige Lage Hollands gefährlich sind; man kann fordern, daß sie nicht in ihr Vaterland zurück kommen, weil es möglich wäre, daß sie eine zahlreiche Parthey ausmachten, daß sie den Haß in Gährung brächten, und Revolutionen einleiteten; aber

aber ich wiederhole es noch einmal: es waren gebohrne Republikaner; hatten republikanische Grundsätze; die Freiheit war die Basis ihres Patriotismus; für diese ergriffen sie die Waffen; verfuhren dabey bloß nach dem Natur- und Völkerrechte, und können also weder als Rebellen angesehen noch bestraft werden. Wäre dies, so müßte jeder Mensch, der seine Rechte und sein Eigenthum vertheidigen will, als Rebell behandelt werden. Ueberdies muß man bemerken, daß die preussischen Truppen eine Strecke Landes geplündert und verwüstet haben, und daß das Wohlwollen des Königs ihn bewegen sollte, Unglückliche in Schutz zu nehmen, die ihre Güter nicht verloren haben würden, wenn seine Truppen nicht zur Unterjochung der Oppositionsparthey in ihr Land eingerückt wären. Zwar muß man gestehen, daß der Herzog von Braunschweig bey seinen Soldaten auf die strengste Mannszucht gehalten habe, und daß der Name des General Kalkreuth selbst von denen, die diese unglückliche Katastrophe völlig zu Grunde richtete, immer mit Achtung genannt werden wird; (ich habe unter beyden Partheyen Freunde, die von diesem Manne, dessen Großmuth aller Herzen gewonnen hat, gleich Gutes sagen;) aber doch gabs unter den Preussen, die nur Friede stiften, beschützen und vertheidigen sollten, einige, die plündern und zerstören wollten. Man hat mir gewisse Fakta erzählt, die mich davon überzeugt haben.

Genug

General Gaudi zum Beyspiele, hat nichts dazu beygetragen, den Holländern eine hohe Idee von der Uneigennützigkeit der preussischen Offiziere zu geben. Man legt ihm schimpfliche Bedrückungen zur Last, von denen ich nur eine erzählen werde, die ich von einem Augenzeugen habe.

Herr Grot hatte einen englischen Wagen, der ihm dreyhundert Guinen kostete. General Gaudi hatte Lust, sich ihn zuzueignen. Um dieses mit einigem Anschein des Rechts thun zu können, schickte er Herrn Grot neun und sechzig holländische Gulden mit einem Briefe des Inhalts: Daß er, um seinen Wagen vor der Plünderung zu sichern, ihn „zu seinem Eigenthume gemacht habe, und daß er „nach einer legalen Taxation auf neun und sechzig „Gulden wäre geschätzt worden, die er ihm beyliegend „mitschicke."

Dies ist nicht der einzige Zug dieser Art, der Klagen gegen diesen General erregt hätte. Zur Ehre der preussischen Truppen muß ich jedoch sagen, daß sein Betragen allgemein gemißbilligt wurde, und daß sie im Ganzen genommen, die Ordres ihrer Chefs mit einer Pünktlichkeit vollzogen, die von allen Holländern gelobt wurde. Vielleicht wurde der Herzog von Braunschweig nie von den Vorfällen unterrichtet, worüber man jezt noch klagt; und das obgedachte Beyspiel zeigt, wie die Habsucht eines

einzi

einzigen Menschen dem Ruhme einer ganzen Nation schaden kann, und die, welche ein Ganzes nach einer Ausnahme beurtheilen, ungerecht macht! Die strengste Subordination und die schärfste Mannszucht können es nicht hindern, daß sich nicht unter einer großen Menge Menschen einige finden sollten, deren listige Habsucht die Kriegsgesetze eludirt. So sollte man sagen, wenn man gerecht seyn will, aber können dies die seyn, die dulten und verlieren?

Alle diese Betrachtungen schränken sich auf das ein, was ich gleich anfangs sagte: daß es Friedrich Wilhelms Ruhm erfodere, das Schicksal der verbannten Holländer in Betrachtung zu ziehen. Vermittler zwischen ihnen und dem Prinzen von Oranien zu seyn, diesen zu bewegen, ihnen, wenn er sie auf immer von ihrem Vaterlande entfernt halten will, wenigstens zu erlauben, ihre Häuser und Güter zu verkaufen, damit ihre unschuldige Nachkommenschaft nicht in dem Elende seufze, worein sie schon vor langer Zeit gerathen sind.

Dieß sind meine Wünsche, die ich mit jedem Unpartheyischen, mit jedem Freunde der Rechtschaffenheit, mit allen Feinden der willkührlichen Macht gemein habe. Der König von Preussen und der Prinz von Oranien werden ihr Andenken nicht mit Despotismus beflecken, und ich darf hoffen, daß sie sich so betragen werden, daß niemand mehr über die

von

von dem einen veranlaßte, von dem andern voll führte Revolution klagen wird. Von ihrer vereinigten Denkungsart hängt Hollands künftiges Schicksal ab. Eine vernünftige Nachsicht wird die Einigkeit herbey führen; die Einigkeit wird das Glück der Niederländer befestigen, ihren Ruhm erhöhen, sie vor jeder Beleidigung schützen, die Pläne ihrer eyfersüchtigen Feinde vereiteln, die Freiheit jedes Einzelnen durch die Sicherung des Handels sichern, und die Republik wird die ursprünglichen Grundsätze der Konstitution wieder finden, die sie lange Zeit so blühend und fürchterlich gemacht hat.

Dieß glaubte ich noch meinen obigen Betrachtungen über die holländischen Angelegenheiten hinzufügen zu müssen. Mich dünkt, daß meine Empfindungen der Menschlichkeit hier mit der gesunden Politik übereinstimmen, und daß im Falle einer neuen Streitigkeit, die Verfasser von Manifesten hier Gedanken hernehmen können, um die Ursachen davon entweder zu rechtfertigen oder zu verwerfen.

Wie dem auch seyn mag; jezt unterhält Frankreich die Flüchtlinge auf seine Kosten, wie ehedem die Nachkommenschaft des Prätendenten. Die Nationen, welche die Industrie der Holländer eyfersüchtig auf ihre Lage gemacht hat, haben ihre Demüthigung mit Vergnügen gesehen; und werden ihr möglichstes

thun, sie in einer solchen Lage zu erhalten, damit ihr Handel geschwächt werde, und ihre Reichthümer ihren Nachbaren zufliessen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der Streich auf sie keinen andern Zweck. Die, welche ihn führten oder führen liessen, haben gegen ihren Willen ihre wahre Absichten verrathen. Was die Politik der Staaten noch jezt verbirgt, wird sich einst entwickeln, und die künftigen Operationen werden die verschiedenen projektirten Pläne vereiteln oder ausführen.

Meiner Meinung nach ist keine Nation weniger werth, Reichthümer zu besitzen, als die Holländer. Sie selbst geniessen sie nicht, und lassen sie noch weniger andere geniessen; großmüthige Handlungen sind bey ihnen fast unbekannt. Die einzige Beschäftigung der niederländischen Kaufleute besteht in der Anhäufung ihrer Schätze; die unersättliche Liebe zum Gelde verschließt Ohr und Herz gegen jedes andere Verdienst, als gegen das, welches Geld einbringt. Es ist zu wünschen, daß die Abgründe, welche so viel deutsches Geld verschlungen haben, sich endlich einmal eröffnen, damit dieses zu den Quellen zurück kehren könne.

Seit zwey Jahren haben die Verwirrungen, Uneinigkeiten, Unglücksfälle, und Auswanderungen diesen habsüchtigen Kalkulatoren, welche die Zerrüttung anderer europäischer Nationen gleichgültig ansahen,

ſahen, aus der allgemeinen Uneinigkeit perſönlichen Vortheil zogen, und aufhörten, Menſchen zu ſeyn, nur bloße Kaufleute vorzuſtellen, eine ſtarke Lektion gegeben. Mag immer ein Theil ihrer Reichthümer in andern Staaten zirkuliren, mögen die Auswanderten die Früchte ihres Fleiſſes dahin bringen; ſo bleibt doch Holland eine gute Melkkuh, wenn man ſie dazu machen will. Die kaiſerlichen Kroaten haben den Geſchmack ihrer Milch nicht kennen gelernt, aber die preuſſiſchen Huſaren haben ihn trefflich gefunden. Frankreich und England werden ſie ſchon zu ſeiner Zeit koſten, und doch wird die Kuh für den Grundherrn nicht weniger gut ſeyn.

Vier und funfzigstes Kapitel.

§. 1.

Auf den fünf- und sechs und funfzigsten Brief, die den zweiten Band und die Sammlung beschließen, werde ich nur einen flüchtigen Blick werfen, weil ich, wenn ich auf die bereits widerlegten Injurien antworten wollte, das wiederholen müßte, was ich schon mehrmalen habe sagen müssen; ich werde sogar vom letztern gar nichts sagen.

In dem fünf und funfzigsten Briefe wird viel von dem Fräulein Voß, ihrem Charakter, den ihr angedichteten Planen, ihren Bekannten, ihrer Familie und ihren Fehlern gesprochen. Seitdem lebte sie noch drey viertel Jahre, ohne daß sie von allem, was der Reisende ihr andichtet, etwas gethan hätte, oder hätte thun wollen. Vor zwey Monaten starb sie, aufrichtig bedauert, weil sie wirklich tugendhaft war, und dem Triebe einer Leidenschaft nur nach langem Widerstande nachgab; und weil der Ehrgeitz in ihrem Herzen nicht die Stelle der Liebe einnahm, wie man dies nur allzu oft bey Maitressen großer Herren sieht. Die Kämpfe ihrer Grundsätze

ſätze und Liebe in ihrer Seele haben ihre Geſundheit ſehr geſchwächt, die ſeit dem Augenblicke, da ſie ſich beſiegen ließ, in Verfall gerieth, und dann durch andere Zufälle gänzlich zerrüttet wurde. Sie gehörte zu der kleinen Anzahl gefühlvoller Weiber, von denen man ſagen kann, daß ſie, ihrer Schwachheiten ungeachtet, ſchätzbar ſind, und wenn ſie ſtrafbar war, ſo hat ihr frühzeitiger Tod die Fehler eines ſehr kurzen und qualvollen Lebens vertilgt.

Nicht beſſer urtheilt Herr von Mirabeau von den Bekanntſchaften des Fräulein Voß. „Es iſt „zu vermuthen,“ ſagt er, „daß ihre Familie den Staat regieren werde. An „der Spitze dieſer Familie ſteht der „Graf von Finkenſtein, deſſen Ruhe „nicht durch den Verfall des Reichs erſchüttert werden würde, der aber mit „einer unausſprechlichen Freude ſeine „Kinder eine Rolle würde ſpielen ſehen“ — Das heißt doch recht eigentlich gegen beſſer Wiſſen verläumden. Nie hat der Graf von Finkenſtein etwas für ſich verlangt, ob er gleich unter Friedrich und Friedrich Wilhelm mit eben ſo viel Ehre als Eifer gedient hat. Das weiß jedermann, und kein ehrlicher Mann wird es abläugnen. Die Behauptung des Reiſenden iſt alſo eine baare Unverſchämtheit.

Nachdem der Reisende das Fräulein von Voß gemißhandelt hat, ist es auch ganz natürlich, daß er ihren Bruder, den Präsidenten von Voß, mißhandele. „Er hat," sagt er, „den Rechnungsgeist, und die den Deutschen gewöhnliche Gier, alles zu benutzen, was das Glück darreicht." Wenn das Glück Vortheile anbeut, die man, seiner Ehre unbeschadet, annehmen kann, so müßte man doch ein Thor seyn, wenn man sie zurückstoßen wollte. Aber was versteht denn der Reisende unter dieser den Deutschen so gewöhnlichen Gier? Ist es Betrügerey, Unterschleif oder dergleichen? In diesem Falle muß ich ihm wiederholen, daß die deutschen Minister und andere in Aemtern stehende Personen dazu ihren guten Namen viel zu lieb haben, und daß sie nur zu gut wissen, daß sie sich schaden würden, wenn sie sich nicht vollkommen rechtschaffen bezügen. Ueberdieß genießt Herr von Voß eine Achtung, die ihn gegen allen Verdacht schützt.

Ein wenig weiter unten prophezeihet der Verfasser, daß das Fräulein Voß zu Potsdam an Bischofswerders und Wöllners Entfernung arbeiten werde. Bischofswerder und Wöllner sind zwey gute Bürger; das Fräulein Voß kannte sie als solche; sie mischte sich in nichts; sie sind beyde noch in ihrer Stelle, und ihr Kredit hat nicht einen Augenblick gewankt. Zu einer solchen Vermuthung wars nöthig, daß sie ihre Feinde wären;

ren; sie waren es aber nie, und die preußischen Maitressen sind keine Montespan, Pompadour, noch Du Barry.

Dann folgen wieder neue Lästerungen auf den König, die den vorigen ähnlich sind, und sich mit diesen Worten endigen: „Ich werde mich nicht „wundern, wenn der Epikurer, der „wenigstens nicht die Pracht liebt, und „sich also nicht von selbst ruiniren wird, „nicht durch Umstände und Theilneh„mer, eine Art Regierungsruhm er„langen sollte.“

Diese Reflexion ist sehr sonderbar. Wie will man sie mit dem Verfalle der preußischen Monarchie, mit dem Reiche, das auf allen Seiten zusammenfällt, mit der brutalen Unwissenheit und der Nullnär der preußischen Topinambous, mit der Leichtigkeit, Preußen in Staub zu verwandeln, mit der fürchterlichen Prophezeihung, daß Friedrich Wilhelm in funfzehn Jahren weiter nichts als Markgraf von Brandenburg seyn werde, und mit allen den schönen politischen Entdeckungen, die der Reisende in seinem geheimen Briefwechsel entdeckt zu haben glaubt, zusammenreimen? Alles dieß scheint einen Widerspruch zu involviren. O welche Armseligkeit ist doch ein glänzender, aber unregelmäßiger Verstand, der unaufhörlich von einem zum andern springt, alles nur im Vorbeyge-

hen abthut, und sich alle Augenblicke widerrufen muß, weil er nirgends tief eindringt, und folglich von nichts deutliche Spuren behält! Und was soll man von der ewigen Wiederholung der Invektiven auf den König denken? Wer sagt sie ihm? Ein Spion! Mich dünkt, ich sehe einen Hund, der den Mond um so stärker anbellt, je gleichgültiger dieß wohlthätige Gestirn der Nacht bey seiner lächerlichen und vergeblichen Wuth scheint.

Der Briefsteller versichert von neuem: „daß „man sich in die holländischen Angelegenheiten wenigstens nicht direkte mischen wolle, und daß man nicht die „Gutmüthigkeit haben werde, sich zum „Besten des Statthalters einem Kriege auszusetzen.“ Wie mußte in dem Augenblicke der holländischen Krisis der Briefsteller, wenn er an seine Briefe dachte, erröthen, wenn er noch roth werden konnte!

§. 2.

Meine letzte Bemerkung soll sich mit folgender Stelle beschäftigen: „Diese mit einer so „dicken Hülle bekleidete Seele (des Königs von Preußen) „ist ein sehr unbedeutendes Ding.“

Die, welche Friedrich Wilhelms Seele kennen, wissen, wie viel sie für das Glück seiner Völker, für

für das Glück der Menschheit und für den Ruhm seines Reiches werth sey. Nie wird sie sich durch irgend eine von den materiellen Operationen zeigen, welche die Trägheit des Geistes und Unwissenheit in der Politik beweisen; nie wird sie an der Vergießung des Bluts Vergnügen finden; nie wird sie für das Geschrey des seufzenden Elends unzugänglich seyn. Ich habe diese große und gefühlvolle Seele studiert, und ich wünsche aufrichtig allen Völkern Europa's solche Beherrscher, wie der König von Preußen; dieß heißt ihr Glück wünschen, wenn sie besonders auch zugleich ein Ministerium, eine Armee und eine Konstitution haben, die eben so fest gegründet ist, als sie mit Weisheit unterhalten wird. Diesem Wunsche füge ich einen andern bey, daß alle Könige, alle Republiken, alle Regierungen der Welt ohne Barmherzigkeit alle die hungrigen Schriftsteller fortjagen mögen, welche die Leser, die sie durch ihren geringen Ruhm verführen, schaamroth machen; die Lob und Spott für Geld oder Aemter verkaufen, die ihr Talent durch die Verläumdung, die nichts als ihr eignes bischen Ruhm schont, beschimpfen, und die am Fuße des Thrones, unter welchem sie gebohren sind, die Thronen der benachbarten Staaten mit ihrer unreinen Galle besudeln.

Schluß.

Ich habe in dieser Untersuchung nicht alles gesagt, was ich hätte sagen können. Bald hielt Klugheit, bald Schaam meine Feder zurück. Doch habe ich genug gesagt, um einen Schriftsteller zu entlarven, dessen beredter, aber täuschender Styl ein ganzes großes Volk verführt, und mit den gefährlichsten Irrthümern gegen eine Nation angesteckt hat, die es, ihres eigenen Vortheils wegen, gut kennen sollte. Wenn es meine Beschäftigungen erlauben, so soll auf dieses Werk bald ein anderes folgen, worin ich auf das berüchtigte Buch des Herrn von Mirabeau über die preußische Monarchie antworten werde. Ich kenne in diesem Werke nichts wahres, als die von dem Minister Grafen von Herzberg mitgetheilten Bemerkungen. Auf das übrige werde ich mich nicht einlassen, weil ich nichts behaupten will, was ich nicht mit Beweisen unterstützen kann, und deren werde ich viel zu geben haben.

Das Werk über die preußische Monarchie ist in eben der Schreibart, mit eben dem Geiste und eben den Absichten geschrieben. Herr von Mirabeau erkennt das eine für sein Werk, läugnet aber das andere

andere ab; aber, wie ich bereits gesagt habe, auf eine Art, daß er dadurch beweiset, daß er der Verfasser davon sey, und die Modifikationen, die er der Ableugnung beyfügt, haben niemand getäuscht. Mich konnte er weniger als andre täuschen, da ich die Absicht seiner Sendung nach Berlin kannte, und von allen seinen dasigen Unternehmungen und Intriguen Zeuge war. Ich durfte also kein Bedenken tragen, ihn zu nennen. Ist es wahr, daß man seine Briefe verstümmelt, verfälscht, und mit Schmähungen angefüllt habe; daß sie ohne sein Vorwissen gedruckt worden sind: so nenne er den Strafbaren, und lasse auf ihn die Schande zurückfallen, die dem Bearbeiter eines Werks gebühret, worin man alle Völker- und gesellschaftlichen Rechte verletzt hat. Meine Pflicht gebot mir, die beleidigte Tugend, und die angegriffene Ehre meines Vaterlandes zu vertheidigen; nun ists die Pflicht des Herrn von Mirabeau, sich wegen der Ungerechtigkeiten zu rechtfertigen, die sein Andenken auf immer beflecken, und ihn von nun an den Repräsentanten der französischen Nation, unter denen er zu sitzen die Ehre hat, verdächtig machen müssen.

Ich will mirs nicht verbergen, daß ich mich bey dieser Schrift, durch die Wärme meiner Ideen und meiner Empfindung öfters habe hinreißen lassen; aber ich mache mir daraus keinen Vorwurf. Warum sollte ich gegen einen Mann schonend verfahren,

fahren, der nichts geschont hat, der sich dem Kö-
nige, den Großen und Ministern Preußens nä-
herte, um mit desto mehr Geschicklichkeit scheußliche
Verläumdungen anzuspinnen, für den die heiligsten
Charaktere, Würden, Rang und Titel nichts ehr-
würdiges haben, und der kein Bedenken trug, die
in der Nacht der Lügen fabrizirten Abscheulichkeiten
den Strahlen der Wahrheit auszusetzen.

Man kann mit Dreistigkeit Betrügereyen an
Mann bringen, und sie mit Unverschämtheit unter-
stützen; man kann den demüthigenden Zeugnissen
der öffentlichen Verachtung eine eherne Stirn ent-
gegen setzen. In diesem Falle ist Energie nichts
als Insolenz; so ists bey einem Spion, aber nicht
bey mir. Selbst in der stärksten Erbitterung ver-
ehrte ich die Wahrheit; ich machte sie bekannt, so
wie ich sie gesehen habe. Was ich verschwieg,
mußte ich verschweigen; es gehörte zu den Pflichten,
denen sich ein ehrlicher Mann nicht entziehen kann.
Wenn die Franzosen meine Schrift aufmerksam le-
sen, so werden sie darin einige Ideen finden, die
ihnen vorzüglich in ihrer jetzigen politischen Lage
gegen die benachbarten Nationen nicht unnütz seyn
werden. Ich hätte gewünscht, ihnen einen andern
Tribut der Erkenntlichkeit, die ich ihnen schuldig bin,
geben zu können; aber das ist der einzige, den ich
geben kann, und ich trage ihn hierdurch ab.

Ich habe dem Werke meinen Namen vorgesetzt, ohne ihm dadurch eine andere Wichtigkeit geben zu wollen, als die, einen großen König und ein schätzbares Volk an einem Schriftsteller gerochen zu haben, der sie herabwürdigen wollte. Meiner Meynung nach hat jeder Mensch unstreitig das Recht, frey zu reden; aber er ist auch verbunden, für die Gedanken, die er bekannt macht, Red' und Antwort zu geben, wie er als Bürger Rechenschaft von seinem Betragen geben muß. Die Anonymität gehört nur für Betrüger und Feige, und dieser wollte ich mich nicht bedienen.

Vertheidigung
der
Lebensgeſchichte
Friedrichs Freyh. von der Trenck.

Nebſt einigen
Erläuterungen und Beyträgen
von
Ihm ſelbſt geſchrieben.

Wien, und Berlin, 1788.

Seit vielen Jahren iſt wohl kein Buch in Deutſchland mit mehr Beyfall und gütiger Nachſicht aufgenommen worden, als meine Lebensgeſchichte. Der trockene Vortrag ungeſchmückter Wahrheit gefiel, und es wurde merkwürdig, weil eben dieſe Wahrheit mir ſo wohl von der Wiener als Berliner Cenſur zu ſchreiben geſtattet wurde; in beiden Ländern, wo ich meine Rolle geſpielet habe, und wo die Augenzeugen der faſt nicht wahrſcheinlichen Vorfälle noch wirklich leben.

Ich nannte die böſen Männer mit Namen, oder ſchilderte ſie wenigſtens kennbar genug, welche meine Verfolger oder Güterräuber waren. Einige davon leben noch: Sie könnten mich zur Verantwortung und zu legalen Beweiſen auffodern. Mein Buch iſt ſeit 18 Monathen in jedermanns Händen. Ich

habe mich nicht versteckt, bin in Wien öffentlich sichtbar, auch im hiesigen Staate begütert. Bisher hat aber noch niemand Genugthuung von mir gefodert. Im Gegentheile haben sich verschiedene bei mir bedankt, daß ich ihre Namen nicht gleichfalls genannt habe. Man begegnet mir überall mit weit mehr Achtung, als zur Zeit, da ich noch gar nichts geschrieben hatte, und alle Bedrückungen nur seufzend tragen mußte.

Im ganzen Königreich Preußen hingegen ist die Gründlichkeit aller meiner Erzählungen ohne Widerspruch geglaubet. Der Monarch selbst hat meine Geschichte gelesen. Er hat die erste Quelle meines Unglücks auf mein unterthänigstes Bitten untersuchen lassen: Die Zeugen, auf welche ich mich beziehe, sind befragt worden. Mein Anliegen wurde dem sämmtlichen hohen Ministerio vorgelegt, um eines jeden Gutachten zu befragen. Und das Resultat war, — daß mich der großmüthige König öffentlich als einen Mann aufnahm, welcher im Vaterlande unschuldig gelitten hatte. Dienste und Ehrenstellen kann ich in meiner Lage nicht annehmen. Er hat mich aber in meine verlornen Familienrechte wieder eingesetzt,

ſetzt, und mir eine Penſion von 1800 fl. gnädigſt ausgeworfen, die meine Frau noch nach meinem Tode zu genießen hat, und meine beiden Söhne ſind mit Ehre und Achtung in Seiner Armee aufgenommen worden.

Bey dem ganzen königlichem Hauſe, im Miniſterio, auch in dem ganzen Kriegsheere wiederfuhren mir Gnaden, Achtung und eine Art von Begegnung, die vor mir gewiß noch niemand in ſo vollem Gewichte, noch mit ſo gefühlvollem Herzen genoſſen hat. Volks- auch Soldatenliebe erhielt ich im höchſt möglichſten Grade.

Nun iſt ja weltkündig, daß der große Friedrich, auch noch im Grabe, ſeines Volkes Ruhm und Abgott iſt. Hätte ich nun nicht reine Wahrheit geſchrieben, und irgendwo die Aſche dieſes wahrhaft großen Königes zu entheiligen geſucht, ſo würde mir gewiß ein jeder Officier ein Paar Piſtolen angetragen, oder den Degen durch die Bruſt geſtoſſen haben.

Da mich aber jedermann umarmte, als Bruder bewillkommte und mir liebreich begegnete, ſo iſt dieſes gewiß ein unwiderſprechliches Zeichen meines erhaltenen lauten Bey-

falles und einer Rechtfertigung, die keinem Lügner noch Uebelthäter in einem Lande widerfahren kann, wo man den Mann nach seinem inneren Werthe beurtheilt, und, die Gnade des Landesfürsten selbst, keinen Schurken groß machen kann. Ich frage jeden vernünftigen Mann, ob ich wohl jemals wagen konnte bey Hofe in Berlin und in allen Gesellschaften zu erscheinen, wenn ich in meiner Lebensgeschichte Eine Unwahrheit geschrieben hätte. Erst erschien mein Buch, dann ich erst selbst in Person. Ist wohl auf Erden ein Beweis kräftiger, als dieser für meine Ehre.

Dennoch war ein schlechter Mensch unverschämt genug, eine Brochure drucken zu lassen unter dem Titel:

> Wahrhafte Beleuchtung der Lebensgeschichte des Freyherrn von der Trenk, wider die Beschuldigung gegen Friedrich den Grossen, von einem brandenburgischen Patrioten. Lausanne 1787.

in welcher er mich trocken weg einen Lügner und Mörder heißt; und noch schlechtere Kerls als dieser, verbreiteten bisher ungestraft den

Ver-

Verlag ſolcher Schmähſchriften, deren Verfaſſer ſeinen Namen verſteckt.

Er will der Welt glauben machen, daß er ein preußiſcher Unterthan ſey, und die Ehre ſeines erhabenen Friedrichs gegen mich, im Namen des Volkes, rächen wolle.

Ich behaupte aber, daß der Mann kein Preuß ſeyn kann. Denn dieſe Nation greift ihren Feind von Forne an. Und meine Landsleute verbergen ihren Namen nicht, wenn ſie einen ehrlichen Mann beleidigen wollen.

Der Kerl muß alſo unfehlbar ein Schurke ſeyn, weil er ſich ſcheuete, ſeinen Namen auf das Titelblatt zu ſetzen. Auf meiner Lebensgeſchichte ſteht der Meinige. Und ich ſage im Vorberichte —

> Falls ich in dieſem Buche Unwahrheiten vortrage, oder ſchlechte Handlungen vermänteln wollte; ſo haue mir der Büttel die Fauſt vom Rumpfe, mit welcher ich Lügen ſchreibe: und meine Kinder treffe das Schickſal der Kinder eines Betrüger.

Heiliger hat noch kein Schriftſteller ſeinen Vortrag beſiegelt. Und gedruckt wurde mein Buch nicht im Verborgenen, ſondern

mit kaiſerlicher und königlich preußiſcher Cenſur. Ich trage auch noch heute den Uniform des Römiſchen Kaiſers mit Ehre. Der großmüthige König Wilhelm hat mir ein Privilegium für alle meine Schriften in ſeinen Staaten gegeben. — Folglich bedarf ich keine andere Rechtfertigung für öffentlich erwieſene Wahrheiten, und ſollte auf dergleichen frevelnde Angriffe gar nichts antworten. Verachtung allein gebührt ſolchen anonimiſchen Schriftſtellern, die das Tageslicht zu ſcheuen Urſache finden.

Er will zwar durch die Art des Vortrages glauben machen, als ob er ein preußiſcher Unterthan ſey. Dieſes iſt aber nicht möglich. Denn alle Preußen wiſſen, daß ich ihr Landsmann bin, folglich auch meine Ehre ſelbſt zu vertheidigen weiß.

Mein Kopf iſt zwar grau; aber mein Degen iſt noch nicht verroſtet, um meine Feder zu vertheidigen. Meine Nerven ſind auch noch ſtark genug, um einen Frevler zu züchtigen. Weil er nun ſeinen Namen verſchweigt, ſo fürchtet er gewiß den öffentlichen Pranger, an welchen eigentlich Paſquillanten gehören: Und dieſe Ehre könnte

ihm

ihm widerfahren, falls ihn die Polizey in Berlin entdecken sollte.

Man hat mir versichern wollen, es sey ein verlaufener Fechtmeister, dem ein Wienerbuchhändler 30 fl. für sein Manuscript bezahlt hat, um Geld zu gewinnen. Andere nennen mir einen Pfaffen, dem sein Prior ewigen Ablaß versprochen hat, falls er mich beschimpfen, oder meine Schriften verdächtig machen könne. Andere wollen mich glauben machen, es sey ein gewisser Mann in Hamburg, dessen Feder sonst Ehrfurcht verdienet, welches letztere mir aber ganz unglaublich scheint.

Gleichgültig, wer es immer sey, bin ich gegen dergleichen schon im ersten Anblicke zernichtete Angriffe, weder böse noch beleidigt.

Meine Sache selbst spricht zu laut für mich, und bedarf gar keine Rechtfertigung.

Die wahre Quelle, aus welcher dergleichen Mißgeburten der Litteratur herfließen, ist der Buchdrucker Geiz.

Von meiner Lebensgeschichte sind im verwichenen Jahre gewiß 40,000 Exemplar verkauft worden. Alle deutsche gelehrte Gesellschaften und Recensenten haben mir alle mög-

liche Ehre erzeigt, für die ich hiemit laut danke. Folglich haben sie den Ruf eines guten Buches noch mehr ausgebreitet, und den Verlag befördert, von welchem doch gewiß $\frac{1}{20}$ des Gewinnstes in der Herren Buchhändler Kasse geblieben ist.

Nun ist bekannt, daß ein jeder, der mich gelesen hat, auch vorwitzig ist, ob kein gerechter Tadel folgt, und ob ich wirklich bey so viel unwahrscheinlichen romanenähnlichen Erzählungen auch allezeit die reine Wahrheit geschrieben habe. Folglich ist der, welcher ein gesuchtes Buch angreift, eines guten Gewinnstes gewiß versichert. Eine Brochüre kostet wenig, deshalb kauft sie jedermann, liest, ärgert sich, und wirft sie unter die Füsse, wohin sie, dem inneren Werthe gemäß, gehöret. Böse Menschen hingegen, die sich keinen Begriff vom wahrhaft ehrlichen Manne machen können: die, welche so handeln und denken, wie die Jaschinzky, Weinzgarten, Abramson, Zetto und Collegen, oder die, denen meine Schriften die Larve von den Ohren gerissen haben, kaufen dergleichen Schmähschriften gewiß alle, und breiten sie mit Beyfall unter dem betrogenen

Pö-

Pöbel aus. Hiedurch wird der Abgang vergröſſert: und eben dieſes iſt die eigentliche Abſicht des gewinnſüchtigen Buchhändlers, der ſolche Winkelſchreiber gut bezahlt, und ihren Gift ausbreitet.

Mir kann zwar derſelbe nicht ſchaden. Es gibt aber noch blödſichtige, argwöhniſche Leſer, beſonders ſolche, die mich nicht perſönlich kennen, und nur einen Roman zu leſen glaubten: dieſe könnten ſich irrige Begriffe aus meinem Stillſchweigen denken. Für dieſe allein habe ich dieſe wenigen Blätter niedergeſchrieben, beſonders da mich Freunde aus Berlin, Hamburg und Dresden hierzu aufforderten, deren Wünſche Befehle für mich ſind. Deshalb allein erſcheint dieſe kurze Rechtfertigung meiner Lebensgeſchichte, womit ich aber nicht in ſonſt gewöhnlicher Ordnung jeden Angrif beantworten will, der in ſich ſelbſt keine verdienet.

Der Verfaſſer dieſer Chartecke zweifelt überhaupt an der Wahrheit meines Vortrags. Er erkundige ſich aber näher in Berlin und Wien, wo die Vorfälle geſchehen, und öffentlich erwieſen ſind, dann ſteht er gewiß mit Schmach vor den Augen der ehrliebenden Welt.

Welt. Ist er von Profession ein Zweifler, so komme er zu mir, wie Thomas. Ich will ihm nicht die Hände, sondern die Nase in die Wunden stecken, deren Narben mir Ehre machen. Schwerlich habe ich aber diesen Besuch von einem Menschen zu erwarten, der Ursache fühlt, sich auf ewig vor allen rechtschaffenen Männern zu verstecken.

Wenn ich aber Lügen, mit Beysetzung meines Namens, geschrieben hätte, so würde ich in loco, wo alles geschehen ist, gewiß nicht allgemeine Hochschätzung davon getragen haben. Und in Wien hätte mich mein Monarch gewiß nach meiner Zurückkunft weder so gnädig noch liebreich empfangen, als wirklich geschehen ist, und hier jedermann bezeugen kann. Ich würde auch von ihm nicht die Erlaubniß erhalten haben, im Monat April nach Preußen in meinem Uniform und mit kaiserlicher Pension zurück zu reisen.

Lügnern, die im öffentlichen Drucke aufzutreten wagen, und noch wirklich in Ehrenstellen stehen, wiederfährt diese Nachsicht und Ehre gewiß nicht. Es muß also alles wahr seyn, was ich geschrieben habe. Folglich bin ich berechtigt, den öffentlich, sammt seinen

Ver-

Verlegern, ſchlechte Kerls zu heiſſen, welche frech genug waren, dergleichen Schmähſchriften auszubreiten, die einen Mann meiner Gattung nicht erniedrigen können, der ſo wie ich der Welt gezeigt hat, was er im inneren Werthe iſt.

Der Verfaſſer dieſes Paſquills ſcheint überhaupt, er wolle ſich das ehrwürdige Recht anmaſſen, den Nachruhm des groſſen Friedrichs zu vertheidigen. Elender Klopffechter! Friedrich bedarf ſolcher nichtswürdigen Hülfe nicht, die ihren Namen nicht einmal zu nennen wagen. — Und hierzu hätte Wilhelm andere Waffen, um dergleichen Frevler zu ſtrafen.

Mir hat noch kein ehrlicher Mann vorgeworfen, daß ich in meiner Lebensgeſchichte den großen todten Helden und Weltweiſen beleidigt hätte. Gegentheils habe ich vielmehr Partheylichkeit und Ehrfurcht für Ihn auch da gezeigt, wo ich ſeine ſchwache Seite hätte näher beleuchten können. Nirgends ſchonte ich mich ſelbſt in treuen Erzählungen, wo ich als Menſch gefehlt hatte. Wenn aber ein Mann, der kein Verbrechen beging, auch keines zu begehen fähig iſt,

durch

durch Irrwahn oder Verleumdung, Freyheit, Glück, Ehre, Güter und Leben verlieren soll: Wenn er nicht nach dem geschr ebenen Gesetze, sondern ungehört, willkührlich als ein Missethäter verurtheilt und gemißhandelt wird; Wenn ihm sein Gewissen sagt: Du leidest unschuldig; Wenn sogar jedermann seine gedrückte Unschuld sieht und fühllos bedauert; weil der, welcher über die Gesetze erhaben, auf dem Throne mit ungebundenem Willen Urtheile spricht, die unser Menschenrecht kränken; so ist es ja dem Bedrängten wohl erlaubt, der das übertrug, was ich gelitten habe, wenigstens seine Ehre zu retten, und sich dann, wann er schon über sein Schicksal gesiegt hat, und die Wahrheit sprechen darf, auch vor der Welt zu rechtfertigen, und zu zeigen, daß der, welcher ihn mißhandelte, im Irrthume war. — Dieses ist Pflicht des ehrlichen Mannes. Naturrecht eines jeden Weltbürgers.

Mehr habe ich nicht gethan. Gewiß aber allezeit weniger, als ich hätte thun können, wenn niedrige Rachsucht meine Worte und Handlungen lenken könnte. Wer mir im Kern der Jahre alles nimmt, was man dem unglück-

glücklichsten Menschen nehmen kann; wer mich alle mögliche Qual erdulden läßt, die auch Nero den gröbsten Böswicht nicht anhaltender noch grausamer kann empfinden lassen, der ist gewiß nicht mein Wohlthäter. Ich konnte demnach den, auch in meinem Falle nie gerecht heissen, der mir mein Recht gewaltsam entriß. Aber auch dieser Vorwurf ist in meinen Schriften mit aller Bescheidenheit geschehen, die in meiner Lage möglich war. Ich wußte, daß mein Gegner ein Monarch, ich weiß aber auch, daß er nur ein Mensch war, und kenne mein Menschenrecht zugleich, welches mir gestattet, für die Selbsterhaltung, für Selbstbefriedigung meine Mitbürger zu belehren, daß wir zwar Unterthanen, aber keine Sklaven; unsre Fürsten aber keine orientalische Despoten, und unsre angeordneten Gerichtshöfe keine Schlachtbank für Bedrängte, die Richter selbst aber keine türkischen Kadi sind, welche den Prozeß mit der Execution anfangen dürfen.

Wenn ein Dey zu Algier einem wehrlosen Elenden im ersten Zorn, oder durch falschen Vortrag gereizt, fünfzig Prügel gibt; so wäre dieser thörigt, wenn er um eine Untersu-

chung

chung seiner gerechten Sache bitten wollte. Die Schläge sind schon aufgeladen, niemand kann sie ihm wieder abnehmen. Was hätte er demnach zu erwarten?

Der Dey würde andern Sklaven, die sein Nichteramt zu verwalten geordnet sind, befehlen zu untersuchen, ob der Supplikant die im ersten Eifer empfangenen fünfzig Streiche verdient habe? — Was werden diese wohl sprechen? Gewiß, um nicht selbst gleichfalls geprügelt zu werden, wenn sie einen unumschränkten Gebieter tadeln wollten, wird das Urtheil ausfallen, daß man ihm noch fünfzig Streiche dazu abmessen solle, weil er sich erfrecht hat, über Unrecht zu klagen. Besser also einfache, als doppelte Prügel erdulden, ist der beste Rath da, wo Machtsprüche entscheiden.

So gieng es mir im Gefängnisse: Meine Standhaftigkeit hieß Hartnäckigkeit. Und weil ich mit Vorwurfsfreyem Herzen und erhabener Seele nicht da um Gnade bitten wollte, wo ich Recht verdiente, so stieg mein Unglück bis zum höchsten Gipfel. Und das Herz eines kriegerischen Fürsten wurde endlich gegen den unempfindlich, den er als einen wi-

der-

derſpenſtigen Rebellen gegen ſeine Befehle betrachtete.

Dieſes mit Graus erfüllte Schickſal hab ich an meiner Haut empfunden. Ich überſtand es ſtandhaft, und ſiegte durch die Stärke meines Gliederbaues, und den Beiſtand Gottes, der vielleicht durch mich der Welt ein Beiſpiel zeigen wollte, wie gedrückte Tugend auch noch aus dem tiefſten Abgrunde auferſtehen, und Menſchenmacht zernichten könne. Nun erſchien ich auf der Weltbühne. Die Eigenliebe foderte, daß ich in der Geſtalt eines ehrlichen Mannes, nicht aber eines etwa begnadigten Uebelthaters auftreten ſollte. Um dieſes zu erweiſen, mußte ich ja meine Geſchichte erzählen, und ich mußte ſie noch dazu mit Behutſamkeit vortragen, um mir nicht neue Verfolgungen zu erwecken. Ob dieſes mit der Mäßigung geſchehen ſey, die meinen Empfindungen und den Regeln der Klugheit angemeſſen iſt, haben alle die bereits entſchieden, welche mich leiden ſahen, und meine treue Erzählung mit entſchleyerten Augen laſen. Allgemeiner Beifall war mein ſicherſter Triumpf in dem Lande ſelbſt, wo Friedrich König, ich aber nur Unterthan war.

Man kann mir auch nicht vorwerfen, daß ich meine Fehler vermäntelt habe. Sie stehen offenherzig gedruckt da. Ich weiß, daß ich kein Engel ohne Mängel noch Leidenschaft bin, und schäme mich nicht zu sagen, daß ich nur ein Mensch war. Meiner Erziehungsanlage habe ich vieles beizumessen, weil mein Jugendlehrer mir einen unversöhnlichen Haß gegen alle Eigenmacht einprägte, und aus mir einen freydenkenden Republikaner, in einem despotischen Staate, bilden wollte. Er hieß sklavisch Kriechen, Niederträchtigkeit. Und ich hätte weniger gelitten, wenn ich um mein Recht bitten, oder alle fürstliche Befehle als Gnaden für den Wehrlosen hätte verehren können. Die Seele war für Freyheit und Ehre gebildet. Was Wunder, wenn sie sich dagegen alles empörte, wenn ich im unverdienten Kerker in der Gestalt eines flehenden Missethäters auftreten sollte.

Dieser Erziehungsfehler hat aber Gottlob niemanden geschadet als nur mir allein. Und da ich Gelegenheit wirklich hatte, mich am Vaterlande zu rächen, und den Werth eines beleidigten Mannes zu zeigen, war ich dennoch kein Bonneval kein Erostrat. Auch die-

dieſes hat man da erkannt, wo gegenwärtig der Menſchenfreund **Wilhelm** ein ſcharfſichtig glückliches Volk beherrſcht, deſſen Achtung und Liebe ich mir durch mein Betragen, und durch die gemäßigte Art, meine Geſchichte vorzutragen, erworben habe. Wird nun wohl ein einziger biſſiger niederträchtiger Verläumder meinen erworbenen Ruhm ſchwächen, wenn er eine Brochure ſchreibt, um etliche Gulden für ſeinen hungrigen Bauch zu verdienen? Iſt ein ſolcher Angrif wohl beantwortens würdig?

Uibrigens wird und kann mich niemand hindern, laut zu ſagen, daß der groſſe **Friedrich** nicht groß an mir gehandelt habe. Schmeichler mögen von ihm ſchreiben, was ſie wollen, und aus einem Menſchen einen Halbgott deßwegen zu machen ſich bemühen, weil er Monarch hieß. Wer ihn kannte, der weiß daß er auch nur ein Menſch war. Kein Vernünftiger wird ihm den verdienten Ruhm abſprechen, daß er ein ſeltſamer König, ein ächter Weltweiſer, ein Held, ein beſonderer Mann war, welchen die Natur ſelten im geſellſchaftlichen Leben, in der ganzen Menſchenmaſſa, deſto ſeltſamer auf dem Throne ver-

vorbringt. Ruhmsucht und Eigensinn waren aber dennoch seine Leidenschaften, und tausend Beispiele leuchten aus seiner wahren Geschichte hervor, daß er diesen alles aufopferte, um seinem Volke unfehlbar zu scheinen. Nie wollte er widerrufen, was er einmal entschieden hatte. Dieses ist ein grosser Fehler an dem, welchem niemand widersprechen darf, und allezeit ein Unglück für den, welchen das Loos trift, ein Gefäß des Zornes zu werden, um zitternden Sklaven zum Schreckbilde zu dienen. Eben dieses traf mich. Wer wollte mir nun auch diese kleine Genugthuung beneiden, für welche Volksstimme spricht, für die ich bitter genug gelitten habe, und für welcher Gott jeden ehrlichen Mann behüte, der meine Bahn betreten soll.

Stolz hat mich gewiß nicht verleitet, meine Geschichte zu schreiben. Sie war weltkündig. Aber eine Marter für mich, wann ich irgendwo in Gesellschaft erschien, und den Vorwitz befriedigen sollte. Wie oft mußte ich so viel erzählen, so viel beantworten, daß mir die Zunge lahm wurde, und ich die Einsamkeit wählte, um nicht durch tägliche Wiederholungen ohne Unterlaß alte Wunden auf-

zu-

zuritzen. Eben dieſelbe Sache tauſendmal erzählen, verurſacht Eckel — Bricht man kurz ab, oder bleibt im concentirten Vortrage, ſo argwohnt man Vermäntelung. Erhitzt ſich die Leidenſchaft, ſo ſagt man zu viel. Böſe Menſchen machen Zuſätze, und verurſachen neue Verdrüßlichkeiten. Ich entſchloß mich demnach von mir ſelbſt zu ſchreiben, gewiß nicht aus Prahlſucht, oder um jemand zu beleidigen, ſondern um die Neugierde des Publikums zu befriedigen, mir ſelbſt Ruhe zu verſchaffen, und zugleich um andere durch mein Beiſpiel zu belehren.

Der durch die trockene Art meines Vortrags erlangte allgemeine Ruf, und der erhaltene geringe Lohn für groſſe Arbeit im ſauern Kampfe, erweckte mir ſolche Neider, die bei ſich ſelbſt fühlen, daß ſie in meiner Lage mir nachzuahmen unfähig wären. Und eben hieraus entſtanden die frevelnden heimtückiſchen Angriffe gegen meine öffentlich gerechtfertigte Beſcheidenheit und Unſchuld. Welches gute Buch blieb wohl jemals ohne Kritik? Schimpfen kann jeder feige Bengel. Sollte ich mich nun deßhalb wohl im mindeſten beunruhigen, um einen Federkrieg mit einem Elenden an-

zufangen, der nur ſchrieb, um etliche Gulden zu gewinnen, oder Urſach in innerer Überzeugung fühlt, ſich vor meinen, auch der richtig abwägenden Welt Augen zu verbergen? Ich ſuche durch meine Schriften gekannt zu werden. Winkelkritiker hingegen wünſchen das Gegentheil. Ein Welt- und Menſchenkenner der bereits über den Tadel erhaben iſt, kann perſönliche Beleidigungen verachten. Aber die kann er nicht gleichgültig anſehen, welche ganze Völker unterdrücken. Bei dergleichen Entdeckungen ſchrieb ich zuweilen zu frey oder mit zu wenig Zurückhaltung. Der macedoniſche Held und das Schickſal der Frau Juſtitia in Europa würden ſonſt nie das Tageslicht erblickt haben. Dieſe Schriften verdienen Vorwürfe von Freunden, die mir wenigſtens des Alters Ruhe gönnen. Aber in meiner Lebensgeſchichte hab ich gewiß mit Vorſichtigkeit geſchrieben, und den Monarchen, welcher mich unterdrückte, vielmehr entſchuldigt als beleidigt.

Ich habe ja auch den Urſprung ſeines Zornes gegen mich gerechtfertigt. Aber niemand wird wohl von mir fodern, daß ich hätte ſagen ſollen: ich ſey ein wirklicher Übelthäter ge-

geweſen, der das erſte Glatzer Gefängniß verdienete. So weit erſtreckt ſich die Nachgiebigkeit des ehrlichen Mannes für keinen Monarchen der Erden, und ſtünde er an der Spitze von Millionen Kriegern und Feuerſchlünden — Deßhalb aber, weil ihn Wahrſcheinlichkeit und Verläumdung hintergieng, war er dennoch im groſſen Ganzen noch kein ungerechter König. Ungerecht für mich, weil ichs empfand, dieſes wiederhol ich immer ohne Rückhalt laut.

Hingegen gerecht gegen tauſend andere, die es weniger verdienten. Mein Fall wird zwar mit ſeiner Geſchichte verewigt bleiben, er wird aber Friedrichs Ruhm und fürſtliche Tugenden nicht zernichten, ſondern nur andern groſſen Herren zum Beiſpiel dienen, weil ſogar der kluge Friedrich betrogen wurde, der doch gewiß in ſeinen letzten Lebensjahren, da er ſich und Menſchen ſattſam kennen gelernt hatte, der ſcharfſichtigſte und gerechteſte aller möglichen Herrſcher war.

Zur Zeit, da ich in ſeinen Verdacht gerieth, war ſeine Einſicht noch nicht ſo tief gegründet: Und die Verbindung meines Schickſals war, wie ich treu erzählt habe, ſo wi-

drig gegen mich, daß sein Haß und Argwohn endlich bis zur Unempfindlichkeit gegen mich heranwachsen mußte.

Am Ende seiner Tage wußte er überzeugend, daß ich unschuldig gelitten hatte. Es war aber zu spät das Geschehene zu ändern, und Monarchen begnadigen lieber als sie belohnen. Weil aber nur der Uibelthäter Gnade sucht, und der ehrliche Mann auf sein Recht, auf seinen innern Werth trotzt, so konnte er als König gewiß nicht den ersten Schritt machen, und starb ohne an mir groß zu handeln.

Dieses ist der einzige Vorwurf, den ich ihm im Grabe gemacht habe. Uibrigens liebte ich ihn wirklich, so lange er lebte, als einen weisen König, und meinen ehemaligen Wohlthäter: verehre auch seine Asche noch, und meine Landsleute in Preußen schätzen mich gewiß weit höher, als es mein muthwilliger Tadler gern die Welt möge glauben machen.

Daß übrigens derselbe auch meine Erzählung vom Ursprunge meines harten Schicksals in Zweifel stellen will, beunruhigt mich gar nicht, nachdem Monarch, Ministerium, Armee und Bürger mich als einen Martyrer em-

empfiengen, und alles was ich geschrieben habe vollkommen wahr und gegründet erkannten.

Er heißt mich auch einen Mörder, weil ich den Rittmeister Marget im Duell erschoß, der mich, seinen größten Wohlthäter, in Glatz treulos verrathen hatte, und zwey Offiziere unglücklich machte. Dieser Vorwurf verdient gar keine Antwort: und ich erzählte diese Begebenheit nur, um zu zeigen, daß schlechte Handlungen selten ungestraft bleiben.

Auch eines Straſſenraubes werde ich beschuldigt, weil ich mich in Pohlen gegen Verräther vertheidigte, die mich fangen wollten. Hätte ich noch dazu gesetzt, daß es juſt an einem Sonntage geschahe, so wäre ich vielleicht noch strafwürdiger in seinen Augen, weil dem Volke Gottes sogar die Nothwehre am Sabbat verboten war. Vermuthlich muß der weiſe, gottesfürchtige Mann ein Jude seyn, oder er beſitzt selbſt ein feiges Herz, und hätte seinen Grundſätzen gemäß ſich vielleicht in meinem Falle mit einer Hundspeitſche schrecken, und geduldig fangen laſſen.

Ich bin in ſeinen Augen auch ein Rebell gegen fürſtliche Befehle, weil ich meinen ehrverdienten Kerker eigenmächtig zerſprengt

habe. Ich bin ſogar ein Mörder, weil ich da Blut vergoß, wo ſich jemand meiner Flucht widerſetzte.

Ich glaube, daß dergleichen Vorwürfe keine Antwort verdienen, und vielmehr die elende niederträchtige Seele meines Tadlers ſchildern. Alles was er hiervon im falſchen Lichte zu ſchildern ſucht, iſt in den preußiſchen Staaten geſchehen, auch landkündig. Man ladet aber die Mörder und Räuber in Berlin nie zur königlichen Tafel ein: und einem begnadigten Uibelthäter widerfähret die Ehre nicht, die mir widerfuhr. Auch der Kaiſer, mein Herr, erlaubt dem nicht ſeinen Uniform zu tragen, welchem jemand auf Erden eine ſchlechte Handlung vorwerfen könnte. Dergleichen Schmähſchrift ſollte billig kein ehrlicher Buchführer aus Gewinnſucht zum Verkauf angenommen, vielweniger geſucht haben. Und ich hätte volles Recht den Fiskum in ſolchem Falle gegen ſie aufzufordern. Nichtswürdige Leute ſind aber meiner Ahndung nicht würdig. Ich gönne dem Author und Verleger den Gewinſt von Herzen, den ſie durch ſtaupenswürdige Handlungen verdienen wollen, und hoffe ſie werden

den, um ihre Sünde abzubüssen, einen Theil davon den armen Seelen im Fegfeuer zufliessen lassen.

Mehr finde ich nicht der Mühe werth diesen Herren zu antworten. Und dennoch wird meine Lebensgeschichte gewiß nirgends unter die Lügenromane gerechnet werden. Man hat sie mir bereits in Ungrischer, Russischer, Dänischer auch Französischer Sprache übersetzt zugeschickt, die Englische ist in der Arbeit. Dieses ist das sichtbare Zeichen ihrer glücklichen Aufnahme in allen Staaten Europens. Zuviel hab ich gewiß nicht gesagt. Wohl aber bin und wieder sehr wichtige Stellen weggelassen, oder verdeckt vorgetragen, welche noch wirklich lebenden Personen hätten schaden können: Andre hab ich als unaufgelöste Räthsel nur halb gesagt. Und eben dieses verursacht zweifelhafte oder dunkle Stellen, deren Geheimniß mit mir begraben werden muß, obgleich eine treue Entdeckung den Werth des Buches, auch der Geschichte erheben würde. Es steht schon ohnedem mehr da, als ich selbst von der Nachsicht der Censur an beiden Höfen erwartet hätte.

Daß

Daß ich aber auch in Berlin für den Monarchen, dem ich zu dienen die Ehre habe, meine Pflicht erfüllte, erweiset die gütige Aufnahme nach meiner Rückkunft, und vielleicht wird man hiervon auch zu seiner Zeit den Schlüssel finden. Genug, ich bin der einzige Mann in Europa, welchem die Ehre widerfährt, vom Berliner und Wiener Hofe eine Pension zu genießen; der bey beiden große Stützen hat, und als Sieger über Feinde, Verläumdung und Schicksal mit erhabner Stirne auftreten darf.

Vielleicht würde mir der Pabst gleichfalls eine Pension bewilligen, falls ich widerrufen wollte, was ich geschrieben habe, oder den Mantel nach dem Winde drehen wollte. Ich will aber auch in Rom der redliche Trenck heissen. Gottlob! ich bin im Hafen, und lichte meine Anker nicht mehr. Alle mögliche Stürme im Weltmeere sind überstanden. Meine zerrissenen Segel will ich nicht mehr flicken, und bin noch so glücklich gestrandet, daß ich das Ufer erreichen konnte.

Ein Vorwurf wurde mir in Berlin von einem grossen Herrn gemacht, den ich wirklich verdiene, und in diesen Blättern rechtfer-

fertigen will. Er beweiset eigentlich, daß ich mich selbst nirgens verschont habe, und nur gar zu aufrichtig Vorfälle niederschrieb, die ich zu meinem Vortheile hätte verschweigen können.

Ich erzähle im 2ten Bande, daß ich im Magdeburger Gefängniße mit einem Theil der Garniſon verſtanden war, mich der Sternſchanze zu bemeiſtern, ſodann die öſterreichiſchen Kriegsgefangenen, beſonders zuerſt die Croaten zu befreyen; mich an ihre Spitze zu ſtellen, und die Veſtung in meiner Monarchin Hände zu liefern.

Man weiß in Berlin, daß mein Entwurf ſicher wäre ausgeführt worden, wenn der Offizier, welcher mein Projekt ſelbſt dahin brachte, nicht wäre in Wien verrathen worden. Meine Handſchrift wurde mir im Kerker von dem damaligen Gouverneur, dem unlängſt verſtorbenen Landgrafen von Heſſen-Caſſel, vor Augen gehalten. Und ich habe erſt in Berlin von Ihro königl. Hoheit der jetzt gleichfalls hochſeligen Prinzeſſin Amalia entdeckt, daß auf Dero Zureden der großmüthige Landgraf meine Unternehmung dem Könige vermäntelt habe, um mich zu retten. Gott

lohne

lohne Ihn vollwichtig für diese edle Handlung. Denn sicher hätte ein schmählicher Tod meinem Leiden ein Ende gemacht.

Diese Begebenheit macht mir wenig Ehre im Vaterlande, und ich hätte sie gewiß nicht erzählet, wenn ich gewußt hätte, daß sie ein Geheimniß geblieben war. Da sie aber nun einmal bekannt ist, so will ich hier diesen Schritt entschuldigen, so gut ich kann. Man setze sich in meine damalige Lage, und spreche erst dann mein Urtheil.

Ich war zwar ein geborner Preußischer Vasall. Der König hatte mir aber Freyheit, Ehre, und mein väterlich Erbtheil ohne Verhör noch Kriegsrecht gewaltsam entrissen. Ich rettete mich durch die Flucht aus Glatz, wurde eigenmächtig frey, war mir selbst überlassen, und mußte Ehre und Brod in fremden Staaten suchen.

Der aufgebrachte König verfolgte mich nun in allen Winkeln der Erde, so ich gleich nie gegen Ihn diente, noch dienen wollte, bis Er mich endlich durch der Danziger Verrätherey abermals in seine Gewalt erhielt, und im Magdeburger Kerker auf die grausamste Art foltern und verschmachten ließ.

Hier

Hier ſtand ich nun nicht mehr in preußiſchem Eid und Pflicht. Ich war mir ſelbſt überlaſſen, auch Rittmeiſter in wirklichen Dienſten der Kaiſerinn Maria Thereſia. Und dieſe führte Krieg mit dem Herrn, der mich gewaltſam gefeſſelt hielt.

Hätte ich nun jemals eine feſſelwürdige Uebelthat begangen, ſo war ich doppelt ſtrafbar, wann ich ſie zu zerſprengen wagte. Als ein unſchuldig Verurtheilter blieb mir aber nichts übrig, als Liſt gegen Gewalt, oder auch Gewalt gegen Gewalt, ſo bald ich Gelegenheit finden konnte, mich frey zu machen.

Die Art, wie ich dazu gelangen möchte, war mir gleichgültig, da Freyheit oder Tod beſchloſſen war. Und wenn mein beſter Freund mir entgegen ſtand, um die Ausführung dieſer Abſicht zu hindern, ſo blutete er mit Recht, wenn mein Fuß nicht anders als über ſeine Leiche aus dem Kerker ſteigen konnte.

Das Naturgeſetz iſt älter als die Kriegsartikel, und als alle Gebote des Mächtigen, der mit hundert tauſend Mann den wehrloſen Unterthan willkürlich mißhandeln kann.

Ich ſuchte alſo meine Freyheit mit Recht, und wäre Magdeburg durch mich zu Beförderung

derung dieser Freyheit in einen Steinhaufen verwandelt worden, so war ich doch gewiß mit keinem Erostrat zu vergleichen. Meine Unternehmung war nur eine Folge der Selbsterhaltung. Als Kriegsgefangener wurde ich nicht behandelt, folglich verband mich keine Parole, kein Ehrenwort.

Ich war Rittmeister in kaiserlichen Diensten, und stand folglich in Eid und Pflicht. Die Kaiserinn führte Krieg mit dem Könige. Und wann ein Officier im Kriege dem Feinde auf irgend eine Art Abbruch machen kann, so ist Ueberrumplung, Plünderung, Ueberfall im hohlen Wege, Magazinverbrennen, Festungen durch Verrätherey erobern, ja so gar Metzeln und Morden eine hochgepriesene Heldenthat für den Soldaten.

Mein Gefängniß hatte ich nicht verdient. Gewalt hielt mich gefesselt. Dem Vaterlande war ich nichts mehr schuldig. Deshalb waren alle Folgen gerechtfertigt, die meine Freyheit zur Zielscheibe hatten. Und wenn ich als österreichischer Officier dem Könige von Preußen eine Hauptfestung auf irgend eine Art entrissen hätte, so gebührte mir noch mehr Ruhm, als manchem Helden, der Festun-

ſungen mit ſeiner Armee durch Ueberfall ero-
berte, weil ich eben das ohne Armee, ohne
einen Mann meiner Souveraine zu verlie-
ren, vollzogen hätte. Und Magdeburg war
wohl weit wichtiger als Schweidnitz. Es ent-
ſchied dieſer Streich den ganzen Krieg.

Es iſt wahr, was man mir in Berlin
vorgeworfen hat. Ich konnte durch Hülfe
meines Anhanges damals allein aus Magde-
burg entfliehen, ohne einen ſolchen Streich
anzuzetteln, den man Verrätherey heißt,
weil ich des Königs Soldaten und Officiers
zur Untreue verleitet hatte. Hierauf antwor-
te ich — Die damalige Garniſon beſtand aus
Landmiliz und gezwungenen Leuten, die mß-
vergnügt waren, und mir ſelbſt den Antrag
in den Mund ſetzten.

Für mich ſelbſt hingegen war der Pa-
triotismus im Kerker nicht nur gänzlich er-
loſchen, ſondern mein Ehrgeiz gebahr eine
Art von Rache in meiner empörten Seele,
die meine Lage vollkommen rechtfertigte. Die-
ſer Ehrgeiz reizte mich, einem Monarchen zu
erweiſen, was ein ohnmächtiger Unterthan
vermag, wenn man ihn zu verzweifelten Ent-
ſchlieſſungen zwingt, und er kein Haſenherz

im Busen trägt. Ich empfand zugleich den höchst möglichen Diensteifer für meine Monarchinn, und wollte dem großen Friedrich erweisen, daß auch Männer, im Staube der Verachtung, männliches Gefühl in großen Gefahren zeigen können, und daß ein bis zur Rachsucht aufgebrachter ehrlicher Mann zuweilen die Gelegenheit ergreifen müsse, wo die Scharfsicht des Mächtigen keine Hindernisse in den Weg legen kann, und alle seine Entwürfe scheitern. Die Geschichte zeiget uns Beyspiele solcher Art, wo der Verachtete den Großen zittern machte.

Dieses war damals meine Aufmunterung zu einer Unternehmung, die gewiß nicht fehlschlagen konnte, wenn ich in Wien nicht wäre verrathen worden. Alle möglichen Hindernisse waren aus dem Wege geräumt, und der süße Traum einer gerechten Rache hatte sich aller meiner Seelenkräfte so bemeistert, daß ich wirklich die edelste rühmlichste Handlung auszuführen glaubte, wenn ich dem, der mich mißhandelte, einen so empfindlichen Streich anbringen könnte.

Wer nichts mehr zu verlieren hat, der wagt alles, und dennoch nur wenig im Verhält-

hältniſſe gegen das, was er zu gewinnen hofft: Freyheit, Ehre, Belohnung, Beſchämung ſeiner Feinde, Befreyung vieler hundert Mitgefangenen, gerechte Vernichtung unbegränzter Gewalt — Dieß ſind gewiß Triebfedern, welche einen Mann auffordern können, der zu großen Unternehmungen fähig iſt.

Sie ſchlug fehl. Jetzt vergnügt es mich, daß ſie mir damals nicht gelang. Im Vaterlande ſtünde jetzt eine Schandſäule da, wo mich nunmehr ächte Patrioten liebreich umarmen, und meine Anſchläge zur Flucht deßwegen billigen, weil ſie wiſſen, daß ich ohne Verſchulden litt, und weil ſie noch, als edle, ungefeſſelte Preußen, unter Wilhelms Scepter denken dürfen.

Gewiß iſt es, daß ich der Großmuth des Landgrafen von Heſſen-Caſſel alles zu verdanken habe. Hätte dieſer ſcharf inquirirt, ſo wurden ſicher viele Menſchen unglücklich, und ich verlor dabey nichts als meinen Kopf, den ich ohnedem nicht länger in des Ketters Schmach und Ungemach tragen wollte.

In Wien ſelbſt hätte mich niemand bedauert, weil mein Entwurf nur dem bekannt

war, welcher mich verrathen hat. Es war der Mann, der mein Vermögen währender Gefangenschaft administrirte. Hätte ich nun auf eine so glänzende Art meine Freyheit erhalten, und meiner Monarchinn zugleich einen so wichtigen Dienst geleistet, dann hätte er mir sicher Rechnung von seinem Haushalten legen müssen. Er hoffte mich aber durch Entdeckung meines Vorhabens auf ewig von Wien zu entfernen, und hiedurch schlug meine Hoffnung fehl.

Ich erhielt aber 3. Jahre nach dieser Begebenheit dennoch meine Freyheit. Was mir aber in Wien für Belohnung wiederfuhr, dieses ist mit Schauder im zweyten Bande meiner Lebensgeschichte zu lesen, — — wo eben derselbe Mann, der mich verrathen hatte, Mittel fand, mich beynahe auf ewig in Grätz einsperren zu lassen, und mir auch niemals Rechnung gelegt hat. Er ist auch der einzige von meinen Feinden und Verräthern, der im Scheine eines ehrlichen Mannes erst unlängst starb, und das, was er mir entriß, zugleich lachenden Erben ruhig hinterlassen hat.

So

So iſt eigentlich die wahre Geſchichte dieſer merkwürdigen Begebenheit, welche mir leicht das Grab und den Nachruf: der Lohn eines Landesverräthers, hätte zuziehen können.

Gottlob! aber ich habe mich gerechtfertigt. Gefühlvolle vernünftige Menſchen entſchuldigen mich gegenwärtig. Und da ich den ganzen Vorgang hätte verſchweigen können, und ihn nur aus übertriebener Aufrichtigkeit, zu meinem Nachtheil, erzählte, ſo wird er meinem Buche deſto mehr Glauben und Aufmerkſamkeit verurſachen.

Der Kritiker ſchreibe hierüber, was er wolle.

Der Chriſt fodert freylich gänzliche Ergebung in den göttlichen Willen, und tadelt alle meine eigenmächtigen Entſchlieſſungen zur Flucht, deren Folgen mir alle zur Laſt fallen.

Friedrich war ja auch ein Geſalbter des Herrn, deſſen ungebundener Willen auch ſicher mit den Rathſchlüſſen der ewigen Vorſehung einſtimmen mußte. Denn ohne Gottes Zulaſſung geſchieht ja nichts in der Welt. — Ich war nach dieſem Grundſatze demnach ein Rebelle gegen des Monarchen Befehl. Er gebot, ich ſollte im Kerker geduldig leiden:

Die mich bewachten, erfüllten Seinen Willen und ihre Pflicht. — Ich wollte entfliehen, und war folglich ein ungehorsamer Bösewicht, der doppelte Streiche verdient, weil er sich gegen Gott und seinen Gesalbten auflehnt.

Freylich gebührte mir, nach diesen monarchischen Grundlehren, das Rad, und noch jetzt weder Achtung noch Nachsicht.

Ist es aber meine Schuld, wenn ich nicht alles glauben konnte, was die Kirche in diesem Fache zu glauben gebietet? Und wenn ich wie ein Republikaner dachte. Aus dem Völkerrechte, aus dem Naturgesetze hatte ich ganz entgegengesetzte Grundregeln eingesogen, und mit diesen will ich sterben, wenn mich gleich meine Kritiker deswegen als einen hartnäckigen Atheisten und strafbaren Freygeist schildern wollten.

Der Glaube ist nicht jedermanns Ding — sagt Paulus.

Ists aber wohl meine Schuld, wenn der Geist Gottes mich im Gefängnisse verließ, und mein Geist mir nicht gestattete, durch Niederträchtigkeit die Martyrerkrone zu verdienen?

Verdammt, ewig verdammt werde ich alſo wohl in allen deſpotiſchen Staaten bleiben. Und weil Pluto gleichfalls keinen Widerſpruch leidet, ſo will ich doch noch, ſo lange ich lebe, da raiſonniren, wo ich ein Menſch bin, und wo ich mich berechtigt glaube, unſer Menſchenrecht zu vertheidigen.

Dieſes Raiſonniren hat man mir in meiner Lebensgeſchichte geſtattet, und folglich iſt mir auch noch etwas bey Vertheidigung derſelben zu ſagen erlaubt. Längſt habe ich mich gewundert, daß aus den Franciſcanerklöſtern nicht ganze Folianten gegen dieſelbe im Drucke erſchienen ſind. Der Gewinnſt für einen Buchhändler wäre eben ſo ſicher, als der für den Apotheker.

Der Vorwitz allein, zu leſen, was man wider den Trenck ſagen wird, reitzt ſchon eine Menge Menſchen aller Gattungen zum Kaufe. Die Zahl der klugen und ehrlichen Leute iſt nicht groß. Dieſe leſen es doch, um wenigſtens Witz in weit hergeholter Kritik zu ſuchen: Sie finden aber in den bisher gegen mich verbreiteten Brochuren weder Beſcheidenheit, noch Menſchenverſtand, ſondern Unſinn und auto da Fé. — Und die mit

Verachtung wegegeworfenen Blätter gerathen dahin, wo man sie nach ihrem Werthe zu brauchen weiß. Da aber nur alle böse Menschen, alle niederträchtige, auch alle Mönche meine geschworne Feinde sind, so ist der Abgang aller Schriften, die mich tadeln und schimpfen, gewiß eben so groß, als er ehemals von der Legende der Heiligen war. Jeder Beichtvater befiehlt seiner Gemeine, meine Lebensgeschichte als ein Teufelswerk zu verbrennen, dagegen aber alle Blätter meiner Widersacher zu kaufen, und als Evangelia zu glauben. Nun schreyt auf einmal alles Kreuzige! Kreuzige! Und der Verleger solcher Chartecken erreicht seine Absicht.

Um übrigens doch auch etwas in gehöriger Ordnung auf die sogenannte Beleuchtung meines Verläumders zu antworten, weil man es in Berlin von mir fodert, berühre ich folgendes nur summarisch.

„ Seite 13. Heißt er mich einen Verräther des Vaterlandes, der sein Schicksal „ durch schlechte Thaten verdient hat.

Elender Kerl! Männer, die schlechte Thaten begiengen, erhalten von Friedrich Wilhelm gewiß keine Pension, keine öffentliche

Ge-

Genugthuung, ſo wie mir geſchehen iſt. Sie treten auch bey Hofe nicht mit erhabner Stirne auf, wie ich, und werden in Geſellſchaften des königlichen Hauſes, der Miniſter, und Generale nicht ſo liebreich empfangen.

Seite 14. Heißt er den Styl meiner Geſchichte roh, unculiviert, und ſagt — Ein Schüler der unterſten Klaſſe könne beſſer ſchreiben wie ich.

Hierauf laß ich meine Leſer antworten. Gottlob, daß ein ſolcher boshafter Menſch meinen Werth weder beſtimmen, noch den Abgang meiner Schriften hindern kann. Unſre ächte deutſche Gelehrte, und die, welche gern die Sprache des Herzens leſen, haben ein ganz anders Urtheil gefällt.

Seite 26. Zeigt er, daß er richtig das Lateiniſche deutſch überſetzen kann. Hier ſagt er — — — Flectere ſi nequeo Superos, Acheronta movebo, hieße auf deutſch: Verlaſſen von Gott, will ich dem Teufel dienen. Oder, da ich dem Himmel nicht trotzen kann, ſo will ich die ganze Hölle umkehren.

Flectere, den Himmel bewegen, heißt alſo bey ihm Trotzen. Schön verdollmetſcht, um heraus zu bringen, was in Aachen die

Franziskaner sagten, daß der Trenck ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen habe. — Ferner heißt er mich einen Vermessenen, der den Himmel stürmen will, und den der Blitz in die Tiefe herabschleudert. —

Bravo! Aber sein Blitz, mein lieber Zoile, beschädigt mich gewiß nicht. Gottlob! Ich stehe noch auf dem Erdballen recht fest, und ein solcher falscher Ausleger kann mich gewiß nie strafbar schildern. Die kluge Welt wägt den Mann nach dem innern Werthe ab. Und dergleichen mit der Geduld ihrer Leser freyende Kritiker, gehören unter die bösen Buben.

Er heißt mich auch eben daselbst lasterhaft. — Bis in mein 63stes Jahr hat mir aber noch niemand auf Erden ein Laster vorwerfen können. Mein Lebenswandel ist weltkündig, und über allen Tadel erhaben.

Seite 27. verurtheilt er mich, den Kopf zu verlieren. Der Mann muß das Jus criminale in Algier studiert haben, weil er frech genug ist, alle große Männer in Wien und Berlin einer Partheilichkeit zu beschuldigen, die meinen Kopf, anstatt ihn herunter zu schlagen, vielmehr in allen Gesellschaf-

ten

ten ſuchen, und ſich freuen, daß ich ihn noch mit Ehre und Beifall trage.

Seite 28. Bin ich gar ein Ravaillac. — Welch ein Gleichniß? Wer ſieht nicht, daß niederträchtige Fühlungen ſeine bezahlte Verläumderfeder führen. Wo findet man wohl in meiner Geſchichte eine Aehnlichkeit mit einem Ravaillac? Welcher Pabſt oder Beichtvater könnte wohl den Trenck bewegen, fanatiſch zu werden?

Eben daſelbſt verurtheilt er mich nun gar zum Staupenſchlag und Zuchthaus.

Sollte wohl eine geſunde Polizey und Cenſur einem Buchhändler geſtatten, dergleichen grobe Schmähſchrift in einer Reſidenz zu verkaufen, wo ich des Kaiſers Uniform trage, und in das Appartement nach Hofe gehe? Wäre ich nicht berechtigt, dergleichen Verleger ſelbſt zu züchtigen, weil ich einem incognito auftretenden Pasquillanten den Stock nicht in natura kann empfinden laſſen?

Meine Schriften ſind auch bereits von ihm nicht nur in die Apotheken, ſondern ſogar zum Scheiterhaufen verdammt. Indeſſen ſind gewiß im vorigen Jahre mehr als 60000 Exemplare verkauft worden. Meine Geſchichte

iſt

ist bereits in 6 Sprachen übersetzt erschienen. Ehre und Beweis genug für mich. Man lese auch die Göttinger, Berliner, Hamburger, und Königsberger Recensionen, und schließe dann, was dem Verfasser und Verleger solcher Schmiererey gebühret.

Seite 29. entsetzt sich sogar der Teufel vor meinen Lügen. Aber bis dato hat mir noch kein ehrlicher Mann, keine Obrigkeit eine Lüge vorgeworfen. Alles, was ich schrieb, ist legaliter erwiesen. — Ich bin auch nach seinem Urtheil kein Christ, weil ich den großen Friedrich lästere. — Schön argumentirt. Man suche doch in allen meinen Schriften eine Stelle, wo ich Ihn lästere! — Er sagt: — Im Grabe. — Auch dieß ist nicht wahr. Ich schrieb meine Geschichte 6 Monat vor seinem Tode.

Was er übrigens von meiner Auflehnung gegen Gottes Obrigkeit schwätzt, das ist freilich recht schön theologisch, so wie Samuel von der Gewalt der Könige raisonnirt. — Ich glaube hiervon eben nicht, was Samuel lehrt, und dieser Vorwurf trift den gewiß nicht, welcher sein Recht, seine Unschuld nur gegen Gewalt und Machtsprüche vertheidigt,

auch

auch ewig nicht glauben noch lehren wird, daß ein Unterthan kein Eigenthum besitze, oder ohne Ehre noch Selbstliebe Fesseln tragen solle. Daß mich aber ein Machtspruch wirklich traf, wirklich unterdrückte, dieses ist nunmehr ohne Widerspruch weltkündig.

Dann schnarcht er auch viel von meinen Mordthaten und Blutschulden, die ich bey Vertheidigung meiner Freyheit auf mich geladen haben soll. — Hierauf antwortet aber der Mann ohne Vorurtheil gar nichts, der das Naturrecht kennet. Falls ich aber den groben Lügenschmierer irgendwo ertappte, und ihn, durch derbe Nasenstüber, Blut vergiessen machte, dann würde ich allenfalls nur solches Schurkenblut vergiessen, als das war, welches Er rächen und vertheidigen will.

Seite 33. erzählt er sogar einen ganz neu erdichteten Vorgang von der eigentlichen Quelle meines Schicksals, so klar, so wahrscheinlich, als ob er selbst in meinem Inquisitionsprozeß das Protokoll geführet hätte.

Die Sache selbst ist aber buchstäblich nicht anders wahr, als ich sie in meiner Geschichte erzählte, und in Berlin durch Augenzeugen legalter erwiesen habe. Der Monarch selbst

und die Berliner Staatscensur haben mir auch deßhalb erlaubt, sie just so, wie sie da steht, zu meiner Ehre und Rechtfertigung drucken zu lassen. — Dieses zeigt schon, wie boshaft mein Aggresser sey, welcher, um mich zu beleidigen, ganz dummdreiste Lügen aus dem Stegreife hervorsucht, deren Gegentheil Millionen Menschen unwidersprechlich aufgedeckt vor Augen liegt. Ich bin auch gewiß, daß jeder preussische Offizier ihm die Ohren zausen würde, wenn er nur irgendwo zu finden wäre. Solche Schufte aber, die einem ehrlichen Manne Verbrechen auflügen wollen, die ihm auch sogar seine Feinde nie vorgeworfen haben, verdiente, daß ihn die Berlinerpolizey aufsuchen ließ, weil er die beschimpft, welche meine Sache gründlich untersucht, und mich unschuldig, auch lohnwürdig erkläret haben. Einen solchen bissigen Hund, sollte man dahin führen, wo die Zetto, Abramsons, Weinaarten und Kriegel, diese edle Männer, die Er allein ehrwürdig heißt, ihren verdienten Lohn erhielten. Wunderbar bleibt es allezeit gewiß, daß bisher alle die, welche mein Unglück beförderten, als öffentlich gestrafte Schelme gestorben sind,

und

und noch dis hieher kein ehrlicher Mann mein Feind war.

Seite 35. & seq. will er einige bekannt gewordene Fehler des großen Friedrichs rein waschen. — Was für ein lächerlicher Hercules steht auf dem Kampfplatze da? Elender Zwerg! ohnmächtiger! tollkühner Scribler! Verkrieche dich in deine Vipern höhle! dort zische, und spritze Gift von deiner Natterzunge. Du kannst die Tugend weder vertheidigen noch schänden. — Krieche aber nie hervor, um nicht gekannt und zertreten zu werden! Nicht alle Menschen nehmen ihre Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen. Ganz Europa hat gesehen, daß Friedrich auch kein Gott war. Meine Geschichte sollte nur erweisen, daß er gleichfalls irren konnte. Dieses ist geschehen, und mehr wollte ich nicht. Mehr hab ich auch nicht gethan, als gezeigt, daß ich nie ein strafbarer Uibelthäter war. Ich habe für mich rem judicatam. Die Fatalia sind verstrichen, und gewiß wird kein Winkelschreiber restitutionem in integrum erwirken, wo secundum acta, facta & probata mein letztes Urtheil gesprochen wurde. Ich überlasse die Bestrafung eines

aes Menschen, der sich selbst brandmarckt, dem Ausspruche des Richters da, wo meine Sache nunmehro die Seinige ist.

Seite 49. schwätzt er vom Ablaß und Mordthaten. Ob ich aber jemals ein Mörder war, dieses hat mich noch niemand beschuldigt, und ist auch schon in diesen Blättern beantwortet.

Nur allein hab ich bey Gelegenheit eines solchen Vorwurfs hier zu erinnern, daß ich im Irrthum war, da ich in meiner Geschichte erzähle, daß die, welche mich bey Czenstochowa auf der Landstrasse angriffen, Fouquetsche Offiziere gewesen wären. Nein, ich habe erst jetzt in Königsberg entdeckt, daß es nur Werbunteroffiziere aus einer schlesischen Garnison gewesen sind, die mich gar nicht kannten, die Fouquet nicht nachgeschickt hatte, und die mich nur fangen wollten, um einen großen Rekruten zu erobern. Sie sturben von meiner Hand, bey meiner natürlichen Vertheidigung in einem freyen Lande. Ob nun dieses eine Mordthat sey, entscheide jeder ehrliche Mann.

Endlich will er auch alle preussischen Gelehrten aufmuntern, um gegen mich zu Felde

zu

zu ziehen. Aber Preußens edle Männer kennen mich und mein Schicksal alle. Sie sind Freunde der gerechten Sache, und freueten sich alle über meinen Sieg. Sie kannten ihren König so wie ich, und meine Geschichte war ihnen bekannt, noch eh ich sie geschrieben habe.

Bey dem großen Manne, dem Minister Herzberg, war ich täglich im Hause. Jedermann weiß, daß Er mich schützt, weil er mich geprüft hat. Herzberg liebt, und schützt aber gewiß keinen Böswicht, keinen Verläumder Friedrichs, keinen öffentlichen Lügner. Er selbst hat nach richtiger Ueberzeugung, und strengsten Prüfung der Wahrheit, dem Monarchen referirt, daß mir Lohn und Achtung gebühren. Und Er selbst gibt mir das richtige Zeugniß, daß alles, was ich schrieb, reine Wahrheit sey.

Der gaukelnde Vertheidiger Friedrichs, nachdem er sich satt geschimpft hat, fodert alle Brandenburger auf, um mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, und des todten Königs Ehre zu vertheidigen.

Aufwiegler! Verläumder! frecher Lügner! Wer wird deinem Schlaugengezische Ge-

hör geben? Wer sieht nicht, daß du nur ein Lotterbube bist, der seinen Namen vor der ehrliebenden Welt verbergen muß? — Nenne ihn! — Gleich werden Brandenburger Hundepeitschen dich über die Gränze treiben.

Seite 15. muntert er auch alle Oestreicher, so wie ein am Scheiterhaufen wütender Dominikaner, auf, daß sie sich an mir rächen sollten, weil ich frey erzählt habe, was mir in Wien geschehen ist. Sollte er denn wohl allein gar nicht wissen, daß alle drey Theile meiner Geschichte in Wien selbst censurirt, approbirt und gedruckt wurden? Daß der Monarch sie sebst gelesen, und seines Beifalls gewürdiget hat. Daß ich seine Uniform noch heute mit Ehre trage, daß ich 1000 fl. Pension geniesse, daß ich bei Hofe mit Achtung erscheine, und daß man **Alles**, was ich geschrieben habe, auch in Wien wirklich wahr gefunden habe? Merkwürdig ist — — —

Er sagt, daß ich so viel ehrliche Wiener genannt habe, die mich verfolgt haben sollen. — Proficiat! Eben die Männer, für die er spricht, starben im Zuchthause. Ihr Vertheidiger muß demnach von eben der edlen Gattung

tung seyn, dem nur bisher noch kein, seiner Ehre gebührendes Quartier angewiesen wurde.

Der Elende redet im Namen der edeln Preußen —

Wir müssen nicht dulden ꝛc. ꝛc. —

Ich bin aber gewiß, daß er in Preußen nirgends mit solcher Anrede auftreten dürfte. Die Kenner meiner gerechten Sache würden ihn in das Narrenhaus führen, oder die Polizey ihre Zuchtruthe ausstrecken. Wehe ihm aber, falls er in die Hände meiner Söhne oder Vettern und Enkel geräth, oder wenn ihn jemand meiner Freunde auskundschaftet. Man würde ihm gewiß mit einer Feder antworten, die von einer Haselnußstaude geschnitten ist, und sein Verleger müßte Kapriolen mit ihm machen.

Seite 49. tadelt er mich, weil ich sage, daß Friedrich mißtrauisch war.

Er hat also die Memoires de Brandenburg par la main du maitre gewiß nie gelesen, wo der Monarch selbst schreibt „ Die Verläumdung findet mehr Gehör bei einem Monarchen als die Rechtfertigung, weil wir mehr Gelegenheit haben, das menschliche Herz kennen zu lernen. „

Hieraus folgt der Grundsatz: — Besser tausend Unschuldige verdammen, als einen Schuldigen lossprechen — So dachte aber Titus und Antonin nicht. Wehe dem Staate, wo der Fürst Denuncianten anhöret, und Ohrenbläser zur Verläumdung anleitet — Manchen wackern Mann, und mich selbst traf das traurige Schicksal, in solche Hände zu gerathen, und ungehört verdammt zu werden, da der Monarch noch jung war, und die Wirkungen der Verläumdung wenig kannte. Deshalb allein hab ich laut geschrieen, weil es meine Haut galt, und mein Gewissen vorwurffrey war. Und ich gestatte meinem Tadler gleichfalls laut zu schreyen, falls ihn jemand meiner Freunde entdeckt, und ihm den verdienten Lohn auf den Rücken abmessen wollte.

Uibrigens weiß man auch, daß der grosse Friedrich nie wiederrufen wollte, was er einmal befohlen hatte, und daß sein Haß unversöhnlich war. Ich war das Opfer seines ungebundenen Willens: ich habe aus Bescheidenheit keine fremde, sondern allein meine Geschichte erzählt, und hierzu berechtigte mich die Eigenliebe und Selbsterhaltung.

Auch

Auch als einen Ehebrecher verurtheilt er mich Seite 51. zum Tode — Der Mensch ist wohl gar ein Jude, oder ein wohl conditionirter Hahnrey, weil er so streng verdammet. In meiner Geschichte findet man aber gewiß keine Spuren, daß ich jemals von der Gattung niederträchtiger Ehebrecher war, die Freunde unglücklich machen, und Eintracht verstöhren. Wenn ich in meinem 80sten Jahre noch wegen eines solchen Verbrechens geköpft werden soll, dann will ich den strengen Herrn Bußpredigr zu meinem Galgenpater wählen, und ihm recht viel Stof zur geistlichen Moral geben.

Eben daselbst sagt er auch — er habe mir bereits erwiesen, daß ich untreue Gedanken gegen Preußen und Oesterreich gehegt, und auf beiden Seiten treulos gehandelt habe.

Frecher hat gewiß noch niemand gewagt, das Publikum zu belügen und die Ehre eines Mannes zu beleidigen, welcher noch gegenwärtig wirklich von beiden Höfen eine Pension genießt, und unter den ersten Männern im Staate mit Achtung auftritt — Wie wenig kennt der Mann meine Geschichte, noch weniger die erhabene Rolle, welche ich wirk-

lich noch spiele — Man frage doch den ehrwürdigsten Patrioten unsers Zeitalters, den grossen Mann und Minister in Berlin, Graf Herzberg, den wirklichen Enthusiasten, den redlichsten Geschichtschreiber des grossen Friedrichs — ob der Trenck jemals ein Uibelthäter oder treuloser Mann war? Dieser preussische Patriarch öfnet seine Thüre, sein Cabinet, und sein Herz gewiß keinem Feinde seines Königs noch seines Vaterlandes. Bedarf ich mehr Beweis für mich? In Wien brauche ich gewiß noch weniger Rechtfertigung. Der Monarch kennt mich und mein Herz, und die Folgen meines Betragens werden auf beiden Seiten meine Ehrensäule bauen.

Weiter vergleicht er mich gar mit einem Goldbörsendiebe, und mit einem Erostrat, um Ruhm zu erwerben. Stammt mein vor den Augen Europens erworbener Ruhm aber wohl aus unedlen Quellen? — Bösewicht! — Tadle mit Grund! Aber lästre keinen Mann, den jede gute Polizey gegen dergleichen Angriffe vertheidigen muß, und dem du, samt deinen Verlegern, nicht würdig bist, die Schuhriemen aufzulösen.

Sel-

Seite 53. lügt er abermals ganz unverschämt, daß ich im Jahr 1754 in Danzig grobe Satyren gegen den König habe drucken lassen.

Ich gebe dem tausend Dukaten Remuneration, welcher eines dieser Blätter aufzuweisen hat.

Erst im Jahr 1767 folglich 4 Jahre nach meiner Gefangenschaft erschien ich zum erstenmal im Litteraturfache auf der Weltbühne. Der Kerl schreibt wirklich alles, was ihm träumt, oder etwa ein Trödelweib erzählt hat. Meine Danziger Geschichte ist buchstäblich wahr, so wie sie von mir geschrieben da steht, und macht mir ohne Widerspruch Ehre. Ich erwarte noch sogar Entschädigung vom Magistrate durch Protektion des preußischen Hofes, und habe mit ihren Deputirten in Berlin, bei dem Minister Grafen Herzberg, zu Mittag gegessen.

Auf eben dem Blatte vertheidigt er auch den Major Bruckhausen, weil ich ihn im Grabe lästre. Er weiß aber nicht, daß mein Major Mops noch im Gefängnisse geschrieben wurde. Ich war auch 12 Jahr in Freyheit, da Bruckhausen noch lebte, und dennoch hat er mich in Aachen nicht besucht. Wer mich

kennt, der weiß, daß ich meine Feder auch da, wo es nöthig ist, mit dem Degen vertheidige, und daß ich Freunden und Feinden die Wahrheit unter die Augen zu sagen gewohnt bin. Nie hab ich die Lebendigen gescheut, nie Wehrlose angegriffen. Aber auch todten Schurken werde ich keine Lobrede schreiben, wenn auch ihre Erben mich zum Widerrufe bestechen wollten.

Seite 54 will er gar ein Staatsmann seyn, und versichert, Maria Theresia habe sogar im Friedensschluß mich nicht zurück verlangt.

Bösewicht! du lügst überall! Der Minister Herzberg lebt noch, und dieser gibt mir das Zeugniß, was er bei dem Hubertsburger Frieden meinetwegen mit dem kaiserlichen bevollmächtigten Baron Collenbach zu thun gehabt. Auch dieser lebt noch in Wien, und sagt jedermann, daß ihm die Monarchin aufgetragen hatte, auf alle mögliche Art für mich zu arbeiten.

Seite 56. sagt er, ohne zu erröthen —, Friedrich habe nie einen Machtspruch gemacht, noch vollzogen —

Wie schön ist er in Preußens Geschichte bewandert! Ich glaube nicht, daß es nöthig sey dieses zu widerlegen, wenn gleich meine Geschichte eine Lüge wäre. Genug, daß ich meinen Fall erzählt, erwiesen, auch Genugthuung erhalten habe.

Seite 58. schickt er mich in das Narrenhaus, weil ich sage, daß ich mir Einsichten erworben habe. Leser meiner Schriften! Männer! die ihr mich persönlich kennt! entscheidet! Der Trenck ist ein Dumkopf! — Und sprecht das Urtheil meines Gegners und seiner Verleger!

Seite 57. ist meine Lebensgeschichte seicht, eckelhaft, voll Rodomontaden, und er hätte sie auf 10 Bögen geschrieben. Auch nicht einmal ein Weitzenkorn findet er unter allem meinem Unkraut. Ich bin ein elender Schmierer, ein einfältiger Tropf ꝛc. ꝛc.

Was soll ich hiezu antworten? — Wer wagt für mich gegen einen so wichtigen Machtspruch meine elende Feder zu vertheidigen.

Seite 64. bin ich deßwegen eidbrüchig, weil ich meine Lebensgeschichte geschrieben habe. — Diesen Vorwurf will ich gerne leiden. Friedrich Wilhelm hat mich absolvirt. Er

macht mir Ehre, und hat niemand beleidigt, als Verräther und Böſewichte.

Seite 62. wird endlich mein ganzes Schickſal von ihm entſchieden. Das entgegengeſetzte Urtheil hat mir aber bereits die groſſe und kluge Welt geſprochen. Was ich von Wien und Berlin ſchrieb, iſt wahr gefunden worden. Ich bin belohnt, und das ohnmächtige Schnarchen eines verächtlichen Winkelſchreibers kann mir und meinen Schriften nicht mehr nachtheilig ſeyn.

Endlich iſt er auch der Schutzpatron der ehrlichen Männer, die in Wien mit dem Beſen in der Hand im Zuchthauſe ſtarben. Man ſollte hieraus gar ſchlieſſen, der Mann ſey auch ein Referendarius gleicher Art, weil er ſeine Collegen ehrlich heißt. Er iſt höflichſt eingeladen, in Geſellſchaft ſolcher ehrlichen Männer in Wien aufzutreten. Der Beſen würde ihm mehr Ehre als die Feder, in einer Fauſt machen, die Kerle ſeiner Gattung rein waſchen will.

Seite 64. iſt er der Sachwalter der Aachner Geiſtlichkeit und Pharao Spielergeſellſchaft. Meinetwegen! Für ſo rühmliche Arbeit, gehört ein ſolcher Schriftſteller. Ich habe Ehre

und

und Genuathuung genug gegen die Aachner erhalten. Ihr bezahlter Referent in Wien, der Reichshofrath Graf Grävenitz iſt kaſſirt und fortgejagt worden, weil der Monarch durch mich den Mann kennen lernte.

Ich rathe demnach ſeinem ruhmwürdigem Sachwalter, daß er ſogleich nach Aachen, Spaa und Lüttich reiſe. Dort hat er ſichern Schutz und Lohn, auch Ablaß zu erwarten, wenn er den Trenk einen Erzketzer heißt, der mit dem Teufel ein Bündniß gemacht, damit er ihm Verſtand gebe, um ſich gegen Franzoſenweis zu vertheidigen. Dort kann er vom Biſchofe wohl gar zum Schreiben privilegirt, und zum Banquier am Pharaotiſche erhoben werden. Mir dünkt, dieß ſey iuſt das angemeſſene anſtändigſte Ehrenamt für einen Menſchen, der anderswo gebranntmarkt iſt, und die Zeichen mit einem reichen Gallakleid bedecken kann. Der Verleger ſeiner Beleuchtung meiner Geſchichte kann ihm, vom Gewinnſte des anſehnlichen Verkaufes, dieſes Kleid kaufen, und die Aachner Prieſterſchaft wird ihn ſchon nach Lüttich recommandiren. Dann erſcheint er auf dem Vauxhall wenigſtens als ein privilegirter Beutelſchneider,

und

und kann, wenn er sich reich filoutirt hat, seine Schriftstellerfeder ohne Reu und Leid niederlegen, womit er Männer meiner Gattung im Wesentlichen niemals beleidigen konnte.

Es gibt auch Erostrate in der Litteratur, die sich verewigen wollen, wenn sie Tugend schänden, und Laster bis zum Himmel erheben, besonders da, wo sich niederträchtige Buchhändler durch dergleichen Schriften bereichern dürfen. Der aber, welcher sich an mich machte, wird gewiß nicht verewigt. Ehrliche Leute lesen ihn, denken wenigstens etwas Solides zu finden — schütteln den Kopf, und tadeln die Polizey, welche solchen Muthwillen gestattet.

Endlich schließt er die letzten Bögen mit den Ruhmgepränge des grossen Friedrichs, welches meistens aus andern dergleichen Schriften zusammengestoppelt ist.

Alles Uibertriebene ist lächerlich. Ueber 100. Jahre, wenn niemand unsers Zeitalters mehr lebt, wird man bey solcher Schriften Durchlesung entweder sagen: — Friedrichs Geschichtschreiber waren niedrige Schmeichler,

ler, oder Enthusiasten. Oder er war wirklich kein Mensch, sondern ein Gott.

Ich werde keine Noten für Seine hinterlassenen Manuscripte schreiben. Gar nichts sagen, ist meiner Lage am anständigsten, am rühmlichsten. Da aber nicht nur dieser Mensch, sondern alle Ruhmprediger Friedrichs den Grundsatz festsetzen, als ob dieser grosse König Alles allein für die Wohlfahrt seiner Unterthanen, und nichts für sich selbst gethan habe, so erlaube man mir wenigstens hierauf einen einleuchtenden Einwurf zu machen.

Ruhmsucht war Friedrichs Zielscheibe, sonst hatte Er keine andere. Die Wohlfarth seiner Unterthanen war nur das Zufällige, welches aus der Beförderung seiner Lieblingsneigung erwuchs, und weil ihm seine Entwürfe glückten.

Niemand wird doch wohl behaupten können, daß vor 40 Jahren Friedrich dachte, die gegenwärtigen Enkel seiner Unterthanen glücklich zu machen, da er ihre Väter auf die Schlachtbank führte. Gewiß war dieses nie die Absicht der Staatsklugheit, blutiger

Krie-

Kriege, Bemühungen, Nachtwachen und Herkulesarbeit.

Es ist wahr, die Zufriedenheit des jetzt lebenden Geschlechtes entstand aus dem Unglücke ihrer tapfern Ahnen. Aber die Väter und Großväter der jetzigen Preußen, eben dieselben Preußen, mit welchen Friedrich Schlachten gewann, und Länder verwüstete, waren gewiß nicht glücklich, empfanden auch keine Ursache Ihm verbindlich zu seyn. Ihre Felder waren verheeret, ihre Häuser abgebrannt, ihr sauer erworbenes Gut geplündert, oder in falsche Münze verwandelt, ihre Weiber und Töchter genothzüchtigt, ihr Nahrungsstand zu Grunde gerichtet. Ihre Söhne wurden gezwungene Rekruten, und sie selbst elende Wagenknechte. Zwanzig tausend fielen, und bluteten oft an einem Tage, wenn sie durch des Heerführers Schuld überfallen wurden.

Wie viele starben elend, verzweifelnd, vernachläßigt in Hospitälern, wie viele wurden verstümmelt bey Angriffen, wo der Sieg selbst nichts entscheiden konnte, und leiden noch jetzt am Bettelstabe? Was für Ströme rechtmäßiger Thränen weinten nicht Wittwen

wen und Waisen, unglückliche von Haus und Gütern vertriebene Bauern und Bürger? die geplündert, oft gar unschuldig gefoltert und gehenkt wurden. So viele tausend Menschen wurden arm und elend durch Friedrichs Kriege, die vom Heldenehrgeitze angefächelt, Tod und Verderben verbreiteten. — Und von allem diesem über ganz Deutschland ergangenen Uebel und Unheil schweigen alle Geschichtsschreiber Friedrichs gewiß, sprechen vom Vergangenen gar nichts, und wollen die jetzt lebenden Preußen glauben machen, Es sey alles für Sie geschehen.

Man frage doch ein jedes Volk auf Erden, — ob sie sich wohl einen solchen König wünschen, wie Friedrich war, welcher um seine Entwürfe auszuführen, gegenwärtig das Vaterland verwüsten und entvölkern muß, damit nach 50 Jahren die Enkel der Jetztlebenden im Wohlstande leben können.

Ich bin gewiß, ein jeder wird seine gegenwärtige wirkliche Zufriedenheit der zukünftig möglichen, aber noch zweydeutigen vorziehen, welche erst erfolgen kann, wenn er für sich selbst bereits Leben und Güter verlo-

ren

ren hat, und nichts von der künftigen Glückseligkeit empfinden kann.

Wir Christen sind klüger, als Abraham, Isaak und Jakob, und wenn gleich mein Samen so, wie der ihrige, wie die Sterne am Himmel vermehrt wird, so danken die polnischen Betteljuden doch dem Held Josue gewiß weniger für die Eroberung Canaans, als die reichen Patriarchen Pinto in Holland, und Itzig in Berlin.

Friedrich wurde groß, und bleibt in der Geschichte verewigt, weil seine Nachbarn so schwach waren, so wenig die Gelegenheit zu benutzen wußten, um Seine Entwürfe scheitern zu machen. Wie oft hieng die Wohlfarth seines ganzen Staats von der Entscheidung eines einzigen Tages ab. — Alles hat geglückt. Friedrich lebte, und starb groß. Aber gegen die Art, wie er seinen Zweck erreichte, kann ein unpartheyischer Geschichtsschreiber merkwürdige Anmerkungen zur Belehrung der Nachwelt beyfügen. Ich selbst könnte den besten Stof hierzu hergeben. Ich will und werde es aber nicht thun, und die Ursachen, warum ich zurück halte, stecken eben nicht in der Furcht irgendwo zu mißfallen, oder ge-

ta-

tadelt zu werden, sondern in meiner Geschichte selbst, in meinem Herzen, und in der entschiedenen Ehrfurcht, welche ich für alle grosse Männer empfinde, die Wissenschaften beförderten, und der römischen Priestermacht Schranken zu setzen wußten.

In dieser Gestalt, und als einen klugen Gesetzgeber verehre ich auch den edeln König der Preußen im Grabe, gewiß aber nicht deßwegen, weil Er Schlachten gewann, ganze Provinzen zerstörte, und mit ungebundenem Willen Monarch war.

Ich wünsche meinem Vaterlande den Genuß, die Dauer ihres errungenen Glückes von Herzen; werde den aber nie gerecht noch unfehlbar heissen, der mich seinem Eigensinne aufgeopfert hat, und meinem Betragen nie Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Hiemit glaube ich die schöne Beleuchtung meiner Geschichte so beantwortet zu haben, wie es meine Freunde in Berlin von mir foderten. Und diese Rechtfertigung wird hinlänglich für alle die seyn, denen es etwa gefallen wird, gegen dieselbe zu Felde zu ziehen. — Ich werde aus meiner Verschanzung gewiß keine Bomben gegen so verächt-

liche Feinde werfen. Nasenstüber sind hinlänglich sie zurückzuschrecken. Vor der Wahrheit Glanz verkriechen sich dergleichen Litteraturfledermäuse, und der Buchhändler, welcher allein durch Schmähschriften gegen den Trenck in Berlin reich werden wollte, würde bald betteln gehen. In Ländern, wo Pfaffen und Schurken das Obergericht haben, ist allein noch Gewinnst für dergleichen Fabriken zu erwarten. Zu diesem wünsche ich von Herzen proficiat! weil ich in meinem ganzen Leben nur den Beyfall der scharfsichtigen und ehrlichen Leute bearbeitet habe.

Punctum.

Es erfrecht sich sogar Herr Wucherer in Wien, und kündigt in seiner Handlung ein ganz neues Buch an, unter dem Titel — **Der zweyte Trenck.** — Alles eilt herbey, vom Titel geblendet, in Hofnung, eine Geschichte zu lesen, die wenigstens der meinigen ähnlich ist. — Aber das Publikum ist durch einen falsch anlockenden Titel betrogen, und der Herr Verleger lacht. — Ob es übrigens in einem gesitteten Staate mit Recht erlaubt sey, daß ein Buchhändler den Namen eines Mannes meiner Gattung für seinen schänd-

lichen

lichen Eigennutz so willkührlich, so ungestraft mißbrauchen könne, dieses überlasse ich dem Urtheile einer gesunden Polizey. Ich glaube wenigstens, unser ehrwürdiger Feldmarschall Loudon würde den Verleger gewiß ernsthaft züchtigen lassen, der ein Buch öffentlich mit dem Titel ankündigte: — Der zweyte Loudon; und dann für seinen Helden in der Geschichte einen Gegenstand wählte, der gar nicht verdienet, ihm an die Seite gestellet zu werden.

Mich kann ein solcher Mensch nicht beleidigen. Das Publikum hingegen ist betrogen. Oder, dürfen Buchhändler ungestraft beleidigen? Man halte die Geschichte des sogenannten Zweyten Trenck's gegen die meinige, vergleiche Person, Handlungen, Entschliessungen, Wissenschaften, Schreibart, Moral und Ueberraschungen mit einander — Dann sagt gewiß ein jeder — der Titel hat mich betrogen. — So muß mans aber machen, sagt Herr Wucherer, um die Wiener zu schröpfen, und seinen Beutel zu spicken; von rechtschaffenen Handlungen wird niemand satt. Und wer seinen Heerd nicht zu verstecken weiß, der wird wenig dumme Vö-

gel fangen. Vielleicht kommt aber die Zeit bald, wo ich fragen will, wer zu so schändlichen Beleidigungen das Privilegium gegeben habe.

Dem Ausspruche richtig abwägender Welt gemäß wird sobald gewiß kein Buchhändler einen Schriftsteller finden, der ihm einen zweyten Trenck mahlen, machen, und schreiben kann. Einen Romanenhelden kann man alles thun auch sagen lassen, was weder geschehen ist, noch gesagt werden darf. Aber die Rolle spielen, die ich, bis zur letzten Scene, mit allgemeinem Beifall entwickelte, das, was ich geschrieben habe, öffentlich sagen, drucken, mit Censur drucken lassen und behaupten dürfen; noch wirklich leben, und zwar an eben dem Orte mit Ehre und geachtet leben, wo man trockene Wahrheiten in den Bart wirft; sich sogar dagegen belohnt sehen, wo man verläumdet und verworfen war, — hierzu wird mehr erfodert, als die magere Geschichte eines sogenannten zweyten Trencks. Wenn alle die schon mit mir zu vergleichen sind, welche unschuldig im Kerker litten, und Mittel zu entfliehen fanden, so sind viele Geschichten auf gewisse Art, aber

nur

nur in einem Auftritte allein, der meinigen zu vergleichen. Wenn ich aber auch selbst mit meiner Art des Vortrages den schönsten Roman ausarbeiten wollte, worinnen tausend abentheuerliche Verwickelungen erdichtet, und so verwebt wären, daß sie den Vorwitz des Lesers dahin reissen, und sein Herz erschüttern müßten, — so wurde doch ein solches Buch nicht die Wirkung meiner wirklich belebten, und treu vorgetragenen Geschichte hervorbringen, weil man das bedauerte Schlachtopfer des Schicksals noch wirklich, wie den errettеten Isaak, lebendig sehen, — den Trenck, der selbst empfunden, auch selbst geschrieben, und durch sich selbst gesiegt hat, persönlich sprechen, sich von der Wahrheit überzeugen, und Ihm durch Mitleiden Freundschaft auch Achtung, den Lohn seiner Arbeit vergrößern kann.

Dergleichen lebendiges Buch wird Herr Wucherer wohl schwerlich in seinem Buchladen aushecken, seine Scribler und Taglöhner aber ewig nicht zusammenstoppeln. Und alle Freunde meiner Schriften werden sich künftig sicher von mir vor dergleichen Hintergehungen warnen lassen.

Einige hat man sogar wollen glauben machen, die Broschure, der zweyte Trenck, sey gleichfalls aus meiner Feder geflossen. Möglicher Irrwahn für die, welche mich nicht kennen.

Nein, noch nie gab ich einen Bogen unter anonimischem Namen heraus. Wo ich den meinigen nicht öffentlich beydrucken darf, bleibt das Manuscript gewiß begraben. Dieses kann der gewiß auf Ehre versichern, der bereits den macedonischen Helden, die Frau Justitia, die polnische Theilung, den Pater Pavian, und seine Lebensgeschichte mit Vordruckung seines Namens heraus gegeben hat. Wer ohne diesen etwas meiner Feder beimessen will, um Geld zu gewinnen, der ist ein Betrüger.

Ich bin künftig allein Verleger aller meiner Schriften. Wer sie lesen will, der wende sich an mich, so wird er nicht mit falschen Auflagen und Verstümmelungen gewinnsüchtiger Buchhändler berückt, und erzeigt mir zugleich einen Gefallen.

Uibrigens verdient meine Lebensgeschichte auch einen Vorwurf, der gerecht ist. Viele Stellen sind zur Zeit, wenn ich nicht den gu-

te

ter Schreiblaune war, nur nachläſſig hingeſchleudert. Und beſonders ſind viele Widerholungen in gleichförmigen Ausdrücken eingeſchlichen, die dem Leſer eckelhaft fallen.

Ich ſchrieb aber dieſe 3 Bände ſtückweiſe, und ſchickte die fertigen Blätter in die Druckerey, ohne eine Copie zu behalten, ohne das Ganze nochmals zu überſehen.

Wenn aber ein Schriftſteller vor den Augen der gelehrten und denkenden Welt auftreten will, ſo iſt es Pflicht für Ihn, und Beleidigung für ſeine Leſer, wenn er Fleiß ſparet, und ſich nicht einmal die Mühe geben will, das niedergeſchriebene Blatt zu durchleſen, auszubeſſern und leſenswürdig darzuſtellen.

Dieſen Fehler entſchuldige ich hiermit.

Alles was mir Mühe koſtet, das gelingt mir nicht. Ich ſchrieb zu einer Zeit, wo ich allein eine ſchwere Landwirthſchaft auf dem Halſe hatte.

Zu einer Zeit, wo mich tägliche Nothdurft drückte, und für Agenten, Advokaten und gegen böſer Menſchen Angriffe mehr Geld erfoderlich war, als meine Einkünfte hinreichten.

Acht Kinder, bey denen ich allein ohne Hülfe, selbst Instructor bin, und Vaterpflicht ließen mir wenig Zeit für die Litteratur. Und wer ein gutes Buch ausarbeiten will, der muß ohne Prozeß, ohne häusliche Sorgen leben. Meine Correspondenz ist weitläuftig. Dabey hatte ich Krankheiten zu überstehen, und große Reisen zu machen.

Wird man mich nun wohl entschuldigen, wenn ich noch hinzu füge, daß für einen Mann, der wie ein Journal gehalten hat, der Vorfälle, die sich seit 40 Jahren ereigneten, aus dem Gedächtniße herholen soll, wo fast jede Erinnerung das Herz empört, wo jeder Ausdruck Mäßigung fordert, um nicht alte Wunden aufzuritzen, und neue Feinde zu bewaffnen, der, wenn er gewisse überstandene Drangsale vorträgt, unmöglich mit kaltem Blute schreiben kann: und seine Lieblings empfindung unvermerkt deßwegen in verschiedenen Stellen widerholt, weil er die bereits in die Druckerey geschickten Blätter nicht überlesen hat.

Einem solchen Manne in meinen Jahren, dessen Gefühl bei jeder Erinnerung eines neuen Auftrittes, auch nach der Verschiedenheit

der-

derſelben gelenket wird, wo die Feder das niederſchreibt, was die Seele denkt, und vielleicht nicht geſchrieben da ſtünde, wenn ich in meinem Gedankenlabyrinthe weniger verwickelt geweſen wäre, wenn ich, nach gedämpfter Leidenſchaft, nochmals alles überleſen hätte, oder ein Freund, auch nur ein geſchickter Schreiber neben mir ſäße, der mir entweder die Fauſt zurück hielte, oder mich an Fehler erinnern könnte, — einem ſolchen Manne, den Unglück nicht nur müde, ſondern gar unzufrieden mit ſeinem Hierſeyn machen mußte, — der, wenn er nach Grundſätzen ein Menſchenfeind wäre, noch zu entſchuldigen iſt, — kann man wohl nicht übel deuten, wenn weniger Kunſt als Natur, zu wenig Ordnung, und überſehene Widerholungen in ſeinen Schriften billigen Tadel verdienen.

Meine Herren Drucker und Verleger haben nur auf Gewinn, nicht aber auf die Richtigkeit des Drucks geſehen. Und es ſind ſowohl in der Wiener als Berlinerauflage unvergebliche Fehler ſtehen geblieben, die das ganze Werk wirklich in den äuſſern Schalen verpfuſchen. Dieſe wird man mir hoffentlich nicht beimeſſen. Denn Buchſtabiren hab ich

gottlob gelernt. Da aber einige Stellen sogar durch so grobe Nachläßigkeit ganz verstümmelt sind, so will ich zum Beyspiele nur eine hier bemerken.

Im dritten Bande schließt mein Gedicht an den Herrn Professor Barth mit folgenden Zeilen.

Das Recht, das uns die Welt versagt,
Macht im Verlust den nie verzagt,
Den selbst verdiente Palmen zieren.

Der Drucker hat gesetzt. —

Das Recht, das nie die Welt versagt
Macht nie Verlust und nie verzagt,
Den selbst verdiente Palmen zieren.

Was heißt das gesagt? Unsinn — die schönste Stelle des Gedichts ist hiedurch unverständlich, seicht, sagt gar nichts und läßt auch dem Leser nicht den Druckfehler finden. In dem kleinen französischen Gedichte hat der Berliner Herr Verleger allein 29 Druck- und Sprachfehler stehen lassen, wovon gewiß nicht einer in meinem Manuscripte zu finden ist. Und die Wienerauflage ist nicht besser. Ich habe sogar Exemplare von Winkel-Nachdruckern gesehen, wo man vorsetzlich Stellen weggelassen, andere aber ganz mit

ver-

verdrehtem Sinne gedruckt hat, um meinen Schriften einen übeln Ruf zu machen. — Alles dieses ist nicht meine Schuld. Der Gewinnst von dem wirklich ungeheueren Abgange dieses Buches ist ohnedem fast ganz in den Buchhandlungen geblieben, und mir entrissen worden.

Die Kupferstiche sehen mir in den meisten Auflagen so wenig ähnlich, als dem großen Mogol, insonderheit hat Herr Wucherer in Wien einen alten Pavianskopf anstatt des meinigen geliefert. Da nun mancher ehrlicher Deutsche doch gerne ein ächtes gutes Original in seiner Bibliothek haben mögte; so soll binnen 3. Monaten eine neue Auflage von mir selbst mit allem Fleiße besorgt, die 3 Bände sollen in zwey zusammengezogen, und mit 8 feinen Kupfern, auch vielen Abänderungen und neuen Merkwürdigkeiten vermehrt werden, die in der ersten übersehen wurden. Kurz gesagt! diese soll mir Ehre machen, und wird bey keinem Buchhändler, sondern bey mir allein zu finden seyn, damit niemand betrogen werden könne.

Nun muß ich noch etwas von einer andern Brochure sagen, die in Wien erschien,

und, wie alle Matronen und Mönche sagen, mich ganz zernichtet und lächerlich gemacht haben soll.

Sie führt den Titel:

„ Gespräch im Reiche der Todten zwischen Voltaire und Trenck. „

Ein vortreffliches Werk, wenn es zur Zeit der Kreuzzüge, in Bayern oder Schwabenland wäre geschrieben worden. Die Schaar der gelehrten Verfasser, welche vermuthlich dabey in einem Franziskanerkloster geschwitzt haben — greifen aber meine Lebensgeschichte nicht an, sondern nur eigentlich meine Unterredung zwischen dem sterbenden grossen Friedrich und dem Pater Pavian.

Hier wird nichts anders gesagt, als daß ich ein Ketzer seyn soll, der nicht alles glaubt, was die christkatholische Kirche zu glauben befiehlt.

Nun weiß jedermann, der mich kennt, daß ich kein Heuchler bin. Folglich gestehe ich frey, daß mein Ankläger vollkommen Recht hat — Ja, ich wiederhole es — Ich glaube nicht, was die Kirche lehrt. Aus dem mir Priesterverstande entschiedenem Machtspruche über diese wenige Bögen iß aber noch nicht erwiesen, daß ich das glaube, was der sterbende grosse

se König, noch weniger, was Pater Pavian spricht. Das Werk selbst ist nur eine Satyre, und sagt eigentlich was beide redende Personen ohngefehr gesagt hätten, wenn die Unterredung wirklich geschehen wäre. Ich bin also noch lange nicht ein überwiesener Ketzer, wenn ich wiederhole, was Friedrich der Grosse in allen seinen Schriften von seinem Glauben sagt, die auch in Wien mit Censurerlaubniß verkauft werden. Und was ich den Pater Pavian sagen lasse, hört man in allen Franziskanerklöstern von der Kanzel das Volk lehren und allen alten Weibern noch predigen.

Nirgends wird man aber in dieser Schrift finden, daß ich irgendwo sage, was ich selbst glaube. Es hat demnach der gute Mann noch nicht hochdeutsch verstehen gelernt, weil er das tadelt, was von mir nicht einmal gesagt ist. Und ich weiß folglich auf so elendes Zeug nichts besser zu antworten, als Freund! du hast Recht, du bist ein vortreflicher Kirchenlehrer, aber ein elender Schriftsteller, und ein Kritiker, der Männern meiner Gattung gewiß keinen Schaden zufügen wird.

Indeſſen hat doch der Titel — Trenck und Voltaire geblendet, und noch dazu ein Geſpräch im Reiche der Todten — Der Verleger und Author haben ein hübſch Stückchen Groſchen und Siebenzehner getheilet, und in Wien, in allen Klöſtern, ja ſogar in Graz und München iſt das Werklein recht ſchön orthodox und lieblich zum Leſen befunden worden. Gott gebe nur meinen Schriften keine gefährlichern Feinde, als die, welche bisher aufgetreten ſind, ſo bleiben ſie gewiß der Nachwelt heilig, und meiner Mitwelt ruhmwürdig, auch ſchätzbar und nützlich.

Man mag an meiner Schreibart tadeln was man will. Ich antworte — Freund! Kannſt du es beſſer machen? ſo tritt auf! und laß Scharfſichtige urtheilen. Ich that, was ich konnte, und habe nie behaupten wollen, daß ich unfehlbar, noch weniger der geſchickteſte Mann in der Litteratur bin. Nur ein eifriger Liebhaber der aufklärenden Wiſſenſchaften bin ich, und noch ſuchte ich nie Hilfe, wenn ich etwas ſchreiben wollte. Schulregeln feſſeln mich nicht. Kein Ausſchmierer war ich nie, mit fremden Ochſen pflüge ich nicht. Und meine Sprache iſt die Sprache

der

der ausgearbeiteten Natur, die Sprache des Herzens, ohne Schminke noch Prahlſucht, ohne Attelat eines Normalſchullehrers. Dennoch hat meine Trauerrede auf Friedrichs Tod, ſogar in Berlin, im Wohnſitze ächter deutſcher Gelehrſamkeit, den Preis vor allen andern erhalten. Und ob ich gleich in derſelben nicht ein ſchmeichelnder Lobredner war, ſondern mir ſelbſt das Wort führte, auch des todten Monarchen ſchwache Seite aufdeckte, ſo iſt ſie doch in Berlin ſelbſt neu aufgelegt, und mit groſſem Beifall verkauft worden.

Dieſes iſt ſchon ein Beweis, daß ich des groſſen Königs Nachruhm eben nicht beleidigt habe, und meine trockne Wahrheitsliebe gebilligt wurde.

Wenn nun auch irgendwo ein tollkühner oder habſüchtiger Kritiker auftritt, der ſeinen Namen nicht zu nennen wagt, und ſchreibt — daß ich ein Lügner bin, oder daß ich nicht deutſch ſchreiben könne, noch unter die guten deutſchen Schriftſteller oder Dichter gerechnet zu werden verdiene — wird ein ſolcher mich wohl jemals bei der richtig abwägenden Welt verkleinern können?

Eben

Eben deßwegen schweige ich bei dergleichen Tadel gern, und gewiß ohne mir zu schaden. Wenn aber ein Winkelschreiber persönlich schimpft, den ich mit meiner Peitsche nicht treffen kann, weil er sich unsichtbar macht, wenn mich jemand öffentlich einen Lügner heißt, so darf ich doch die Polizey bitten, künftig zwar alle bescheidene Kritik nachzusehen, aber solchen Verlegern, die offenbare Schmähschriften verkaufen, das Handwerk zu legen, besonders in einem Lande, wo es scharf verboten ist, auch sogar einen Ehrenschänder persönlich zu züchtigen. Was nützt es, wenn ich auch in diesen Blättern sage, daß weder der Verfasser noch die Verleger einer Pasquille ehrliche Leute sind? Dergleichen Leute ohne Ehre verlangen diesen Ruhm nicht, wenn sie nur Geld gewinnen können — Stehen aber der Gewinnsucht solche Wege offen, so ist es dem wahrhaft ehrlichen Manne eben nicht zu verargen, wenn er sich selbst Recht verschafft, falls er einen frevelnden Aggressor irgendwo entdecken kann. Fiskalische oder Injurienprozesse werde ich gewiß keinem auf den Hals werfen, wo mir ein solcher Kerl vor den Augen zu erscheinen wagen darf.

Es

Es iſt weltkündig und ohne Widerſpruch erwieſen, daß ich durchaus die Wahrheit geſchrieben habe. Sie iſt in Berlin auch in Wien beſtätigt worden. Beider Monarchen Gnade und Achtung für mich und meine Kinder, auch allgemeine Volksliebe in beiden Staten, beſtättigen das Siegel dieſer Wahrheit.

Man leſe die Verſicherung eben dieſer Wahrheit, im Vorberichte des erſten Bandes, und urtheile dann, ob ich dem, welcher mich einen Lügner zu heiſſen wagte, mit der Feder oder mit der vollen Hand über die Ohren antworten ſolle?

Hiemit glaube ich genug zur Beantwortung boshafter Beleidigungen geſagt zu haben, beſonders da, wo meine Ehre keine Rechtfertigung bedarf. Solchen Leuten begegnet man wie tollen Hunden, und wehe ihnen, wenn ſie irgendwo von meinen Söhnen oder Freunden entdeckt werden! Ich reiſe nächſtens wieder nach Preuſſen, und es wäre mir ſehr lieb, wenn der Herr Author mir begegnen und ſagen wollte — Hier bin ich! — Bis dahin bleibt er ſicher in den Augen der ehrliebenden Welt ein Schurke in Ewigkeit. Meine Hofnung, ihn in Preußen zu ſehen, wird

aber wohl vergebens seyn. Dort leidet die Polizey keinen solchen Unflath. Der Kerl soll ein verlaufener Fechtmeister in Wien seyn, wie ich bereits erwähnt habe. Und der ist nicht der Mühe werth, ihn bey seinem gleichartigen Verleger aufzusuchen. Bescheidenen und vernünftigen Tadel weiß ich aber auf gleiche Art zu beantworten.

Der gelehrte Herr von Archenholz in Hamburg stellete meine von London erzählte Geschichte in Zweifel.

Ich habe ihm im dritten Bande meiner Geschichte geantwortet, und foderte ihn zu einer Wette von 1000. Dukaten auf, die ich verlieren wollte, falls ich nicht legaliter mit Akten und Londner Gerichtszeugnissen erweisen könnte, daß alles buchstäblich wahr sey, was ich von dieser Begebenheit geschrieben habe. Er schwieg: forderte diesen Beweis nicht, und wollte folglich die angetragene Wette nicht annehmen.

Ich glaube, dieses ist die beste Art Zweifel zu heben, und zu zeigen, daß man keinen Roman, sondern wirkliche Geschichte als ein ehrlicher Mann geschrieben hat, und wer dieses mit erhabener Stirne thun kann, der

darf

darf ſich vor der Kritik nicht fürchten, wenn er ſeinen irrenden Tadler anders belehren kann.

Dergleichen Streitſchriften machen beyden Theilen Ehre. Sie beleidigen nur den, welcher mit Autorſtolz unfehlbar ſcheinen will. Ich bin meiner Sache, die ich unter meinem Namen bekannt mache, ſicher. Zweifel kann ich dem nicht hindern, der mißtrauiſch iſt, oder dem trocken erzählte Wahrheit nicht wahrſcheinlich dünkt. Herr von Archenholz hat vermuthlich Urſache gefunden, meine Aufforderung nicht anzunehmen, und ich glaube, daß wir nach dieſem kleinem Federſcharmützel uns hochſchätzen.

Auch der gelehrte Herr Profeſſor Büſching in Berlin hat Irrthümer in Jahresrechnungen angezeigt, die ich ſelbſt erkannt habe, und gar nicht widerſprecke. Vielleicht würde mein glimpflicher Belehrer in eben den Fehler gerathen ſeyn, wenn er meine Rolle geſpielt hätte, und Vorfälle einer Reihe von 43. Jahren erzählen, auch von einem Gedächtniſſe abfordern wollte, welches kein Journal gehalten hat.

Mein mindester Kummer ist die Berechnung, in welchem Jahre Abraham die Sara geheurathet habe, oder an welchem Tage Noe aus dem Kasten gieng. Und wenn ich die Geschichte der Sündfluth geschrieben hätte, würde ich gewiß nie auf Ehre versichern, daß sie wirklich wahr sey. Was ich aber mit so heiliger Bekräftigung von Begebenheiten erzähle, die ich selbst belebt und empfunden habe, wird ein Buchstabenkritiker nicht in Zweifel stellen, wenn gleich der Tag, da es eigentlich geschahe, meinem Gedächtnisse entfallen war, welches mir zum Werke selbst ganz unbedeutend scheint.

Bey Buchstaben- oder Sylbentadel laß ich mich gerne belehren. Ich fodre auch nicht, daß man bey Durchlesung und Abwägung meiner Schriften seine Vernunft unter den Gehorsam des blinden Glaubens fesseln solle, bin aber berechtigt zu bitten, daß man die öffentlichen Versicherungen erwiesener Wahrheiten eines Mannes meiner Gattung, von solchen Winkelschriften unterscheide, deren Verfasser und Verleger das Tageslicht scheuen müssen.

Uebrigens ſchließe ich dieſe abgezwungene Vertheidigung mit einigen Zeilen aus meinen bekannten Gedichten

Wer die Hummel von ſich ſcheucht,
Den wird ſie am erſten ſtechen;
Und wer ſeinen Zweck erreicht,
Kann ſich durch Verachtung rächen.
Achte nicht des Neides Zahn,
Laß die Hummeln ſchwärmen, brummen,
Wer den Feind beſchämen kann,
Der macht ihn gewiß verſtummen.

Oder:

Wer ſich will mit Mücken jagen,
Wenn er im Gebüſche ruht,
Der vermehrt nur ſeine Plagen,
Und verdoppelt ihre Wuth.
Wer in der gelehrten Welt,
Nicht will Mückenbiſſe leiden,
Der verſalzt ſich ſelbſt die Freuden,
Und iſt nur ein Mückenheld.

Hiemit genug für jetzt, für Ewig gegen alle mögliche Kritik meiner Schriften. Ich bitte nur alle Liebhaber derſelben ſich künftig allein an mich zu wenden. Sogleich nach der Oſtermeſſe erſcheinen vier ganz neue Stücke aus meiner Feder.

Auch meine Lebensgeſchichte wird deutſch und franzöſiſch neu, ganz umgeſchmolzen, auf fein Papier, mit 8. Kupfern in 2. Bänden concentrirt auf meine Koſten gedruckt, weil man ſie überall verfälſcht, und durch elende Gewinnſucht verunſtaltet verkauft. Wer ein ächtes, reines, ſchönes, verbeſſertes, und mit neuen Anmerkungen ausgearbeitetes Exemplar in ſeine Bibliothek ſtellen will, der erzeige mir den Gefallen, und fodre es von mir ſelbſt, bis ich meine künftigen Verleger anzeigen werde.

Trauerrede

bey dem

Grabe

Joſeph des Zweyten,

Römiſchen Kaiſers.

Von

Friedrich Freyherr von der Trenck

Wien den 20. Februar 1790.

Wien, 1790.

Gedruckt und zu finden bey Johann David Hummel.

Joseph unser Kaiser ist todt! Schwerer Gegenstand da, wo man einen Lobredner erwartet, der weder schmeicheln, noch tadeln will. Kunstwörter zur Schminke findet der leicht, welcher nur von der guten Seite siehet; Sie fehlen aber da, wo der ehrliche Mann auch von Monarchen die Wahrheit sagen soll.

Ich schwieg auch bey dem Grabe des grossen Friederichs nicht, wo unsere besten Schriftsteller wetteiferten um Licht und Schatten, so zu vermischen, daß man den letzten so wenig als möglich bemerken konnte. Mir führte die Wahrheit die Feder, und dennoch fand sie sogar in Berlin Beyfall.

Möchte sie doch heute eben der Geist lenken! und die Wirkung hervorbringen, welche der gesunde Staatsbürger, der ohne Ruhmsucht, noch unedle Absicht denkende Kopf, seinen Lesern zu verursachen wünscht! Möchte Josephs selbst gewählte Laufbahn, die Ihm im Kern der Jahre Sein frühes Grab verursacht! Möchte Sein Beyspiel alle die, welche zum Herrschen geboren sind, zur Aufmerksamkeit reizen! und der Nachwelt zeigen, daß auch arbeitsame Monarchen mit dem besten Willen nur irrdische Unvollkommenheiten hervorbringen können, die im Kreislaufe des Wechsels nur die Schwäche der Menschenmacht bestättigen, und dem der Ruhm suchte, der recht zu handeln glaubte, der Staatenwohlfahrt befördern

wollte, dem Urtheile richtig abwägenden Nachwelt zuschleudern: die mit Unrecht mehr Vollkommenheit von Fürsten, und Gesetzgebern, als von andern Menschenarten fodert.

Unser Kaiser stirbt in einem Zeitpunkte, wo ganz Europa Verwirrung droht: wo der gröste Theil der Nationen unzufrieden murret: und vielleicht zu klagen Ursache hat. Wo Brabant sich von unserer Verbrüderung gewaltsam losriß: wo unsere Kassen geschwächt sind: die Kriegssteuer, die eingerissene Theurung den Aermen drückt: wo der nach Blut und Rache lechzende Türk den Mordsäbel noch in der würgenden Faust hält: wo das Rectifikationswerk scharfsichtige, auch redliche Männer bedarf, um einen klugen Mittelweg zu finden, der uns die Früchte, unsere Bemühungen, unser Eigenthum für jede Volksklasse versichert: und wo in allen Winkeln die Waffen geschliffen werden, um Entwürfe zu vernichten, die Joseph brütete, aber nicht ausführen konnte.

Er strebte nach dem Erhabenen, fand unübersteigliche Hindernisse, und prellte zurück . . Nun stürzen ihn Sorgen, und unbelohnte Anstrengung heute in die Gruft. Und seine Herrschermacht ist denen, die Ihn überlebten, nur ein unwirksames Gespenst.

Er ist todt! Er ist nicht mehr; und sein jezt erstarrtes Auge schreckt die nicht mehr, denen sie noch offen stehen. Sie sollten Thränen hervorbrechen lassen: aber nichts dränget auf die Quellen, woraus sie stiessen sollten.

Jo-

Joseph iſt auch nicht mehr Gebiether; weil Er die Herzen nicht zu feſſeln wußte. Seine dreymal hundert tauſend Krieger ſind für Ihn unthätig. . . Seine geſetzgebende Macht iſt zernichtet: Er kann nichts mehr gebiethen, verbeſſern, noch widerrufen: Und ſein ohne Unterlaß thätiger, zu Neuerungen geneigter Geiſt, verließ den für ſo groſſe Unternehmungen zu ſchwachen Gliederbau.

Wünſchet mit mir, Freunde! daß Er den Werth edelverdienter Ruhe doch jenſeits des Grabes empfinden möge! und da glücklicher werde, wo unſere wohlverdauten Bemühungen weniger Widerſpruch finden!

Bürger Wiens! . . . Ich rede hier für die kleine Zahl der denkenden und richtig abwägenden Köpfe. Ich wende mich an Landesväter, an Volksfreunde; die den ohne Vorurtheil zu ſchätzen wiſſen, der heute aufhörte unſer König zu ſeyn.

Wie verſchieden waren Eure Urtheile, da Er noch lebte? Werdet ihr wohl dem Todten Gerechtigkeit, ſein Recht zu leiſten wiſſen?

Für Ihn ſprechen die Vorrechte der Monarchen; die gewöhnlichen Folgen der willkührlichen Eigenmacht: der mit ſo vielen Schwachheiten verbundene Name Menſch: und die Pflichten des in Staatsbedürfniſſen und Vorfällen nur ſelten ſcharfſichtigen Unterthans. . . Wider Ihn hingegen ſprechen dem äußern Scheine nach Thatſachen.

For-

Fordert aber unser Eigendünkel nicht von Regenten zu viel? Wer von uns vergißt sich selbst, um nur für andere zu sorgen? Sollen sie aufhören Menschen zu seyn? . . . Wir sind ja nur das Mittelding zwischen Engel und Vieh: Welcher irdische Halbgott könnte uns wohl alle befriedigen?

Joseph trat seine Regierung in einer Zeit an, wo es ihm nicht leicht war, zu seinen Absichten tüchtige, auch treue Mitarbeiter zu finden.

Die unerschöpfliche Güte unserer verzhrten Theresia hatte Böswichte kühn gemacht. Der moralische Charakter für die Vaterlandesliebe war erschlafft: und die eingerissenen Mißbräuche hatten die Zahl der redlichen Männer geschwächt. Die Lehrschulen arbeiteten nicht nach dem Staatskatechismus im gehörigen Geleise: und man war gewohnt für Privatvortheile die Hofgnaden zu mißbrauchen: Bey manchen fehlte sogar der Wille, um besser, auch klüger zu werden; kurz gesagt! wir waren in viele Mängel despotischer Reiche herabgesunken.

Wo sollte nun wohl der junge noch unerfahrne Herr wählen? Der in der Kunst Menschen zu kennen, in seinen Jünglingsjahren gewiß wenig Unterricht erhalten hatte? . . Sein Wille war vielleicht gut; Aber Eigenliebe, die junge Fürsten blendet, führte Ihn unvermerkt auf Irrwege.

Kaum sah er sich das erstemal hintergangen, so erschien Ihm schon alles verlarvt und ver-

verdächtig. Sein Temperament selbst war zum Mißtrauen geneigt. Dieses zeigte er zu früh: und es wurde vielleicht zur Unzeit allgemein. Hieraus erwuchs eine gewisse Art scheinbarer Gleichgültigkeit für ächte Verdienste. Der redliche Mann, welcher Ursache fühlte, auf seinen innern Werth stolz zu seyn, versteckte sich nun in die Schlupfwinkel beleidigter Tugend, und der Betrieger hob den Kopf aus seiner Vipernhöhle empor: schlich mit Verstellungskunst nach Hofe, und suchte das Herz des hilfsbedürftigen Fürsten zu verhärten; vermummte die Wahrheit, und verleitete Ihn zu solchen Entwürfen, die deßwegen fehlschlagen mußten, weil ihre Folgen erst überdacht wurden, wenn man sie in der Ausführung unmöglich fand.

Freylich blieb vielleicht die Absicht des Alleinherrschers gut, aber die Ueberschnellung erwirkte das Gegentheil.

Er entschloß demnach ein Neues Staatsgebäude aufzuführen, und riß das Alte auf einmal zu geschwind nieder: ehe Er Kalk und Steine vorbereitet, ehe er tüchtige Werkmeister gesucht, noch den gothischen Geschmack seinen Unterthanen vereckelt hatte.

Hieraus entstand eine Unternehmung, die Er allein auszuführen nicht vermögend war.

Nun sah Er täglich neue Hindernisse, neuen Widerstand, neue Verbrechen. . . Der Fehler steckte eben nicht im Nationalcharakter, sondern in den Gesezen, in der Erziehungsart, und besonders in Religionsmißbräuchen. Er

glaubte

glaubte Ihn aber im Menschen selbst zu erblicken, und strafte ohne Barmherzigkeit als ein beleidigter Oberrichter. Die bis dahin bey schlechten Handlungen unbekümmerten und bösartigen Menschen sahen nun auf einmal Schreckbilder vor sich: da Hofräthe, Justizreferenten auf der Schandbühne erschienen, welches der Wiener nie möglich glaubte. Man wurde aber hiedurch eben nicht besser, sondern nur vorsichtiger. . . Und nun hieß der mit Recht züchtigende Fürst in den Gesellschaften der Bösichtigen schon ein strenger Monarch: und der getäuschte Pöbel bedauerte noch seine Büttel am Schandpfahle.

Solch ein Schicksal traf unsern Kaiser, da er wirklich Gerechtigkeit befördern wollte. Er sah Undank; wurde müde. Die Geschäfte thürmten sich auf einander: und der Eckel wurde eine natürliche Folge solcher Unternehmungen, die bey so verwickeltem Widerstande den standhaftesten Vorsatz abschrecken mußten.

Ueberdem wußte Er noch nicht, daß der wirklich böse Mann nicht durch Strenge, noch Scharfrichter zur Tugend gezwungen werden könne. Gerechtigkeit fordert aber auch zuweilen unbewegliche Härte, wo väterliche Nachsicht und Güte unwirksam bleiben.

Wer unsere Volksmängel nie erforschet hat, der allein kann in einigen Vorfällen unter Josephs Regierung Unerbittlichkeit finden. Ich hingegen bin der Meynung, daß der weder Mitleiden, noch Nachsicht verdiene, der bey des

des nicht zu empfinden schien. Will aber auch keines Fürsten Vertheidiger seyn, welcher sich berechtigt glaubt, von Mißmuth oder übler Laune bestürmt, einige Urtheile seiner Blutrichter zu verschärfen.

Dergleichen Strenge erschüttert die Volksliebe, weil die Richter der Menschen eben so barmherzig, als unser allgemeine Weltvater mit uns verfahren sollen: da Vollkommheit hier unter die Undinge gehört, und nicht Sklavenfurcht, noch Zuchtpeitsche, sondern kindliche Liebe, Mäßigung und Vertrauen die Bürgertugenden reizen und hervorbringen können.

Nun glaube ich wirklich alles Mögliche von unserm gekrönten Todten gesagt zu haben, der sogar den Tadel gestattete, da er noch die Zorn- und Strafruthe in Händen hatte. Wohin schlägt nun dagegen das Gewicht aus, wenn wir Seine grossen und guten Handlungen auf die unparteyische Waagschaale des Nachklanges legen?

Joseph gab uns die Preßfreyheit, die Erlaubniß besser, auch klüger zu werden, und brach uns die Bahn zur Aufklärung; weil Er wußte, daß ein Monarch weniger von einem klugen, als von einem fanatischen Volke zu fürchten hat. Dieses bestättigte Ihm Brabant noch auf seinem Sterbebette: Und ich bin gewiß, daß Er grössere Schritte für die Beförderung der Wissenschaften gemacht hätte, wenn Sein Stundenglas nicht abgelaufen, wenn der Geschmack für dieselbe Ihm jemals von der angenehmen Seite erschienen wäre. Jo-

Joseph erschütterte Rom: Er zernichtete viele Mißbräuche, wenigstens in Wien, weil die entfernten Provinzen viel zu tief versunken sind. Er legte aber dennoch den Grund, auf welchen Ihm vielleicht seine Nachwelt Dank- und Ehrensäulen bauen wird. Vielleicht, sage ich, weil ich die furchtbaren Wirkungen des gereizten Fanatismus, und den Einfluß kenne, welchen seine Opferschlächter noch in den Herzen unserer Obrigkeiten und Matronen zu ernähren, auch bey ihren Zöglingen einzuimpfen wissen.

Freylich hätte im ersten Angriffe weit mehr geschehen können, da die Bahn gebrochen war. Aber der in seinen Grundsätzen, und selbst eingesogenen Vorurtheilen noch wankende Monarch, wurde schüchtern gemacht, und hinterläßt uns die gegründete Furcht, allgemach wieder in die vorige Knechtschaft der Vernunft zurückzusinken.

Er hat aber in diesem höchst gefährlichen Fache allezeit sehr viel gethan, weil Er als Held gegen unüberwindliche Menschen-Rache auftrat: und verdient folglich unsern wärmsten Dank, wenn wir Seine Entwürfe auszuführen, oder wenigstens zu benützen wissen.

Joseph hat ja auch ein neues Wien gebaut; die Residenz, die Belustigungsplätze verschönert, auch überall Geschmack und Neigung gezeigt, seine Unterthanen arbeitsamer zu machen, und zur Freude aufzumuntern. Die Gesetze hingegen, welche dem übertriebenen Luxus im Volke Schranken setzen sollten, sind in der Geburt erstickt.

Jo-

Joseph hat auch die Leibeigenschaft, das schreckbarste Ungeheuer in christlichen Ländern, die nachtheiligste Gegnerinn der Industrie abgeschaft. Aber der nunmehr freye Bauer weis seine erlangte wesentliche Vortheile noch nicht zu benuzen, weil man ihm nicht vorläufig den eigentlichen Werth dieser Freyheit kennen lernte. Ein Mann, der nur durch Zwang zur häuslichen Pflicht geleitet werden konnte bleibt noch immer ein schlechter Hausvater, wenn er die Folgen der Arbeitsamkeit noch nicht abzuwägen weis, besonders in einem solchen Lande, wo durch Vorbild und Lehre, der Müssiggang als das höchste Gut von einer solchen Menschengattung angepriesen wird die sich aus Trägheit sogar die Mühe des Denkens nicht gestatten.

Joseph hat seine Kriegsheere verbeßert, und den Plaz in der politischen Wage eingenommen, welchen Oesterreich stets behaupten kann, wenn alle Triebfedern im Staatsuhrwerke richtig zusammengefügt sind.

Joseph hat viele Staatsschulden bezahlt, auch viele gute Vorkehrungen getroffen, um den Umlauf des Geldes nicht nach Frankreich, und Holland, sondern gegen den Mittelpunkt seiner Länder zu lenken. Er hätte auch wirklich unsern landverderblichen Monopolien, und schändlichen Wuchern das Messer an die raubgierige Gurgel gesezt, wenn der ausgebrochene Krieg nicht Hindernisse in den Weg legte, um eine Nationalkasse zu errichten. Er hat auch die fürchterliche Zahl unnüzer Menschen gemin-

dert,

dert, und ihren Handel geschwächt: Er hat das heilsame Tolleranzgesetz gegeben, auch dessen Erfüllung nach Möglichkeit befördert; wofür Ihm viel tausend rechtschaffene Männer Dankaltäre im Herzen bauen. Er hat das Schulwesen zu verbessern gesucht: Kirchenzucht geordnet: Die Herrsch- und Habsucht gedemüthigt; und seinen Unterthanen eine vernünftige von groben Misbräuchen gereinigte Religion einflößen wollen: Große und gefährliche Unternehmung!

Joseph wollte auch die erste Fürstenpflicht erfüllen, Er wollte uns schnelle, gute, und wohlfeile Justiz verschaffen. . . Aber ach! Die Sache wurde auf der unrechten Seite angegriffen; die Schreiberey wurde bey undeutlichen Gesetzen, bis in das Unendliche ausgedehnt, die Richter, Agenten, und Advokaten blieben was sie waren, und die Hilfsbedürftige seufzen noch aus eben dem Grunde, der sie ehemals seufzen machte.

So hat unser nunmehr todte Kaiser aber dennoch erwiesen, daß Sein Wille wirklich gut war. Die Bürde der Regierung, die Er als Selbstherrscher allein tragen wollte, wurde zu schwer für Seine Kräfte: die Last, die Folgen eines verderblichen Krieges, vereitelten seine Einrichtungen in den Provinzen: und der Ausführung des Rectifikationswerkes stehen noch viele und schwere Hindernisse im Wege.

In dieser Lage wurde Joseph krank; und ertrug seit etlichen Monathen solche Foltern mit wirklichem Heldenmuthe, die gewiß noch wenig

Men-

Menſchen ſo bitter als Er empfunden, ſo ſtandhaft ertragen haben. Seine Krankheit war von ſolcher Art, daß Er wohl tauſendmal ſterben muſte, wenn der Lungenblaſebalg ſtehen blieb, und Ihm bey jedem Athemzug den wirklichen Todeskampf fühlen machte.

Er konnte nicht ſterben, bis Ihn alle mögliche Wiederwärtigkeiten getroffen hatten, die ein Monarch erleben kann. Er muſte Chriſt und Weltweiſer im ganzen Sinne beyder möglichen Troſtgründe ſeyn, um ſo ruhig die Weltbühne zu verlaſſen, als wirklich geſchehen iſt.

Zuletzt ſah Er noch ſo gar, die von Ihm mit ſo glücklichen Geſchmack gewählte Thron-Erbinn, die durchleuchtigſte Erzherzoginn Elisabeth, die geliebte Gemahlinn Seines geliebten Neffen: Die Wonne Oeſtreichs, die Beſte liebreichſte Frau begraben, die um Mutter zu werden, den Martyrer-Tod ſterben mußte. Er ſah es, da Er ſchon ſelbſt mit dem Tode rang: ertrug auch dieſen Schmerz mit Seelengröße, und ſtarb ſo wie ein König Seiner Gattung ſterben ſoll.

Noch erwarb ſich meine Feder im Schmeichlerſache weder Vorwurf noch Lohn. Und für Lobreden war ich noch nie ein erkaufter Mietling. Unſer Kaiſer liebte und ſuchte die Wahrheit; und würde das, was ich nach dem Tode von Ihm ſage, auch im Leben gut geheiſſen haben.

So trettet nur herbey verwayßte Bürger dieſes Staates! und urtheilt und trauert mit mir!

Joſeph

Joseph unser Beherrscher verdient Thränen des Mitleidens bey Seinem Grabe. Wahrlich! Er hat viel gelitten, und Sein Kronenglück war nie beneidenswürdig. Sein Herz, sein Leib, seine Seele, alle Seine Leidenschaften haben alle mögliche Marter übertragen müssen, und Er würde noch weinen, wenn Er auf uns zurück sehen könnte.

Tyrannen allein wollen unfehlbar scheinen, und bestättigen bis zum Tode ihre Irrthümer mit Eigensinne. Joseph hingegen hat Sie ohne Schamröthe widerrufen.

Nun hat der auf seine Nationalprivilegien mit Recht stolze Ungar durch vernünftige Nachgiebigkeit, das noch am Ende von Seiner Großmuth erhalten, was Er nur durch Strömme von Bürgerblut zur Unzeit hätte erzwingen können, vielleicht aber auch nie behauptet hätte.

Auch Ihr also, Ihr Ehrwürdige Vertheidiger unsrer gemeinschaftlichen Gränzen! auch Ihr werdet mit Eurem deutschen Brüdern den betrauren, dessen drohende Eigenmacht noch unlängst euren National-Geist erschütterte und aufweckte! Trettet herbey und streuet Blumen unter die Cypressen bey diesem Grabe! Joseph ist todt. Wir wollen seine Asche verehren! Sie sind Ueberbleibsel von Eurer angebeteten Theresia, für die so mancher Ungar eben so rühmlich als freudig blutete.

Es wetze die Verläumdung ihre Zähne an Ihm! Wir wollen Ursache suchen Ihn zu rechtfertigen. Vielleicht wird aus dem, was uns

nach-

nachtheilig oder drückend schien, eine allgemeine Wohlfahrt entspringen? Unser neuer König Leopold wird alle Gelegenheit, diese zu befördern, zu erhaschen suchen. Sein Verstand ist fassend auch geprüft; Sein Herz ist zugleich das Edelste, welches jemals aus der Schöpferhand erschien, um königliches Gefühl in seinen Wirkungskreis zu leiten. Er wird gewiß für das Glück seiner Unterthanen leben, weil Er ein friedliebender Fürst ist. Und Sanftmuth wirkt da Wunder, wo das Volk biegsam und gutwillig ist. Leopold ergreift nun den sinkenden Scepter aus der erstarrenden Hand Seines Bruders. Er hat in seinem kleinen Staate schon die Kunst gelernt, wie man in großen Fürstenpflicht erfüllen soll. Seine Florentiner sehen Ihm mit Wehmuth nach, und beneiden unser aufkeimendes Glück.

Er geräth hier wirklich in ein Arbeitslabyrint, und schwimmt im Stromme der Herrschersorgen. Gott gebe daß Er nicht mit demselben in das Meer der Verwirrung fortgerissen werde! Noch nie betrat ein neuer Regent den Thron, wo er so viele Schwierigkeiten zu übersteigen, so viele verdrüßliche Gegenstände auf die Seite zu räumen, zu vermitteln, und so viel Mängel zu verbessern fand.

Heraus demnach zur Arbeit ihr fähige Mitglieder dieses hilfsbedürftigen Reiches! Heraus zur treuen Mitwirkung Ihr brauchbare Weltweise! und verlasset für die allgemeine Wohlfahrt den gewählten Hafen unabhängiger Ruhe! Auch meine Segel sind bey grauen Haaren gespannt, und ich will freudig mitrudern.

Er-

Ergreift die Waffen mit neu beseeltem Muthe, Ihr Helden des Vaterlandes! Kämpft für die Nothwehre! um für uns, für unsern Kronenwürdigen Leopold den Frieden zu erzwingen! und dem drohenden Schwarme unserer Feinde mit männlichem Troze die Stirn zu biethen. Opfert Eure Lieblingsneigung der Bürgerpflicht! Folgt der Fahne unsers guten Landesvaters! Bahnt Ihm die Wege zum Ruhme! Wir brauchen jezt Köpfe, Patrioten und standhaft erfahrne Männer, die Muth genug haben, da eine Bürgerkrone zu verdienen, wo sie ein weiser König mit Gerechtigkeit auszutheilen weis.

Gott lenkt der Menschen Schicksal. Sein weiser Rathschluß gab den Entwürfen unsers Kaisers eine andere Wendung; und Seine Lebensjahre auf dem Throne waren gewiß nicht beneidenswürdig noch glücklich.

So sey aber jezt glücklich entseelter Monarch! nachdem Du ihn verlassen hast! Deine Unterthanen haben da genug geweinet und geblutet, wo Du sie glücklich machen wolltest.

Wer am Ende seines Lebens so leidet wie Du, dem ist der Tod selbst eine Wohlthat und der Fürst verdient seiner Nachwelt Dank, welcher sie beßer und klüger machen wollte.

Dieses war Deine Absicht, und nun haben wir nur Ursache über das zu seufzen, was die Hindernisse hervorbrachte; wir begraben unsern Joseph als einen bedauernswürdigen Landesvater mit kindlicher Ehrfurcht und Wehmuth, weil Er Ursache fühlte über Sein und Unser Schicksal zu weinen.

Anekdoten
und
Karakterzüge
aus
dem Leben
des
Grafen von Mirabeau.

Nunc aetas agitur peioraque ſecula ferri
Temporibus, quorum ſceleri non invenit ipſa
Nomen, et a nullo poſuit natura metallo.
IUVENAL.

Erſtes Heft.

Leipzig, 1790.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Graf von Mirabeau war noch nicht vor gar zu langer Zeit, nur ein Mann, der Aufmerksamkeit in der litterarischen Welt erregte, als er seine Militär- und Civilrolle gespielt hatte, aber jetzt muß er allerdings in die Augen der Politiker nicht nur allein fallen, sondern auch der Standpunkt der Reflexionen so manches Menschen seyn, der weder Staatsmann noch Politiker ist. Der Mann, welchen man Anfangs blos als einen giftigen, satirischen, hämischen Schriftsteller, und Novellenschreiber über den Berliner Hof betrachtete, steht jetzt mit an der Spitze einer Nationalversammlung, welche Gesetze reformiren, abschaffen, ertheilen, und so zu reden, ein altes Ganzes in ein neues Ganzes umschaffen will, wenn sich mit Hülfe und Influenz des Himmels, die Herren noch völlig zu Einem Zwecke vereinigen können und dürfen.

Es haben sich in Frankreich Begebenheiten ereignet, welche die ganze Welt, möchte ich sagen, auf den Graf von Mirabeau aufmerksam gemacht haben; und der Mann, dessen Schritten man ehemals nur als Kundschafter, oder als Schwadronenr, mündlich und schriftlich, nachsah, fixirt jetzt die Blicke in ganz anderer Richtung.

Diesen Mann nun, so viel wie möglich, ganz schildern zu können, ihn von seinen vielfachen Seiten, in so mannichfaltigen Metamorphosen, bei so verschiedenen Situationen, aus mancherlei Szenen seines Lebens, kennen zu lernen, dazu hat man gegenwärtiges Werkchen bestimmt, zu welchem man die vielen über ihn in Frankreich erschienenen Piezen, welche nicht ganz allein Pasquille sind, benutzt hat.

Man wird sogar von den Kupferstichen, welche über den Mann, welcher uns jetzt zu seinem Gemälde sitzen soll, in Frankreich erscheinen, den Lesern in diesen Heften getreue Kopien liefern, *) und alle die Privatnachrichten benutzen,

*) Zu dem Kupferstiche, welchen wir bei gegenwärtigem Hefte jedoch mit Uebersetzung der französischen Innschriften, so mittheilen, wie

ten, welche man durch seine Freunde und Korrespondenten aus Frankreich erhalten wird.

Ein bekannter französischer Schriftsteller sagt: „Mirabeau habe sich als ein

er in Frankreich erschienen ist, scheint der Künstler die Idee aus des Herrn von der Trenk Widerlegung der Schrift des Grafen von Mirabeau über den Berliner Hof, genommen zu haben, welche auch zu Paris bekannt ist, und sogar daselbst viel Sensation erregen soll. Die Stelle, auf welche sich die pittoreske Schilderung des Kupferstichs beziehen möchte, steht S. 98. der deutschen Uebersetzung dieser bekannten Schrift, und lautet daselbst also:

„Wenn ich, (nemlich Herr von der Trenk) an den Teufel glaubte, so dächte ich, dieser Engel der Finsterniß wäre der dienstbare Geist des Reisenden, (d. i. des Grafen von Mirabeau.)" — Der französische Künstler mochte also wohl leichtgläubiger in Rücksicht der Existenz des Teufels, als Hr. von der Trenk seyn, und realisirte die kühne Idee mit seinem Grabstichel, obgleich nicht, was Form und Gestalt des Fürsten der Finsterniß anbelangt, auf jene Manier, wie der Maler ihn abbildete, welcher, nach Salvator Rosa's Bericht, dafür das bekannte Kleinod, den Ring, wegen der Treue seines Weibes, empfieng.

Anachronismus in unsre Zeiten geschlichen."

Hin und her überlegt, kann dieses völlig französische Bonmot, im Grunde, wenn es ja etwas sagen soll, weiter nichts sagen, als: Mirabeau spiele seine Rolle in einem unrechten Zeitpunkte, in keinem der vorigen Jahrhunderte, sondern in dem aufgeklärten Dezennio des achtzehnten Jahrhunderts, und daraus scheint der gute Mann, der es sagte, folgern zu wollen, es sey nicht viel dabei zu fürchten. Aber er irrt sich so gut, wie Ludwig XIV. und der sogenannte grosse Turenne, wie Ludwig XV. und Madame de Pompadour, wie Ludwig XVI. Herr de Launay und der Major der Bastille,*) sich insgesammt irrten, die dieses Schloß für unüberwindlich hielten.

Die Franzosen sind artige Leute, sie werfen dem Grafen von Mirabeau ein paar Duzzend Epigrammen, Gassenhauer, Satiren, allegorische Kupfer, Konfessions ꝛc. an den Kopf, und damit ist die Sache abgethan. Sie lassen seine Sottisen über den Berliner Hof öffent-

*) S. ächte und deutliche Beschreibung der Bastille ꝛc. Zweyte Auflage Leipz. 1790. S. 4. Revolutions de Paris. p. 14.

fentlich durch Henkershände verbrennen, damit die nachgedruckten Exemplare desto theurer verkauft werden können; bekümmern sich um weiter keine Folgen, offeriren dem Verfasser, welcher vielleicht schon ein ähnliches Werk über den Hof zu Versailles unter der Feder hat, einen Stuhl in dem bunten Nationalassemblée, und werden Kindsköpfe in alle Ewigkeit seyn und bleiben.

Unter einer Nation, bey welcher nichts wohlfeiler, zumal in einer Krisis, wie die jetzige, als ein sive ist, spielt der Graf Mirabeau freilich die Rolle, welche er nirgends mit so wenig Müh, will ich eben nicht sagen, aber doch mit so viel Leichtigkeit, auf so einer gefährlichen Bühne, spielen würde, und was das vorzüglichste ist, spielen könnte.

Zwar schleicht mancher Diogenes mit der Laterne herum, das ehrbare Palladium aus der Provenze zu beleuchten, man läßt ihn reden, hört ihn zu, liest, was er aufschreibt; aber da giebt es Lustparthien, Mädchen, Seiltänzer; man hat nach einer Harlekinade von Beaumarchais ins Schauspielhaus zu gehen, eine triviale Parodie eines guten Stücks macht Epoche; zwanzig Abbés, ein Duzzend Duks, funfzig Freudenmädchen, und ein viertel hundert Da-

men von Stande, ſind über einer neuen Koeffüre in Verlegenheit; das Corps diplomatique hat andere Sachen zu überlegen; in Verſailles iſt ein Charlatan angekommen, welcher Damen von Vapeurs, und Staatsmänner von finſtern Arbeiten befreit, ſelbſt dem Könige ein Lächeln abzwingt, und der Mann mit der Laterne — hat geſprochen. — Ja! wenn's noch eine Laterna magica wär! aber ſo! der Mann repräſentirt ja kein buntes Schattenſpiel, er beleuchtet nur einen Menſchen, welcher über den wichtigſten Staatsrevolutionen brütet. Wer wird ſich bei ſo etwas aufhalten? wer hat, ſo etwas zu überlegen, Zeit?

Wo ſucht ihr Frankreichs Genius? In großen Kleinigkeiten! Nürnberger Spielwaare, nirgends ſo fein, doch allenthalben gut genug zum Zerbrechen verfertigt.

Die Zeit wird thun, was die jetzige Gelegenheit nicht bewirken kann, ſey ſie auch noch ſo gut, noch ſo bemerkungswerth.

Zwar auch Mirabeaus Stunde muß, und wird ſchlagen, aber heilſam für Frankreich wär es, ſie hätte ſchon längſt geſchlagen.

Wir wollen den Mann näher kennen lernen!

Der

* * *

Der Mann, dessen Herz der Wohnsitz der giftigsten Nattern der Treulosigkeit, des Verraths, des Aufruhrs, der Verläumdung, der boshaftesten Erdichtungen, der schadenfrohsten Heimtücke ist, Graf Mirabeau, der aber allen diesen Lastern einen Schleier überzuwerfen weis, welcher gleich einem großen Busentuche einer Dame viel verborgene Schönheiten erwarten und vermuthen läßt, erhielt zu Paris die Bürgerkrone. Mit den Namen der Tugend, der Rechtschaffenheit, sucht er seine falschen Tiraden in seinen Schriften zu guter, gangbarer Münze zu stempeln, und hängt einen lockenden Kranz aus, welcher sauern Wein verkaufen hilft, stellt ein Schild auf, für welches er dem Maler die Gebühren schuldig bleibt. So laufen die Predigermönche in Spanien allzeit fertig, den Predigtstuhl unterm Arm, muhen, und verbrämen und verkleistern all ihren Galimatias mit dem Namen Gottes, um der gaffenden Menge ein paar Maravedis in der heiligen Rührung zu entpressen! So verkleistert Mirabeau seine nichts sagenden Perioden mit schönen Worten, oder schmiert den Rand der Schaale mit Honig, in welcher Gift liegt. — Hier ein Rosengebüsch, hin-

hinter welchem eine Schlange auf ihre Opfer listig lauscht.

Was er spricht, spricht er so, daß aus allem seine gute Seele hervorleuchten soll. Jede Zeile soll von der kühnen Forderung überzeugen, daß der Muth, welcher die Rechtschaffenen beseelt, die Triebfeder dessen sey, wovon er die Menschen zu überreden sucht.

Es gehört wahrhaftig die stärkste Portion Unverschämtheit dazu, einem Volke seine Tugend mit frecher Stirn als ein unerschütterliches Kleinod anzupreisen, welches seinen Mann als einen Menschen ohne gute Grundsätze, der weder Herz noch Ehre hat, als einen Betrüger, Kuppler und Spion kennt. Und doch giebt es Leute, welche ihm auf sein Wort glauben, auf welches ihm nicht eine Semmel anzuvertrauen ist.

Er hat sein Völkchen, welchem er beweißt, daß er ein eben so großer Staatsmann, als Verfechter der Freiheit ist, daß die Zügel der Regierung in seinen Händen so gut verwahrt seyn müßten, als der Schatz des Grossultans unter der Oberaufsicht seines Schatzmeisters; daß die Grundsätze der Ehre bei ihm so unverletzt, als die Schönen des Frauen-

zim-

zwingers des Grosherrn, unter der Aufsicht der Verschnittenen bleiben würden. Und dennoch widersprechen seine Handlungen seinen Worten, einmal wie immer, und immer wie einmal.

Armseliges Volk! das alles glaubst du ihm auf sein Wort? o! er hat dir einen elenden Zeugen gestellt! — Und du rufst ihm nicht zu: Zeig uns deine Tugenden! gieb uns Beweise deiner Rechtschaffenheit! — Franzosen! wollt ihr diese Forderung nicht an ihn thun, so sagt ihm wenigstens: zeig uns einen einzigen deiner Schritte, welcher nicht von einem Verbrechen begleitet wird!

Betrachtet ihn recht diesen Mann, lernt ihn kennen, er soll zu seinem Bilde sizen; hier habt ihr die Farben dazu.

Er hat seinem Vater nicht sein physisches Leben geraubt, aber er hat ihn moralisch getödtet. Er hat ihn nicht erdrosselt, aber er hat ihn öffentlich an einen selbst errichteten Pranger gestellt, hat ihn verläumdet, betrogen und gelästert; Gift warf er nicht unter seine Speisen, aber seine feile Feder vergiftete das Herz, die Ehre seines Vaters, und geisselte ihn mit gallichten Schlangenhieben. In Reden und Schrei-

ben

den beginnt er das barbarische Spiel, Ehre, Herz und Leben des Vaters zu vergiften, und das Alter deſſen, der für ſeine Kindheit wachte, mit Herzeleid gekränkt, mit falſchen Erdichtungen beladen, mit Undanke belegt, in die Grube zu ſtoſſen, welche Gram und Kummer dem Greiſe gruben. — Vater! welch' eine traurige Bemerkung muſt du machen! wie ſehr ſtraft dich die Natur dafür, daß durch dich die Erde mit einem Ungeheuer vermehrt wurde!

Man treibe den Unhold aus ſeinem Vaterlande, wohin kann er ungeſtraft für Verbrechen, welche er begieng, ſeinen Fus noch ſetzen? wo iſt ein Ort an welchem er nicht ein entehrendes Andenken zurücklies?

Wollt ihr ſeine ehrbaren Thaten kennen lernen? — Nicht allein Frankreich war der Schauplatz derſelben. Laſt euch von dem ehrbaren Manne in Holland, in England, in Geneve, in der Schweiz, im innern Deutſchland, etwas erzählen, und ihr werdet Wunderdinge hören.

Und dieſer Mann, allenthalben ohne Ehre bekannt, allenthalben durch ſeine Schandthaten gebrandmarkt, thront in Frankreichs Nationalverſammlung, ſtolz wie ein Gott, liſtig wie ein gefallener Engel.

De-

Betrachtet ihn als Ehemann; er ist der schreckliche Stifter einer neuen Menschenrace. Auf diesem Wege, bezeichnen Treulosigkeit, Hinterlist, und Grausamkeit seine Schritte. Er hat die Reinheit des ehlichen Bettes befleckt, er hat die Freuden keuscher Liebe vergiftet.

Zu Aix weinen sein unglückliches Weib, seine bekümmerten Eltern, seine gekränkten Freunde über seine Untreue, Undankbarkeit und Treulosigkeit. Weiber, Kinder, Freunde, Versammlungen, wissen keinen verachtungswürdigern Namen, als den Namen des Grafen von Mirabeau, zu nennen; dieser Name ist ihnen das, was Paris der Name Desrues ist, ein Innbegrif aller Verbrechen.

Seht die Akten des Parlements der Provenze durch, und ihr werdet den Namen Mirabeau an den Schandsäulen des Undanks, der Untreue, der Heuchelei und des Betrugs lesen. Dieses erhabene Tribunal hat mit weiser Einsicht Schranken zwischen ihn und sein unglückliches Weib gezogen, und ihm eine Scheidewand gesetzt, welche seine vielfachen Vergehungen nicht zu übersteigen vermögen. Aus den gerichtlichen Verhandlungen lernt ihr ihn als einen unbändigen, verachtungswürdigen Ehemann, als einen Verfälscher, als einen Ehe-

bre-

brecher, als einen Entführer der Weiber, als einen entarteten, boshaften Menschen kennen, welcher aus der menschlichen Gesellschaft ausgestossen zu werden verdient.

Geht nach Tournelle, nach Besanzon und der Name des ehrbaren Grafen von Mirabeau wird euch Inschriften zu mancherlei Arten von Schandsäulen liefern.

Die heiligsten Gesetze hat der ehrbare Mann übertreten, die unverletzlichsten Banden mit zügelloser Freiheit zerrissen. Die Glieder jeder Kette an Tugend und Ehrbarkeit hat er mit verbrecherischen Fäusten zerbrochen, und alles, was gut und ehrbar, zu Opfern seiner ausschweifenden Handlungen gemacht.

Und dieser Mann thront in Frankreichs Nationalversammlung, und erhebt die Folie seines Ansehens auf Unkosten des Nimbus der Tugend und Rechtschaffenheit.

Dieser ehrbare Mann verführte das Weib eines angesehenen Mannes, brachte die Unglückliche durch seine buleriſchen Liebkosungen dahin, daß sie ihren Mann bestahl, sich dem Verführer auf Unkosten ihrer Tugend, preisgab, und mit dem Verbrecher entfloh, welcher andere

dere Zonen mit eben der laſterhaften Seele ſuchte, die ihn zu Schandthaten verleitete, den Himmel zwar, aber nicht ſein Herz vertauſchte.

Die bedaurungswürdige Betrogene, welche ihm folgte, wurde das erſte Opfer ſeiner Treuloſigkeit. Sie hatte ihm alles aufgeopfert, ſich ihm ganz hingegeben, ſeinetwegen den kühnen Schritt gewagt, glaubte ihn wenigſtens durch Dankbarkeit an ſich gefeſſelt zu wiſſen, durch ihre grenzenloſe Liebe ſich ſeiner Beſtändigkeit verſichert zu haben; aber ſie baute auf die Tugenden eines Herzens, welches keine einzige derſelben kannte, welches der Thron aller Laſter, der Sammelplatz aller Untugenden war, und wurde von ihm hintergangen.

Ein einziger Mann kam, das Weib, welches in ſeinen Armen ſich ſicher träumte, zu arretiren. Was that ihr herzhafter Verführer? Mit der größten Herzhaftigkeit von der Welt, mit dem ſtärkſten Muthe, kroch er in ein Kamin, und überlies die Unglückliche ihrem Schickſale. Er hörte die Klagen der Verlaſſenen, deren Thränen über den Verführer ſich ergoſſen, er hörte ihre Seufzer, ihre Bitten, vernahm ihre hülferufende Stimme, es war die Stimme des Weibes, welche ihm Treue und Liebe ſchwur, alle

waren Zeugen seiner Kleinmüthigkeit, und die Feigheit flüsterte ihm zu: sich verborgen zu halten und seine Ohren gegen die Klagen des elenden Schlachtopfers zu verstopfen.

Der Elende liebte sie nicht! sein Herz fühlte nicht, was seine gleisnerische Zunge ihr vorgeheuchelt hatte!

Was kann deutlicher als dies beweisen, daß er das Weib blos des mitgenommenen Geldes wegen entführte? das Geld war verthan, und das Weib wurde eben so leicht wieder verlaßen, als er sie ihrem Manne geraubt, verführt und entführt hatte. Ohne Theil an ihrem Schicksale zu nehmen, wagte er nicht eine Hand zu ihrer Vertheidigung zu erheben, war für die Sicherheit seines elenden Lebens besorgt, um neue Verbrechen begehen zu können, und lies der Unglücklichen nichts, als das schreckliche Loos der Beschimpfung, und die Gewißheit banger Verzweiflung übrig. Der ehrbare Mann! der wackre Mann, der sich so stark mit seiner Herzhaftigkeit und Rechtschaffenheit, mit unbegreiflicher Effronterie, nicht zu brüsten schämt!

Man frage den Liebhaber eines Weibes aus der niedrigsten Menschenklasse, ob er so undankbar an der Geliebten handeln kann, welche ihm

ihm Tugend und Ehre, Verhältniſſe, Pflichten und ihr Vermögen aufgeopfert hat. Gewiß nicht! — Sie hätte weit weniger thun können, als ſie wirklich that, weit weniger auf das Spiel geſetzt haben können, als ſie wirklich darauf ſetzte, und jeder, dem ſie ihre Liebe geweiht, ſich ihm ohne Ausnahme ſo ganz überlaſſen hätte, hätte mehr für ſie gethan, als ihr verkrochener Verführer that, der nicht Muth genug hatte, bei ihrer Vertheidigung ein Leben zu wagen, deſſen Erhaltung ein ſo ſchlechter Gewinn für die Welt iſt.

Seine Seele konnte nicht ſchwärzer werden, als ſein Körper durch die ſchimpfliche Retirade in ein beruſtes Kamin wurde.

Und dieſer ehrbare Mann thront in der Glorie ſeiner Tugenden, in Frankreichs Nationalverſammlung!

Die Familie dieſes ehrbaren Mannes, welche ſeinen Namen nicht an den Galgen geſchlagen ſehen mochte, ſeine Eltern, denen dieſe Begebenheit ſo viele Thränen entpreßte, ſo manche kummervolle Stunde, ſo viele ſchlafloſe Nächte verurſachte, wagte das Aeußerſte für den Laſterhaften. Man nahm ſich des Treuloſen und ſeiner Sache aus Freundſchaft und Achtung für

die unglückliche Familie an, welche er beschimpft hatte. Den, der den Galgen selbst zu zieren verdient hatte, begnadigte man mit einer leichten Gefängnißstrafe zu Pontarlier. Sein Onkel, der Marquis du Saillant unterstützte ihn, und der Gerettete schrieb zur Dankbarkeit gegen seine Retter, und beleidigte das Parlement, welches ihm Wohlthaten erzeigt hatte, mit der größten Undankbarkeit. Er schrieb einen äußerst beleidigenden, kränkenden Brief an seinen Vater, und that seinem Vetter tausend Kränkungen an. Dem Baron d'Espagnac, den Freund und Tröster seines Vaters, dem Mann, welcher sich für den ehrvergessenen Sohn seines Freundes thätig interessirte, belohnte er seine Gutmüthigkeit mit dem größten Undank, dessen nur der ausgemachteste Böswicht fähig ist, und beging mehr als einen schlechten Streich gegen die Familie des Mannes, den er so viel Verbindlichkeit schuldig war. Wenn Undankbarkeit eine Tugend ist, so ist Niemand tugendhafter als Mirabeau, so macht ihm kein Kato den Preis streitig.

Und dieser ehrbare Mann, schlägt Gesetze in Frankreichs Nationalversammlung vor! o! des trefflichen Gesetzgebers! o! des Mannes von unerschütterlicher Tugend!

Zwar

Zwar hat er im Jahr 1769 allen seinen Jugendverbrechen entsagt, schwur, das Laster zeitlebens in Zukunft zu fliehen und auf den Pfad der Tugend zurück zu kehren. Er hat falsch geschworen, Gott und Menschen belogen.

Wir wollen ihm folgen, ihn auf den Pfad der Tugend zu erblicken, welchen er zu gehen versprach; wir wollen sehen, was das für ein Weg ist, welchen er im Jahr 1784 betrat.

Er gieng nach London, in elenden Umständen, England zu dem Schauplatze seiner ruhmvollen Thaten zu machen. Ein Sekretär, Hardy, welchen er um 6 Louisd'or betrog, und ihm nie Wiederbezahlung geleistet hat, begleitete ihn zu seinem Unglück.

In London machte der Graf auf die Neugierde und Börsen der Bewohner dieser Stadt Spekulation, und schrieb Considerations sur l'ordre de Cincinnatus. In dieser Schrift prahlte er gewaltig von seinen Eigenschaften, von seiner Tugend und Rechtschaffenheit, von der Feinheit seiner Gedanken, und von seinen uninteressirten Absichten; hätte er von allen dem das Gegentheil gesagt, er hätte nie grössere Wahrheiten sagen können.

Seine Lage nöthigte ihn, seinem Sekretär Hardy den Abschied zu geben, weil er ihn nicht ernähren konnte. Aber er konnte ihm auch 30 Louisd'or rückständige Besoldung nicht bezahlen. Hardy, um zu seinem Gelde zu kommen, suchte Arrest gegen ihn zu bewürken, und der ehrenvolle Mann versicherte mit einem gerichtlichen Eide, er habe ihm das Geld bezahlt; noch nicht genug, um sich zu rächen, gab er vor, er habe ein Werk zum Verderben Frankreichs geschrieben, (um den Patriotismus der Engländer zu kützeln) welches ihm sein Sekretär entwendet habe, um ihn den Verfolgungen des französischen Ministeriums auszusetzen. — In dieser Geschichte erblicken wir den Ehrenmann, als einen Treulosen gegen sein Vaterland, als einen falschen Ankläger, als einen Rachsüchtigen und Meineidigen. O! der herrlichen Tugenden des ehrbaren Mannes, Graf von Mirabeau genannt!

Und dieser Mann kann den heiligen Namen der Tugend noch entweihen, die er nicht kennt? Doch, was könnte ein völlig ehrloser Mann nicht!

Kann er den Mann einer Unwahrheit beschuldigen, welcher ihm das ins Gesicht sagt? Er kann ihm Zeugen stellen, unter welchen der glaubwürdigste, sein eigener Vater ist.

Aber,

Aber, er hat ja keinen Vater mehr. Der, welcher ihn sonst Sohn nannte, hat ihn verstossen, hat ihm seinen Fluch gegeben, und bereut sein Vergehen, der Welt ein Ungeheuer in den Schoos geworfen zu haben.

Und der Ehrenmann, dessen sich Eltern und Geburtsort schämen, spricht noch von einem Vaterlande? giebt vor, für das Vaterland zu schreiben? gerechter Himmel! wie wird dies Vaterland beschimpft, wenn sein Sohn Mirabeau für sein Heil zu sorgen vorgiebt!

Ehrbarer Mann, und wenn deine schamlose Stirn dreifaches Erz umpanzerte, der Name Vaterland müßte dich doch erröthend machen! — Was für eine Idee verbindest du mit diesem Namen?

Ein väterliches Haus, das Band der Familie, Eltern, Freunde, Anverwandte, Verbindungen, Besitzungen zum Nutzen des Besitzers und des Staats, Kinder, Brüder, eine Gattin, ein ehrbarer Beruf; alles dies sind Erfordernisse eines Bürgers, eines Mannes, der von seinem Vaterlande als ein rechtmäßiger Sohn desselben sprechen kann. Hast du, ehrbarer Mann, Graf von Mirabeau genannt, ein Einziges dieser Erfordernisse, um dich mit

Recht Bürger nennen zu dürfen? Du haſt keine Freiſtatt, keine Eltern, dich bindet kein Band der Blutsfreundſchaft, der Ehe, und wenn du dich nach einem anſtändigen Orte deines Aufenthalts umſiehſt, was kannſt du erblicken, welches deinem Wohnorte angemeſſener wär, als die Kerker von Vincennes, des Chateau d'If, des Chateau de Joux?

Iſt es eine Ehre, ſich Bürger nennen zu dürfen, ſo kann der Graf von Mirabeau derſelben nicht theilhaftig werden; iſt es eine gleichgültige Sache, warum beehrte man ihn mit einer Bürgerkrone? Es gab auch Bürgerkronen, welche die alte Republik Rom ertheilte; wer einem Bürger das Leben erhalten, gerettet hatte, erhielt' eine dieſer Kronen. Und in Paris, ſchenkt man ſo ein neumodiſches Ding, auch Bürgerkrone genannt, einem Manne, welcher Staat und Bürger aufzureiben, zu verderben ſucht.

O! ihr lieben Pariſer! erfindet einen neuen, andern Namen für die ſogenannten Bürgerkronen, oder beſchenkt verdienſtvollere Leute mit denſelben!

Der Gebrauch, welchen ihr von dem Geſchenke, von der Belohnung macht, iſt eine

Satire

Satire auf den Namen deſſen, was ihr ſchenkt; beweiſt, daß ihr keine richtigen Ideen mit dem Namen verbindet. — Aendert den Namen, oder den Gegenſtand der Spende.

Welch Geſetz hat der Staat, kann ein Staat wohl mit dem ehrbaren Mirabeau gemein haben? Gegen welches hätte er nicht geſündigt? welches hat er nicht übertreten?

Wie kann der Mann uns überreden wollen, alle ſeine Vorſchläge zweckten zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft ab, da nicht ein einziges Band ihn an dieſelbe feſſelt?

Wie kann er die ehrbare Beſcheidenheit haben, zu ſagen, er ſey allein der Mann, aus deſſen Offizin die Heilmittel des Staates kommen würden?

Doch, was könnte ein Mirabeau nicht alles ſagen!

Sein Geiſt erhebt ſich über die Trümmern des geſtürzten Koloſſes, und er ſingt das Trisumklied über den Ruinen. Wohl dir, Frankreich, wenn es ſein Schwanengeſang wär!

Hört ihm zu, gafft ihn an, wenn der Strom der Beredsamkeit über seine Lippen nach Erforderniß der Umstände, entweder gleich einem Silberbache hinabrieselt, oder wie ein Waldstrom rauschend über diese betrügerischen Klippen hinabrollt; bewundert seine Bilder, die Geschmeidigkeit seiner Ausdrücke, spiegelt euch in dem Theaterflimmer seines falschen Witzes, verfolgt die Reihe der unächten Gedanken, heißt ihn einen zweiten Cicero, Demosthenes, sagt, daß die Göttin Suada auf seinen Lippen thront; bewundert seine Schauspieler Aktion, seyd entzückt von seinen Charlatanerien, laßt ihm die Augen wie eine Marionette verdrehen, die Blicke bald zur Erde senken, bald gen Himmel erheben, den er zum Zeugen der Wahrheit dessen, was er sagt, der Reinheit seines Herzens, mit frecher Stirn aufruft; bewundert in ihm einen neuen rednerischen Odüsseus von glatten Worten und geläufiger Zunge: thut alles das, aber glaubt ihm nicht. Er verspricht euch eine Heroide, und liefert euch ein Possenspiel mit einem schlechten Ausgange; er will einen Pallast errichten, und führt euch in eine Mörderhöle. Folgt ihm nicht! ihr kennt doch die Fusstapfen?

Mit einem geheimnißvollen Ansehen, unter tausend mysteriösen Bildern, mit einem Schwall von Wortkrämerei, verspricht euch der Ehrenmann

mann mancherlei; ihr haltet die Hand auf, wähnt die köstlichen Geschenke zu empfangen, und erhaltet nichts.

Wer dem Ehrenmanne die Verdienste eines politischen Taschenspielers absprechen wollte, der thät ihm Unrecht. Er weis mit tausend leeren Worten die Aufmerksamkeit der Zuschauer von seinen Operationen abzuziehen, indeß sein täuschungsvoller Zauber beginnt. Ihr seht auf den Mund, und die Hände des Empirikers haben das Meisterstück vollendet, welches ihr verwunderungsvoll dann begaffen könnt.

Stellt seine Beredsamkeit auf die Probe, so oder so, wie ihr es haben wollt; der sehr ehrenwerthe Graf spricht pro und contra, wenn's erforderlich ist, mit gleichem Feuer. Ihr werdet in seiner Rede nie die schönen Worte: Tugend, Ehre, Rechtschaffenheit, Vaterland, Unsterblichkeit, Nachruhm, Feuer der Seele, Gedanke des Entzückens, Glorie, Freiheit ꝛc. vermißen, und den Satz bestätigt finden, daß es Menschen giebt, welche von nichts lieber reden, als von guten Eigenschaften, welche sie nicht besitzen.

Wel-

Welche Gestalt hätte Mirabeau's Tugend, Ehre, Rechtschaffenheit, Nachruhm wohl? wo ist sein Vaterland? welche Unsterblichkeit konnte er wohl erringen?

Um sich einen Nachruhm zu verschaffen, zündete ein Herostrat den prächtigen Tempel der Diana der Epheser an, mordete Ravaillac einen guten König, zuckte ein Damien den Dolch, vergiftete ein Bösewicht die Hostie, welche er seinem Kaiser reichte, schrieb Bobadilla gegen den Staat ein aufrührerisches Buch, erregten Campian und seine Gesellen Rebellion gegen die grosse Elisabeth in England. — Nur nach einem solchen Nachruhm kann ein Mirabeau ringen!

Welches Feuer belebt des Mannes Seele? welcher Gedanke füllt sein Herz mit Entzücken? — Auf seinen Höhen, winkt nur das Panier der Zwietracht, des Haßes, der Empörung und des Mords. Wollt ihr zu diesen Fahnen schwören?

Welche Glorie kann das Haupt des Ehrenmannes umschimmern? nur die, welche ehemals durch ein priesterliches Gaukelspiel einem Bösewicht als eine Belohnung gezeigt wurde, einen Fürsten zu ermorden. *)

Und

*) Im Jahr 1598 bestachen die Jesuiten einen Bösewicht, reichten ihm mit einer Hand das Sa

Und ihr habt noch Ohren, die Worte dieses Zweizünglers zu hören?

Friedrich der Grosse, vor dessen Szepter sich Götter der Erde beugten, der Koma, bewundert und verehrt von Europa, und wo man seine Thaten kannte; der Mann, der Szepter, Feder und Degen mit gleicher königlicher Ehre führte, gieng zu seinen Vätern, und der ehrbare Graf Mirabeau suchte des grossen Regenten Andenken zu beflecken, hätte es befleckt, wenn so ein Mann, etwas anderes als sich selbst, und seine selbst zur Schau getragene sogenannte Ehre, beflecken könnte.

Des unsterblichen Königs Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., trat die Regierung an; der sehr ehrenwerthe französische Graf ließ eine Epistel an ihn abgehen. Diese Epistel:

„Sire

Ihr seyd König ꝛc." — —

und im Prospekt, seine geheime Korrespondenz über den Berliner Hof, diese Schandschrift! Bür-

Sakrament, mit der andern einen Dolch, stellten ihm in der Ferne die schwebende Himmelskrone vor, und reizten ihn, den Prinz Moriz von Nassau umzubringen; worauf sie aus Holland vertrieben wurden.

Bürger, Volk, Einwohner von Paris, habt ihr euern Mann noch nicht kennen gelernt?

Seht doch, welch ein Genius des Ehrenmannes ränkevollen Kopf umschwebt! kennt ihr die Blumen zu seinem Kranze des Nachruhms? Seht ihn mit Aretins giftiger Nattergeisel! er trägt sie mit dem Gesichte eines Staatsmannes zur Schau, auf dem glänzenden Pfade, welchen sein Fus zu der Versammlung betrat, in welcher sein Siebengestirn *) prangt.

Vergeßt nicht, mit welcher Politik, mit welcher Feinheit, mit wie viel Patriotismus, mit welcher Geisteserhebung der ehrbare Graf eine gewisse, sogenannte Marquise de Fleury, der vollkommensten Bewunderung des Grafen von Mirabeau würdig, nach Berlin zu kommen, beorderte. **) Diese Aspasia, des neuen Perikles kam daselbst an, wurde

*) Nach einem französischen Büchlein, welches sich hierüber also erklärt: — Tour....S. P. Laclos, le desintereſſé paſteur d'Au...., Liane...., Deſpr...., Maur...., Monteiq....

**) Der Graf sagt zwar in seinen Briefen über den Berliner Hof, diese Pariser Phryne sey von selbst, ohne sein Wissen gekommen; aber in Frankreich glaubt man es ihm nicht.

wurde von ihm gekauft, unterrichtet, eingeweiht, mit dem Gewande gezieret, welches sie schmücken sollte; aber der Weg, welchen er mit ihr wandern wollte, war mit einem Schlagbaume versehen, der dem Ehrenmanne nicht geöffnet wurde.

Seine erträumten Wunderthaten scheiterten, seine Seele war betrübt bis in den Tod, und er schlich à pas lents, Rache kochend, zurück.

Es war nicht das erstemal. Er war des Rückwegs schon gar sehr gewohnt, und besonders hatte er in Ehrensachen, nie einen andern, als diesen Gang, gekannt. Demosthenes, Horaz, Alzäus. Beispiele genug, ihn zu trösten, herrliche Bollwerke von Bonmots, sich hinter dieselben zu verschanzen, um von da aus herzhafte Angriffe auf seine Gegner zu wagen. Verlacht, oder nicht, ihm gleichviel, und seinen Begriffen von Ehre unbeschadet.

Der Mann, welcher der Regierung seine Dienste als Spion am preußischen Hofe verkaufte, welcher beständig akkreditirt zu seyn seufzte, und den Gesandten seiner Nation verächtlich zu machen suchte; der Mann, der so viele deutsche Fürsten lästerte, und den König selbst nicht verschonte, der bei Nacht und Nebel

Ver-

Berlin verlassen muste, kam nach Frankreich zurück, Platz in einer Nationalversammlung zu nehmen, und hatte die Frechheit zu sagen:

„Ich vernahm den Ruf der Versammlung, „und sagte zu mir selbst: hier hast du die beste „Gelegenheit, den schuldigen Tribut deines Ta„lents deinem Vaterlande und dem Könige zu „entrichten."

Welchen Tribut willst du denem Könige entrichten? von was für einem Talent sprichst du? — Wer erstaunt nicht zitternd, so etwas zu hören?

Der Lohn für des Ehrenmannes Brief an den König in Preußen, war, (o! wie milde!) daß man ihn gehen hies. Er kam nach Paris, und schrieb von neuem einen Brief an den König in Frankreich. Welche Verwegenheit! welche Insolenz!

Es kann nicht leicht einen Menschen geben, welcher unerbetener, und aufdringlicher seine Dienste anzubieten pflegt, als den Grafen von Mirabeau. Man werfe ihn zum Hause hinaus, und er erbietet sich, die Thür zuzumachen; macht sie aber gewiß auf so eine Art zu, daß sie nie schlechter zugemacht werden konnte.

Man

Man braucht über seinen Karakter nicht lange zu studiren. Ein Hauptlaster ist der Grund aller seiner schlechten Handlungen, und seine Krankheit ist inkurabel, wenn man anders ein Laster, eine Krankheit nennen darf. Alles was einem Lasterhaften möglich ist, ist ihm möglich. Wer etwas Ehrbares und Gutes von ihm verlangt, verlangt etwas Unmögliches. Böses zu thun, ist seine Gewohnheit, keinen Begriff von Ehre zu haben, ist seine Sitte.

Sentenzen von Tugend und Ehre, weis er mit viel Prunk auszukramen, aber an edlen, guten Handlungen glänzet seine Kraft.

Wie er gemalt worden ist, so ist er. Die Schilderung gleicht ihm, wie sein Bild im Spiegel ihm gleicht, und so war er, seit seiner Geburt.*) Er ist methodisch lasterhaft, und sein Karakter hält allen Kunstregeln von Lasterthaten Stich, so wie seine Rechtschaffenheit nie einer einzigen, welche die Moralität erkennt.

Nie wird dieses ehrenwerthe Mitglied der Nationalversammlung läugnen können, daß er von

*) Der Graf von Mirabeau ist im Jahr 1749 geboren.

von seiner Kindheit an, einen Wohlgefallen an schlechten Handlungen hatte, und sie selbst beging; daß die Natur nie einen undankbarern Sohn als ihn, hervorgebracht hat; daß Hymens Fackel nie einem treulosern Gatten leuchtete, als ihm; daß keine Familie einen unnatürlicheren Vater hatte, als die seinige an ihm; daß die Tugend nie einen grössern Feind haben konnte, als ihn; daß sein Vaterland nie einen verächtlichern Bürger, und die gelehrte Republik nie einen feilern Schriftsteller aufzuweisen konnte, als ihn; daß der Adel nie das Unglück hatte, einen unedlern Edelmann als Mitglied seines Standes zu sehen, als ihn; daß die menschliche Gesellschaft nie einen hassungswürdigern Heuchler sah, als ihn; daß die Göttin der feilen Liebe nie einen ausschweifenderen Sklaven an ihren Wagen schmiedete, als ihn; daß die Göttin der Freundschaft nie einen treulosern Freund fand, als ihn; daß die vollkommenste Libertinage nie einen grössern Anhänger und cynischen Gönner hatte, als ihn; daß die göttlichen Gesetze nie einen mutwilligern und gottloseren Uebertreter haben konnten, als ihn; daß die menschlichen Gesetze nie einen determinirteren Verletzer fanden, als ihn; daß die Regierungen nie einen kühnern Aufwiegler zu fürchten hatten, als ihn; daß ein Nero, ein Mandrin, ein Cartouche, ein Desrues, nie einen

nen würdigern Zunftgesellen unter allen Zonen finden konnten, als den ehrbaren Grafen von Mirabeau, in Frankreichs Gefilden.

* * *

Diesen Hauptzügen des Karakters des Grafen von Mirabeau, sollen nun als Belege, einzelne Züge aus seinem Leben, Anekdoten, Briefe, Bruchstücke, ꝛc. ꝛc. folgen, welche man mehr mit Rücksicht auf die vorher gegangene Schilderung, als in chronologischer Folge, mittheilen wird.

Eine der französischen Piecen hat noch einige sehr gut gesagte Seiten gegen den Grafen, welche ich anfangs mittheilen wollte, um aber theils die Leser nicht aufzuhalten, und theils, weil ich jene Reflexionen blos deswegen hätte übersezen müssen, weil sie gut gesagt waren, unterblieb es. Denn es ist die Frage, ob sie richtig gesagt waren.

Ich muß mich deutlicher erklären.

Der Verfasser jener Aeusserungen hat den Grafen in die moralische Schule der Thiere geführt, und ihn dort mit gesuchten Beispielen zu beschämen gesucht. Ich muß aber aufrichtig

gestehen, daß ich kein Freund dieser Moralphilosophie bin, weil der Gegner immer freies Feld behalten wird, und alle angegebene Beispiele mit Gegenbeispielen entkräften kann.

Ich werde meinem Gegner vorwerfen, wenn ich ihn nach Beispielen der Thiere zur Sittlichkeit ermahne, daß kein Thiergeschlecht gegen seine eigene Gattung mörderisch wüthet, daß nach den Sprüchwörtern: Kein Wolf den andern frißt; daß keine Krähe der andern die Augen aushackt. Mein Gegner wird mir Thiere zeigen, welche ihre Jungen fressen, Stiere, welche, so wie Hirsche, mit andern ihres Geschlechts, auf den Tod kämpfen. Die haushälterische Vorsorge des Hamsters, die Betriebsamkeit und Oekonomie der Bienen und Ameisen, haben unter den andern Thiergattungen viele Beispiele des Gegentheils, und wenn ich ihm als einen Beweis treuer Liebe und der Mäßigkeit in den Werken der goldenen Venus die Taube aufstelle, wird er mich auf die Sperlinge verweisen, u. s. w. — Von dieser Seite, wär also dem Grafen nicht beizukommen. Es bedarf aber dieser Aufstellung auch gar nicht An seinen Werken muß man ihn erkennen!

* * *

Der Vater des quäſtionirten Grafen von Mirabeau ſchildert in einem Briefe an ſeine Schwiegertochter Maria Emilie de Covet, de Marignane, Gräfin von Mirabeau, ſeinen Sohn alſo:

„Mein Sohn iſt ein Lügner; Unrecht zu thun und zu verläumden, iſt ſein Geſchäft.“

„Von allen Orten und Enden her, überfluten mich Briefe ſeiner Gläubiger. Er bedient in der Wahl derſelben ſich weder einer Ordnung, noch einer Rückſicht auf den Stand derſelben, und macht ſeine Anleihen allenthalben, wo er nur Leute findet, welche ihn borgen, wes Standes und Würden ſie auch ſeyn mögen. Jede Erniedrigung dieſer Art, iſt ihm gleich viel, wenn er nur Geld dadurch bekömmt. Seine Geſellſchaften und Verbindungen, ſind alle von ſehr verächtlicher Gattung, aber genug, wenn ſie ihm zu ſeinen Abſichten behülflich ſind. Er thut in dieſem Falle, ſelten etwas ohne Abſichten, ſie mögen nun moraliſch oder phyſiſch in ſeinen Kram taugen. Seine Ausſchweifungen und Unordnungen häufen ſich ſo ſehr, daß ich einen baldigen Ausbruch der elendeſten Kataſtrophe befürchte.“

„Ich bin genötigt, die sichersten Maasregeln zu Züchtigung des Undankbaren, den ich Sohn nennen muß, zu nehmen, um wenigstens Sie, seine Gattin, und sein Kind, vor ihm selbst und seinen Vergehungen zu sichern. In dieser Rücksicht, habe ich auch schon manches gethan, das ich sonst nicht würde gethan haben.“

„Aber seine Verbrechen, der Schimpf und die Schande, welche er seiner Familie anthut, häufen sich, und seine Laster vermehren sich täglich.“

„Ich muß zu meiner eigenen, zu Ihrer und Ihres Kindes Sicherheit, Entschlüsse fassen, zu denen er mich nötigt, und welche ich, ach! so ungern fasse!“

Wie muß es das Herz jedes rechtschaffenen Mannes drücken, einen guten, liebreichen Vater so sprechen zu hören, dessen Feder so gerechte Klagen entfließen!

Wie weit muste es kommen, bis sein ihm immer wieder verzeihender Vater, sich zu dem Schritte entschloß, welcher ihm einen Vater raubte, dem er so viel Kummer und Gram verursachte, den er so oft durch falsche Versprechungen

gen hintergieng, und immer wieder täuschte. — Mit der Miene eines Reuigen nahte sich der ehrenwerthe Graf seinem Vater, und betrog ihn mit dem Herzen eines Heuchlers beständig von neuem.

Und dieser Mann spricht und schreibt von heiligen Pflichten, von Gesetzen und Obliegenheiten der Menschen, im Angesicht aller, welche sein Herz kennen. O! der schönen Zeiten goldener Freiheit! o! der reinen Sitten eines Mitglieds der Nationalversammlung Frankreichs!

* * *

Als Gatte, verheuratet an eine Frau, welche von ihrem Vater zum Gehorchen und Gefälligseyn erzogen worden war, liefert der Graf von Mirabeau kein günstigeres Konterfey, als in allen seinen andern Situationen, und in den mannigfaltigen Gegenständen, in welchen er dem Beobachter Stoff zu den Reflexionen giebt, deren Resultat nie günstig für ihn ausfällt.

Es vergieng selten ein Tag, an welchem er nicht seiner Frau Beweise seiner unedlen Denkungsart gab. Täglich fielen Szenen vor, welche man nur in schlechten Wohnungen gemeiner Leute wahrnehmen sollte, die selten von

reiner Liebe beseelt, einander vor dem Altare ihre Ringe wechselseitig überliefern, und dann blos, um sich zu zanken, zu prügeln und zu begatten, mit einander in einer Verbindung leben, die gewiß nicht aus Rosenketten gestrickt ist.

Der sehr ehrenwerthe Mann peinigte nicht nur seine beklagungswürdige Gattin mit tausendfachen Kränkungen, lies es nicht einmal beim Zanken und Schimpfen bewenden, sondern er vergriff sich auch thätig, mit Schlägen, Ohrfeigen und schlechten Behandlungen an ihr, und stellte diese Mißhandlung sogar während ihrer Schwangerschaft nicht einmal ein.

So geduldig die Gräfin anfangs auch diese Behandlungen ertrug, so überstiegen sie doch endlich die Schranken ihrer Geduld, und sie muste, wiewohl sehr ungern, zulezt ihren Mann als einen Treulosen, Ehre- und Pflichtvergessenen Menschen anklagen, und den Gerichten es überlassen, sie zu rächen, und ihr Genugthuung zu verschaffen.

* * *

Nicht genug, sein Weib zu mißhandeln, suchte er auch noch auf ihre Unkosten mit ihrem Vater zu spielen, hintergieng ihn mit falschen

schen Nachrichten und Betheuerungen, las ihm so mancherlei in bilderreichen, emphatischen Ausdrücken vor, um der Unglücklichen auch Verdruß von dieser Seite zu machen, und ihr den lezten Zufluchtsort mit boshafter Schadenfreude zu rauben.

Es ist grausam, sich an den Leiden eines unschuldigen Geschöpfs zu laben, es ist doppelt schlecht, ein Weib zu Boden zu drücken, welche allen Kränkungen nichts als Geduld, Sanftmut und Duldung entgegen setzt!

Er spottete der Leichtgläubigkeit seines Schwiegervaters, rühmte die Stärke seiner Beredsamkeit, seiner Verstellungskunst öffentlich, und freute sich eines Erfolgs, dessen er sich aber nicht zu erfreuen hatte; denn sein Schwiegervater überzeugte sich bald von seiner Falschheit, nahm sich seiner Tochter an, und der Plan des Herrn Grafen war umsonst gemacht.

Wie viel Bosheit liegt aber nicht in diesem Unternehmen? Der ehrbare Mann berühmte sich seiner Kunstgriffe selbst, einer Tochter den Weg zu dem Herzen ihres Vaters zu versperren, spielte mit Ehrenwort und Schwüren so leichtsinnig, wie ein Kind mit seiner Puppe.

Und Frankreichs Nationalversammlung athmet noch einerlei Luft mit einem solchen Manne ein, welcher ein Simbol der Treulosigkeit selbst ist?

* * *

Ein Brief des Grafen von Mirabeau an einen Freund, vom 17. Jul. 1784.

„Ich habe nicht mehr als 15. Livres im Vermögen, und wir beide, weder ich, noch Madame de Nehra, haben die geringste Kleinigkeit, aus welcher wir durch Verkauf oder Versatz Geld lösen könnten, welches wir so nötig als unsern Athem brauchen. Ohne Bezahlung fortzukommen, dazu ist nicht die geringste Aussicht, und schlechterdings weder Hoffnung noch Möglichkeit da. — Ich weiß nicht an wen ich mich wenden, wem ich meine Leiden klagen soll. Die Freundschaft heißt mich meine Zuflucht zu Dir nehmen. Bei dem Rechte, welches sie mir zu diesem Schritte giebt, beschwöre ich Dich, mich in der traurigsten und elendesten Krisis meines Lebens nicht zu verlassen. Du wirfst täglich so viel Geld zum Fenster hinaus, um Dines zu geben, denke dafür an mich und an meine klägliche Lage.“

„Ich

„Ich bitte Dich um eine kathegorische Antwort. Ach! ich bin gar zu unglücklich!“

M.

* * *

Ein anderer Brief an Ebendenselben, vom 22. Jul. 1784.

„Ein Weinhändler schreibt mir, daß er Dir Deinen ganzen Weinvorrat abkaufen wolle, und daß Du ihm ohne Umstände geantwortet habest, er könne ihn bekommen. Ich kann nicht glauben, daß es wahr ist, daß Du ihm in dem Augenblicke dies versprochen hast, da Du weißt, daß derselbe meine einzige noch übrige Resource allein ist, und Du weißt ja, daß ich nicht einen Sou im Vermögen habe. Wär es wahr, was sollte und müßte ich von Deinen Versprechungen und Freundschaftsversicherungen halten? — Ich bitte Dich, sobald als möglich, uns unsre Rechnung, und ein Verzeichniß deßen, was ich Dir schuldig bin, zu senden.“

Mirabeau, der Sohn.

In beiden Briefen ist eine so sonderbare Mischung von Thorheit, Niederträchtigkeit und Insolenz

Insolenz zu finden, als man sie nur irgendwo finden kann. Geld, Wein und Freundschaft! viel auf einmal! — Der Briefschreiber spricht bald als ein Unglücklicher mit seinem Freunde, bald als ein Fremder mit seinem Wirthe, verlangt seine Zeche, und hat nicht einen Sou im Vermögen.

* * *

Noch ein Brief an Ebendenselben.

„Mit meiner Wäsche sieht's übel aus. Ich habe beinahe gar nichts mehr von Halsbinden, Hemden, Schnupftüchern, und nur noch ein einziges Paar Manschetten. Habe also die Güte, und schicke mir ein Duzzend Hemden, zwei Duzzend Halsbinden und Schnupftücher."

„Meinen Leib zu bedecken, bitte ich um ein karmelitfarbenes seidenes Kleid, um einen ganz einfachen Rock, und Unterkleider von Nankin oder Basin. *) Das ist alles, was ich brauche.

Den

*) Eine Art von geköperten Zeug, dessen Zettel und Eintrag zuweilen von Baumwollenen, zuweilen von Leinen, oder Hanfenen Garn sind.

Den Frack zu wählen, überlasse ich Deinem eigenen Gutdünken, und die Wäsche nimm, wie Du sie bekommen kannst, das ist einerlei. Einige Paar seidene Strümpfe brauche ich auch. Höher will ich meine Forderungen nicht spannen, und dies soll die letzte Bitte an Dich in meinen unglücklichen Umständen seyn.“

M.

Es läßt sich, meint ein Französischer Schriftsteller, hierüber nicht viel mehr sagen, als daß die Effronterie des Grafen seinen Hang zu Lastern übertreffen würde, wenn dies möglich wär.

* * *

Graf Mirabeau befürchtete in London bestohlen zu werden. Ein Auszug aus den Akten des Gerichtshofes Old-Bailey soll uns einen Begriff von seinen und der Ambassadrise Madame de Nehra, Effekten geben, dazu gerechnet die ganze noble Suite seiner Gesellschaft.

Für den Herrn Grafen.

16. Hemden.
1. Unterkleid von Nankin.
1. Paar weißleinwandene Unterhosen.
1. alte Weste, welche gestickt gewesen seyn mochte.
1. Paar neue Schuh.
12. Paar Strümpfe, schadhaft.
1. Hut.
50. Stück gebundene und ungebundene Bücher.

Für die Frau Gräfin.

4. Hemden.
1. Paar Handschuh.
1. Chemise von Linon. *)
1. Robe à l'anglaise.
14. Servietten.
10. Schnupftücher.
1. alter Muff.
1. schwarzer Domino.
4. Unterröcke.
2. zitzene Kamisölchen.
2. Paar Peschen.

4. Kor.

*) Feine Leinwand, welche in der Pikardie verfertigt wird.

4. Korsets.
1. alter weißer Pelz.
3. Mantelets, sehr schadhaft.
2. Florschürzen, schadhaft.
1. Paket Lappen.

Gesezt, man hätte dem Grafen nun etwas von diesen Sachen gestohlen, welcher von beiden Theilen wär angeführt, wär zu beklagen gewesen? wer konnte sich einfallen lassen, auf solche Reichthümer Spekulation zu machen? — Lieber Herr Graf, Sie waren sehr argwöhnisch, oder von der Wichtigkeit ihrer Habseligkeiten, welche Sie auf Simonides Manier gar leicht bei sich führen konnten, so sehr, als von der Wichtigkeit Ihrer werthen Person, überzeugt, wenn Sie irgend einem Menschen in Ernst zutrauen konnten, er wolle so grausam seyn, Sie zu berauben! — Doch, Sie hatten ja Ihre Ursachen dazu, warum Sie thaten, als glaubten und befürchteten Sie wirklich etwas, das nicht zu befürchten war. Sie wollten einen Menschen unglücklich machen, aber Sie haben sich lächerlich, Sie haben sich vor Gericht selbst verächtlich gemacht. Dafür, hält Sie nun Ihr jetziger Ehrensiz schadlos.

Aus

* * *

Aus einem Briefe des Grafen von Mirabeau an einen Freund.

Am 3. Jun. 1784.

„Ich bin seit drei Tagen in einer Aengstlichkeit, in einer Aengstlichkeit, welche mich nicht eine Viertelstunde verläßt. — Hardy will mit mir wegen der 6. Louisd'or reden. Erhalten habe ich sie, aber was hilft das Reden? ich habe nicht so viel, daß ich mir einen Fiakre mieten konnte, die allernöthigsten Geschäfte zu besorgen. — Mit einem Worte, ich bin in der traurigsten Lage, und habe meine Hoffnung ganz allein auf Dich und Deine Hülfe gesetzt." ꝛc. ꝛc.

* * *

Aus einem Billet des Grafen.

Lieber Freund!

Madame de Nehra hat eine Tante verloren, und dieser Verlust, hält sie ein wenig für die Drangsale schadlos, welche ihr eine andere angethan hat. Sie muß wegen der gebräuchlichen Formalitäten zu dem Gesandten der Nation

Nation gehen, und zu diesem Besuche, braucht sie ein schwarzes Kleid. Ist es Dir nicht möglich, auf Kredit der ganzen Suite, uns ein solches Kleid zu schaffen? wir haben keinen Sou. Die Modehandlerin Deiner Frau wird schon so etwas auf Kredit hergeben, das aussieht, wie eine Trauerrobbe.„

„Ich habe nur ein einziges Paar Schnaller, welche noch dazu so lächerlich altmodisch sind, daß ich sie gar nicht tragen kann; willst Du wohl die Güte haben, und mir ein Paar Schnallen geben, welche man sehen laßen kann? Ein einziges Paar Unterhosen habe ich noch, welche ich anziehen kann; schicke mir doch etliche Paar. Sehr nötig brauche ich ein Paar schwarze Beinkleider.

Donnerstags, am 7ten.

M.

* * *

Eine Szene vor der Abreise.

Der ehrenwerthe Graf war einem seiner Bedienten 1400 Livres schuldig, den er gern mit guter Manier bezahlen wollte, um ihn los zu werden. Er überlegte die Sache hin und her, und endlich fiel es ihm ein, als sie schon

auf dem Wege waren, sich erschrecklich ängstlich zu stellen, und die größte Verlegenheit vorzugeben, weil er Papiere von großer Wichtigkeit mitzunehmen vergessen habe.

Er bat seinen Bedienten, so sehr er nur bitten konnte, ein Pferd zu nehmen, die Pappiere eilig zu holen und ihm nachzukommen.

Der gute Narr ritt fort; unser ehrenwerthes Mitglied der Nationalversammlung nahm einen andern Weg; es waren keine Pappiere zu finden; der gutwillige Bediente sah seinen ehrbaren Herrn nie wieder, und er war bezahlt.

So weis sich ein guter Kopf aus einer mißlichen Affäre zu ziehen!

* * *

Man beschuldigt den Grafen, er habe seinem Friseur eine Uhr zurück behalten, und sie ihm nicht wiedergegeben, welche er sehr geliebt und sie als Muster sich ausgebeten habe, sich eine solche, mit gleicher Kette und ähnlichen geschmackvollen Berloken, zu kaufen.

Dieser Zug ist so unglaublich niederträchtig, daß man ihn nur in Vergleichung mit andern seinen

nen Betrügereien des Grafen lesen muß, um ihn glaubwürdig zu finden.

Ich weis nicht, wohin man die Szene dieser Taschenspielerei verlegen muß; aber man sagt dem Grafen einen gleichen Uhrenraub zu Lüttich nach; vielleicht ist es etwa der nehmliche, sonst wär das Abentheuer zweimal bestanden worden.

Auf gleiche Art soll er einen seiner Freunde um einen Ring gebracht, ihn verkauft und das Geld zu feilen Divertissements angewendet haben.

„La chose est faite!„ soll bei solchen ausgeführten Streichen, des Grafen Ausdruck seyn.

* * *

Artige Methode, einen jungen Kavalier, den man nur ein einzigesmal gesehen hatte, um Vier Louisd'or zu bringen.

Brief des Grafen.

„Ich nehme mir die Freiheit, mein Herr, beikommendes Päcktchen an Sie zu adressiren;

es wird Ihnen mehr von meiner Reise sagen, Sie mit den Begebenheiten derselben bekannter machen, und Ihnen mehr Zuverläßigkeit geben, als das abgeschmackte Gerücht thun kann, welches von derselben ausgebreitet wird. Lesen Sie mit Theilnahme, urtheilen Sie freundschaftlich.

Indem ich um Ihre Freundschaft bitte, bin ich so frei, Sie zugleich zu ersuchen, mir eine Probe derselben zu gewähren. — Ich sehe mich so eben genötigt, eine Forderung von 70 Livres zu bezahlen, und habe in diesem Augenblick nicht 70 Sous im Vermögen. Sie sind besser bei Gelde wie ich. Ich bitte Sie also um die Gefälligkeit, mir sogleich Vier Louisd'or zu leihen, welche ich Ihnen Morgen mit dem verbindlichsten Danke wieder zuzustellen die Ehre haben werde. Ich unterstehe mich, Ihnen mit meinem Zutrauen beschwerlich zu fallen, und schmeichle mir, daß ich so glücklich seyn werde, das Ihrige zu erhalten. Leben Sie wohl und lieben Sie mich.

am 8. Jun. 1784.

Graf von Mirabeau;
der Sohn.

Züge zu dem Karakter des Grafen, was die Mischung von Unverschämtheit, Zudringlichkeit und

und falsche Prätension betrift, welche seine Handlungen so auffallend karakterisirt.

Es wird niemand läugnen, daß der Graf, wenn er sich ein Ridikül giebt, sich dasselbe mit Methode zu geben weis, aber dieser Methode ungeachtet, bleibt die Sache dennoch immer bei ihrem eigenen Werthe.

* * *

Ein Brief aus Chateau d'If, dem gefänglichen Aufenthalte des Grafen nach seiner Entführungsgeschichte und herzhaften Vertheidigung der Entführten in Holland, von Mouret, Marquetender *) daselbst, an die Gerichte der Provenze vom 11. Februar 1775, unterrichtet uns von dem Zeitvertreibe desselben dort.

Ein Mann, wie der Graf, muß und weis sich allenthalben zu beschäftigen; man kann also leicht denken, daß er auch in Chateau d'If nicht müßig war.

Er

*) Cantinier, ein Mann, der in festen Plätzen die Erlaubnis hat, der Besatzung Wein, Bier, Tabak ꝛc. zu verkaufen.

Er brachte es durch seine gefälligen Ausdrücke, durch seine energische Beredsamkeit dahin, daß die Frau des Marquetenders ihm gewogen wurde. Er ermangelte nicht durch Schmeicheleien, (welche Frau hört so etwas nicht gern? zumal in einer Veste, wo sie mehrentheils nicht viel Artiges zu hören bekömmt) sich in ihrer Gunst zu befestigen, redete von Empfindungen für sie, seufzte, drückte ihr die Hand, und sprach zuletzt von Liebe; ein Kapitel, welches die gute Frau selten so schön hatte explizieren hören, wie es der Herr Graf mit blendenden Wörterprunk that. Sie glaubte, was er sagte, gab seinen Bitten Gehör, befriedigte seine kühnen Erwartungen, verweigerte ihm nicht die sehnlichst erflehten Erfüllungen seiner Wünsche, und der ehrbare Mann hatte das Weib so gutwillig gemacht, als er es nur wünschen konnte.

Der erste Schritt war gethan; der Herr Graf war nicht so feig, den zweiten nicht zu thun. Er machte die Frau lau gegen ihren Mann, er brachte es endlich dahin, daß ihr derselbe gleichgültig wurde, und die guten Eheleute waren mit einander nach Wunsche brouillirt, ehe sie es sich versahen; wie das nun so zu gehen pflegt. Unser Graf kannte die Menschen, und noch mehr, er kannte die Weiberherzen, mithin konte seine Operation ihm nicht leicht fehlschlagen.

Der

Der Mann war krank; deſtobeſſer! ſo konnte er den Herrn Grafen in der zärtlichen Unterhaltung mit ſeiner Frau nicht ſtören. Er beſſerte ſich. Der Chirurgus war durch Ueberredung ſo gefällig, ihm den Gebrauch der freien Luft auſſerhalb des Schloſſes vorzuſchlagen, und wenn die Promenade vor ſich gieng, hatte die Frau Marquetenderin das Vergnügen, von dem Herrn Grafen auf die lebhafteſte Art von der Welt unterhalten zu werden.

Am beſten wär's geweſen, den Mann aus der Welt zu ſchaffen. Schade! daß ihn die Bootsknechte nicht bei einer Waſſerfahrt ins Waſſer warfen, und es waren doch den ehrlichen Leuten zehn Louisd'or für dieſen Spas geboten worden.

Inzwiſchen konnte man ſich während der Abweſenheit des treugeliebten Ehemannes doch auf die Beine machen, und ſeine Zuflucht zu ſeinen Bekannten in der Stadt Graſſez nehmen. Aber nicht ohne Reiſegeld. Darinne war der Graf viel zu vorſichtig. Er hatte ſeiner Herzgeliebten 4000 Franken mit guter Manier abgenommen, und dieſe hatte ſie ihrem Manne, als Belohnung ihrer Treue und Anhänglichkeit an — den Herrn Grafen von Mirabeau, entwendet.

Die Lustpartheien gingen auf Unkosten des ehrlichen Marquetenders; er bezahlte die lustige Zeche; man gieng davon, doch war man so generös, ihm das kleine Kind zurück zu laßen.

Zuweilen kam es zu Schlägen, und die Invaliden brachten die streitenden Partheien mit viel Nachdruck auseinander. — Dies gehörte zur Abwechslung der einförmigen Lebensart.

So vergiengen die Tage in angenehmer Unterhaltung, so tödtete man ein unerträgliches Einerlei, so unterhielt man sich auf Unkosten anderer, so amüsirte sich der Herr Graf von Mirabeau in Chateau d'If.

Es ist beinahe keine Art von Verbrechen und Lastern anzugeben, in welcher unser Ehrenmann nicht einen Beleg seines Betragens liefern könnte. Jezt befindet er sich an der Spitze des dritten Standes in der Nationalversammlung, und deklamirt ohne Unterlaß, um sich die Lorbern der Rechtschaffenheit zu erringen, gegen die Gewaltthätigkeiten und Vergehungen des Adels. Der Adel hätte den Mann an seine Spitze gestellt, und er würde alles gewagt haben, dem dritten Stande die empfindlichsten Streiche zu versetzen. Die Aeusserungen seiner

Grund-

Grundsätze richten sich nach den Umständen, in denen er sich befindet, nach der Lage, in welcher er ist. Das heißt: er hat keine Grundsätze, er erhält sie erst von den Umständen, und modelt sie nach Zufällen.

So wird heute das bei ihm ein Laster seyn, was er morgen als eine Tugend vertheidigt. Vielleicht hat es nie einen grössern Sophisten gegeben, als ihn.

Wir wollen annehmen, daß einer von Adel sich es einfallen liess, das nur z. B. zu begehen, was er in Chateau d'If begieng. Gewaltsame Handlungen gegen einen Bürger, gegen ein Glied des dritten Standes — ei! wie wird der ehrbare Mann über Vergehungen und Gewaltthatigkeiten des Adels deklamiren, ohne eine gefällige Selbsterkenntnis in Erwägung zu ziehen.

Er deklamirt gegen den Aberglauben, welcher zu vielen Göttern Altäre errichtet; aber er wird eben so gut gegen einen Ruchlosen eifern, wenn es erforderlich ist, der gar keinen Gott als sich selbst, keinen Himmel als den Schauplatz seiner Verbrechen, die Welt, hat; niemand frage ihn, ob er sich nicht selbst geschildert hat? Und doch kann er zu keinem Bilde besser, als zu diesem, sitzen.

Die Leser kennen hoffentlich den Herrn Grafen schon wenigstens so genau, daß sie wissen können, daß sein Portrait nicht mit folgenden Farben überladen ist.

Die Gewohnheit Handlungen zu begehen, welche weder Moral noch bürgerliche Verfassung billigen können, hat ihn so unempfindlich gegen das Nachdenken darüber gemacht, daß sie vielmehr zum Gesetz für ihn geworden ist, mehrere zu begehen.

Sein Wille ist sein Lehrmeister, die Vernunft seine Zofe.

Er ist bereit, täglich neue Gestalten anzunehmen, wenn die Maske seine Absichten begünstiget. Ja, er wird sich sogar in das Scheingewand der Frommigkeit hüllen, wenn er in derselben den vorgenommenen Weg passiren kann, und doch wird er zugleich über seine Drapperie spotten.

Er weiß den Lastern einen gefälligen Anstrich zu geben, um die Tugend im Preise herabzusetzen. Er wird jede gute Eigenschaft lächerlich, jeden guten Gedanken verächtlich machen. Aber er wird alles dies auch bis in den dritten Himmel erheben, wenn es seinen Absichten gemäß

mäß iſt, die Apotheoſe derſelben mit leerem Bombaſt zu feiern.

Erfordert es die Lage, in welcher er ſich befindet, ſo achtet er weder Verbindungen noch Blutsfreundſchaften, weder Menſchlichkeit noch Geſetz, ſie zu den Stufen des Thrones zu machen, auf welchen er ſein feiles Ich in erhöheter Geſtalt zeigen will.

Seine Zunge würde ihn, wär' es méglich, viel ärger machen, als er wirklich iſt. Eine Natter, welche unter ſchönduftenden Blumen auf ihren Fang lauſcht, und die Menſchen mit ihren Biſſen vergiftet.

Dieſe, ſeine heuchleriſche Dienerin, gleicht den Fuchsſchwänzen des berühmten Simſons, bringt Brand in die Erndte ehrlicher Leute, und vernichtet alle ihre ſüßen Hofnungen.

---

* * *

Der Graf klagte seinen Sekretair Hardy in London an, er habe ihn um ein Manuskript bringen wollen, um es an das französische Ministerium zu senden. Er wußte das alles mit einer gewissen Wichtigkeit vorzubringen, konnte der Sache einen Anstrich geben, als wär seine eigene Feder und er als Autor selbst, in Gefahr, kompromittirt zu werden; aber er sagte nicht, was es eigentlich für ein Werk sey, um welches er zu kommen, und Verdruß zu haben, befürchtete.

Es war ein Band eines geheimen Briefwechsels zwischen Voltaire und d'Alembert.

Mfr. le P.... de C.... besaß es. Der Graf war mit Mfr. de Chamfort, Sekretär des Königs, bekannt, bei dem er es sah. Er bat sich das sonderbare Manuskript aus, und wußte seinen Freund dahin zu bereden, daß er es ihm nur auf Einen Tag lieh. — Sogleich wurde es über Nacht von mehrern Abschreibern kopirt, welche Sieur Hardy angab.

Ein feines Stückchen, à la Mirabeau! — Wer hatte nun gestohlen?

Etliche

* * *

Etliche von dem Grafen in mancherlei Situationen, zu verschiedenen Zeiten, gemachte Reflexionen, geäusserte Gedanken, Erklärungen, Sentiments, Ausdrükke ꝛc. werden hier, ehe wir weiter gehen, wohl nicht am unrechten Orte stehen, wenn man sie als Belege zu der Uebersicht seiner Handlungen, Bestimmung seines Karakters, ansehen und darnach den Maasstab berechnen will, welchen wir in der Einleitung angegeben haben.

„Fehler des Geistes, sind nicht immer auch Fehler des Herzens. Das Pferd kann stolpern, der Reuter aber sizt fest;„ sagt er in einem Briefe an einen Freund.

„Ich mache mit meinen Büchern auf doppelte Art Spekulation; auf Theilnahme der Leser, und gute Zahlung der Buchhändler. — Wo möglich, werde ich immer Schriften mit Bezug auf mehr als ein Land, mehr als eine Nation schreiben. Dadurch wird mein Ruf und Anhang vermehrt, denn darauf will ich schwören, und wenn ich die allerparadoxesten Sachen schreibe, daß unter hundert Lesern gewiß sich jederzeit zehne finden werden, welche in verba magistri schwören, sie mögen das Ding nun verstehen oder nicht, gleichviel: Die es am wenigsten

niasten verstehen, lärmen am stärksten davon, und haben im Fall der Not, wohl mehr Muth, als die ehrbaren Skeptiker, sogar Märtirer ihres übelverdauten Systems zu werden. Das geht nun einmal in der Welt nicht anders! und im Grunde, kömmt man auf unserm Erdball mit ein wenig Arroganz immer weiter, als mit der blöden Bescheidenheit. Zieh die Parallele zwischen dieser und jener Eigenschaft, wie zwischen einer der feinsten Pariser Koketten und einem ehelichen Landmädchen, ohne Feinheit und Bewußtseyn des Besitzes ihrer Talente, womit ihre Stadtschwester so auffallend zu wuchern weis.„ — Aus einem Briefe.

„Alles in der Welt! nur, wo möglich, immer mehr als eine Resource.„ — Aus einem Briefe.

Der Graf hatte, und hat noch immer mehrere Resourcen, um seinen Endzweck zu erreichen. Die gewöhnlichsten sind: seine Feder und eine Maitresse. Eine Schöne hat er sich immer zum Vorführen gehalten, und diese brauchte er beständig als einen akzeptablen Wechsel, wenn Not am Mann gieng. Für baares Geld war ihm kein weiblicher Engel, wie seine Feder, feil; besonders hat er dies, wie allbekannt ist, in London bewiesen. Seine Freunde betrog er,

Weiber

Weiber verführte er, und half sie verführen, wucherte mit ihren Talenten auf seine Rechnung, und zog sie aus. Seine Feder war nie müßig, und damit seine Schriften Abgang fanden, würzte er sie mit Lügen, Unverschämtheit, und machte sie durch falsche Raisonnements interessant.

Doch nicht immer glücken Spekulationen mit Damen. Der Graf seufzte zu Berlin lange der Ankunft einer fleischigten Blondine entgegen. Es kam ein Engel aus Paris in Frauenzimmergestalt, mit Namen Marquise de Fleury, aber umsonst waren die Ausgaben für Schminke und Schleier, umsonst stempelte der Herr Graf die Schöne zur Göttin seines Glücks, die Blumen der Hofnung verblühten, und nur die Dornen einer verunglückten Spekulation blieben zurück. Aber diese Dornen band der allzeitfertige Schriftsteller in seine Geissel, predigte jezt Pönitenz und Buß', rachekochend in aretinischer Manier, *) da die erlernten Liebkosungen seiner spekulativen Schöne, in aretinischer Manier, nicht zur Angel zu gebrauchen waren.

Der

*) Peter Aretin, welcher sich selbst den Beinamen flagello de principi, gab, rühmte sich, daß seine Satiren, welche er oft aus Hunger

Der Himmel weis, wo die Holde jezt mit ihren Reizen beſſer oder noch ſchlechter wuchern kann; aber ihren ehrbaren Beſchüzer, ſchüttete ein Gott im Zorne in Frankreichs Nationalverſammlung, als man des Spions in Berlin überdrüßig geworden war.

„Nur

Hunger ſchrieb, mehr Nutzen als Predigten ſtifteten. Er ſprach von jedermann, der ihm nicht den Mund mit Gelde ſtopfte, Böſes, und man ſagte, er habe es blos von Gott nicht auch gethan, weil er ihn nicht gekannt habe. Man machte daher bei ſeinem Tode folgendes Epigramm auf ihn:

Qui giace l'Aretin amaro Toſco
Del ſem' human, la cui lingua traſſe
Et vivi, et mori: d'*Iddio mal non diſſe.*
Et ſi ſcuſo, co'l dir: Io no'l conoſco.

Der Graf von Mirabeau, hat wohl nicht leicht mit einem Schriftſteller der Vorzeit mehr Aehnlichkeit, als mit dieſem Aretin, welcher, wenn er ſeine Abſichten, beſonders bei großen Herren, nicht erreichte, ſeine ſatiriſche Geiſſel mit ſolcher Wuth über ihren Häuptern ſchwang, wie auf den griechiſchen Bühnen nimmer die Eumeniden ihre Fackeln über das Haupt des Muttermörders Oreſt. Er ſchrieb nach Konvenienz und um Geld zu bekommen, bald Verſe zu unzüchtigen Bildern, bald Schmähſchriften, bald andächtige Bücher,

mit

„Nur die Wohlthaten meiner Freunde erhalten mich noch am Leben;„ sagt der Graf in einem Briefe im Januar 1784.

Das war eine sehr unverzeihliche Grosmut! die Wohlthaten hätten zum Besten Frankreichs und der Welt, etwas Besseres thun können. — Und wie hat er diese Wohlthäter belohnt? mit Undank. — Verrathen, betrogen, bestohlen, hintergangen hat er seine Freunde, hat ihre Gut-

mit gleicher Stärke. Man sagte daher von ihm:

Vbi bene, nemo melius;
Vbi male, nemo pejus.

Er konnte mit Tugend und Rechtschaffenheit, so sehr wie Frankreichs Katilina, prahlen, und wenn es auf glänzendem Wortkram ankam, war er Meister, so gut, wie im rednerischen Bombast seiner Schmähungen. Nur Geld konnte von seiner gistigen Feder erretten. Züchtigungen und Beschimpfungen thaten seinen Schreibereien so wenig Einhalt, als denen des Grafen von Mirabeau. Welche Aehnlichkeit zwischen beiden Schriftstellern! Aretin war der undankbarste Mensch von der Welt! O Mirabeau, die Natur stahl seine Züge zu deinem Portrait! und so war sie der Mühe eines neuen Machwerks überhoben.

Gutherzigkeit und ihr Vertrauen gemißbraucht, und die, welche ihn vom Galgen, vom Hunger retteten, seine Blöße bedeckten, seine Schande den Augen der Welt entzogen, hat er gekränkt und gelästert. Er schlich sich in die Häuser ehrlicher Männer, verführte ihre Weiber, beredete sie, ihre Gatten zu bestehlen, und triumfirte über die Leichtgläubigkeit beider mit höllischem Hohngelächter. Er warf den Brand der Zwietracht zwischen edle Seelen, und schlich sich beim Ausbruch der Flamme, wie ein ertappter Beutelschneider davon, oder mit seinen Worten: „Er zog sich auf eine artige Manier aus der Affäre.„

Auf sein Ehrenwort war nie zu rechnen, wenn er es auch seinen Freunden gab; dies beweist sein Betragen gegen Msr. de Chamfort, wegen dem ihm geliehenen Manuskript. Er brach das Siegel der Verschwiegenheit, stellte seine Korrespondenten mit ihren Privaturtheilen zur Schau, wenn er sie auch dadurch in die gröste Verlegenheit gestürzt hätte, wenn es seine unedle Konvenienz erforderte. Ein Märtirer dieser Wahrheit, wurde sein Freund Msr. de Cerutti. *)

Und

*) Der Graf hat an diesem Manne in jeder Rücksicht sehr schändlich gehandelt. Msr. de Cerutti führte mit ihm einen Briefwechsel

Und einem solchen Manne wären Staatsgeheimnisse und eine Stelle anzuvertrauen, welche die neueste Revolution so deutlich beabsichtigte?

Ueber

sel über die Angelegenheiten Frankreichs in der jetzigen Krisis, und der Graf liess diesen Briefwechsel drukken. Das war einer Brandmarkung werth! — Cerutti liess einen Brief in das Journal de Paris einrücken, worinnen er auf eine sehr edle Art des Grafen schlechtes Betragen darstellt, an den er die Briefe als Freund geschrieben hatte, der einen öffentlichen Gebrauch davon machte, um Geld auf Unkosten der beleidigten Rechte der Freundschaft zu lösen, und seinen Freund vielleicht dadurch ins Verderben zu stürzen. Cerutti erklärte: „daß er, wenn er künftig so unglüklich wieder seyn würde, an den Grafen von Mirabeau schreiben zu müssen, er weder an ihn als Freund, noch als Gelehrten, oder als Staatsmann, sondern geradezu als an einen solchen Buchdrukker schreiben würde, welcher Gewinn von anderer Leuten Freundschaft zu ziehen sucht.„ — In der That, ist dieser Verrath gegen einen Freund, eine der besten Proben von Mirabeau's undankbarem, hämischem, gewinnsüchtigem, schadenfrohem Karakter, und kann durch keine Entschuldigung gerechtfertigt werden, da der unedle Freund mit so vieler offenbarer Heimtücke dabei zu Werke gieng.

Ueber diesen Mann kann man in Paris noch bloß nur badiniren? Doch worüber badinirten wohl Franzosen nicht? *) Badinirend sind sie geboren, leben und sterben in Badinage, und werden badinirend begraben, um — vielleicht dereinst in Badinage wieder zu auferstehen, und badinirend in ein anderes Leben einzugehen.

„Ich ergreife so gern, — sagt der Graf in einem Briefe an einen Freund — jeden artigen Einfall, der mir durch den Kopf geht. Der Einfall du Jour ist nun, daß ich diesen Abend auf den Maskenball gehen will, ohngeachtet ich keinen Heller in der Tasche habe. Nun, das gieng wohl noch an, denn es sind vielleicht mehrere dort, denen es eben da fehlt, wo mir's fehlt; mehrere, die mit vollem Kopf und leerem Beutel nach einer Fastnachtsfarze laufen; aber ich bin noch nicht dort.

*) Eben dieser Mse. de Cerutti, ein Mann von viel Kopf und Herz, schreibt in einem seiner Briefe an einen Franzosen: „A quelques exceptions près, le *badinage* est le caractere marque de votre nation, vous *badinez* à la tête d'une armée; le *badinage* va se placer dans toutes vos conversations. J'ai connu des prédicateurs qui trouvoient le moyen de le placer jusques dans leurs sermons.

dort. Die Art und Weise des Hinkommens erschöpfet mein Nachdenken. Wenn ich bedenke, daß ich für mich eine Fledermaus, *) ein Billet für mich, und eins für meine Gesellschafterin brauche, so ist die Rechnung auf 18 Livres gemacht; aber ich habe nicht Einen Livre sie zu bezahlen. Ich will auf den Ball, das ist nun einmal so meine Grille — und also bitte ich Dich, schick mir Einen Louisd'or. Was machst Du Dir aus Einen Louisd'or? Du schickst ihn mir gewiß, und ich befriedige meine Grille. Verlange dagegen von mir, was Du willst; meine Dienste sind Dir gewiß, so gewiß, wie meine innigste Erkenntlichkeit und Freundschaft.„

Der Herr Graf thut, als ob er Begriffe und Gefühl für Erkenntlichkeit und Freundschaft haben könnte! Man glaubte es ihm vielleicht, wenn man ihn nicht kennte.

In

*) Eine Fledermaus ist die Maske der Franzosen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche auf einen Maskenball gehen, um gewissermaßen die Rolle eines Beobachters oder einer Beobachterin zu spielen, und der Herr Graf ist ja: ein grand observateur, überall wo er sich befindet.

In einem Briefe aus Lyon vom 4. Februar 1784. an seine Mutter, sagt der Graf:

„Ich bitte Sie, mir zu glauben, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mich allezeit bereitwillig finden werden, Ihnen mein eigenes Interesse aufzuopfern, und daß eine einzige Ihrer Schmeicheleien, mir mehr gilt, als all die verführerischen Spekulationen, welche mir von andern vorgespiegelt werden.„

Das hat er nicht bewiesen. Er hat hier, wie immer, etwas gesagt, woran sein Herz nie dachte. Ja, er vergas das, was er von Aufopferung seines eigenen Interesse für die Wünsche seiner Mutter sagte, so sehr, daß er bei einer verstellten Wechselaffäre, die liebe Mamma um 5000 Livres so offenbar und mit so vieler Niederträchtigkeit betrog, daß der schöne Coup sie beinahe in große Verdrüslichkeiten gebracht hätte. Ein Vorfall, welcher von der Schwärze seiner Seele, und von seiner Hinterlist, sogar gegen seine Mutter, die deutlichsten Beweise gab.

Und diese Niederträchtigkeit war in den Augen des ehrenwerthen Sohnes, welcher die Rechte des dritten Standes unerschütterlich fest gründen will, blos ein kleiner coup d'esprit. O! des ehrbaren Mannes!

Ueber

Ueber den Tod des großen Königs, des Herrschers, wie unsrer Erde nur selten einer geschenkt wurde, des unsterblichen Friedrichs, drückte der Herr Graf von Mirabeau sich also aus:

„Nun ist er tod; die Hand des Höchsten
führte ihn zur Ruh,
als seine Stunde kam. „ — — —

Welch eine angemessene Metapher! von Gott und Religion, seinen größten Feinden, so zu reden, welch ein Edelmut! Indem er dieses schrieb, hatte er gewiß seinen Kopf von der Epistel voll, welche er des großen Friedrichs Thronfolger senden wollte.

„In der Mitte einer stürmischen Jugend — sagt der Graf in seinem periodischen Blat, *) bei der Sitzung der Mitglieder der Nationalversammlung vom 18. August 1789 — habe ich durch die Vergehen anderer, und besonders durch meine eigenen, großen Nachtheil gehabt, und es sind wenig Menschen, deren Privatleben so viel Stoff zu Verläumdungen, mehr Gelegenheit

*) Im Courier de Provence, welches periodische Blat der Graf von Mirabeau schreibt.

genheit zur Mediſanze giebt, als das meinige. Aber das kann ich mich erkühnen zu ſagen, daß kein Schriftſteller, kein Mann, der in öffentlichen Verbindungen ſteht, ſich mehr befleißigt hat, als ich gethan habe, herzhaftere Urtheile zu äußern, unintereſſirtere Abſichten zu hegen, für eine feſtere Unabhängigkeit zu ſtreiten, und eine völlige Gleichheit unerſchütterlicherer Grundſätze zu behaupten.„

Das heißt mit wenig Worten ſehr viel Unwahres geſagt, von einem Manne, der aus ewigen Widerſprüchen zuſammengeſetzt iſt. Er hat allen dem, was er ſagte, in den Sitzungen vom 16. Julius, 7. Auguſt, 14. und 18. September, durch ſeine Aeuſſerungen über den König und die Macht der Nationalverſammlung, widerſprochen, und ſeine Meinungen von den Repreſentans du Souverain, ſind ſo allbekannt, als ſeine vorher angegebenen Begriffe von ſeinem Könige.

Er iſt ein Rohr in der Wüſte, welches der Wind hin und her weht, ein Schmeichler, wenn er ſieht, daß mit Gewalt nichts auszurichten iſt; der Vertheidiger der groſſen Gewaltthätigkeiten, wenn er glaubt, den Rücken frei zu haben; denn wohlgemerkt, eine Retirade iſt

das

das erste, wonach er sich umschaut, wenn er einen Angriff wagt.

Die feile Unverschämtheit ist seine Göttin, und auf ihrem Altare lodern jezt seine meisten Opferbrände. Ihr Dienst war seine Lieblingsbeschäftigung ehemals, ist es noch und wird es seyn, bis er Frankreich aus seinem Todenschlummer durch das Räucherwerk dieser Brandopfer erweckt hat, wenn die nervenschwache Schöne je aus ihrer politischen Ohnmacht zu erwecken ist.

Graf Mirabeau wird, wenn es seinen Absichten gemäs ist, heute eben so stark gegen die Hydra Monarchie reden, als er morgen von der Schlange Aristokratie mit aller Energie sprechen wird. Er wird aber auch diese gleisnerische Schöne im Sturme seiner Beredsamkeit zu Boden donnern, wenn er es seiner Konvenienz angemessener sieht, für die Demokratie zu reden.

Recht und Unrecht, beide liegen in der kritischen Waage, welche seine schwankende Rechte hält. Jezt brauft der Orkan der Verhältnisse auf die Schaale des Rechts, und das Unrecht findet an ihm einen emphatischen Vertheidiger. Der rasche Strom der Umstände wirft seine

schäumenden Wellen an das schwache Gestade der Schaale, in welcher das Unrecht schwankt, und des ehrbaren Stentors Stimme erhebt sich zu Gunsten des Rechts. Ein Ungewitter über beide Schaalen, und der Graf von Mirabeau trift einen Mittelweg nach eigenem System, aber mit so viel Verschlagenheit, daß ihm die Retirade zu dem siegenden Theile nie benommen ist. Und dann, Päane für die gute Sache, Lobeserhebungen mit auf der oratorischen Drechselbank so schön gerundeten Perioden, mit so viel Nachdruck, daß die gaffende Menge voll Erstaunen schwört: Kopf und Herz sizt dem weisen Redner auf dem rechten Flecke!

Der Redner lächelt über seinen Triumf, verläßt die Bühne voll Entzücken, um nach Hause zu gehen, und sich über die Leichtgläubigkeit der staunenden Menge halbtod zu lachen.

Die Bastille, dieses furchtbare Monument der Tirannei, wurde zerstöhrt, seine Stätte zu vernichten; alles lief herzu, die Demolirung des schreckbaren Kolosses zu schauen, und unser Graf war nicht der lezte, welcher sich auf den Ruinen des vollkommensten Inbegriffs des französischen Despotismus, zeigen wollte.

Es

Es war am 16. Julius d. J. 1789. als sein Volk so glüklich war, ihn bei den Trümmern des übelvertheidigten Schlosses zu sehen. Alles gaffte ihn an, und als er sich dem Eingange nahete, stille stund, da vermutete man gleich, daß er etwas sagen würde. Er harrte auf Stille, dann erhob er den Zeigefinger seiner rechten Hand, und sagte mit erhobener Stimme:

„Hier ist der Eingang, durch welchen man mich und alle Deputirte so gern geführt hätte.„

Als er dies gesagt hatte, gieng er weiter und lies seinen Zuhörern Zeit, seiner bedeutungsvollen Rede nachzudenken.

Sein Innres mußte ihm bei dieser Gelegenheit sagen, daß er es schon längst verdient habe, hier zu pernoktiren. Sich allein durfte er aber nicht nennen, weil die Aeusserung zu applikabel gewesen seyn würde, also nischte er die Deputirten mit ins Spiel.

Er hatte es gesagt, und der in Verwunderung gesetzte Pöbel, murmelte ihm ein „hardi defenseur de la liberte" nach.

Ach!

Ach! ihr armen Leute! — Der Despotismus reicht euerm Vertheidiger eine Goldbörse, und er verstummt — nicht allein, er wirft eure liberté mit dem Blitzstral einer Deklamation voll Energie, zu Boden, zerschmettert die Altäre der Göttin, und rathet die Errichtung von Prangern und Galgen für euch an, wenn ihr eure Nacken nicht sklavisch unter das eherne Joch des Despotismus schmiegt. — Wär der Mann Minister geworden, ihr hättet eure baufälligen Freiheitstempel mit Lettres de cachet decken können. Er ist Deputirter des dritten Standes, und schwört, Himmel und Erde zu bewegen, eure Ketten zu zerbrechen. O! des allgewaltigen Mannes!

Kühn, wie ein anderer Prometheus, erklimmt er den Himmel, heilige Flammen zu stehlen, euch zu verbrennen, oder zu beseelen, wie es nun die Umstände erfordern mögen, von dessen Schwere sein großer Geist mit zehnfacher Last bedrückt wird.

Er wird euch Engel schwarz, und Teufel weiß malen, wenn er euch für jenen warnen, für diese interessiren will, der künstliche Maler mit zauberischem Pinsel.

In einer Sitzung der Nationalversammlung, äußerte der Graf, als man über die Beibehaltung der Anfangsformel der Königlichen Verordnungen, mit den Worten:

„Louis, pas la grace de Dieu, roi &c.„

sprach: „Wenn die Könige ihre Gewalt von Gott erhalten hätten, so hätten die Völker von Gott ihre Freiheit erhalten.“

Was liegt in dieser Tirade, welche nur für gegenwärtige Augenblicke blendet, welche eine so ungeschickte Antitheſe enthält, als nur eine ohne Folgergung, je gesagt wurde, welche sogar widersprechend ist, anders, als die von dem Grafen sich absichtlich vorbehaltene Retirade, bei gelegener Zeit sie so zu erklären: „daß wenn die Gewalt den Königen von Gott gegeben wär, so hätten sie auch dadurch das Recht erlangt, die Freiheitsschwingen ihrer Völker zu beschneiden?

Der Prospekt nach dem Minister! wie die Folge zeigen wird.

Daher kam der Gedanke, welchen er in der Sitzung der Nationalversammlung am 6. November zum Vortrag brachte:

Die Minister mit zu der Versammlung zu berufen, wo man ihnen nur ein votum consultativum geben sollte.

Der Plan war hinterlistig genug, aber man entdeckte bald die Absicht des Mannes, den der glückliche Zeitpunkt nicht mehr ferne zu seyn schien, die Stelle der Minister einzunehmen, indessen er denselben ihre Funktionen überdrüßig zu machen suchte, wenn er sie in eine Versammlung zög, in welcher sie täglich den Sticheleien des Herren Grafen und seiner Freunde, ausgesetzt wären.

Es wurde gestimmt, und der Vortrag wurde mit sehr großer Mehrheit der Stimmen abgeschlagen.

Herr Lanjuinais, welcher den Grafen von Mirabeau wohl damals schon ziemlich in die Karte gesehen haben mochte, und seinen Mann kannte, machte hierauf den Antrag:

Daß kein Mitglied der Nationalversammlung während gegenwärtiger Session, ins Ministerium sollte berufen werden können.

Alles gab ihm Beifall, nur der sehr ehrenwerthe Graf nicht. Er machte Einwendungen,

aber

aber umsonst, der Antrag wurde durch die Mehrheit der Stimmen beschlossen, er sah sich überstimmt, und wurde nur allzudeutlich gewahr, daß man merke, worauf er ziele.

Es gelang ihm nichts, weil man ihn sogleich von der rechten Seite beurtheilte.

So hatte man eben am 6. Nov. vorher schon, zwei seiner Anträge, Korn statt des Geldes von den vereinigten Staaten zu nehmen, und eine Nationalbank zu errichten, verworfen, weil man den erstern Vorschlag lächerlich fand, und von dem zweiten wußte, daß Necker sich über diesen Gegenstand erklären werde, dem man mehr als einem Mirabeau zutrauen zu können glaubte. Man sah deutlich, daß er Neckern nur zuvor zukommen wünschte, um sich den Ruhm einer solchen Anstalt zu erwerben.

Aber die Lorbern entgrünen für ihn nicht überall so willig, wie zu Aix und Marseille in den Händen einer Menge von zusammengelaufenem Volke, welches von dem Gestimmer einiger Theatertiraden bestochen wird.

Seine Bürgerkrone, die Kränze welche man ihm in den Schauspielhäusern zu Aix und Marseille

Marseille entgegen trug, sind keine Diademe, welche seine hinterlistigen Absichten bedecken können. Lange war er ein Räthsel, aber man wird es lösen, und er selbst wird dann das mit Räthseln und Frauenzimmern gemein haben, daß sie weniger gefallen, wenn man sie genauer kennen lernt. — Es wird dahin kommen, daß der Abgott der Lastträger, Schuhputzer und Hökenweiber, auch durch ihre belohnenden Hände, noch etwas mehr als Bürgerkronen erhalten wird.

Es giebt eine gewisse Art von Nimbus, welcher für die Augen der Handwerker und des gemeinen Volks leicht zu erlangen ist, aber eben so leicht auch wieder erbleicht und verschwindet. Von dieser Art, ist die des Grafen von Mirabeau errungene Glorie, welche nie die Feuerprobe der Moralität aushalten wird, sie müßte denn nach seinem eignen System von Moralität geprüft werden; und wär sie dann einer Prüfung werth?

Es konnte nicht fehlen, um auf des Grafen Projekt, wegen der Nationalbank zurück zu kommen, daß er nicht, da er seinen Vortrag zurückgesezt sah, gegen den Vortrag Neckers Einwendungen machen würde. Er hielt am 21. November

November deshalb eine lange mit beissenden Anmerkungen gewürzte Rede; aber man fand sie sehr schwach, und das Publikum nahm sie nicht so günstig auf, als er sie vielleicht aufgenommen zu wissen wünschte. Trotz aller seiner angewandten Beredsamkeit, sah er nichts als Kopfschütteln während seiner Rede, und der Beifall, auf welchen er vielleicht gerechnet hatte, erfolgte nicht über Bemerkungen, welche ihm der Neid eingab.

Hier ein Beweis, wie unredlich er es mit dem allgemeinen Besten meint, wenn Privatinteresse ins Spiel kömmt. Um seine Rachsucht zu befriedigen, hätte er jezt vielleicht alles aufgeopfert, seine Bürgerkrone nicht ausgeschlossen, aber sein Opfer wurde verschmäht.

Als er nun sah, daß sein giftiger Ausfall zu nichts diente, als ihn verächtlich und verdächtig zu machen, bemühte er sich dadurch die Ausführung des Plans aufzuhalten, daß er Rechnungen und Finanzberichte forderte, die gar nicht nur einigermaßen umständlich untersucht werden konnten, und wenn man auch zwei Jahr darauf hätte verwenden wollen. — Aber es wurde nicht darauf geachtet, und die Sache nahm ihren Fortgang.

Inzwischen konnte der Graf und seine Parthei es nicht recht verschmerzen, daß man ihnen den Weg ins Ministerium versperrt, und ihr Vorhaben so leicht entziffert hatte, und daher kamen die giftigen, hämischen Bemerkungen über die Vorträge ihrer Gegenparthei, welche aber vor der Hand noch zu weiter nichts gedient haben, als den wahrscheinlichen Vermutungen Gewißheit zu geben.

Wie kann der Graf bei dieser selbstgegebenen Probe von Mißgunst und Neid, welche im Fall der Not ihre Triumpfbogen auch auf den Ruin des Vaterlandes gegründet haben würden, gleichviel, wenn sie nur gesiegt hätten! sich noch hinter die Aegide Vaterland und Rechtschaffenheit, welche so oft seine Notwehr war, verbergen? Rechtschaffenheit und Vaterland, sind durch sein Betragen beleidigt worden, können also auch nicht einmal mehr der angebliche Schutzschirm eines Mannes seyn, der sie nie in der That waren, ob er gleich ihre Namen so oft profanirte.

Das Laster hüllt sich so gern in einheiliges Gewand, und Kabale prahlt mit dem Stempel der Unpartheilichkeit. Jenes ist ein Truggewand, dieses ist ein nachgemachter Stempel.

Beide führen nur ungeübte Augen, leichtgläubige Seelen irre.

Es gehört ein großer Grad von Frechheit dazu, verfälschte, als ächte Waare jemanden aufzudringen, und nur ein Charlatan kann mit marktschreierischer Beredsamkeit seine und seiner angeblichen Heilmittel Vortreflichkeit selbst einer gaffenden Menge anpreisen, welche bereit ist, den lezten Kreuzer für einen hochgerühmten Wurmkuchen hinzugeben, um — Bauchgrimmen zu bekommen.

Dies ist die Art des Grafen von Mirabeau, sich selbst zum politischen Wundarzt zu kreiren. Aber jeder rechtschaffene Mann hört ihm mit Verachtung zu, das Vaterland kann ihn mit nichts als Verbannung belohnen, und die Gesetze können nur mit Strafen seine Thaten krönen.

Glaubt dem Manne nicht, der in falschem Eifer sich zu einem neuen Elias aufwirft; er hascht und verkauft die Raben, welche ihn ernährten, wenn er Geld braucht, oder sonst feile Absichten dadurch zu erreichen sucht. Er ist ein immer und ewiges Chameleon, welches sich euch heute so, und morgen so, zeigt, und nach

Gelegenheit tausendfacher Umstände, in tausend Farben spielt.

Er weis sich in die Umstände zu schicken. Mislückt ein Plan, so ist ja der andere und dritte noch nicht verunglückt. Man muß sich aus der Schlinge zu ziehen wissen; aber nicht immer gelang es dem Herrn Grafen, es mit Feinheit zu thun.

Als er sah, daß er seinen Vorschlag wegen der Aufname der Minister in die Nationalversammlung, nicht durchsetzen konnte, und gar eine entgegengesetzte Meinung annehmen hörte, so äusserte er:

„Glauben Sie ja nicht, meine Herren, weil ich mit so viel Wärme für das vorgetragene Projekt sprach, daß ich etwa selbst wünschte, den so ehrenvollen Posten eines Deputirten mit der Stelle eines Ministers vertauschen zu können.“

Sie sind mir zu sauer, sagte der Fuchs, als er die Weinbeeren nicht erreichen konnte.

Die Häßlichkeit ſeines Vorhabens liegt am Tage, und bedarf ſo wenig eines erklärenden Schildes, als ſein Geſicht. *)

Es waren Zeiten, wo man dem Ehrenmanne alles auf ſein Wort glaubte, und dies war beſonders jener Zeitpunkt, als ſein Stern in Marſeille aufgieng. Es war ein Komet, welcher Verderben über das Volk brachte, das ſeine weiſen Reden aufwiegelten. Ein frohlokkendes Jubelgeſchrei hallte im Schauſpielhauſe ihm entgegen, Hände und Stimmen waren in Bewegung; eine Theaterprinzeſſin hielt eine übel-

*) Der Herr Graf ſoll eben nicht gar lieblich anzuſchauen ſeyn. Einer ſeiner Landsleute drückt ſich über dieſen Punkt alſo aus: „Le comte de Mirabeau, l'homme le plus laid qui ſoit dans la nature ne fournirait pas au phiſionomiſte Lawater de grands moiens de ſe briller. Sagacité, coup d'oeil fin, ſcience anatomique, phiſiologie, étude du Coeur humain, rien de tout cela n'eſt neceſſaire pour déviner à l'aſpect du Comte de Mirabeau, qu'il eſt un de ces ſcelerats dont l'exiſtance prolongée jusqu'à la trente huitiéme année eſt un phenomene civil."

übelgereimte Rede an ihn, und von sehr verdächtigen Händen wurde ihm die Siegskrone gereicht.

Bezahlte Dichterlinge sattelten ihren steifen Pegasus, besangen den neuen Halbgott und seine Apotheose, reimten auf Unkosten der Wahrheit Unwahrheiten zusammen, und zernagten ihre gemieteten Federn und Finger, dem Manne Lobsprüche zu machen, für welchen er selbst hätte erröthen müssen, wenn die Scham nicht schon längst von seinen Wangen und aus seinem Herzen geflohen wär.

Der Graf sah sich in die alten Zeiten des republikanischen Triumphs versetzt; Zeiten, welche er in allen seinen Schriften und Reden aufstellt, und sein Geist schwang sich über den selbstgewebten Aether himmelan. Entzückt sah er seinen Namen im Geiste in den Jahrbüchern großer Revolutionen glänzen, und blickte huldreich auf die Schaar der Opferer herab.

Als er nun nach und nach sein inneres Bewußtseyn wieder erhielt, seufzte er bei sich selbst.

„'s ist wahr, ihr Leute thut mir viel Ehren, es ist mir auch sehr lieb, aber — l'argent fait tout!"

Der Graf war damals gar sehr mit seinen Revenüen brouillirt, und die Goldbörsen seiner Freunde verstatteten seinen Worten keinen rechten Eingang mehr. Inzwischen fanden sich doch einige gutwillige Narren in Marseille, welche etliche tausend livres zum Fenster hinaus warfen, das heißt, sie den Grafen von Mirabeau liehen. — Es ist bekannt, wie er seine Anleihen, mit französischer Beredsamkeit gemacht, mit holländischer Impertinenz bezahlt. Er hat seinem Aufenthalte in beiden Ländern also viel zu verdanken.

Ob der gelungenen Anleihe entzückt, war sein Herz fröhlich und guter Dinge, und er führte im Klubb der Handelsherrn, wo er soupirte, viel weise Reden; des waren die Herrn fröhlich.

Er stellte ihnen die Thaten der Griechen und Römer zum Beispiel auf, sprach von den Aegyptiern und Szythen, und kam von den Karthaginensern auf die alten Gallier und ihre Verfahren zurück.

„Sie wissen, meine Herren, sagte er, daß wir, Gott sey Dank! alle einerlei Ursprung und Einen Stammvater haben. Alt und Jung, war ehemals der einzige Unterschied unter dem Menschengeschlecht, welches sich damals noch nicht in Adel und Bürger theilte."

„Da haben der Herr Graf vollkommen Recht!" sagten die Herren, hielten die gefüllten Champagnergläser in den Händen, und konnten für Extase über ihres Gastes weise Aeusserungen sie nicht bis an den Mund bringen.

„Wir wollen, fuhr der ehrenwerthe Gast fort, bei der Fundation unsrer Monarchie stehen bleiben. Da war nur Eine Volksklasse, die hießen Edle, weil sie Freie, Francs, waren. Diese Francs waren alle Nobles, und hatten einen König. Nach und nach geschahen durch Hof- und Militär-Chargen Absonderungen, und durch diese entstand nach und nach die Verfassung zwischen dem Ersten und Dritten Stande, wie sie jezt ist; aber, so Gott will! hoffentlich nicht lange mehr so seyn soll. — Meine Herren: vive la liberté!"

Nun

Nun kamen die Gläſer an die Lippen, und der Nektar begeiſterte zu großen — Entwürfen.

„Frei werden wir werden, das iſt gewiß; aber es bedarf vorher noch einer Handlung, welche dem Freiheitsgefühle den lezten Sporn giebt, und dem Schlummerer zuruft: erwache! der Tod der Virginia gab der Republik Rom die Freiheit wieder. Jeder Römer fühlte ſich Bürger, jeder war beleidigt, jeder wurde entflammt, jeder ſetzte ſich in die Lage des unglüklichen Vaters, und ſiehe da, das große Werk begann! “

Hätte der Adel den Grafen nicht aus ihrer Verſammlung gehen heißen, wär er nicht zu dem Bürgerſtande übergegangen, um ſich zu rächen, er hätte nie ein Wort zum Beſten des dritten Standes geſagt. Man wußte die Urſachen ſeines Betragens, und doch konnte man ihm glauben! das iſt beinahe ſo unglaublich, als es gewis iſt.

Noch dazu geschah alles dies in einem Lande, wo der Ehrenmann zu Hause war, wo er Eltern, Weib, Familie hatte, wo seine Umstände so bekannt als seine unehrbaren Handlungen waren.

Sein Rückzug von Marseille nach Aix, war sehr siegreich. Ein ansehnliches Korps seiner Anhänger begleitete ihn als eine Salvegarde; er zog triumfirend in die Stadt ein, wurde im Schauspielhause frohlockend empfangen, jubelnd nach Hause gebracht, und die Mannschaft der Lastträger und Packknechte schloß mit seinen Begleitern ein Schutz- und Trutzbündnis, alle für Einen, Einer für alle zu stehen, ehe sie wieder von dannen und nach Marseille zurück zogen.

Von den derben Fäusten solcher Leute erhoben, erstieg der Graf seinen Thron, auf welchem er nun in Frankreichs Nationalversammlung prangt.

---

* * *

Es ist ein Umstand, welcher dem Politiker so wenig, als jedem Bürger des Staats, gleichgültig seyn kann, daß ein Mann von Kopf und Herzen, wie Mirabeau, ein Mitglied der gesetzgebenden Versammlung eines Reichs ausmacht, welches sich in einer so sonderbaren Krisis befindet. Die Zeit geht mit sonderbaren Ereignissen schwanger, und kann eben so gut giftathmende Ungeheuer, als wohlthätige Genien gebähren, zumal da die Väter jener verderblichen Zucht so offenbar, gleich gierigen Wölfen, um die Heerde der Schaafe schleichen.

An der Spitze dieser verderbenden Raze steht ein Mirabeau, dessen Namen zu nennen schon eine Injurie für jede gute Gesellschaft von rechtschaffenen Männern ist.

Dieser Schauspieler auf dem Theater der Nationalversammlung erfreut sich jedes Betruns, jeder Falschheit, welche ihn seinen Absichten näher führt. Sein heuchlerischer Mund

Mund straft sein Herz Lügen, und die Hände den Mund. Ruhmredig bis zur Ausschweifung, wirft er seine Blicke umher, welche fragen: Versteht ihr mich zu schätzen? Er kann lachen und weinen, wie es ihm beliebt; ja er würde bei dem Todtenbette seines Vaters Thränenströme vergießen, aus Furcht — ihn zu verlieren? gewiß nicht! aber wohl aus Furcht — er möchte nicht sterben. Das schlimmste in seinem Hause ist er selbst, und das ärgste an ihm ist sein falsches, heimtückisches Herz, die Wohnung aller Laster und Verbrechen, die Herberge jeder unedlen Leidenschaft.

Seine zuweilen angenommene Demut ist eine ehrsüchtige Gleisnerin, seine verstellte Rechtschaffenheit eine listige Schlange. Er ist der Pflegevater jedes bösen Gerüchts, ein übler Dolmetscher der besten Sachen.

Reißt ihm die trügerische Hülle ab, ergreift die Laterne dessen, der Menschen sucht, leuchtet dem irregehenden Geiste ins Gesicht, erkennt den euch neckenden, bösartigen Kobold, es ist der Würgengel eurer Ehre, die alles verheerende

rende politiſche Hiäne eures Landes, das vereinigte Idol aller Laſter, der Graf von Mirabeau!

Ende des Erſten Hefts.

Anekdoten
und
Karakterzüge
aus
dem Leben
des
Grafen von Mirabeau.

Da frena, et omnem prona nequitiam incita,
Per ſcelera ſemper ſceleribus tutum eſt iter.
SENECA.

Zweites Heft
Nebſt einer Unterſuchung über die Operationen der Nationalverſammlung.

Leipzig, 1790.

Die Leſer werden ſich aus dem Erſten Heft *) der Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben des Grafen von Mirabeau, hoffentlich unſerer Aeuſſerung noch erinnern, daß wir blos nach der allgemeinen Ueberſicht über das Leben und den Karakter unſers Helden, in Angabe der Anekdoten, Nachrichten u. ſ. w. von demſelben, fortfahren würden, ohne eine chronologiſche Folge zu beabſichtigen.

Dieſe Vorausſetzung, bitten wir, bei dieſem zweiten Heft, ſo wie bei dem Erſten, anzunehmen, und nur in dieſer Folge die Nachrichten zu erwarten, die wir mittheilen werden.

Die Angabe einer Kette des Betragens des Grafen von Mirabeau, die politiſche und moraliſche Progreſſion ſeiner Handlungen und ſeines Benehmens, bleiben wir, gleichſam als Rekapitulation, den Leſern bis zu dem Schluſſe des letzten Hefts, ſchuldig. Bis dahin mögen ſie die Güte haben, weiter zu leſen, und die

*) S. 35.

die Materialien einstweilen nach Belieben selbst zu ordnen. Zu voreilig wär es, jetzt schon vorgreifen zu wollen; zu aufhaltend wär es, und diente zu nichts, als zuletzt eine Wiederholung alles dessen, was schon gesagt wurde, preis zu geben, wenn man hier schon die allgemeine Rechnung zu schließen bereit wär.

Also ohne fernere Voraussetzungen.

* * *

Des Grafen von Mirabeau verheurathete Schwester, Frau von Cabries, brouillirte sich mit ihrem Ehegemal so stark, daß es zu einem öffentlichen Bruche, zu Beschuldigungen, Anklagen, Vertheidigungen und Beweisen kam. Unser Held, ihr Bruder — nach seiner Flucht aus Chateau d'If mit der gutwilligen Frau des Marquetenders, *) (des armen Mannes, der um sein Weib, und was noch weit ärger und unersetzlicher war, durch diesen coup en merveille, um sein Geld kam,) hatte er indessen wieder zu Poatarlier und Vincennes gefänglich gesessen — setzte sich, als er eben los kam, mit seiner Schwester über ihre Angelegenheiten in Briefwechsel, und gab ihr den Rath:

„Da

*) S. I. Heft S. 54. ff

„Da ihr Mann eine Menschennull sey, von welcher die menschliche Gesellschaft weder Vortheile noch Vermehrung, noch sonst etwas, zu erwarten habe, das ihr ersprieslich und heilsam sey, so dürfe sie sich gar nicht bedenken, ihrem unbedeutenden Eheherrn auf gute Manier ein Giftpülverchen beibringen zu lassen."

Ein wahrer alexandrischer Rath des Grafen! — o! er hatte die Alten gelesen! Man stößt auf einen Knoten, er scheint unauflösbar zu seyn, ein Schwerdt her! — wozu das langsame Zerren und Entknüpfen? mit Gewalt — wird der Knoten weit leichter gelöst, und der Zweck ist erreicht.

Es wird dem Demosthenes Frankreichs, wie Herr Campe den Grafen zu schelten beliebt, sehr leicht gewesen seyn, es wird ihm nicht an Beispielen gefehlt haben, seiner Schwester zu beweisen, daß vielleicht tausend Weiber das nemliche thaten, ihren Männern auf gute Art einen ewigen Auffenthalt in bessern Gefilden anzuweisen.

Das alles weiß man in Frankreich; es ist den Parisern bekannt; dennoch thront der Graf mit einer Art von Ansehen in Frankreichs National-

versammlung, und darf seine Stimme erheben, wenn es ihm beliebt.

* * *

In der Sitzung der Nationalversammlung am 22. Jan. d. J. gab es über das Projekt: wie es mit Bezahlung der Staatsschulden gehalten werden müsse, wichtige Debatten. Der Abt Mauri vergieng sich bei dieser Gelegenheit so sehr mit Reden und Ausdrücken, daß sich ein allgemeines Geschrei erhub, man solle ihn aus der Versammlung jagen. Der Graf von Mirabeau schlug nach vielen Deliberiren endlich vor, man solle dem Abt einen öffentlichen Verweis geben, und denselben in das Protokoll einrücken. Dieser Vorschlag wurde angenommen.

Siehe, da stund ein Mann auf, der während der Diskussion den Abt aus dem Gedränge retten wollte, und sagte:

„es befinde sich ein Mann in der Versammlung, der keinen Platz in derselben verdiene, weil ein Todesurtheil *) gegen ihn existire."

Der

*) „échappé à la corde," drückt sich eine französische Piece über diese Begebenheit des Grafen aus, der wegen der Entführung des Weis

Der Graf, welcher fühlte, daß diese Bemerkung ihm galt, erhob sich und sagte mit donnernder *) Stimme:

„man möchte nur des Abts Affäre endigen; über jene Angelegenheit, auf welche man, wegen seiner eigenen Person anspiele, würde er sich ehstens rechtfertigen.“

Nach dieser Erklärung, die keiner Nation als der französischen hinreichend seyn konnte, war alles ruhig, und es wär eben so gut gewesen, wenn sein Gegner gar nicht gesprochen, gar keine Anspielung gewagt hätte.

Man weiß in der That nicht, was man zu der Stille in einer Nationalversammlung, nach einer solchen doppelseitigen Aeusserung, sagen soll.

Nach dieser Begebenheit war der Graf einige Tage abwesend. Man sagte, er seynach Caen

Weibes des Parlementspräsidenten zu Besançon, von einem Gericht in Franche Comte, zum Tode verurtheilt worden war.

*) Herr Campe nennt den Grafen auch den Donnerer. Weil er einmal in homerischen Beiwörtern wählte, einen Beinamen für den Graf von Mirabeau zu suchen, so hätte er lieber den: Wolkenversammler, wählen sollen; denn durch seinen Wink steigen drohende Gewitterwolken an Frankreichs Horizont auf, die eines scharfen Nordwindes, sie zu zertheilen, zu verjagen, bedürfen.

gereist, wo sein Freund Dûmenil gestorben sey, um sich seiner Pappiere zu versichern. Andre sagten, er sey krank gewesen. Er erschien nachher mit einem großen Pflaster im Gesicht in der Nationalversammlung. Die wahre Ursache der Existenz desselben und seiner Nothwendigkeit, hat man noch nicht erfahren können.

Der brüllende Löwe *) erhob seine Stimme nach, wie vor, in der Nationalversammlung, und sprach

*) So heißt der Graf in dem Almanach des Aristocrates, pour l'année seconde de la liberté. (1790.) und hat in dieser Signifikation auch seinen Platz in demselben, unter den 12 himmlischen Zeichen gefunden. Wir wollen dieselben zur Unterhaltung unserer Leser hier einschalten.

♈	Der Widder,	Martineau.
♉	Der Stier,	Barnave.
♊	Die Zwillinge,	Mounier u. Lally Tolendal.
♋	Der Krebs,	Duk d'Orleans.
♌	Der Löwe,	Mirabeau.
♍	Die Jungfrau,	Erzbischof von Vienne.
♎	Die Wage,	Necker.
♏	Der Skorpion,	Abt Mauri.
♐	Der Schütze,	Duk du Châtelet.
♑	Der Steinbock,	Desprémenil.
♒	Der Wassermann,	de la Fayette.
♓	Die Fische,	Graf d'Estaing.

Wie

ſprach geltend bei den Aeußerungen der Abgeordneten aus Genua, von Maltha und Korſika.

Erſcheinungen über Erſcheinungen, die ihren Prachtglanz auf den Karakter der Nation zurückwerfen, bei welcher ein Mirabeau glänzend vegetirt, deſſen Exiſtenz ſo manchem Denker kopfſchüttelnde Betrachtungen entlockt, die auch wohl mitten in Paris geäußert werden, damit ſie geleſen und — beherzigt? nein! vergeſſen werden können.

Schwört doch der Graf den Eid mit, welchen jedes Mitglied der Nationalverſammlung ablegt, trägt doch auch er das Zeichen der Freiheit, das ſo gar das franzöſiſche Sakrament*) ſchmückt, und damit iſt man ſchon zufrieden, bei einer Nation, wie es außer ihr, keine mehr giebt.

„Da giebt es Stoff zur Badinage! und, was will man mehr, um in eine wohlthätige Ex-

Wie viel Karakteriſtick der aufgeſtellten Himmelszeichen ſo wohl, als der Franzoſen überhaupt, liegt hierinne!

*) Es iſt aus öffentlichen Nachrichten bekannt, daß franzöſiſche Bauern ihren Seelſorger nöthigten, dem Hochheiligen in der Monſtranz eine Kokarde der Freiheit beizufügen, und dieſelbe damit zu ſchmücken. — Das konnten wahrlich nur Franzoſen thun!

ſtaſe zu gerathen? Wir erhalten Freiheits-Geſänge — wir ſingen — ſelbſt unſre Lieder athmen Freiheit!" *)

O! ihr Herren! eure Revolution iſt gar wohlthätig für euch!

Hier ein Freiheitsgeſang, und dort ein Freiheitsſprecher, — was wollt ihr mehr? — Eure Patriottinnen aus der Halle, ſtimmen einen Waffengeſang an, es iſt der Sang der Freiheit, und ihr tanzt. Indeſſen ein Graf Mirabeau euch nach eigener Choreographie Touren vorlegt — ihr könnt's ja gar nicht beſſer haben! — tanzt ihr nach eigener Melodie, wie ihr glaubt.

Der

*) So ernſthaft die Gegenſtände auch ſind, mit welchen man ſich gegenwärtig in Frankreich beſchäftigt, ſo geht die Aufmerkſamkeit auf dieſelben doch nicht ſo weit, daß man darüber das Singen vergeſſen ſollte. Aber ſelbſt das Singen muß den Anſtrich der Revolution haben. Deswegen giebt eine Geſellſchaft von Patrioten ein periodiſches Singejournal unterm Titel: Faſtes lyriques de la liberté heraus, das die vornehmſten Begebenheiten der Revolution in Romanzen, Liedern, Arien, aufbewahren ſoll. Proben, ſ. in der 2ten Sammlung der Szenen in Paris, während und nach der Zerſtöhrung der Baſtille. Leipzig 1790. S. 129. und 3te Sammlung, S. 143.

Der Bruder des Grafen von Mirabeau, genannt Vikomte, ein Mann, der verrückte Begriffe von allen hat, wovon er welche haben will, oder zu haben glaubt, macht unſern Grafen viel Herzeleid, theils weil er ſich zu ſeiner Gegenparthie geſchlagen hat und ein Königiſcher iſt, theils weil er in der Betrunkenheit, (er wird ſelten nüchtern!) oft in der Nationalverſammlung Reden führt, die Zeugen einer inſupportablen Aufführung ſind; er haſcht ewig nach Bonmots und harlekinirt über die wichtigſten Sachen. *)

Einſt hatte er ſich auch ſehr ſtark betrunken, und brachte Sachen in der Nationalverſammlung vor, die allgemein frappirten, ſtieß beleidigende Reden aus, welche mit allgemeinem Unwillen aufgenommen, und nur wegen ſeiner Trunkenheit ihm vergeben wurden.

Der Graf ermangelte nicht, ihm den folgenden Tag Verweiſe wegen ſeiner Unart, ſich zu betrin-

*) Sehr gelinde drückt ſich der Verf. Galerie des Etats generaux. T. II. p. 44. noch aus, wenn er von dem Vikomte ſpricht: „Il eſt né plaiſant, ſans doute; car dans les Matieres les plus ſerieuſes, il jette des éclaires de gaieté.“ etc.

trinken, zu geben. Lachend antwortete der Vikomte:

„Siehe! ein ehernes Fatum waltet im Zusammenfluß aller Laster, über unserer Familie. Du, der Erstgeborne, hast sie alle bekommen, und mir blieb nichts, als die kleine Unart des Trunks, übrig.“

* * *

Als der Graf zu Marseille Lorbern erndtete, und einige feile Sänger auf Unkosten der Wahrheit ihren Pegasus sattelten,*) um ihm zu sagen: daß er zuletzt noch König der Provence werden würde, wurde ihm auch ein Gedicht überreicht, betitelt: die drei Lilien. Dieses Gedicht war sehr zweideutig und allegorisch, denn es konnte alles, was darinnen gesagt wurde, auch auf die Brandmarkung gezogen werden, die bekanntlich auch mit dem Stempel der drei Lilien geschieht.

Was aber damals den Grafen mitten im Taumel seiner Freude am meisten verdroß, und einen

*) S. S. 86. f. f. I. Heft. Eine junge Dame las damals laut Verse zu des Grafen Lobe im Schauspielhause ab, aber ihr einfältiger Mann, der nicht so galant wie sie war, dachte so bürgerlich, sie wegen dieser Deklamationsszene zu prügeln.

einen Stein von falſchem Glanze in ſein Dichdem ſetzte, waren Verſe, die man, an eine Lorbeerkrone befeſtiget, ihm überreichte. Und dieſe Verſe lauteten alſo:

Angenehm dem Gott der Dichter
ſchöner Lorber, du des Ruhms
und der Ehre holdes Zeichen,
Zierde jedes Monuments,
das zum Lohn der Tugend pranget;
ſchöne Krone für den Held,
der auf ſeinem Siegeswagen
thronet, wie ein Erdengott;

Dieſer Tag bleicht deine Schöne,
deine Blätter welken all,
fallen ab, von Schaam getroffen,
wie bei einem Winterſturm.
Wozu hat man dich erleſen!
welch ein ſchrecklicher Gebrauch! —
Ehrenvolle mußt du krönen,
Dazu biſt du nur beſtimmt.

Der Graf verſchluckte die Pille, und trank bei ſeinen Freunden ein Glas Champagner darauf.*) Aber verdroſſen hat es ihn mächtig.

* * *

Aus öffentlichen Nachrichten wird den Leſern bekannt und erinnerlich ſeyn, daß im Oktober 1789 ein raſendes Volk nach Verſailles ſtürzte, daß Blut vergoſſen wurde, und daß man Abſichten

*) S. I. Heft S. 83.

ten auf das Leben der Königin hatte, die ihre Rettung einem braven Offizier verdankte, der durch seinen Widerstand, ehe er der Menge erlag, seiner Souverainin Zeit verschaffte, auf das Zimmer des Königs zu fliehen.

Daß Mirabeau, bei allen Vorgängen damals in Versailles nicht allein Zuschauer war, ist beinahe ausgemacht, daß er seine Hand im Spiele hatte, als Geld zu Paris unter dem Volke ausgetheilt wurde, um es zu einer Empörung anzufeuern, ist bekannt.

Die unsinnigen Damen der Halle*) drängten sich in des Königs Zimmer, waren seine und des Präsidenten der Nationalversammlung Garde, nahmen die Plätze der Deputirten ein, eine Menge Lumpenvolk schrie um Brod, und labte sich an dem Schauspiele herumgetragener Köpfe. **)

Der König gieng nach Paris, und Mirabeau war mißvergnügt, daß das ganze Werk voll

*) Schulz und Kraus haben diese Damen mit Feder und Pinsel in dem Büchlein: Ueber die Poissarden 1790., zur Belehrung für deutsche Leser, gezeichnet.

**) Zuverläßliche, und darstellende Nachrichten jener merkwürdigen Begebenheiten in Versailles, wird man in den Szenen in Versailles ꝛc. (als die IV. Samml. der Szenen in Paris) finden.

voll Heroismus in ein nichtiges Schattenspiel verwandelt wurde. Seine Aussicht nach der Stelle eines Ministers wurde ungewisser, und der glänzende Pallast seiner Hoffnungen zerfloß wie ein Feenschloß in leichten Nebel. — Hierzu kam der alte Groll des Grafen gegen den Staatsminister von St Priest. Er suchte sich an ihm zu rächen, und klagte diesen Mann in der Nationalversammlung an, er habe dem Pariser Pöbel, welcher Brod von ihm verlangt habe, geantwortet:

„Als ihr nur Einen König hattet, hat es euch niemals an Brod gefehlt; jetzt habt ihr 1200 Könige, laße euch Brod von diesen geben.“

Diese Worte, so wahr, so sehr sie zu ihrer Zeit gesprochen waren, hatte der Minister doch nicht gesagt, und er rechtfertigte sich deshalb in einem Briefe, den er in das Journal de Paris einrücken ließ, und forderte den Grafen Mirabeau auf, er möchte beweisen, was er gesagt habe.

Der Graf konnte den Beweis nicht liefern, und er mußte, so weh es ihm auch that, seine Anklage zurück nehmen.

Kurz darauf aber ließ er ein Schreiben an den Ausschuß der Untersuchungen in Pa-

Paris drucken, in welchem er unter andern gewagten Meinungen, vorgetragen in einem emblematischen und blumichten Stil, folgenden Grundsatz ganz deutlich äußerte:

„Die wichtigste und vortreflichste aller Vollkommenheiten der neuen Staatsform Frankreichs, ist das Denunciiren, und jedermann ist verbunden, alles anzuzeigen, was er hört; es sey nun Vermuthung, Wahrheit, Unwahrheit, Erdichtung, oder schwindelnder Argwohn, das ist alles gleichviel, und darauf ist gar nicht die geringste Rücksicht zu nehmen."

Der Graf Lally-Tolendal, der sich nach Lausanne begeben hatte, schrieb gegen Mirabeau zu Gunsten seines Freundes, des Staatsministers von St. Priest, eine Schrift, die in Frankreich so bekannt als die von Mirabeau ist.

Mirabeau hatte in seinem Schreiben die Dienste des Staatsministers dadurch zu verkleinern gesucht, daß er sagte:

„St. Priest habe dem Vaterlande keine Dienste erwiesen, weil die Franzosen damals noch kein Vaterland gehabt hätten."

Hierauf antwortete der Graf Lally-Tolendal:

„Also

„Also haben die Franzosen seit vierzehnhundert Jahren kein Vaterland gehabt? also haben Bayard, Duguescin, l'Hopital, Sully, Türenne,*) Villars, Fenelon, keinem Vaterlande gedient? — Also giebt es erst ein Vaterland in Frankreich, seit man dort mordet, sengt und brennt? ꝛc.“

Wie verdient sich St. Priest bei seiner Gesandschaft nach dem Orient um Frankreich gemacht hat, ist allgemein bekannt, und Mirabeau hatte die Frechheit, ohne zu erröthen und an seine eigenen schändlichen Inhaftirungen zu denken, allen Verdiensten des Mannes, seine Haft zu Vincennes (wo er selbst gesessen hatte,) und in andern Staatsgefängnissen, entgegen zu setzen.

Der Graf Lally-Tolendal, nachdem er gesagt hat: daß ein unschuldiger Mann auch Gefängnißstrafe bekommen, aber deswegen doch nie aufhören könne, ein Edler zu seyn, ein Mann, der Rechtschaffenheit und Tugend behauptete, so fährt er fort, in einigen Zeilen den Graf Mirabeau und sein Leben zu schildern.

„Aber gewiß, — sagt er — der würde einen sehr seltsamen Schluß machen, der sagte:

„Der

*) Der Mordbrenner in Deutschland!

„Der väterliche Zorn verfolgte mich; mein Weib stieß mich von sich mit Abscheu und Verachtung; allenthalben verletzte ich die Gastfreundschaft, und meine Freunde klagten über meine Treulosigkeit; die Obrigkeit, selbst aufgefordert von meiner Familie, verbannte mich aus der menschlichen Gesellschaft; meine Person wurde gebrandmarkt; *) meine Schriften wurden durch Henkershände verbrannt; — und also bin ich ein sehr ehrenwerther Mann, also bin ich ein guter, ein vortreflicher Bürger, ein tugendhaftes Mitglied des Staates."

Mirabeau, der selbst an Recken, wäre es nur möglich, gern zum Ritter würde, ist über so etwas nicht verlegen, er zieht sich aus einer Impertinenz durch eine andere Impertinenz, und lächelt, wenn unter hundert schadenfrohen Absichten ihm nur eine gelingt. Lohn genug für seine Mühe und Anstrengung, Böses zu thun!

Mira-

*) Er hätte noch hinzusetzen sollen: ein Todesurtheil mußten die Gerichte so gar über mich sprechen.

* * *

Mirabeau beſchuldigte Herrn Necker, er habe den Antrag des Miniſters der vereinigten Staaten in Amerika, Getraide zu liefern, abgeſchlagen, weil er nur die Verproviantirungen liebe, welche viele Koſten verurſachten. Er gab vor, die Beweiſe in den Händen zu haben, und bat ſich, um ſie zu ordnen, blos eine Zeit von 24 Stunden aus.

Der Miniſter der vereinigten Staaten, Herr Jefferſon, bewies in einem Schreiben an ein Mitglied der Nationalverſammlung, daß alles, was Mirabeau geſagt habe, blos ein erſonnenes Vorgeben ſey.

Der Brief wurde dem Grafen gezeigt, und ihm die Wahl gelaſſen, ob er wiederrufen, oder ſich die öffentliche Beſtrafung einer Lügen gefallen laſſen wollte.

Mirabeau wählte aus zwei Uebeln das kleinſte, und fand für gut, zu wiederrufen.*)

Er

*) Dies ſagt auch der ſehr glaubwürdige Mounier in ſeinem Expoſé de ſa conduite etc. p. 19.

Er ſucht die Miniſter zu verfolgen, eine Seuche, welche ihren Grund hat, und giebt ſeinen Anklagen den feinen Firniß des Vaterlands-Intereſſe. Er ſucht, mit einem Worte, eine Veränderung der Miniſter zu bewerkſtelligen, und ſich ſelbſt als Miniſter zu ſehen. Es iſt aber bekannt, wie man ihm wegen dieſem Projekt einen Strich durch die Rechnung gemacht hat. *) Dieſer Strich ſchmerzte unſern Grafen ſehr, aber er ſuchte, wie ein anderer Poſſidonius, ſeine Schmerzen zu verbeißen, warf ſich d e r m o l e n in ſeinem Kämmerlein mit wilder Geberde vor dem Altare der Göttin Ariſtokratie **) nie-

der,

*) S. I. Heft S. 78. 79.

**) Es wird vielleicht den Leſern nicht unangenehm ſeyn, eine Diſinition von der Ariſtokratie zu leſen, die ſich in einer franzöſiſchen Piece befindet und einen guten Schriftſteller zum Verfaſſer hat. Sie lautet alſo:

„A r i ſ t o k r a t i e iſt ein Ungeheuer, weder männlichen noch weiblichen Geſchlechts allein, ſondern beides zugleich, folglich ein Zwitter: die Klauen dieſes Unthiers ſind die Klauen einer Harpie, die Zunge iſt die Zunge eines Blutigels; ihm wurde die Seele eines Prokurators, und das Herz eines Finanziers gegeben; es hat Bockfüſſe, iſt raubgierig wie ein Geier, grauſam wie ein Tieger, ſtolz wie ein Löwe, eitl und dumm, wie ein Mönch; Jahrhunderte hin-

der, und sprach den folgenden Tag mit einer Leutseligkeit, Distinktion und Bestimmtheit, welche selbst einem Karneades Ehre gemacht haben würde. Denn eigentlich giebt es nach seinen Grundsätzen im menschlichen Verstande doch nichts, als nur Wahrscheinlichkeiten.

Daher die ewigen Widersprüche in seinen Reden und Handlungen, daher das für und gegen in gerechten und ungerechten Sachen, daher sein Pochen, bald auf die Freiheit, bald auf das Volk, bald auf die Rechte der Nationalversammlung und ihre Heiligkeit, deren Mitglied er ist, wie er sich zuweilen erinnert.

Daher erkläre man sein Betragen in den Oktoberszenen, als das Volk, welches in die Nationalversammlung drang, schrie:

„was hilft das lange Reden! Brod! Brod wollen wir!“

hindurch hat das Ungeheuer sich mit Menschenblute berauscht; es verschlingt die Erndten, vernichtet die Hoffnungen der Arbeiter, frißt das Volk und rast mit tausendfachem Mord in Frankreichs Gefilden. Die Bürger machten Jagd darauf, es floh nach Spaa, gieng nach England und gebar dort eine verderbende Schlangenbrut, welche ihre Mutter, die Gebärerin, nicht verläugnen kann. Dieses Ungeziefer lauscht unter Blumen und harrt in Rosengebüschen auf seinen Fang.“

Damals erhob er seine Stimme, und mit der Stärke eines Waldstroms rauschten die Worte über seine Lippen:

„Ich möchte doch wissen, wer sich hier das Ansehen geben könnte, uns vorzuschreiben, was wir thun sollen?“ *)

Das Volk — applaudirte.

Man halte diese Aeußerung des Grafen mit seinem Sentiment über das Denunciiren, und mit seinem Urtheil über die Nationalbank, zusammen.

* * *

Kurz nach des Königs ersten triumphellem Einzuge zu Paris, am 17. Julius 1789. **) erschien ein gedrucktes Schreiben an die Königin, von welchem man den Graf Mirabeau als Verfasser nennt. Wenigstens ist es sein Stil, sind es seine Wendungen, seine Winke und Desiderationen, welche er schon mehrmal geäußert hat; auch hat er dem gemeinen Gerüchte nie wi-

der-

*) „Je voudrois bien savoir pourquoi on se donne les airs de nous dicter ici des lois;“ — Mounier im angef. Buche p. 24.

**) S. Revolutions de Paris p. 24. La semaine memorable. p. 33. Quinzaine memorable. p. 92.

versprochen, das ihm diese Autorehre beilegt. Hier ist es:

„Madame!

„Ich unterstehe mich, die Feder zu ergreifen, da mich das Glück nicht der Nähe Ihres Thrones würdigt, um mit Ihnen über etwas sprechen zu können. Es hat seinen guten Nutzen, wenn Götter zuweilen mit Menschen reden.“

„Das Volk, jetzt mehr als jemals treu, weil es frei ist, war an dem festlichen Tage sehr erstaunt, als es seinen König allein, und nicht mit ihm die Kaiserstochter, seine Gemalin, kommen sah. Wir sahen nicht unsers Königs Gattin, nicht die liebenswürdige Mutter in der glänzenden Mitte der Bourboniden. Wir vermißten sie im Triumfwagen, den ein freudenerfülltes Volk zog, an der Seite der vier Freiheitsbeschützer Villeroi, Villequier, Beauveau und d'Estaing, die Gesellschafter des Königs, deren Anblick uns jene Zeiten ins Gedächtniß rufte, in denen man bei dem allgemeinen Elend des Vaterlandes, der Helden heilige Bildsäulen aus ihren dunkeln Hallen hervorsuchte, und sie, ein Anblick der Ehrerbietung, den Bürgern darstellte. — Dieser Augenblick wird immer Ihrem

Ruhm fehlen, wie Sie, Madame, zu unserm vollkommenen Glücke selbst uns damals fehlten."

„Mit welcher unruhigen Erwartung, mit welcher bangen Ungeduld, müssen Sie damals allein in Ihrem einsamen mit Wetterwolken umringten Pallaste, die Rückkunft des Vaters Ihrer Kinder erwartet haben! Wie ängstlich müssen Sie der Rückkehr Ihres Gatten, dessen Gegenwart Ihnen jetzt die gute Stadt Paris geraubt hatte, geharrt haben! Er hatte keine Wache, kein Geschütz, nicht einmal eine Garde, bei sich: aber fragen Sie ihn, ob er je mächtiger und sicherer, als eben damals, war? Gewiß, Madame, einige Thränen, müssen Ihren schönen Augen entrollt, müssen auf seine Kokarde *) gefallen seyn, als er Ihnen seinen Triumf, als er Ihnen die Freude seines wonnetrunkenen Volkes schilderte! — Er schämte sich beinahe, Regimenter zu Beschützung einer Stadt herbei gerufen zu haben, die sich binnen 24 Stunden selbst mit 200,000 Mann vertheidigen kann. Nie hat ein Weltenbezwinger ein so furchtbares Gefolge gehabt, als Ihr Gemal damals hatte. Welche Legionen können der unermeßlichen Familie

*) Wer sollte dies nicht für Spott halten? Mirabeau war wohl einer solchen Persiflage fähig, aber die Franzosen nehmen so etwas für baare Münze an.

lie eines Königs in Frankreich Widerstand leisten?*) O! wie muß er sich gelabt haben! Gute Herzen finden überall vergnügende Erndten.“

*) Es ist beinahe zum Todlachen, die Franzosen von ihrer Bürgermiliz schwärmen zu hören, welche vielleicht kein Treffen mit der Landmiliz eines deutschen Fürsten aushielt. — Mirabeau's großer Freund, (der Verfasser der heftigen Brochüre: Lanterne aux Parisiens) dessen Name mir nicht gleich beifällt, hat, von einem Enthusiasmus begeistert, der für andere Mächte beinahe beleidigend wird, in seinem Buche: La France libre, Stellen niedergeschrieben, welche alles übertreffen, was über diesen Punkt radotirt worden ist. Wir wollen ihn selbst hören: „Soyons — sagt er p. 71 u. 72. — tous dans la paix Quirites, dans la guerre Milites. Qu'il n'y ait de troupes réglées & perpetuelles qu'une maréchaussée formidable (daß Gott erbarm!) brigands, étant elle même une de divisions de la milice bourgeoise, & en portant l'uniforme. Ayons sur tout la liberté & un patrie & ces armées de serfs, ces automates Prussiens, Russes & Autrichiens, malgré les manoeuvres de Potsdam & les coup de canne de leurs officiers, (wie spricht doch Mirabeau so sehr durch seinen Mund!) ne pourront tenir contre nos légions republicaines!“ — Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie schreiben! „Nous sommes devenus invincibles!“

Ver-

„Unser Freudengeschrei muß ihn überzeugt haben, daß sein Volk, — ohne wie der Hof zu denken, welcher nur Scheingröße und Glück ohne Tugend und Verdienste ehrt, *) die statt aller Eigenschaften gelten, aber keine einzige ersetzen — jederzeit Rechtschaffenheit liebe und schätzt. Einem Monarchen, der so oft hintergangen wurde, sind alle Schwächen zu verzeihen. Wir sind überzeugt, daß er nie an einen Bankerot dachte, den seine Minister entschuldigten und den Plan dazu verfertigten. — Wer konnte besser als Sie, Madame, unsern sparsamen König, wenn er die Schwäche seiner Renten, von 6 bis 700 Millionen **) beseufzte, überzeugen, daß seine Schatzkammer der Waldstrom ist, welcher über dürre Haiden rollt, und unzählichen Bächen Wasser giebt."

„Sie haben ihm gewiß Beifall zugelächelt! — Ha! wie sie zitternd flohen, die Menschenquäler, die Wucherer, ***) welche eines edlen Lobes über-

Vermuthlich Er und Mirabeau, als Schriftsteller und Redner!

*) Mirabeau ist Deputirter des dritten Standes — er wollte Minister werden — Daher die Anspielungen und Verkleinerungen.

**) Versteht sich, Livres.

***) Mirabeau schrieb ein Buch, sur l'Agiotage, wie bekannt ist.

überdrüſſig, ſchwarze Bretter für ihren Ariſtides hervorſuchten!“

„Was kümmert Ihnen die Flucht der Böſen, die durch Ihre Güte bereichert, ſtolz gemacht wurden, und uns Ihre Zuneigung rauben wollten, um ſich an uns zu rächen, weil wir ſie verachteten. Ach! ſie hätten, ohne Ihnen die Gabe zu gefallen entwenden zu können, Ihnen beinahe die Mittel geraubt, ſich geliebt zu wiſſen. Sie beſtreuten mit Roſen furchtbare Abgründe, und wollten Ew. Maj. in dieſelben hinabſtoßen. So untergrub der tugendhafte Struenſee das Glück der ſchönen, unſchuldigen Mathilde!“ *)

„Ich muß es geſtehen, mein Auge ſah die Lilien von vergifteten Lüften gedrückt, und ſie neigten ihr trauriges Haupt. Das Volk ſeufzte

*) Graf Mirabeau hat von den nordiſchen Höfen, (wie er in ſeiner geheimen Geſchichte des Berliner Hofs beweiſt) nie rechte und wahre Begriffe gehabt, er wachert überall mit falſchen Nachrichten von den Geſchichten derſelben. Mathilde wurde ein Opfer der Staatskabale, und die Königin in Frankreich hat, wenn ſie den Karakter der Nation nur ein wenig ſtudiren will, Mittel genug in den Händen, ihre leichtſinnigen Handlungen wieder gut zu machen.

nach Freiheit; wir forderten unsre alten Rechte zurück. — Wir sind frei! der Franzose kann nun stolz sein Haupt erheben, er hat die Fesseln des Despotismus abgeschüttelt, und kann rufen: wir sind frei!"

„Sie hätten uns sehen sollen, Madame, Sie hätten uns alle für wüthende Helden gehalten. Das war ein Aufruhr! Nicht etwa eine kleine Empörung, die eine Semiramis durch die Allgewalt ihrer Reize gestillt haben würde, wenn sie sich den Wüthenden gezeigt hätte. In den ersten Augenblicken grausam, wie das bei Eroberern der Fall ist, haben wir, um unser Haupt noch über diese zu erheben, mit ein wenig Blute eine Revolution bezeichnet, die des Preises werth ist, nach welchem auch Könige ringen. Zwei Köpfe auf Piken trugen wir herum; eine Warnung für treulose Höflinge, die ihren Herrn herabwürdigten, ja ihn zu beschimpfen suchten."

„Minerva decke die Szenen des Bluts nun mit ihrem Oelzweige zu, und Sie, Madame, werden dieselben vergessen."

„Unter Ihrem Schutze gedeihe Frankreich! Es ist das Reich der Grazien, sie werden die wohlthätige Hand ihrer Königin küssen."

„Eine

„Eine Versammlung weiser Männer wird für Ihre Kinder ein Königreich gründen, das Roms und Athens Ruhm verdunkeln soll. Dieser Gedanke muß für Sie süß, er muß herzerhebend seyn.“

„Erinnern Sie sich, was Maximilian von Oesterreich, der Ahnherr Ihres Hauses, der so viel Ursachen hatte, Frankreich zu hassen, selbst mit dieser Gesinnung sagte. „Wär ich ein Gott, sagte er, und hätte zwei Söhne, so müßte der älteste ein Gott, der zweite, König in Frankreich werden.“ — Und das war im XV. Jahrhundert!“

„Nicht genug, daß der Duk der Normandie die Krone des schönsten Reiches in der Welt zu erwarten hat, sein Loos fiel ihm, wie einem Mark Aurel, mit dem er zu den Göttern beten kann:

ich danke euch, seelige Götter, daß ihr mir einen guten Vater, eine gute Mutter, eine gute Schwester, gute Lehrer, gute Diener und gute Freunde, geschenkt habt.

Möchte er doch noch, wie jener, hinzufügen:

„Ach! daß ich mich doch nie gegen eine Seele von allen diesen vergehe!“ u. s. w.

Wir

* * *

Wir nahen uns der Epoche, die dem Grafen von Mirabeau den ſtralenreichen Nimbus verſprach, den er zu erringen ſuchte, das heißt: die Stelle eines Finanzminiſters; denn es iſt nicht glaublich, „daß er ſo einfältig geweſen ſeyn würde, ſich den Geldbeutel nehmen zu laſſen.“ *) Der Zeitpunkt, in dem die von ihm geweihten und in Natterblut getauchten Dolche tauſend Leben ihres Daſeyns berauben ſollten, aber durch das gütige Schickſal ſeinen Spießgeſellen entriſſen wurden, liefert uns des Grafen Bild in einer bewunderungsvollen Glorie; denn auch das Laſter hat die ſeinige.

Er war einverſtanden mit allen, die theils als Machinen, theils als Triebräder der Oktoberrevolution (1789) und des Aufruhrs zu Verſailles gebraucht wurden. Durch ſeine Hände gieng die ungeheure Menge der Schuldbillette, die der Duk d'Orleans ausſtellte, zahlbar auf den Inhaber, mit dem man beſtach, was beſtochen werden konnte und ſollte. Damit wurden die Leute bezahlt, die die Häuſer bezeichnen mußten, in denen man Schlachtopfer ſuchen wollte.

*) „Mirabeau n'auroit pas été aſſez bête pour ſe deſſaiſir de la bourſe; ſagt eine damals geſchriebene Piece.

wollte. Durch Mirabeau's Vermittelung wurden die Caisse d'Escomptebillets an die Mäkler gesendet, und dadurch entstund jenes ewige Gedränge an die Caisse d'Escompte, um Geld zum Vertheilen zu erhalten. Schreckliche Gerüchte ließ er verbreiten; sie kamen durch den verpesteten Kanal eines sogenannten Volksfreundes und sind — zum Glück ohne Folgen geblieben.

Mit dem, laut geäußerten Groll des Grafen gegen St. Priest, wie wir oben *) gesagt haben, **) durch das abgeschmackte Denunciiren, brach das Feuer aus. — Man weiß, daß die Affäre keine solche Wendung nahm, wie Mirabeau und seine Freunde sie wünschten, und daß der Duk d'Orleans nach England eilte, um einer vielleicht starken Ahndung zu entgehen.

Kaum traten diese Affekten ein, so dachte Mirabeau weder an sein Opfer, noch an seine Freunde, und schlug ein anderes Rollenfach mit viel dramatischer Kenntniß ein.

Wir

*) S. S. 13. dieses zweiten Hefts.

**) Eigentlich muß man sich des Grafen Haß gegen diesen Minister auch daher mit erklären. Mirabeau war ehemals zum Gesandschaftsposten nach Konstantinopel vorgeschlagen worden, und St. Priest hatte sich dagegen gesetzt: indurate.

Wir wollen hierüber einen Franzosen reden hören. Er sagt:

„Mirabeau war so fein, alles zu merken. Als er sah, daß die erste Kabriole des Volksgauklers alle Hoffnungen getäuscht hatte, kroch die Schlange gleich wieder in sich selbst zurück, und er wird ganz gewiß nun einer der ersten seyn, der ein Gebäude mit niederreißen wird, dessen Grundstein er war. Die ersten Sessionen der transplantirten *) Nationalversammlung werden von Motionen wiederhallen, von denen immer eine populärer als die andere seyn wird. Drei Tage Ruhe werden dem Ungeheuer wieder Kraft, und seinen Fittigen einen Schwung geben, über den alle Welt erstaunen wird. Er hat schon den Anfang mit der Bill gegen die Zusammenrottungen gemacht. Die Ausführung und Erläuterung desselben wird ein Räthsel bleiben; aber die Nationalversammlung kam nach Paris, und Mirabeau mußte für seine eigene Sicherheit besorgt seyn. — Die Motion wurde prorogirt."

„Wer

*) Es ist bekannt, daß, als man den König höflich nöthigte, Versailles zu verlassen und nach Paris zu gehen, die Nationalversammlung ihm eben dahin folgte.

„Wer kann sich erwehren, bei dem allen einen verachtungswürdigen Blick auf dieses monströse Gemisch von Beredsamkeit und Ränken, von Fähigkeiten und Lastern zu werfen? Wer kann sich enthalten, auf den Mann mit Verachtung zu blicken, der alle Grundsätze kennt und keine hat, den Gesetze und Richterstühle gebrandmarkt haben, und der dennoch selbst Gesetze macht und Tribunale einsetzt? Er ist der Mann, der überall verachtet und überall gesucht wird. Schlau ist er, wie der heimtückisch gekrümmte Ulyß, beredt wie Nestor, und feig wie Thersit. Er ist ein ewiges Kameleon, eine giftige Schlange, welche euch sticht, indem sie euch umschlingt. In seinem Busen schlägt ein längstverdorbenes Herz, dem die sanften Empfindungen der Freundschaft fremd sind, das taub bei der Stimme der Natur ist. Er ist ein unglücksschwangerer Brander unter einer von Stürmen beängstigten Flotte; ein Minotaur jeder Pasiphae; ein Geschöpf ohne Karakter, das bei diesem Vorfall nicht einmal den Verstand hatte, moralisch zu seyn, oder es wenigstens nur zu scheinen; ein geborner Widersacher von Allem, was unsere Ehrfurcht verdient, und ein ungeachteter Freund einer verachtungswürdigen Rotte von fremden Empörern, die das Vaterland, das sie nährt, mit Schande brandmarken möchten.“

„Diese

„Diese sind es, die durch sein Organ jede Motion gegen die Caisse d'Escompte erhoben haben, die er acht Tage darauf vertheidigte; diese sind es, die mit ihren Projekten in Absicht der Negersklaven, (Projekte für eine Welt im Monde!) in allen unsern westindischen Besitzungen Unruhe verbreiteten, die die Aristokratie nie gewagt haben würde, zu erregen. Diese bewegen Himmel und Erde, und schreien mit der Mutter der Lavinia:

Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo!

„So wie der Reisende nach den prächtigen Gastmalen des Generalpachters zu Persepolis, wenn er das Zimmer des Hauses untersuchte, die mit Blut bezeichneten Stellen und die Ueberbleibsel zappelnder Eingeweide fand; so befudeln, wenn Mirabeau mit seiner Beredsamkeit die Gasser hinreißt und versteinet, wenn wir hinabsteigen in die Höle des Räubers, Entlaufene, Gebrandmarkte, Buldirnen und Gläubiger unsere Blicke. Hal hier ist Babuks *) Küche!"

„Aber welch ein Loos zeigt die Zukunft einem solchen Manne?"

„Er

*) Der Held eines allgemein bekannten Mährchens, des in seiner Art, so Einzigen Mährchenerzählers, Voltaire.

„Er ſucht ins Miniſterium zu kommen. Ins Miniſterium? — Das läßt ſich nicht ohne Entſetzen denken. — Um den ehrenwerthen Grafen dem Nachſchwerdte der Franzoſen zu entziehen, ſollte man ihm den Geſandſchaftspoſten bei dem Paſcha von Skutari ertheilen; das wär denn ſo ungefähr noch die beſte Stelle, welche ſich für einen ſolchen Menſchen ſchickte.“

„Aber, nein, er wird die Kühnheit haben, der Gerechtigkeit der Nation Trotz zu bieten, und da er nicht mehr hoffen darf, je zu verdienen, vergeſſen zu werden, ſo wird, früh oder ſpät, der Blitzſtral der Geſetze ihn zerſchmettern, und er wird nicht einmal die elende Ehre eines de Lannay, Foulon ꝛc. erfahren, ein Opfer der Volkswuth zu ſeyn.“

* * *

Nach Mirabeaus weit ausſehenden Ausſichten, war es nothwendig, daß der Duk de Orleans in Frankreich blieb, und er ſagte ihm ſehr entſchloſſen:

„Ich will nicht, daß Sie reiſen ſollen!“

Aber die Furcht deſſelben vor dem Pépanz la Fayette, und man weiß nicht, welche Eumenide, die ihn in ihren Klauen hielt, überwogen Anſehen und Machtſpruch des Minotaurs. Er

reiste, aber ihm folgte die Intrike und spornte das Roß auf seiner Flucht. Zu Erreichung der Absichten des ehrenwerthen Grafen war es sehr nothwendig, den Vogelscheucher in Frankreich zu behalten.

„Mirabeau will Minister werden — fährt der französische Schriftsteller fort — das mag nun kosten, was es will. Es ist erforderlich, daß Fayette, Bailly und Necker gestürzt werden, das heißt mit sechs Worten: daß das Laster die Tugend morde."

Durch Mirabeau, welcher seine Rolle sogleich änderte, als er sah, woher der Wind kam, wurde der Duk auf der Reise zu Boulogne angehalten, und er trat bei Hofe mit folgendem Dilemma auf:"

„Ihr habt gegen den Duk nur mit halben Beweisen gehandelt; Ihr könnt nichts Juristisch-Ueberzeugtes gegen ihn aufzeigen. Ich will Euer despotisches Verfahren aufdecken. Es kostet mir einen einzigen Federstrich, und alle Farben sind vertilgt, mit denen Ihr der Sache eine selbstgefällige Gestalt geben wolltet; zittert vor den Folgen! — Der Duk ist ganz in meiner Gewalt. Er kömmt nach Paris zurück, oder nicht, alles, wie es mir beliebt. Die Bourboniden sind jetzt beinahe

beinahe gänzlich verbannt. Macht mich zum Miniſter, und der Letzte ſeines Stammes bleibt ſeinem unglücklichen Schickſale überlaſſen. Wollt Ihr das nicht, ſo laſſe ich ihn zurückkommen, von Artois und Pikkardie's Bewaffneten begleitet. Meinen Mann überliefere ich dem Schutze der Nationalverſammlung, und dann denunciire ich die Königin, denunciire ich die Miniſter. Blut wird in Strömen fließen. Meinen Zweck erreiche ich unter einer andern, mir gefälligen Regierungsform, und das Alles koſtet mich nichts, als ein Verbrechen mehr.“

Das Conſeil, ganz ohne phyſiſche Macht, erblaßt vor Schrecken. Mit einem ſchmerzlichen Blick, geheftet auf Se. Maj. Ludwig. XVI. wird jeder Miniſter geſeufzt haben: nun gut, ſo ſey er Miniſter. — Nur allein Necker, welcher mit dem großen Praktikenmacher nichts gemein haben mochte, widerſtand.“

„Mirabeau wagte es nicht, an einem Tiſche zu ſitzen, den Necker verlaſſen wollte.“

---

* * *

„Mirabeau sagte nun laut —“ sagt der französische Schriftsteller — daß er den feigherzigen Duk seinem Schicksale preis gebe, daß er nur eine Bedientenseele habe, u. s. w.“

„Man kennt seine Spöttereien, sie sind mit einer gewissen Originalität gestempelt; die einzigen Waffen, welche er zu führen sich getraut. — Nur Schwachköpfe fürchten sie, und ihr ganzes Verdienst besteht oft blos in einer Neologie.“

Darinne hat der französische Autor ganz recht. Es geht mit den Sticheleien des ehrenwerthen Grafen vielmals eben so, wie mit den Bonmots großer Herren —— wenigstens werden sie gesammelt.

Wir wollen deren hier einige, nach französischen Erzählungen, den Lesern mittheilen, um sie in den Stand zu setzen, selbst in dieser Sache zu urtheilen.

* * *

Als die Rede einst von des ehrenwerthen Demosthenes Mirabeau Hülfstruppen war, fragte man ihn: ob er sich wohl auf Glezen verlassen könne?

„Ach!

„Ach! gab er zur Antwort, Glezen iſt ganz Ortographie. Ich brauche mich nur eines Wortes wegen bei ihm Raths zu erholen, ſo kann ich ihn, wenn ich will, durch die ganze Grammatik fangen.“

* * *

Einer fragte ihn: was halten Sie von Chapelier? „Der iſt, antwortete er, zu nichts gut, als bei der le J... *) zu ſoupiren.“

Wegen der Deutlichkeit, ſetzt der Mittheiler dieſer Anekdote hinzu:

Die le J... iſt die Aſtaſie **) unſers neuen Tarara.

---

*) Dieſen Namen kann ich nicht entziffern.

**) Dieſen Namen brauchte Beaumarchais, um damit eine Perſon in ſeiner feilen Oper Tarara zu bezeichnen, welche Mlle. Maillard ſpielte, deren Tracht in dieſer Rolle, den Leſern aus dem Theaterkalender vom Jahr 1789. bekannt ſeyn wird.

* * *

Der ehrenwerthe Graf wollte ſeinen Bruder, den Vikomte,*) auf ſeine Seite ziehen; nicht, als ob er groß von der Wichtigkeit dieſes Mannes, von der Stärke ſeiner Beredſamkeit überzeugt wäre, und von ſeinem Anſehen viel Hülfe zu erwarten gehabt hätte, ſondern weil er deſſen unbeſonnenes Geſchwätz im Trunk, über Familienverhältniſſe, Jugend-Jünglings- und Mannes-Streiche des Grafen, fürchtete, und er kleidete ſeinen Antrag alſo ein:

„Du ſtreiteſt für das königliche Anſehen, auch ich; aber wir ſtreiten nicht unter einer Fahne, und

*) Im Almanach des Députés a l'Aſſemblée nationale, heißt es p. 101. von ihm: „Tout le monde connoît le fameux Comte de Mirabeau; mais peu de perſonnes connoiſſent le Vicomte. Nous apprenons donc à tout le monde que le Comte & Vicomte ſont freres. Celui-ci, curieux de marcher ſur les traces de ſon aîné, a paru ſouvent à ſe faire remarquer, il a pris à tache de s'attaquer à lui, mais ils combattent avec des armes trop inégales: c'eſt un nain qui veut ſe meſurer à un coloſſe." In Duellen hat der Vikomte eine beſondere Stärke — jederzeit den Kürzern zu ziehen. Der Graf läßt ſich in ſo etwas gar nicht ein, weil er — das Waffenglück ſeiner Familie kennt.

und es giebt Augenblicke, in welchen Familien zusammentreten müssen."

* * *

Das Unglück, verspottet zu werden, hat in der Nationalversammlung selbst den Grafen oft getroffen, aber daraus scheint er sich nichts zu machen. An seiner eisenfesten Herzensrinde prallen alle dergleichen seine Pfeile ohnmächtig ab. Wir wollen einen solchen Trait anführen.

Am 5. Oktober, als der Versammlungssaal ganz mit seinen ehrenwerthen Freundinnen *) angefüllt war, bat er den damaligen Präsidenten Mounier: die Sessien aufzuheben.

„Und warum?" fragte dieser ehrliche Mann.

„Zwanzigtausend Mann sind im Anzuge, begann der Graf, die uns alle niederhauen werden. Geben Sie eine plötzliche Unpäßlichkeit vor und schließen Sie."

 „Desto

*) Die Fisch- und Höken-Weiber. In den Kleidern solcher Weiber, kamen an diesem Tage, Abends, verwichte Bauner vor die Thür der Wohnung des Präsidenten, verlangten seinen Kopf, thaten Flintenschüsse auf seine Wohnung, und schrieen aus vollem Halse nach der Aermutter Mirabeau. („demandoient à la mere, à la porte de la Salle, la mere de Mirabeau etc."

„Desto besser! antwortete Mounier gelassen; um so früher sehen Sie die Erfüllung Ihres Republikplans!“

Er merkte, daß Katilina Geschäfte auf dem Waffenplatze haben mochte, und zwang ihn, im Senat zu bleiben.

* * *

Auch als Schriftsteller spielte Mirabeau seine Rolle auf Unkosten anderer, wie er in allen Sachen zu thun gewohnt ist. Wir wollen einen Franzosen über die von ihm herausgegebenen Schriften reden lassen:

Die Schrift:

Les lettres du cachet, welche er während seiner Gefangenschaft zu Vincennes herausgab, ist eigentlich von seinem Onkle, von dem Bailly von Mirabeau, der sie ihm gab, da er sich nicht selbst die Finger an den heißen Kastanien verbrennen wollte. Man trifft in dieser Pieze Citate aus 900 Autoren an, die der Graf in seinem Gefängnisse gewiß nicht bei der Hand hatte. Nichts gehört in dieser Schrift sein, als die Beschreibung und Schilderung der kleinsten Nüanzen, in und aus der Küche des Rougemont. Aber er

ediрte die Schrift, und ſprach: Hier iſt mein Werk!

Sur la caiſſe d'eſcompte: dieſe Schrift, welche unſer Graf auch unter ſeinem Namen herausgab, gehört ganz Herrn de M.... *)

Sur la banque de Saint Charles: iſt von Claviere und von Briſſot de Warwille.

Denonciation de l'Agiotage, welcher Schrift Mirabeau ſeinen Namen vorgeſetzt, und in der Dedikation an den König, unterſchrieben hat, iſt auch von Claviere und Garſas.

Sur les eaux de Paris: iſt von Claviere.

De Lettres ſur M. Necker; ſind von Panchaud.

Dix doutes ſur la liberté de l'Eſcaut, ſind von Herrn Marron, dem Geſandſchaftsprediger bei dem holländiſchen Geſandten.

*) Welchen Schriftſteller oder Nichtſchriftſteller der franzöſiſche Autor mit dieſem Anfangsbuchſtaben anzeigen will, kann ich nicht entziffern. Ein Freund ſagt mir, man habe, trotz des Anfangsbuchſtaben, den Namen Panchaud ſupplirt, und ich weiß nicht, ob er recht hat.

Sur l'ordre de Cincinnatus: welches Buch der Graf während seines ehrenvollen Aufenthaltes in London herausgab,*) ist vom Doktor Price,**) der es auch als sein Eigenthum reklamirt hat.

Aux Bataves sur le Stadthouderat, ist von Matron.

Die Discours aux états de Provence, sind von Herrn Bourges.

La monarchie Prussienne: den Stoff zu diesem Buche, hat er ganz dem Professor Merian abgeborgt.

Die zwei Addressen, die so viel Aufsehen erregt haben, sind von Herrn Dúroveray.

Das periodische Blatt: Courier de Provence, von dem man den Grafen als Herausgeber kennt,***) schreibt eigentlich Dúmonte.

Nichts bleibt ihm also als unbestrittenes Eigenthum von Geisteswerken, übrig, als:

Cro-

*) S. 1. Heft S. 21.

**) Soll vermuthlich Price heissen. Die Franzosen sind bei Angebung fremder Namen, wie bekannt ist, nicht sehr gewissenhaft.

***) S. S. 71. des Ersten Heftes.

Erotika Biblion.

Le libertin de qualité, ou ma conversion.

Das Memoire seines Vaters gegen seine Mutter.

Das Memoire seiner Mutter gegen seinen Vater.

Histoire secrete de la cour de Berlin.

Und das Projekt des martialischen Gesetzes, welches aber keinen Beifall erhielt.

„Den Grafen auf diesen seinen eigentlichen Werth reduzirt — fährt der französische Schriftsteller fort — läßt sich folgern, daß er individuel eben nicht so furchtbar ist*), als man denkt. — Aber der Kalife hat 30 Seyden in der Versammlung, die er mit vergifteten Dolchen wehrhaft gemacht hat, die ihm dienen, und er allein ist die Ursache des Mißbehagens, das jetzt die Herzen der Franzosen quält, und jenes

*) Ein Widerspruch des Franzosen, welcher mit zur allgemeinen Karakteristick seiner Landsleute gehört, eine unerklärbare Mischung von Furcht und Leichtsinn, die auch den Schriftstellern der Nation, so eigen ist, daß sie dieselbe nie ganz läugnen können.

jener allgemeinen Abweichung von unsern gewöhnlichen Gesinnungen und Empfindungen.“

In dem letzten Perioden mag der französische Schriftsteller viel Wahres gesagt haben. Mirabeau hat Verbündete, welche in allerlei Formen und Gestalten Aufhetzungen anspinnen, Partheien sammeln, Gerüchte verbreiten und Brochüren ausstreuen, die manchem Denker einige verdrüßliche Stunden machen. Er hat Pöbel und Journalisten im Solde; Häringsweiber und Schriftsteller posaunen mündlich und schriftlich sein Lob aus, und wenn es darauf ankömmt, den Bewohnern der guten Stadt Paris schreckbare Phantome vorzumalen, reibt der ehrenwerthe Graf Tag und Nacht die Farben dazu. Er spitzt Pfeile, und seine Garnison verschießt sie.

Mit offener Stirn ist er noch nie einem Gegner entgegen getreten, (er müßte denn seine Wache um sich gehabt haben,) als in seinen jüngern Jahren einem alten Edelmann, einem Greis, den er mit dem Stocke prügelte, weil er voraussah, daß derselbe zu schwach war, diese Beleidigungen thätlich zu erwiedern. Eine That, die den Thäter sehr in den Augen jedes Billigdenkenden herabwürdigt.

Aber trotz seinen Versicherungen, und Versprechungen, sind seine Anhänger selbst nicht vor Belei-

Beleidigungen von ihm geflchert, so wenig, als daß er unterlassen sollte, sie aufzuopfern, wenn es die Umstände und sein Plan erfordern.

So verfährt er auch gegen Weiber, welche er zu lieben vorgiebt.

Die Schauspielerin Mlle. St. Huberti wurde einst von ihm seiner Gunst würdig gehalten. Er machte ihr Kour, erklärte sich als ihren Liebhaber, wurde von ihr geliebt und mit ihrem Zutrauen beehrt. Der Blik einer franzesischen Aktrise dringt zuweilen auch in die Staatskabinette ihrer hohen Liebhaber! — Mirabeau vergalt ihr das Vertrauen, das sie zu ihm hatte, mit Undank, verläumdete, verfolgte sie für ihr Zutrauen, und verbreitete auf ihre Unkosten, alle die ihm entdeckten Geheimnisse: Entdeckungen, die für sie von nachtheiligen Folgen waren, zumal durch die Vermehrungen und Verschönerungen, die die erzählten Fakta in des Grafen Munde sehr freigebig erhielten.

„Es

* * *

„Es hieß eine Art von Beschämung für Mirabeau ersinnen — sagt ein französischer Schriftsteller — ihn zu beschuldigen, er verstehe nicht die Kunst, einer Sache einen für sich vortheilhaften Anstrich zu geben, und sich eben so leicht aus einer Affäre herauszuwickeln, als er sich in dieselbe verwickelte.“

Der gute Mann mag ziemlich recht haben, aber er wird uns auch erlauben, zu glauben, daß des Grafen Entschuldigungen, Erklärungen ꝛc. nicht immmer von so entschiedener Wirkung waren, als er wünschte, daß sie seyn möchten. Ein Beispiel liefert sein Benehmen, als die Nachricht sich überall mit Gewißheit verbreitete: er sey der ehrenwerthe Verfasser des Werks: über den Berliner Hof. Er merkte, daß die Sache viel Unangenehmes für seine Person haben möchte, wenn er sich stillschweigend bei dem wahren Gerüchte verhielt, welches ihm jetzt eine Autorkrone ertheilte, mit der er seinen Scheitel willig zu schmücken, eben keine sonderliche Lust hatte. — Kurz vorher, hatte Cerutti ihn öffentlich gebrandmarkt; *) man hatte seinen Namen in einem

*) No. 21. p. 95. des Journals de Paris v. J. 1789. Den Innhalt des Briefs ſ. im 1. Heft dieſer Anekdoten ꝛc. S. 96. 97.

nem periphiſchen Werke, welches überall geleſen wird, in einem verhaßten Lichte geſehen. Er antwortete nichts auf jene Beſchuldigungen, konnte nichts darauf antworten; aber er ſchrieb aux Auteurs du Journal de Paris, eine andere, wahre Beſchuldigung von ſich abzulehnen. — Wie er es anfieng, ſich aus der Sache zu wickeln, zeigt ſein Brief.

Aix in der Provence am 11. Febr. 1789.

Meine Herren!

Wie ich höre, ſagt man, es ſey ein nachgelaſſenes Werk von mir über den Berliner Hof herausgegeben worden, in dem verſchiedene Perſonen ſchändlich behandelt worden ſeyn ſollen. Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll. Ich bin weder tod, *) noch finde ich Bedenken und Urſach, auf meine Schriften meinen Namen zu ſetzen. **)

Es befinden ſich zwar in dieſer Sammlung Briefe von mir, an königliche Miniſter, aber in welcher Geſtalt? verſtümmelt, mit ſchrecklichen Zuſätzen vermehrt, mit Impoſturen bereichert, verkehrt, verdreht und nach eigenem Belieben umgeformt. Ich weiß nicht, wer mir dieſen ſchänd-

lichen

*) Ein Glück für Frankreich, wenn dem ſo wäre!

**) Hier lügt der Herr Graf entſetzlich!

lichen Dienst erwiesen hat. Meine Feinde suchen in starker Anzahl mich auf alle Art zu verfolgen, und schreiben Sachen auf meine Rechnung, welche fähig sind, meinen guten Ruf zu untergraben. *)

So wenig Kopf wird man mir doch wohl nicht zutrauen, und mich nicht für so einfältig und niederträchtig halten, ein Werk wie dieses zu ediren ꝛc.

Graf von Mirabeau.

Da das Werk wirklich von ihm ist, so hat er sich in den letzten Perioden selbst sein Urtheil gesprochen. — Was soll man nach solchen augenscheinlichen Albernheiten noch von der Versammlung denken, welche einem Mirabeau einen Platz vergönnt? Wie kann man des Mannes Ehrenworte glauben, da er so öffentlich die Unwahrheit schreibt? — Oder ist das Journal de Paris nicht in Jedermanns Händen? — Fürchtet sich die hochgepriesene Nationalmiliz für des Grafen Garde? — Sie mögen ihr Gewehr strecken, und ihre Lobredner, können ihre Gänsekiele verbrennen.

Man

*) Man konnte ja nicht. Unmöglichkeiten sind nicht möglich zu machen.

* * *

„Man bewundert die treffenden Ausdrücke und die Stärke der Anspielungen in den Reden, die der Graf Mirabeau in der Nationalversammlung hält," sagt ein französisches Blatt.

Besonders soll er in Angelegenheiten des Negerhandels in den Kolonien, der jetzt ein Gegenstand der Berathschlagungen der Nationalversammlung ist, Reden und Deklamationen preis geben, die in ihrer Art eben so einzig seyn sollen, als er es selbst ist.

Wir haben noch keine von diesen Perlen auffinden können, um sie in sein Rednerdiadem zu flechten. Inzwischen wollen wir eine Rede, bei einer andern Gelegenheit gehalten, hier mittheilen.

In der Sitzung der Nationalversammlung am 26. Febr. d. J. wurde eine vorläufige Reduktion von 60 Millionen (Livres) auf den Belauf der Kosten des öffentlichen Schatzes dekretirt, die vom 1. April d. J. anfangen soll. Herr von Montesquion schmeichelte gelegentlich, mit den besten Aussichten über den künftigen Zustand der Finanzen des französischen Reichs, und behauptete, daß bloß in diesem 1790sten Jahre Schwie-

rigkeiten sich ereignen könnten, die aber die Zukunft heben würde.

Graf Mirabeau war nicht dieser Meinung, und lärmte sehr gegen das gedachte Dekret in starken Ausdrücken.

„Ich kann zwar nicht umhin, — sagte er — die Finanzkommißion sehr zu loben und ihr meinen Beifall zu geben, daß sie in diesem Jahr schon 60 Millionen ersparen will; aber ich muß zugleich fragen: nur 60 Millionen? — Diese Summe muß erhöht, muß weit ansehnlicher werden, als sie jetzt ist. — Man spricht so viel von den Comptes rendus, man ist so gefällig, sie auch zu zeigen und uns dieselben darzustellen; aber es fragt sich: darf man auch solche Rechnungen einer großen Nation vorlegen? — Ich höre immer sagen: „Ich habe so viel, und so viel muß ich noch haben." — Aber die Nationalversammlung fragt: „Warum hast du so viel? warum mußt du noch so viel haben?" — Wenn man sich auf dem Wege der Unordnung befindet, und nach dem Ziele der Ordnung schreiten will, so muß man einen Wegweiser haben; und dieser muß in gegenwärtigem Fall der Minister seyn. Dieser muß der Wegweiser, muß der Mann seyn, welcher den zurechte führt, der den Weg wandeln will. Aber thut der Minister das? thut

er

er nur Einen Schritt nach dem vorgesteckten Ziele? Ich habe noch keinen gesehen. Wir kennen den Etat des gegenwärtigen Jahres nicht, sondern wir sind so gefällig, uns blindlings auf den Minister zu verlassen; wir schlafen, weil es auch Leute giebt, welche am Fuße des Vesuvs schlafen können. — Es ist mir eine Begebenheit bekannt, deren Anwendung ich Ihnen selbst überlasse. Kaligula hatte ein Pferd, und dieses Pferd wurde Konsul; wir wundern uns darüber, weil wir nicht bei dieser Standeserhöhung gegenwärtig waren. — Die Nation kann sich durchaus ihre Alleingewalt nicht nehmen lassen, und derjenige, welcher der Nation den Etat ihrer Lage nicht vorlegen wollte, würde sich diese Alleingewalt selbst zuzulegen, sie zu usurpiren trachten. — Ich verlange demnach, daß der Finanzminister uns nicht nur jenen Etat vorlege, sondern uns auch die Quellen, seinen Rath und seine Erfahrungen mittheile."

Die Anspielung von dem Pferde des Kaisers Kaligula auf Herrn Necker, war so handgreiflich, daß jedermann, der nicht von des Grafen Parthei war, dieselbe mißbilligte.

Eben so bedeutend war die Aeußerung von dem Schläfer an dem Vesuv.

Der Vorhang von dieser Allegorie, ist so leicht wegzuziehen, daß wir den Lesern nicht vorgreifen wollen, es selbst zu thun. — Es liegt viel Prophetisches darinnen, und es ist gut, wenn die Erfüllung ausbleibt.

* * *

Man hat dem Grafen von Mirabeau schon längst die Ehre angethan, ihn einen Propheten zu schelten. — Man weiß, daß es Propheten von zweierlei Art giebt.

In dieser Funktion und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, besonders in Rücksicht seiner vormaligen Operationen zu Aix und Marseille, hat man den Grafen auch besungen, in einem Gedicht, von welchem der Verfasser mit viel Persiflage sagt: daß es bei der Preisvertheilung der Akademie in Marseille, konkurrirt habe.

Wir wollen einige Verse aus diesem Gedichte mittheilen. Es ist schwer, die Manier des Originals beizubehalten.

Tausend Siebenhundert Achtzig und Neun,
im Jahr nach Christi Geburt, gar fein,
strich zierlich ein quidam mit eignem System,
herum in dem Lande, in welchem sein Oehm,
ein Wesen gar zierlich, durch Klugheit bekannt,
dermalen genannt war: Herr Komandant.

Der

Der quidam, gescholten: der neue Prophet,
verdunkelte alle, so früh als spät.
So zeigte sich olim mit kühnem Sinn
Venus die Herzenslenkerin,
Dem Aepfelertheiler Paris gar hold,
und schnell erhielt sie den Apfel von Gold.
Der neue Prohet bekam einen Schein,
den sah'n seine Jünger erglänzen gar fein.
Er lehrte darauf eine neue Doktrin,
mit Worten, die waren hinreißend und kühn.
Da strömten die Gaffer in Schaaren herbei
erhoben frohlockend ein Zetergeschrei.
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
Da sprach er, mit hohem, erhabenem Sinn:
„Begreift den Sinn meiner Worte: ich bin,
Das glaubt mir, der treulichste, herzlichste Freund,
der's mit Euch gar innig von jeher, gemeint.
Der Standunterschied, ist blos ein Skandal,
wir alle sind Brüder, sind alle egal.
Was sind Eure Herren? Tirannen sind sie,
behandeln nicht menschlich Euch, sondern, wie Vieh.
Und wollt Ihr das leiden, so seyd Ihr nicht klug!
Der Schimmer von außen, malt innern Betrug;

die Schaale mag glänzen, so hell wie ein Stern,
im Innern verborgen, faulk sinkend ein Kern.
Man schärfet die Beile, weh Euerm Genick!
Drum sendet mich zu Euch, ein gutes Geschick.
Ich bin, Euch zu dienen, gar herzlich erfreut,
Ihr findet mich willig, und immer bereit.
Drum bitt' ich Euch herzlich, das glaubt mir auf's Wort,
Laßt steuern das Schiff mich, so sind wir im Port
u. s. w.

Es zirkulirten, als Mirabeau seine Prophetenrolle in Marseille spielte, viele Epigrammen, aber so beissend sie auch zum Theil waren, so wenig richteten sie aus. Ein Mirabeau kann nicht mit Epigrammen geschreckt, noch weniger vertrieben werden, und im Grunde, ist dieses doch dies stärkste französische Nationalwehre, der ohnmächtige Damm gegen seine Progressen.

* * *

Mirabeau spreche nun so oder so, so hat er beständig mit Widersprüchen zu kämpfen, welche er aber eben so schnell, als seine Plane überflieht. — Und wenn es bis zum Widerrufen kömmt — er widerruft,

So

So gieng es ihm mit der Behauptung: *) daß zu Lyon im allgemeinen mit Verzinsung des Geldes, zu 8 pro Cent, gewuchert würde.

„Sie haben gelogen, sagte man. Nie nimmt man im allgemeinen, über 6 pro Cent zu Lyon. Das können alle Negozianten bezeugen, und diese verdienen mehr Glauben, als Sie."

So sonderbar sprach er auch **) von zufälligen Impostен. „Wie ein irrender Kosmopolit, sagt ein französischer Schriftsteller, der ohnehin nie zahlt."

„Er versucht, alle Entrepriſen, die nicht seine eigenen sind, zu stürzen, und alle Kompagnien zu vernichten."

Das möchte auch wohl seine Ursachen haben!

Ein Patriot darf seine Meinungen zum Besten seines Vaterlandes, nicht auf eine hämische

*) In seinem Werke: Denonciation de l'Agiotage. Au Roi, et à l'Assemblée des Notables. Par le Comte de Mirabeau. 1787. welchem als ein prächtiges Motto die Verse von Voltaire:

Penſois-tu qu'un inſtant ma vertu démentie
Mettroit dans la balance un homme & la Patrie ?

vorgeſetzt ſind.

**) Denonc. ſur l'Agiotage. p. 72. 73.

Art äußern, und Wahrheit, bedarf keines schimmernden Prachtgewandes von Tiraden. Wozu also die emphatische Prosa? wozu die glänzenden Wortkrämereien, um welche Mirabeau die nackende Wahrheit verkauft? Eine Schöne erhöht den Werth ihrer Schönheit durch kein Staatgeflitter, wenn's auch mit noch so kunstreichen Händen verfertigt wär.

Die blendenden, neologischen Verkleisterungen des Grafen, schicken sich nicht für den Stil der Wahrheit, die ohne falsches Interesse gefällt, ohne erborgte Reize bezaubert, und des Schellenklanges entbehren kann, um Aufmerksamkeit zu erregen.

Der Graf will den Franzosen weis machen, die Wohlfahrt ihres Reichs liege ihm am Herzen.

Das wär eine schöne Wohlfahrt, die er meint!

Aber er bekräftigt das in gewählten Phrasen. Sie schmeicheln dem Ohre, sie klingen schön, sie werden dem Volke zur Wahrheit.

Das Gewicht, das er der Sache zu geben bemüht ist, drückt nieder, und der Stempel der heilsamen Reformation, prägt seine verrufene Münze zum Kours.

Wir

* * *

Wir haben bereits im Erſten Heft dieſer Anekdoten*) den Leſern etwas von des Grafen Handel mit ſeinem Sekretär Hardy, nach franzöſiſchen Nachrichten, mitgetheilt. Der Schauplatz dieſer Szene war London, und von dorther wollen wir eine Nachricht von derſelben, aus der Feder eines Engländers, hören. **)

Hier iſt ſie:

Gerichtliche Unterſuchung der Klage des Grafen Mirabeau gegen Philipp Karl Hardy.

Aus dem Newgate-Kalender der Februarſitzungen 1785.

Mirabeau, der aus Frankreich flüchten mußte, hatte ſich einige Monate in England aufgehal-

*) S. 22.

**) Wir nehmen dieſelbe aus: The Britiſh Mercury, by Mr. Archenholz. 1789. No. 50. p. 321 — 325. und theilen ſie ſo mit, wie wir ſie dort fanden.

achalten, wohin er in der Gestalt eines Taglöhners des Buchhändlers kam, dem er die Considerations sur l'ordre de Cincinnatus, für 40 Guineen verhandelt hatte. Im Monat Februar 1785 zerfiel er mit seinem Schreiber Philipp Karl Hardy, einem gebornen Pariser und jungen Mann von guter Familie und gutem Herzen. Er war als Schreiber dem Grafen nach England gefolgt, und erhielt von ihm den hochklingenden Titel eines Sekretärs.

Hardy war für 30 Guineen jährlichen Gehalts, nebst freiem Tisch, in des Grafen Dienste gegangen, und forderte einige Guineen von ihm, als er sie brauchte.

Da der Graf ihm keine geben konnte, weil er keine hatte, so machte er auf die Forderung des Salars eine Gegenforderung für Kost und Quartier, obgleich beides in dem Kontrakte mit eingeschlossen war. Es kam zwischen ihnen zum Wortwechsel.

Der Graf, dessen Hitze gegen Frauenzimmer *) und Bediente **) wirklich fürchterlich ist, drohte dem Schreiber, für seine Vermessen-

*) Besonders gegen seine unglückliche Gattin.

**) Wenn er denselben auch schuldig war.

meſſenheit den Hals zu brechen, anſtatt ihn zu bezahlen, und dies bewog den Sekretär, aus dem Dienſt zu gehen.

Einige Wochen vorher hatte das Kammermädchen der Frau van Harren, des Grafen Reiſegefährtin, *) die Bezahlung ihres Lohns erzwungen, und gieng aus dem Dienſte; aber ſie wurde von dem Grafen wegen Diebſtahl verklagt.

Hardy blieb noch unverklagt, bis er, da er ſah, daß ſein Geld nicht erfolgte, nach dem Beiſpiel des Kammermädchens, den Grafen ſetzen zu laſſen, drohte. Dann erſt, wurde er als Dieb verklagt.

Seiner Unſchuld ſich bewußt, wendete ſich Hardy an einen Anwald, und dieſer ſchrieb, ehe er noch einen Verhaftsbefehl gegen den Grafen auswirkte, an denſelben, um das Salar ſeines Klienten, das ungefähr 30 Guineen, nemlich den Gehalt eines ganzen Jahrs, betrug.

Die

*) Auch genannt, Mad. de Mehra; galt auch oft für die Frau Gräfin von Miranbeau. Ihr gehörte die Garderobbe, von welcher im 1. Heft dieſer Anekdoten, S. 46. 47. das Verzeichniß zu finden iſt.

Der Graf schloß sich sorgfältig ein, und so konnten ihn einige Tage die Gerichtsdiener nicht treffen.

Endlich, am neunten Tage, wagte er es, durch zwei Bürgen gesichert, mit seiner Reisegefährtin, der Frau van Harren, in das Gericht Bowstreet zu gehen, wo er einen Befehl zu Hardys Arrest erhielt, der um die nemliche Zeit einen Verhaftsbefehl gegen den Grafen erhalten hatte.

Mirabeau und seine Gefährtin hatten vor dem Oberrichter (Grand-Jury) beschworen, daß ihnen Hardy 2 Schnupftücher, einige Halstücher, Strümpfe, und 27 Hemden gestohlen habe; aber trotz des gräflichen Eides, wendete sich Hardy nach Newgate, um die Klage, wegen eines angedichteten Verbrechens, untersuchen zu lassen.

Mademoiselle Champante, der Frau van Harren Kammermädchen, hatte bei ihrem Verhör klar bewiesen, daß der Graf, der 27 Hemden eidlich verlangte, überhaupt nur 16 *) besäß.

Nach

*) S. auch 1. Heft dieser Anekdoten, S. 46.

Nach dem Verhöre des Bedientens der M. Bailey, seiner Wirthin, N. 100. Hattonstreet, Hattongarden, so wie bei den gegenseitigen Verhören der Frau van Harren und des Grafen, fand man, daß sie sich unterstanden hatten, Hardys Koffer zu öffnen, um ihre Wäsche zu suchen, daß sie aber nichts in demselben gefunden hatten, als was aller Wahrscheinlichkeit nach, absichtlich hinein gelegt worden war. Da sie bei der ersten Durchsuchung nur 2 Schnupftücher fanden, so schien die Klage nichts bedeutend; aber sie suchten noch einmal, sorgfältiger, und kaum hatten sie hineingeblickt, so waren sie glücklicher; beide sahen mit starrem Blick auf 2 Hemden; im Triumf zogen sie dieselben aus dem Koffer, und der Graf sagte, mit der ihm so eigenen Menschlichkeit:

„Schon deswegen, verdient er den Galgen!"

Hätte ihm sein Kopf eben so gute Dienste, als sein böses Herz leisten können, sein Vorhaben würde ihm gewiß gelungen seyn; aber er richtete alles so dumm ein, daß auch nicht der geringste Verdacht dadurch erregt wurde.

Der Richter ertheilte daher bei dem Termine einen Bescheid, der der Absicht des Grafen

ganz

ganz entgegen war, und die der Graf unter der Maske des Bedauerns, daß er gezwungen worden sey, zu klagen, *) zu verstecken suchte. Er hätte alles gethan, was er thun konnte; Hardy'n konnte er aber nicht davon überführen, wovon er ihn überführen zu können, wünschte.

Das Mädchen von Hause hatte ausdrücklich die Oeffnung des Koffers und die Umstände der ersten Durchsuchung beschworen; und ihr Zeugniß, nebst dem von der Mlle. Champante, hatte mehr Gewicht, als der Eid des Grafen und seiner Gefährtin, die bei dem Konferenzverhör die Oeffnung des Koffers eingestund, nur hinzufügte, daß es in aller Unschuld geschehen sey, weil sie ein Recht dazu zu haben glaubte.

Das bescheidene Mißtrauen der beiden Zeugen für Hardy, war von besserer Wirkung, als der plumpe kühne Eid des zärtlichen Paars, und Hardy wurde mit den ausdrücklichen Worten: in allen Ehren von dem Richter entlassen.

Ja, ein Freund des Grafen fand es sogar nöthig, das Betragen desselben zu entschuldigen, weil er sah, daß der Wind ihm stark entgegen gieng. Er verwendete sich also für ihn,

*) Das sieht ihm sehr ähnlich!

ihn, und bekannte der Bank, er habe dem Grafen zur Klage gerathen, (weil er ohne Zweifel den Diebſtahl geglaubt hatte, der bei der Unterſuchung gänzlich widerlegt wurde.) — Ohne dieſen Umſtand, würde man dem Sieur Hardy die Kopie der Klage verwilligt haben, und der Graf, würde wegen ſeines Eides, in Unterſuchung gekommen ſeyn.

Der Schuldprozeß, wurde nachher ausgemacht, und Hardy's Eid, galt mehr, als der des Grafen. Er verlor den Prozeß und mußte die Forderung des Salars, nebſt den Unkoſten, bezahlen.

So handelt Frankreichs groſſer Geſetzgeber! ſo handelt der Mann, der dieſes Landes erſter Miniſter ſeyn will, und von der Unterjochung Großbrittanniens ſpricht!

Hinweg auf immer nun mit Ehre und Rechtſchaffenheit! — ſolche Eigenſchaften ſind den groſſen Männern des neuen franzöſiſchen Kabinets entbehrlich; ihr Herz muß jeder Handlung fähig ſeyn, die ihr politiſches Syſtem erfordert. Es wird weit treuloſer ſeyn, als es bisher geweſen iſt. Wir dürfen nur La correſpondence ſecrete zu Rathe ziehen, welche Mirabeau mit dem Biſchof von Autun führte, ſo können wir

wir uns einen Begriff von seinen Talenten machen.

Um mehrere besondere Umstände wegen dieses Prozesses zu wissen, verweiset unser Korrespondent die Leser auf die Gerichtssessionsakten vom Februar 1785, wo man alle oben erzählte Umstände, aus den verschiedenen Zeugenaussagen ziehen kann.

Die Wahrheit vieler anderer Beschuldigungen, kann man auch erfahren durch Robert S—ge Esq. Great-Queen Street, durch Herrn Sp—h—n, Buchdrucker, Snewhill, und Herrn N—te, einen vortrefflichen Geographen, denen der verwickelteste Theil dieser Handlung, bekannt ist.

Alle diese waren vorher auf der Seite des schuldigen Herrn; jetzt aber, nehmen sie die Parthei des unschuldigen Sekretärs.

Die Meinung des Gerichts, vor welchem Hardy verhört wurde, kann man aus der Meinung des würdigen Herrn Baron Perryn sehen, der nach Hardy's Entlassung, zu seinem Vorsprecher sagte:

„Sagen

„Sagen Sie Herrn Hardy, daß der Richter überzeugt ist, nach diesem Zeugniß, falle nicht der geringste Verdacht auf ihn.“

Und die Zeugen waren — der Graf von Mirabeau und die Frau van Harren!!!

Die Richter waren, Baron Perryn, der Richter Buller und der Aldermann Clark, Lord-Mayor von London.

Ein Augenzeuge des Ganzen.

* * *

Mirabeau ist dem allen ungeachtet, ein Mitglied der französischen Nationalversammlung, und sieht, wie ein anderer Clodius, als ein mächtiger Tribun des Volks, an der Spitze einer Parthei, die man anfänglich nur den Coin de Palais Royal nannte, jetzt aber mit dem Namen der Tollen (les enragés) belegt hat. Die Gunst der niedrigen Volksklasse, erhob ihn zu der Staffel, welche er mit völligem Beifall der Poissarden, und anderer Müßiggänger des Staats, erstieg. Sein Name ist das Schlachtgeschrei dieses Haufens, und immer zum Angriff gerüstet, lauschen die niedrigen Rotten, auf ihres Anführers Kommandowort, um Thaten zu verrichten, die ihrer würdig sind.

Seine Gegner fällt der Graf jetzt, ohne Unterschied, mit einer rednerischen und schriftstellerischen Heftigkeit an, die eben so frappant, als sein ganzes Betragen ist. Daher kömmt es, daß dieselben, die immer seine bösen Seiten wissen, mit eben so wenig Mäßigkeit schreiben, wenn sie von ihm reden.

Aber man wagt es nicht, ihn aus der Nationalversammlung zu verbannen!

Dieser wünschungswerthe Schritt, würde blutige Folgen nach ziehen. Frankreich fürchtet ihn; jeder Staat würde ihn wagen, wenn er sich auch nicht so große Vorstellungen von seinen Truppen machte, wie Frankreich. Daher ist glaublich, daß der Graf auch von großen Männern, nicht allein gefürchtet, sondern auch gehalten und geschützt wird, und daß ein jedes seine Ursachen haben mag, sich nicht bloß zu geben.

Ein französischer Schriftsteller, hat in einer Pieze über Mirabeau, in der er ihn selbst redend einführt, denselben sich Strafen und Züchtigungen für begangene Verbrechen auferlegen lassen. Aus diesem karakteristischen Fragment, wird man sehen, daß es Franzosen giebt, die den Grafen eben so stark packen, als er z. B. die Minister St. Priest, Necker und

andere

andere Leute zu packen pflegt, wenn er etwas mit denſelben, verſteht ſich, ſchriftlich, oder auf dem Rednerſtuhle, auszumachen hat.

„Ich machte' ein Weib unglücklich, das ihr beklagenswürdiges Schickſal, mit einem Laſterhaften verband. Ich ſchlug ſie, ich behandelte ſie auf alle Art ſehr ſchlecht, und that ihr die ſchrecklichſten Beleidigungen an. *) — Dafür verdiente ich Entehrung.

Ich gab meiner Schweſter den Rath, ſich ihres Mannes zu entledigen,**) ohne ſich darüber ein Gewiſſen zu machen. — Dafür verdiente ich, (ohne eben dieſes Benehmen nach geſetzlicher Strenge zu taxiren,) die Galere.

*) S. I. Heft S. 40. — Die Gräfin erzählt die erduldeten Mißhandlungen von ihrem Manne in: Memoire et Conſultation pour Madame la Comteſſe de Mirabeau. Aix 6. April 1783.

**) S. II. Heft S. 2. 3.

Ich entführte in der Provinz Franche Comte eine verheurathete Frau,*) erbrach ihres Mannes Pult, stahl ihm 10,000 Livres. — Auf so etwas, steht — der Galgen.

Diese Unglückliche verließ ich; ein Verbrechen, dessen sich der geringste Mann nicht würde schuldig gemacht haben.**) — Darauf, steht — Entehrung.

Ich that alles das, um sie noch dazu zu bestehlen. — Das verdient, — die Galere.

Lange Zeit erhielt mich die Schauspielerin St. Huberti. Ich nährte mich auf ihre Unkosten, und belohnte ihr alle Wohlthaten mit Verläumdungen, und mit so schändlichem Undank,***) als ich nur allein im Stande war, eines

Men-

*) S. I. Heft S. 16. 17. f. f.
**) S. I. Heft S. 18.
***) S. II. Heft S. 45.

Menſchen Freundſchaft und Liebe zu vergelten. — Das verdient Entehrung.

Zu Chateau d'If, verführte ich die Frau eines Mannes, den ich zugleich um 4000 Franken brachte.*) — Für ſo etwas, verdient man ſonſt den Galgen.

Im Jahr 1783 hatte ich eine Ehrenſache, welche ſo abließ, weil mich mein Gegner kannte, daß ſie Stoff zum Lachen gab. Eigentlich aber würde durch eine ſolche Behandlung, ein anderer, als ich, Entehrt,

Für meine Korreſpondenz über den Berliner Hof, hätte ich verdient, die Galere.

Im Jahr 1785 machte ich für 2000 Livres falſche Wechſel, und hätte ein Mann nicht Mitleid mit mir gehabt, und die Sache ins Reine gebracht, ich hieng jetzt am Galgen.

*) S. I. Heft S. 53. 54. 55.

Ich mißbrauchte das Zutrauen meines Freundes Cerutti so schändlich, ließ seine Briefe drucken, um eines verächtlichen Gewinns von etlichen Thalern, willen. *) Das verdient

Entehrung.

Als ein 25jähriger Pursch, prügelte ich einen Edelmann, einen ehrwürdigen Mann von mehr als 60 Jahren, mit dem Stocke. **) Eine That, würdig

der Galere

Ich erregte Aufstand seiner Unterthanen, gegen den ehrwürdigen Bischof von Sisteron, Herrn von Suffren St. Tropes, einen Mann von 67 Jahren, welchen man ächtete, verwundete, und bald

todt

*) S. I. Heft S. 66. 67.

**) S II. Heft S. 44. Zu eben der Zeit, als man einen Mirabeau, in der Provence, in den Himmel erheben wollte, steinigte man den ehrwürdigen Bruder des wackern Seehelden Suffren!

todt steinigte. — Ein Aufrührer
verdient den Galgen.

Der Verfasser hat in dieser Sache, dem Grafen noch ein Rad zugedacht, das wollen wir ihm aber erlassen. — Der Erfolg seiner Handlungen, wird seine Todesart bestimmen.

Die Sprache, welche in diesen Urtheilen herrscht, ist freilich derb, aber allen denen kann sie dennoch nicht sehr auffallen, die des Grafen Ausdrücke, gegen seine Gegner, kennen. Gleiches mit Gleichem!

* * *

Inzwischen war doch der Graf nicht immer der rednerische Donnerer, der er jetzt aus seiner Wolkenhöhe herab, ist, besonders wenn er den Rednerstuhl in der Nationalversammlung besteigt, um über Unschicklichkeiten, Ungebührlichkeiten, ꝛc. zu sprechen und Strafen zu diktiren; *) wird es auch jetzt nicht seyn, wenn er glaubt, im gefälligen Tone weiter

*) Z. B. wie kürzlich einem Zuhörer, den er für unbefugt hielt, in der Nationalversammlung zu erscheinen: 24 Stunden Gefängnißstrafe.

ter zu kommen, als mit dem Waldstrome seiner harten Rede.

So wie er jeden Karakter im erforderlichen Fall, annehmen kann, so biegt sich auch seine Rede, nach der Lage der Umstände, und nach dem Endzweck der vorgenommenen Operationen.

Des Grafen Schrift: Correspondance littéraire secrete, à propos de considérations sur l'ordre de Cincinnatus, erwähnt in der Vorrede, eines Englisch-Amerikanischen Pamphlets des Odanus Burke, nach welchem er dieselbe geschrieben zu haben, vorgab, und man sagte, es sey bloß eine Uebersetzung desselben, von dem sich Mirabeau Verfasser nenne. *) Hierüber drückt sich der Graf (in seiner Schrift

*) Hieher gehört folgender Brief des Grafen, an einen Freund.

London am 31. Aug. 1784.

„Mein Werk in Bezug auf Amerika, ist mir gut bezahlt worden, und ich habe mit demselben eine doppelte Spekulation vor. Nehmlich, es nicht nur drucken zu lassen, sondern auch eine Uebersetzung für Amerika, davon zu veranstalten. Du siehst, daß mir also viel daran gelegen seyn muß, einen ehrlichen Buchhändler zu finden, dem ich empfohlen seyn möchte, ohne mich ihm selbst empfehlen zu müssen. Eilen muß ich freilich mit dem Projekt, denn es ist mir um Kundleute zu thun!“

Schrift über Moses Mendelssohn, und die Juden,) also aus:

„Um mich nicht bescheidener zu machen, als ich bin, gestehe ich, könnte ich so übersetzen, ich würde nichts anders thun, als übersetzen."

Wie bescheiden! — Aber Mirabeau spricht doppelzüngig. Einen Beweis, liefert die Art, mit welcher er, in dem angeführten Buche, so hochachtungsvoll von dem Herzoge von W—r spricht, als er die Anekdote widerlegt, als habe ihm Lavater einen Frachtbrief*) an denselben mitgegeben, und man halte das dagegen, was er von eben diesem edlen Fürsten, in seinem Briefwechsel über den Berliner Hof sagt. Es läßt sich beinahe keine größere, unverschämtere Doppelsprache denken!

* * *

Ueber Herrn Linguet, sagt Mirabeau:

„Zwar hat Herr Linguet viel und lange von seinem Elend in der Bastille geredet; aber er redete nie von dem, das die Lettres de cachet erzeugen; und jede Nachstellung der Freiheit, deren Opfer Herr Linguet nicht wurde, erhielt

*) S. Reichardts Schreiben an den Grafen von Mirabeau, Lavatern betreffend. ꝛc.

immer nur die Lobeserhebungen des Herrn Linguet! Ach! möchte er doch, dieser einzige Mensch unter allen, ganz allein bleiben, umgeben mit seinem Ruhm! Gott behüte doch, daß wir nach seinen Wirkungen nicht lüstern werden!"

Das Karakteristische dieser Sprache, ist nicht zu verkennen, aber der Uebergang zu der jetzigen und nachherigen Art des Grafen, zu reden und zu schreiben, wär nicht zu finden, wenn wir seinen Karakter nicht kennten.

Jetzt donnert er gegen seine Gegner, aber vorher nahm er die bescheidene Sprache eines Mannes an, der mit christlicher Demuth allen seinen Feinden verzeiht, und wenn er Einen Backenstreich empfängt, zu dem zweiten, selbst mit aller Gelassenheit, den andern Backen darbietet.

So sagt er, mit wahrer philosophischer Kaltblütigkeit, mit verzeihender Gutmüthigkeit, zu allen dem, was man ihm vorwarf:

„Unglücklich ist der, welcher nie verläumdet wurde."

Worte, selbst eines Pythagoras würdig, würdig, eines Platzes, unter den goldenen Sprüchen, dieses großen Lehrers der Weisheit.

Es

Es galt einer schönen Krone; der Krone duldender Unschuld, und hätte der Graf diese errungen — dann gab es noch Aussichten genug, nach andern, duftenden Kränzen in lockender Ferne.

Der Graf hatte Vorgänger, und der Effekt solcher Aegiden war ihm zu bekannt, um sich nicht auch in dem Besitze eines solchen Kleinods zu wünschen. Nichts ohne Ursache!

„Ich werde es, sagt er zu seinen Gegnern, unter meiner Würde halten, euch zu züchtigen, *) überzeugt, daß ein giftiges Thier jederzeit

*) Man spricht zuweilen nichts, weil man nichts sprechen kann, oder man ist in Gefahr sich selbst sein Urtheil zu sprechen, wie es dem Grafen Mirabeau schon sehr oft gegangen ist. Bei Gelegenheit des Streites zwischen Jakobi und Mendelssohn über Lessings Spinozismus, sagt der Graf, als er erzählt, daß Jakobi Mendelssohns Briefwechsel über diesen Gegenstand, ohne sein Wissen, habe drucken lassen: „daß dieses ein sehr unmoralisches Verfahren gewesen sey.“ — Aber, Herr Graf von Mirabeau, wer war denn der Mann, der seines Freundes Cerutti Briefe über Staatsangelegenheiten, ohne sein Wissen und seinen Willen, hatte drucken lassen? der Mann mit dem unmora-

zur die Hand beschmutzt, welche es zerdrückt; daß meine Zeit zu einem weit edleren Gebrauche bestimmt ist."

Mit der Erklärung, kann die Welt doch wohl zufrieden seyn? sprach vielleicht der Graf bei sich selbst. — Gewiß! man wird mich großmüthig nennen, man wird ausrufen: das ist ein edler Mann! — So muß man sich bei so etwas zu benehmen wissen! — La chose est faite!

Die Ausdrücke des Grafen sind, wie die Ausrufungen eines Taschenspielers, oder eines Schattenspielers an der Wand, sich immer gleich, und passen zu den Schattenwerken seiner Selbstheit. Jetzt tobt er gegen die Minister, sonst prahlte er mit den Verbindungen, in denen er mit denselben zu stehen, vorgab. Er sagt das, und fügt in der folgenden Zeile hinzu, daß aber diese Verbindungen nie seinen Grundsätzen schaden konnten, denen die Ehrlichkeit die Strahlenkrone der Bemerkungen reiche. Dann pflegte er zu verstehen zu geben: man habe ihm Geld an den Hals geworfen, um seine Tugend zum

moralischem Verfahren, waren Sie. — Also, kein Wort weiter darüber. da Sie selbst sagen, wie so ein verächtliches Betragen, genennt werden muß.

zum Schweigen zu bringen, aber diese lasse sich den Mund nicht mit Metall verstopfen. Er fähret fort, und sagt: daß es nur von ihm selbst abgehangen habe, der Ruker mehrerer Könige in Europa zu werden, aber sein Vaterland sey bei einer bevorstehenden Revolution, seiner Dienste bedürftig gewesen, und er habe das Heil desselben den glänzenden Bedienungen an königlichen Höfen, vorgezogen.

Hier sind einige Ausdrücke, deren er sich in seinen Werken bedient, die er so oft wiederholt, daß dieselben mit zu der Karakteristik der Schriften dienen können, denen er seinen Namen nicht vorgesetzt hat.

„Willig zahle ich dem Vaterland den schuldigen Tribut, und entrichte gern die Zinsen von meinem geringen Talent, an dasselbe."

„Ein ehrlicher Mann, beschmuzt seine Feder nicht ohne Widerwillen und Schaam."

„Meinen Mitbürgern ein Licht aufzustecken, bei welchem sie die Unordnungen erkennen können, die unter ihnen vorgehen, ist der größte Dienst, den ich denselben erzeigen kann."

„Fehler meines Kopfs, räume ich ein, aber nie, Fehler meines Herzens."

„Ver-

„Verfolgung, iſt das Privilegium der Tugend.“

Von einem Schriftſteller, welcher gegen ihn ſchrieb, ſagt er:

„Er hat eine Scharteke herausgegeben, und für dienlich gehalten, ſie an mich zu richten, vor der er nur die Zueignungsſchrift ſcheint vergeſſen zu haben:

Erbarmen Sie ſich! Machen Sie mich lächerlich, damit mein Ruhm gegründet werde!“

Der Stolz des Grafen, der in dieſen paar Zeilen liegt, iſt ſehr unerträglich. Alſo iſt Mirabeau wirklich der Mann, der einen Menſchen berühmt machen kann, wenn er die Barmherzigkeit hat, gegen ihn zu ſchreiben? wenn er ſich die Mühe nimmt, ihn lächerlich zu machen? — Und dieſer Mann redet von Beſcheidenheit? — Da muß ein Irrthum vorgehen!

„Das Schickſal ſchickt mir Feinde zu; ach! ich ſegne dafür ſeine Wohlthätigkeit!“

„Man mag immer ſagen, ich ſey beſtochen worden, Bücher zu ſchreiben, ich, der ich von allen, ſelbſt den unſchuldigſten Spekulationen

der

der Spieler, deren Handwerk ich haſſe, deren Gewinn ich verabſcheue, ſtets durchaus fern war, und ewig fern ſeyn werde; ich, der ich von meinem Daſeyn an, alles der Sorgfalt der Freundſchaft verdanke, *) ohne jemals, ſelbſt nicht einmal von Königen, einen Sold angenommen zu haben ꝛc.“

„Die Achtung, iſt eine unwillkührliche Empfindung; ſie folgt dem, der ſie verdient; dem, der ſie ſich erwirbt; ſie kann mir eben ſo gewiß nicht mehr entgehen, als eine unauslöſchliche Verachtung meine Feinde unausbleiblich **) verfolgen muß, wenn die Vergeſſenheit aufhören ſollte, ihre Freiſtätte zu ſeyn.“

„Die beiden Worte: Sekte und Wahrheit, heulen vor Schrecken, ſich gepaart zu ſehen.“

Man wende alle dieſe Ausſprüche, Tiraden, Sentenzen, die beſtändigen Exklamationen Ach! und O! auf den Mann an, der ſie ſchrieb; man halte ſie gegen ſeine Handlungen, und frage ſich und ihn: wo bleibt der Schimmer der Wahrheit? wo ſind die Belege? wo iſt die Ausübung aller

*) Siehe ſeine Briefe im I. Heft.

**) Nehmlich von ſeiner Seite!

aller dieser Grundsätze, welche eine Feder schrieb, ohne daß dabei ein Herz eben so dachte?

Daß der Graf seinen Gegnern öffentlich ganz großmüthig verzeiht, und es nicht gern zu Thätlichkeiten kommen läßt, davon haben wir Beweise; aber Beweise, die mehr seine Furchtsamkeit, als seinen Muth, karakterisiren. Indeß die Duellsucht in Paris so allgemein wird, daß man sich über gerathene und ungerathene Epigrammen *) herumschießt, um Belege zu der französischen Nationalkarakteristik zu liefern, bleibt der Graf von Mirabeau dennoch beständig seinen

*) Der Graf von Rivarolles und Herr Dementi Duran, waren die Beiden, welche sich in Gegenwart vieler Zuschauer, auf Pistolen duellirten. Jeder von ihnen hatte ein Epigramm gemacht. (beide werden nun vielleicht nach diesem merkwürdigen Ereignisse, gedruckt werden.) und der Streit, welches von beiden das Beste sey, veranlaßte das Duell. Sie blieben beide am Leben, und Herr Demenil Duran, bekam einen Streifschuß an den Hals. — Wenn die Kritiker ihre Urtheile auf diese Art, verfechten müßten, wie viele würden dem lustigen Handwerke der Anonymität, entsagen! — Uebrigens, ist der Trait nicht neu, daß sich Dichter über ihre Werke duelliren. Tasso und Guarini, schlugen sich auch — zwar nicht über Epigrammen, oder — über Schäfergedichte.

nen alten Grundſätzen treu. — Während der Vorleſung des Memoire über die Finanzen von Necker, bekam der Graf mit Herrn von Blaire Streit über daſſelbe. Der Graf wurde ſehr anzüglich, wie gewöhnlich, und ſein Gegner forderte ihn heraus; der Graf — erſchien nicht.

Natürlich! ſein Leben zu erhalten, iſt die erſte Pflicht des Menſchen, und die Parthei der Enragés, kann nicht ohne ein Oberhaupt ſeyn, deſſen Verdienſte ihn ſo ſehr zu dieſer Funktion legitimiren, wie den Grafen von Mirabeau. Er iſt ſeine Selbſterhaltung, dem Ganzen ſchuldig — und das ſieht man nicht ein?

* * *

Da der Graf einen ſehr ſtarken Abſcheu, und großen Widerwillen gegen die Beſtimmung einer Sache oder Meinung, hat, welche das Loos der Waffen entſcheiden ſoll; ſo muß er freilich bloß mit oratoriſcher Wehre angegriffen werden, deren er ſich allein ſelbſt bedient, ſeine Delationen durchzuſetzen. Hierinnen findet er einen männlichen Gegner, an Herrn Barnave.*) Dieſer

*) Devulkter von der Provinz Dauphiné. In dem Almanach des députés etc. 1790. heißt es p. 77. 78. von ihm: „Barnave, propriétaire. Zele ardent, fermeté courageuſe, glo-

Dieſer iſt ein Mann, welcher mit Eifer und Muth eine feurige Beredſamkeit vereinigt; nichts kann ſeine Rechtſchaffenheit zum Beſten des Vaterlandes, erſchüttern; er iſt unbeſtechlich, und wagt den oratoriſchen Kampf gegen Mirabeau, oft mit eben ſo viel Glück und Muth, als dieſer ihn gegen Ehre und Rechtſchaffenheit, wagt. Daher iſt auch Mirabeau ſein Feind, und ſucht ſeinen guten Namen zu untergraben, das ihm aber bis jetzt noch nicht gelungen iſt.

Dieſem Redner bevollmächtigt man gemeiniglich, gegen die harten Reden des Grafen von Mirabeau zu ſprechen, wenn man ſeine Vorträge in ihrer Blöße darzuſtellen ſucht.

Er iſt nicht der Einzige, der den Grafen und ſeine Grundſätze haßt, aber wenigen nur wurde die Gabe, gegen ihn mit gleicher Stärke zu ſprechen, gegeben; und muthig ſtreitet ſein Parro-

kles,

éloquence brulante: voilà quelles ſont les qualités qui diſtinguent ſi avantageuſement ce jeune homme chéri d'une partie de l'aſſemblée & reduoté de l'autre. Ne craignez rien; il ne ſe laiſſera point ſéduire par des promeſſes faſtueſes, ou corrompre à force d'argent. Son patriotiſme eſt inébranlable, & vous retrouverez toujours en lui les ſentimens du citoyen unis aux talens de l'orateur."

klos, *) an der Seite des kampferfahrnen Peleiden; mit beiden, zuweilen, der redliche Pethion de Villeneuve, **) und Sieg, ist ihr Lohn.

Wie sehnlich mußte der Graf wünschen, seinen Antrag über das Denunciiren durchzusetzen, um solchen Männern etwas anhängen zu können!

Man bedenke, welch' eine schändliche Gewohnheit Mirabeau zu Beförderung seiner Absichten, in den Gang bringen wollte! das Recht, ohne Beweise, anklagen zu können,

*) Pizon du Galand, auch Deputirter der Provinz Dauphine'. „Galand est un membre distingué de l'assemblée. Avocat eclairé & patriote, son zele est aussi pur que son ame est belle. Il semble qu'il ait associé ses armes à celles de M. Barnave. C'est Patrocle combattant à côté d'Achille." Almanach des Députés. p. 78.

**) „Péthion de Villeneuve, Avocat. — Deputirter aus Chartres. — Ah! nous respirons enfin. Diogene, une lanterne à la main, cherchoit en plein jour un homme au milieu de la ville d'Athenes: nous sommes allés à l'assemblée nationale, armés du même flambeau, & parmi 1200 députés; M. Péthion de Villeneuve est un des hommes que nous y avons trouvés." Almanach des Députés. p. 60.

nen, der Verläumdung die Thor: auf Unkosten der Wahrheit, zu öffnen. Bloßer Verdacht, ausgesprengte Lügen, sollten einem ehrlichen Manne zum Verderben gereichen können. Mann!

„Welche Feindschaften suchtest du zu entflammen? welchen Haß zu nähren? welche Leidenschaften zu bewaffnen? welche Opfer wolltest du dem hämischen Grolle bringen? — Dein System würde Frankreich zur öden Wüste der Verläumdung, zum Aufenthalt aller Schrecken, machen.“ *)

Das nannte Mirabeau: „une vertueuse delation;“ der Graf Lally Tolendal, sagt mit Recht: „C'est le splendide mensonge, qui n'empêche pas que le mensonge ne soit une action basse et coupable.“ **)

Diese Art der Delation, in jeder Rücksicht ein Schrecken, das im Verborgenen schleicht und gleich einer Natter, auf ihren Fang versteckt lauscht, wollte der Graf einführen, um seinen Feinden, das heißt, den Feinden der ungerechten Sache,

*) Observations du Comte de Lally-Tolendal, sur la lettre écrite par M. le Comte de Mirabeau, au comite des recherches, contre M. le Comte de Saint Priest, Ministre d'Etat. Paris 1789. p. 40.

**) Ebendaselbst.

Sache, tödtliche Streiche beibringen zu können. Eine Rückkehr der Zeiten Tibers in Rom, und Heinrichs VIII. in England, von der Frankreich die traurigsten Folgen hätte erwarten müssen.

Wie offenbar beabsichtigte der Graf, dem Gesetz zu Sylla's Zeiten: Calumniatoribus nulla poena sit, in Frankreich, Rechtskraft zu geben! und welche schreckliche Ereignisse würden diese Rechtskraft bezeichnet haben!

Mirabeau wär der Herrscher eines furchtbaren Schreckens, und seine edlen Gegner wären das Opfer einer heimtückischen Kabale, geworden. Er würde der Ankläger aller geworden seyn, von denen er hätte befürchten müssen, angeklagt zu werden. Zuletzt, wäre kein Mann mehr übrig geblieben, der sich hätte erkühnen können, seinen fatalen Projekten, verwerfende Schlüsse und Reden entgegen zu setzen. Dahin, wollte er es haben.

Man kehre die Waffen gegen ihn selbst, die er gegen andere gebrauchen wollte, und strafe ihn durch seine eigene Gerechtigkeit.

---

* * *

Auszüge aus einer französischen Piece, den Grafen von Mirabeau betreffend.

„Er, (Mirabeau,) verhärtet durch die Gewohnheit, Lastern in seinem Herzen Herberge zu gönnen, bekannt mit den Verbrechen, die er künstlich zu verstecken, liebreich zu hegen, und verschlagen zu begehen versteht, nahm seine Zuflucht zu verstellten Reden, *) und wußte, wie ein anderer Katilina, seine Uebelthaten vor dem versammelten Senat mit gleisnerischen Worten zu beschönigen, um seine Schuld auf andere zu wälzen, die sich nicht verantworten konnten. — Er, ein niedriger Heuchler, unverschämt, kühn, und selbst vor dem Bilde seiner Gegnerin, Tugend, nicht erblassend, setzte seinen berüchtigten Namen in das Verzeichniß der Angeber."

„Mirabeaus Name in der Anzahl der Ankläger! der Name des Mannes, gegen den ganz Europa als Ankläger auftreten kann? Ewiger Gott! welches Ereigniß!"

„Wer kennt nicht dieses Mannes schwarze Seele? wer weiß nicht, daß er ein gefährliches Mitglied des Staats, ein übelgerathener Sohn, ein

*) Nach der Flucht des Duk de Orleans.

ein treuloser Gatte, ein verrätherischer Freund, ein Mann ist, der Verbindungen, Rechte und Gesetze und jede gute Eigenschaft mit Füßen tritt? — Und der Name dieses Menschen, auf der Liste der Ankläger!"

„Das Volk ist geblendet, sein Drohen, ist Wahnsinn; es giebt keinen Laternpfahl in Paris mehr!"

„Mirabeau vertheidigte öffentlich seine Grundsätze über das Denuncüren, und gab gedruckt seine Maximen preis. — Und der rüstige Schriftsteller, der sein Vaterland in die Sklavenketten seiner feilen Meinungen schmieden will, wurde nicht bestraft? noch immer darf er unter uns, frei herumwandeln, und mit verführerischen Worten sich Trabanten werben? — Ganz Europa muß über unser Betragen den Kopf schütteln, *) wenn es die Geschichte dieser Tage **) liest, welche in die Annalen, neben den Konspirationen der Guisen und Medizeer gestellt werden muß!"

„O! ihr Senatoren, was habt ihr gethan!"

*) Das ist schon längst geschehen, lieber Mann!

**) Die Geschichte im Oktober des vorigen Jahrs, zu Versailles.

„Wir schlafen an einem offnen Schlunde, und träumen von Freiheit, trotz allen Usurpationen um und neben uns!“

„Franzosen! seht Ihr nicht ein, daß der Minotaur Euch zur Strafe, noch immer lebt? — Unübersehbares Unglück für Frankreich, wenn er wirklich Minister geworden wäre!“

„Man wollte Euren König einsperren, Franzosen! man wollte Eure Minister stürzen, man wollte alle Grundpfeiler Eurer Wohlfahrt umwerfen, und Ihr scheint bei dem allen so gleichgültig zu seyn, als wäre nichts geschehen? — Eine Hauptrebellion beabsichtigte Mirabeau. In den Strömen des vergossenen Blutes wollte er sich spiegeln, um sein Haupt mit der Siegskrone geziert, zu erblicken.“

„Es ist der nächste Weg, Euch selbst verächtlich zu machen, wenn Ihr Eure Minister herabwürdigen laßt; und das war Mirabeau's Wille. Setzt ihn zum Hüter des Nationalschatzes, wenn Ihr mehr Papiere als Geld, im Umlauf sehen wollt. Daß er sich selbst sehr wohl dabei befinden wird, ist leicht zu ermessen. Er hat nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen.“

„Frankreichs Schutzgeist wachte über das geliebte Land. Der Himmel vernichtete die Anschläge

schläge der Verschwornen — aber im Verborgenen wetzen sie ihre Waffen zu neuen Angriffen. Seht Euch vor, Franzosen, werdet aufmerksam, und glaubt nicht, daß der Sturm schon gänzlich vorüber ist.“

„Seht Euren größten Feind! stolz tritt er einher, bewaffnet mit dem wohlgestählten Panzer, der Unverletzlichkeit und Heiligkeit eines Deputirten, eines Mitglieds der Nationalversammlung. Undurchdringlich glaubt er dieses Schild, und scheint keine Gefahr zu kennen, beschützt durch das Dekret, durch das Privilegium der Unbezwinglichkeit. — Inviolabel ist die Person eines Deputirten! Wohl! aber diese Unverletzlichkeit ist gewiß nur der Lohn guter Bürger, deren Schützer Gesetze und Nation, sind; gewiß, ist diese Unverletzlichkeit nicht zum Trotz der Gesetze eingeführt, und doch freut sich ein Mirabeau dieses Vorrechts.“

„Er ist inviolabel, das heißt: er hat das Recht als Deputirter, zu verläumden, Verschwörungen zu machen, ein Aufwiegler zu seyn; und alles dieses ungestraft zu seyn, dazu berechtigt ihn sein Stand und seine Funktion als Mitglied der Nationalversammlung. Diese ist also eine sicherere Freistätte für den Lasterhaften, als die menschliche Gesellschaft!“

* * *

Daß der Graf von Mirabeau ein sehr stolzer Mann ist, versichern alle, die ihn kennen. Er will berühmt werden, er will Aufsehen erregen, er will, daß die ganze Welt von ihm sprechen soll, und dahin, hat er's auch gebracht.

Ein französischer Schriftsteller sagt:

„Man sage von seinem (Mirabeau's) Herzen, was man will; man halte ihm alle Verbrechen vor, die er schon begangen hat, und die er noch begehen wird. Daraus wird er sich eine Ehre machen, wenn die Verbrechen nur auffallend sind, wenn es nur Kühnheit und Arglist im vollem Maße erfordert, sie zu begehen. Das will er eben; er will ein großer, intrikater Böswicht seyn."

„Vergleicht ihn mit einem Nero, Mandrin, Kartouche, Desrues, und es ist ein Kompliment, das ihr ihm macht." *)

Posselt **) sagt von ihm:

„Er

*) Aus dem Portrait de M. le Comte de Mirabeau. Paris 1789. p. 29. 30.

**) Ueber Mirabeaus Histoire Secrete de la Cour de Berlin, aus authentischen Quellen von D. Ernst Ludwig Posselt. Karlsruhe 1789 S. 40.

„Er ist ein Mann, der schon lange die Herostraten und Prokope vergessen machte; — sein Name wird in Zukunft die höchste Schamlosigkeit bezeichnen.“

* * *

Der Graf glaubt, so wie in jeder Art von Wissenschaft, besonders auch in dem Finanzwesen, außerordentlich bewandert zu seyn; daher kömmt auch sein Streben nach der Stelle eines Finanzministers, welches noch nebenher seinen Grund hat, und die Miene, die er sich giebt, wenn er das Finanzsystem des großen Königs Friedrichs II. mit aller erdenklichen französischen Dreistigkeit beurtheilt, *) und besonders in diesem Punkte an ihm zum Ritter geworden zu seyn, glaubt. Er trug die vermeintlich errungenen Lorbeern zu dem Throne des Nachfolgers dieses Einzigen Königs, und was er auf dem Herzen hatte, das mußte heraus.

Er hatte einen Plan — er wollte ihn durchsetzen, — aber es gelang ihm nicht.

Wir

*) In dem Buche, welches der Graf dem König Friedrich Wilhelm II. nach seiner Thronbesteigung unter dem Titel eines Briefs zuschikte.

Wir enthalten uns eines eigenen Raisonnements über diesen Punkt, da ganz neuerlich ein bekannter deutscher Schriftsteller, darüber gesagt hat, was darüber gesagt werden kann. *) Aber es sey uns erlaubt, mit den Worten dieses Schriftstellers, die Leser auf ein Buch aufmerksam zu machen, welches an mehr als einem Orte, außer den wichtigsten Nachrichten von dem großen Friedrich, die Aeußerungen des Grafen von Mirabeau, in ihrer ganzen Blöße darstellt.

Ueber den Punkt, von dem wir jetzt sprechen, heißt es in jenem Buche:

„Friedrichs ganze Staatswirthschaft und zumal sein Finanzsystem, ist der Fleck, wo der gewaltige Graf von Mirabeau glaubt: mitten in Berlin habe Er den großen Mann vor sich niedergeworfen; da habe er Ihn klein gemacht: da habe er die Uebermacht seines Geistes über Friedrichs Geist gezeigt; und da habe er der ganzen Welt recht gründlich vor Augen gestellt: Friedrichs Seele **) sey

*) Der Herr Ritter von Zimmermann, im II. Th. S. 30. f. f. der Fragmente über Friedrich den Grossen ꝛc. Leipz. 1790.

**) Der Vater und Vorfahr des großen Königs, Friedrich Wilhelm I. klemmt nach übler

sey im Gründe nicht viel besser gewesen, als die Seele eines Dummkopfs, oder eines Bösewichts." *)

„Mit dem Bestreben einer Schlange, die ihre Zähne an einer Pfeile zerbricht, hat man die Unbesonnenheit verglichen, womit Mirabeau jede Spur von Weisheit und Wohlthätigkeit in Friedrichs Staatswirthschaft aufstellet und angreift. Er verschmäht und verspottet fast alle Regierungsgrundsätze Friedrichs des Großen, und beinahe alle Bemühungen zum Besten seiner Länder. Er behauptet in seinem Werke über die preussische Monarchie, gegen alle gute Grundsätze der Finanzkunst und Staatswirthschaft: es sey eine Thorheit, einen großen Geldumlauf im Lande erhalten zu wollen. Nichts müsse die Freiheit von Kauf und Verkauf einschränken. Es wäre dienlich, wenn man die Bauern mit ihrem Getreide nicht zur Stadt kommen

weg. Es glaubt der Herr Graf von Mirabeau, (De la monarchie Prussienne T. 1 p. 86.) sein Kopf sey nicht ganz gesund gewesen.

*) Wenn dieses wär, so hätte ja der Herr Graf, trotz seiner nicht kleinen Meinung von sich selbst, nicht glauben können, er habe etwas zum voraus, vor einem Manne, den er überlegen zu seyn scheinen wollte.

men ließ, sondern Verkäufer auf dem Lande einführte, die damit nach Belieben handeln, folglich die Städte und keinen Ackerbau treibenden Landleute aushungern könnten, wenn sie wollten. Es sey ein ganz irriger Begriff, daß man wolle für die Aufnahme der Städte und ihre Vergrößerung sorgen. Man müsse deswegen die Fabriken nicht durch Aufmunterung und Beihülfe in die Höhe bringen. Es sey Thorheit einer Klasse von Unterthanen, die in Armuth und Verfall gekommen, wieder aufzuhelfen. Der Landesherr müsse alle fiskalischen Einnahmen und Einkünfte abschaffen, also auch alle Akzisen, alle Zölle, alle Salzregale, alle Posteinnahmen, und mit einem Worte, alles was nicht Ackersteuer ist, dies alles werde durch das einzige Wort liberté, liberté wieder ersetzt. Man lasse, sagt Herr von Mirabeau, jedem Menschen die Freiheit, zu kaufen und zu verkaufen, wie er will, so werden sich die aufgehobenen Staatseinnahmen von selbst wieder finden. Allen diesen Unsinn predigt dieser Gewaltsmann in seinem Werke über die preußische Monarchie.*) Und Er,

*) Welche, wie der Herr Graf gar sinnreich sagt und gütig meint, (Historie Secrete de la Cour de Berlin T. II. p. 87.) nie reif werden, sondern verfaulen wird. Er! wie bedaurungswürdig! hätte man doch den großen französischen

Er, dem erwiesen ist, daß er von Friedrichs Finanzoperationen gar keinen Begriff hat, tritt die weisesten Regierungsgrundsätze Friedrichs unter seine Füße; und versichert alle diejenigen, die den Grundsätzen dieses Monarchen ihren Beyfall geben können, seiner tiefsten Verachtung."

Freilich nur ein Graf Mirabeau, ein Mann wie er, ein Mensch, den das niedrige Handwerk eines Spions unerträglich machte, konnte so wie er von Friedrichs des Großen Staatssystem raisonniren, konnte einen königlichen Katechismus-Examen in einen Brief an des Königs Nachfolger

schen Staatsmann kommen lassen, und gebeten, die arme preußische Monarchie reif zu machen, oder sie wenigstens vor Fäulniß zu bewahren, man würde eine politische Wunderkur gesehen haben! wenigstens, un delire inconcevable qui ne peut trouver d'explication que dans la fourberie d'un Ministre intrigant et desespéré; enfin une banqueroute scandaleuse & desolante, wie ein französischer Schriftsteller sich über den Effekt von des Grafen Regierungsprojekten in Frankreich, ausdrückt. — Quelle extravagance à vous, Comte de Mirabeau, de nous annoncer le retour prochain des desordres de la regence! — Il n'est pas d'homme doué d'un peu de sens commun, qui, dans le Comte de Mirabeau, ne voye maintenant, un seditieux.

ger hüllen, *) von dem er sich goldene Berge versprach, und konnte, als all sein Ringen und Streben nichts half, endlich den verzweifelten Entschluß fassen, seine Spionerien zu sammeln, die Geschichte eines Hofs zu schreiben, wo man den Scharlatan enklarvte, und über einen König verächtlich zu radottiren, der dem hungerigen französischen Hunde, kein Stück Fleisch zuwarf, das er zu bekommen hoffte.

Nun nannte er die Preussen und Brandenburger, ein „langsames, schwerfälliges, unleidenschaftliches Volk;“ er nannte sie: „des Topinambous;“ und der Berliner Hof war: „une Cour de Vandale,“ — „un noble tripot,“ so wie die Akademie der Wissenschaften zu Berlin: „une academie miserable.“

Es ist die Frage, ob dem ungeachtet, nicht der Herr Graf, an diesem Vandalischen Hofe gern und willig einen Gnadengehalt verzehrt hätte — wenn man ihm einen gegeben hätte, und die miserable Akademie hätte gewiß sein werthes miserables Ich, in die Anzahl ihrer Mitglieder

*) Catechisme royal, nennt ein Franzose diese nothgedrungene Epistel. Eine Bemühung, rund zu machen, was viereckicht ist, und viereckicht zu machen, alles was rund ist.

glieder bekommen, wenn sie es nur hätte haben mögen. Aber, sie hätte nie einen miserablern Streich machen können, als diesen.

Der ehrenwerthe Mann, „that mit dieser Gemüthsart, *) — in Berlin seinen ersten, öffentlichen Schritt. Dieser bestand weiter in nichts, als daß er den König — zeigen wollte, wie er seine Länder regieren müsse."

Da kam sein: Lettre remise à Frederic Guillaume II. le jour de son avénement au trône, par le Comte de Mirabeau, zum Vorschein.

„Dieser Brief, war eine Schmähschrift auf Friedrich den Großen."

Nein, wahrlich! ein Mirabeau konnte keinen Friedrich schmähen, — kann im Grunde keinen Menschen schmähen, weil er selbst die größte Schmähschrift in der Schöpfung ist.

„Ich

*) Fragm. über Friedrich den Großen. III. Th. S. 264.

Bayerische Staatsbibliothek München

* * *

„Ich habe keine Begriffe, sagt ein Franzose, für die Widersprüche in dem Karakter des Grafen von Mirabeau."

Man möchte ihm dagegen sagen, daß er erst bestimmen müsse, ob der Graf einen Karakter habe. Sicher ist wenigstens der Grundstoff desselben ein Gewebe von der schwärzesten Sorte, womit das Wort vertu, dessen er sich so häufig als Blende für seine mit Irrlichtern geschmückte Laterne bedient, mit welcher er seine Opfer aufsucht, von der er sich so wenig, als Diogenes von seiner Tonne trennt, in gar keiner Verwandschaft steht, als in der, die er ihr selbst giebt. Z. B. wenn er sagt:

„La delation est plus importante de nos nouvelles Vertus." *)

Wenn die Delation eine neue Tugend eines Individuums ist, so ist dies Recht, ungestraft zu verläumden, eine neue Tugend des Ganzen. Kein Mensch ist mehr Herr seiner Meinungen, kann nicht mehr Meister seines Stillschweigens seyn, kann nicht mehr nach eigener Klugheit handeln, er muß beständig rapportiren, und sein Schweigen, wird Verbrechen. Jede andere Aufführ-

*) In seinem: Lettre écrite au Comité de recherches, contre M. le Comte de Saint-Priest, etc. p. 4.

führung, jedes andere Verhalten, alle andere Klugheit, ist als ein Verbrechen anzusehen.

Und so etwas konnte ein Mensch durch sein interessirtes Vorgeben, ein Mitglied der Nationalversammlung, allen Menschen aufbürden wollen!

Mirabeau mußte widerrufen, wurde mit seiner elenden Delation abgewiesen, und konnte doch noch verlangen, man möchte dieser Art von Delation die Ehre erzeigen, sie auf geltenden Fuß zu setzen! das ist eine Forderung, welche nur Er thun konnte!

Einem Menschen, ohne Belege, ohne Ueberführung, nach bloßem Verdacht, auf Hörensagen, etwas zur Last legen wollen, ist ein Unternehmen, dessen sich jeder schämen wird, der nicht, wie Mirabeau, seine Absichten dabei hat, die eben so verachtungswürdig sind, als der Endzweck es ist, den er damit zu erreichen suchte.

Man hätte ihn bei seinem eigenen Feuer braten können! und nach diesen Grundsätzen, muß selbst jeder Mensch, der ihn bei der Oktoberrevolution, wo er doch gewiß mehr als in bloßem Verdacht war, nicht angab, der ihn nicht eines Verbrechens beschuldigte und die Stimme der Gesetze gegen ihn aufforderte, der Strafe würdig, und ein Verbrecher seyn.

Zu welchen Verbrechen konnte und mußte dieses Gesetz, wenn es seine Rechtskraft erhalten hätte, führen!—Unnennbar, unzählbar sind die schrecklichen Folgen, die es mit sich führte. Freundschaft und Vertrauen suchte der Graf über den Haufen zu werfen, und der hämischen Anklage einen Tempel auf die Ruinen heiliger Pflichten und Gefühle, zu errichten.

Freilich, Er kennt dieselben nicht. Aber es giebt Menschen, die diese edlen Bande zu schätzen wissen, die sein bösartiges Herz nicht kennt, mit denen er spielt, wie mit allen, was den Menschen heilig und ehrwürdig ist.

Franzosen, wann werdet Ihr erwachen! wann werdet Ihr den Schlaf aus Euern trüben Augen reiben, der Euch in den Fesseln der Ohnmacht zurückhält!—Wird Euch Mirabeau noch lange Opium verschreiben?

„Das

* * *

„Das Veto,*)— sagt der Graf von Mirabeau — wird die Fortschritte der gesetzgebenden Macht aufhalten und hemmen, auch dann so gar, wenn die neue Verfassung geendigt ist, vollendet, und nur noch von ihrer Vollendung die Rede seyn wird.“

Aber werden diese Vorschritte der neuen Verfassung zum Nutzen gereichen? dann wär nichts dagegen zu sagen. Werden sie verderblich für die neue Verfassung seyn? dies kann man noch weniger annehmen, ohne wenigstens zugleich mitannehmen zu müssen, daß die übertragende Macht (pouvoir constituant) selbst das Verderben herbeigeführt habe. Wär dies nicht, so müßte sie ja wenigstens verhindern, daß es geschehen könnte.

*) „In unserer neuern Verfassung, sagt Raynal, muß das königliche Veto nicht weniger in die Klasse der dem Volke ungünstigen Hingesinnte zurückgeworfen werden, aus welcher man sie nie hätte hervorziehen sollen.“ — Barnave sagt: „das Veto muß den König in ein wechselseitiges, rechtliches Verhältniß mit seinem Volke setzen.“ — „Aber, erwidert Target, sein Veto wird Verordnungen umstoßen, welche die wesentliche Macht (pouvoir constitutif) kränkten.“

Man bewundere das obenangeführte Urtheil des Grafen von Mirabeau, und seinen erborgten Patriotismus! — Wohin sollen seine Wirkungen streben? sind sie nicht alle seiner Selbsucht, seinem kleinlichen Ehrgeize zu — glänzen, und schlechterdings keinem höhern, bessern Grundsatze, untergeordnet? will er nicht durch den Klingklang bloß die unverwahrten Gemüther des Volks anziehen? lassen sich seine ehrenwerthen Gaben nicht immer von seinem Herzen mißbrauchen, und sogar gegen selbsterkannte Wahrheiten verdingen? verdient das mehr oder weniger als Verachtung?

„Es ist unumgänglich nöthig, sagt Raynal, jede Art des königlichen Veto einer ewigen Vergessenheit zu übergeben, und bei neuen Verordnungen sich allein an ihre einfache Bekanntmachung zu halten."

Mirabeau sagt:*) „Ohne ein Recht des Widerstandes in der Hand des Oberhauptes, bei dem die höchste Gewalt niedergelegt ist, könnte diese Gewalt in vielen Fällen wider dessen Willen zurückgenommen und zu Absichten angewendet werden, die dem Willen der Nation entgegen wären. Kraftlos prallen alle Pfeile von dieser großen Wahrheit zurück."

Dieses

*) Im Courier de Provence. No. XXXV. p. 9.

Dieſes kann nur in der Rückſicht auf die Miniſter paſſen — und man weiß ja übrigens, wie Mirabeau mit den Miniſtern ſteht.

Mirabeau führt England zum Beiſpiel an, die Nothwendigkeit eines königlichen Veto zu beweiſen, und eben dieſes Beiſpiel beweiſt gerade das Gegentheil von dem, was es beweiſen ſoll. Jedermann ſieht die Leichtigkeit der Beſtechungen ein. Der goldene Regen, öffnete auch die feſten Schlöſſer zu dem Thurme der Danäe — und was hat Gold in der Welt überhaupt, nicht ſchon bewirkt! *)

So ſehr der Graf von Mirabeau ſich jetzt zu der Demokratie neigt, ſo würde ein Goldſtrom ſeine Geſinnungen doch ganz gewiß zu jeder andern Parthei hinüber leiten. — Gewiß, ſeine angebliche Furcht, wegen einer neuen, immer fortſchreitenden Herrſchaft von 1200 Ariſtokraten,

*) Uebrigens, wenn man aus der Geſchichte eine leuchtende Beweiſe von königlicher Treuloſigkeit in Haltung ihres Worts, und von der Nichtigkeit aller Generalſtände von Frankreich, beſonders vom XIII. Jahrhundert, bis 1614, geſammelt leſen will, ſo leſe man eine Schrift, welche unterm Titel: Conſiderations, recherches & obſervations ſur les Etats Generaux, zu Paris herausgekommen iſt.

ten, ist eine Scheinfurcht, ist eine Furcht, um dem Volke Furcht zu machen.

„Wenn wir erst, sagt Raynal, die Gefahren geprüft haben werden, denen uns eine bleibende, alle 2 oder 3 Jahre zu erneuernde Gesetzkommißion aussetzt — so wie wir seit 500 Jahren die Schrecken des Despotismus eines Einzigen gefühlt haben; dann erst könnten wir etwa an die Nothwendigkeit eines königlichen Veto glauben, bis dahin aber, würde es eine Schlinge seyn, in welcher wir uns wohlfeil genug gestürzt hätten; denn Herr von Mirabeau hat gut sagen: „Erfahrung aus der vergangenen Zeit, bringt für die Zukunft Heil."

Was sagte er nicht schon alles in den vielerlei Gestalten, in denen er der Welt erschien? in den mancherlei Formen, die er lieh? — In verschiedenen Perioden seines Lebens, trat er bald als Redner, bald als Dichter, hier als Lehrmeister, dort als Geschäftsmann und Politiker, auf; — und nun spielt er mit dem Worte: Vaterlandsliebe, — weil Patriotismus und Freiheitsliebe jetzt in Frankreich Mode geworden sind. So flexibel ist sein Geist und seine Rede!

„Linguet wird von den Deputirten der Reichsstände aus ihrer Versammlung gejagt, wo er

er ſich unverſchämt eindrang, Maury *) wird ſogar von ſeinem Wirth verſtoßen. Deſpremeſnil wird von ſeinen Bedienten verſpottet, der Siegelbewahrer wird ausgezifcht, der Erzbiſchof von Paris ſoll geſteiniget werden; ein

*) Mitdeputirter von Peronne, Noye und Montdidier. „Eroſtrate s'immortalisa en brulant le temple d'Ephiſe; l'Abbe & le Robin ont rendu leur mémoire imperiſſable, en voulant abattre le temple de la patrie; mais il repoſe ſur des fondemens inebranlables.“ Almanach des Députés etc. p. 152. — Des Abts Maury geſchah ſchon S. 4. dieſes zweiten Hefts, Erwähnung. Nirgends wird er in franzöſiſchen Piecen ehrenvoll erwähnt. In der Galerie des Etats-Generaux, heißt es von ihm: „er lebt ohne Ehre.“ — Ein anderer Schriftſteller erzählt etwas von ihm, das ich nicht deutſch ſagen mag:“ — au lieu que la caſtration ſpirituelle de l'Abbe Maury ne l'a pas empêché l'année derniere, comme tout le monde ſait, de violer phyſiquement une femme.“ — La France libre. p. 23.

Condé, Conti, Artois werden öffentlich den unterirdischen Göttern übergeben —" *)

— und

*) La France libre, von Desmoulins, (vergl. mit der Aeusserung in der Anmerkung S. 23. dieses zweiten Hefts,) p. 6. Wie sich doch in der Welt so manche Ausstellung ereignet, welche Rückblicke auf den Aussteller und seine Spielgesellen verursacht! — Uebrigens war Hr. Desmoulins einer der ersten Akteure, bei der allbekannten Pariserszene. Er gabgleichsam das erste Signal zur Empörung, er war unter Allen der erste, der die, damals noch grüne, Kokarde auf den Hut steckte, und das: aux armes Francois ausrief. Bei dem Kongreß des Publikums im Palais Royal, am 13. Jul. 1789. sprang er mit einer Pistole in der Hand, mitten auf den Tisch, und rief: ‚Brüder nichts kann uns einer Bartholomäusnacht entreissen, als dies Werkzeug!" Auch war er es, der den Grenadier, der zuerst auf den Wall der Bastille sprang, umarmte, und ihm das Ludwigskreuz anhängte. — Noch dient zur Nachricht, daß er Parlementsadvokat und ein stürmischer Redner ist. — Nun läßt sich denn so ungefähr alles erklären, was etwa bei der Begebenheit zu erklären ist. — Indem er den

Staat

— und Mirabeau bleibt ein Mitglied der Nationalversammlung? o! es giebt Dinge, wie Hamlet sagt, im Himmel und auf Erden, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen träumen läßt.

Papst Klemens XI. pflegte zu sagen: Frankreichs Premierminister ist die Vorsicht.

In der That, verdient es auch Bewunderung, wie sich diese Monarchie bei allen Sottisen, welche sie begieng, seit sie existirt, so lange bei Ehren erhalten hat. Man würde an Mirakel glauben, wär es in unsern Zeiten nicht so mißlich, darauf zu rechnen.

Jetzt wär eigentlich der Zeitpunkt, in dem sich die Franzosen über ihren vorigen Esprit publique erheben könnten. — Wir wollen sehen, wie weit sie kommen werden!

Ueber-

Staat und die Gesellschaft mit einem menschlichen Körper vergleicht, giebt er dem Adel die Benennung des Magens desselben und sagt: „Er verschlingt Alles. Er allein braucht mehr als die übrigen Glieder. Aus ihm entstehen alle Uebel; Fieber, Brand, Krebs, u. s. w.“

Ueberall iſt man in Frankreich von der erkämpften Freiheit begeiſtert, ſpricht man mit Entzücken von der neuen Konſtitution, aber kein Menſch befolgt die Dekrete derſelben. Der Mangel am Gelde herrſcht überall. Selbſt in Paris und Verſailles ſind Mangel, Unordnung und Unzufriedenheit zu Hauſe, mehrere Regimenter haben ſchon keinen Sold erhalten; Necker grämt ſich, und alles ſtaunt die Kriſis mit banger Erwartung an.

Das Zutrauen zu der Nationalverſammlung ſelbſt, fällt, und muß fallen, ſo lange Uneinigkeiten über ihren Geſetzen brüten.

Alles das iſt Herzensweide für Mirabeau und ſeine Geſellen.

Man theilt die Nationalverſammlung in die Schwarzen (Noirs) und die Tollen (Enragés) ein. Jene, haben ihre eigene Seite zur Rechten des Präſidenten in der Verſammlung, dieſe, zur Linken. Dieſe Widerſinnigkeit erzeugt die ſtärkſten Debatten und oft ein höchſtunanſtändiges Geſchrei und Lärmen, in welchen die Parthei der Tollen mehrentheils ſiegt, weil ſie am ſtärkſten ſchreit. Die Schwarzen, heißt es,

es, lassen manche Sachen bloß deswegen durchgehen, um desto eher den Sturz ihrer Gegner und des jetzigen Systems, bewürken zu können. An ihrer Spitze stehen der Duk de Rochefoucault; und der Marquis de la Fayette, Vikomte Mirabeau, Maury, Clermont Tonnerre, ꝛc. befinden sich in derselben.

Das Haupt der Tollen ist unser ehrenwerther Graf von Mirabeau. Seine Waffenträger sind, die Grafen Lameth, der Duk d'Aiguillon, Chapellier ꝛc. Was auch für Nachrichten von Exzessen aus den Provinzen einkommen mögen, diese Herren entschuldigen sie, und so dringend die Vorstellungen darüber sind, es kommt zu keinem Dekret.

Man sieht jezt in Frankreich, daß alles auf dem Spiele steht, und weiß sich nicht mehr zu retten.

Nicht längst, ist eine Schrift: über die Operationen der Nationalversammlung, erschienen. Sie ist sehr heftig, und der Verfasser mag wohl in der Hize ein wenig zu weit gehen, demungeachtet aber, enthält sie viele

Wahr-

Wahrheiten, und karakterisirt die Krisis Frankreichs und die Franzosen sehr treffend. Wir wollen daher dieselbe mit Abkürzung einiger langweiligen Stellen, den Lesern mittheilen, ehe wir dieses Heft schließen, und die Thaten und Data des Grafen von Mirabeau forterzählen.

Unter-

Unterſuchung
der Operationen
der
Nationalverſammlung.

Zur Notiz der Einwohner in den Provinzen.

Meine Herren! *)

Ihre Deputirten geben Ihnen zweier in der Woche die Versicherung, daß sie Frankreichs Regeneratoren sind; daß Ihrer ein Glück harret, welches Sie ihren Bemühungen verdanken müssen, indeß die Weisen seufzen, und sich keine Seele die Mühe nimmt, Ihnen zu sagen, woran Sie eigentlich sind. Hören Sie also eine Stimme, die Muth hat, Ihnen die Wahrheit zu sagen; hören Sie den, der Ihnen die Menschen schildern wird, die Sie der Wahl als Deputirte würdigten.

Sie sagten denselben: bringt die Finanzen in Ordnung, schützt unser Eigenthum gegen die Eingriffe des Fiskus, und unsere Freiheiten gegen willkührliche Gewaltthätigkeiten. Daran thaten Sie Recht und Ihre Forderungen waren billig. Sie kannten das Uebel, Sie gaben die Mittel, dasselbe zu heben, selbst an; glücklich, wenn die ernannten Deputirten nicht geglaubt hätten, Sie an

*) Der Titel des Originals ist: Adresse aux Provinces, au Examen des Operations de l'Assemblee nationale. 1790. Mit dem Motto: Ils n'ont rien respecté, et ils veulent qu'on les respecte.

an Einsicht zu übertreffen, und daß der am besten wissen muß, wo ihn der Schuh drückt, der er drückt.

In Ansehung der Finanzen, glaubten Sie nicht, daß das Deficit 56 Millionen (livres) betragen möchte, und meinten, die Wunde sey leicht zu heilen, für die Sie Mittel, sie zu heilen, angegeben hatten.

Wirklich wollte der König, (und doch blieb sein Hof einer der glänzendsten in Europa) bei seiner Hofhaltung eine Einschränkung vornehmen von 12,000,000 livres.

Die Hofhaltung von Monsieur, und die des Grafen Artois, konnten eingeschränkt werden, daß man dadurch gewann 3,000,000 —

Die verpfändeten Domainen hätten eine Operation von 10 Millionen gegeben; und den Pfandinhabern konnte man den Genuß derselben auf 40 Jahre überlassen 10,000,000 —

An Einhebung der Impossen, waren zu gewinnen 8,000,000 —

Das

Von der Summe, welche jährlich zu gottseligen Werken angewendet wird, konnte die Geistlichkeit abgeben 8,000,000 Livres.

Die Unterhaltung des Pflasters, der Laternen, Schauspiele, hätte die Stadt Paris übernommen, und dagegen die Exemption von eingehenden Rechten für gewisse Partikuliers aufgehoben. Dadurch hätte man erhalten 1,200,000 —

Die Steuer des Adels und der Geistlichkeit wurde auf mehr als acht, und ihr Zwanzigster auf zwölf Millionen geschätzt 20,000,000 —

Das Kopfgeld, welches die Geistlichkeit nicht bezahlt, des Adels, der nicht viel bezahlt, derer, die ein Privilegium haben und Entschädigung erhalten, gab einen Gewinn, von 3,000,000 —

Von den unnöthigen Pensionen konnte man zum allge-

meinen Besten, besser anwenden 2,000,000 livres.

Bei dem Kriegswesen waren zu gewinnen 15,000,000 —

Da haben wir achtzig Millionen. — Dem Deficit war, wie es damals war, abgeholfen, und vier und zwanzig Millionen waren dann doch noch übrig.

Nun eine Anleihe von dreihundert Millionen eröffnet, zu 4 Procent, so wär die Summe vollständig geworden, weil England, Holland, selbst Frankreich, die Korpora, die Pays d'Etats um die nemlichen Zinsen Geld aufnehmen; und hätte man diese dreihundert Millionen angewendet, um drückende Anleihen zu zahlen, so hätte man dadurch wieder erhalten 7,000,000 —

Hier war nun ein Ueberschuß von mehr als 30 Millionen an Einkünften, ohne daß sie dem Volke zur Last fielen, da man nur verhältnißmäßige Kontributionen von den Reichen forderte, welche sich derselben entzogen hatten.

Jähr-

Jährlich davon eine Summe von 20 Millionen zu Zurückbezahlungen verwendet, und allen Kapitalisten hätte man Gesetze vorschreiben können. Eine beständige Anleihe eröffnet, um die Kapitalien von 5, zu 4 Procent herabzusetzen, und die fortdauernde Vermehrung der Kasse zu Tilgung der Schulden, würde die Zinsen zu 3, vielleicht drittehalb Procenten, herabgebracht haben, wie z. B. in Holland. Frankreich hätte nie eine bessere Einrichtung seiner Finanzen gehabt.

Jährlich blieben 10 Millionen übrig, die man zu den von dem Bischof von Sens suspendirten Zurückbezahlungen hätte anwenden müssen. Freilich war damit noch nicht alles gethan, was erforderlich war, doch war es mehr als die Kapitalisten erwarteten; auch würden viele ihr Geld wieder angelegt haben, und wenn diese Kasse auch Anleihen zu geringern Zinsen zu machen, wär berechtigt worden, so hätte man um so eher bezahlen können.

Die Salzsteuer mußte der Verwaltung der Provinzen überlassen werden, um sie beizubehalten, oder in eine andere Auflage zu verwandeln. Hätte man sie zu Abtragung der Leibrenten angewendet, so wären sie vermindert und den Unterthanen nicht mehr zur Last geworden.

Dies wär nach Ihren Angeben für die Finanzen zu thun gewesen; nun wollen wir aber sehen, was die Nationalversammlung gethan hat.

Man schlug eine unentgeldliche Justizverwaltung vor, und dekretirte sie, das ist, eine jährliche Vermehrung der Auflagen von mehr als 51 Millionen.

Man muß die Rechte des Königs über die Arrets und Akten abschaffen; denn wer Prozesse führt, weiß daß sie viel höher zu stehen kommen, als die Sporteln. Dadurch verliert der Fiskus 14 Millionen.

Die Besoldungen der Magistratspersonen, noch so geringe angenommen, werden 10 Millionen ausmachen. *) Im Ganzen eine jährliche Staatsausgabe von 51 Millionen.

Die Rechte des hundertsten Pfennigs und der Mark Goldes von den Aemtern, beide Auflagen, welche nicht auf das Volk kommen, werden gleichfalls durch die unentgeldliche Justizpflege abgeschafft.

Die Vernichtung des Feudalwesens nimmt den größten Theil der Vortheile, die man von den

*) Es sollen achtzig Obergerichte seyn.

den Pfandinhabern der Domainen des Königs ziehen konnte.

Die Munizipalitäten und die gardes bourgeoises, verursachen einen Aufwand, welcher mehr verschlingen wird als die Steuerrechte einbringen.

Bei der Geistlichkeit ist nicht viel zu holen, und man wird vielleicht gar noch eine Auflage machen müssen, um den Gottesdienst fortsetzen zu können.

Die Aufhebung des Herrnrechts vernichtet die Vermehrung der Auflage, die man von dem Guthsherrn fordern konnte.

Der gröste Theil der Armee ist davon gelaufen, hat Waffen, Pferde und Uniformen beinahe um nichts verkauft, und das beeinträchtiget lange die Erfahrungen, die man bei dem Militärwesen machen konnte.

Die einzige Desertion bei dem Garderegiment, erfordert eine Rückzahlung von 8 Millionen. Und, was man vielleicht nicht glauben wird, die Stadt Paris hat den Gardes-Françoises 12,000,000 Livres gegeben.

Diese Armee von Davonläufern, kostete täglich in Paris 17,000 Livres, und das beinahe zwei Monate lang.

Die neue, in dieser Stadt etablirte Munizipalität kann nur mit schrecklichen Kosten Brod herbeischaffen. Bis zu Mühlen hat man 12 (französische) Meilen; man legt Handmühlen an, acht Männer auf denselben, jeder mit 30 Sols bezahlt, können nur 3 Setiers Getreide mahlen. Kurz, der Erhalt von den eingehenden Rechten reicht kaum hin, die Kosten der neuen Administration zu bestreiten. *)

Das Einkommen von der Briefpost hat die Stadt Paris, in der Unordnung, welche dort alles verzehrt, an sich gerissen. Und die Nationversammlung wär nicht schuld an dieser Unordnung? Ist sie nicht eine Folge der Rebellion in Paris? ist sie nicht die Veranlassung derselben? sind nicht die vornehmsten Urheber derselben Mitglieder der Nationalversammlung? Waren es nicht diese, die dem Volke ihren Beifall schenkten, als es die Gefängnisse der Garde-Francoise erbrach? forderten sie nicht das Volk auf, die Waffen zu ergreifen, als sie vorgaben, man wolle sie morden? haben sie nicht das alberne Mährchen verbreitet, man habe Kanoniere kommen lassen, um die Deputirten mit glühenden Kugeln niederschießen zu lassen? sagten sie nicht, man

*) Dadurch verliert der Fiskus jährlich 15 Millionen.

man habe Pulverfässer unter ihren Versammlungssaal gelegt? Kurz, sie haben das Volk aufgewiegelt.

Eben diese Nationalversammlung weigerte sich, Neckern beizustehen, machte den König verächtlich, und ächtete, wie sie wollte. Der erregte Aufruhr, den sie begünstiget, dessen Flamme sie nährt, hat Auswanderungen verursacht, wodurch der Ertrag der Auflagen auf die Konsumtion, sehr stark vermindert wurde. *)

*) Man beleidigte Madame l'Infantado, eine Dame, die in Frankreich wenigstens 800,000 Livres verzehrte und die Hälfte den Armen gab, so, daß diese in ihr Vaterland zurückgieng, Man weiß, daß sich nur noch drei Engländer in Paris befinden. Die Konsumtion der Stadt hat sich wöchentlich um 400 Ochsen vermindert, Man überlege nur, welche große Einkünfte jetzt in der Fremde verzehrt werden. Der Graf und die Gräfin von Artois, der Prinz von Conte', der Duk de Bourbon, die Prinzessin Luise von Conde', das starke Gefolge des Prinzen, der Baron von Breteuil und seine Familie, der Marschall von Broglie, der Prinz von Lambese, der Prinz von Baudemont, der Präsident d'Aligre, der Prinz von Monaco, Madame de Polignac, der Duk de Luxemburg, der Graf d'Escars, Herr von Villedeuil, Herr von Barentin, ꝛc. ꝛc. — Mit einem Worte, es vergieng fast kein Tag, an welchem man nicht auf

Die Finanzenordnung hat die Rentenkonversion unmöglich gemacht; es ist bekannt, daß man in fremde Lande Gold und Silber ausführt, und an eine Anleihe zu vier Procent, ist nicht zu gedenken, da der letztere Versuch, die Hälfte mit Papiergeld zu bezahlen und das Kapital zu sechs Procent anzulegen, so sehr mißlungen ist.

Die Bankerotte mehren sich, niemand kann verkaufen, man hat die Bestellungen bei den Manufakturen in Lyon abgesagt; die königliche Kammer kömmt um die Abgaben von diesen Waaren.

Der Schleichhandel, der den Provinzen Tabak gab, hat den Ertrag der Verpachtungen vermindert.

Die Salzsteuer und andere Abgaben sind eingegangen. Die Provinzen, welche sie entrichteten, haben ihr Salz sehr wohlfeil für viele Jahre eingekauft. Wie will man das ersetzen? die Handlung liegt in den letzten Zügen, das Geld geht nach England, die Reichen verlassen Frankreich, und dem Volke wirds an Arbeit und Unterstützung fehlen.

Das

auf dem Rathhause 200 Pässe unterzeichnete; und nun wundert man sich noch über die Verringerung der Konsumtion, über die Seltenheit des Besdes, und über die Menge der Armen!

Das königliche Ansehen ist dahin, das Volk ist in Waffen, und die öffentliche Stärke ist entkräftet. Man wird keine Abgaben mehr bezahlen, denn der, der sie bezahlen soll, ist bewaffnet, und der, der dazu anmahnen soll, hat keine Gewalt, dieses Geschäfft zu betreiben.

Die Nationalversammlung hat schon mehr als 5 Millionen Unkosten verursacht.

Die Kolonien wollen weder Mehl noch Stockfisch mehr aus der Hauptstadt empfangen. Dadurch verliert der Schatz des Königs entsetzlich.

Der Maltheserorden, uns wegen des Handels in die Levante, gänzlich unentbehrlich, deklarirt, daß er sich nicht mehr an Frankreich anschließen kann, wenn man ihm nicht seine Zehnten wiedergiebt.

Da haben Sie die Operationen der Nationalversammlung zu Verichtigung der Finanzen. *)

Die Versammlung hat alle Erklärungen über die Forderung der Auflagen verboten, und weil Mirabeau, Neckern stürzen will, wenn der Plan scheitert, so hat man ihn ohne Untersuchung annehmen müssen. Welch ein Despotismus! —

Sie

*) Hier ist eine Rekapitulation zur Ersparung des Raums, als überflüssig, ausgelassen worden.

Sie sehen nun, wie Ihre Deputirten ihre Verhaltungsregeln befolgten, und wie sie Ihr Eigenthum beschützten.

Eigenthum.

Eigenthum nannten Sie alles, was man unter dem Ansehen der Gesetze erwirbt; und doch hebt man das Lehn auf, welches Ihnen nach dem Gesetze gehörte. Sie konnten sonst, um Ihren Sohn standesmäßig unterzubringen, auf eine Pfründe rechnen, jetzt nicht mehr. Sie waren eine Magistratsperson, sie könnten's nicht mehr seyn.

Ihr Vermögen gründete sich auf Herrenrechte, diese werden aufgehoben. — Welches Eigenthum wird heilig seyn, da Deputirte alle Rechte, die sie bestätigen sollen, selbst entkräften?

Wenn man sonst ein Eigenthum angriff, so gab es Rechte und Gerichte, um sich Gehör zu verschaffen, und jetzt plündert eine Versammlung, die Bürgern, und dem Könige selbst, gar keine Vorstellung zu machen, erlaubt. Er kann nicht mehr als Vater für seine Kinder sorgen, er ist gezwungen, die Verordnungen, die Ihnen Rechte und Vermögen rauben, blindlings zu bestätigen.

Sie wollten, der Adel solle, wie die andern Bürger, bezahlen, er will, und man nimmt ihm, was er hat.

Die Gutsherren sollten ihre Güter bewohnen, sie zu bereichern, man entfernt sie davon.

Sie verlangten ein Reglement wegen den Zehnten, und man nimmt sie der Geistlichkeit.

Sie begehrten, daß man die Geistlichkeit nützlich zu dem öffentlichen Erziehungswesen gebrauchen sollte, und man treibt sie fort; was sie besaß, war Reichthum für den Ort, wo er war, und man überliefert es den Rentmeistern. *)

Was Ihr Eigenthum abgab, trug es kaum, jetzt müssen Sie banketrot machen, oder die Auflagen erhöhen, ohne daß sie dieselben entrichten können.

Die Kollegien, Hospitäler, Seminarien, sind von den Deputirten ihrer herrschaftlichen Zehnten beraubt worden.

Kurz, die Versammlung, welche Ihr Eigenthum vertheidigen, beschützen sollte, hat Ihnen Ihre

*) Hier fehlt ein Ausfall auf die Reformirte Religion, den ich unmöglich nachschreiben konnte; indeß ich den Himmel bitte, dem Verfasser diese Intoleranz zu vergeben.

Ihre Güter und Einkünfte geraubt, und Ihr Mobiliarvermögen sogar angegriffen, da sie Ihr Silbergeschirr so gut als das Kirchengeräthe, in die Münze bringen ließ.

Und was hat nun diese Versammlung für Ihre Freiheit?

Freiheit.

Sie hatten deutliche Ideen von Freiheit. Sie wollten bloß den Gesetzen Rechenschaft von Ihren Handlungen geben, und thun, was dieselben nicht verbieten. Sie verlangten die Abschaffung der Lettres de cachet und die Aufhebung persönlicher Ministerrache. Der König hätte dies gern bewilligt, sein Herz sprach für Sie.

Wollten Sie aber, daß man die Bürger aufrührerisch machen sollte?

Wollten Sie, daß man Ihnen durch Kouriere Nachricht von Räubern geben sollte, welche nirgends, als in der Nationalversammlung existirten?

Wollten Sie, daß man aus Soldaten Deserteurs machen sollte, um Hauptstadt und Provinzen zu beunruhigen?

Sollte man nach Ihrem Willen königliche Befehle mißbrauchen, um Häuser der Guthsherrn und Geistlichkeit zu plündern?

Wollten

Wollten Sie, daß man Bürger ohne gerichtliches Verfahren hinrichten sollte?

Gaben Sie die erste Idee zu dem Laternenspiel?

Hatten Sie einem kleinen Barnave Vollmacht gegeben, in der Versammlung zu sagen, man solle sich nicht mit den Tollheiten des Pöbels befassen, weil er bloß unreines Blut vergöß?

Wollten Sie aus Ihrem Könige einen Theaterkönig machen lassen, den man ohne Wache durch eine Reihe Verbrecher trieb, welche auf das geringste Zeichen eines Deputirten bereit waren, ihn niederzustoßen?

Wollten Sie, daß man ihm auch seine Garde nehmen, und zum Mährchen aller Nationen machen sollte?

War es Ihr Wille, daß man in seinen Pallast dringen und ihn, seine Gemalin, Kinder, und Familie 24 Stunden lang in Todesangst versetzen sollte?

Waren Sie für das Komplot, den Kopf der Königin nach Paris zu bringen? in ihr Zimmer einzudringen, die unglücklichen Garden, die ihr Leben beschützen wollten, zu tödten? und waren

Sie in gleicher Wuth mit den Tollen, als Sie hörten, die Königin sey den Nichtswürdigen und ihren Fäusten entronnen?

Wollten Sie, daß man Ihren König gefänglich halten sollte, um ihn damit für die Wiedergabe aller Ihrer Rechte zu belohnen?

War es Ihr Wille, dem unglücklichen Prinzen seinen Zeitvertreib zu entreißen, ihm keine Wache, als die seiner Henker, und keine Gesellschaft, als die der Verbrecher, zu geben, welche er fürchten muß?

Nennen Sie das Freiheit, daß man ohne Paß nicht aus Paris gehen kann, um allenthalben beleidigt zu werden?

Wollten Sie, daß Ihre Deputirten eine Armee Mörder begünstigen sollten?

War es Ihr Wille, den Erzbischof von Paris zu ermorden, und die Meinungen mit Steinen abzudringen?

Hatten Sie das Verzeichniß der Achtserklärungen gegen diejenigen gemacht, die bloß gesetzliche Freiheit verlangten?

War es Ihr Wille, daß die Deputirten Schrekken verbreiten sollten, die Ausländer zur Flucht bewegen, die liebenswürdige Nation zu Blut-

hunden,

hunden, und sich und Sie lächerlich und verabscheuungswürdig bei andern Völkern zu machen?

Wollten Sie, daß man die Mandate verachten und nicht befolgen sollte?

Beschränkten Sie alle vollziehende Gewalt, auf Umsturz der Gesetze gegründet, auf die Vereinigung der Ehrlosen im Palais Royal?

Wollten Sie, daß Ihre Deputirten neue Mordbrennerei verbreiten sollten?

Und gleichwohl ist es das, was Ihre Deputirten gethan haben.

Was für Leute wählten Sie zu Ihren Deputirten? — Solche, welche Sie vorher verachteten; Unsinnige, Ränkemacher, Unerfahrne, entehrte Magistratspersonen, ungeordnete Richter, die die Parlamente stürzen wollen, um sich mit dem Raube zu bereichern, beschwerliche Herren, trunkene oder unwissende Priester, Edelleute, die den Hofwind lieben. Was konnten Sie von einer solchen Wahl Gutes hoffen?

Was ist es mit einem kleinen Robespierre, der nur durch seine Undankbarkeit gegen seinen Erzieher, den Bischof von Arras, bekannt ist?

Ein Mirabeau, dem Stricke zwar, aber nicht der Schande entlaufen. Schon sein Name allein, ist Injurie.

Ein Prinz, *) der nur den Trunk und das Geld liebt.

Ein Pethion de Villeneuve, ein Thor, ein Werkzeug der Partheilichkeit, ein Marktschreier.

Ein trotziger, alberner Barnave, ein Possenreißer ohne Moral.

Zwei Lameth, kriechend um den Thron des Despotismus; kühn, wenn alles kühn ist. So lange Raserei gilt, sind sie mit rasend; fließen aber in den Antichambern die Ströme der Gnadenbezeugungen wieder, denn schleichen sie sich dort ränkevoll ein, um sich mit Geld oder Stellen für die ihnen angethanenen Verachtungen schadlos zu halten, so gut sie können.

Ein

*) Der Duk d' Orleans.

Ein Kastellane, welcher blos nur aus seinem Schuldenmeere zu kommen, jetzt über den Despotismus schreit, und von Schuldfristen lebt.

Ein Duport, verächtlich durch Untreue, Spitzfindigkeit und Ränke.

Ein Goupil de Prefeln, kroch im Unrath des Maupeouer Parlaments und der Oberamtmannschaften herum.

Ein Pfarrer Gregoire, der mit einem andern Pfarrer, Dillon, um den Vorrang in aufrührerischen Aeußerungen streitet.

Ein Kottin, Unterdrücker seiner Vasallen, der deswegen populär gescholten wurde, weil er sich hundertmal erbot, in Bretagne zu sengen und zu brennen.

Ein Glezen, sein würdiger Nebenbuhler. Man sah, als er den Ausschuß verließ, welcher Verbrechen bestrafen sollte, daß ihm seine Amtsbrüder nicht blutdürstig genug waren, und daß er, so bald sein Wunsch erfüllt war, wieder Mitglied dieser Versammlung wurde.

Ein Abbe Sieyes, entehrt in der Versammlung der Stände zu Orleans.

Ein Clermont Tonnerre, der auf zwei Seiten hängt und von jeder verachtet wird. Groß in Kleinigkeiten, klein in großen Dingen. Er ist ein Betrüger, wie das Glück, und kennt den Ehrgeiz nur, wie Unvermögende die Liebe durch Eifersucht und Unruh.

Ein la Borde, bereichert auf Unkosten des Staats mit 40 Millionen, ehemals ein Anhänger des Despotismus.

Ein Gouy d'Arcy, den sogar diese elende Versammlung verachtet.

Ein Marquis de la Cote, ein elender Intrikenmacher in Holland, zu der Schande unserer Angelegenheiten daselbst, ohne Verstand, Talent, und Muth — angenommen, Böses zu thun.

Ein Graf von Crillon, dessen schiefer Kopf zum Sprüchwort geworden ist. Er ist für die Wahrheit, was ein Petitmaitre aus der Provinz für die Mode ist.

Die Noailles, von unsern Königen mit Wohlthaten überhäuft, ihre Verfolger, glauben bei der Undankbarkeit mehr, als bei der Erkenntlichkeit zu gewinnen.

Ein

Ein von seinem Vater verfluchter, und von den Gerichten verfolgter Böſewicht, Chapelier.

Ein Reubell, ein Lavit, ein Büzot, ein Duk d'Aiguillon, ein Coroller, ein Biozat, u. ſ. w. Doch! ich verunehre meine Feder mit dieſen Namen.

Was iſt nun von ſolchen Leuten zu erwarten? — Erinnern Sie ſich deſſen, was der König ſagte, als er die unglückliche Wahl vernahm:

„Was würde die Nation geſagt haben, wenn ich die Notablen oder mein Konſeil aus ſolchen Menſchen zuſammengeſezt hätte?“

— — — — — —

Noch iſt Frankreichs Schickſal in Ihren Händen, Ihre Wahl hat das Unglück veranlaßt, Ihre Wahl muß es wieder heben. Bedenken Sie, daß Sie den Deſpotiſmus zu entkräften wünſchten, und daß es von Ihnen ſehr niedrig ſeyn würde, den ungereimteſten

Deſpo-

Despotismus unter allen, zu begünstigen, den Sie mit einem Worte vernichten können, und der nur das Recht, Sie zu unterdrücken, durch Sie selbst erhalten kann.

Ende des zweiten Hefts.

Anekdoten
und
Karakterzüge
aus
dem Leben
des
Grafen von Mirabeau.

Qui non eſt vir bonus, poteſt nihilominus Gubernator eſſe!

SENECA.

Drittes Heft.

Bis an ſeinen Tod. Sein Teſtament, Tod, Leichenbegängniß und Trauerrede.

Leipzig, 1791.

„Frankreich ist in einer Gährung, die auf Adlersflittigen die unglücklichen Ereignisse vormaliger bürgerlicher Kriege herbeiführt, die verderblichen Zeiten unter den Regierungen Heinrichs III. und Heinrichs IV. und die verruchte Konföderation der Ligue uns ins Gedächtniß zurückruft und für ähnlichen Auftritten dieser Art zittern läßt."

„Man soll in Paris einen Konföderations-Schwur leisten. Jede Konföderation der Bürgerklassen ist eine Bewaffnung, ist das Signal zu Krieg und Aufruhr."

„Wie gewiß ist es nicht, daß bei der Lage der Sachen auch Konföderationen von Räubern und Mördern entstehen werden, die Besitz von dem Eigenthume der Bürger nehmen, und die Einwohner plündern und berauben werden!"

„Die Truppen werden aus einander laufen, und die Provinzen werden in Umstände versetzt werden, wie jene waren, auf welche die Schlacht

bei Poitiers erfolgte, die das Königreich des Oberhauptes beraubte."

So schrieb die Stadt Nimes an die Nationalversammlung.

Die Franzosen sind eine irrende Heerde; sie laufen nach Brod und Unterhalt in einer Sandwüste umher, suchen umsonst eine labende Quelle und haben keinen Hirten.

Sehr wahr sagte kürzlich ein Engländer in Paris: „Die Demokraten wissen nicht, was sie thun, die Aristokraten wissen nicht, was sie wollen, und die guten Bürger wissen nicht, was sie thun sollen."

Und im Prospekt dieses Gemäldes?

Was anders, als ein: vive la liberte!?

Aber welch ein Freiheitsruf! — Schaudernd ist die Hinsicht auf jedes Gemälde, das uns aus Frankreich vor die Augen kömmt, wenn es auch noch so stark mit Spielerei vermischt ist. Eine Eigenheit, welche den Franzosen kenntlich macht, in allen Situationen, unter allen Umständen auch unter Tausenden auszeichnet.

Dieses Freiheitsgeschrei ist eine Modeschwärmerei, und zugleich die bitterste Satire auf wahre Freiheit, die sich auch jetzt noch nicht ihren Thron in Frankreich erkoren hat, und vielleicht es nie dort thun, ihn auf diesem Grund und Boden errichten wird.

Aristo-

Aristokraten und Demokraten, Minister und Bürger müssen sagen, und sagen es wirklich: Es herrscht eine allgemeine Unordnung bei uns. Die Gesetze gelten nicht, Mord und Aufruhr erfüllt das Reich, und alles ist in Verwirrung.

Frankreich gleicht traun Israel zu der Zeit, als es keinen König hatte: jeder that, was ihm dünkte recht zu seyn.

Das Volk droht dem Chatelet und den Richtern, und spricht vom Laternenpfahl. Man ersucht das Volk, die Güte zu haben und — ruhig zu seyn. Vor dem Chatelet, vor dem Versammlungsorte der Nationalversammlung ꝛc. hat man Kanonen aufführen müssen. Und dennoch — jubelt man über Freiheit!

Das Volk henkt, die Bauern senken, plündern und schlagen todt. Die Aebte reicher Klöster setzen ihren baaren Vorrath in Wechsel um, und gehen nach Italien. Man mishandelt die Priester, und in Troyes fuhr man deren 18, wie Kälber, auf den Markt, schlug, steinigte sie, und ließ dieselben — den Bürgereid schworen.

Unter den Soldaten gilt keine Subordination mehr. Man stürmt Buchläden, holt Schriften aus denselben, um — ein Volks-Auto da Fe zu geben, und seine Lust bei Flammen zu kühlen.

Man kündigte in Paris ein Journal unterm Titel: L'ami du Roi, des Français, de l'ordre, et surtout de la verité, an. Der Titel berechtigte einige zu glauben, das große Werk der französischen Wiedergeburt aus Wasser und Geist möchte in demselben ein wenig genauer beleuchtet werden, und da wurde beschlossen, alle Mittel zu gebrauchen, die nur die Gewalt darbieten würde und könnte, die wirkliche Existenz dieses Blats zu unterdrücken, und Verfasser und Distributoren mit exemplarischer Strafe zu verfolgen.

Und das sind Folgen der goldnen Preßfreiheit in Paris! — das sind Folgen der errungenen Freiheit!

Hier, Freiheitserringer und Freiheitsmörder in Einer Person!

Verachtet noch die Domitiane, und gebt die Nerone dem Abscheu der Völker preis!

* * *

Lassen Sie uns ein wenig nach unserm Held, nach unserm ehrenwerthen Graf von Mirabeau blicken!

Er darf in keiner Szene dieses tragikomischen Schauspiels fehlen. Es darf kein Intermezzo ohne ihn beginnen, kein Akt darf sich anheben

heben, den er nicht eröffnet, keiner darf sich schließen, den er nicht schließt.

Zwar spielt er nicht immer als Held der traurigen Farce; aber auch Konfidenten haben oft sehr geltende Rollen. Sollte aber seine Person nicht jetzt die Katastrophe auf verdiente Art schließen, so liegt's gewiß nicht an Zeit und Umständen.

Im Mai, 1790 war sein werthes Leben wirklich in Gefahr.

Damals wollte die Nationalversammlung den großen Gegenstand ihrer Berathschlagungen: ob der König oder die Nation das Kriegs- und Friedens-Recht haben solle, entscheiden. Das ganze Volk, alle Klassen von Einwohnern in Paris, Jung und Alt, Männer und Weiber machten die Sache zu ihrer eigenen Angelegenheit. Man fürchtete einen allgemeinen Aufruhr. — Allenthalben, in Klubs und Weinschenken, auf Märkten und Straßen, in Häusern und auf Spaziergängen, war die Unterhaltung blos auf diesen Punkt eingeschränkt. Drei Tage vorher versammelte sich das Volk vor den Thüren des Orts der Sessionen der Nationalversammlung, und am Tage der Entscheidung waren in den Thuillerien über 15000 Menschen beisammen.

Man verbreitete das Gerücht, (das thäten seine Feinde ihm zu Leide, denn so gut hat er

nie gedacht!) der Graf von Mirabeau habe ein Dekret vorgeschlagen, das der ausübenden Gewalt des Königs sehr günstig sey.

Mit einemmal gieng alle bisherige Achtung des Volks gegen ihre vielgeliebte Altmutter *) in Unwille und Haß gegen ihn über.

Man drohte mit der Laterne. — Hätt' er sich jetzt sehen lassen, er wär zerrissen worden, und wir wären jetzt, proh dolor! am Ende seiner Biographie. Aber das geschah nicht, und wir sind also genöthigt, in der Erzählung seiner Ebenteuer, Meinungen und Thaten fortzufahren.

Er wurde also, wie gesagt, nicht zerrissen. Aber tausend und aber tausend Zungen bemühten sich, ihn mit Beinamen und Ehrenworten zu überhäufen, die auch der aufrichtigste Biograph nicht einmal hat nachschreiben mögen.

So wütete das Volk gegen seinen Liebling! und doch war es sein Dekret, daß endlich **), einige wenige Abänderungen abgerechnet, durchgieng, und zum Konstitutions-Gesetz wurde.

Dem-

*) S. II. Heft. S. 39. die Anmerkung.

**) Am 22sten Mai, 1790.

Dennoch schrie nachher das Volk durch alle Strassen:

„Die Nation hat gewonnen! gewonnen trotz dem infamen Mirabeau!"

So ist es in einer Demokratie beschaffen!

* * *

Graf Mirabeau war nun in dem allgemeinen Verdachte, daß er sich der Begünstigung königlicher Autorität näherte.

War dieser Verdacht gegründet, so hatte der Graf gewiß seine Ursachen, ohne von der guten Sache überzeugt zu seyn, dazu, und vielleicht meinte er, ein Uebertritt von seiner zu der andern Parthei lohne besser, als die Behauptung seines alten Postens.

Vielleicht merkte er, woher der Wind erwärmender wehte, und glaubte, seine Rolle auf andere Art spielen zu können, so wie sie ihm behagte und ersprießlich seyn möchte.

Die Leser werden sich erinnern, daß wir schon hier und da *) Winke gegeben haben, die den Aufschluß dieser Sache sehr erleichtern, so-

*) S. I. Heft. S. 58. 59. 72. 73. 76. 77. 84. II. Heft. S. 29. 31. 35. 51. 76. 77. 88. 101. 103.

bald ein Mirabeau ins Spiel kömmt, dessen Grundsätze eine Schimäre sind, mit denen es, wie mit dem Vogel Phönix, geht, von dem man spricht, ohne ihn je gesehen, oder die Hoffnung zu haben, ihn endlich doch noch einmal zu sehen.

Wir wollen hier nur noch incidenter sagen, daß selbst (wie man in Paris wähnt) Fayette *) lau wird, und daß die Demokratie gewiß am längsten auf ihren Gnadenstoß geharrt hat. — In der Nationalversammlung herrscht bei der größten, denkbarsten Uneinigkeit nicht mehr die Animosität, wie sonst; die Unterschiedsbenennungen der Schwarzen und Tollen **) hört man kaum noch.

Indessen unterscheidet man wieder dreierlei Gattungen von Aristokraten. Die weißen, die schwarzen, und die Iskariotten.

Die schwarzen Aristokraten sind mit der Revolution unzufrieden, verhalten sich aber fein still und ruhig.

Die

*) Gegen ihn ist eine böse, mit Vorwürfen angefüllte Schrift unterm Titel: Vie privée, impartiale, politique, militaire, et domestique du Marquis de la Fayette, Général des Bleuets; dédiée aux 60 Districts de Paris, erschienen, die man auf einigen Kofferhäusern verkannte, auf andern vorlas, und die man jetzt allgemein liest.

**) S. II. Heft. S. 65. 108. 109.

Die zweiten suchen öffentlich der demokratischen Parthei entgegen zu arbeiten. (Diese Arbeit hat aber nun ein wenig nachgelassen, und zwar sehr sichtbar, wie wir oben gesagt haben.

Die Iskariotten suchen im Trüben zu fischen, nehmen allenfalls den Schein der Demokratie an, machen sich dadurch Anhang, und verschaffen sich, so gut sie können, Vortheile.

Die Leser wissen nun zuverläßig, in welche Klasse Mirabeau gehört, in welcher er operirt, den wir jetzt in dieser Beschäftigung lassen, und ein wenig auf vorhergegangene Fakta und Willensäusserungen, ihn betreffend, zurückgehen wollen, indem wir bitten, hier ein wenig den Faden der Erzählung beim Ende des zweiten Hefts *) wieder anzuknüpfen.

* * *

So weit hatte ich geschrieben, als andere Arbeiten mich nicht an die Fortsetzung dieser Piece denken ließen, und eine geraume Zeit blieb das Manuscript liegen. Jetzt endigte der Tod des Grafen von Mirabeau, der so schnell, aber

*) Nemlich nach S. 110. Wo möglich, vorher noch gelesen das Büchlein; Ueber Gallizismen ꝛc. Erfurt, 1790.

oder nicht mit dem Rade *), wie einer seiner Biographen vorherbestimmte, erfolgte, die Pause. Zugleich aber macht der Todesfall unsers Helden auch eine Aenderung in unserm Plan, nach welchem wir seine Fata mitzutheilen gesonnen waren. Dabei dürfen jedoch die Leser nichts verlieren, welches sie selbst bemerken werden. — Ohne weitere Prämissen, zur Sache!

* * *

Im März, 1790 kam in der Nationalversammlung die Sache von der Freiheit der Negersklaven in den Kolonien zur Sprache, Mirabeau sprach für dieselbe. Er sprach stark und heftig für die Unglücklichen, aber er richtete nichts aus, denn die Kolonisten und Kommerzirenden waren in Verlegenheit, dadurch viele Vortheile zu verlieren, und hatten dem Herrn

*) Der Verf. des Précis de la vie, ou confession générale du Comte de Mirabeau. 1789. läßt den Grafen p. 35. von sich sagen: Et y ajoutant la subornation de temoins pour déposer contre loi, et prouver l'accaparement des bleds, j'ai bien merité d'être - - - - ROUE. — Ich habe schon etwas davon im 2. Heft dieser Anekdoten, S. 71. gesagt, wo die ganze Folge der Streitschriften (S. 67 — 71.) steht.

Herrn Barnave *) ihre Angelegenheit empfohlen, der heftig gegen den Grafen redete, seinen Plan auf eine feine Art mit der bedenklichen Lage des Finanzwesens und Seehandels verband, und dadurch seinen Gegner völlig zu Boden schlug. Graf Mirabeau wollte ihm widersprechen, aber ein allgemeiner Lärm ließ ihn nicht zum Worte kommen. Er wurde verlacht und beschimpft.

Ein öffentliches Gerücht sagte: die Engländer hätten dem Grafen 500,000 Livres versprochen, wenn er das Verbot des Sklavenhandels durchsetzen würde; wobei dann diese Nation viel Vortheil haben konnte.

Es kam hierauf eine Schrift zum Vorschein,

Verrätherei des Grafen von Mirabeau

betitelt, in welcher man ihn der Bestechung beschuldigt und ihm droht, ihm den Kopf abzuschlagen, den Mund mit Golde zu verstopfen, und den

*) Sein Gegner, wie schon aus dem II. Heft. S. 81. §2. den Lesern bekannt ist. Es ist nicht gut, wenn in einer Nationalversammlung persönliche Feindschaft Reden für und gegen das Gute oder Böse einer Sache bestimmt, wie die Laune des Gegners will, und so ist es, leider! noch immer in der französischen Nationalversammlung.

den Kopf auf einer Pike in der Stadt herumzutragen.

Der Graf wußte sich aber so zu betragen, und so klug aus der Affaire zu ziehen, daß es dazu nicht kam.

Das gieng nun alles wieder vorüber. — Indessen war Franklin gestorben, da trat (im Junius) Graf Mirabeau in der Nationalversammlung auf die Tribune, hielt eine kurze Lobrede auf den Verstorbenen, und trug auf ein Dekret an, „daß die Nationalversammlung drei Tage Trauer um Franklin anlegen solle.“

Dieses Dekret gieng durch, und sein Antrag wurde genehmigt.

* * *

Nach Aufhebung des Adels und der adlichen Würde-Titel bekam bekanntlich Graf Mirabeau den Namen Riquetti, mit dem Beisatz, der ältere, um ihn von seinem Bruder, dem Vikomte *), zu unterscheiden.

Bei

*) S. II. Heft. S. 38. und S. 9. 10. — Daß dieser Händel mit der Nationalversammlung bekam, und dieselbe und Frankreich verließ, ist bekannt.

Bei der Feierlichkeit am 14. Julius in Paris zeichnete sich unser Graf unter seinem Anhange sehr aus, und dieses ausgezeichnete Wesen umgab der Glanz von dem Nimbus des — Patriotismus.

Als man im August von einem vorgeblichen Manifeste des Prinzen von Condé sprach, war unser Graf sehr voreilig, den Antrag zu thun, den niemand unterstützte, daß man diesen Herrn befragen solle: ob er sich zu diesem Manifeste bekenne? und sey dies der Fall, ihn zu arretiren, und zur Konfiskation seiner Güter zu schreiten.

Die Durchsetzung dieses gehäßigen Anschlags gelang ihm nicht.

Nun zog sich eine schwarze Wolke über seinem Haupte zusammen. Es wurden nemlich im August verschiedene Untersuchungen über die verkleideten Mitschuldigen angestellt, die bei den Blutszenen der Versailler-Empörung gehaust hatten, es wurden einige Demoiselles und Nichtdemoiselles festgenommen, und ihre Aussagen ließen, nebst der Lage der Sache, einen Arrest unsers Grafen und einiger seiner Freunde befürchten, die bekanntlich bei jener Rebellion konkurrirten.

Doch auch dieser Sturm gieng endlich wieder vorüber.

Der

* * *

Der Journaliſt Marat ließ in ſein Journal: l'ami du peuple, folgende Stelle einfließen:

„Wenn die Miniſter und die Schwarzen *) es dahin bringen, daß des Herrn Mirabeau Antrag: die Armee zu verabſchieden, durchgeht, ſo errichtet, ihr Bürger! acht hundert Galgen in den Thuillerien, und hänget daran alle Verräther des Vaterlandes, und zuerſt den infamen Riquetti, den ältern."

Der Graf ſchien ſich nicht darüber zu entrüſten, und erklärte in der Nationalverſammlung, man müſſe ſolche elende Schmierer mit Verachtung ſtrafen.

Hierauf beklagte er ſich über die bei den Regimentern herrſchende Inſubordination, und ſchlug vor, ehe man deshalb zu Mitteln und Dekreten ſchritte, möchte man erſt eine Adreſſe an die Armee ſenden, um ſie auf die Veränderung vorzubereiten, die hier vorgehen müſſe.

Nach einigen Einſchränkungen von Lameth gieng des Grafen Antrag mit der Abänderung durch: daß ſtatt der Adreſſe ein Schreiben an die Armee abgeſchickt werden ſolle.

Einige

*) S. S. 108. II. Heft.

Einige Zeit darauf sprach der Graf mit viel Beifall in der Nationalversammlung über die Familien-Pakte, und bewies, daß der Grund der Behauptung: Frankreich bedürfe derselben nicht, sey sich selbst genug, und habe keine Bundesgenossen nöthig, auf bloßen Chimären beruhe. Umsonst sprach Mauri gegen ihn, der Graf hatte den Beifall der Versammlung, und das Dekret gieng durch.

* * *

Zu Bourgoin in Dauphiné hatte man auf seiner Reise nach Savoien einen gewissen Mr. de Riolle angehalten, in dessen Brieftasche man verschiedene verdächtige Briefe, Aufsätze, eine Schilderung der Mitglieder der Nationalversammlung ꝛc. fand. Unter andern war dabei auch ein Brief, den, wie Riolle sagte, un. fer Graf geschrieben haben sollte, dessen Handschrift es aber nicht war. Als nun diese Sache am 11. September bei der Nationalversammlung zur Sprache kam, las Herr Rouffelet das Verzeichniß der Papiere des Mr. de Riolle ab, und setzte dann hinzu:

„Um der angeblichen Korrespondenz dieses „Mitglieds der Nationalversammlung (Graf „Mirabeau) nicht mehr Glaubwürdigkeit beizumessen, als sie wirklich verdient, so muß

„ich den Inhalt eines bei Mr. de Nicolle an
„einem geheimen Orte gefundenen Papiers
„lesen, da heißt es:

„Mirabeau der ältere ist ein Böswicht, der
„sich an alle Partheien verkauft."

„Ich bitte, mein Herr Referent," unterbrach ihn Graf Mirabeau; „sagen Sie, schmeicheln Sie mir nicht? Sie hatten die Gefälligkeit, mir die Papiere vorher zu kommunizieren, und ich glaube gelesen zu haben:

Mirabeau der ältere ist ein ehrloser Böswicht;

Sie müssen das Bild so zeigen, wie es der partheiische Maler gezeichnet, der getreue Agent aufgestellt hat."

Ich hoffe, man fühlt, was in dieser Bemerkung liegt!

„Ich lese, sagte Herr Rousselet, wie es hier steht."

War die Szene abgeredet oder nicht? — Sie kannten sich ja!

Hierauf fuhr Rousselet fort, die folgende Karakteristik des Grafen weiter abzulesen.

„— Er hat wenig Logik im Kopfe, und seine Kenntnisse sind nicht von der Gattung der gründlichen; aber meisterhaft versteht er die Kunst, ganz gewöhnliche Menschen, das sind die Mitglieder der Nationalversammlung, zu bezaubern ꝛc."

Es

Es wurde eine Bestrafung für Mr. Riolle dekretirt, und da bestieg Graf Mirabeau den Rednerstuhl. Alles war Ohr, und er sprach:

„Ich bin nicht auf die Tribune gestiegen, mich über das gehörte Geschwäz zu erklären, sondern Ihnen den Grad meiner Bekanntschaft mit Mr. de Riolle anzugeben. Ich sah ihn, wie einige Hunderte von uns, zu Versailles und zu Paris, bald hier, bald dort; ich kannte ihn als einen Mann, der alle diejenigen, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten befassen, mehr oder weniger bemerkend untersuchte, in besonderer Bekanntschaft aber stand ich nie mit ihm. Er ist einer von den Menschen, wie es deren welche gab, als man sich die Zeit mit Hofnarren vertrieb. Bald ist er Aristokrat, bald Demokrat; heute raßt er auf diese, morgen auf eine andere Manier. Können Sie glauben, daß man unter diesen Umständen großes Zutrauen zu ihm haben konnte? — Er sagt, er habe Aufsäze an mich gerichtet; das kann ich weder bejahen, noch verneinen. Ich erhalte täglich wohl hundert Briefe, und habe bereits schon einige tausend Aufsäze bekommen; einige davon habe ich gelesen, andere nicht, und werde sie vermuthlich auch nicht lesen. Da ist es nun sehr möglich, daß sich unter diesen Aufsäzen auch welche vom Herrn de Riolle befinden. Das weiß ich aber, daß ich nichts von ihm er-

halten habe, daß er mir auf meine Aufforderung geschickt hat. — Schon sehr geraumer Zeit haben mein erlittenes Unrecht, meine Dienste, meine Unglücksfälle und glücklichen Erfolge an das Tribunal der Freiheit appellirt. Seit dem Kerker zu Vincennes *) und den verschiedenen Schlössern im Reiche **), wo ich mir meine Wohnung nicht gewählt hatte, wird man schwerlich eine Schrift von mir auftreiben können, aus der nicht meine Liebe zur Freiheit sichtbar würde."

In meiner Familie habe ich vier und funfzig Lettres de Cachet gesehen; ja, meine Herren, 54, und davon waren 17 für mich. Gewährte die Liebe zur Freiheit mir viel Vergnügen, so machte sie mir aber auch viel Verdruß und mancherlei Pein. Wie es aber nun sey, so ist meine Lage sehr sonderbar. Der Ausschuß hat mir Hoffnung gemacht, in künftiger Woche Bericht von einer Sache zu erstatten, in welcher ich die Rolle eines wütenden Verschwornen spiele; jetzt klagt man mich wieder als einen

*) S. I. Heft. S. 24. II. Heft. S. 15.

**) Z. B. Chateau d'If. Chateaux de Joux, Pontarlier, ꝛc. S. I. Heft. S. 24. S. 53 — 57. II. Heft. S. 2. S. 15. Von der Stärke seiner Beredsamkeit s. I. Heft. S. 26. 27. eine Karakteristik.

einen Verschwornen einer Gegenrevolution an. Erlauben Sie mir, daß ich eine Theilung verlange. Verschwörung gegen Verschwörung, Verfahren gegen Verfahren, ja, muß es seyn, Todesstrafe gegen Todesstrafe; erlauben Sie mir wenigstens, ein Märtirer der Revolution zu werden."

Er verließ die Bühne, und ein starkes Applaudissement belohnte den künstlichen Schauspieler für — seine Müh.

* * *

In seiner Sache, welcher der Graf in dieser Rede beiläufig erwähnt, entschied endlich die Nationalversammlung nach einem Berichte von einem ihrer Mitglieder: „daß gegen den Duk d'Orleans und Mirabeau keine Beschuldigung statt finde."

Viele Mitglieder waren nicht dieser Meinung, aber die Mehrheit der Stimmen der bekannten starken Parthei entschied.

Man fand die Art des Verfahrens sonderbar, man fand es unschicklich, daß die Sache der Herren von einer eigenen Committe einer Assemblée, deren Mitglieder sie selbst sind, untersucht und berichtet, und daß gegen die andern dem Tribunale seine Gewalt gelassen wurde, man schrieb und druckte es öffentlich in Pa-

ris, daß der Referent Chabraud vieles falsch berichtet habe, daß er nicht richtig, nicht getreu referirte; — demungeachtet erfolgte die Unschuldserklärung.

Genug, Mirabeau war aus der Schlinge, und nun mochten die Herrn schreiben und sagen, was sie wollten. La chose fi faite! *)

Bald darauf, als in der Nationalversammlung einer den Vorschlag that, daß auf den Schiffen die weiße Flagge mit einer Flagge von der Nationalfarbe vertauscht werden solle, und viele über diese Farbe loszogen, übernahm Graf Mirabeau die Vertheidigung derselben, und zwar, wie gewöhnlich, mit sehr viel rednerischer Kraft. Dazu setzte er noch:

„Ich schlage vor, daß auf allen Schiffen zu Ende des Morgen- und Abendgebets statt des Ausrufs der Matrosen: Es lebe der König! dieser: Es lebe das Gesetz, die Nation und der König! denselben anbefohlen werden sollte."

Die Rede that mit samt dem Schlusse sehr viel Wirkung, und der sonst friedliche Guillermy stürzte sich mitten in die Versammlung mit den Worten:

„Mirabeau ist ein Böswicht, ein Meuchelmörder!"

Darüber

*) S. I. Heft. S. 51.

Darüber wär Guillermy beinahe in Verhaft genommen worden.

Inzwischen gieng wenig Zeit darauf des Grafen Antrag durch, und seine Wünsche wurden dekretirt für die Marine.

* * *

Am 17. November war unserm Grafen eine Ehrenbezeugung von seinen Freunden zugedacht, die ihn an alte, ehemalige, bekannte *) theatralische Auftritte zu Aix und Marseille erinnern mußte, und diese war: Am besagten Tage wurde auf dem National-Theater **) zu Paris, nicht ohne Absicht, das Trauerspiel Brutus aufgeführt. Dabei giengs nun sehr laut zu, weil viele Traits des Stücks entschiedene Beziehung auf die jetzige Situation Frankreichs haben ***).

*) S. I. Heft. S. 79. 85. 86.

**) Das Theater der Franzosen ist bekanntlich ein wahres National-Theater!

***) Die Ermordung Cäsars machte keinen kleinen Eindruck auf die Nation, und bei allen Versen, die Ausdrücke von republikanischer Freiheit, Königshaß ꝛc. enthielten, ließ man applaudiren. Wenn Cassius nach Cäsars Ermordung vor dem Volke erscheint und sagt:

Vive la liberté! ma main brise vos fers!

war der Lärm unbändig. Es wurde da capo! gera-

Die Opposition blieb zu Ende gleich stark. — Vor der Vorstellung wurde man den Graf Mirabeau in einer kleinen Loge des vierten Ranges gewahr *). Sogleich ertönte das Haus von lautem Beifall, und dann drang man darauf, der Graf sollte in den ersten Rang kommen. Das that er, und neuer Beifall bezeichnete den Schritt, den er that, und den er lange vorher schon hatte thun wollen. Darauf hatte er gerechnet, und er hatte sich nicht verrechnet.

Umsonst waren die Verse:

O buste révéré d'un heros, d'un grand homme,
Transporté dans Paris, tu n'as point quitte
Rome.

auf die Büste des Brutus nicht gemacht worden! —

Der

gerufen, der Schauspieler wiederholte den Vers, und das Applaudissement begann abermals, eben so stark, wie vorher. — Daß das Stück nicht ohne Absicht auf das Theater gebracht wurde, ist leicht einzusehen.

*) Ein berühmter Philosoph sagte: „aus dem zerrissenen Mantel des Diogenes blickt mehr Hochmuth hervor, als aus meinem ganzen Mantel." — Der Graf kannte sein Terrain, kannte seine Leute.

* * *

Der theatralische Coup hatte die berechnete Wirkungsfähigkeit völlig erreicht, und es fiel nun nicht schwer, einen zweiten auffallendern Schritt mit eben so gutem Effekt zu thun. Der Graf verlangte auf einen Monat Urlaub von der Nationalversammlung, der ihm auch bewilligt wurde.

Abends begab er sich in seinen Klub der Jakobiner, wo er als Präsident thronte, und zeigte seinen Entschluß und die Ursachen seiner Reise an.

„Ich habe nun, sagte er, achtzehn lange Monate mit dem sichtbarsten, aufrichtigsten Eifer für die Revolution gearbeitet, ich glaube, daß ich nun ohne Vorwürfe auch eine kurze Zeit meinen Privatangelegenheiten widmen darf. Ich weiß, daß meine Feinde mich bei meinen Kommittenten verleumden, und wie die Sache jetzt steht, befinde ich mich zwischen einem anklagenden Departement und einem angeklagten Präsidenten (Mr. d'Andre') im Gedränge. Es wird also gut und besser seyn, wenn ich reise."

Was nun geschah, hatte der Graf schon vorher gemuthmaßt, es war darauf gerechnet. Man bat ihn, er möchte die öffentlichen Angelegenheiten nicht zu einer Zeit verlassen, wo sie vorzüglich eines Vertheidigers bedürften.

Bescheiden lehnte der bescheidene Graf diese Bitte von sich ab, weil er wohl sah, daß man nun noch weiter gehen würde, und auch da sah er richtig.

Man schickte Deputirte an ihn ab, die ihm die Bitte so nachdrücklich an das Herz legten, daß er gerührt wurde, und seine Antwort der Gesellschaft selbst zu überbringen versprach.

Diese Antwort fiel, wie man voraussehen konnte, natürlich dahin aus, „daß er nicht gehen, daß er bei ihnen bleiben, und seine Privatgeschäfte den öffentlichen Angelegenheiten, dem allgemeinen Besten mit tausend Freuden aufopfern werde.“

Damals schon hatte die Parthei des Duk d'Orleans *), an deren Spize Mirabeau und La-

*) Denn, wie die Pariser sich witzig ausdrücken, die Nationalversammlung kein Hemde weiß zu waschen hatte, (nehmlich, da sie ihn nebst Mirabeau von dem Antheil an den Scenen in Versailles im Oktober 1789. frei sprach) der bei Hofe wenig Zufriedenheit und keine bleibende Stätte mehr fand, sondern sich den sogenannten Freunden der Freiheit in die Arme warf. — Zu Paris erschien eine Schrift mit dem Titel: Les Miracles de la revolution, geziert mit einem Kupfer, auf welchem Philipp Kapet, (der Name des Duk d'Orleans seit der Namensänderung in Frankreich,) sich präsentirt, der sich auf die Herrn Mirabeau und

Lameth *) stehen, angefangen, sich nach und nach zu entschleiern. Sie behauptete in öffentlichen Blättern, ein König sey in jedem Staate nur ein öffentlicher Diener und Beamter, den man absetzen könne, wenn er sein Amt nicht gehörig verwalte, oder unfähig sey, es zu verwalten. Er stehe auf seinem Posten, wie eine Schildwacht, die das Volk ablösen könne, wenn sie es für gut befände**).

Das ganze Projekt, das Puppenspiel mit großen Kindern, war ein von dem Grafen ausgefertigtes Scenarium, bei dessen Ausführung er

und Chabroud stützt. Am Ende hängt ein Scepter an einem Strick; der Dut will es nehmen, ergreift aber nur den Strick. Dabei steht: „la balle va au joueur."

*) S. II. Heft. S. 130. das Urtheil der Schrift: Adresse aux Provinces, ou Examen des Operations de l'Assemblee nationale. 1790. Im Almanac des Députés à l'Assemblée nationale heißt es p. 153: „Alexandre de Lameth, député très distingué de l'ordre de la noblesse, M. de Lameth a su encore se distinguer parmi les membres des trois ordres réunis. A un patriotisme franc et sans nuage il joint le mérite de discuter, avec clarté et sans détours infidieux, les grands intérêts d'une grande nation."

*) Und die Herrn sollen nicht bei den Jüngern des heiligen Ignaz in die Schule gegangen seyn?

er auf die gute Gabe des Extemporirens seiner Schauspieler sich verließ. Daß er selbst darinne Meister war, ist bekannt.

* * *

Fragment einer Rede, welche Graf Mirabeau im Januar 1791. in der Nationalversammlung hielt.

— „Die Kunstgriffe, welche die Diener der Religion anwendeten, die sich nicht eher um die Religion bekümmerten, als bis man ihnen nicht mehr die Mittel lassen wollte, sie durch ihren stolzen Reichthum zum Aergernisse zu machen und ihren Werth herabzusetzen, sind bewiesen, sind offenbar. Ich könnte geltende Beweise anführen, aber es ist besser, wir suchen die öffentlichen Angelegenheiten zu retten, die jene zu vernichten suchen. Man sieht es nur allzudeutlich, ihre Absicht, ihre Hoffnung ist, die Religion ohne Gottesdienst, das Volk ohne Religion zu lassen."

„Ach! *) meine Herren, wer von Ihnen wird nicht wissen, nicht empfinden, wie nothwendig dieß

*) S. I. Heft. S. 57. 59. 75. II. Heft. S. 71.

diese heilige Religion dem Volke ist? nicht, um dasselbe, wie heuchlerische Tirannen sagen, zu fesseln, sondern zu trösten, bei seinen Arbeiten aufzurichten, in seinen müßigen Stunden zu bezaubern, die nur deswegen Festtage sind, weil es den Feierlichkeiten des Gottesdienstes beiwohnt. Wer von Ihnen wird nicht empfinden, wie verlassen unsere Felder seyn würden, wenn der im Todeskampfe liegende Landmann seinen Pfarrer nicht mehr hätte, mit ihm von Gott zu reden? — Lassen Sie uns eilen, neue Diener des Altars zu setzen, weil die, die ihm dienten, ihn zu verlassen drohen, und um den Preis handeln, den man ihnen für Gottes Wort bezahlen soll." —

Das bekannte Dekret, welches er hierauf vorschlug, gieng durch, wurde angenommen.

* * *

Am 14 Januar wurde unser Graf zum Kommandanten des Bataillons de Grange Bataillere ernannt; er nahm diese Ehre an, und führte den Tag darauf die Truppen in der Nationaluniform, zwei Epauletten auf derselben, auf.

Welche allmächtige Veränderung! — Doch es existirte ja schon ein Verbot der Zweikämpfe, und

und der Graf konnte über das point d'honneur nicht leicht *) in Verlegenheit kommen.

Nun gab der Graf bald darauf seinen Kommandantenschmaus den 600 Bürgern, die sein Bataillon ausmachten. Dieser Tag war ein Fest, an welchem der sogenannte Patriotismus präsidirte. Abends war Feuerwerk, Ball und Illumination. Bei Tafel wurden folgende Gesundheiten getrunken:

1) Die Gesundheit der Nationalversammlung. — Man sognete sie und sang dazu.

2) Die Gesundheit des Königs.

3) Die Gesundheit einiger Mitglieder der Nationalversammlung. — Schade, daß wir ihre Namen nicht erfahren haben!

4) General **Gouvrion** brachte diese Gesundheit aus:

„Es lebe die Freiheit! und ihr Erstgeborner, Mirabeau!"

5) Dagegen bedankte sich der Graf gleichsam mit der Gesundheit:

„Es lebe unsre gemeinschaftliche Mutter: Freiheit! und ihr bravster Vertheidiger Gouvrion!"

6) Die

*) S. II. Heft. S. 58. Anmerk. Von seiner Herzhaftigkeit s. I. Heft. S. 17. Ferner s. II. Heft. S. 80. 81.

6) Die Gesandtheiten der vornehmsten Patrioten, deren Eifer und Thätigkeit man anerkannte, z. B. der Herrn Barnave *), Lameth **), Camus, Gregoire, Bischoff von Autun, u. s. w. ***)

7) Brachte

*) S. II. Heft. S. 81. 82.

**) S. II. Heft. S. 130. Ein Paar Seiten vorher sprachen wir in diesem Heft auch von Alexander Lameth. Von Charles Lameth heißt es im Almanac des Deputés etc. p. 22. „Il s'est fait remarquer dans l'assemblée par son zèle pour la chose publique."

***) Von dem Bischoff von Autun sagt der Alman. des Dép. p. 23. „prêtre citoyen, gentilhomme populaire, docteur philosophe, aucun vice ne souille son ame, aucun préjugé ne dégrade sa raison. Ce digne prélat unit aux lumieres d'un esprit étendu le zèle du patriotisme. — Von Gregoire, Deputirter von Nancy, heißt es: (p. 125. 126.) — „est parmi les curés ce que M. l'Evêque d'Autun est parmi les prelats. Rien n'egale son tele et son patriotisme, si ce n'eit ses lumieres! rien n'eit au deiſus de l'énergie de ton ſtyle, ſi ce n'eſt celle de ſon ame." — Camus, Deputirter der Stadt Paris, iſt ebendaſ. S. 147. elio karakteriſirt: „M. Camus, avocat, s'eſt efforcé de briller à l'aſſemblée et il a en partie reuſſi."

7) Brachte der Graf feierlich die Gesundheit des Herrn Fayette *) aus, mit den Worten: „den seine Verbindung mit dem ersten Helden der Amerikaner, Washington, berühmt macht!“

— Gegen Abend verließ der Graf die Gesellschaft, und Bürger und Damen kamen zum Ball.

In der That, die Szene muß viel Effekt gethan haben! —

Und endlich wurde der Graf zu Ende des Januars wirklich zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt.

Jetzt war er am Ziel der Wünsche, und — nun begann ein neuer Akt!

In

*) Von Fayette sagt der Almanach des Dep. p. 159. 170. „Il est de la destinée de ce jeune héros de faire celle de deux mondes. Jusqu'ici les plus grands capitaines n'ont employé leurs talens militaires qu'à asservir des peuples libres; (die Franzosen auch?) le digne compagnon de Washington n'a pris, jusqu'à ce jour, les armes que pour conquerir la liberté ou pour la défendre. Observons que les armes de l'éloquence ne lui sont pas non plus étrangeres; on se souvient sans doute qu'il a présenté à l'assemblée une déclaration des droits de l'homme et du citoyen.“

* * *

In dieser neuen Funktion stieß der Graf durch eine Rede, in welcher er sagte:

„Der König und die Nationalversammlung wären Repräsentanten,"

die wütenden Demokraten sehr vor die Köpfe, und man schrie überall:

„Seht! seht! Mirabeau ist ein Aristokrat, jetzt fällt ihm die Maske ab."

Andere zuckten die Achseln und sagten:

„Ach! ihr lieben Leute! wie könnt ihr euch wundern? wißt ihr denn nicht, daß er für Geld, und nach Erforderniß der Umstände, alles ist?"

Dazu kam, daß er dem Gesetz gegen die Emigrationen widersprach:

„Wollen wir, sagte er, ein solches Gesetz blos provisorisch machen, so müßte man alle Beschuldigungen aus der Geschichte vertilgen können, die Ludwig XIV. deswegen gemacht wurden, daß er die auswandernden Protestanten beraubte."

Damit war man auch sehr misvergnügt, und das gab der Jakobiner-Klub sogar dem Grafen öffentlich zu verstehen.

Aber der Zorn gegen den Grafen legte sich bald wieder, und er hatte vielleicht Gelegenheit gefunden, die Spiegelfechterei zu explizieren, bis

er seinen Präsidenten-Stuhl an Montesquieu*) überließ.

Im Grunde hatte der Graf Recht; wer einmal in der Welt eine zweideutige Rolle spielen will, muß sie recht spielen, bis zur höchsten Täuschung spielen können, oder es bleiben lassen, und man weiß schon, daß in solchen Fällen der Graf der Mann war, der nichts halb zu thun pflegte. — Auf die höchste Geschicklichkeit in dergleichen Sachen konnte er gern sein Ehrenwort geben **), ob man es gleich oft nicht haben wollte.

Was der Graf aber eigentlich damit beabsichtigt hat, und wie er die Sache nahm, — das wird nun um so mehr ein Geheimniß bleiben, da der Tod ihn an der Ausführung des Plans hinderte, der so manchem schon sein Ziel steckte, ehe man es vermuthete.

Viel.

*) Deputirter von Paris, von dem es in dem Alman. des Dep. p. 142. 143. heißt: „L'abbé Montesquiou, agent-général du clergé. Il étoit naturel qu'il défendit ses intérêts, et s'en déclarât l'avocat."

**) Der Verf. der Confession generale du Comte de Mirabeau wirft ihm die harten Worte in die Feder: (p. 35.) „l'affirme, non, sur mon honneur qui n'a jamais existé etc." Der Verf. des Portrait de Mirabeau sagt an mehr als einem Orte das nemliche.

Vielleicht starb Mirabeau eben noch zu rechter Zeit, um so zu sterben, wie er starb, um so begraben zu werden, wie er begraben wurde.

Umsonst hatte man Argwohn, der Graf sey vergiftet worden, davon fand sich bey der Sektion seines Körpers nicht die geringste Spur, man fand vielmehr, daß ein innerlicher Brand Schuld an seinem Tode war.

Während seiner Krankheit war man so sehr besorgt, etwas von seiner Besserung zu erfahren, daß täglich Bulletins von seinem Befinden gedruckt werden mußten.

Er starb am 2ten April d. J. 42 Jahr alt *), und tiefe Trauer befiel die Freiheitsfreunde der bonne ville de Paris.

Nicht des Königs, nicht der Nationalversammlung Befehl schloß die Schaubühnen, aber der Befehl des Volks.

Im Palais Royal fand man einen Zettel angeschlagen, darauf stund:

„Heute werden keine Schauspiele gegeben, Riquetti der ältere, Frankreichs Befreier, ist gestorben.“

Die bereits angeschlagenen Komödienzettel wurden sogleich wieder abgerissen.

*) Geboren 1749. S. I. Heft. S. 33.

Er war, heißt es, bis auf den letzten Augenblick seines Lebens seines Verstandes und der Sprache mächtig. Seine letzten Worte werden auf verschiedene Art angegeben. Einige schreiben, er habe gesagt:

„Vaterland, leb wohl! dein Sohn stirbt!“

Andere sagen, er habe bei einem heftigen Anfall seinen Kammerdiener ersucht, seinen Kopf etwas in die Höhe zu heben, und habe dabei gesagt:

„Hebe ihn auf, seines Gleichen hebst du nie „wieder auf. — Man hielt mich für einen „Poltron; ich glaube, Poltronnerie ist Furcht „für dem Tode; ich erwarte ihn, ich sehe ihm „ohne Furcht entgegen!“

Mr. Kabanis, sein Arzt, drückte den Sterbenden an seine Brust, und rufte ihm tiefgerührt ein „Adieu, mon ami!“ zu.

In der Nationalversammlung las eben der Bischoff von Autun des Grafen Aufsatz von der Thronfolge ab, als die Nachricht seines Todes einlief. Dies machte eine lange Pause; und nun hielt einer um den andern eine kurze Rede auf den Verstorbenen, eine Blume auf sein Grab zu streuen.

Der

Der Schmerz der Versammlung über diesen Todesfall wurde in das Protokoll eingetragen, und alle wollten seinem Sarge folgen.

Als der Graf während seiner Krankheit hörte, daß das Volk haufenweise sich zu seiner Thür dränge, sagte er:

„Süsse war es mir, für das Volk zu leben,
„rühmlich wird mir es seyn, unter demsel-
„ben zu sterben."

Einer seiner heftigsten Gegner meldete in einem öffentlichen Blatte seinen Tod auf diese Art:

„Mirabeau ist gestern Morgen am empfan-
„genen Gifte gestorben. Dieser ausserordent-
„liche Mann hat Frankreich zu Grunde gerich-
„tet, aber er war auch der Einzige, der es wie-
„der hätte retten können. Sein Tod ist ein Un-
„glück. Die Franzosen werden ihn beweinen,
„und nicht rächen, oder seine Mörder bestrafen.
„Der Duk d'Orleans *) und der Jakobiner-

 „Klub

*) Hier ist der Ort, das Urtheil des Verfassers des Alman. des Deput. (p. 74) von dem Duk mitzutheilen. Es ist dieses: „Ce prince auguste, à qui peut-être le royaume doit la révolution présente, et le peuple sa liberté, est aujourd'hui l'objet de la reconnoissance publique, et sera à jamais celui de la vénération des générations futures, etc." — Man sieht hieraus, von welcher Parthei der Verf.

„Klub werden triumphiren. Die Gebrüder Lameth „besuchten ihn nicht während seiner Krankheit. „Sein Kammerdiener Coms, der mit dem Jako„biner-Klub in Verbindung steht, schnitt sich „den Hals ab, als er sah, daß sein Herr ster„ben wollte, und daß großer Verdacht entstand. „Das Volk ist in Bestürzung. Die Köpfe er„hitzen sich. Dieser Augenblick wird eine Epoche „der Revolution seyn.“

Was sein Leichenbegängniß anbetrift, so heißt es: es geschah unter einem unabsehlichen Zulaufe, nicht allein Fenster und Thüren, sondern auch die Dächer der Häuser waren mit Menschen besetzt.

Den Zug des Leichenkonduktes eröfneten ein Piket Kavallerie und Detaschementer der Nationalgarden. Der Zug gieng zwischen zwei Reihen von 12000 Soldaten und Nationalgardisten. Es folgten 4000 Bürger, schwarz gekleidet, dann Greise und Invaliden, die ihre Glieder für das Vaterland aufgeopfert hatten *) Darauf kamen die hundert Schweizer, welche

Verf. ist. Was ein anderer von ihm sagt, steht IIh H-st. S. 130.

*) Ich gestehe, daß mir diese französische Simplicität zu rund ist, und in Bezug auf Mirabeau kann ich mir dabei auch nichts denken. Was hat Mirabeau für das Vaterland ver-

welche die Grenadiers im Arm *) führten, das Bataillon des Distrikts, der Friedensrichter, die Kommité, der Sekretär, die Geistlichkeit, und endlich der Sarg, getragen von 12 Sergeanten der Nationalgarde, dessen Leichentuch 6 Kommandanten des Bataillons trugen. Das Gefäs, in welchem das Herz lag, war mit einer Bürgerkrone **) geziert. Nach den Verwandten ***) kam die Nationalversammlung ohne Unterschied des Ranges †), das Departement

verloren? — Etwas wohl, zu Berlin, das kann ihm aber nicht zur Ehre gereichen, und übrigens war er, ausgenommen im Schreiben und Reden immer sehr moderat, wenn's galt für das Vaterland.

*) Eine Manier der „maréchaussée formidable.“ S. La France libre. p. 71.) die ganz französisch ist, und sagt:

Soyons toujours aimables,
Et gardons l'esprit François.

S. Le Réveil d'Epiménide à Paris. 1789. p. 52.

**) Vermuthlich eben die, von welcher im I. Heft. S. 11 die Rede war.

***) Diese hätte man nennen sollen. War sein unglückliches Weib, waren seine bedauernswerthen Kinder dabei? — S. I. Heft. S. 39. 40. 41. II. Heft. S. 67.

†) Was sagt das? verdiente das eine Bemerkung, was jetzt in Paris gar nicht mehr auffallen

der Munizipalität, die Richter der Gerichtsstühle, die Gesellschaft der Freunde der Konstitution, die Minister des Königs, Bürger und Fremde, der Siegelbewahrer, den man hier zum erstenmal in seinem langen schwarzen Staatskleide in dem Zuge sah. — Der Sarg wurde im Chor der Kirche zu St. Eustach abgesetzt. Ausserhalb der Kirche gaben grobes Geschütz und die Gardisten innerhalb derselben aus ihrem Gewehr Salven. Von hier gieng der Zug nach der alten Genevievekirche, wo man den Leichnam beisetzte, bis die neue Kirche fertig ist, welche dann Voltair und Mirabeau einweihen werden.

In Paris ist eine Straße nach dem Namen des Grafen genennt worden.

Sein Sekretär, der sich bei seinem Tode einige Stiche beibrachte, soll sein natürlicher Sohn seyn.

Aus

fallen sollte, da man so viele entschiedene Schritte zum Behuf einer Standesgleichheit gethan hat? — Ich bin wirklich überzeugt, daß dort nicht alles so ist, wie man es sich hier denkt, denken soll, und denken mag. Was daraus folgt, ist klar.

Aus einem Briefe.

Paris am 15. April 1791.

— — Der Tod des Grafen Mirabeau ist jetzt die Spieltonne des Pariser Publikums. Das Interesse für diesen Mann ist allgemein. Vornehmere und geringere Zirkel widmen ihm ihre Unterhaltung, und ich zweifle gar nicht, daß eine Dame mit Hülfe eines Abbés oder Kapitains von der Nationalgarde schon über einer Modetracht à la Mirabeau brütet. Oeffentliche Nachrichten werden Ihnen die Feierlichkeiten bei der Leiche dieses Mannes umständlich genug erzählt haben; ich habe der Prozession selbst beigewohnt, nicht eben aus besonderer Achtung für den Verstorbenen, sondern — die Aeußerungen der Pariser-Traurigkeit zu sehen. Die Poissarden weinten, wie gutbezahlte Schauspielerinnen, recht natürlich, und das Volk klagte in artikulirten Tönen. „Herr! — sagte ein Mann zu mir, der, wenn meine physiognomischen Kenntnisse mich nicht irre führten, zuverläßig ein politischer Schuhmacher war, — das war ein großer Mann! — Ach! ich fürchte, sie tragen mit ihm unsere schwer errungene Frei-

heit zu Grabe.“ — Ich zuckte mit den Achseln, er verstand mich nicht, und sagte: „Ach! mein Herr, wir dürfen reden, wir können das laut sagen: Er war die Stütze der Freiheit.“ — Das Gedränge brachte uns aus einander.

Daß in den verschiedenen Zirkeln nicht auf einerlei Art von Mirabeau gesprochen wird, können Sie denken. Eine Parthei wüthet gegen sein Andenken, indessen die andere dasselbe segnet. Beide Theile gehen zu weit, auch hier ist es am sichersten, die Mittelstraße zu halten. Bleibt sein Herz aus dem Spiele, so war er ein vortreflicher Mann, kömmt dieses aber in Anschlag, so muß man gestehen, er war ein böser Mann.

Was die meisten Menschenherzen zu ihm hinriß, besonders diejenigen, die einseitig urtheilen, war seine ungemeine Beredsamkeit. Von ihm konnte man wohl mit Recht sagen: die Göttin Suada saß auf seinen Lippen. Er sprach mit Feuer, Würde, Anstand, und wußte zu deklamiren, trotz einem Schauspieler. Ich überwand mich, gegen baares Geld für Eintrittsbillets ein paarmal Sessionen der Nationalversammlung beizuwohnen, wo es so tumultuarisch hergeht *), wie in vielen deutschen Schauspielhäu-

*) Dieses sagt auch ganz neuerlich Herr von Kotzebue in seiner Flucht nach Paris, Leipz. 1791. und vielleicht mit Recht.

häuſern, die franzöſiſchen jetzt nicht ausgenommen; dort hörte ich den Redner Mirabeau ſprechen, und ich muß es geſtehen, ſein Vortrag, ſein Ausdruck war hinreißend; aber er hatte Lieblingswörter *) und gewiſſe Floskeln, mit welchen er zu freigebig wucherte, mit denen er zu ſehr ſpielte, und das gefiel mir nicht. Es lief, ich kann's nicht leugnen, wahrhaftig Charlatanerie mit unter. Inzwiſchen war der Effekt nicht unentſchieden, und mehrentheils wurde ihm Beifall zugeklatſcht, wenn er den Rednerſtuhl verlies. Genug, er kannte ſein Völkchen! — Und was brauchten die griechiſchen und römiſchen Redner der Vorzeit mehr und weniger zu wiſſen, als eben das, was Mirabeau in dieſem Falle wußte? — Mir fiel immer, wenn ich ihn reden hörte, die Rede des Antonius bei Cäſars Leichnam ein, in Shakespears Trauerſpiel.

Indeß nun die eine Parthei alle Handlungen des Grafen außerordentlich herabſetzt, bemüht ſich

*) Das giebt ihm auch der Verf. der Eloge critique de M. le Comte de Mirabeau. Paris 1789. p. 22. ſchuld, und ſagt von ſeinen Phraſen: „Ses diſcours, ſes phraſes ſont bannales comme celles du jongleur.“ Die Lieblingswörter, von welchen dieſer Autor ſpricht, ſtehen im I. Heft dieſer Anekdoten, S. 27.

ſich die andere, ſie im Werthe zu erhöhen. Gedruckte Piezen, die in dieſes Fach einſchlagen und hier herauskommen, werde ich ſammeln und Ihnen ſchicken; — denn wirklich, man parentirt den Grafen auf ſehr entgegengeſezte Art *). Jezt ſinnen beide Theile auf eine ausdrucksvolle Grabſchrift für den Grafen nach **), und

ich

*) Wie bei uns. Die neuſte Parentation hat ihm Schubart in ſeiner Chronik gehalten.

**) Es wär unbillig, keine paſſende Grabſchrift für den Sohn zu haben, da der Vater eine ſo artige bekam. Dieſer Vater des Grafen, Ami des hommes genannt, verſchrien als ein Heuchler, war kaum tod, als ſeiner Wittwe für ihren Mann folgende Grabſchrift zugeſchickt wurde:

Ci git Monſieur de Mirabeau,
Qui n'étoit ni bon ni beau.

Das nahm die Gräfin übel, und wollte den Verfertiger verklagen. Statt der Antwort aber ſchickte ihr derſelbe ihre eigne Grabſchrift zu:

Ci git auſſi la Mirabelle,
Qui n'étoit ni bonne ni belle.

Mir fiel, als ich das las, die Grabſchrift der Margaretha von Oeſterreich, Tochter Kaiſer Maximilians, ein; ſie war die zurückgeſchickte Braut König Ludwig XI. in Frankreich, und litt im Jahr 1497 auf ihrer Reiſe, um den Erben von Kaſtilien und Arragonien zu heurathen, beinahe Schiffbruch. Bei dieſer Verlegenheit machte ſie mit kaltem Blute ſich ſelbſt dieſe Grabſchrift:

Ci

und ich hoffe, jede Parthei wird nach ihrer Ueberzeugung entscheidend sprechen. Ich werde mich hüten, hier irgend einer Parthei zu folgen, man kömmt dabei nur allzu oft in Verlegenheit, und das ist denn doch unangenehm. Und, wie gesagt, beide Theile könnten sich vereinigen, wenn sie weniger der Partheilichkeit folgen, und die Mittelstraße halten wollten. Die eine Parthei vergißt den Kopf, die andere das Herz des Grafen, und nichts ist dann natürlicher, als daß beide übertreiben müssen, wo sie nicht kalt beobachten können und wollen.

Gesetzt, Sie hören einen Franzosen sagen: „Der Graf war die Stütze unserer Freiheit!“ so werden Sie nicht geradezu sagen können, wenn Sie die Sache überlegen wollen: „So ist es!“ sondern Sie müssen sagen: „So scheint es!“ — Mirabeau war ein großer Akteur auf dem Freiheits- und Staats-Theater der Franzosen, und es giebt ja Schauspieler, die Rollen von

Ci git Margot la gentil demoiselle,
Qu'a deux maris, et encore est pucelle.

— Wieder auf des Grafen Mirabeau Eltern zurückzukommen, so waren dieselben einst uneinig und wollten sich trennen; unser Graf lies sich von beiden Theilen gebrauchen, Satiren und Sottisen in ihren Namen gegen Vater und Mutter zu schreiben. Er that das um Geld für seine Eltern. S. 11. Heft. S. 43.

von verſchiedenem Karakter gleich gut ſpielen.

Man glaubt, unter den Papieren des Verſtorbenen wichtige Nachrichten zu finden, ja man ſpricht von einer Korreſpondenz mit einem groſſen Regenten.

Des Grafen Anverwandten ſind ſchlecht in ſeinem Teſtament bedacht worden, und er wußte vielleicht vorher, daß ſein Tod von denſelben nicht ſtark beklagt werden würde *). — Viele Weiber haben Thränen bei ſeinem Leichenbegängniß vergoſſen **).

Man hat in einer Piece ***), in welcher man dichtet, der Graf ſey in Marokko als ein ſeltenes

*) Seine Mutter hat mehr als einmal öffentlich den Tag ſeiner Empfängniß verwünſcht, und iſt dieſer Geſinnung bis an ſeinen Tod getreu geblieben. — Sein Vater hatte ihn verflucht. Mit ſeiner Frau war er übel umgegangen. S. I. Heft. S. 15. 39. 40. 41. II. Heft. S. 67.

**) Es iſt ein durchaus franzöſiſches Bonmot, oder wie man es nennen will, daß ein Weib, als man über den ſtarken Staub bei des Grafen Leichenbegängniß auf den Strafen klagte, ſagte: „die Munizipalität hat auf unſere Thränen gerechnet.“

***) Ihr Titel iſt: Precis de la vie, ou confeſſions générale du Comte de Mirabeau, etc. und die Stelle ſteht: S. 36. 37.

nes Thier in der Menagerie des Kaisers aufbewahrt worden, die marokkanische medicinische Fakultät ein Gutachten über die Frage ausstellen lassen, zu welcher Gattung von Thieren der Graf gehöre? in demselben heißt es nun mit viel Bitterkeit:

„Dieses zweifüßige Thier gehört zu einer Gattung, die wir nicht kennen. Es hat Wolfsblicke, Hauer eines Ebers, den Karakter eines Tigers. In seiner Art ist es einzig."

Ein sogenannter Unpartheiischer will, wie es heißt, ein mit Belegen versehenes und mit Dokumenten bewährtes Leben des Grafen schreiben *), und darauf hofft man hier wirklich, besonders würden diejenigen es gern sehen, die vor der Hand zu keiner Parthei gehören mögen.

Der Hof wär, sagt man, vor vier Monaten zufriedener mit des Grafen Abscheiden, als jetzt, gewesen, und ist das wahr, so möchte die Ver-

*) Sollte diese Lebensbeschreibung wirklich erscheinen, so können die Leser auf eine unpartheiische Mittheilung derselben in deutscher Sprache rechnen. Vielleicht wird dadurch der Wunsch erfüllt, (S. II. Heft. S. 1) die politische und moralische Progressen der Handlungen und des Benehmens des Grafen zu erhalten.

Vermuthung einer Bestechung wohl nicht ungegründet seyn.

„Der Löwe*) ist todt, sagt ein Pamflet, nun kommen die Esel muthig herbei, und lassen hören — daß sie auch schreien können.“

Ich zweifle nicht, daß Mirabeau's Apotheose eben so, wie die des Rousseau, bald auf dem französischen Theater wird gefeiert werden.

Daß folgende Worte nicht auf seinen Grabstein kommen werden:

Je
te connois
bien!
Tu
te fais gloire de
tes crimes,
de tes vols,
de tes parjurs,
du viol et de l'inceste.

wie einer vorgeschlagen hat, können Sie leicht denken. Einem Manne, dessen Leichnam eine Kirche mit einweihen hilft, muß man eine ganz andere Grabschrift setzen. Am besten wär es, man setzte eine dreiseitige Pyramide auf sein Grab, und ließ beide Partheien ihm eine Grabschrift nach Belieben setzen. Auf der dritten Seite

*) Eine Anspielung, deren Erklärung auch im 11. Heft. S. 6. zu finden ist.

Seite blieb Platz für die wenigen Worte, welche unbefangene und unpartheiische Leute hinschreiben würden."

„Dieser außerordentliche Mann (Mirabeau) — sagt der Herausgeber eines öffentlichen Blates in Paris — hat Frankreich zu Grunde gerichtet; er war aber auch der einzige, der es wieder hätte retten können."

Das ist vielleicht das Wahrste, was je über Mirabeau gesagt wurde.

Sein Plan war so allumfassend, daß sogar kein Verbrechen ihm ausser dem Wege lag, wenn er sich bestrebte, zu dem Ziele zu kommen; daher kömmt das Grelle in seinen Handlungen, die folglich oft schlecht seyn mußten.

Die Vergehungen seiner jüngern Jahre haben viele der Noth, dem Geldmangel zugeschrieben, aber sie hätten vielmehr den Grund derselben in seinem Hange zur Libertinage suchen sollen; das giebt er selbst zu versuchen *), als er sein Leben schildert, und der Schilderung seiner Frau

*) In dem Memoire pour M. le Comte de Mirabeau, poursuivant contre son epouse etc. Aix. 17. Juin. 1783.

Frau vor Gericht *), nicht widerstehen konnte.

Wär Mirabeau Minister geworden, Frankreich hätte einen Law mehr gehabt; er wurde Mitglied der Nationalversammlung, und siehe da: Frankreichs Katilina! — Nein! ruft die andere Parthei erbittert: Frankreichs Demosthenes, sein Chrysostomus, sein Cicero, sein Retter! sein Befreier!

Es giebt Leute, denen es einerlei ist, die Rolle eines edlen Mannes von einem Schurken spielen zu sehen, wenn er sie nur täuschend spielt. Das ist nicht bei mir der Fall, des Akteurs Karakter muß nicht schlecht seyn, wenn er meinen Beifall bei Vorstellung einer edlen Rolle erhalten will.

Wir mögen die Sachen drehen und wenden, wie wir wollen, so bleibt's bei dem Resultat: Mirabeau war ein Mann mit einem guten, verschlagenen Kopfe, aber er hatte ein schlechtes Herz.

Wer nicht glaubt, daß der letztere Fehler die erstern Tugenden überwiegt, — der wird um Verzeihung gebeten, daß man ihm zugemuthet hat, diese Anekdoten zu lesen.

Wie

*) In ihrem Memoire. S. II. Heft. S. 67.

* * *

Wir haben von dem ersten Hefte dieser Anekdoten bis zu Ende des dritten Hefts den Graf Mirabeau gesehen:

1) In effigie nach einem satirischen französischen Kupferstich.

2) Wir haben von einem Franzosen gehört, er habe als ein Anachronismus sich in unsere Zeiten geschlichen, und unsere Bemerkungen darüber gemacht. (S. I. Heft. S. 7. 8.)

3) Wir haben ihn, geschmückt mit einer Bürgerkrone, aufgestellt (S. 11.)

4) Wir hörten, daß die Akten des Parlaments der Provenze, daß Tournelle und Besançon dem Namen des Grafen Schandsäulen aller Art eingeräumt haben. (S 15. 16.)

5) Wir folgten ihm auf der Flucht, als er die Frau eines angesehenen Mannes entführte, ihr mitgenommenes Geld verzehren half, und sie dann ihrem Schicksale überließ. (S. 17. 18. 19.)

6) Seine Undankbarkeit gegen den Baron d'Espagnac, seinen Wohlthäter, wurde erzählt. (S. 20.)

7) Seine schlechte Handlung gegen seinen Sekretär Hardy wurde erwähnt. (S. 21. 22.)

8) Wir lernten seine Redner-Künste kennen. (S. 26. 27.)

9) Wir sahen ihn zu Berlin als Lobredner, Satiriker, Kuppler und Spion. (S. 29. 30. 31.) Er floh bei Nacht und Nebel, und wurde

10) Mitglied der Nationalversamml..ng. (S. 32.)

11) Wir lasen eine Schilderung seines Karakters, (S. 35.) und

12) einen Brief seines Vaters, in welchem er seinen Sohn schildert. (S. 37. 38.)

13) Wir erfuhren sein Betragen gegen seine Frau. (S. 39. 40. 41.)

14) Einige Briefe des Grafen. (S. 42. 43. 44. 45.) Ein Inventar.um, (S. 46. 47.) und

15) Mehrere Briefe. (S. 48. 49.)

16) Ein Schwank des Grafen machte seinen Bedienten bezahlt. (S. 49. 50.)

17) S. 50. 51. ist die Rede von einem Uhr-Diebstahl.

18) Methode einer Anleihe, (S. 51. 52.) die nicht wieder bezahlt wurde.

19) Wir lasen, womit sich der Graf in Chateau d'If beschäftigte, wie er die Frau des Marquetenders verführte, ihr 4000 Franken ab-

abnahm, die dieſe ihrem Manne entwendete, und davon gieng. S. 53. 54. 55. 56.)

20) Ausdrücke und Gedanken des Grafen. (S. 61. 62. 63 65.)

21) Verunglückte Spekulation in Berlin mit der Marquiſe de Fleury. (S. 64.)

22) Des Grafen ſchlechtes und heimtückiſches Betragen gegen ſeinen Freund Cerutti. (S. 67.)

23) Er betrügt ſeine Mutter um 5000 Livres. (S 70.)

24) Was der Graf von ſich ſelbſt ſagt. (S. 71. 72.)

25) Reflexionen über verſchiedene Handlungen des Grafen. (S. 73 — 84.)

26) Seine Operationen in Marſeille. (S. 85 — 90.)

27) Der Graf giebt ſeiner Schweſter den Rath, ihren Mann zu vergiften. (S. II. Heft. S. 2. 3.)

28) Das gegen ihn exiſtirende Todesurtheil wird ihm in der Nationalverſammlung vorgerückt. (S. 4. 5.)

29) Was ihm ſein Bruder ſagt, in Betreff ſeiner Laſter. (S. 9. 10.)

30) Verse zu Marseille auf ihn. (S. 11.)

31) Wie thätig der Graf in der Versailler-Revolution war. (S. 11. 12.)

32) Sein Streit mit St. Priest. (S. 13. 14.)

33) Seine Schilderung von Lally-Tolendal. (S. 16.)

34) Sein Haß gegen Necker, und die deshalb erfolgte Beschimpfung. S. 17.)

35) Sein vermeintes Schreiben an die Königin. (S 21 — 27.)

36) Traits zu der Schilderung des Grafen. (S. 28 — 40.)

37) Seine Schriften. (S. 40 — 44.)

38) Wie schlecht er einen alten Kavalier behandelt. (S. 44.)

39) Seine Undankbarkeit gegen Mlle St. Huberti. (S. 45.)

40) Wegen seinem Werk über den Berliner Hof. (S. 46 — 48.)

41) Aeußerungen des Grafen. (S. 49 — 51.)

42) Spottgedicht auf den Grafen. S. 52 — 54.)

43) Ueber seine Widersprüche. (S. 55. 56.)

44) Authentische Nachricht von des Grafen boshaftem Betragen gegen Hardy. (S. 57 — 65.)

45) Die Leiter seiner angeblich verdienten Strafen. (S. 67 — 71.)

46) Anekdoten. (S. 72. 73.)

47) Aeußerungen des Grafen. (S. 73 — 81.)

48) Ueber seinen Vorschlag, das Denunciiren betreffend. (S. 83 — 85.)

49) Ueber des Grafen Betragen und Karakter. (S. 86 — 90.)

50) Ueber sein Werk von der preußischen Monarchie. (S. 91 — 97.)

51) Ueber die Delatien, und des Grafen Vorschlag deshalb. (S. 98. 99. 100.)

52) Ueber das Veto. (S. 101. 102. 103.)

53) Ueber Mirabeaus Denkungsart. (S. 104 — 109.)

54) Sein Leben ist in Gefahr. (III. Heft.)

55) Seine Meinung über die Freiheit der Negersklaven.

56) Wie er sich wegen der Satiren auf ihn erklärt.

57) Er wird im Schauspielhause geehrt.

58) Er will sich aus Paris entfernen, läßt sich aber wieder erbitten, und bleibt da.

59) Er hält eine Rede über die Pfaffen.

60) Er wird Kommandant eines Bataillons und giebt einen Schmauß.

61) Er wird Präsident der Nationalversammlung.

62) Beleidigt die Demokraten, und

63) stirbt.

Schriften, welche von dem Graf Mirabeau handeln, und mehrentheils bei Verfertigung dieser Anekdoten gebraucht worden sind.

Mémoire et Consultation pour Mad. la Comtesse de Mirabeau. Aix le 6. Avril. 1783.

Mémoire pour M. le Comte de Mirabeau, poursuivant contre son epouse etc. Aix le 17. Juin. 1783.

Précis de la vie, ou Confession générale du Comte de Mirabeau, François. — Augmenté d'un arrêt de la Cour, contenant les troubles de Marseille etc. Et du nouveau Messie de Provence et de ses douze Apôtres. A Maroc. M. DCC. LXXXIX. — — Dieses Werk ist, zum Theil und mit Auswahl übersetzt, in deutscher Sprache erschienen, unter dem Titel:

Mirabeaus Leben und Selbstgeständnisse. (Leipzig) 1790.

Portrait ou Eloge critique de M. le Comte de Mirabeau par un ami de la verité. Paris imprimé chez W. 1789.

Reichardts Schreiben an den Grafen von Mirabeau ꝛc. Berlin.

Trenks Widerlegung der Schrift des Grafen von Mirabeau über den Berliner Hof. (deutsch und franzöſiſch.)

Almanac des Ariſtocrates, 1790.

Almanac des Deputés, 1790. p. 9. u. 10.

Ueber Mirabeaus Hiſtoire ſecrete de la Cour de Berlin, aus authentiſchen Quellen von D. Ernſt Ludwig Poſſelt. Karlsruhe 1789.

Zimmermanns Fragmente über Friedrich den Großen, 2r und 3r Th. (Leipz. 1790.)

Expoſé de la conduite de M. Mounier dans l'aſſemblée nationale etc. 1789.

Obſervations du Comte de Lally-Tolendal ſur la lettre écrite par M. le Comte de Mirabeau au comité des recherches, contre M. le Comte de St. Prieſt, miniſtre d'état. A Paris 1789.

Göttingiſches hiſtoriſches Magazin, VI. 3. St. S. 510.

Biſchoffs pragmatiſche Darſtellung der europäiſchen Staatenhändel vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Tode Joſephs II. Helmſt. 1790. S. 366.

La Galerie des Etats-Généraux, 1789. 1r Th. wo die Schilderung des Grafen unter dem Namen Tramba ſteht.

Domine

Domine salvum fac regem. Paris 1789.

Pange lingua. 1789.

* * *

Was die Zeit, diese Gebährerin wichtiger Ereignisse, die Entdeckerin der wichtigsten Geheimnisse, uns noch lehren, die Aufschlüsse über die interessanten Handlungen des Grafen während der französischen Revolution, die diese Freundin der Wahrheit uns noch liefern will, müssen wir erwarten. Ist es der Mühe werth, davon zu sprechen, so werden wir nicht die letzten seyn, die diese Gelegenheit ergreifen werden. Ist das nicht, — so ende mit diesem Hefte alles, was wir über den Grafen zu sagen hatten.

† † †

Da uns so eben einige bey Gelegenheit des Todes des Grafen von Mirabeau erschienene Blätter zu Handen gekommen, die unsern Lesern nicht ganz uninteressant seyn werden: so theilen wir ihnen eine Uebersetzung derselben hier mit:

Testa-

Testament des berühmten Mirabeau.

Wir theilen hier die Disposition, die Mirabeau über sein Vermögen gemacht hat, so mit, wie wir sie von einer Person erhalten haben, die dieselbe hat dictiren hören.

Er hat Herrn du Saillant, seiner Schwester Sohn, zum Universalerben eingesetzt.

Einer jeden von den Fräulein von Saillant vermacht er ein Legat von 2400 Liver Renten, zum Ersatz, wie es heißt, für ihre Canonissin-Stelle, welche sie verlehren haben.

Seinen andern Nichten vermacht er einer jeden 600 Liver.

Er legirt 24000 Liver einem Kinde, welches er sehr lieb hatte, und eine gleiche Summe Herrn Comps, seinem Sekretair, eben demjenigen, der sich mit einem Federmesser erstochen hat.

Allen seinen Leuten ohne Ausnahme bewilligt er auf eben so viele Jahre hinaus ihren Gehalt, als ein jeder ihm gedient hat.

Alle

Alle seine Schriften, die eine Beziehung auf die Gesetzgebung und die Politik haben, übergiebt er dem Herrn Cabanis, seinem Freunde, der zugleich sein Arzt war.

Seine die Revolution betreffende Schriften aber, so wie die Concepte von seinen gehaltenen Reden, übergiebt er dem Herrn de la Mark. Den Herrn Faucheret, seinen Collegen, ersucht er, sich aus seiner Bibliothek 4000 Liver Werths Bücher auszuwählen.

Er schenkt dem Herrn Lamourette, Bischoff von Lyon, alles, was dieser ihm schuldig seyn mag. Eben so auch der Madame Lejay.

Er verlangt endlich, daß seine Asche der Asche seines Vaters und Grosvaters zu Argenteuil zur Seite ruhe. Dieser einzige Artikel möchte Schwierigkeit finden. Die Kirche zu Argenteuil ist aufgehoben und verkauft worden. Er hatte nahe an derselben einen Platz erkauft, wo er eine Kapelle bauen und ein Mausoleum für seinen Vater errichten ließ. Dieses ist aber alles noch nicht zu Stande.

Nachdem Herr von Mirabeau diese Verordnung in Beiseyn des Herrn de la Mark dictirt, und wieder überlesen hatte, so schien er zu zweifeln, ob sein Vermögen auch zu Bestreitung aller dieser

dieser Legate zureichen werde, und war darüber sehr unruhig. Herr de la Mark sagte in einer Rührung, die seiner schönen Seele würdig war, „ich will ihm einen schönen Augenblick machen," und versprach, von seinem eigenen dasjenige zuzulegen, was an der Hinterlassenschaft abgehen sollte.

Herr von Mirabeau hat den Pastor seines Kirchsprengels nicht zu Gesichte bekommen. Allein er hat sich zweymal, jedesmal über eine halbe Stunde, mit Herrn Lamourette, Bischoff von Lyon, unterhalten, dem er seine Gesinnungen hat mittheilen können.

Bey dem Leichenzuge des Herrn von Mirabeau war ein Zulauf, der über alle Vorstellung gehet. Von früh Morgens an hatten sich alle Armen eingefunden, um den Zug unentgeldlich zu vergrößern. Er wurde zu St. Eustach beigesetzt, von woaus er, vermöge des den Morgen von der Nationalversammlung ergangenen Dekrets, nach St. Etienne-du-Mont gebracht werden wird. Man hat unter dem Haufen Volk, daß die Leiche begleitete, verschiedene Minister des Königs bemerkt: und das war das erstemal, daß man einen Siegelbewahrer in einem langen schwarzen Staatsrocke einem Leichenbegängnisse hat beiwohnen sehen.

Der

Der Tod des Grafen von Mirabeau.

Sitzung der Nationalversammlung den 3. Apr. des Morgens.

Der Herr Präsident hat die Berathschlagungen unterbrochen, um eine Anzeige zu thun. Der Ton seiner Stimme schien die ganze Versammlung in eine ängstliche Unruhe zu versetzen. Er sagte: ich habe einen sehr traurigen Beruf auszurichten — Bey diesem Worte verursachte eine böse Ahndung ein allgemeines Wehklagen, die Gewölbe ertönten von Seufzern — Er sagte: „In dem Augenblicke vernehme ich, daß Herr Mirabeau der ältere nicht mehr ist, er ist diesen Morgen um halb Neun Uhr verschieden. Den Tribut ihres Schmerzens werden Sie, meine Herren, auf seinem Grabe ablegen, wenn Sie sich des häufigen Beifalls wieder erinnern werden, den sie seinen großen Talenten, seinen edlen Bemühungen gegeben haben."

Herr Barriere von Vieuzac: „Herr von Mirabeau hat seinem Vaterlande ausgezeichnete Dienste geleistet. Er verdient, allgemein betrauert zu werden. Wenn es gleich sonderbar scheinen mag, in dem Zeitpunkt, da man

das

das Grab sich öfnen sieht, von Ehrenbezeugungen zu sprechen, so werde ich es doch mit der Zuversicht, die mir sein mit seinem Andenken künftig stets verbundener Ruhm einflößt, darauf antragen. Ich trage es darauf an, daß die gesetzgebende Versammlung ihre Betrübniß über den erlittenen Verlust in das Tagsprotokoll verzeichne.

Dieser Antrag erregte einiges Brummen auf der rechten Seite, wo die Priester sitzen; allein die allgemeine Genehmigung schien sie zum Stillschweigen zu bringen.

Herr Desmeuniers. Ich muß Ihnen melden, daß Herr Mirabeau heute mitten unter seinen Leiden dem Herrn Bischoff von Autun, seinem Freunde, als er bei ihm war, eine Schrift zugestellt hat, die er in Betreff der Successionen, mit denen wir gegenwärtig beschäftigt sind ausgearbeitet, und ihm aufgetragen hat, dieselbe uns vorzulegen. Ich trage es demnach darauf an, daß wir den Bischoff von Autun als den Testamentsvollzieher ansehen und ihn anher berufen, um uns dieselbige vorzulesen. Zugleich trage ich es auch darauf an, daß die Nationalversammlung eine Deputation zu seinem Leichenbegängniß abordne. —

Herr

Herr Dubois de Crance schrie: Wir werden alle mit zur Leiche gehen. Die Versammlung genehmigt diesen Antrag, verordnet, daß die letzte Schrift des Herrn Mirabeau gedruckt werde, und daß zu seinem Andenken ihr Bedauerniß in das Tage-Portocoll eingetragen werde.

Herr Talleyrand, Bischof von Autun, erschien mit der Schrift des Herrn Mirabeau. Es herrschte eine allgemeine Stille. Er sagte: Ich bin gestern Abends bey Herrn Mirabeau gewesen: der Kummer umringte sein Sterbebette. Ueberall war der Tod, nur nicht in der Seele meines Freundes. Noch in jenem entscheidenden Augenblick war er Geschäftsmann.

Er erkundigte sich nach dem Gegenstande der Beschäftigung der Nationalversammlung, und übergab mir einen Aufsatz, den sie gleich vernehmen werden. Jeder Beifall, den sie demselben geben werden, wird sie an das erinnern, was uns der Tod geraubet hat. Der Verfasser dieser Schrift ist nicht mehr, wenn sie aber dieselbe vernehmen werden, so werden Sie gleichsam bey seinen letzten Seufzern gegenwärtig seyn.

Herr Talleyrand las diese Schrift, in welcher Herr von Mirabeau ganz lebte. Wie lebhaft stellte man sich denselben vor, als man z

Stunden nach seinem Tode ein Werk lesen hörte, in welchem er die Grundgesetze der Gesellschaft abmißt, wo er das Spiel der menschlichen Leidenschaften berechnet, wo er, indem er die Tiefe des Grabs prüft, sagt: der Wunsch des Menschen, zu existiren, gehet über die Grenzen der Natur hinaus. Ihm einen Willen lassen, wenn er nichts mehr als ein leerer Nahme ist, heißt, die Rechte der Existenz in ein Nichts versetzen.

Die gesellschaftliche Ordnung allein hat das Eigenthum, welches der Mensch über andere Dinge hat, erschaffen.

In dem Stande der Natur ist er nur auf einen Augenblick Herr von den Früchten seines Fleißes. Nur dann gehöret ihm die Hütte, die er sich gebauet hat, das Thier, so er sich geschlachtet hat, wenn er sich gegen fremden Eingriff vertheidigen kann: und dieses Eigenthum ist so viel als keines, wenn weiter nichts als die Gesellschaft das Eigenthum erschaffen hat.

Es ist noch zu wissen übrig, ob es für die Gesellschaft der größte Vortheil sey, wenn die Erbtheile unter Anverwandten von einer übermäßigen Ungleichheit sind? Hier bewies nun der Redner sowohl dem Verstande als dem Herzen aller derer, die ihn hörten, daß die Ungleich-

gleichheit in der Erbfolge abgeschmackt in der Politik und abscheulich in der Moral sey.

Wir bedauern, daß die Grenzen unseres Blatts uns zwingen, die weitere Entwickelung dieses Werks bis auf morgen zu versparen, dieses letzten Werks, worinn unsere Leser den Geist des großen Mannes erkennen werden, den die Repräsentanten von Frankreich mit ihrem Leidwesen beehren.

Die acht und vierzig Sectionen der Hauptstadt wurden vor die Schranken gelassen, um ihre Wünsche in Rücksicht des Leichenbegängnisses des Herrn Mirabeau zu vernehmen zu geben. Der Redner trug es darauf an, daß die Nationalversammlung eine Trauer um den Tod des Herrn Mirabeau bestimme und verordne, daß sein Leichnam auf dem Föderations-Platz unter dem Altar des Vaterlandes beigesetzt, und daselbst eine Leichenrede gehalten werde.

Herr Goupil führte das Beispiel der englischen Nation an, die dem Andenken des Newtons die gröste Ehre angethan, indem sie seine Asche in den Begräbnissen der Könige beygesetzt habe.

Hierauf wurde das Directorium des Pariser Departements in eben dieser Angelegenheit an die Schranken geführet.

Es verlangte.

1) daß das neue Gebäude von St. Genoveva zum Gedächtnißplatz für große Männer gewidmet werde.

2) daß es der gesetzgebenden Versammlung überlassen seyn solle, zu urtheilen, wer diese Ehre verdiene.

3) daß Herr Mirabeau der großen Männern bestimmten Ehrenbezeugungen würdig erkläret werde.

4) daß das Gebäude St. Genoveva die Inschrift führe: „Den großen Männern des dankbaren Vaterlandes"

Herr Fermont gab zu erwägen, daß es von gefährlichen Folgen seyn könne, wenn der gesetzgebenden Versammlung übertragen werden würde, zu beurtheilen, wer von ihren Mitgliedern dieser Ehrenbezeugungen sollte würdig erkannt werden; und trug es in dieser Absicht darauf an, daß das Ansinnen des Pariser Departements an die Constitutionscommission verwiesen werde, inzwischen aber möchte doch sogleich erkannt werden, daß Herr Mirabeau die Dankbarkeit der Nation verdienet habe.

Herr Robespierre trat diesem Vorschlage bei.

Herr Dupont fand bei der Beibehaltung der Gewohnheit, die Todten mitten in den Städten

zu beerdigen, Bedenklichkeit, und gab den Wünschen der Sectionen den Vorzug.

Herr Barnave unterstützte das Gutachten des Herrn Fermont, worauf die Nationalversammlung folgendes decretirte:

„Die Nationalversammlung erkläret nach reiflicher Erwägung des von dem Directorium des Pariser Departements geschehenen Antrags, daß Honoré Riquetti Mirabeau die Ehrenbezeugungen verdient habe, die die Nation zum Andenken grosser Männer, die dem Vaterland nützliche Dienste geleistet haben, anordnen wird, und verweiset das weitere Begehren des Pariser Departements an die Constitutionscommission, die ihr davon ungesäumt Bericht erstatten soll."

Der Leichnam des Herrn Mirabeau ist geöfnet worden. Der darüber erstattete Bericht sagt, daß er an einer eben so außerordentlichen Krankheit gestorben sey, als außerordentlich sein Leben gewesen wäre.

Der Secretair des Herrn Mirabeau hat sich erstochen. Geschah dies aus Schmerz oder aus einer andern Ursache?

Dieses wird man aus dem Bericht erfahren, welchen die Section über diesen Selbstmord erstatten wird.

Leichenbegängniß des Honoré Riquetti-Mirabeau.

Derjenige, welcher bey dem Donner der Kanonen, zween Tage vor dem Absterben desselben, gesagt hat: Feyert man schon die Leiche des Achilles? hat nicht vorausgesehen, daß dies Leichenbegängniß desselben alle Pracht, mit welcher man den Tod des griechischen Helden feyerte, übertreffen würde. Was ist ein Krieger, der die Welt verheeret, gegen einen Gesetzgeber, der den Grund zu der Freiheit eines großen Reichs legt? Die Zeiten sind vorbei, wo Tyrannen und Verwüster sich die Ehre anmaßen, die nur einem berühmten Mann gehöret, der durch große Talente oder durch große Tugenden sein Vaterland verherrlichet hat; und die vorzüglichste Wohlthat einer freyen Constitution bei einem aufgeklärten Volke ist, daß man ihm lerne nur diejenigen ehren, die ihm nützlich gewesen sind.

Seit der Gründung der Monarchie ist noch niemand mit einem solchen Leichenbegängniß beehret worden, wie die Gebeine des unsterblichen Mirabeau erhalten haben. Dies kommt daher, daß in unserer Geschichte sich niemals eine

Epoche

Epoche ereignet hat, die mit derjenigen, in welcher er lebte, verglichen werden könnte. Eine große Nation, welche sich wieder erneuert, ist um so empfindlicher über den erlittenen Verlust, als das Gebäude der Freyheit noch nicht vollkommen befestiget ist, und sie die Hand suchet, welche ihr helfen sollte, die letzte Stütze anzulegen.

Wir werden uns nicht in die Erzählung aller Kleinigkeiten bei dem Gange und der Ordnung eines Leichenbegängnisses einlassen, dessen Glanz nicht sowohl in der unermeßlichen Menge Volks, die Mirabeaus Sarg umringte, als in dem Gefühl eines Volks zu setzen ist, daß in die äußerste Betrübniß versunken, und begierig ist, den Ueberrest desjenigen noch einmal zu sehen, der noch wenige Tage vorher mit so vieler Beredsamkeit die Rechte desselben auf der Rednerbühne vertheidiget hat.

Alle Stände der Constitution, sowohl die bürgerlichen als die Militair- und geistlichen Stände hatten sich vereinigt, um ihn zum Grab zu begleiten. Zahlreiche Detachements von allen Divisionen der Pariser Armee, zu Fuß und zu Pferd, die Grenadiers, die Schweizer und die Garden der Prevote mit samt den Detachements der Invaliden, Veteranen und Cadetten der Nationalgarde, marschirten mit verkehrtem Gewehr

in der größten Betrübniß und Trauer. Es folgte unmittelbar darauf das Bataillon seines Distrikts mit seinen Fahnen, der Friedensrichter, die Commission der Section, und eine zahlreiche Geistlichkeit.

Der Sarg, der mit Flor behänget war, wurde von 12 Sergeanten der Nationalgarde getragen, und 6 Bataillonscommendanten hielten das Bahrtuch. Sein Herz, das in einer Urne verwahret war, welche mit einer Bürgerkrone gezieret war, wurde von seinem Kammerdiener in einem grossen Trauermantel, dessen Schweif zween junge schwarz gekleidete Leute hielten, getragen. Die Anverwandten, der Ext-Major unter Anführung des Hrn. de la Fayette, alle Mitglieder der Nationalversammlung ohne Rücksicht auf ihren Rang, die Administratoren des Departements, die Municipalschaft, die Richter der Tribunale, die Gesellschaft der Freunde der Constitution und andere patriotische Clubs machten diesen prächtigen Zug aus. Alle diese Stände wurden durch Detachements der Nationalgarde von einander abgetheilt, und marschirten durch eine dreyfache Reihe eben dieser Garde. Den Zug beschloß die Cavallerie, und hintennach lief eine unglaubliche Menge von Bürgern und Fremden, männlichen und weiblichen Geschlechts, alt und jung, von allerhand Stande,

Stande. Die Miniſter und der Siegelbewahrer, die nach der vormaligen Verfaſſung nur königlichen Beiſetzungen beiwohnten, haben zu ihrer eigenen Ehre der Leiche eines ſimplen Bürgers beigewohnt. Allein dieſer Bürger war ein groſſer Mann, und die Könige waren oft nichts als große Unterdrücker.

Der Zug war ſo zahlreich, und der Gang ſo majeſtätiſch und langſam, daß mehr als ſieben Stunden darauf gieng, ehe man in die ehemalige Kirche von St. Genoveva kam.

Von einem Platz zum andern ſtund ein Trupp Tambours, die ihren Trauerwirbel ſchlugen, hierauf hörte man die traurigen und klagenden Töne einer herzbrechenden Muſik, und mitunter wurden alle Glocken geläutet, und die Kanonen und Musketen abgefeuert. Das Volk bezeugte durch eine tiefe Stille ſeine innigſte Wehmuth, und aus einem religiöſen Reſpekt für die Aſche eines berühmten Mannes behielt ein jeder ſeinen Hut ab, gleichſam, als wenn die Gottheit gegenwärtig geweſen wäre. Es irrte ſich nicht, denn der Mann von Genie iſt der ſchönſte Ausfluß der göttlichen Allmacht.

So wird man von nun an große Männer ehren, die ſich um ihr Vaterland verdient gemacht haben. Was für ein Saame der Nacheiferung!

eiferung! Was für Früchte wird man von einer Conſtitution einernden, die ſo die Seelen vergrößert, ſo ſchöne Belohnungen ausſetzt, und die Sphäre der menſchlichen Weisheit erweitert.

Verſchlag zu einem Epitaphium:

Wenn du das Reich der Freiheit miskennest, wenn dein Herz nicht bey dem Anblick dieſes Grabmaals gerührt wird, ſo entferne dich, Unheiliger; ein einziges Wort muß genug ſeyn:

Hier ruhet Mirabeau.

Si de la liberté tu méconnois l'empire,
Si ton coeur ne t'ément en voyant ce tombeau,
Eloigne-toi, profane, un ſeul mot doit ſuffire:

Ici repoſe Mirabeau.

Rede

bei der Beisetzung des Herrn von Mirabeau gehalten den 4. April 1791. in der Kirche St. Eustach von Herrn Cérutti, im Nahmen der Section de la Grange-Bateliere, in Gegenwart der Nationalversammlung.

In ipsam gloriam praeceps agebatur.

TACIT. AGRIC.

Aufgefordert von den Bürgern meiner Section, um mitten in diesem Tempel vor dem Angesichte des Volkes das feyerliche Werkzeug des allgemeinen Schmerzens zu seyn, trete ich auf, ohngeachtet der Schwäche meiner Stimme, laut wehzuklagen bei dem Sarge eines berühmten Mannes, den das unerbittliche Verhängniß plötzlich darniedergeschlagen und aus Frankreichs Armen gerissen hat.

So ist dann derjenige in den ewigen Schatten hinabgestiegen, der so oft die gesetzgebende Tribune bestiegen und auf ihr triumphiret hat! Er liegt dann der mitten im Heiligthum gestreckt

streckt da, der für das Vaterland aufrecht stand, und die höchste Säule desselben war! So ist dann diese Stütze, dieser Führer eines freyen Volks an das Ziel seiner Tage gelanget, ehe er das Ziel seiner Laufbahn erreicht hat!

Welcher Leichenpomp kann unsere Blicke trösten, und seinen Manen ein Genüge leisten? Das Bild seiner Arbeiten.

Da ich gezwungen bin, mich auf eine kurze Zeit einzuschränken, so bringe ich eine weitumfassende Lobrede unter zwey flüchtige Gemälde. Ich werde mit wenigen Worten schildern, was Mirabeau in zwey Fächern gethan hat, was er unternommen hat, uns frei zu machen, was er unternommen hat, um uns gerecht und billig zu machen, sein Revolutions-Genie und sein Constitutions-Genie. Weit sey von mir alles panegyrische Blendwerk, weit sey von mir alle redneriſche Prahlerei entfernt. Ich werde nicht vergessen, daß ich zwischen den beiden Klippen der menschlichen Eitelkeit, zwischen dem Altar und zwischen dem Grabe stehe.

Machiavell, dieser Beobachter der Zeiten, dieser Lehrer der Despoten, schreibt das seltene Gelingen eines National-Aufstandes zweyen Ursachen zu. Bald, sagt er, hat es bey großen Ereig-

Ereigniſſen an einem großen Manne, bald einem großen Manne an großen Ereigniſſen gefehlt. Er vergaß noch eine dritte Urſache; nemlich, daß die meiſten ſich empörenden Nationen zu einer Revolution noch nicht reif waren, oder daß ſie, indem ſie ihre Ketten zerreiſſen wollten, ſich noch mit Vorurtheilen ſchleppten, an welche jene Ketten angehänget waren. Der Muth warf die Kette ab, der Irrthum behielt ſie, und die Sclaverey der Gemüther verewigte die Tirannei der Regierungen.

Drei Jahrhunderte von himmelſchreienden Misbräuchen, zwey Jahrhunderte von allmähliger Aufklärung, ein Jahrhundert von Reformations-Beyſpielen, die Erfahrung und das Genie hatten den franzöſiſchen Karakter wieder gehärtet, und gleichſam mit einer übernatürlichen Energie geſtählet. Monteſquieu, Voltaire, Mably, Rouſſeau, Fenelon, die weiſe Schule der Encyclopädie, die Schule der Oekonomiſten, und die erleuchteten Inſtructionen eines weiſen Neckers — ich bin ſchuldig, ihn unter unſere Orakel zu zählen, ſollte auch der Schatten, dem zu Ehren ich rede, darüber erbloßen und erröthen — alle dieſe großen Männer, ſage ich, hatten die Nation belehret, vorbereitet und vollendet. Mirabeau, noch jung, wollte, um in

ihre

ihre Sphäre zu gelangen, sich über die Gränzen schwingen, welche dieselben nicht einzubrechen gewagt hatten, und rief aus: Was jene Großes vorgeschlagen haben, das will ich unternehmen; was sie für unmöglich gehalten haben, das will ich ausführen. Ich will meinen Vorgängern noch zuvorkommen. Meine Unerschrockenheit soll ihrem Genie zu einem Werkzeuge dienen. Sie haben das Licht erschaffen, und ich will die Bewegung erschaffen.

Als der Lauf der Begebenheiten durch so mancherley Abwechselungen den günstigen Zeitpunkt, den Zeitpunkt der Ausführung herbeygebracht hatte; als Frankreich, das durch den heftigsten aller Stürme mehr zurückgehalten, als darniedergeschlagen worden, das alte zur Hälfte zerfallene und zur Hälfte unbewegliche Staatsschiff betrachtete, und den Steuermann gezwungen hatte, es auf das große Schiffswerft zu seiner Wiederauferbauung zu bringen, so zeigte sich Mirabeau — ich habe gewissenhaft sein Lieblingsbild, dessen er sich bedienet, angeführet — so zeigte sich Mirabeau an dem Ufer, Mirabeau sprang auf das Schiff, Mirabeau entbrannte in einem verzehrenden Eifer, Mirabeau belebte seine Mitarbeiter, er brachte die populäre Bewegung in Gang, vermehrte und be-

beschleunigte sie; und dann sahe man, was ein Mann von Kopf, der von einer Nation unterstützt wird, was eine Nation, die von einem Mann von Kopf unterstützt wird, ausrichten kann.

Und wer bewaffnete denn das französische Volk gegen seine Tyrannen? Er durch seine Rathschläge. Wer entwafnete die drohenden Legionen der Aristocratie? Er durch seine Beredsamkeit. Wer verschloß den offenen Abgrund, den unermeßlichen Abgrund des Bankerots? Er durch seine Berechnungen. Wer erstickte in den Lüften das herangewachsene Fantom des Aberglaubens? Er durch seine Philosophie. Wer endlich versuchte es, die Nation, die er bis auf den Gipfel der Unabhängigkeit gebracht hatte, von der Anarchie zurückzuhalten, in die sie im Begriff war, hinabzustürzen? Er durch seinen Muth und Nachdruck.

Dieses letztere Bestreben war nicht das geringste Wunderwerk in seinem öffentlichen Leben. Ich will hier nicht den Triebfedern nachspüren: ich schränke mich darauf ein, eine Skizze von den Resultaten zu entwerfen, und ich glaube billig zu seyn, wenn ich sage: Wenn das Revolutions-Genie des Mirabeau Frankreich Dienste

ſie geleiſtet hat, ſo hat ſein Conſtitutions-Genie daſſelbe gerettet.

Frankreich gerettet! Und von welchen Gefahren? Von eitlen Schrecken, von blinden Motionen, von zerſtöhrenden Theilungen, von geſchickten Schlingen, von ſtürzendem Schein, und von rückgängigen Bewegungen.

Frankreich gerettet! Und von welchen Feinden? Von den gefährlichſten Feinden, weil ſie unvorſichtige Freunde ſind; von einem wohlgeſinnten, aber ſeine Schritte nicht abmeſſendem Volke, von einer wahrhaft patriotiſchgeſinnten Parthei, die aber die Gränze, wo das Gute aufhöret, überſchreitet. Von Klugen ſelbſt, die in dem Labyrinth von Ungewißheiten ſich nicht zu helfen wußten oder ermüdeten, und die er theils belehrte, theils mit neuem Muth belebte.

Frankreich gerettet! Und durch welche geheime Mittel? Indem er das Band zwiſchen dem Volk und dem Monarchen wieder feſtknüpfte, indem er die Seele der Republik in die Sinne und Organen der Monarchie einhauchte, indem er ſtets die Macht und die Geſetze im Gleichgewichte erhielt, indem er, ſo zu ſagen, die Tirannen auf den Ruinen der Baſtille, und die Auf-

Aufrührer in dem Tempel der Conſtitution aufopferte.

Von einem Baumeiſter des Tempels wurde er der Wächter deſſelben. Von der Höhe der Tribune, des Ruders der Adminiſtration, hatte er geſchworen, alle Stöhrer auszukundſchaften und zu bekämpfen. Zu gleicher Zeit beſchäftigte er ſich, das geſetzgebende Werk zu vollenden. Jeder Stein, den er mit ſeinen Händen legte, machte das Gebäude feſt. Sein tiefdringender Blick und ſeine Geſchicklichkeit entdeckte die ſchadhaften Stellen, räumte die ſchweren Maſſen weg, polirte die unförmlichen Materialien, bezeichnete die ſitzlichen Verhältniſſe, fügte die weſentlichen Verbindungen feſt zuſammen, und verſäumte auch nicht die allerleichteſten Umriſſe, weil er überzeugt war, daß in Conſtitutions-Sachen eine jede Ungleichheit ein Fehler, und eine jede Unregelmäßigkeit ein Ruin iſt.

Mit ſeiner vielvermögenden Thätigkeit verband er noch den Zauber der Sprache. Heftig und hinreiſſend brachte er den verſchwundenen Punkt der Aufgabe wieder mit Gewalt zum Vorſchein. Die entfernte Folge wurde in die Nähe gebracht und erwogen. Der verborgene Knoten wurde entdeckt und gelöſt. Die Nä-

tonnements, die auf allen Seiten von Einwürfen angefochten wurden, ließen keinen derselben entwischen und bestehen. Der entscheidende Grund war die Hauptfigur in seinen Gemälden.

Ein Colorit, das sich bisweilen ins Dunkel zog, ein Ausdruck, der bisweilen blendend oder übertrieben war, diente, ein Vorurtheil zu bekämpfen, oder die Schlafsucht aufzuwecken. Er tödete die Leidenschaften, und belebte sie wieder nach seinem Gutbefinden. Er wendete sich an, um ihren Beifall oder ihr Schweigen zu erlangen. Das Prinzipium regierte den Redner, und der Redner regierte die Versammlung. Ein glückliches Wort, ein Lichtstrahl machte, so zu sagen, Revolution in den Gedanken. Es war, als wenn er bald das Prisma des Newtons, bald den Kopf der Medusa in den Händen hielte.

So viele Arbeiten haben den unermüdeten Künstler der Revolution aufgerieben, und das Grab verschlingt den, der den Despotismus verschlungen hat. Fast augenblicklich vom Tode gerühret, sahe er unter der Last einer schweren Krankheit sich mit eben dem unerschrockenen Blicke auflösen, und seine Existenz umstürzen, mit welchem er die Regierung dahin sinken sah. Seine letzten Gedanken waren Staatsangelegenheiten und eine National-Wohlthat. Die

Bewe-

Bewegungen eines ängstlichen Volks, das sein Haus umringte, und zum Voraus sein Andenken feyerte, waren sein Trost in seinen Leiden, und richteten seinen mit dem Tode ringenden Geist wieder auf. Kein kleinmüthiger Gedanke hat seine Seele am Rande der Ewigkeit erniedriget, und zwey majestätische Bilder füllten seine weite Einbildungskraft aus, die Nachkommenschaft und die Nationalversammlung. Er hat gewünscht, noch von der letztern gehöret zu werden, wenn er auch nicht mehr sey. Er hat ihr den letzten Schatz seiner Meditationen vermacht. Der Geistliche, Patriot und Freund, der seinen sterbenden Geist eingesegnet, hat mitten unter den Gesetzgebern den geheiligten Tribut, das Leichenopfer des Genius, dargebracht. Verwunderung und Schmerz haben stillschweigend zugehöret, und mit Seufzern ihren Beifall zu erkennen gegeben. Der Thron gerieth in Bewegung, als er den Einsturz seines Walls vernahm. Das Volk, das auf das Gerüchte dieser unvorhergesehenen Katastrophe herbeilief, zeigt sich bald aus Verzweiflung unbeweglich, bald aus Trostlosigkeit lärmend. Auf jeder Stirne schien das Bild des Vergangenen eingedrückt zu seyn. Jeder Blick in die Zukunft schien trüb zu seyn, und indem Frankreich diese Stütze verlohr, wankte es gewissermaßen auf seiner Grundfeste.

Franzöſiſche Bürger! Faſſet euch. Obgleich das Nationalwerk noch nicht vollendet iſt, ſo iſt es doch unzerſtörbar. Der Volksgeiſt — Dank ſey es unſern Geſetzgebern, Dank unſern Philoſophen, Dank dem, der beides zugleich war — der Volksgeiſt hat in den Gemüthern ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß er zwar noch braucht gepflegt, aber nicht mehr, aufrecht gehalten zu werden. Der Auflebensbaum überſchattet Frankreich. Seine Unermeßlichkeit bürget für ſeine Dauerhaftigkeit. Die Talente, die ihn umringen, können verwelken. Dieſes ſind Zierrathen, nachgeſchobene Zweige, die er wieder verliehret, aber ſein Stamm iſt unſterblich, ſein Saft unerſchöpflich.

Der fruchtbarſte Zweig dieſes Baums iſt abgeriſſen. Mirabeau iſt gefallen! Nähert euch ſeinem Sarge, ihr jungen Zöglinge der Nation! die Soldaten ſchärfen ihr Schwerd auf dem Stein, der den Sieger bei Fontenoy einſchließt. Patrioten werden kommen, um ihren Geiſt bey dem Mauſoleum des Ueberwinders des Deſpotismus zu erheben. Brutus und Caſſius wurden die letzten Römer genennt. Mirabeau wird der erſte Franzoſe genennt werden. Ach! ihr werdet ihn nicht mehr auf der Tribune donnern hören; aber er donnert noch in ſeinen Werken.

Seine

Seine Lippen sind erkaltet, aber wie viele brennende Blätter in seinen Schriften! Sein Herz ist leblos, aber es schlägt in unsern Gesetzen. Vielleicht mishandelt die Aristokratie oder die Anarchie in ihren Gedanken einen ohnmächtigen Leichnam, aber sein Name wird ihnen furchtbarer seyn, als es vielleicht der Rest seines Lebens gewesen wäre. Endlich, er ist bis in das Nichts des Sarges versunken, aber dieser Sarg, der durch den Enthusiasmus groß worden ist, wird von Völkern besucht werden, und er wird durch seine Vergötterung mit einer wunderthätigen Gewalt begabt werden. Jeder Sclave, der, indem er sich demselben nähert, zittern wird, wird plötzlich die Stärke bekommen, seine Ketten zu zerbrechen.

Brave Bürger, in deren Nahmen ich zu sprechen die Ehre habe, verzeiht dem niedrigen Stil einer Schrift, die mit so vieler Eilfertigkeit aus meiner beunruhigten Feder geflossen ist. Und du, den ich ohne Kunst und Affektation celebrire, wenn meine Stimme anders bis in den Wohnort der Todten dringet, rechne unter die Sonderbarkeiten deines Lebens auch dieses Opfer, das du von mir nicht erwartetest, und das Opfer deiner Section, die um deine Asche mit siebenundsechzig Mitwerbern gestritten hat.

Jene Krieger in Trauer haben dich einen Augenblick mitten unter sich besessen. Sie begleiten deine abgelegte Hülle in ihre ewige Wohnung. Sie kommen mit einem frommen Vertrauen, dich dem Gebete jener Heiligen, den Mittlern des höchsten Wesens, zu empfehlen.

Nun stehest du vor ihm, nun bist du wieder mit den Uranfängen des Weltgebäudes vereiniget. Die Seiten unserer Constitution, die mit deiner Hand geschrieben sind, werden den Vater der Sterblichen zu deinem Vortheil rühren.

Ach! wie sehr mußt du dich jetzo über jene menschlichen Eitelkeiten ärgern, die du zu suchen die menschliche Schwachheit gehabt hast! Wie sehr mußt du seufzen, daß du von so vielen großmüthigen Handlungen nicht einige weniger reine Handlungen abgesondert hattest! — — Doch ich habe an diesem Tage der Trauer nur den Auftrag, den edelsten Theil deiner selbst zu zeigen. Möchte doch der Schleier der Vergessenheit, der dicker und dunkler als der Schleier des Todes ist, die Verirrungen oder die Lücken deines Ruhms bedecken! Berühmter Schatten! Ruhe im Frieden im Schooße des Nachruhms. Unterhalte deinen Nachruhm mit einem Gedanken,

danken, der allein eines Jahrhunderts Glück werth iſt. Ein römiſcher Geſetzgeber ſagte bei ſeinem Sterben: Ich habe Rom mit Koth und Thon gebaut gefunden, und ich laſſe es mit Marmor und Metall gebaut zurück. Du haſt bei deinem Sterben ſagen können: Ich habe Frankreich mit Baſtillen, Parlementern, Trabanten, Vorurtheilen und Ketten beladen gefunden, ich hinterlaſſe es mit einer ſchützenden Geſetzgebung, ich hinterlaſſe eine patriotiſche Armee, regulirte Tribunale, wiedererrichtete Tempel, einen wiederbefeſtigten und unerſchütterlichen Thron, und eine wiederbelebende und unbeſtechliche Conſtitution.

In der

Gräffschen Buchhandlung

in Leipzig sind ohnlängst folgende

Bücher erschienen.

Böckh, C. G. der Rathgeber junger Leute beyderley Geschlechts. 12 Band 15 und 25 Stück 8. 1791. Jedes Stück 12 gr.

Clarissa. Neuverdeutscht und Ihro Maj. der Königin von Großbritannien zugeeignet von L. T. Kosegarten. 4ter Band. 8. 1791. Schreibpap. 1 Rthlr 8 gr.

Despotismus, der enthüllte, der französischen Regierung; oder merkwürdige Geschichte des Herrn von Latude, während seiner unverdienten 35jährigen Gefangenschaft in verschiedenen Staatsgefängnissen. Nach den Originalpapieren von dem Herrn Thiery in Ordnung gebracht. Aus dem Franz. übers. und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. F. A. Hochheimer. 2 Th. mit des Hrn. von Latude Bildniß 8 1791. 1 Th. 6 gr.

Götzens, J. A. E. Beschreibung einer bequemen Studir- und Spartlampe. Nebst 2 Kupfertafeln. 8. 1791. 4 gr.

Hainings Briefe an Emma. Herausgegeben von L. T. Kosegarten. 2 Bände. Mit Kupfern von Penzel. 8. 1791. Schreibpapier. 2 Thlr 8 gr.

Henning, D Fr. von den Pflichten der Kranken gegen die Aerzte. 8. 1791. 8 gr.

Ihns, J. C. patriotischer Versuch über die Bildung eines würdigen Officiers. gr. 8 1791. 14 gr.

Magazin, litterar. der deutschen u. nordischen Vorzeit. Herausgegeben von Böckh u. Grüter. 1r B. 8. 1791. Schreibpapier. 1 Rthlr.

Pignotti, del Dottore Lorenzo. Favole e Novelle. VII. Edizione. 8. 1791. auf Schreibpapier. 12 gr.

Ebendaſſ. Buch auf holland. Papier. 18 gr.

Smiths, A. Theorie der moralischen Gefühle. Uebersetzt, vorgeredet u. hin u. wieder kommentiert von L. T. Kosegarten. gr. 8. 1791. 1 Rthlr. 12 gr.

Szenen in Paris, während u. nach der Zerstöhrung der Bastille. Nach französisch. u. englisch. Schriften u. Kupfern. M. K. die interessantesten Szenen darstellend. 5te u. letzte Sammlung. 8. 1791. 16 gr.

Bayerische Staatsbibliothek München